STIMMEN AUS MARIA-LAACH

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Zweiundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des zweiundzwanzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Dorothea von Schlegel.

Als Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, als Gemahlin des Romantikers Friedrich von Schlegel und als Mutter der beiden Maler Johann und Philipp Veit stand Dorothea von Schlegel in näherer Beziehung mit mehreren der bedeutendsten Kreise, aus denen die neuere deutsche Literatur, Philosophie und Kunst hervorgegangen ist. An der Entwicklung der Romantik hat sie sowohl durch treue Unterstützung ihres Mannes, als auch durch eigene Leistungen Theil genommen. Weniger gehaßt und geschmäht, als ihr Gemahl, litt auch sie unter dem Scherbengericht, welches der unerbittliche Geist des Protestantismus über den großen Convertiten verhängte. Wie Friedrichs bahnbrechende Arbeiten theils mißkannt und zu Tode geschwiegen, theils durch künstliches Hervordrängen Anderer in den Schatten gestellt, theils endlich als „jesuitisch" und „reactionär" in Acht und Bann gethan wurden, so wurde auch sie als stilles Anhängsel des verfehmten Abtrünnigen mitgeächtet, mitherabgesetzt und zu Tode geschwiegen. Während das Lebensbild ihrer Schwägerin, der Culturdame und Dreimännerfrau Karolina Böhmer-Schlegel-Schelling, der Freundin Forsters und Schleiermachers, schon längst in feierlich-historischem Rahmen dem deutschen Volk zur Verehrung ausgestellt wurde, hat weder Friedrich von Schlegel, noch seine Gattin bis dahin einen ausführlichen Biographen [1] gefunden. Erst gegen Ende vorigen Jahres erschloß endlich der von Dr. Raich herausgegebene Briefwechsel [2] einen genauern Einblick in das Geistesleben der hochbegabten

[1] Die beste Biographie Friedrich von Schlegels gab bis dahin Rosenthal, Convertitenbilder, I. 1. 106—165, auch in den „Histor.-polit. Blättern" mitgetheilt, LVI. 256—287, 337—359. Vgl. die kürzere Charakteristik von Eichendorff in derselben Zeitschrift, XVII. 379 ff.

[2] Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz, Kirchheim, 1881. I. Bd. XII (32) u. 448 S. 8⁰. — II. Bd. IV u. 456 S. 8⁰. — Ein III. Band, der das Werk zum Abschluß bringt,

Frau und leistete den handgreiflichen Nachweis, daß dieselbe durch ihren Rücktritt zur Kirche nicht nur nichts von ihren glänzenden Geistesgaben und Charakteranlagen eingebüßt, vielmehr dieselben erst in und nach ihrer Conversion zur schönsten Blüthe entfaltet hat. Die Verirrungen ihrer ersten Lebensperiode fallen der vielgefeierten „modernen Cultur" zur Last, nicht der Romantik und noch viel weniger dem Katholicismus. Ihre Umwandlung bezeichnet den richtigen und einzigen Weg, der aus den traurigen Ergebnissen dieser gottentfremdeten Cultur herausführt.

1.

Es ist bekannt, wie Moses Mendelssohn, ursprünglich nach seinem Geburtsort Moses Dessau genannt (er wurde in Dessau den 6. Sept. 1729 geboren), mit harter Armuth und Kränklichkeit kämpfend, sich unter Mithilfe Lessings und zweier jüdischer Ärzte zu einem geachteten Schriftsteller und Populärphilosophen emporarbeitete. Bernhard, ein reicher, jüdischer Seidenfabrikant zu Berlin, entriß ihn seiner gedrückten Lage, indem er ihn erst (1750) als Erzieher seiner Kinder, dann als Buchhalter anstellte und ihn endlich zum Geschäftstheilnehmer erhob. In nunmehr gesicherten Verhältnissen ehelichte Moses 1762, in seinem 33. Jahre, die Tochter des, wie es scheint, nicht sehr bemittelten Abraham Gugenheim aus Hamburg. Der glücklichen Ehe entsproßten drei Söhne: Joseph (geb. 11. Aug. 1770), Abraham (geb. 10. Dec. 1776), Karl Theodor Nathan (geb. 8. Dec. 1782), und zwei Töchter: Dorothea (geb. 24. Oct. 1763) und Henriette. Der Name der älteren Tochter war ursprünglich nicht Dorothea, sondern Brendel, d. h. Veronica.

Über die Kinderjahre und die Erziehung der jungen Brendel bietet ihre Correspondenz weder einläßliche Nachrichten, noch auch ergiebigere Andeutungen. Doch ist anzunehmen, daß des Vaters lebhafter Geist, eifriges Studium und ernste, literarische Thätigkeit nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf das begabte Kind blieb. An den vormittäglichen Privatvorlesungen, welche er dem 7 Jahre jüngern Sohn Joseph

---

wird nächstens erscheinen. Wie „Novalis' Briefwechsel", den Herr Dr. Raich 1880 herausgab (Mainz, Kirchheim. 192 S. kl. 8⁰), sind auch die beiden vorliegenden Bände mit musterhafter Genauigkeit besorgt. Sie bieten nicht bloß einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte der „Romantik", sondern können auch als interessante Lectüre allen Freunden der Literatur empfohlen werden.

und einigen andern jungen Hebräern über die Grundlagen seiner Philosophie, über die Existenz, das Wesen und die Attribute Gottes hielt und welche er später als „Morgenstunden“ veröffentlichte[1], mag vielleicht auch sie als Zuhörerin Antheil genommen haben. Jedenfalls ist seine religiöse Richtung ihr nicht fremd geblieben, da sie mit inniger Zärtlichkeit an ihrem Vater hing und sich noch in spätem Alter seiner mit liebevoller Pietät und Ehrfurcht erinnerte[2].

Weit gefehlt würde es sein, diese Geistesrichtung als eine Richtung des grimmigsten Hasses gegen das Christenthum oder gegen jede positive Religion zu betrachten. Tiefe Abneigung hegte Moses Mendelssohn zwar gegen Beides; aber zu eigentlichem Haß war er ein viel zu weicher, sanfter und schmiegsamer Charakter. Seine Energie war eine ruhige, nicht stürmische; langwierige körperliche Leiden hatten sie gedämpft. Seinen angeborenen Hang zur Satire mäßigte er mit großer Selbstbeherrschung. Den Streit liebte er nicht um des Streites willen, sondern war bei Disputationen bemüht, durch deutliche Klarlegung des Fragestandpunktes eine lichtvolle Prüfung anzubahnen. Dem orthodoxen Judenthum, von welchem er sich innerlich losgesagt hatte, trat er nicht mit reformatorischem Ungestüm entgegen, sondern suchte die Gläubigen durch überzeugende Auseinandersetzung seiner aufgeklärten Philosophie in das Gebiet seiner eigenen Geistesfreiheit herüberzuziehen. Indem er äußerlich bei der Gemeinschaft seines Volkes verharrte, als Anwalt seiner Riten, seiner Ehre und seines Einflusses auftrat, bildete er auch in der That unter seinem Volke eine Menge Gleichgesinnter heran. Während Lessing nicht ohne herzliche Streitlust wider die orthodoxen Theologen zu Felde zog und im Kampf seine Kraft gleichsam verdoppelt fühlte, betrat der zarter organisirte Mendelssohn nur herausgefordert den Kampfplatz, das eine Mal, um Lavaters biderbe und platte Bekehrungsversuche zurückzuweisen, das andere Mal, um Lessing gegen die Beschuldigung des Spinozismus zu vertheidigen. Die Aufregung, in welche ihn die Anklage F. H. Jacobi's und die daran geknüpfte Fehde versetzte, nagte an seiner Gesundheit und zog ihm einen verfrühten Tod zu (4. Jan. 1786). Lessing hatte ihm übrigens schon zum Voraus in seinem Nathan ein Denkmal gesetzt. Der aufgeklärte Jude, mit seiner ruhigen, an der Oberfläche schwimmenden Philosophie, mit seiner Losschälung von aller bestehenden Offenbarung und positiven Theologie, mit

[1] Moses Mendelssohns sämmtliche Werke. Wien 1838. S. 105 ff.
[2] Vgl. Brief aus Paris, 1803 (Raich, I. 115).

seiner milden Selbstbeherrschung, seiner Wohlthätigkeit, seiner anspruchslosen Bescheidenheit trägt viele Züge, die Lessing nicht seinem stürmisch bewegten Innern, sondern dem sanften Lebensbilde seines Freundes entnahm. So seicht und oberflächlich auch die religiösen Anschauungen des Letztern erscheinen müssen, wenn man sie gegen das ebenso einheitliche als tiefe und großartige System der christlichen Philosophie hält, so lag dem Streben Mendelssohns doch unverkennbar ein hoher Ernst, eine aufrichtig gemeinte Religiösität zu Grunde. Diese bethätigte sich zunächst in treuer Familienliebe, opferwilliger Güte gegen Freunde und Näherstehende, ernster und emsiger Ausbildung des eigenen Geistes, und jenen übrigen, mehr geselligen Vorzügen, welche die Aufklärungsperiode unter dem Namen Humanität zusammenfaßte und welche als natürlich Gutes Anerkennung verdienen, wenngleich sie das übernatürliche Glaubensleben in keinerlei Weise zu ersetzen im Stande sind.

Als einen Wiederhall dieser milden, am Diesseits haftenden, mehr gefühlvollen als intellectuellen Humanitätsreligion des Vaters mag man die Ermahnungen betrachten, welche Brendel Mendelssohn zwei Jahre nach des Vaters Tode der jüngern Schwester Henriette zu Theil werden ließ:

„Du mußt selbst Alles heraussuchen; du mußt keine Kleinigkeit unbenützt lassen. Wenn Du so oft nicht mehr das Glück wirst haben können, Menschen nach Deinem Herzen zu sehen, so wirst Du nur immer mehr noch ihren Werth einsehen lernen. Beschäftige Dich nützlich; lerne, so viel Du kannst; sei Nothleidenden behilflich, so viel Du vermagst, mit Rath, Trost oder Geld. Höre nie auf, Dich selbst zu vervollkommnen; bessere beständig und werde nicht müde, Fehler, die Du an Dir bemerkst, auszurotten; glaub' mir, der einzige Weg zur Glückseligkeit ist — immer besser zu werden; alles Übrige ist außer uns und kann uns nur so lange beglücken, als es uns neu ist. Gewöhne Dir an, jeden Abend getreu aufzuschreiben, nicht allein, was Du gethan, sondern auch, was Du gedacht und gefühlt hast. Schicke es mir von Zeit zu Zeit." [1]

Ein anderer Brief, vier Jahre später, zeigt uns Brendel als feingebildete Weltdame, Kennerin des Theaters und der Oper, scharfsinnige Beurtheilerin der dramatischen Kunst, geistreiche und sprachgewandte Correspondentin. Sie treibt auch Politik, und zwar fast ein wenig socialdemokratisch, indem sie der kritischen Beschreibung der französischen Oper

---

[1] Raich, I. (2).

zu Rheinsberg eine drastische Schilderung der bürgerlichen Verhältnisse daselbst gegenüberstellt, wobei der Besitzer des Schlosses Rheinsberg, Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) von Preußen, nicht eben günstig wegkommt:

„Sein Haus, sein Garten und Alles, was er aus seinem Fenster übersehen kann, ist üppig und prächtig; gehen Sie nur um ein Haus weiter, nur die Ecke herum, und Sie finden kein ganzes Dach, keine reine Straße, kein ganz angezogenes Kind. Dürftigkeit und Elend allenthalben, und auch diese elende Existenz ist nur sehr precär; mit seinem Leben endigt auch das ihrige; sie erhalten sich nur vom Abgang seines Überflusses und durch die tausend überflüssigen Dinge, die sie ihm verschaffen müssen, ohne daß sie das Nothwendige haben oder die Aussicht haben, es künftig oder durch eigenen Fleiß zu besitzen.... Verdammter Aristokrate! konnte ich mich nicht erwehren auszurufen. Es ward sehr lebendig in mir, wie ein ganzes Volk mit einemmale sich gegen die schwelgenden Tyrannen auflehnen kann, die sich ewige Symphonien aufspielen lassen und so das Geschrei des Elendes nicht hören, das ihnen sonst zu Ohren kommen würde. So eine Oper kostet mehr, als es kosten würde, ein eingefallenes Häuschen wieder aufbauen zu lassen, in dem Friede und Wohlhaben wohnen könnten. Ich dachte mir ganz Frankreich so, und nun verstand ich die Franzosen. Verzeihen Sie meinen Eifer, liebe Aristokratin!"

Die Aristokratin, an welche dieser Appell gerichtet wurde, war die berühmte Rahel Levin, die spätere Gemahlin Varnhagens van Ense. Brendel war übrigens um diese Zeit kein junges Fräulein mehr, sondern Ehefrau und Mutter von drei Kindern. Sie war erst 15 Jahre alt, als ihr Vater Moses ihr bereits in der Person des Bankiers Simon Veit einen Gatten aussuchte. Sie ließ diese Wahl über sich ergehen, bei der mehr Gott Mammon als die Philosophie den Ausschlag gegeben zu haben scheint. Veit entsprach ihr weder durch seine äußere Erscheinung, noch durch seine geistigen Eigenschaften. Sie war zur Philosophin und schöngeistigen Dame herangebildet, er ein gutmüthiger, prosaischer Geschäftsmann und nichts weiter. Das Mädchen gehorchte indeß und kam dem erkorenen Gatten, wenn nicht mit enthusiastischer Liebe, doch mit hingebender Freundlichkeit entgegen. Veit gab sich Mühe, die ihm fehlende Bildung durch Lektüre und Studium zu gewinnen. So kam ein erträgliches Verhältniß zu Stande, das jedoch die ideal angelegte Veronica nicht befriedigte. Von den vier Söhnen, welche aus ihrer Ehe hervorgingen, starben zwei: Moses (geb. 1787) und Abraham (geb. 1791), noch im Jahre ihrer Geburt dahin. Die zwei andern: Jonas (geb. 2. März 1790) und Philipp (geb. 13. Febr. 1793), zog Veronica

mit der innigsten mütterlichen Zärtlichkeit und Liebe auf. Doch gestaltete sich auch aus diesen Familienleiden und Familienfreuden kein Band, das sie enger und mit wahrer Liebe an Simon Veit gefesselt hätte. Sie liebte ihn nicht und war, trotz aller äußern Eintracht, nicht glücklich mit ihm. Sie suchte und rang nach einem feinen, literarischen Geistesleben, das er ihr nun einmal nicht bieten konnte.

Was ihr einigen Ersatz bot, aber auch anderseits die Disharmonie ihres Ehebundes nothwendig wieder verschärfte, war der Verkehr mit einem Kreis von schöngeistigen Damen und Herren, in welchem sie und ihre Stammesgenossinnen und Freundinnen Henriette Herz und Rahel Levin den Ton angaben. Wie die eine dieser Damen, „die schöne Circassierin", Henriette Herz, erzählt, boten „die christlichen Häuser Berlins" damals „nichts, welches dem, was jene jüdischen an geistiger Geselligkeit boten, gleichgekommen oder auch nur ähnlich gewesen wäre". Hier verkehrten der Prinz Louis Ferdinand, Friedrich von Gentz, die beiden Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, Gustav von Brinkmann, Engel, Moritz, Dohm, Spalding, Reichardt, Tieck, Schleiermacher — „kurz, was irgend Bedeutendes an geistigen Kräften Berlin bewohnte oder auch nur besuchte". Die drei Frauen traten später alle zum Christenthum über: Dorothea Veit 1804, Rahel Levin 1814, Henriette Herz 1817.

Daß Jüdinnen die ersten Salons von Berlin gründeten und beherrschten, das mag denjenigen ernüchtern und verdrießen, welcher auf Berliner Cultur als auf die schönste Blüthe deutschen Geistes zu pochen wünscht. Auf die christliche Bevölkerung Berlins wirft es an sich keinen allzu tiefen Schatten. Kaum den drückendsten Fesseln entrafft, wußten die strebsamen, unermüdlichen Juden eben ihren Einfluß alsbald geltend zu machen und ihren Reichthum in confortablem Luxus zu genießen. Bei ihren lebhaften Handels- und Geschäftsverbindungen mit aller Welt lag es Niemanden näher, als ihnen, das freie, gesellige Leben, das sich in Frankreich entwickelt hatte, nachzuahmen und seine Formen den deutschen Verhältnissen anzupassen. Ihre Töchter wurden nicht zu stillbescheidenen, mädchenhaft schüchternen Hausfrauen herangebildet, sondern zu selbstbewußten, vielkundigen und gewandten Weltdamen. Früh mit Theater und Literatur, wie mit dem Leben selbst bekannt, pflegten sie eifrig die schönen Künste, lasen alles Bedeutende, was die Tagesliteratur brachte, und plauderten über philosophische Fragen wie über die Politik und die Herzensangelegenheiten ihrer Bekannten. Wie sie sich

von den tonangebenden Koryphäen französischer Geistesmode nicht blindlings imponiren ließen, so huldigten sie auch nicht ohne kritischen Vorbehalt den neu auftauchenden oder schon zu Recht bestehenden deutschen Größen. Mit unendlicher Schreibseligkeit brachten sie in Briefen und Tagebüchern Alles zu Papier, was sie gehört, gelesen, empfunden, geurtheilt: sentimentale Grillen, wie scharf formulirte literarische Urtheile, poetische Reiseeindrücke, wie prosaische Notizen über Häusliches; trieben dabei viel Überschwänglichkeit, erlangten aber auch einen leichten Conversationsstil und eine anziehende Darstellungsgabe, die ihren Memoiren noch heute Interesse verleiht. Dieselben enthalten nicht nur manche werthvolle Notizen zur literarischen Zeitgeschichte, sondern auch viele geistreiche Urtheile, treffende Bemerkungen und bon-mots über Bücher und Autoren, graziöse Charakteristiken und Vergleiche, Recensionen aus dem ersten lebendigen Eindruck geschöpft. Empfindsamkeit und Gefühlstiefe wechseln darin mit weiblicher Volubilität und Plauderseligkeit; aber es bekundet sich darin auch hohes Talent, muntere Lebendigkeit des Geistes, Schärfe des Urtheils, große Belesenheit, ein feinfühliger Geschmack, kurz all jene feine, äußere Bildung, die der Geist ohne systematische Schulung und tieferen religiösen Halt gewinnen mag. In jener mehr formellen, ästhetischen Bildung lag theilweise der dominirende Einfluß dieser Damen begründet. Kunst und Literatur gestalteten sich in ihrem Kreise zur angenehmsten Geselligkeit.

In philosophischer, religiöser und dann auch in sittlicher Beziehung hatte diese Cultur aber ihre ernsten und düstern Schattenseiten. So geistreich diese Damen über concrete Personen und Verhältnisse zu urtheilen wußten, so vag und dunkel verschwammen alle ernsteren Grundsätze in den unergründlichen Strudeln des wechselnden Gefühls. Von den herrschenden Philosophien, die nur spielend und plaudernd besprochen, nicht aber gründlich studirt wurden, blieb nur ein unerfaßliches Durcheinander von Empfindung des Ichs und des Universums im Geiste haften. Als Beispiel seien Rahel Levins Ansichten über das Gebet hier angeführt:

„Sie wundern sich, daß ich zu Gott beten kann? Geht unser Nachdenken über uns selbst doch oft so weit, daß wir keinen Beweis für unsere Existenz haben (!), und wir müssen uns fühlen: heißt das nicht, uns selbst anbeten? (!!) Wenn das Bedürfniß auf's Höchste gestiegen ist, so fühlen wir Gott, und dann beten wir! Auch hierin ist der Wechsel; hier am Ende der Dinge, für uns, schmerzhaft und groß, aber immer derselbe: erkennen müssen wir ihn, wenn auch nicht in jedem Augenblick fühlen. Das ist kein

Mensch, der sich nicht oft ganz fühlt; das ist kein denkender Mensch, der nicht dem Wechsel von Bewußtsein und Nicht-Bewußtsein nachspäht; und das nennt Ihr Schiller den Bruch. Aus diesem Bruch geht unser Arbeiten an, unser Leben, bewußt oder unbewußt, diesen aufzulösen. Ob wir damit zufrieden sein wollen, wissen wir nicht: denn das ist unsere Grenze, und es geschieht nur mit halbem Bewußtsein, wenn wir unzufrieden sind; sind wir ohne Bewußtsein zufrieden, so ist das religiös; sind wir's mit Bewußtsein nach dem Nachdenken, so würd' ich's fromm nennen."[1]

Mit dieser Frömmigkeit kam sie etliche Jahre später zu dem Resultat:

„Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliges Moment in der Entwicklung des menschlichen Gemüths und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange angehalten. Beides thut großen Schaden."[2]

Es wirft ein sonderbares Licht auf die protestantischen Theologen, die diesem Kreise angehörten, daß sie solche und ähnliche Anschauungen über Religion zur Reife bringen halfen. Besonders Schleiermacher trug hierzu indeß ganz unmittelbar bei, indem er, von verliebter Sentimentalität befangen, Jahre lang diese Damen zugleich über „Liebe" und Religion unterhielt, die Religion zum Plauderthema der Verliebten machte und aus den verschiedenen Barometerständen seiner Empfindsamkeit eine neue Gefühlsreligion der Liebe entwickelte. So treu und liebenswürdig er sich auch als Freund in Leid und Widerwärtigkeit zeigte, und trotz anderer guten Eigenschaften, konnte jene Schwäche und Weichheit des Charakters nur sehr unheilvoll wirken. Da Schönheit, Galanterie, Liebesverhältnisse von Anfang an keine untergeordnete Rolle in diesem Salonleben spielten, über Liebe und Ehe schon ohnehin die laxesten und verhängnißvollsten Ansichten im Schwange waren, so war es ein sehr schlechtes Beispiel, wenn der berühmte Prediger der Frau eines Amts- und Standesgenossen, Eleonore Grunnow, den Hof machte und sie zur Scheidung zu veranlassen suchte, dann mit anderen Damen dieses Kreises die sentimentalsten Beziehungen und Correspondenzen unterhielt und das ganze romanhafte Treiben mit seinen empfindsamen Schriften beförderte[3]. Mehr als ein tüchtiges Talent wurde durch den Einfluß der Damen in seiner Ent-

---

[1] Rahel, Ein Buch des Andenkens. Berlin 1834. I. 227.

[2] Ebend. I. 437.

[3] S. Janssen, Zeit- und Lebensbilder. 1. Aufl. S. 44 ff.

wicklung gestört, aufgehalten und um seine ernstere Thätigkeit gebracht. Gustav von Brinkmann, der jahrelang brieflich mit Rahel Levin herumgetändelt hatte, verlor durch seine sentimentale Plauderhaftigkeit seinen diplomatischen Einfluß[1]. Das Loos A. W. von Schlegels vergleicht Dorothea mit demjenigen des Orpheus, der von den Frauen zerrissen wurde[2]. Die freie Liebe wurde erst verblümt und schmachtend, endlich ganz ungenirt zum Dogma erhoben, alles geistige Leben von der Ideenconfusion angekränkelt, welche diese Phantasien und Herzensverirrungen nothwendig hervorbringen mußten.

2.

Es war im Sommer 1797, als in dem Kreise der Berliner Schöngeister eine neue Größe auftauchte, Friedrich Schlegel, ein Sohn des Dichters, Kanzelredners und Consistorialraths Johann Adolph Schlegel zu Hannover, noch ein ganz junger Mann — erst 25 Jahre alt. Anfänglich zum Kaufmann bestimmt und herangebildet, erhielt er erst in seinem 16. Jahre Gelegenheit, zu studiren, trieb nun in Göttingen und Leipzig Philologie und warf sich dann, nach dem Vorbilde der damaligen autodidaktischen Schöngeister, zugleich auf die moderne Sprache und Literatur, auf die neuesten Philosophien Fichte's und Schellings, auf Kunst und Ästhetik und veröffentlichte die Ergebnisse seiner Studien sofort in Beiträgen an die Revüen jener Zeit, wie die Berliner Monatsschrift, Wielands „Merkur“ u. a. Schleiermacher, der Herzenstheologe der Berliner Literatur-Damen, vier Jahre älter als Schlegel, war höchlich überrascht von dem reichen Wissen, das derselbe während seiner sechs Studienjahre zusammengerafft. Er sei, so meldete er seiner Schwester, „von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen; von einem originellen Geiste, der hier, wo es doch so viel Geist und Talente gibt, Alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlicher Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem Allem vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowohl als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter; mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem wesentlichen Nutzen“. An ihm glaubte er nämlich den richtigen Mann gefunden zu haben, mit dem er seine eigenen Philosopheme

[1] Raich, I. 74. [2] Ebend. I. 256.

gründlich entwickeln, von dem er stets neuen Zufluß von Ideen und Anregungen erhalten könnte. „Er hat keine sogenannte Brodwissenschaft studirt, will auch kein Amt bekleiden, sondern, so lang es geht, spärlich, aber unabhängig von dem Ertrage seiner Schriftstellerei leben, die lauter wichtige Gegenstände umfaßt und sich nicht soweit erniedrigt, um des Brodes willen etwas Mittelmäßiges zu Markte zu bringen." „Was seinen Geist betrifft," heißt es in einem spätern Briefe Schleiermachers, „so ist er mir durchaus so supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen, unparteiischen Kritik er Jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehen, und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er Alles verfolgt, was er einmal angefangen, — das weiß ich Alles erst seit dieser kurzen Zeit zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam wachsen und entstehen sah."

Einen noch viel berückenderen Eindruck als auf Schleiermacher machte der neue Ankömmling auf dessen Freundin Veronica Veit. Sie fand in diesem geistreichen Jüngling Alles, was sie an ihrem Manne Simon vermißte. Obwohl schon über 33 Jahre alt, mehr als 18 Jahre verheirathet, Mutter von vier Kindern, überließ sie sich ganz dieser Versuchung. Der Gedanke, ruhige, behagliche Lebensverhältnisse mit einer neuen, abenteuerlichen, höchst wahrscheinlich precären Lebensstellung zu vertauschen, fiel kaum in die Wagschale gegen die glühende Begeisterung für das jugendliche Genie. Friedrich erwiederte ihre Neigung. Er ward nun ihr Eins und Alles, der Abgott ihres Herzens. Mit jäher Entschlossenheit betrieb sie, unter Mithilfe ihrer Freundin Henriette Herz, die Scheidung von ihrem Manne Simon Veit, um fürder nur für Friedrich Schlegel zu leben. Ihren Namen Veronica vertauschte sie bald mit dem Namen Dorothea, unter welchem Gedichte von ihr erschienen. Es ist kein Grund, länger bei diesem Verhältniß zu verweilen, welches die christliche Moral auf's strengste verurtheilen muß, noch auch bei der literarischen Frucht desselben, dem berüchtigten Roman „Lucinde", in welchem Friedrich den Taumel seiner Leidenschaft ästhetisch-philosophisch zu verherrlichen suchte. Dieser Roman, kaum mehr gelesen, von Friedrich Schlegel selbst als „Jugendsünde" verurtheilt und aus seinen gesammelten Werken gestrichen, dient heutzutage ohnehin nur als Wauwau, den die liberalen Literaturhistoriker zur Warnung vor Convertiten und Ro-

mantikern neben dem Namen Schlegels aufpflanzen. Daß Göthe zehn Jahre lang mit der ebenfalls verheiratheten Mama Frau von Stein in Liebesbriefen und sonstig herumtändelte, daß er sein ganzes Leben hindurch die eigenen neuen Liebesgeschichten in Poesie beichtete, daß er die Blumenmacherin Mamsell Vulpius ohne bürgermeisterlichen Attest und pfarramtliche Beglaubigung in's Haus nahm, daß er den Cultus der Sinnlichkeit in elegantester Form verherrlichte und anempfahl, das Alles und Mehreres, wie zum Beispiel sein sauberes „Tagebuch", genirt diese frommen Sittenrichter nicht im mindesten. Herr Düntzer feiert den Alten von Weimar dafür sogar als „Hohenpriester" der Liebe und ruft begeistert aus: „Wie strahlt Göthe's Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friderike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste von Stolberg, Maximiliane von la Roche, Frau von Stein, Corona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heiteren Herzogin Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Luise, in so vielen andern zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichtergluth in sich sog." Herr Düntzer verzeiht es ihm sogar, daß ihm jene Treue völlig abgesprochen werden muß, „welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt"; denn „daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue, leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühenden Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen" [1].

Aber Schlegel und Lucinde? — — Ja, Bauer, das ist etwas Anderes! Es ist freilich etwas Anderes, insofern Schlegel das feine Kokettiren Göthe's mit der „gesunden Sinnlichkeit" nicht kannte, sondern die Natur-Kunst-Religion des „alten Heiden" mit jugendlicher Unverfrorenheit und Entschiedenheit bis in ihre letzten realistischen Consequenzen verfolgte, die „freie Liebe" laut und unumwunden zum Gesetz erhob. Es ist auch insofern etwas Anderes, als Schlegel, durch die Idole seiner ästhetischen Gefühlsreligion bitter enttäuscht, ihre Altäre zerbrach, ihnen den Rücken wandte und dann beherzt und ehrlich die alten und ewig jungen Quellen der Wahrheit aufsuchte, in Leiden und Kampf sich läuterte und der einmal erfaßten Wahrheit bis zum letzten Augenblicke treu blieb.

---

[1] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttgart 1852. Einl. VIII u. IX.

3.

Im Herbst 1799 siedelte Dorothea mit Friedrich Schlegel nach Jena über. Im selben Hause wohnte Friedrichs Bruder A. W. Schlegel mit seiner Frau Karoline geb. Michaelis, geschiedene Böhmer, ebenso Tieck mit seiner Frau und seinem eben geborenen Töchterchen Dorothea. Auch Fichte und Schelling, Hardenberg (Novalis) und Gries, der Buchhändler Fromann und die Künstler Bury und Genelli schlossen sich dem literarischen Kreise der ersten Romantiker an. Der junge Brentano nahm ebenfalls daran Theil und gab in den Abendkränzchen die Erstlinge seiner Muse zum Besten. Göthe gehörte dem Kreise zwar nicht an, ward aber von Allen noch als Altmeister der Kunst verehrt. Mit dem Theologen Schleiermacher in Berlin unterhielt Dorothea eine ziemlich lebhafte Verbindung.

In diesem Briefwechsel spiegelt sich das kunterbunte Leben, aus welchem sich die Romantik erst als verworrene ästhetische Literaturrevolution, dann allmählich als katholisirende Richtung mit ihren mittelalterlichen Sympathien entwickelte. Daß zunächst aus diesem Kreise zwei Romane hervorgingen, welche geradezu die freie Liebe verherrlichten, die „Lucinde“ Schlegels und die verwilderte „Godwi“ des jungen Clemens Brentano, zeigt genugsam die phantastische Verwirrung, welche hier herrschte. Friedrich Schlegel war derselben noch keineswegs entgangen, als er im Athenäum seine eigene Lucinde als ein Product „jugendlicher Unbesonnenheit“ zu entschuldigen bemüht war.

Fast sämmtliche Mitglieder des wissenschaftlich-schöngeistigen Kreises waren noch junge, poetisch angewehte Leute, welche ihr Phantasieleben unaufhörlich mit der buntesten Lectüre, vor Allem mit den Romanen, Dramen und der Liebespoesie aller Völker nährten und fütterten und welchen darum Wahrheit, Schönheit, Dichtung, Leben, Liebe, Kunst und Religion in einem erst unentwirrbaren, verliebten Gefühlsdusel durcheinanderfloß. Alle waren mit träumerischen Liebeshändeln beschäftigt, Alle entzückten sich, die Einen über die Andern, zankten sich zur Abwechslung und versöhnten sich wieder und suchten durch Gedichte, Witze, Lectüre, gesellige Liebenswürdigkeit und Genialität das allgemeine Entzücken noch zu steigern. Die Damen flochten den Poeten Veilchen- und Lorbeerkränze, und die glücklichen Poeten fühlten sich voll Jugendmuth und als die richtigen Leute, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Literatur, ja die ganze Welt neu zu gestalten. Den schwärmerischen Damen hin-

wieder kamen dann die kühnen Genies wie Riesen vor, die eine neue Weltepoche begründen könnten.

„Überhaupt bin ich der Meinung jetzt," so sagt Dorothea in einem Briefe an Schleiermacher, „Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr, um auszuruhen, schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. Darum gefällt mir auch ‚Benvenuto Cellini' so gut. Ich möchte auch einmal gerne von Luther lesen; ich ahnte, daß der eine rechte Ähnlichkeit von den Beiden haben muß. Und so sollte es mit Euch nur auch sein. Denn Euer Wesen und Euer Wollen, das paßt zum Literarischen ganz und zur Kritik und all' dem Zeuge, wie ein Riese in ein Kinderbettchen."

Bei solcher Schwärmerei ist es erklärlich, daß Dorothea sich über das Erscheinen der Lucinde freuen, beunruhigen, trösten konnte — Alles in einem Athemzuge, mit der phantastischen Illusion, ihre verliebten Träume in einem e w i g e n Werke verklärt zu sehen:

„Was ‚Lucinde' betrifft — ja, was ‚Lucinde' betrifft! Oft wird es mir heiß und wieder kalt um's Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. Umsonst sucht er mich durch den Gedanken zu stärken, daß Sie noch kühner wären, als er. Ach, es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offenen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben und das Leben auch mit; und Alles, was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das e w i g sein wird. Ja, dann erst wird die Welt es recht beurtheilen, wenn alle diese Nebendinge wegfallen."

Als den Roman fast allgemeiner Tadel traf, war Dorothea sehr froh, daß Schleiermacher sich zu dessen Vertheidigung erheben wollte, munterte ihn mit schmeichelhafter Freundlichkeit dazu auf und empfing seine Lucindenbriefe mit enthusiastischer Freude.

„Sie sind eine erfrischend gereifte Frucht, aus der Lucindenblüthe gesprossen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der süße Kern. Mich dünkt, Sie haben so scharfsinnig noch nichts geschrieben und so leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöse Gewissenhaftigkeit."

So naiv und unbefangen hüpfte sie über den Inhalt eines Buches hinweg, das wegen seiner objectiven Immoralität in den weitesten Kreisen Ärgerniß erregte.

Merkwürdiger Weise fällt in diese Zeit der krausesten Phantasieverirrung die erste Äußerung, welche ihrer nachmaligen Conversion präludirt. Sie knüpft sich an ein Heiligenbildchen, das ihr die Cultur-

dame Karoline, die damalige Frau August Wilhelms, durch ihre Tochter Auguste Böhmer hatte zuschicken lassen. An diese schrieb sie im Juni 1800:

„Deiner Mutter dank' ich recht herzlich für das liebe Heiligenbild. Ich habe es hier immer vor mir liegen; mich dünkt, ich hätte mir selbst keine andere Heilige erwählt, sie paßt mir recht. Die Bilder und die katholischen Gesänge haben mich so recht gerührt, daß ich mir vorgenommen habe, wenn ich eine Christin werde, so muß es durchaus katholisch sein. Ich bitte die Mutter, mir sagen zu lassen, wie ich es anfangen muß, wenn ich z. B. in Bamberg mich taufen lassen wollte. Lache nur nicht, es ist mein Ernst."

Dieser erste Ruf der Gnade verhallte indeß vorläufig wirkungslos in dem bunten Getriebe der Jenaer Schöngeisterei. Sie hörte da wohl viel von Philosophie, Gott, Welt und All. „Das Christenthum war," wie sie Schleiermacher meldet, „à l'ordre du jour; aber," fügt sie bei, „die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion, wie Schiller das Schicksal; Hardenberg, glaubt Tieck, ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten, was Einer will, sie verstehen sich selbst nicht und einander nicht." Göthe wurde dabei fast wie ein Gott verehrt. Dorothea versteigt sich sogar zu dem Ausdruck, ihn „Gott den Vater" zu nennen. Sie konnte nicht erwarten, ihn einmal zu sehen. Ein halbstündiger Spaziergang mit ihm versetzte sie in das maßloseste Entzücken. Tasso, Egmont, Werther, Götz, Elegien, Alles, Alles fand sie in ihm, vor Allem den „Meister" und „Hermann", am wenigsten den „Faust". Nur bedauerte sie, daß er so corpulent werde, was die Imagination verderbe. In strittigen Fällen wandten sich die Romantiker an ihn. Auf seinen Entscheid wurde Novalis' Aufsatz: „Die Christenheit oder Europa", ebenso das „Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens" von Schelling nicht in's Athenäum aufgenommen.

An der Zeitschrift „Athenäum", welche die beiden Schlegel seit 1798 herausgaben und worin Friedrich seine philosophisch-linguistischen und historisch-ästhetischen Studien verwerthete, nahm Dorothea sowohl durch untergeordnete Hilfeleistung, als auch durch eigene Beiträge Theil. Daneben schrieb sie auch den ersten Theil eines Romans „Florentin", den Friedrich im Herbst 1800, aber ohne ihren Namen, veröffentlichte, nach Feuchterslebens Urtheil „eine Erzählung, die, wenngleich sichtbar durch Wilhelm Meister veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Führung, Charakteristik und Darstellung ein individuelles Gepräge von

Grazie, Leichtigkeit und Geist hat, welches man nicht allzuvielen deutschen Romanen nachzurühmen in der Lage ist"[1]. Julian Schmidt rechnet sie zu dem „Besten, was die Romantik im Fach der Novelle geleistet hat"[2]. Schiller nannte den Roman, den er als Curiosität an Göthe schickte, eine „seltsame Fratze", gestand aber doch, daß er ihm eine bessere Vorstellung von der Verfasserin gegeben, und erblickte in demselben einen neuen Beweis, „wie weit diese Dilettanterie wenigstens in dem Mechanischen und in der hohlen Form kommen kann"[3]. Göthe conformirte sich seinem Urtheil und fand einige Situationen gut angelegt. Die Verfasserin selbst dachte sehr bescheiden von ihrer Leistung, bedauerte, daß ihre Ideale und Vorstellungen bei der Ausführung wie eine Quecksilberkugel in lauter kleine Kügelchen zerstoben seien, und nahm sogar in ihre Dedication an Friedrich Schlegel dessen scherzhaften Vergleich auf: „Du hast ja selber so oft mich mit dem kleinen Philipp verglichen, dessen Poesie recht sentimental mit der Beschreibung eines rauschenden Wasserfalls anhebt und sich dann ganz naiv mit einem Zwieback endigt, den ein Wandersmann in den Wasserfall eintaucht."

Gemüthlich und anspruchslos, immer heiter und guter Dinge, auch bei vorkommenden Unannehmlichkeiten noch guten Humors, fühlte sich Dorothea in dem kleinen Kreise von Jena sehr glücklich und zufrieden. Auch mit der „harten" Karoline Böhmer-Schlegel kam sie anfänglich gut aus. Im Gegensatz zu dieser stets unruhigen und flatterhaften Frau, die A. W. Schlegel bald aufgab und ihre Netze nach dem Philosophen Schelling ausspannte, vermied sie neue romanhafte Intimitäten und bewahrte Friedrich Schlegel die Treue einer Gattin. Ihren kleinen Philipp, den sie mit nach Jena genommen, erzog sie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

An Prosa des Lebens fehlte es auch in Jena nicht; aber sie ließ sich dieselbe nicht allzusehr zu Herzen gehen. „Verwirrung in der Gesundheit?" schreibt sie an Schleiermacher, „die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältnissen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch sind wir vergnügter als Sie, unser Freund, es scheinen zu sein, und doch ist es wieder eben dieser Freund, der mich so vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und sie vernichtend vergnügt zu sein. . . O wären

[1] Friedrich von Schlegels Werke. Wien 1846. XV. 276.
[2] Literaturgeschichte. II. 222.
[3] Briefwechsel. VI. 20.

Sie hier, könnten Sie mit uns leben! Wie ganz anders, wie viel leichter werden Einem die Fatalitäten hier zu ertragen, als in Berlin!"

Friedrich Schlegel konnte sich in die Fatalitäten nicht so leicht finden wie Dorothea. Er war öfters unwohl. Während die Olympier in Weimar ihr stabiles Einkommen hatten, mußten die Romantiker in Jena fast alle von der Hand in den Mund leben. Nicht einmal kleine Schulden konnten immer ganz abgetragen werden. Wenn ein Honorar einlief, war es schon längst verzehrt. Die Vorlesungen, welche Schlegel im October 1800 als Privatdocent eröffnete, hatten nicht den großen Erfolg, welchen er sich versprochen. Genoß er auch die Ehre, vorübergehend einmal tête-à-tête mit Göthe zu speisen, so entsprach doch seine ideelle Richtung in Weimar nicht. In seinem „Gespräch über Poesie" wich er schon viel zu weit von der Verehrung ab, welche das klassische Heidenthum sich wieder erobert hatte. Den gewaltigen Einfluß darlegend, den im Alterthum die Mythologie, d. h. die Religion, auf die Entwicklung der Poesie gehabt, suchte er bereits nach einem Etwas, nach einer religiösen Symbolik, nach einer das Geistige verkörpernden Religion, aus der sich die Poesie verjüngen und neu beleben könnte. Was sollte das sein? Tieck, Novalis und die übrigen Romantiker hatten das Gebiet der katholischen Poesie schon so vielfach gestreift, daß die Frage den akatholischen Häuptern der Literatur bedenklich vorkommen mußte. Wenig anerkannt und wenig unterstützt, sah sich Friedrich Schlegel, in steigender Unruhe, nach einer Lebensstellung um, die ihm freiere Thätigkeit gewähren könnte. Er suchte jedoch umsonst.

Der erste Frühlingsmorgen der Romantik dauerte überhaupt nur kurze Zeit. Tieck zog schon im Sommer 1800 von Jena fort. Hardenberg siedelte zeitweilig nach Weißenfels über, kränkelte zusehends und starb den 25. März 1801 an der Schwindsucht dahin. Brentano ging schon im Frühjahr 1800 auf die Wanderschaft, nach Marburg, nach Dresden, an den Rhein; nach Jena zurückgekehrt, konnte er sich mit den beiden Schlegel nicht vertragen, in deren Hause er wohnte[1]. Nachdem

[1] S. Diel-Kreiten, Brentano. I. 145. 165. Ein Keim zur Mißstimmung mag schon darin gelegen haben, daß Brentano anfänglich von Tieck und Friedrich von Schlegel nicht als Originalgenie betrachtet wurde. „Wir haben hier," schreibt Dorothea den 16. Juni 1801, „seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewunderern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in Tiecks ‚Journal' tüchtig persiflirt werden. Der Eine ist Clemens Brentano; der legt sich darauf, Tiecks Nachfolger zu sein, und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verläugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben: ‚Gustav Wasa', worin er glaubt, der

Karoline Böhmer ihre „freie Liebe" dem Philosophen Schelling zugewandt, war auch August Wilhelm Schlegel schon Anfangs 1801 von Jena fortgezogen und hatte in Berlin Vorlesungen eröffnet. Friedrich folgte im Herbst 1802 seinem Beispiel und reiste nach Paris, wohin er Dorothea und deren Söhnchen Philipp mitnahm.

4.

In Paris gefiel es Dorothea nicht übel. Sie fand zwar die Franzosen „unglaublich dumm", so dumm, „daß es ein herrlicher Spaß wäre, sie zu sehen und zu hören, wenn man nichts mit ihnen zu thun hätte". Es kam ihr wunderlich vor, ganze Reihen von Thorheiten und Tollheiten erzählen zu hören und dazu die Versicherung: mais il a infiniment d'esprit! Ebenso wunderte es sie, in Paris gar nicht den leichten Ton zu finden, den sie sich vorgestellt hatte, sondern mitten im höchsten Leichtsinn die hellste Pedanterie, beim nacktesten Anzug eine ceremoniöse Steifheit und in der Tollheit selbst den Zwang conventioneller Regeln, Alles von der Tyrannei der Mode befangen. Als sie *eine* Dame schön fand, wurde ihr bemerkt, dieselbe sei vor vier Wochen noch hübsch gewesen; zwar hätte sie sich seither nicht geändert, aber gegenwärtig sei sie zu schmächtig nach dem augenblicklichen Modegeschmack: „C'est qu'on ne parle plus d'elle — l'embonpoint est de costume dans ce moment." Was die Sitten betrifft, fand sie bei den Parisern

Tieck der Tiecks zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, so daß sich dieser tüchtig darüber erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im ‚Journal'. Uns hat er aber den Anfang eines sentimentalen Romans zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdrießt ihn nun wieder: er will von Teufels Gewalt satirisch sein. Kurz, es ist ein Hauptspaß" (Raich, I. 41). Über den „Ponce de Leon" urtheilte sie dagegen sehr günstig: „Brentano hat mir vorgestern sein Lustspiel vorgelesen. Das könnte gewiß recht gut werden, wenn er sich nur dabei hielte und etwa ein Dutzend solcher Stücke schriebe. Seine Charaktere eignen sich ganz herrlich zu Masken. Nur müßte er sich aufopfern lernen und wohl um die Hälfte abkürzen. Aber er ist recht lustig und komisch" (ebend. S. 76). Man sieht hieraus, daß sie gegen Brentano durchaus nicht eingenommen war. Daß sie ihn aber nicht zum Vermittler in Geschäften (d. h. bei der projectirten Anstellung Tiecks als Theaterdirector in Frankfurt a. M.) mit im Spiel haben wollte, ist in dem betreffenden Brief an Tieck genugsam motivirt durch die Frage: „Wer weiß, in welchem Rufe Brentano in seiner Vaterstadt steht?" und durch die Besorgniß, Brentano möchte der Sache selbst durch seine Einmischung fatal werden. Man kann es der älteren, welterfahrenen Frau kaum verübeln, daß sie sich dem erst 22jährigen Poeten gegenüber eine solche Frage stellte und sich seine Dienste, mit Wahrung des freundlichsten Anstandes, verbat.

Alles erlaubt, nur das nicht, was sie mauvaise tournure nennen. Die Freiheit des französischen Volkes bestand nach ihrem Eindruck „mehr darin, über Alles zu reden und sich um Alles zu bekümmern, als thun zu dürfen, was ihnen gefällt" — im Grunde keine liberté, sondern nur libertinage.

„Die Frauen," bemerkt sie, „haben es hier so weit gebracht mit ihren Prätensionen und den Gesetzen darüber, daß es sogar eine Prätension und zu einem mühseligen Stand geworden ist, keine zu haben. Une femme à prétension hat viel zu verantworten, aber sie kann dafür auch Gesetze geben; une femme sans prétension hat entsetzlich viel zu beobachten, ehe man es ihr nur glaubt."

Während die Modethorheiten von Paris die scharf beobachtende Frau mehr erheiterten als genirten, fand ihr feingebildeter Geist reiche Nahrung an den Kunstschätzen, welche die République und das ihr folgende Consulat und Empire in der mächtigen Hauptstadt aufgespeichert hatten. Dazu fand sich mitten im Herzen Frankreichs eine deutsche Colonie, wo sie fast wie in Deutschland leben konnten. Die Vorlesungen, welche Friedrich über „deutsche Literatur" eröffnete, wurden stark besucht, und obgleich nur 20 der Zuhörer die gewünschten zwei Karolin zahlten, fand er doch sein Auskommen.

„Was weiter von uns zu sagen," so berichtet sie Schleiermacher, „und wie wir uns tummeln und was wir thun und was wir lassen, siehe, das steht geschrieben in der ‚Europa'" — einer Zeitschrift, welche Friedrich die zwei nächsten Jahre hindurch von Paris aus in Frankfurt a. M. erscheinen ließ. „Wir lassen es uns herzlich sauer werden. Mir reißt oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anstrengung nicht gehen will und ich es so gar nicht dahin bringen kann, daß der Friedrich ein paar Jahre sorgenfrei leben und denken könnte! Friedrich zeigt sich aber in dieser sorgenvollen Zeit groß und immer liebenswürdiger; er hat große Geduld mit mir und weiß immer einen Trost aufzufinden, der mich beruhigen muß. Täglich fühle ich mich in der Seele mehr und näher an ihn gezogen, und recht fühle ich das Glück, mit ihm zu leben."

Mochte das Ringen mit prosaischen Widerwärtigkeiten hemmend auf die literarische Thätigkeit Beider einwirken, so stählte es anderseits ihren Charakter und förderte die religiöse Richtung, zu welcher Schlegel durch seine ästhetischen, historischen und philosophischen Studien bereits gelangt war. Dorothea selbst beschäftigte sich ernster und mehr als früher mit religiösen Gegenständen.

„Übrigens lese ich hier in Paris als ein Gegengift viel in der Bibel — Luthers Übersetzung. Man ist wohl nicht gescheidt, wenn man

jemals glaubt, die Bibel hinlänglich gelesen zu haben. Ich lese mit Aufmerksamkeit beide Testamente und finde nach meinem Gefühle selbst das protestantische Christenthum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen. Dieses hat mir zu viel Ähnlichkeit mit dem alten Judenthum, das ich sehr verabscheue. Der Protestantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, so viel ich aus der Bibel verstehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntniß davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nöthig, denn sogar in diesem öffentlichen Bekenntniß liegt mir eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit. Genug, daß ich es weiß und es glaube."

Diese Scheu wich indessen vor neuen Leiden und Prüfungen, welche hauptsächlich daraus hervorgingen, daß Schlegel, trotz all seiner Talente und seines unermüdlichen Fleißes, nicht zu einer sorgenfreien Existenz gelangte und sich fruchtlos abarbeitete, ohne die wissenschaftlichen Mittel, die Paris bot, für seine literarischen Pläne ruhig ausbeuten zu können. In ihrer Theilnahme für Friedrich ging Dorothea so weit, sich selbst die Ursache dieses Mißgeschickes zuzuschreiben, der „Disharmonie", die mit ihr geboren sei und sie nie verlassen würde und unter welcher nun auch Friedrich leiden müßte. Während sie ihr Vermögen für Friedrich einsetzte, arbeitete sie gleichzeitig mit der Feder so angestrengt für seine Zeitschrift, daß ihre Correspondenz nur noch spärlich floß und sie lieber an ihre Freunde denken als an sie schreiben mochte.

Im September 1803 nahmen die Dinge wieder eine etwas freundlichere Wendung. Drei junge Kölner, die zwei Gebrüder Boisserée und ihr Freund Bertram, kamen nach Paris und nahmen nach kurzer Bekanntschaft Wohnung bei Schlegel, der sich in dem einstigen Hotel des berüchtigten Barons Holbach auf einem hohen Punkte der Straße Clichy eingemiethet hatte. Als reiche Leute zahlten sie gute Pension für Tisch und Wohnung, und die schlimmsten Sorgen waren hierdurch vorläufig gehoben. Friedrich Schlegel engagirte sich zugleich, ihnen ein Privatissimum über Poesie und Philosophie zu lesen. Mit dem kriegsgefangenen Engländer Alexander Hamilton und dem Hannoveraner Gottfried Hagemann trieb er orientalische Studien. Eine junge deutsche Frau von Hastfer aus Berlin, welche von Paris aus eine Monatsschrift, die „Französischen Miscellen", bei Cotta in Tübingen herausgab, half Dorothea freundschaftlich die Haushaltung führen. Dieser engere gesellige Kreis erweiterte sich zuweilen durch fremde, meist deutsche Besucher, bis um die Jahreswende erst unheimliche Gerüchte, dann zahlreiche Verhaftungen und die gewaltsame Tödtung des Herzogs von Enghien eine

ungewöhnliche Spannung auf die Bevölkerung ausübten, die Fremden verdrängte und Jedermann auf seine vertrauten Kreise beschränkte.

Philipp Veit machte inzwischen seiner Mutter große Freude. Bei der Preisvertheilung an der polymathischen Schule erwarb er sich sechs Kränze und die Werke von Racine als Preis und durfte dann zwei Klassen an der Anstalt überspringen, weil er für dieselben noch immer zu weit fortgeschritten war. Als der Präfect ihn zum sechsten Male kränzte und umarmte, sagte er zu ihm: „Jeune homme, vous paraissez tant de fois, que vraiment je ne vous oublierai jamais."

„Alles war gerührt," erzählt sie, „alle Mütter drängten sich um mich, Alles wünschte mir Glück; sie stellten sich in zwei Reihen, als ich mit ihm zurückging. Ein alter Mann kam mit seiner hübschen Tochter auf mich los: ‚Permettez, Madame, que ma fille embrasse Monsieur votre fils; elle en est digne, elle a toujours aussi remporté les prix et l'estime de ses instituteurs et l'amour de ses parents.' Du kannst Dir recht die lebhaften, galanten, empfindlichen Franzosen dabei denken! Das, was mich aber am meisten bei dem Spectakel ergötzte, war, daß Philipp unbewußt, still bescheiden, fast beschämt und bleich dastand, während Alles über ihn in Lob ausbrach und gerührt war."

Die drei Kölner betrieben eifrig ihre Studien bei Schlegel, besichtigten häufig die Gemälde- und Sculptursammlungen im Museum und studirten auf Schlegels Empfehlung hin fleißig die Werke Winckelmanns. Sie besuchten auch das Theater, wenn eine bedeutende klassische Tragödie von Racine oder Corneille, eine vorzügliche italienische Oper oder ein Werk von Gluck gegeben wurde. „Zur Bildung unseres Geschmacks in der Musik," so gesteht Sulpiz Boisserée, „hat Frau Schlegel viel beigetragen; sie war eine begeisterte Anhängerin des alten Fasch, der die Sing-Akademie in Berlin gestiftet und dadurch am meisten mitgewirkt hat, diese Stadt zum Hauptstützpunkt für alle höhere Musik zu machen." [1] In den Morgenconcerten des Conservatoriums trafen die drei Kunstjünger auch öfters mit Henriette, der jüngern Schwester Dorothea's, und deren Bruder Abraham zusammen, die sich damals ebenfalls in Paris aufhielten.

Einige Einwirkung der katholischen Kölner Freunde auf Schlegel war dadurch angebahnt, daß er in Folge seiner Studien nicht mehr bloß für die Romantik des Mittelalters, sondern auch für den Katholicismus als Lehrsystem und historische Erscheinung günstig gestimmt war. Deß-

---

[1] Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. I. 26.

halb hörte er mit Interesse, was ihm Bertram von alten Einrichtungen und Gebräuchen der Reichsstädte, der Klöster und Stifter am Rhein, von dem Gottesdienst und von den Kirchen zu erzählen wußte. Auf Anregung seiner Schüler besuchte er die altehrwürdige Kirche Notre-Dame, die er bis dahin unbeachtet gelassen hatte; sie machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und seine ganze Aufmerksamkeit wurde rege, als ihm ein noch weit höherer Genuß von den alten Baudenkmalen in den Niederlanden, in Köln und am Rhein in Aussicht gestellt wurde. Während in den beiden Boisserée und Bertram sich der Wunsch erweckte, noch länger fruchtbares Zusammensein mit Schlegel zu genießen, erhielt dieser die Aussicht, eine Anstellung als Professor der Geschichte und Literatur an der höheren Schule in Köln zu erhalten. Hier hoffte man sogar auf theilweise Wiederherstellung der Universität, an welcher Schlegel eventuell auch einen Posten erwarten zu können glaubte. Er entschloß sich, Ende April die Freunde über Belgien, Aachen, Düsseldorf nach Köln zu begleiten.

Zuvor jedoch ließ sich Dorothea am 6. April von dem Prediger Gambs in der schwedischen Kapelle zu Paris taufen und mit Friedrich Schlegel feierlich trauen. Sie erhielt den Namen Dorothea Friederike. Am 27. Mai, Sonntag Trinitatis, empfing sie in derselben Kapelle zum ersten Male das Abendmahl. So war die Scheu, ihre christliche Überzeugung auch öffentlich zu bekennen, überwunden, ihr bisheriges Verhältniß zu Schlegel wenigstens formell dem Bereich des Ärgernisses entrückt.

Bald sollten sich an ihr auch die Worte bewahrheiten, die sie schon jetzt in ihr Tagebuch notirte:

„Denn ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid neubekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen" (Epistel Petri 1, Kap. 2, Vers 25).

„Und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören und wird eine Heerde und ein Hirt werden" (Ev. Joh., Kap. 10, Vers 16).

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Ein Vorkämpfer des Agrarsocialismus.

Das Eigenthum entscheidet zumeist über die Stellung des Menschen in der Gesellschaft, es ist das Mittel zu jeglichem Genuß, ja selbst die nothwendige Vorbedingung zur Bildung und Cultur. Denn ohne die Grundlage eines behaglichen Wohlstandes, wenigstens für einen Theil der Gesellschaft, werden Bildung und Civilisation nicht voranschreiten. Es darf uns deßhalb auch nicht wundern, daß der Streit um den Besitz der Erde, um das Mein und Dein — dieser Kernpunkt der gesammten socialen Frage — so alt ist als die Geschichte der Menschheit. In der That müssen wir, um das erste Beispiel dieses Kampfes zu finden, hinaufsteigen bis zu den Hirten Abrahams und Lots. Doch nicht immer endete der Streit in so friedlicher Weise. Bald war rechts und links Alles schon besetzt. Der Kampf mußte deßhalb auf dem Boden, auf dem man stand, ausgefochten werden und gestaltete sich zu einem Kampf auf Leben und Tod, der nur durch Blut und Leichen und die Unterdrückung des schwächern Theiles zeitweilig beendet wurde. Hierbei läßt sich die unbestreitbare Thatsache constatiren, daß dieser Kampf um den Besitz der Erde immer dann am heftigsten entbrannte, wenn bei gesteigerter materieller Cultur das religiöse Bewußtsein am meisten geschwunden war. So war es im kunstsinnigen Hellas, so im kampfgewaltigen Rom. Wie sehr insbesondere das Schwinden der Religiosität die Vorbedingung des socialen Klassenkampfes ist, beweist die Thatsache, daß dem falschen Humanismus und der Glaubensspaltung die Bauernkriege, dem Cynismus der Encyklopädisten die große sociale Umwälzung von 1789 folgte. Nie ist aber die materielle Cultur höher gestiegen und zugleich der religiöse Glaube mehr verschwunden als heute. Daher darf es uns auch nicht wundern, daß der Eigenthumsstreit heute noch nie dagewesene Dimensionen angenommen hat. Heute handelt es sich nicht mehr bloß um diese oder jene Eigenthumsart zwischen dieser oder jener Volksklasse. Die gesammte Gesellschaft ist in den Kampf hineingezogen und der ganze Bestand des Privateigenthums in Frage gestellt. Dabei ist zu beachten, daß der Kampf um das Eigenthum längst schon auf das wissenschaftliche Gebiet verpflanzt worden ist und hier mit ebenso viel Erbitterung als auf dem Gebiete der Praxis und Politik geführt wird. Dabei kommt es der großen Klasse der „Enterbten“ trefflich

zu Statten, daß sie auch außerhalb ihrer Reihen zahlreiche Vorkämpfer gefunden, welche mehr oder minder mit ihren socialistischen Zielen sympathisiren und sie in ihren Bestrebungen durch das Ansehen ihres Namens und die Waffen ihres Geistes unterstützen. Das gilt ganz besonders von dem Grundeigenthum, in Bezug auf welches die Socialisten sich rühmen können, beinahe unbedingte Anhänger unter den Männern der Wissenschaft gefunden zu haben. Es genüge hier, an die Namen eines J. St. Mill, eines Rodbertus u. A. zu erinnern. Alle diese Gelehrten erkennen die socialistische Forderung, daß Grund und Boden von Natur aus zum Gesammtbesitz der ganzen Gesellschaft bestimmt sei und deßhalb auch früher oder später in diesen Collectivbesitz zurückzukehren habe, als berechtigt an. Man hat sie deßhalb mit Recht schon Agrarsocialisten genannt. Keiner aber verdient diesen Namen mehr und ist eifriger für die socialistische Forderung der Vergesellschaftung des gesammten Grundeigenthums in die Schranken getreten, als der Professor der Nationalökonomie an der Universität zu Lüttich, Emil de Laveleye. Dieser Gelehrte sucht das Privateigenthum an Grund und Boden besonders vom historischen Standpunkt anzugreifen und zu diesem Zwecke den Nachweis zu liefern, überall und bei allen Völkern treffe man ursprünglich nur collectiven Grundbesitz (der Gemeinde); erst spät und allmählich, meist durch List und Betrug, habe sich das Privatgrundeigenthum entwickelt und schließlich das Collectivgrundeigenthum fast ganz verdrängt. Außer mehreren andern, kleineren Schriften hat de Laveleye diesem Nachweis sein größeres Werk: „Von den ursprünglichen Gestaltungen des Eigenthums“ [1] gewidmet. Wir können dasselbe als einen Typus für ähnliche Werke ansehen und an seiner Hand die Grundeigenthumsfrage vom historischen Standpunkte betrachten.

Nicht ohne Spannung nahmen wir das Werk zur Hand. Wurde es doch in katholischen und akatholischen Werken und Zeitschriften als ganz bedeutend, ja geradezu als epochemachend bezeichnet. Nach unserer bisherigen Auffassung von einer historischen Untersuchung erwarteten wir, der Verfasser werde seine Leser zu jenen Völkern hinführen, von denen uns die ältesten geschichtlichen Denkmäler erzählen, also vor Allem zu den Hebräern, Ägyptern, Assyriern, Babyloniern, Phöniziern; dann erst werde er sich den übrigen Völkern zuwenden. Doch keine Spur davon.

[1] De la propriété et de ses formes primitives. 2me édit. Paris 1877. Dasselbe ist schon in das Englische und Deutsche übersetzt. Wir halten uns im Folgenden an das französische Original.

Von den alten orientalischen Völkern, bei denen wir die Wiege der Menschheit zu erblicken gewohnt sind, ist gar nicht oder nur im Vorübergehen die Rede. Aber, wird der Leser fragen, wie kann man denn trotzdem den historischen Beweis liefern, daß bei allen Völkern ursprünglich Gemeineigenthum an Grund und Boden bestanden habe? Das ist sehr einfach. Der gelehrte Professor zeigt uns, wie man das anstellen muß.

Um die Beweisführung de Laveleye's zu verstehen, müssen wir uns zuvor an eine Theorie erinnern, welche in liberalen Kreisen als eine sichere Errungenschaft der modernen Wissenschaft angesehen wird. Nach dieser Theorie hat sich die Menschheit überall allmählich aus dem Zustand halbthierischer Wildheit zur heutigen Civilisation emporgearbeitet. Ja die liberale Wissenschaft ist so glücklich, uns ziemlich genau die Entwicklungsphasen schildern zu können, welche die Menschheit durchgemacht, bis sie zu einem menschenwürdigen Dasein nach unseren heutigen Begriffen gelangt war. Danach hätten wir drei Hauptperioden zu unterscheiden.

Zuerst haben wir uns die Menschen als Jäger zu denken, die in wilden Horden die Wälder und Steppen durchstreifen und von der Jagd, sei es auf die Mitmenschen, sei es auf Thiere, leben. Auf dieser niedrigsten Stufe kann natürlich von eigentlichem Eigenthum noch nicht die Rede sein, da der Mensch nur an die augenblickliche Befriedigung seiner sinnlichen Triebe denkt und es ihm im Traum nicht einfällt, sich dauernd etwas zu ausschließlichem Gebrauch anzueignen. Auf einer höhern Stufe erblicken wir die Menschen als Hirten, welche ein Nomadenleben führen und ihre Heerden stets dorthin treiben, wo sich fette Weideplätze finden. Beim Wechsel der Jahreszeit brechen sie ihre Zelte ab und ziehen weiter. Auch auf dieser zweiten Stufe kann noch kein Grundeigenthum entstehen; dagegen bildet sich immer mehr das Privateigenthum an beweglichen Dingen, besonders an den Heerden, aus. Erst allmählich, sei es nun, weil in Folge der vermehrten Bevölkerung keine freien Triften mehr vorhanden sind, oder weil die Menschen des ewigen Wanderns überdrüssig werden, fangen die Stämme an, sich dauernd an einem Orte niederzulassen und Ackerbau zu treiben. Auch diese dritte Stufe kennt vorerst noch kein Sondereigenthum an Grund und Boden. Der Stamm als Gesammtheit nimmt Besitz von dem umliegenden Bezirk. Erst allmählich und unmerklich gelingt es den Stärkeren, durch List und Gewalt, zuerst sich größere Rechte an dem Gemeineigenthum zu erwerben und dann sogar ganze Grundstücke anzueignen und

die Andern vom Mitgebrauch derselben auszuschließen. Endlich kommt man, wenn auch verhältnißmäßig sehr spät, so weit, daß fast alles ehemalige Gemeineigenthum in den Privatbesitz übergeht und eine große Anzahl Menschen gegen alles natürliche Recht von der Theilnahme am Grundbesitz völlig ausgeschlossen ist. Auf dieser Stufe sind wir gegenwärtig angelangt.

Diese Theorie ist heute nicht etwa bloß bei Naturforschern zu finden, sie gilt auch vielen Nationalökonomen als unbezweifelte Wahrheit. Sie wird vorgetragen z. B. von Schäffle[1], Samter[2], M. Wirth[3] u. s. w. u. s. w. Auch de Laveleye legt sie seinen Ausführungen zu Grunde. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er sie in der schonendsten Weise vorträgt, ja sie mehr stillschweigend voraussetzt oder bloß andeutet, als ausdrücklich entwickelt. Nur ganz am Anfang spricht er es als ein sicheres Ergebniß der Wissenschaft aus, daß die Menschheit überall ursprünglich einen Zustand der Wildheit durchgemacht habe, in dem wir heute die wilden Neuseeländer oder Neukaledonier erblicken. Dann folgt eine kurze Entwicklung der Entstehung des Eigenthums in der oben angegebenen Weise.

Es versteht sich von selbst, daß hier nicht der Ort ist, diese ganze Entwicklungstheorie[4] zu widerlegen. Sie verweist den Bericht der Genesis über die Urgeschichte der Menschheit unter die Fabeln. Damit stehen wir aber auch schon außerhalb des Christenthums, jeder positive Anhaltspunkt über die Urzustände der Menschen ist verloren und der Einbildungskraft der freieste Spielraum geöffnet.

Nur eine Bemerkung sei uns hier gestattet. Zur Stütze der oben entwickelten Theorie gab man sich lange Zeit Mühe, nachzuweisen, daß auch heute noch verschiedene Volksstämme den ehemals allgemeinen Zustand halbthierischer Wildheit „zu unserer Belehrung" beibehalten hätten.

---

[1] Bau und Leben des socialen Körpers. Bd. III. S. 15 u. 404.

[2] Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung. Jena 1875. S. 78.

[3] Grundzüge der Nationalökonomie. Köln 1871. Bd. I. S. 7 u. 8

[4] Zu welchen Consequenzen die folgerichtige Entwicklung dieser Theorie führt, beweist der Umstand, daß man seit Lubbock auch die Behauptung aufstellte und zu beweisen suchte, ehedem habe wie Gütergemeinschaft, so auch Weibergemeinschaft unter den wilden Menschenhorden geherrscht. Erst allmählich sei es Einigen gelungen, eine Frau ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Noch im vorigen Jahre wurde diese Theorie vom „Ausland" (Nr. 43, S. 851) im Anschluß an die holländische Zeitschrift „De indische Gids" (October und December 1880 und Jahrg. 1881) vertheidigt.

So sollten, wie vor noch nicht allzu langen Jahren ein Bonner Gelehrter sich ausdrückte, „in Südasien und Ostafrika Menschen in Horden beisammen leben, größtentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Steine und Knüttel gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen". Dagegen antworten wir mit Peschel, einem gewiß unverdächtigen Zeugen: „Völkerschaften oder nur Horden in affenähnlichem Zustande ist nirgends ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet. Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, welche nach den ersten oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern wieder merklich näher gerückt worden. Noch soll irgend ein Bruchtheil des Menschengeschlechts entdeckt werden, bei welchen nicht ein mehr oder minder reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei welchen nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniß der Feuerbereitung angetroffen worden wäre." [1]

Doch sehen wir jetzt, wie de Laveleye die genannte Theorie zum Nachweise benutzt, daß ursprünglich bei allen Völkern ausschließlich Gemeineigenthum an Grund und Boden bestanden habe. Ist diese Theorie richtig, dann folgt nothwendig, daß wir, um die Urzustände der Menschheit kennen zu lernen, uns an jene Völker wenden müssen, welche heute auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung und somit den Thieren am nächsten stehen. Was wir bei ihnen antreffen, fand sich ehemals auch bei den übrigen Völkern, als diese noch auf derselben Entwicklungsstufe standen. Nun aber, so sucht jetzt de Laveleye in seinem Buche zu beweisen, finden wir nur Gemeineigenthum an Grund und Boden bei allen Völkern, welche am wenigsten entwickelt sind oder welche, wie er mit kluger Berechnung sich ausdrückt, die ursprünglichen Traditionen am treuesten bewahrt haben. Zu diesem Zweck führt er uns zuerst an den Ural und läßt uns dort die russischen „Mir" oder Dorfgemeinschaften mit ihrem Gemeineigenthum des Bodens bewundern; dann bringt er uns nach Java und zeigt, wie auch dort bis zur Ankunft der Holländer nur Collectivgrundeigenthum geherrscht habe. Weiter folgt eine Schilderung der germanischen Markgenossenschaften und der arabischen Dorfgemeinden; dann geht es endlich zu den Griechen und Römern und zum „goldenen Zeitalter". Von den alten orientalischen Völkern ist,

---

[1] Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1875. S. 139.

wie schon bemerkt, entweder gar nicht oder nur ganz im Vorübergehen die Rede. Die heilige Schrift, welche doch wegen ihres hohen Alters schon als rein geschichtliches Denkmal in Betracht kommen sollte, wird mit souveräner Verachtung ignorirt. Die Schilderungen der nützlichen Wirkungen des gemeinschaftlichen Grundeigenthums sind dabei so anziehend und verlockend, daß man den ersten Urhebern des Privatgrundeigenthums recht böse werden und im Stillen bei sich denken möchte: wir civilisirten Europäer sind doch rechte Tölpel, daß wir uns so um das Collectiveigenthum haben betrügen lassen.

Doch wie schön dieses Alles klingen mag, einen historischen Beweis für den ursprünglichen Bestand des Gemeineigenthums bei allen Völkern vermögen wir darin nicht zu finden. Die Ausführungen de Laveleye's hätten nur unter Voraussetzung der Richtigkeit der oben angedeuteten Entwicklungstheorie Beweiskraft. Da aber diese Theorie selbst unhaltbar ist, so fällt auch die ganze darauf gebaute Beweisführung. Wenn also auch Alles, was de Laveleye über die Eigenthumsformen in Rußland, auf Java, bei den Germanen, auf den Schweizeralpen u. s. w. erzählt, vollständig richtig wäre: der geschichtliche Beweis für den ursprünglichen Bestand des ausschließlichen collectiven Grundeigenthums bei allen Völkern wäre erst noch zu erbringen.

Aber so ohne Weiteres dürfen wir auf die historische Zuverlässigkeit des belgischen Gelehrten nicht bauen; nicht als ob wir ihm absichtliche Fälschung oder Entstellung der Thatsachen vorwerfen wollten. Aber das scheint uns sicher zu sein, daß er nicht mit unbefangenem Auge, sondern mit vorgefaßten Meinungen an das Studium der Geschichte herantrat und in demselben eine Bestätigung seiner Ansichten suchte. Wir wollen dieß beispielsweise an den beiden wichtigsten hier in Betracht kommenden Völkern, den Russen und Germanen, nachweisen.

In Rußland gehört seit Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) der Grundbesitz um die Dörfer herum, wenigstens zum Theil, der Gesammtheit der Dorfgenossen oder dem „Mir". Jeder männliche, majorenne Bewohner des Dorfes hat ein Anrecht auf einen gleichen Theil des dem „Mir" gehörigen Bodens. Bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft waren Land und Leute Eigenthum des Adels; doch waren die Bauern, die Frohnden und Leistungen an den Herrn abgerechnet, in Bezug auf die innere Verwaltung ziemlich frei. Nur galt es seit langer Zeit als Pflicht, nach einer Reihe von Jahren, besonders bei Gelegenheit einer Volkszählung, das Grundeigenthum von Neuem gleichmäßig

unter die männlichen Angehörigen des „Mir“ zu vertheilen. Die letzte Theilung fand im Jahr 1857 statt, und es ist sicher, auch de Laveleye gesteht dieß, daß die Bauern sich meist nur mit Widerwillen zur Theilung verstanden. Manche, besonders die Anhänger der sogen. patriotischen Partei, sind nun der Ansicht, die russische Dorfgemeinde mit Collectivgrundeigenthum sei die ursprüngliche Einrichtung der russischen Nation, ja der gesammten slavischen Rasse. Seit Haxthausen galt diese Ansicht im westlichen Europa lange als unzweifelhaft. In neuerer Zeit dagegen wurde diese Ansicht wieder vielfach aufgegeben und von mehreren russischen Gelehrten, besonders von Tschitscherine[1] und Bistram, in verschiedenen Schriften eingehend bekämpft. Die Sache scheint noch nicht vollständig spruchreif zu sein, da die älteste russische Geschichte ein noch ziemlich unerforschtes und dunkles Gebiet ist. Doch spricht die auffallende und nach den ältesten historischen Documenten feststehende Thatsache, daß in den frühesten Zeiten die Bauern volle Freizügigkeit besaßen und einzeln frei über ihren Grundbesitz Verträge abschlossen, sehr gegen die Ansicht Haxthausens. Diese Thatsache ließe sich kaum erklären, wenn ursprünglich der ganze Grundbesitz des Dorfes Collectiveigenthum einer Familie, eines Stammes und deßhalb mit denselben gewissermaßen verwachsen gewesen wäre. Das Alles hindert jedoch de Laveleye nicht, sich unbedingt der Ansicht Haxthausens anzuschließen und die gegentheilige Meinung einfachhin zu verwerfen. Und auf welche Gründe stützt er sich? Nicht etwa auf historische Gründe, denn deren bringt er keine vor, sondern auf aprioristische Deductionen. Es lasse sich nicht erklären, meint er, wie Gemeindebesitz mit Gemeindetheilung habe entstehen können, wenn ursprünglich Privateigenthum bestanden; außerdem sei ja bei allen ursprünglichen Völkern nach Ausweis der Geschichte das Privateigenthum aus dem Collectiveigenthum hervorgegangen[2]. Letzterer Satz ist recht bezeichnend für die Laveleye'sche Argumentationsweise. Hier am Anfang des Buches wird als eine geschichtlich (!) feststehende Wahrheit ausgesprochen, bei allen Völkern sei das Collectiveigenthum die ursprüngliche Form gewesen, um daraus zu folgern, daß bei den Russen in den ältesten Zeiten Gemeindeeigenthum bestanden habe. Später müssen dann die russischen Bauern als Beweis dafür dienen, daß bei den

---

[1] Vgl. Guerrier und Tschitscherine, Der russische Dilettantismus und das Grundeigenthum (siehe Revue des deux Mondes, 1879. II. p. 76); ferner „Staatswörterbuch“ von Bluntschli und Brater: Leibeigenschaft in Rußland.

[2] De la propriété, p. 16.

anderen Völkern das Collectiveigenthum dem Privateigenthum vorhergegangen sei.

Was sodann den zweiten Grund de Laveleye's betrifft, die Entstehung des Gemeindeeigenthums mit Gemeindetheilung lasse sich nicht erklären, wenn es nicht von Anfang an vorausgesetzt werde, so ist derselbe zum mindesten nicht durchschlagend. Um die Entstehung des Collectiveigenthums zu erklären, brauchen wir nur vorauszusetzen, der Grundherr habe den gesammten „Mir" für die Leistungen und Frohnden der Einzelnen haftbar gemacht. Diese Gesammthaft finden wir auch anderwärts, so z. B. schon sehr früh in England, wo die Hörigen eines Dorfes als Gesammtheit dem Grundeigenthümer für die zu entrichtenden Abgaben und für Aufrechthaltung der Ordnung solidarisch hafteten. In dieser Einrichtung haben wir ja den Ursprung des Selbstbesteuerungsrechtes mancher englischen Städte zu suchen. Sie überhob den Grundherrn der lästigen Abgabeneintreibung, der Anstellung von Beamten und verlieh ihm eine größere Sicherheit für sein Einkommen. Ähnlich war es nun auch wahrscheinlich in Rußland. Wir wissen, daß schon vor Aufhebung der Leibeigenschaft die Bauern, wenigstens in einem großen Theile Rußlands (dem sogenannten schwarzen Lande), solidarisch für die Entrichtung der Abgaben hafteten und deßhalb auch die Bestimmung trafen, kein Bauer dürfe das Dorf verlassen, ohne einen andern an seine Stelle zu schaffen. Die Gemeindeangehörigen hatten deßhalb das größte Interesse, Alle zahlungsfähig zu erhalten und dadurch zu verhüten, daß die Einen für die Andern eintreten mußten. Dieß macht es leicht begreiflich, daß die Gemeinde beim Tode eines Familienvaters auf dessen Besitzthum Ansprüche erhob. Es konnte dieß um so leichter geschehen, da ja thatsächlich der Bauer nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer des Bodens war und die Gesammtleistungen des „Mir" sich nach dem Betrag des Bodens und nicht nach der Kopfzahl richteten. Sicher lag auch ein solches Verhalten der Gesammtheit zu den Einzelnen im Interesse der Grundherren, da es die Bauern in der Abhängigkeit und im Bewußtsein erhielt, daß sowohl ihre Person als der Boden, auf dem sie arbeiteten, Eigenthum eines Andern sei. Thatsächlich haben die demokratischen Republiken Nowgorod und Pskow ehedem Privateigenthum besessen, später aber unter der Herrschaft der moskauischen Czaren dasselbe sammt ihrer Freiheit verloren. Noch auffallender ist, was Laveleye nach Harthausen erzählt, daß westphälische Ansiedler in Rußland um die Erlaubniß einkamen und sie auch erhielten, nach einer Reihe von

Jahren bei vermehrter Bevölkerung den Boden von Neuem vertheilen zu dürfen, wie dieß in den russischen Dorfgemeinden der Brauch ist. Dieß beweist, daß die Entstehung der Gemeindetheilung der Güter keine Unmöglichkeit ist. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft der Grundbesitz des „Mir" nicht diesem, sondern dem Grundherrn als Privateigenthum angehörte. Endlich müssen wir noch erwähnen, daß das Haus des Bauern mit der nächsten Umgebung von jeher als dessen Eigenthum, oder, wenn man will, als erbliches Lehen des Grundherrn angesehen wurde und deßhalb auch nicht der periodischen Theilung unterlag[1].

Ebensowenig wie für Rußland läßt sich für die germanischen Markgenossenschaften der ausschließliche Bestand des Gemeineigenthums an Grund und Boden nachweisen. Allerdings berichtet Cäsar (De B. G. l. 6. c. 22), bei den Germanen habe Niemand eigenes und getrenntes Ackerland besessen; aber aus derselben Stelle geht hervor, daß er nur von Volksstämmen spricht, die jährlich ihre Wohnsitze änderten und meist von Krieg und Jagd lebten. Die kriegerische Organisation und das nomadenartige Leben brachten es mit sich, daß man Niemanden gestattete, sich dauernd an einem Ort niederzulassen und Grundeigenthum zu erwerben. Es war dieß um so leichter, da die freien Germanen, wie Tacitus bezeugt, nur wenig Ackerbau trieben und die Feldarbeiten durch Sklaven besorgen ließen. Wenn also de Laveleye bloß den germanischen Völkerstämmen ohne feste Wohnsitze das Privatgrundeigenthum abspräche, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Bei solchen Nomadenstämmen wird Collectivgrundeigenthum entstehen, wenn überhaupt ein wahres Eigenthum sich bildet. So lange noch weite Gegenden unbewohnt sind, wird alles Land herrenloses Gut bleiben, das der erste Beste sich aneignen darf. Erst wenn die Stämme sich mehren und einander auf bestimmte Gebiete zurückdrängen, welche sie in regelmäßig wiederkehrenden Perioden durchstreifen, werden sie anfangen, dieselben als Eigenthum des ganzen Stammes anzusehen und gegen die andern Stämme zu vertheidigen. Diese Art von Gemeineigenthum besteht heute bei mehreren nordamerikanischen Völkerschaften, welche ausgedehnte Thäler und Flußgebiete als ihr ausschließliches Besitzthum betrachten und es gegen fremde Übergriffe, besonders gegen das Vordringen der nordamerikanischen Ansiedler, zu vertheidigen suchen. Solche Ein-

[1] Ähnlich wie wir erklärt auch Le Play (Réforme sociale, vol. III. liv. VII. c. 65. n. 7) die Entstehung des Gemeineigenthums der russischen Gemeinden.

richtungen mögen nun auch bei den germanischen Wanderstämmen bestanden haben. Aber hieraus ist nicht der Schluß gestattet, dieß sei bei allen Völkern der Erde der Fall gewesen. Denn es ist nicht richtig, daß alle Völker einst Jäger und Nomaden gewesen seien und erst spät sich dem Ackerbau zugewendet hätten. Schon Kain war ein Ackerbauer, und von Noë lesen wir, daß er Weinberge gepflanzt. Ja selbst bei den Germanen wäre es voreilig, die Angaben Cäsars zu verallgemeinern. Aus Tacitus geht hervor, daß es neben den nomadischen Stämmen andere gab, welche feste Wohnsitze inne hatten, theils in einzelnen, getrennt gelegenen Höfen, theils in Dörfern, in denen jedes Haus von einem kleinen Feldbezirk umgeben war[1]. Die erstere Einrichtung der getrennten Bauernhöfe scheint besonders bei den Friesen vorgeherrscht zu haben und hat sich in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Westphalen, bis heute erhalten. Sie schließt die Möglichkeit des ausschließlichen Collectiveigenthums mit periodischer Theilung vollständig aus. Auch was Tacitus von der Stellung der Sklaven bei den Germanen schreibt, läßt erkennen, daß das Privateigenthum an Grund und Boden bei den Völkerstämmen mit festen Wohnsitzen seit der frühesten Zeit bestand. Der große römische Geschichtschreiber erwähnt es als eine Eigenthümlichkeit der Germanen, daß sie die Sklaven nicht zu häuslichen Diensten verwendeten, sondern ihnen ein eigenes Haus mit einem Stück Ackerland zuwiesen und dafür bestimmte Abgaben erhielten[2]. Diese ganze Einrichtung setzt offenbar voraus, der Herr sei wie Eigenthümer des Sklaven, so auch Eigenthümer des Bodens gewesen, auf dem derselbe arbeitete[3].

---

[1] German. c. 16: „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat sive adversus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi."

[2] German. c. 25: „Ceteris servis (d. h. diejenigen, welche nicht durch das Spiel ihre Freiheit verloren hatten) non in nostrum morem descriptis per familiam ministeriis utuntur: suam quisque domum, suos penates regit. Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono injungit, et servus hactenus paret."

[3] So erklärt diese Stelle auch J. G. Heineccius, Antiquitat. German. II. c. 9. § 1 sqq. — Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4. Ausg. Bd. I. S. 64. Anm. h. — F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte, 1857. Bd. I. S. 14. — K. Th. v. Inama-Sternegg, Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter, 1872. S. 34. — v. Schulte, Reichs- und Rechtsgeschichte, 1873. S. 24. — Für die Behauptung, daß der Sklave nur eine Parcelle des jährlich seinem Herrn zugewiesenen Antheils bebaut habe, bietet die Stelle absolut keinen Halt. Es ist auch kaum glaublich, daß Tacitus die verschiedenen Dienstbarkeiten des Sklaven gegen seinen Herrn

Noch deutlicher wo möglich als das bisher Gesagte, spricht die Erbfolge nach den ältesten germanischen Gesetzen für den Bestand des Privatgrundeigenthums seit den frühesten Zeiten. Nach dem salischen Gesetz[1] durfte kein Theil des Selilandes, worunter das Haus mit dem umliegenden, meist umzäunten Feldgebiet verstanden wurde, als Erbschaft an weibliche Nachkommen fallen. Auch für die Fälle eines Zwistes unter den Nachkommen über ein Grundstück werden in demselben Normen aufgestellt. Ganz dieselben Bestimmungen finden sich im ripuarischen Gesetz[2]. Das Gesetz der Anglier und Weriner ernennt den Sohn mit Ausschluß der Tochter zum Gesammterben; ist kein Sohn vorhanden, so sollen Geld und Sklaven der Tochter, der Grund und Boden aber dem nächsten männlichen Erben von väterlicher Seite zukommen[3]. Die longobardischen[4] und bajuvarischen[5] Gesetze enthalten Vorschriften in Bezug auf Verschenkungen von Grundstücken und Höfen. Mehrere Gesetze, so namentlich das burgundische[6] und ripuarische[7], supponiren schon Privateigenthum an Waldungen. Alle diese Gesetze enthalten, wenn sie auch erst später aufgezeichnet wurden, nach allgemeiner Annahme die Rechtsgewohnheiten, welche längst bestanden und bis in die ältesten germanischen Zeiten hinaufreichten.

Die Veräußerung des Grundeigenthums war dabei allerdings einer

---

aufgezählt (frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono injungit), den Hauptpunkt aber, die jährliche Zuweisung einer Parcelle, übergangen habe; und doch mußte bei Erwähnung des römischen Colonatsverhältnisses (ut colono) dieser besonders auffallen. Ja es will uns scheinen, obige Stelle führe nothwendig zur Annahme eines nicht unbeträchtlichen Grundeigenthums zur Zeit des Tacitus. Das Haus des Sklaven, sammt dem Boden, auf dem es stand, und dem freien Raume um dasselbe (suam quisque domum spatio circumdat), muß als Eigenthum des Herrn gedacht werden. Da nun Tacitus eine Vielheit von Sklaven bei Manchen vorauszusetzen scheint (ceteris servis non in nostrum morem descriptis per familiam ministeriis utuntur) und diese Vielheit auch aus andern Gründen wahrscheinlich ist, so folgt, daß mancher freie Germane einen nicht unbedeutenden Bezirk um seine Wohnung herum als Eigenthum besaß. Und daß sich rings um diesen Häusercomplex nicht sehr bald ausgedehntes Privateigenthum an Ländereien gebildet habe, ist unwahrscheinlich. Man hat mit Recht in dieser Einrichtung die ursprüngliche Form der späteren adeligen Güter, auf denen die Hütten der grundhörigen Bauern sich rings um die Wohnung des Grundherrn reihen, erblickt.

[1] Lex sal. Titul. 62. de alodis leg. 6.

[2] Titul. 56. de alodibus l. 3.

[3] Titul. 6. l. 1. de alodibus.

[4] Lex Longob. l. 2. titul. 15. c. 2.

[5] Lex Bajuvar. titul. 1. c. 1.

[6] Titul. 28. c. 1. [7] Titul. 76.

gewissen Controle der gesammten Familie, ja der gesammten Markgenossenschaft unterstellt. Aber dieß hebt das Privateigenthum nicht auf und läßt sich aus dem Ursprung der germanischen Gemeinden wohl erklären. Die Ansiedlung der germanischen Völker scheint vielfach in der Weise erfolgt zu sein, daß bei der Besitznahme eines Landstriches die Ländereien unter die verschiedenen Heeresabtheilungen (Hunderte) vertheilt und innerhalb dieser wieder an Familien oder Sippen verloost wurden. Der Lieblingsbeschäftigung der Germanen, Jagd und Viehzucht, entsprechend, blieb ein Theil dieses Looses in gemeinschaftlichem Besitz oder „Gewehre“ der ganzen Familie; der nach und nach angebaute Theil aber kam an die einzelnen männlichen Familienglieder und konnte nur an Blutsverwandte vererbt werden. Diese Einrichtung hing auf das Innigste zusammen mit dem religiösen Glauben der Germanen, welcher nach Tacitus die Blutsverwandtschaft als etwas Heiliges ansah und den Blutsverwandten die strenge Pflicht gegenseitigen Schutzes und der Blutrache auferlegte. Auch die Vertheidigung nach Außen mußte bei der damaligen mangelhaften socialen Organisation einen engen Anschluß der Familienglieder nothwendig machen. Daraus läßt sich begreifen, warum die Familien von Anfang an darauf drangen, daß der Grundbesitz nur an waffenfähige, somit bloß an männliche Blutsverwandte komme, und warum beim Fehlen eigentlicher Blutsverwandten der in die Familie Aufzunehmende die natürliche Blutsverwandtschaft durch den Bluttrank ersetzte und bei der Übernahme der Erbschaft sein Blut in die Erde des erhaltenen Grundstückes rinnen ließ [1].

Die genannten Beschränkungen heben aber das Privateigenthum nicht auf, ebenso wenig als die heutigen Fideicommißgüter deßhalb aufhören, Privateigenthum zu sein, weil sie nicht frei veräußerlich sind. Ja wir können sagen, selbst die Marken und Almenden waren anfänglich eigentliches Privateigenthum eines Familienvaters oder einer Familie und wurden erst mit dem Auswachsen einer Familie zu einer Gemeinde Collectiveigenthum. Und gerade weil es ursprünglich Privateigenthum einer Familie war, behielt es noch später, als es schon öffentliches Gut einer Gemeinde geworden war, noch manche charakteristische Züge des ursprünglichen Familieneigenthums bei.

Überblicken wir unsere bisherigen Ausführungen über die Grundeigenthumsfrage bei den Germanen, so dürfen wir wohl getrost die Be-

[1] Vgl. Phillips, Deutsche Geschichte. Bd. I. S. 144 ff.

hauptung aufstellen: wenn de Laveleye meint, das Privateigenthum an Grund und Boden habe bei den alten Deutschen erst spät und zwar hauptsächlich durch römischen Einfluß Eingang gefunden, so steht diese Ansicht im vollsten Widerspruch mit der historischen Wahrheit. Die historischen Denkmäler lassen uns den Bestand des privaten Grundeigenthums bis in die ältesten germanischen Zeiten hinauf verfolgen. Nur bei jenen Stämmen finden wir kein Grundeigenthum, die noch keine festen Wohnsitze innehaben. Das Privatgrundeigenthum ist nicht eine relativ moderne Erfindung, wie de Laveleye meint, sondern so alt wie die Menschheit selbst. Wir werden das in einem andern Aufsatze bei den orientalischen Völkern nachzuweisen suchen. Wir können uns deßhalb auch der Mühe überheben, die weitern de Laveleye'schen Schilderungen vom ursprünglichen Collectiveigenthum bei den „primitiven" Völkern zu prüfen. Es ergibt sich nun hieraus, daß alle Schlußfolgerungen, welche de Laveleye auf seine historischen Forschungen baut, um das heutige Privateigenthum an Grund und Boden in üblen Leumund zu bringen, in der Luft schwebten. Es ist nicht wahr, daß die Menschen, als sie noch „unverdorben" und unberührt von falscher Cultur „dem natürlichen Instinkte der Gerechtigkeit" folgten, nur Gemeineigenthum kannten.

Doch gehen wir jetzt einen Schritt weiter. Nehmen wir an, de Laveleye habe seine These vom ursprünglichen und ausschließlichen Bestand des Gemeineigenthums bei allen Völkern glänzend bewiesen. Setzen wir voraus, wie der gelehrte Professor es will, alle „primitiven" Völker, d. h. die Russen, Germanen, Javanesen und Neukaledonier, hätten im ausschließlichen gemeinschaftlichen Grundeigenthum der Gemeinde oder des Stammes das höchste Glück und die größte Zufriedenheit gefunden. Welche Schlußfolgerungen ergäben sich daraus? Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß de Laveleye seines Zeichens Nationalökonom ist und sein Buch zur Begründung seiner volkswirthschaftlichen Ideen über das Grundeigenthum verfaßt hat. Welche Schlußfolgerungen will also de Laveleye aus seinen geschichtlichen Resultaten ziehen? Nicht etwa bloß, daß das Gemeineigenthum, sei es nun der Corporationen oder Gemeinden oder selbst des Staates, neben dem Privateigenthum manche Vortheile und eine gewisse Berechtigung habe, und daß es deßhalb wünschenswerth sei, es zum Theil wiederherzustellen in der Weise, wie es bei den meisten wahrhaft glücklichen Völkern bestand. Damit könnte man eher einverstanden sein. Aber de Laveleye verlangt mehr. Nach seiner Ansicht hat jeder Mensch ein natürliches Anrecht auf den Mit-

besitz der Erde, somit auf einen Theil des Grundeigenthums. Soll Gerechtigkeit herrschen, so muß deßhalb die Erde entweder gleichmäßig vertheilt sein, oder aber es muß Gemeineigenthum bestehen, welches jedem Menschen seinen Antheil an Grund und Boden sichert. Und da die Gleichheit des Privatbesitzes sich dauernd nicht erhalten kann, so beweist uns die Geschichte, welche Eigenthumsordnung allein der natürlichen Gerechtigkeit entspricht: nämlich die des Collectivgrundeigenthums.

De Laveleye gibt zu, daß uns die Geschichte an und für sich bloß zeigt, was thatsächlich bestanden hat, ohne uns einen sichern Schluß auf die Rechtmäßigkeit oder Nothwendigkeit des Bestehenden zu gestatten. Aber, meint er, wenn einerseits alle für das Privateigenthum vorgebrachten Begründungsweisen haltlos sind und andererseits die Geschichte beweist, daß alle Völker, „dem natürlichen Gerechtigkeitsinstincte folgend", bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit durch Gemeineigenthum jedem Menschen sein Anrecht auf den Mitbesitz der Erde sicherten: sollte uns dieß nicht zu denken geben?[1] Was es mit der Behauptung auf sich hat, das Privateigenthum an Grund und Boden sei erst neueren Ursprungs, haben wir schon gesehen. Wichtiger ist, was de Laveleye über die Begründungen des Privateigenthums uns mittheilt, nämlich: daß sie alle sammt und sonders haltlos seien. Er zählt fünf solcher Begründungsweisen auf und sucht darzuthun, daß sie alle das Gegentheil von dem beweisen, was sie beweisen sollten. Was die vier ersten Begründungen angeht, so können wir dieselben mit deren Begründern ruhig ihrem Schicksal überlassen. Wir haben selbst an einer andern Stelle uns gegen manche der bei liberalen Rechtslehrern und Nationalökonomen üblichen Begründungsweisen des Eigenthums ausgesprochen[2]. Uns soll hier nur die an letzter Stelle vorgebrachte Theorie beschäftigen, welche das Privateigenthum als einen Ausfluß des Naturrechts oder als eine naturrechtliche Institution betrachtet. Wenn, behauptet de Laveleye, das Privateigenthum nach dem Ausdruck Portalis' ein Naturrecht ist, dessen Rechtsgrund in uns und unserer Persönlichkeit liegt, so folgt, daß jeder Mensch ein Recht auf einen Theil des Eigenthums, auch des Bodens, hat, daß es also eine Ungerechtigkeit ist, ihn von dem Mitbesitz der Erde auszuschließen. Doch hier waltet ein bloßes Mißverständniß ob. Wenn man behauptet, das Privateigenthum sei eine Forderung des Naturrechts,

[1] De la propriété etc. Préface XXVI u. S. 379 ff.

[2] Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1881, Bd. XX. S. 109 ff.

so ist das nicht so zu verstehen, wie es E. Fichte[1] u. A., vielleicht auch Portalis selbst, verstanden haben: als ob jeder Mensch auf Grund seiner Natur oder seiner Persönlichkeit ein Recht auf dauerndes Privateigenthum habe. Wenn katholische Rechtslehrer das Eigenthumsrecht eine Forderung des Naturrechts nennen, so sprechen sie nur von der Institution des Privateigenthums als solcher und beziehen diesen Ausspruch auf die Menschen überhaupt, nicht aber auf jedes einzelne Individuum. Ein Vergleich soll uns dieses klarer machen. Man kann sagen, die Ehe sei eine naturrechtliche Institution, sie sei durchaus nothwendig. Will man nun etwa damit behaupten, die Ehe sei für jeden einzelnen Menschen nothwendig oder jeder einzelne Mensch habe ein natürliches Recht auf eine Lebensgefährtin? Das wird höchstens ein altkatholischer Pastor behaupten, dem der Cölibat ein Greuel geworden. Nun, so ist es auch mit dem Privateigenthum. Dasselbe ist eine naturrechtliche Institution, ist für die gesammte Menschheit als solche zu ihrer von Gott gewollten Entwicklung nothwendig. Daraus folgt aber nicht, daß das Privateigenthum für jeden einzelnen Menschen nothwendig sei oder daß jeder Mensch ein natürliches Anrecht auf ein Grundstück habe. Freilich soll der Gebrauch der irdischen Güter nach Gottes Absicht ein möglichst allgemeiner sein, die Erde soll allen Menschen die zum Dasein und Leben nöthigen Mittel hergeben, und jeder Mensch hat ein natürliches Recht, sich zum Gebrauch so viel anzueignen, als zur augenblicklichen Erhaltung des Lebens streng nothwendig ist. Daran darf ihn Niemand ohne Rechtsverletzung hindern. Aber gerade aus dem angegebenen möglichst allgemeinen Gebrauche, dem die Geschöpfe dienen sollen, hat der hl. Thomas und mit ihm die katholische Wissenschaft von jeher die Nothwendigkeit des Privateigenthums bewiesen. Ohne das Privateigenthum würde bald der größte Mangel an den zur menschlichen Entwicklung nöthigen Gütern eintreten, weil im Allgemeinen und auf die Dauer der Mensch nur dann Schweiß und Arbeit auf die Erde verwendet, wenn er weiß, daß die Früchte seiner Mühen ihm selbst und jenen, in denen er fortlebt, seinen Kindern, zu Gute kommen.

Aber hier sind wir an einem Punkte angelangt, wo de Laveleye unsere bisherigen Ausführungen durch sein Buch gründlich umzustoßen droht. Privateigenthum, auch an Grund und Boden, ist nothwendig zur gedeihlichen Entwickelung und Civilisation der Menschheit, so be-

---

[1] System der Ethik, Bd. II, Th. 2, § 93.

haupten wir. Aber, erwiedert uns de Laveleye, liefert denn mein Werk nicht den Beweis, daß das Grundeigenthum eine ganz neue Einrichtung ist (une institution très-récente) und daß die Entwicklung der Agricultur unter dem Gemeineigenthum den höchsten Aufschwung genommen? Sehen wir nicht, daß in England und Deutschland die Grundpächter, obwohl sie nicht Eigenthümer sind, den Ackerbau auf die größte Höhe gebracht haben? Und da wagen wir noch die Behauptung, das Privatgrundeigenthum sei zur Civilisation nothwendig?

Was zunächst den letzten Einwurf betrifft, so antworten wir, das Pachtverhältniß setze nothwendig zu seinem Gedeihen das Sondereigenthum voraus. Die Pächter würden bald aufhören, die Güter in der Weise zu bebauen, wie sie es thun, wenn sie nicht einem Privateigenthümer gegenüberstünden, sondern dem Staat oder der Gemeinde, welche die Pflicht hätten, ihnen einerseits einen bestimmten Theil des Bodens zu sichern und ihnen andererseits zur Erhaltung der Gleichheit die Mehrerwerbung nicht zu gestatten, und ist es nicht eine unläugbare Thatsache, daß überall, wo Gemeineigenthum des Bodens besteht, der Ackerbau auf einer sehr niedern Entwicklungsstufe stehen geblieben ist und seit Jahrhunderten keinen Fortschritt aufzuweisen hat, den nicht die Regierung erzwang? In der That, daraus, daß auf einer niedrigen Culturstufe, wo die Bedürfnisse gering sind und die Gesammtheit kaum über eine zahlreiche, durch Blutsverwandtschaft zusammengehaltene Familie hinausgewachsen ist, Collectiveigenthum an Grund und Boden vorkommt, folgt nicht, daß dasselbe auf einer höheren Stufe noch ersprießlich, oder überhaupt noch möglich und zulässig sei. Es will uns scheinen, aus seinen historischen Ausführungen hätte de Laveleye zu ganz anderen Schlußfolgerungen in Bezug auf das Grundeigenthum gelangen sollen. Er sucht mit allen ihm zugänglichen Mitteln zu beweisen, ursprünglich habe überall und bei allen Völkern Collectivgrundeigenthum bestanden. Andererseits gibt er selbst wiederholt zu, daß dasselbe überall bei fortschreitender Cultur durch das Privateigenthum zum Theil oder ganz verdrängt wurde. Was sollte nun de Laveleye hieraus folgern? Offenbar, daß das ausschließliche Gemeineigenthum sich als ein Hinderniß des Fortschritts in der Cultur erweist und deßhalb von allen Völkern mehr oder minder beseitigt wird, sobald das Bedürfniß nach freierer, menschenwürdigerer Bildung und Civilisation erwacht.

Victor Cathrein S. J.

Der hl. Cyrill und der hl. Method.[1]

Zu den freudigsten und bedeutungsvollsten Ereignissen, welche mitten unter den finstern Stürmen des unchristlichen, unheilschwangeren Zeitgeistes als ein lichter Hoffnungsstrahl aufleuchten, gehört unbedingt die großartige Pilgerfahrt der Vertreter aller Stämme der slavischen Völkerfamilie nach Rom. Der 5. Juli, jener Tag, den Papst Leo XIII. zur Verehrung des heiligen Brüderpaares, Cyrills und Methods, der berühmten Slavenapostel, für die gesammte katholische Christenheit angeordnet hatte, sah jene Schaaren aus allen Gauen, in welchen die slavische Zunge klingt, um den Nachfolger des Apostelfürsten und um das Grab ihres hochgefeierten Cyrillus versammelt; einzig die russische Regierung, von dem traditionellen, sie charakterisirenden Verfolgungsgeist inspirirt, hatte allen Reichsangehörigen die Theilnahme verwehrt. Aus Bulgarien und aus Schlesien, aus Kärnthen und aus Posen, aus Galizien und aus Serbien waren sie hingeeilt; neben dem vom Türken noch unlängst ausgesaugten Herzegowiner und Bosniaken gefiel es dem Böhmen, dem Mähren, dem Kroaten, sich in seinem reichen Nationalcostüm zu zeigen; die malerische Tracht des Illyriers wetteiferte an schönem, buntem Wechsel mit der des Ruthenen. Polen durfte sich rühmen, sich in seinen berühmtesten Namen, den Czartoryski, Sapieha, Potocki, Lubomirski, Mlodecki, Zamoyski, vertreten zu sehen; das krumme, von kostbaren Steinen und Perlen blitzende Schwert erinnerte an jene Zeit, als ganz Europa auf das edle, ruhmwürdige Volk als auf den Stolz der Christenheit die Augen richtete. Kein Stand, der da gefehlt hätte! Neben dem armen Arbeiter, der sich schwere Opfer auferlegte, um die Kosten der Reise zu bestreiten, war der vermögliche Bürger, neben dem Landmann der Universitäts-Professor von Krakau und von Agram, neben dem einfachen Dorfvikar der Bischof, neben dem niederen Volke Grafen und Fürsten. Alle vereinigte Ein Band des Glaubens und der Hingabe an Gottes obersten Stellvertreter, das heiligste Interesse der Menschheit auf Erden.

---

[1] Memorie storico-critiche archeologiche dei santi Cirillo e Metodio e del loro apostolato fra le genti slave per Domenico Bartolini, prete del titolo di S. Marco, cardinale d. s. Rom. chiesa, prefetto d. s. congregazione dei riti. Roma, tipogr. Vaticana, 1881. Gr. 8°. XXIX u. 256 S.

Papst Leo XIII. empfing die Pilger mit dem Glanze, den die Gefangenschaft gestattete. Bosniens und Diakovars Bischof, Stroßmayer, nahm das Wort, von sieben slavischen Bischöfen umgeben. Mit unübertrefflicher Beredsamkeit wies er darauf hin: da wo Petrus ist, da ist die Kirche. Ergreifend war der Augenblick, als er mit der Aufforderung schloß, feierlich zu geloben, in steter Verbindung mit dem Apostolischen Stuhle zu verharren, und der lautlosen Stille der enthusiastische Zuruf in allen Sprachen folgte.

Jene Tage werden den Pilgern unvergeßlich sein; in die heimathlichen Kreise zurückgekehrt, werden sie Kindern und Kindeskindern davon erzählen. Rom, das wahre Rom, nicht das freche, eingedrungene Gesindel, leistete das Mögliche, die schnell vorübergehenden Tage zu verschönern; doch wir wollen nicht Bekanntes wiederholen. Aber auch ein bleibendes Denkmal sollte sie erfreuen. Das herrliche Wirken jenes glänzenden Doppelgestirns, dessen Fest sie hierhergeführt, sollte auf eine zuverlässige Weise geschildert werden. Dieser Mühe unterzog sich der durch seine gelehrten Arbeiten, namentlich durch sein vortreffliches Buch über Papst Zacharias (siehe diese Zeitschrift, Bd. XVI. S. 430), allen unsern Lesern rühmlichst bekannte Cardinal Bartolini in oben angegebenem Werke. Nicht darum war es ihm zu thun, in minutiösen Untersuchungen von ferner liegenden Gegenständen sich zu verlieren oder in kritischen Excursen abzuschweifen, sondern die leuchtenden Gestalten unserer Apostel auf Grund sicherer Quellen und mit Benützung der einschlägigen Literatur vorzuführen, und das ist ihm auch vollkommen gelungen [1].

Hierin wollen wir ihm folgen; beide Lebensbilder sind zu wenig bekannt und bieten des Interesses zu viel, als daß es den Lesern dieser Zeitschrift nicht erwünscht sein sollte. Man wird es uns erlauben, nach Umständen Einiges zur Geschichte, Geographie und Literatur beizufügen oder eine etwa abweichende Ansicht kundzugeben.

---

[1] Andere Fragen, z. B. über das Verhältniß der slavischen Völker zum Apostolischen Stuhl, überging er, weil hierüber, wie er im Vorwort äußert, gleichzeitig von Andern in Rom geschrieben wurde. So von: Balan, delle relazioni fra la chiesa cattolica e gli Slavi della Bolgaria, Bosnia, Serbia ed Erzegovina; dann die zwei in der Accademia di religione cattolica gehaltenen Vorträge von Pressutti: 1) Il papato e la civiltà dei Slavi meridionali; 2) Dei papi e dell' apostolato slavo dei SS. Cirillo e Metodio in ordine alla religione, alla letteratura ed alla politica.

Cardinal Bartolini beginnt also mit der Erörterung der Quellen [1], und zwar zunächst mit jener der verschiedenen Legenden. An die Spitze derselben stellt er die italienische [2], wie sie gewöhnlich genannt wird, oder die römische, wie er sie aus dem Grunde genannt wissen will, weil ihr Verfasser, Gauderich, Bischof von Velletri, einer in der Nähe von Rom gelegenen Stadt, gewesen und in Rom selbst unseren Heiligen persönlich nahegestanden. Mit Recht bestimmte ihn die Autorität eines solchen Mannes, der die Nachrichten über jene aus ihrem eigenen Munde geschöpft, dieser Legende vor allen übrigen als der glaubwürdigsten den Vorzug einzuräumen. Ihr zunächst, der Zeit der Abfassung nach, folgt die pannonische [3] Legende, und zwar die erste pannonische, so genannt, um sie von einer zweiten gleichen Namens zu unterscheiden; sie ist die ausführlichste von allen. Ist ihr Ver-

---

[1] Vgl. die Bollandisten Acta SS. 9 mart. (1668), t. II. p. 12 sq. Von den Quellen handeln besonders Schafarik (Slavische Alterthümer. Deutsch von Mosig v. Ährenfeld. Leipzig 1844. II. S. 471—472), welcher mit großem Fleiße die griechischen, lateinischen und slavischen Quellen und alten Zeugnisse über Konstantin und Method zusammenstellte und als die beiden gründlichsten Schriften über diesen Gegenstand Dobrowsky's a) Kyrillos und Methodios (Prag 1823), b) Die mährische Legende (1826) bezeichnete; Dümmler (Die pannonische Legende vom hl. Methodius, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichte. Bd. XIII. [1854], S. 147 ff., und separat), welcher zwar zunächst mit dieser sich auf das Eingehendste befaßt, ihre von Miklosich verfertigte lateinische Übersetzung aus dem Altrussischen, nach dem einzigen in Moskau befindlichen Manuscript vom 16. Jahrhundert gibt und mit Anmerkungen und Excursen erläutert, aber auch die übrigen Quellen, freilich kurz, bespricht; Ginzel (Geschichte der Slavenapostel Cyrill und Method. 2. Ausg. Wien 1861. I. S. 5 ff.; im Anhang folgen die Legenden und Documente). Seitdem wurden nicht nur die Quellen durch Auffindung päpstlicher Regesten im Britischen Museum, wovon weiter unten, bereichert, sondern auch die hierauf bezügliche Literatur bedeutend vermehrt. Bemerkt seien hier der Bischof Uspensky, welcher mit Unrecht drei Cyrille annimmt, und Woronoff (Die hauptsächlichsten Quellen zur Geschichte der heiligen Cyrill und Method [russisch]. Kiew 1877); ihre Arbeiten bespricht Jagic im Archiv für slavische Philologie (Bd. IV. S. 297—316, und S. 99 ff., 266 ff.); Gromnicki (Die heiligen Cyrill und Method) in den Rozprawy etc., d. i. Abhandlungen und Berichte der Krakauer Akademie. Histor.-philos. Cl. XI. 1879 f.; zehn Lobreden oder kürzere Leben, in den Fontes rerum Bohem. (Prameny etc.). I. Prag 1873 (meist slavisch). Vgl. auch Nilles S. J., Calendarium. T. 1. 1879. p. 103 sqq.; Cardinal Hergenröther, Handbuch der Kirchengeschichte, III. S. 242; Chevalier, Répertoire d. sources histor. du moyen-âge, I. p. 535. Von Martinov und Anderen wird später die Rede sein.

[2] Ed. Acta SS. 9 mart., II. p. 19 sq.; Ginzel a. a. O. S. 6 ff.; sie wird auch translatio corporis S. Clementis genannt. Schafarik (a. a. O. S. 471) heißt sie auch die „erste“; das elfte Jahrhundert, dem er sie zuweist, ist offenbarer Druckfehler für neuntes Jahrhundert.

[3] Edirt von Dümmler S. 156—163; siehe oben Anmerkung 1; Ginzel a. a. O. S. 20 ff.; sie wird auch unter dem Namen „Legende von Methodius“ citirt.

fasser auch nicht bekannt, so geht doch so viel aus ihrem Inhalt[1] hervor, daß sie ein Schüler des hl. Method bald nach seinem Tode († 885) geschrieben haben muß. „In unserer Zeit," sagt sie, „hat Gott um unseres Volkes willen unsern Lehrer, den seligen Method, erweckt", und gibt hierauf den Verlauf seines Lebens mit gar manchen Nachrichten, welche sich in keiner anderen Legende finden. Sie gehört demnach etwa dem Ende des neunten Jahrhunderts an. Da ferner ihr Verfasser sich als Schüler des in Groß-Mähren und Unter-Pannonien apostolisch thätigen Method bezeichnet und von den Mähren selbst unterscheidet, so scheint er aus dem Letzteren zu sein, und daher denn auch der Name: die pannonische Legende. Daß er auf katholischem Boden steht und den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkennt, ergibt sich aus vielen Stellen[2]. Ob aber die Legende durchaus unverfälscht bis auf uns gekommen, ist eine andere Frage. Da der griechische Urtext verloren ist und der altrussische Text, den wir besitzen, erst dem 14. Jahrhundert angehört, so läßt sich, sagt Dümmler[3], durch sprachliche Gründe nicht entscheiden, ob der ursprüngliche Text unserer Quelle durch spätere Zusätze vermehrt worden sei; auch nach inneren Wahrzeichen, fügt er bei, ist es mir nicht gelungen, hierüber etwas Sicheres auszumachen. Cardinal Bartolini aber meint, eine zweite, wie es scheint schismatische, Hand habe sich da und dort Zusätze erlaubt; als einen derartigen bezeichnet er die angebliche Übersetzung des Nomo-Kanon (griechische Rechtssammlung), sowie die Erzählung einer spätern Reise Methods nach Konstantinopel zum griechischen Kaiser und zum Patriarchen, welche auch Dümmler[4] „sehr auffallend" findet und sich nur als ein „Versehen" erklärt, das er „nicht zu entziffern vermöge". Später[5] nennt er unsere Legende eine altrussische Überarbeitung.

Von gleichem Werthe wie diese pannonische Legende ist eine zweite pannonische oder, wie sie jetzt genannt wird, die altserbische, bekannt auch unter dem Namen: Leben des hl. Konstantin oder Cyrill[6]. Von Manchen

---

[1] Der Titel lautet: Mensis Aprilis VI. die Commemoratio et vita beati patris nostri et doctoris Methodii archiepiscopi Moravici. Den Schluß bildet ein Gebet zu Method: nos respiciens desiderantes te, libera discipulos tuos ab omni periculo, et doctrinam propagans . . . ut . . . perveniamus ad te tuus grex.

[2] Ebenso Dümmler a. a. O. S. 151—152; die Lehre unseres Autors vom heiligen Geist im Gegensatze zu den lateinischen Geistlichen wird wohl von Dümmler, nicht aber von Cardinal Bartolini erwähnt; eine Erörterung dieses Punktes wäre sehr erwünscht gewesen.

[3] A. a. O. S. 151. 153.

[4] A. a. O. S. 196.

[5] Im Jahre 1870, in der Einleitung zum Leben Konstantins; siehe die folgende Anmerkung.

[6] Edirt von Schafarik, altserbisch-slovenisch 1851; dann besser mit Benützung von 17 Handschriften, jedoch mit Übergehung der späteren interpolirten Texte, von Miklosich, Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Cl. Wien 1870. XIX. S. 214 ff., und in lateinischer Übersetzung S. 230—246. Ein

wird sie dem hl. Clemens, Schüler des hl. Cyrill und Erzbischof[1] der Bulgaren, zugeschrieben. Doch findet sich in ihr einiges Ungenaue, ja Ungereimte, so daß Cardinal Bartolini sie als nicht reine Quelle bezeichnet. Da sie, sagt Dümmler[2], „gleich der pannonischen Legende nur in einer späten Überarbeitung des 15. Jahrhunderts und in zum Theil noch jüngeren Handschriften erhalten, muß sie die Gewähr ihrer Echtheit und Zuverlässigkeit, für welche die äußere Beglaubigung mangelt, lediglich in sich selbst tragen"; als Resultat einer eingehenden Untersuchung hierüber ergibt sich ihm ihre hohe Glaubwürdigkeit im Ganzen, abgesehen nämlich von Nebenumständen, sowie von den soeben bemerkten Zusätzen, deren Vorhandensein er nicht absolut bestreitet.

Aus weit späterer Zeit als die italienische und die pannonische Legende ist die mährische[3], welche auch nicht die gleiche einfache, ungekünstelte Darstellung aufweist. In den ersten Theilen herrscht volle Übereinstimmung mit der italienischen; wenn sie indessen in einigen anderen Stücken von ihr abweicht und durch sie zu berichtigen ist, namentlich da, wo sie im Wider-

---

Auszug beider pannonischen Legenden bei Martinov, Annus eccl. graeco-slavus, in den Acta SS. Oct., t. XI. p. 168—171; ein deutscher bei Wattenbach, Beiträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen. Wien 1848. Nach Miklosich beruhen alle slovenischen Texte höchst wahrscheinlich auf einer bulgarischen Quelle; ob diese aus einer griechischen abzuleiten sei, läßt er dahingestellt sein.

[1] Er wird bald Erzbischof von Bulgarien oder Erzbischof von Achrida, bald Bischof von Velica genannt, wobei nicht mit Zachariä v. Lingenthal (Beiträge zur Geschichte der bulgarischen Kirche; Mém. de l'académie impér. d. sciences de St-Pétersbourg, S. VII. t. 8. n. 3. p. 13) an Velica im heutigen Slavonien gedacht werden kann; es ist vielmehr Welese (slavonisch) oder Köprülü (türkisch) am Wardar; ich verweise auf meinen Artikel im Historischen Jahrbuch, I. S. 96—98; auch siehe hier unten S. 43.

[2] In seiner Einleitung zu Miklosich a. a. O. S. 206; er bespricht dann das Dafür und das Dawider, die fremden Einschiebsel und betreffende Literatur, und erklärt zum Schluß, daß wir es mit dem Werk eines wohlunterrichteten Zeitgenossen zu thun haben, welches an innerem Werth dem Leben des hl. Method (der pannonischen Legende) nicht nachstehe; auch betont er, daß in demselben ein Gegensatz zwischen der griechischen und römischen Kirche nicht zum Ausdruck komme — ein Beweis für sein hohes Alter! Auf der altserbischen Legende fußen die Arbeiten von Schlözer in Nestors Russischen Annalen, II.; Philaret (griechisch-schismatischer Bischof von Riga), Cyrill und Method, in's Deutsche übersetzt 1847; Léger, Cyrille et Méthode. Paris 1868. — Aufmerksam gemacht sei hier nur auf die Lehre des heiligen Geistes bei Cyrillus, Kap. 9, S. 236: „In nomine Dei unius et verbi ejus . . . et spiritus vivificantis, per quem omnis virtus eorum stat", und: „verbum et spiritum scriptura praedicat; si quis te honore prosequitur, sed verbum tuum et spiritum oris tui in honore non habet . . ." Welches Zeugniß der orientalischen Kirche zur Zeit des Photius für die katholische Lehre!

[3] In den Acta SS. 9 mart., II. p. 22; dann besser bei Dobrowsky, 1826 (s. oben S. 40, Anm. 1), und Ginzel a. a. O. S. 12 ff.; Schafarik schreibt sie dem 14. Jahrhundert zu.

spruch mit dem Augenzeugen Gauderich von einer Hinwegführung der Leiche des hl. Cyrill aus Rom und ihrer durch ein Wunder dieses Heiligen bewirkten Zurückführung berichtet, so haben wir ihr doch auch einiges Neue zu verdanken.

Die kürzeste Legende ist die böhmische[1], ein Auszug aus der Legende von der hl. Ludmilla, gleich der vorhergehenden aus späterer Zeit, nach Schafarik aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Bei dem Wenigen, das sie gibt, enthält sie viel Irriges.

Die letzte erwähnenswerthe Legende ist die bulgarische[2], oder: Das Leben des hl. Clemens († 916), eines Schülers des hl. Method, nach dessen Tode, wenn nicht schon früher, er Erzbischof im südwestlichen Theile des bulgarischen Reiches geworden ist, daher auch seine Titel: Erzbischof von Bulgarien[3], oder Bischof von Velica[4] oder Belitza, d. i. weder Varna, wie Assemani[5] wähnt, noch Velica im heutigen Slavonien, wie Zachariä v. Lingenthal[6] will, sondern Köprülü am Wardar, welches seinen andern, den slavischen Namen, Welese[7], noch heutzutage bewahrt hat; auch findet man ihn Erzbischof von Achrida genannt, wo sein Gönner, der Bulgarenkönig Simeon, residirte und Clemens zu verweilen pflegte und begraben wurde. Cardinal Bartolini meint, die Legende sei bald nach dem Tode des hl. Method geschrieben, nach Anderen soll Theophylakt, griechischer Metropolit von Achrida († 1107), der Verfasser sein; wie dem auch sei, jedenfalls war er ein Schismatiker, welcher das Leben des hl. Clemens entstellte. Wenn er diesen als von der römischen Kirche getrennt darstellt, so hat dieß kein größeres historisches Gewicht[8], als wenn dieselbe Voreingenommenheit sogar den hl. Method und den hl. Cyrill zu Schismatikern macht; verstiegen sich doch in unsern Tagen russische Federn so weit, zu läugnen, daß die beiden Heiligen jemals in Rom gewesen! Ein zweites, von Grigorovich, Professor der Universität Kasan, aufgefundenes, kürzeres Leben[9] des hl. Clemens weiß von

---

[1] Acta SS. 16 sept., t. V. p. 355. Ginzel a. a. O. S. 19—20.

[2] Griechisch edirt von Pampereus 1802 und von Miklosich 1847, lateinisch bei Ginzel S. 32 ff.

[3] In einem Buche über bulgarische Heilige bei Martinov, Ann. gr., l. c. p. 288.

[4] Martinov l. c. p. 288 und p. 187 sq.

[5] Calendarium ecclesiae universae, t. III. p. 145.

[6] Beiträge zur Geschichte der bulgarischen Kirche in Mém. de l'académie impér. d. sciences de St-Pétersbourg, S. VII. t. 8. n. 3. p. 13.

[7] Vgl. meinen Artikel im Historischen Jahrbuch, I. S. 76—98; Stimmen aus Maria-Laach, 1873, Bd. IV. S. 551.

[8] Einzig durch die Autorität dieser vita hat sich Assemani (l. c. III. p. 154) zur Annahme verleiten lassen, Clemens den Schismatikern beizuzählen; deßgleichen Ginzel, obwohl auch er besagte vita durch schismatische Hand entstellt und von geringem historischem Werthe glaubt.

[9] Miklosich (l. c. p. XXII. no. VII), wie ich, da mir das Werk nicht zur Hand ist, aus einer gütigen Zuschrift V. Lah's und aus Martinov (Annus etc.,

einem schismatischen Verhalten desselben nichts; laut ihm war er am Achridasee thätig und dem hl. Method unterworfen.

Das sind also die sechs oder sieben Legenden, deren charakteristische Merkmale man vor Augen haben muß, wenn man im weiteren Verlauf stets auf sie zurückkommt; nach dem Werth der einzelnen und ihrer größeren oder geringeren Übereinstimmung bieten sie ein anschauliches, im Ganzen getreues, in Vielem mehr oder minder sicheres Bild des Lebens unserer Heiligen. Eine zweite Quelle eröffnet sich in den apostolischen Sendschreiben der Päpste. Die meisten waren schon längst bekannt, einige kamen durch einen glücklichen Fund im Britischen Museum erst im vorigen Jahre an's Licht. Das erste[1] ist der vielangefochtene, berühmte Brief Papst Hadrians II. (867—872) an die Slavenfürsten Rastitz (Radislaw) und Kozel. Von Papst Johann VIII. sind neun den hl. Method betreffende Briefe erhalten, unter ihnen vier, wie eben bemerkt, neuaufgefundene. Von allen diesen und ein paar andern gleichzeitigen Zeugnissen wird später die Rede sein.

Einer dritten Quelle, sehr alten Gemälden, welche Züge aus dem Leben des hl. Cyrill darstellen und durch Ausgrabungen jüngster Zeit in der primitiven Basilica des hl. Clemens zu Rom zu Tage gefördert wurden, widmet unser Verfasser eine eigene, längere archäologische Untersuchung. Zwei derselben reichen bis in das Jahrhundert hinab, in welchem Cyrill lebte; ein drittes ist aus dem elften Jahrhundert. Das eine zeigt uns den griechischen Kaiser Michael, welcher den hl. Cyrill nach Mähren sendet; das andere den hl. Cyrill, wie er dem Rastitz, dem Beherrscher des großmährischen Reiches, die Taufe spendet; das dritte endlich die Übertragung des Leibes unseres Heiligen aus der Vaticanischen Basilica in die Clemenskirche. Aus ihnen erhellt ebensowohl die von der pannonischen (?) und von der bulgarischen (?) Legende mit Stillschweigen übergangene bischöfliche Würde Cyrills, als auch die ihm zu Rom zu Theil gewordene Anerkennung und die ihm zuerkannte Ehre der Altäre. Dieß sind die vorzüglichsten Quellen, auf Grund deren unser Verfasser ein treues historisches Bild der beiden Slavenapostel entwirft. In einem Anhange, für welchen wir ihm gleichfalls nur Dank wissen können, bespricht er hochverehrte slavische Gemälde der Apostelfürsten in der Vaticanischen Basilica; wir wollen am Schlusse hierauf zurückkommen und jetzt zur Geschichte unserer Heiligen selbst übergehen.

* * *

Nicht lange nachdem der hl. Ignatius den byzantinischen Patriarchenstuhl (846) bestiegen, kamen aus fernem hohen Norden Ge-

---

p. 187) ersehe. Jedoch ist nicht zu verschweigen, daß es sich bei Dümmler (S. 155) u. A. keines hohen Ansehens erfreut. Schafarik gab dieß Leben zu Prag 1853 heraus.

[1] Schon Papst Hadrians Vorgänger, Papst Nikolaus I. († 13. November 867), lud unsere Heiligen nach Rom ein.

sandte der Chazaren[1] nach Konstantinopel, um sich von der heiligen Kaiserin Theodora[2], welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Michael III. die Regentschaft führte, christliche Glaubensboten zu erbitten. Dieß zum ural-altaischen Stamm gehörende, finnisch-türkische[3] Volk stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Aus den inneren Steppen des alten Sarmatiens war es hervorgebrochen, hatte alle Stämme jenseits des Dons und längs der nördlichen und nordwestlichen Gestade des Schwarzen Meeres und nordwärts bis zur mittleren Wolga, südöstlich bis zum Ostufer des Kaspischen Meeres theils vollständig unterjocht, theils tributpflichtig gemacht. Die Berge des Kaukasus schieden es von den Ländern des Chalifen. Um die ungeheure Ausdehnung dieses Reiches recht anschaulich vor Augen zu stellen, gibt Cardinal Bartolini in einem interessanten Vergleiche alle russischen Provinzen oder Gouvernements, 24 an der Zahl, welche von den gegenwärtigen 52, sei es ganz, sei es wenigstens zum Theile, dem damaligen Besitzstand entsprochen[4]. Mit Recht wird als beachtenswerth hervorgehoben, daß sich unter den dem chazarischen Scepter sich Beugenden Kiew, die hochberühmte erste Metropole und Wiege des russischen Kolosses, befand, wie sich denn auch heute[5] noch in verschiedenen Gegenden Rußlands auf die Chazaren hinweisende Namen und Denkmäler erhalten haben. Aber der Größe ihrer Macht entsprach nicht die Religion und Cultur der Chazaren. Dichte Nacht des Heidenthums lag über sie ausgebreitet; vielleicht beteten sie gleich den stammverwandten Bulgaren und anderen türkischen Stämmen das Feuer[6] an. Auch der Islam

[1] Andere schreiben Chasaren; arabische Karten bei Lelewel (Géographie du moyen-âge) geben Chozaren (Chosaren); Schafarik hat Kosaren; besonders lange hat sich der Name Gazaren in Gazarien (Krim) erhalten; s. Bruun, Notices hist. etc., conc. les colonies italiennes en Gazarie; Mém. de l'académie imp. d. sciences de St-Pétersbourg, S. VII. t. 10. n. 9.

[2] Acta SS. 11 febr., II. p. 554 sqq.

[3] Die ehedem vorherrschende Meinung, als seien die Chazaren ein slavisches Volk gewesen, ist nicht mehr haltbar.

[4] Über Einzelnes ließe sich hier rechten, insbesondere ob das heutige Bessarabien den unterjochten Provinzen beizuzählen sei. Spruner-Menke's Historischer Handatlas (3. Aufl. 1880, Europa Nr. 3) und Stielers Handatlas (1880, Karte Nr. 49) sind zu Grunde gelegt und die erste Karte von Cardinal Bartolini seinem Werke beigegeben; ein paar Druckfehler wird der Leser leicht corrigiren.

[5] Schafarik a. a. O., II. S. 64—65; von der Ausdehnung der Chazaren-Herrschaft handelt er II. S. 63 ff., 77 ff., 83. 119—120. 127. 129.

[6] Stimmen aus Maria-Laach, 1873, Bd. IV. S. 48; Muralt, Chronographie byzantine. St-Pétersbourg 1855. I. p. 709.

hatte bereits bei ihnen Eingang gefunden, wozu mohammedanische Kaufleute viel beitrugen. Nicht minder günstiger Aufnahme erfreute sich das Judenthum. Zwar sind wir weit entfernt, auf dessen frühzeitige starke Verbreitung aus jenen bis über die Zeit Christi hinausreichenden hebräischen Inschriften der Krim zu schließen, welche in unseren Tagen unter den Philologen und Historikern eine heftige Fehde hervorgerufen haben. Denn dieselben haben sich als eine gemeine Fälschung des Juden Abraham Firkowitsch herausgestellt [1], welcher sie auf Grabschriften und in Bibelmanuscripten vornahm, um einem Vorwurf der Russen gegen seine Glaubensgenossen die Spitze abzubrechen. Allein daß ihre Zahl nicht gering gewesen, zeigt die Disputation, welche der hl. Cyrill mit ihnen, gleichwie mit den Mohammedanern am Hof des Chazaren-Chakans hatte, und die freilich nicht über allen Zweifel erhabene Angabe der pannonischen Legende, er habe um derselben willen die hebräische und samaritanische Sprache erlernt; ermangelten sie doch so wenig des Einflusses und der Bedeutung, daß das folgende Jahrhundert einen jüdischen König auf dem Throne der Chazaren fand.

Aber auch die Kenntniß und die Überlegenheit des Christenthums war den Chazaren nicht fremd geblieben. Der hl. Abo [2], ein mohammedanischer Araber, war nach Georgien und von da zu den Chazaren gekommen, wo er den Islam abschwor und Christ wurde († um 787). Die Halbinsel Krim, oder Gazarien, wie sie nach unserem Volke bis zum 15. und 16. Jahrhundert genannt wurde, gehörte ihm um unsere Zeit nicht vollständig; die südliche Küste gehorchte noch den Griechen. Hier lag Cherson, nicht mit der heutigen gleichnamigen russischen Provinzialhauptstadt am Dnjepr zu verwechseln; aus seinen Trümmern wurde in unserem Jahrhundert das seit dem englisch-französisch-russischen Krimkrieg so bekannt gewordene Sebastopol erbaut; nur ein Kloster und eine Kirche zwischen Sebastopol und Kamirsch haben den alten Namen Cherson erhalten; dieß hatte seit uralter Zeit seinen Bischof. Neben ihm ostwärts, gleichfalls hart an der chazarischen Grenze, lag die Diöcese Gothia, ein District, dem Überreste der alten Gothen den Namen gegeben hatten. Noch der berühmte Franciscaner Rubruquis (Ruysbroek) fand hier, zwischen Cherson und Soldaia (Sudag, westlich von Kaffa),

[1] Vgl. Stracks Vortrag auf der Versammlung der Orientalisten im Jahre 1879 (gegen Chwolson 2c.); Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1880, S. 163 ff.

[2] Martinov, Annus eccl. graeco-slavus, 6 jan., p. 32.

auf dem Weg zum Mongolenchan Mangoa (1253) Gothen deutscher Zunge, und drei Jahrhunderte später noch, zur Zeit Busbeks (1554), bewahrten Bewohner der Südküste der Krim eine Zahl gothischer Worte. Ihnen predigte Johann, Bischof von Gothia, um 757—800, in der lateinischen und griechischen Kirche[1] als heilig verehrt. Ein weiteres Bisthum, Phullä, auf das wir zurückkommen werden, lag gleichfalls nicht ferne. Kein Wunder also, daß die Chazaren den Christen ihre Augen zuwandten; eher möchte Wunder nehmen, daß dieß nicht schon längst geschehen, zumal da die Geschichte mehr als ein Beispiel sehr freundschaftlichen Verkehrs zwischen ihnen und den Griechen bietet. Jetzt lag das um so näher, als jene sich auf der einen Seite von den Arabern, auf der anderen von den Petschenegen und vom Abfall der Russen bedroht sahen. Sie hatten daher schon um 833—839 von den Griechen sich Baumeister zur Befestigung Sarkels (Bjelajewa am Don) erbeten, welches ihre Hauptstadt sein sollte, bis mit seiner Einnahme durch die Russen im Jahre 964 ihre Macht gebrochen wurde. Nach Befestigung der Stadt verlangten sie die Glaubensboten.

Um ihrer Bitte zu entsprechen, wandte sich Kaiser Michael, oder besser seine Mutter, die Kaiserin Theodora, an den Patriarchen Ignatius, und dieser fand für das schwierige Amt keinen geeigneteren als unseren Konstantin, oder wie er später genannt wurde und wie wir ihn fortan nennen wollen, Cyrillus. Er und sein älterer Bruder, der hl. Methodius, stammten aus einer reichen, hochangesehenen Familie zu Thessalonich, die Mutter war aus einem Senatorengeschlechte. Die Studien, welche sie in ihrer wegen ihres religiösen Sinnes, Kunstliebe und Pflege der Wissenschaft gerühmten Vaterstadt begannen, setzten sie mit großem Erfolge zu Konstantinopel fort. Cyrillus insbesondere erwarben sein außerordentliches Talent und seine Gelehrsamkeit den ehrenvollen Beinamen: der Philosoph; nicht minder spricht hierfür die hervorragende Stelle eines Präfecten der Patriarchalbibliothek von St. Sophia, welche ihm übertragen worden sein soll. Unter seinen Lehrern befand sich Photius, der spätere Stifter des orientalischen Schismas. Die Freundschaftsbande aber, welche den Schüler mit dem Lehrer verbanden, zerriß

[1] Acta SS., 26 jun., V. p. 184 sq.; Martinov, Annus eccl., 19.—31. mai., 26 jun., p. 132. 143. 162. Nach Schafarik (a. a. O., I. S. 426) erhielten sich die Gothen in der Krim bis in's 17. Jahrhundert. Aber der russische (?) Bischof von Kaffa führte selbst noch im 18. Jahrhundert den bischöflichen Titel, auch den von Gothia.

frühzeitig (um 848) des Photius Aufstellung der Irrlehre von zwei Seelen im Menschen, was unseren Heiligen, nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen und päpstlichen Bibliothekars Anastasius, bewog, sogleich seinem Lehrer Vorwürfe zu machen und auf dessen nichtige Erwiederung in die Worte auszubrechen: „O Thorheit, o Eitelkeit der Gelehrsamkeit der Welt!“ Er selbst, welchen Anastasius als „einen Mann von großer Heiligkeit“ rühmt, ließ sich so wenig von allem Glanz dieser Erde blenden, daß er demselben die Entsagung des klösterlichen Lebens vorzog. Das war der Mann, welcher für die chazarische Mission auserkoren wurde.

Wann ging er dahin ab? Das läßt sich kaum mit Sicherheit bestimmen [1]. Cardinal Bartolini meint, mit den Bollandisten und mit Assemani, um das Jahr 848, bald nach dem eben gemeldeten Auftritt zwischen Cyrill und Photius. Zuerst begab er sich nach dem bereits besprochenen Cherson, der Pforte des Chazarenreiches, dem Sitze des griechischen Gouverneurs und eines griechischen Bischofs. Hier verweilte er einige Zeit zur Erlernung der chazarischen Sprache. Während dieses Aufenthaltes geschah es, daß durch ihn der Leib des hl. Clemens I., Schülers und Nachfolgers des Apostelfürsten, aufgefunden [2] wurde, welcher in der Nähe von hier unter Kaiser Trajan Exil und Martyrium erlitten hat. Das Andenken des hochgefeierten Papstes hatte allerdings in der Tradition des Volkes fortgelebt, aber unserem Heiligen war es vorbehalten, den Ort des Begräbnisses wieder ausfindig zu machen; er nahm den kostbaren Schatz auf sein eigenes Haupt und trug ihn, vom Bischof und Clerus und Volk begleitet, unter dem Gesange der Hymnen in die Hauptkirche der Stadt. Fortan behielt er ihn bei sich, bis es ihm gelang, ihn nach Rom zu bringen. Ein heidnischer Kaiser hatte den standhaften Glaubensbekenner einst an die äußerste Grenze des römischen Reiches in die Verbannung geschickt, das Meer sollte seine Überreste für immer den Menschen entziehen; und der Vorsehung Gottes

---

[1] Um 840, sagt Schafarik; um 843, nehmen Strebowsky und Kohl an; nach 851 Dümmler und Miklosich, 858 Kopitar, 861 Ginzel, 867 Kulcinski. Da nach Ginzel selbst schon 862 die Rückkehr Cyrills nach Konstantinopel erfolgte, so bleibt bei ihm für den Aufenthalt des Cyrill bei den Chazaren nur eine kurze Spanne Zeit, welche mit den Nachrichten über sein Apostolat schwer in Einklang zu bringen ist.

[2] Cardinal Hergenröther, Photius, II. S. 35; Handbuch der Kirchengeschichte, III. S. 91. Martinov, Annus eccl., 30 jan., 25 nov., p. 57. 288. Assemani, Calendar. eccl. univ. t. VI. p. 111. Die italienische Legende, ed. Acta SS., p. 20. Die mährische Legende, Nr. 1 ff. Ginzel a. a. O. S. 33.

gefiel es, einen Griechen zu Chazaren zu senden, um sie im Triumphe in den Mittelpunkt der Christenheit zum Staunen und zur Freude des in Jubelgeschrei ausbrechenden Volkes zurückzubringen. Die Leiber Beider, des Clemens und des Cyrill, sollte einst Eine Kirche aufnehmen, dort sollten die aus allen Theilen der ganzen Erde zusammenströmenden Gläubigen für immerwährende Zeit ihr Andenken gemeinsam segnen.

Nach dem Bericht der pannonischen Legende fand Cyrill in Cherson auch ein Evangelium und die Psalmen in russischer Sprache. Allein das ist durchaus unrichtig, und mit Recht zählt daher Cardinal Bartolini diese Nachricht den bereits bemerkten Fälschungen einer späteren Hand bei, wie denn auch Wattenbach[1] sie als späteren Zusatz ansieht. Denn die Erfindung der slavischen Schrift und die erste Übersetzung der heiligen Schrift in's Slavische ist das Werk unseres heiligen Brüderpaares. Ist aber diese Angabe rein aus der Luft gegriffen oder liegt ihr irgend etwas Wahres zu Grunde? Nicht unmöglich, daß der Verfasser oder jener Fälscher sich eine Verwechslung des Russischen mit dem Gothischen zu Schulden kommen ließ. Das muthmaßt Cardinal Bartolini[2], und dafür würde auch die Nähe der Gothen der Krim sprechen, bei welchen sich eine gothische Bibel Ulfila's erhalten haben konnte.

Dahingestellt bleibe auch die Wahrheit der anderen Nachricht der pannonischen Legende, Cyrill habe hier die hebräische und samaritanische Sprache der Juden wegen erlernt; denn man möchte fragen, ob er das für nothwendig gehalten, da diese doch sicherlich die Sprache des Landes gesprochen haben; zur Widerlegung der jüdischen Gelehrten würde die Kenntniß jener Sprachen allerdings von Belang gewesen sein, und das um so mehr, als gerade das Umsichgreifen des Judenthums nebst dem des Islams, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der verschiedenen Legenden, eines der Hauptmotive des Chakans zur Berufung der Missionäre gewesen und auch anderweitig[3] in der Geschichte gemeldet wird.

---

[1] Beiträge (a. a. O.) S. 35.

[2] Deßgleichen auch Léger l. c. p. 67. Dümmler (Die Legende vom hl. Cyrillus, S. 210) läßt unentschieden, ob späterer Zusatz oder Verwechslung. Cardinal Bartolini denkt eigentlich nur an gothische oder andere bei den Chazaren übliche Schriftzeichen.

[3] Christian Druthmar schließt aus dem Umsichgreifen des Judenthums bei den Chazaren und den Taufen bei den Bulgaren, diesen beiden gentes Hunnorum, Gog et Magog, auf die Nähe des Antichrists (ed. Max. bibliotheca PP. Lugdun. t. XV. p. 158), dem die Verkündung des Glaubens bei allen Völkern vorausgehe. Dümmler machte auf die Stelle aufmerksam.

Wie dem auch sei, unser Heiliger machte sich auf den Weg zum chazarischen Fürstenhof, und seine mit jüdischen und mohammedanischen Gelehrten dort gehaltene öffentliche Disputation muß den Chakan vollständig befriedigt haben. Denn er erließ die Aufforderung: wer immer wolle, solle sich taufen lassen, und sie fand williges Gehör; es wird schlechthin berichtet, die Chazaren haben den christlichen Glauben angenommen. Leider schweigen alle Legenden von den näheren Umständen, von den Gegenden, die er durchwandert, den Orten, welche seinen Worten gelauscht und auf seine Predigt hin dem Heidenthum entsagt haben. Nur daß er bis zu den kaspischen Gebirgspässen, d. i. dem heutigen Paß Dariel, also bis zur Grenze der Reiche der Chazaren und des Chalifen, vorgedrungen [1], wird bezeugt; daß er aus gleichem Grunde auf der anderen Seite bis zur chazarischen Grenze bei den Russen angelangt, mag demnach nicht der Wahrscheinlichkeit entbehren und würde die Verehrung unseres Heiligen bei den Russen um so mehr erklären. Außerdem begegnen wir nur einmal gelegentlich Phullä. Wo dieß aber lag, war nicht nur den älteren Historikern unbekannt, sondern auch die neuesten, wie Dümmler und Miklosich, wissen es nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Nach der gewöhnlichen Annahme lag es auf der Halbinsel Krim; Bruun, der die verschiedenen Meinungen der Gelehrten hierüber zusammenstellt [2], will auch dieß nicht als zweifellos gelten lassen. Soviel ist gewiß, daß es von Sudak, dem schönen Hafenplatz an der Südostküste der Krim, nicht ferne lag; denn später (1143—1158) wurden die Erzbisthümer Phullä [3] und Sugdäa, d. i. Sudak, zu einer Metropolitandiöcese [4] vereinigt. Aber nach welcher Seite hin? Jurgiewicz [5] ist mit Thunmann der Ansicht, es sei an jener Stelle gestanden, wo sich jetzt Tschufut-Kale, südwestlich von Sudak und östlich von Cherson oder Sebastopol, an der Küste befindet. Allein diese Gegend

[1] Ad Capias portas Caucasicorum montium, Legende vom hl. Cyrillus, ed. Dümmler-Miklosich l. c. p. 236, d. i. ohne Zweifel vielmehr ad Caspias portas, welchen Namen zwei Pässe führten: 1) der von Derbent; 2) der portae Caucasiae, auch portae Sarmaticae, jetzt Paß Dariel oder Terek, georgisch Chewi, genannt; vgl. Acta SS., 26. jun., V. p. 187; Mannert, Geographie der Griechen und Römer, IV. S. 367 406 ff., V. 2. S. 175; Klaproth, Voyage au M. Caucase, 1823, I. p. 461—463 (mit Karte), II. p. 224.

[2] Notices l. c. p. 12—13.

[3] Dieses fehlt bei P. Gams, Series episcoporum.

[4] Ordo thronorum etc., ed. Parthey, Not. graecae Epp., p. 136. n. 55.

[5] Bei Bruun l. c. p. 12; Köppen sucht es in den Ruinen von Ruscophilcastron bei Nikita, weicht also nicht viel von Jurgiewicz ab.

gehörte zur Diöcese Gothia, welche westwärts bis zu jener von Cherson reichte. Den Beweis liefert, um von Vielem[1] nur Eines zu berühren, der Grenzstreit der Metropoliten von Cherson und Gothia; denn Alusta, um das es sich unter Anderem handelte[2], das heutige Alusc chty, lag[3] ostwärts von Cherson und über 60 Werst südlich von Sudak. Phullä muß daher, da auch der Metropolit von Sugdäa-Phullä mit dem von Cherson betreffs ihrer Grenzen Zwistigkeiten hatte, auf der anderen Seite von Cherson gegen Nordwest, westlich von Sudak gestanden haben. Dort aber stand noch lange Follitiko, an dessen Stelle jetzt Eupatoria getreten ist und dessen Name schon auf Phullä hinweist, weßhalb auch Bruun sich sehr geneigt zeigt, beide für identisch zu halten. Das Elissus, jetzt Aleschki, welches dem Metropoliten von Sudak, wohl als Erben der Diöcese Phullä, im Jahre 1382 zugesprochen[4] wurde, lag[5] übrigens bereits außerhalb der Krim, auf der gegenüberliegenden Küste, an der Mündung des Ostarmes des Dnjepr.

Hier also, auf der Nordwestküste der Krim (wenn nicht etwa ihr gegenüber), muß Phullä gestanden haben. Dort ereignete sich ein Vorgang, der lebhaft an den hl. Bonifaz und die alten Deutschen erinnert; Cyrill ergriff eine Axt und fällte eine große Eiche in der Umgegend von Phullä, welche den heidnischen Bewohnern heilig[6] war und unter der sie zu opfern pflegten; sie aber begleiteten ihn, ihr Fürst an der Spitze, unter Gesängen und verbrannten den ihnen bis dahin heiligen Baum.

Daß sie dem Christenthum sich zugewendet haben, bestätigt die Thatsache, daß wir alsbald hierauf unter Kaiser Leo (886—907) einem

[1] S. oben S. 47; Spruner-Menke, Historischer Atlas, Karte 88; Petermann, Geographische Mittheilungen, 1878, Karte 8 (S. 132). Im Jahre 1380 wurde Gothia von Cembalo (Balaklawa) bis Sudak von den Genuesen besetzt.

[2] Cf. Miklosich et Müller, Acta patriarchatus Constant., II. p. 150. n. 419, p. 67. n. 367; Bruun l. c. p. 53.

[3] Vgl. Thomas, Der Periplus des Pontus Euxinus nach Münchener Handschriften. Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften, I. Cl., Bd. 10, Abth. 1; siehe seine Karte, auf der es Lusta heißt, und S. 42; Bruun l. c. p. 48. 51. 53. In der Nähe von Alusta, gleicherweise in Gothien, lagen Parthenitä, welches der Metropolit von Cherson gleichfalls beanspruchte, obwohl Johannes, Bischof von Gothien, es um 800 besessen hatte (Acta SS., jun., V. p. 191, F.), und Sikita, d. i. Nikita; da war für ein Bisthum Phullä kein Platz.

[4] Miklosich et Müller, Acta l. c. II. p. 42. coll. p. 148.

[5] Thomas a. a. O. S. 38—40; Bruun p. 13.

[6] Legende vom hl. Cyrill, Kap. 12, S. 241: „adoratis arborem“ etc.

Erzbisthum[1] Phullä begegnen. Unser Heiliger mochte seine Aufgabe erfüllt erachten und die Vollendung des Angefangenen seinen Nachfolgern überlassen, wobei freilich die Griechen wenig Eifer an den Tag legten[2]. Er kehrte also nach Konstantinopel zurück; die reichen Geschenke, welche man ihm dankbar beim Abschied anbot, verschmähte er. Dagegen erbat er sich die christlichen Gefangenen, welche man in Sklaverei hielt, und seine Bitte ward erhört. Dann zog er zu seinem Bruder in die stille Zelle des Klosters Polychron; hier erging jener Ruf an sie, welcher sie für alle Zeiten berühmt machen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Daniel Rattinger S. J.

Über Bewegungen im Pflanzenreich.

Von Alters her galt die Fähigkeit der Bewegung als eine der vorzüglichsten Eigenschaften, welche das Thierreich vom Pflanzenreich trennte. Man bedurfte weder eines Mikroskopes noch eines Mikrometers, um festzustellen, daß das Thier sich bewege, während die Pflanze im Boden wurzele. Heute dagegen scheint diese Schranke fallen zu sollen. Mit der größten Genauigkeit, wie sie eben unsere modernen Beobachtungen auszeichnet, werden alle nur möglichen Apparate benutzt, um dem thierischen Organismus das Monopol der Freizügigkeit zu nehmen und auch der Pflanze Bewegung zuzuerkennen. „Wenn wir," sagt Darwin, „z. B. einen großen Baum einer Akazie betrachten, so können wir sicher sein, daß jeder einzelne der zahllosen wachsenden Sprossen beständig kleine Ellipsen beschreibt, wie es auch jeder Blattstiel, Nebenstiel und jedes Blättchen thut. Die letzteren bewegen sich, ebenso wie gewöhnliche Blätter, meistens in nahezu derselben senkrechten Ebene auf und nieder, so daß sie sehr schmale Ellipsen beschreiben. Die Blattstengel circumnutiren gleichfalls beständig. Wenn wir unter den Boden sehen könnten, wenn unsere Augen die Kraft eines Mikroskopes hätten, so würden wir sehen, daß die Spitze eines jeden Würzelchens versucht, kleine Ellipsen

---

[1] Leonis ordo thronorum, ed. Parthey l. c. p. 100. n. 119.

[2] Schon im Jahre 868 nahm ein Theil der Chazaren den Islam an, um von den Chowaresmiern Hilfe zu erhalten; Muralt l. c. p. 737.

oder Kreise schwingend zu beschreiben, soweit es der Druck der umgebenden Erde gestattet." [1]

Indessen sollen diese beobachteten Thatsachen nicht bloß eine Schranke zwischen Thier und Pflanze einbrechen, auch Empfindung glaubt man daraufhin für die Pflanze in Anspruch nehmen zu können. Setzt ja jede Bewegung, nicht bloß die einem Organismus von Außen mitgetheilte, auch die von ihm selbst ausgehende, einen Reiz voraus, zu dem die Bewegung als Reaction im Verhältniß von Wirkung zu Ursache steht. Und wenn es nun erwiesen werden kann, meinte schon früher der Philosoph des Unbewußten [2], daß Nervenleitung nicht eine conditio sine qua non der Empfindung sei, so stehe nichts im Wege, jenen Reiz als bewußte Empfindung aufzufassen. „Wir behaupten, daß das Blatt der Dionaea und der Mimosa pudica das Sträuben des Insectes empfindet, ehe es auf diese Empfindung mit Zusammenlegen reagirt, denn es liegt ja schon im Begriff der Reflexwirkung als einer psychischen Reaction, daß eine psychische Perception derselben vorangehen muß; dieses ist aber die bewußte Empfindung." [3] Wie wenig auch Darwin sich ähnlichen Anschauungen verschließt, darüber belehrt uns der Schluß seines oben citirten Werkes. Hier macht er vor Allem auf die Ähnlichkeit der von ihm beschriebenen Bewegungen an Pflanzen mit vielen Handlungen aufmerksam, die unbewußt von niederen Thieren ausgeführt werden. Die auffallendste Ähnlichkeit ist ihm die Localisation der Empfindlichkeit und die Fortleitung des Einflusses von dem gereizten Theile auf einen andern. „Doch," so räumt Darwin ein, „besitzen natürlich Pflanzen weder Nerven noch ein centrales Nervensystem, und wir können hieraus schließen, daß bei Thieren derartige Bildungen nur zur vollkommeneren Fortleitung der Eindrücke und zur vollständigeren Mittheilung zwischen den verschiedenen Theilen dienen." Wenn er dann aber schließlich doch keine in Bezug auf Functionen wunderbarere Bildung

---

[1] Das Bewegungsvermögen der Pflanzen, von Charles Darwin, mit Unterstützung von Francis Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1881. S. 479. — An Stelle des früher gebrauchten Ausdruckes „Nutation" führt Darwin „Circumnutation" ein, weil er fand, daß die wachsenden Spitzen nicht einfach hin- und herschwingen, sondern, freilich unregelmäßige, kreisförmige, ovale Figuren beschreiben, aus denen dann wegen des gleichzeitigen Wachsthums unregelmäßige Spiralen werden.

[2] Eduard v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Das Bewußtsein in der Pflanze, S. 449 u. a.

[3] Ebend. S. 454.

bei Pflanzen kennt, als die Spitze des Würzelchens, welche „gleich dem Gehirn eines der niederen Thiere wirkt" [1], so ist für Freund und Feind damit die Richtung bezeichnet, in der diese Errungenschaften auszunützen sind.

Das Bewegungsvermögen der Pflanzen ist somit ein neues, fruchtbares Feld Darwin'scher Speculation geworden, für welche es besonders nach drei Richtungen hin von Darwin ausgebeutet wurde. Dieß sind seine Angriffspunkte. 1. Schon allein die Thatsache, daß Pflanzen sich bewegen, muß sie nach echt Darwin'scher Auffassung einer ungenügenden Absonderung von den Thieren verdächtigen. Stellt sich aber erst die Bewegung als allgemein bei den Pflanzen heraus, so kann offenbar von einer wesentlichen Trennung der beiderseitigen Reiche nicht mehr die Rede sein. 2. Diese Idee wird man aber, so rechnet Darwin, um so mehr aufgeben müssen, je genauer die einzelnen pflanzlichen Bewegungen studirt werden. Denn wenn auch die Vorgänge in sich rein stofflicher Natur, mechanische sind, so sind dieselben doch so verwickelt, daß man sich der gelegentlich mitunterlaufenden Vorstellung, als geschehe da etwas wie bei den Thieren mit Empfindung, kaum wird erwehren können. 3. Endlich eignet sich die ganze Erscheinung vorzüglich zu einem neuen Sturmlauf gegen Darwins Hauptfeind, gegen die Zweckthätigkeit in der Natur. Auch hier wird die teleologische Auffassung um so mehr schwinden müssen, je mehr es gelingt, alle betreffenden Einrichtungen als Resultate natürlicher Anpassung darzulegen.

Die hiermit kurz gekennzeichnete Bedeutung der Frage mag ihr auch von Seite unserer Leser einige Augenblicke Aufmerksamkeit gewinnen. Diese wollen wir dazu benutzen, uns an erster Stelle so gut als möglich mit den Bewegungen der Pflanzen selbst vertraut zu machen; es wird uns sodann dieses am besten in den Stand setzen, die obigen Angriffe Darwins gebührend zu beurtheilen und abzuweisen.

I. Daß es im Pflanzenreiche Beispiele verschiedenartiger Bewegungen gebe, war schon länger durchaus kein Geheimniß. Doch erst von Linné wurden größere Beobachtungsreihen zusammengestellt und die so beobachteten Vorgänge mit dem Namen Pflanzenschlaf belegt. Treten wir bei einbrechender Dunkelheit in ein Treibhaus, so finden wir an Stelle der so leicht und anmuthig belaubten Akazie (Acacia Farnesiana) ein sparriges Geäst, an welchem sich keine der zahlreichen Fiedern mehr aus-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 491.

breitet; die Blättchen haben sich allmählich dachziegelförmig übereinander gelagert und jede Fieder hat sich gesenkt. Diesen sogenannten Schlaf der Blätter kann man auch an unserem Sauerklee (Oxalis acetosella), an der wilden Balsamine (Impatiens noli tangere), vorzüglich aber an den meisten Leguminosen oder Schmetterlingsblüthlern beobachten. Mit wenigen Ausnahmen vollziehen sie das Einrücken in diese Schlafstellung sehr langsam; so kam es, daß diese Eigenthümlichkeit mehr als jene Bewegungen beachtet wurde. Diesen an Bewegung nicht unähnlich gibt es ja auch eine bedeutende Reihe von Pflanzen, welche ihre Blüthen oder ihren ganzen Leib dem Lichte zuwenden. Allen bekannt ist die Neigung der Sonnenblume (Helianthus annuus), ihre einzelnen Blüthenscheiben der Sonne gegenüberzustellen. Ebenso biegen sich die jungen Organe, z. B. von der Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus) sehr stark dem Lichte entgegen. Auffallender als solche Bewegungen sind jene der schon lange bekannten sensitiven Pflanzen. Streift man z. B. eine Fieder der **Mimosa pudica**, so sieht man, wie alle einzelnen Blättchen derselben in fortschreitender Bewegung sich senken, die gegenüberstehenden Paare sich nähern und die ganze Fieder sich neigt. Reizbewegungen ähnlicher Art werden von vielen Pflanzen ausgeführt, so z. B. von den Blättchen der Venus-Fliegenfalle (Dionaea muscipula), von den Staubfäden des Sauerdorns (Berberis vulgaris), von den Narben der Moschusblüthe (Mimulus moschatus). Ohne jeglichen äußeren Reiz bewegen sich in stetigem Wechsel die Blättchen des beweglichen Süßklees (Hedysarum gyrans). Dieser Halbstrauch Ostindiens hat von den drei Kleeblättern nur das mittlere stark ausgebildet, während die beiden seitlichen ungefähr sechsmal kleiner sind. Bei einer Temperatur von über 22° C. sind diese seitlichen Blättchen in lebhafter Bewegung, indem sie ruckweise auf- und abschwingen und so mit ihren Spitzen ovale Linien beschreiben. Wir wollen für den Augenblick die Zahl dieser und ähnlicher Fälle nicht häufen, waren sie ja nie ganz unbekannt, und ihrer Merkwürdigkeit wegen mußten sie in besonderer Weise die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Seitdem jedoch diese Bewegungen pflanzlicher Organe in neuerer Zeit genauer untersucht, seitdem ihre Größe, ihre Dauer, ihre nächsten Ursachen näher beobachtet wurden, fielen dieselben aus ihrer Sonderstellung heraus. Denn nunmehr ist das Bewegungsvermögen der Pflanzen in bei weitem größerem Umfang nachgewiesen. Es sind vor Allem die Untersuchungen von Sachs, Pfeffer und zuletzt die von Darwin, welchen wir diese Kenntniß verdanken.

haben sich die beiden ersteren vorzüglich um die Aufhellung des Mechanismus dieser Vorgänge verdient gemacht, so ist es Darwin, der uns mit der ihm eigenen Ausdauer und Schärfe in den Verlauf und die weite Verbreitung des Bewegungsvermögens einführt.

Als allgemeinste Art der Bewegung stellt sich danach jene heraus, welche von den wachsenden Organen ausgeführt wird. Anstatt nämlich, wie man vermuthen sollte, in der von ihnen selbst angedeuteten Richtung unentwegt voranzuschieben, führen alle wachsenden Schosse, seien es nun Wurzelspitzen oder Laub- und Blüthensprosse, zugleich seitliche Bewegungen aus, die ihrer Natur wegen Schwankungen, Nutationen oder Circumnutationen genannt wurden. Die thatsächliche Ausführung dieser Bewegungen wird aber an den verschiedenen Pflanzentheilen von so mannigfachen, anderweitigen Einflüssen beherrscht, daß sie sehr verschiedene Werthe und Resultate zeigt. Am schwächsten tritt die circumnutirende Bewegung in der That an den Wurzelspitzen auf, wo sie selbst von Darwin trotz aller angewandten Sorgfalt so schwach gefunden wurde, daß sie die Würzelchen beim Durchbohren der Erde sehr wenig unterstützen kann, ausgenommen, wenn die oberflächliche Schicht sehr weich und feucht ist [1].

Um uns von den Wachsthumsverhältnissen der Pflanzenwurzel eine richtige Vorstellung zu machen, müssen wir ihre Entwicklung unter den geringsten Hindernissen betrachten. Senkt man die Wurzel eines Sämlings von Mais (Zea mais) anstatt in den Boden in klares Wasser, so kann man in kurzer Zeit eine Wurzelausbildung beobachten so üppig, wie die Pflanze im Boden selbst sie nie erreicht. Wir sehen da zunächst die senkrecht hinabsteigende Pfahl- oder Primär-Wurzel. Von derselben strahlen die Nebenwurzeln zweiter Ordnung regelmäßig aus in bestimmten Winkeln, die ungefähr eine Neigung von 45° haben; und von diesen gehen die Wurzelzweige dritter Ordnung strahlig nach allen Richtungen aus, aber mit steter Convergirung zur Spitze ihrer unmittelbaren Mutterachse. Die Ursache dieser constanten Wachsthumsrichtung der Hauptwurzel nach unten oder gegen das Centrum der Erde glaubt man in dem Einfluß der Schwerkraft zu finden, und die Eigenschaft der Pflanzen, für denselben besonders empfänglich zu sein, wird Geotropismus genannt. Bestimmt dagegen die Schwerkraft gerade die entgegengesetzte Wachsthumsrichtung, so ist das Apogeotropismus, von dem zunächst der

---

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 168 u. ff.

Haupttheil des Oberwuchses der Pflanzen beherrscht wird. Wir würden aber irren, wollten wir in diesem Einfluß der Schwerkraft mehr als eine Führung für die Wachsthumsrichtung, etwa einen Bodendruck vermuthen. Die ganze Kraft, womit die Wurzel, ja selbst kleine Würzelchen beim Vordringen in den Erdboden sich Bahn brechen, beruht auf der Spannung ihrer Gewebe. Sie muß demnach auch ungefähr denselben Werth haben, mag sie an der Spitze oder an den Seiten gemessen werden. Die Wurzel ist nicht wie ein Nagel, der eingetrieben wird, sondern wie ein Holzkeil, welcher durch stetig fortschreitende Quellung auseinanderpreßt. Darwin fand, daß die Würzelchen von Bohnenkeimlingen so einen Querdruck von mehr als 8 Pfund ausübten [1].

Diese Gewebespannung ist nun aber auch Hauptursache, weßhalb der ganze Wurzelapparat von der ihm durch den Geotropismus vorgezeichneten Bahn des Wachsthums abgelenkt wird. In Folge derselben ist nämlich das Würzelchen für jede Berührung mit einem festen Körper so empfindlich, daß es, mit seiner Spitze zunächst abweichend, denselben dann umklammert, ihm sich anschmiegt, bis die Schwerkraft wieder berichtigend einwirkt. Hierauf beruht vor Allem der Vortheil, den die Pflanzenwurzeln sich im Durchwuchern des Bodens nach allen Richtungen, besonders denen des geringsten Widerstandes hin sichern. Wie wir uns demnach die äußerste Empfindlichkeit der Wurzelspitze und ihr Unterscheidungsvermögen zwischen unbedeutend härteren und weicheren Gegenständen, von dem Darwin spricht [2], vorzustellen haben, geht schon aus dem Gesagten hervor. Zum Überfluß aber hier noch einige Versuche. Darwin konnte durch seitliches Bekleben der Wurzelspitze mit Papier oder Goldschlägerblättchen dieselben Störungen in der Wachsthumsrichtung hervorrufen, wie sie von den Sandkörnchen im Boden so oft veranlaßt werden. An zahlreiche Würzelchen von Sämlingen der großen Bohne (**Vicia Faba**) befestigte er mittelst eines Lacktröpfchens Cartonstückchen, und die Folge war, daß die Würzelchen im fortschreitenden Wachsthum von der senkrechten Richtung abwichen und zu vollständigen Schlingen auswuchsen, indem sie durch Krümmung von der beklebten Stelle sich abwandten [3]. Wenn wir hinzunehmen, daß noch so dünne, aber feste Körper immer diesen Erfolg hatten, Flüssigkeiten allein aber nie [4], so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir als Ursache dieser Bewegungen Stö-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 62.
[2] Ebend. S. 492 u. a.
[3] Ebend. S. 112. [4] Ebend. S. 124.

rung der Quellbarkeit und somit Spannung der Gewebe anzusehen haben. Nichts berechtigte, an deren Stelle die zweideutigen Ausdrücke „Empfindlichkeit und Unterscheidungsvermögen" zu setzen. Das allein bleibt auffallend, daß die Spitze des Würzelchens in Folge solcher Störungen von dem harten Gegenstand abwächst, während die obern Theile desselben an diesen hinwachsen. Doch auch dieses Letztere wird klarer, wenn man eine unmittelbare Störung der Gewebespannung anwendet. Wird die Wurzel eines Sämlings unserer Vitsbohne (Phaseolus multiflorus) an ihren oberen Theilen seitwärts mit Höllenstein betupft, so krümmt sich im Verlauf von 24 Stunden dieses Stück rechtwinklig nach der geschwärzten Stelle hin. „Es war offenbar, daß die geschwärzte Stelle so stark verletzt war, daß sie nicht wachsen konnte, während die gegenüberliegende Stelle zu wachsen fortfuhr."[1] Wir haben es hier also nicht mehr bloß mit einem Reiz, sondern mit einem tödtlichen Angriff auf eine Zellgruppe zu thun. Übrigens erholen sich die Würzelchen alle von dem störenden Einfluß dieser Eingriffe, selbst wenn das Reizmittel bleibt. Denn nach einiger Zeit (1—2 Tagen) streckt sich dasselbe entweder wieder gerade, oder das fernere Wachsthum erfolgt wieder in der Richtung der Senkrechten[2]. Und dieses ist der schlagendste Beweis daß dieser „Fall von specialisirter Empfindlichkeit" sich auf eine Störung der durch Diffusion bedingten Gewebespannung reducirt, die ihrer Natur nach allmählich ausgeglichen werden kann. „Empfindlichkeit und Unterscheidungsvermögen" dagegen würden einen solchen Ausgleich über die bestehende Störung hinweg unmöglich machen.

Welche Bewegungen gewahren wir nun aber am Aufwuchs des Pflanzenkörpers? Als Grundgesetz läßt sich hier zunächst feststellen, daß die Schwerkraft auf die durch das Wachsthum erzeugte, innerhalb bestimmter Typen sich bewegende Materialvergrößerung gerade so einwirkt, wie auf die Wurzel. Das Resultat ist nur deßhalb ein verschiedenes, weil die Wachsthumsrichtung diametral entgegengesetzt ist. Je nachdem der Einfluß der Schwere von dieser Richtung mehr oder minder ablenkt, sagt man, die Pflanzen oder einzelne Theile derselben seien in geringerem oder größerem Grade apogeotropisch. So ist der Apogeotropismus bei unserer Erdbeerranke schwächer als bei den Getreidearten, schwächer an den Ästen und Zweigen als am Hauptstamm unserer Rothtanne, schwächer an den Ästen unserer Eiche als an denen der Pyra-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 140 u. ff. [2] Ebend. S. 117.

midenpappel. Unmittelbar zur Anschauung kommt indessen dieser Apogeotropismus nur dann, wenn irgend eines dieser wachsenden Pflanzenorgane gewaltsam in eine mehr als ihm eigenthümliche, geneigte Stellung gebracht wird. Die Versuche, welche Darwin hierüber anstellte, ergaben, daß sich der horizontal gelegte Stamm einer krautartigen Verbene in ungefähr 24 Stunden um 90° hob, der eines jungen Himbeerstrauches um 67° in 70 Stunden. Am stärksten zeigte sich offenbar die Wirkung an den Keimblättern. So war es beispielsweise der Cotyledon eines Grases (Phalaris canariensis), welcher in 4 Stunden 30 Minuten einen Winkel von 130° durchmaß. Je rapider das augenblickliche Wachsthum und dem entsprechend die Wirkung des Apogeotropismus war, um so gerader war der Weg, den die wachsende Spitze beim Wiederaufrichten einschlug [1].

Von ungleich größerer Bedeutung als die Schwere ist das Licht für die Pflanze als lebenden Organismus. Das Sonnenlicht ist es, unter dessen Einfluß sich das für selbständige Ernährung unentbehrliche Chlorophyll oder Blattgrün bildet, und derselbe Einfluß vermag im Chlorophyll die erste organische Umwandlung, die Bildung von Stärke, zu veranlassen. Bei diesem tiefen Eingreifen in den innersten Lebensproceß ist es kein Wunder, wenn wir auch auf die Bewegungen der Pflanzen einen Lichteinfluß wahrnehmen. Und in der That ist derselbe ein mächtiger und in seinen Äußerungen mannigfaltiger. Im Allgemeinen läßt sich hier eine Unterscheidung festhalten, je nachdem der Einfluß auf die Richtung, von wo aus, oder auf die Intensität, in der die Lichtquelle thätig ist, zurückgeführt werden muß.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß die sogenannten Wasserschosse unserer Kartoffeln in dunkeln Kellerräumen alle ohne Ausnahme auf ein kleines Fensterchen hinzielen, selbst wenn dasselbe nur sehr schwaches Tageslicht durchläßt. Dieselbe Neigung der Pflanzen zum Tageslicht ist auch zu Spielereien benutzt worden. So kann man die Knospen von Tulpen oder Hyacinthen, deren Zwiebeln in Porzellanpyramiden vergraben sind, durch kleine Wandlöcher hinauslocken und sich so eine herrliche und saubere Blumengruppe auf einem kleinen Raum herstellen. Pflanzen, welche in dieser Weise vom Lichte beeinflußt werden, daß sie sich nach dessen Quelle hinwenden, nennt man heliotropische. Es ist diese Eigenschaft in schwächerem oder stärkerem Grade so sehr ein Ge-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 422 u. ff.

meingut aller Pflanzen, daß die entgegengesetzte Wirkung des Lichtes, die Abwendung von seiner Quelle (Apheliotropismus), sehr selten vorkommt [1]. Am stärksten macht sich der Heliotropismus bei den einzelnen Pflanzen in ihren Jugendstadien geltend. So waren im Dunkeln aufgezogene Sämlinge von Glanzgras (Phalaris canariensis) nach 7 Stunden deutlich gegen ein 12 Fuß entferntes Lampenlicht gewandt, obwohl dessen Leuchtkraft so schwach war, daß es in derselben Entfernung keinen sichtbaren Schatten warf [2]. Auch hier traf die Beobachtung zu, daß mit wachsender Stärke der seitlichen Lichtquelle das Schwankende und Unsichere der Bewegung abnahm und der geradeste Weg zur Lichtrichtung eingeschlagen wurde. Wie allgemein aber und von wie durchgreifender Bedeutung dieser Einfluß ist, den das Licht auf die wachsenden Pflanzentheile ausübt, darüber kann uns die aufmerksame Betrachtung der Bäume und Sträuche an einem Waldrand die beste Auskunft geben. Mag die momentane Wirkung des Lichtes auch noch so unbedeutend sein, sein constanter Überschuß an der Außenseite des Waldes hat Sträuche und Bäume die auffallendsten Anstrengungen machen lassen, sich durch die verschiedensten Wachsthumsrichtungen einen möglichst großen Antheil an Beleuchtung dauernd zu sichern. Ja wir können ohne Übertreibung sagen, wenn unsere erwachsenen Bäume, wie Eichen, Buchen u. s. w., in ihrem Ausbau wenig mehr oder sozusagen gar nichts von dem ihnen eigenen Gesetz der Blatt- und Sproßfolge verrathen, das ihre jungen Schosse gerade so gut beherrscht wie die der Tanne, so ist das großentheils auf Heliotropismus zurückzuführen. Diese Art von Bewegung kommt nun in Wirklichkeit dadurch zu Stande, daß die vom Lichte abgewandte Seite der Pflanze, die unbeleuchtete, durch eigentliches Wachsthum vergrößert wird, und so ein Überbiegen gegen die Lichtquelle hin veranlaßt. Doch gibt es noch eine andere Art des Heliotropismus, die nicht in wirklicher Vermehrung, sondern nur in abwechselnder Ausdehnung des Gewebes ihre Ursache hat. Und diese ist es, welche den breiten Blüthenkorb unserer Sonnenblume (Helianthus annuus) stets der Sonne gegenüber bewegt.

Von diesem Heliotropismus muß nun eine ganze Reihe anderer Bewegungen unterschieden werden, die, wie bemerkt, in der Intensität des Lichtes oder besser im Wechsel der Beleuchtung ihren Grund haben. Hierher gehören fast ausnahmslos alle jene Vorgänge, deren wir schon

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 368.
[2] Ebend. S. 364. 388.

unter dem Namen Pflanzenschlaf erwähnten. Wie weit dieser periodische Bewegungsvorgang verbreitet ist, ergibt sich daraus, daß Darwin denselben an 87 Pflanzengattungen aus den verschiedensten Familien nachweisen konnte [1]. Doch ist die Nachtstellung der Blätter durchaus nicht dieselbe bei allen Pflanzen. Während sich z. B. die Blättchen unseres weißen Klees (Trifolium repens) des Nachts senken, um sich zusammenzulegen, werden die jüngern Blätter der Tabakpflanze (Nicotiana tabacum) zu gleichem Zweck gehoben [2]. Überhaupt lehrten die Beobachtungen, daß die Nachtstellung fast gerade so oft durch Hebung als durch Senkung der Blätter erreicht wurde [3]. Die Abhängigkeit aller dieser Vorgänge von der Intensität des Lichtes resp. vom Wechsel in der Beleuchtung ist schon seit Langem von verschiedenen Beobachtern, neuerdings besonders von Pfeffer [4] nachgewiesen. Am schnellsten ließ sich diese Wirkung einer am hellen Tage vorgenommenen Verdunkelung an der wilden Balsamine (Impatiens noli tangere) beobachten, deren Blätter sich schon innerhalb einer halben Stunde um 70° senkten [5]. Die Ausführung dieser sogen. nyctitropischen Bewegungen erfolgt entweder durch vermehrtes Wachsthum der der Bewegungsrichtung entgegengesetzten Seite des Blattstieles oder Blattes selbst, oder aber durch Anschwellung von kleinen Gewebepolstern, welche sich bald am Grunde des Blattstieles, bald an dem des Blattes vorfinden. Von großem Interesse ist es nun, zu sehen, wie aus all diesen oft sehr complicirten Vorgängen das erstrebte Ziel deutlich zu Tage tritt. Um dieses besser zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der zellige Ausbau der Laubblätter ein sehr lockerer ist, daß zahlreiche Luftwege das Blattgewebe durchsetzen und daß diese Luftwege durch unzählig viele Spaltöffnungen auf beiden Seiten der Blätter, vorzugsweise jedoch auf der Oberseite, mit der Umgebung in Verbindung stehen. Hierdurch wird ein verhältnißmäßig leichter Austausch zwischen der umgebenden Luft und der im Innern der Pflanze ermöglicht; zugleich kann dadurch aber auch der Pflanze gelegentlich ein bedeutender Wärmeverlust zugefügt werden. Einen solchen muß nun aber die allnächtliche von der Erdoberfläche ausgehende Wärmeausstrahlung herbeiführen, wenn die Pflan-

---

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 273 u. ff.
[2] Ebend. S. 297. 328.
[3] Ebend. S. 336.
[4] Dr. Pfeffer, Die periodischen Bewegungen der Blattorgane, S. 30 u. ff.
[5] Ebend. S. 15.

zen durch volle Ausbreitung aller ihrer Blattflächen sich der ganzen Wirkung dieses Gesetzes preisgeben. Viele Pflanzen können und thun dieses ohne Nachtheil. Andere schützen sich dagegen. Wenn eine Cassia (Cassia pubescens) in ihrer Schlafstellung eine nahezu neunmal kleinere Oberfläche darbietet als in ihrer Tagesstellung [1], und wenn beim Süßklee (Hedysarum gyrans) der Blattstiel sich hebt, das Blatt sich senkt und so beide sich eng an den Hauptstamm andrücken [2], — wenn die paarigen Blätter sich mit ihrer Oberfläche dicht aneinanderlegen, wie bei Mimosa albida, Arachis hypogaea [3], — wenn sie dazu sich nicht bloß senken, sondern sich auch noch um 180° um ihre Achse drehen, wie einige Arten von Cassia [4]: dann verräth das allen solchen Vorgängen gemeinsame Resultat, daß es offenbar der Schutz ist, der hier erreicht werden soll.

Die diesen Schlafbewegungen der Laubblätter analoge Öffnungs- oder Schließ-Bewegung einiger Blüthen, z. B. Crocus, Tulipa, ist vorzugsweise vom Temperaturwechsel abhängig. Wie die allmähliche Entfaltung der aufblühenden Blumen durch stärkeres Wachsthum auf der Innenseite der Blumenblätter zu Stande kommt, so haben auch diese periodischen Bewegungen derselben in einem bald auf ihrer Außen-, bald auf ihrer Innen-Seite vorherrschenden Wachsthum ihren Grund [5].

Auf ähnlichen Verhältnissen beruht endlich jene Änderung der Wachsthumsrichtung, welche wir an den Kletterpflanzen beobachten. Jedoch haben wir es hier nur mit jenen zu thun, welche sich durch Winden ihres eigenen Stammes erheben, nicht mit solchen, die vermöge besonderer Haftorgane klettern. Wie nicht anders zu erwarten war, und anderweitige Beobachtungen ergeben haben, zeigt schon der keimende Embryo solcher Pflanzen auffallende Bewegungen. So bewegt sich der daniederliegende junge Keimsproß unserer Flachsseiden (Cuscuta) wie ein stetig wachsender Uhrzeiger, bis er auf eine feste Stütze gestoßen. Dasselbe Wachsthum, welches im Sinne einer langen, stetig fortschreitenden Spirale immer nur seitlich den wachsenden Sproß beherrschte und ihn bisher in derselben Ebene fortbewegte, treibt ihn jetzt in spiraligen Windungen um seine Stütze aufwärts. „Niemand zweifelt daran," sagt Darwin, „daß dieß Vermögen zu dem Zwecke erlangt worden ist, Kletterpflanzen

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 316. 342.
[2] Ebend. S. 304. [3] Ebend. S. 323. 340.
[4] Ebend. S. 314 u. ff.
[5] Dr. Pfeffer, Untersuchungen über Öffnen und Schließen der Blüthen.

in den Stand zu setzen, in die Höhe hinauf zu wachsen und so das Licht zu erreichen." [1] Halten wir solchen Worten andere von Darwin oder gar die maßlosen Ausfälle entgegen, die sich Hermann Müller selbst gegen den Gebrauch des Wortes Zweckmäßigkeit erlaubt, so müssen wir uns fragen, woher dieser anscheinende Widerspruch im selben Lager? Und hiermit sehen wir uns vor die Untersuchung der mannigfachen Folgerungen gestellt, welche, wie oben gezeigt, das Bewegungsvermögen der Pflanzen nach Darwin'scher Auffassung hat.

II. Auf Grund seiner vielfachen und sorgfältigen Beobachtungen glaubt Darwin behaupten zu dürfen, daß die Circumnutation, d. h. das in einer mehr oder weniger regelmäßigen Spirale voranschreitende Wachsthum junger Pflanzentheile, eine allgemeine Erscheinung sei, „daß alle wachsenden Theile sämmtlicher Pflanzen circumnutiren". Hiermit ist nun zugleich aber auch behauptet, daß in dem Mechanismus des Wachsthums sämmtlicher Pflanzen die bewirkende Ursache dieser Bewegung gegeben sei. Um so merkwürdiger ist aber die Schlußfolgerung Darwins. Die Allgemeinheit der Erscheinung ist ihm zunächst ein Beweis, „daß wir nicht annehmen können, sie sei zu irgend einem speciellen Zwecke erlangt worden", und erst dieses veranlaßt ihn zu glauben, „daß sie in irgend einer unbekannten Weise Folge der Art ist, in welcher vegetabilische Gewebe wachsen" [2]. Es ist von größtem Interesse, auch an diesem Schlußgewebe den Mechanismus und Zweck etwas näher zu untersuchen.

Wenn, wie Darwin selbst zugesteht, es Fälle gibt, in denen die einfache Circumnutation direct oder indirect für die Pflanzen von Nutzen ist, so muß der beobachteten Thatsache gegenüber jeder aprioristische Schluß weichen. So ist nach Darwins Voraussetzung die bloße Circumnutation des Würzelchens von Nutzen für die Durchbohrung des Bodens, jene des Trägers der Keimblätter für das Durchbrechen der Bodenoberfläche, und die etwas verstärkte Circumnutation der windenden Pflanzen wird für dieselben schlechthin zur Lebensbedingung. Die Allgemeinheit und Universalität einer Erscheinung ist demnach kein Hinderniß, dieselbe als zu irgend einem speciellen Zweck erlangt anzusehen. Indessen das systematische Abläugnen eines speciellen Zweckes in unserem Falle ist von bedeutender Tragweite. Eine Anpassung an bestimmte Anforderungen kann im Sinne Darwins nur auf einem Wege zu Stande kommen, nämlich durch Erwerbung. Erwerbung neuer Fähigkeiten, neuer

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 224.
[2] Ebend. S. 222.

Vermögen setzt aber offenbar ein gewisses Maß von Fähigkeiten, mit deren Hilfe erworben wird, voraus. Soll nun eine solche Reihe erwerbslustiger Wesen nicht gleich bis zu den Häckel'schen Moneren sich in's Unendliche verlieren, soll irgendwo eine feste Grundlage sein, von wo aus der Erwerb angehen mag, dann muß irgend ein Grundvermögen als nicht erworben angesehen werden. Zu einem solchen Grundvermögen für die Bewegungserscheinungen glaubt nun Darwin die Circumnutation machen zu können. Gegen diese letztere Ansicht könnten wir ja im Grunde nichts einzuwenden haben, und nach Allem, was auch die mikroskopischen Beobachtungen über die Wachsthumsspitzen zeigen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Mechanismus des Wachsens derartige Nutationen veranlaßt. Wenn aber dieses Grundvermögen rein aprioristisch, im Interesse eines Systems zu einem nutzlosen gemacht wird, so müssen wir dagegen Verwahrung einlegen. Indessen diese Argumentation ist Darwin so geläufig, daß er an mehreren Stellen seines Werkes aus der Allgemeinheit einer Bildung auf die Nutzlosigkeit derselben schließt, dagegen mit Emsigkeit die verschiedenen Anpassungen für eine Aufgabe beschreibt, die in sich selbst den Beweis trügen, daß sie erworben seien. So werden denn alle Bewegungserscheinungen, die nicht bloß Circumnutation sind, dadurch erklärt, daß letztere zu verschiedenen speciellen Zwecken modificirt sei, d. h. „eine bereits in der Entwickelung begriffene Bewegung wird zeitweise in irgend einer Richtung vermehrt und zeitweise in einer anderen Richtung vermindert oder völlig aufgehoben". Diese Modification soll dann entweder von inneren oder constitutionellen Ursachen, oder aber von äußeren Einflüssen, von den täglichen Änderungen des Lichtes und der Dunkelheit, der Temperatur und der Anziehung der Schwerkraft abhängen [1]. Hiermit wäre dann allerdings der Schöpfer als unmittelbarer Urheber von solchen passenden Einrichtungen ferngehalten, aber auch nur ferngehalten, nicht beseitigt. Denn offenbar tritt derselbe jetzt mit um so größerer Nothwendigkeit als intelligenter Urheber an den Anfang eines solchen Erwerbungsprocesses. Doch sehen wir kurz, wie. Eine zweckmäßige Anpassung gilt für die gewöhnliche Einsicht als Wirkung eines auf ein bestimmtes Ziel gerichteten, daher vernünftigen Willens. Damit will jedoch Niemand sagen, daß diese intelligente Thätigkeit immer unmittelbar die geplante Einrichtung construiren müsse, wie der Uhrmacher mit Umsicht jedes Rädchen an der bestimmten Stelle ein-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 222. 223.

setzen muß. Vielmehr gilt es mit Recht als ein Zeichen um so geringerer Herrschaft über die vorhandenen Stoffkräfte, je mehr sich das Bedürfniß unmittelbaren Eingreifens und Ordnens herausstellt. Wollen wir also den beobachteten Resultaten gegenüber die Forderung unserer Vernunft nicht geradezu preisgeben, so müssen wir einerseits die absolute Nothwendigkeit eines weisen Urhebers für jede zweckmäßige Einrichtung festhalten, andererseits aber auch diese Vorstellungen von allen Unvollkommenheiten reinigen. Es wäre ja ein trauriges Armuthszeugniß sowohl für unseren Verstand als für Gott, wollte man die Ausführung jeder Blütheneinrichtung auf seine schöpferische Thätigkeit unmittelbar zurückführen. Diese Thätigkeit ist ja in erster Instanz von Seite Gottes ein Willensact, dem die Existenz der ganzen Schöpfung mit all ihren Kräften und Zielen als Wirkung entspricht. Es fordert eben das Verhältniß der ganzen Schöpfung zu Gott ihrem Schöpfer und seine Beherrschung des gesammten Universums, daß wir ein unmittelbares schöpferisches Eingreifen nur da einführen, wo dasselbe entweder nothwendig gefordert oder uns glaubwürdig versichert wird.

Das jedoch dürfte klar sein, daß die Vorstellung von einem stetigen Eingreifen Gottes in die Ausführung der anfänglich festgesetzten Ordnung zum Aufbessern vorgekommener Schäden, zum Entfernen eingetretener Hindernisse, zum Ausnützen vortheilhafter Umstände um so mehr als eine unvollkommene erkannt werden wird, je näher man sich den positiven Inhalt des Begriffes Schöpfung bringt. Diese Nachtheile einer unvollkommenen Vorstellung von der Zweckthätigkeit Gottes haben die Darwinisten ausgebeutet. Ihr Streben ging derselben gegenüber dahin, möglichst überzeugend die zweckmäßigen Einrichtungen als die nothwendigen Ergebnisse des Entwicklungsprocesses und aller Einflüsse auf denselben darzustellen. Allerdings hindert sie da ihre Kurzsichtigkeit, die bei weitem großartigere und erhabenere Vorstellung des Schöpfers am Anfang eines solchen Processes wiederzugewinnen. Je mehr man die Vorstellung von einer stets aufbessernden und neu ordnenden Thätigkeit des Schöpfers, von der Beobachtung und von der Vernunft gleichmäßig gedrängt, fernhalten muß, um so erhabener und gebieterischer tritt jene der Entfaltung einer großartigen, organisatorischen in den Vordergrund. Weist nicht ein feiner Mechanismus um so lauter auf seinen intelligenten Urheber, je seltener er nach der Construction dessen Hilfe bedarf?

Wir sehen uns somit rücksichtlich des Ursprunges dieser zweckmäßigen Einrichtungen vor eine Frage gestellt, die für die Descendenztheorie

allerdings von Bedeutung, ja in ihrer Weise von Entscheidung ist, welche jedoch gegen die Zweckursachen vergebens ausgebeutet wird[1]. Der Descendenzlehre mußten offenbar die so sporadisch und doch so entwickelt auftretenden Bewegungen einiger Pflanzen ein Räthsel sein und eine Schwierigkeit bleiben, bis es etwa gelingen würde, irgend eine allgemein verbreitete Art der Bewegung zu entdecken. Eine solche würde dann einerseits den Beweis liefern, daß Bewegung im Pflanzenreich nichts Unerhörtes sei, andererseits vielleicht aber auch als Grundform dienen können, von der die verschiedenen Arten der Bewegungen ableitbar seien.

Was zunächst diesen letzten Punkt betrifft, so haben wir absolut keine Schwierigkeit, die vielfachen Bewegungen, welche die wachsenden Pflanzentheile ausführen, als Resultanten von Kräften anzusehen, die theils im Wachsthum der Pflanzen selbst liegen, theils unter der Wirkung der Schwere, des Lichtes, der Temperatur gelöst werden. Ebenso haben wir gar keine Veranlassung, von vornherein die Erwerbung als unwahrscheinlichen oder unmöglichen Übermittelungsweg anzusehen. Wie der Kampf für und gegen Darwin mehr und mehr lehrt, sind die lebenden Organismen nicht nach starren Formen gebaut, sondern plastisch genug, um dem Einfluß veränderter Umgebung nicht sofort zu erliegen, vielmehr mäßigen Anforderungen durch kleine Abänderungen sich fügen zu können. Es würde uns für den Augenblick zu weit abführen, wollten wir dieses eingehend erörtern. Für jetzt mag es genügen, bloß darauf hinzuweisen, daß diese Variabilität in verschiedenen Pflanzen- und Thiergruppen verschieden groß ist, und daß sie sich stets um einen festen Typus bewegt, von dem wohl größere oder geringere Abweichungen vorkommen, von dem jedoch einen vollständigen Abfall als möglich oder als geschehen anzunehmen uns nichts berechtigt. Es ist überhaupt ein großes, wenn auch bloß negatives Verdienst Darwins, in Anbetracht der großen Plasticität der Organismen, die er thatsächlich nachweist, in seiner Theorie dann allerdings überschätzt, die Annahme einer wirklichen Beseelung auch der Pflanzen bedeutend näher gelegt zu haben. Variabilität auf Grund eines vegetativen Lebensprincipes, das in einer constanten Entwickelungsrichtung einen bestimmten Pflanzentypus darstellte, würde vollkommen

---

[1] Über den Kampf des Darwinismus und seiner Anhänger gegen die teleologische Naturauffassung vergleiche diese Zeitschrift, Bd. VI u. VII: „Die großartigen Zeugnisse für die Descendenztheorie“ von P. H. Kemp, und Bd. XI. XII u. XIII: „Über Zweckordnung“, „Über Zweckstrebung in der Natur“ und „Gott und die Naturordnung“ von P. T. Pesch.

genügen, das Schwanken in den jetzt lebenden Formen zu erklären und allen billigen Anforderungen unserer Descendenztheoretiker gerecht zu werden. Niemals würden sich dieselben so weit verloren und ob aller Variabilität schließlich sämmtliche Grundformen preisgegeben haben, hätten sie mit diesem einen Faktor gerechnet, anstatt denselben völlig zu übersehen. Unter Annahme dieses, einen festen Typus darstellenden Lebensprincipes läßt sich die noch immerhin seltsame Erscheinung der sogen. sensitiven Pflanzen, deren vereinzeltes Auftreten den Darwinisten nach wie vor Schwierigkeiten bereiten wird, bedeutend leichter erklären. Wie hat gerade Desmodium oder Hedysarum gyrans die größte Agilität, die überhaupt im Pflanzenreich bis jetzt gefunden ist, ererbt und erworben; da sämmtliche übrigen Arten von Hedysarum nichts als die bei den Leguminosen so gewöhnlichen Schlafbewegungen zeigen? Wenn es sich bloß darum handelt, zu erklären, wie bei der allgemeinen Variabilität und Erblichkeit allmählich der mechanische Apparat für jene Bewegungen erworben wurde, wie konnten denn Species derselben Gattung einen ganz verschiedenen Mechanismus erwerben? So bewegen einige Arten der Gattung Sida ihre Blätter aufwärts für die Nachtstellung, andere senken sie, einige Arten von Trifolium haben Polster, um ihre Keimblätter zu bewegen, andere nicht [1]. Die Zahl solcher Fälle könnten wir noch mehrfach vergrößern. Wie will Darwin das unter Voraussetzung schrankenloser Variabilität erklären? Ihm bleibt nur der Ausweg, diesen Bewegungsmechanismus als zuletzt erworben anzusehen, er kam erst zu dem bereits erworbenen jetzigen Speciescharakter hinzu. Doch damit wächst eine andere Schwierigkeit. Weßhalb wurden denn die bedeutenderen Bewegungsvermögen, so vorzugsweise gerade innerhalb bestimmter Gattungen, Familien erworben, wie die Schlafbewegungen von den Leguminosen? Offenbar sind wir hier mit der Annahme gewisser innerhalb bestimmter Grenzen variabelen Typen, die sich auch durch mehr oder weniger ausgebildete Grundvermögen unterscheiden, im Vortheil.

Ein anderer Punkt von allgemeinerer Bedeutung, auf den wir gleich Eingangs aufmerksam machten, ist der: wie verhält sich dieses so mannigfaltige Bewegungsvermögen der Pflanzen zu unserer Auffassung derselben? Fallen dieselben in Folge dieser neuen Beobachtungen aus der Stellung heraus, welche ihnen die bisherige Beobachtung anweisen mußte? Die Pflanzen galten bisher als die Repräsentanten des nur vegetativen

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 336 u. 337.

Lebens gegenüber den Thieren als vegetativ-sensitiven Lebewesen, welche Stufe durch den Menschen, der noch das geistige Leben hinzubrachte, abgeschlossen wurde. Müssen wir also jetzt diese Idee als schönen Traum aufgeben? Allerdings hat Darwin vor einigen Jahren bereits ein Nivelliren der zweiten und dritten Stufe eingeleitet[1], wie er jetzt dasselbe an der ersten und zweiten versucht. Wer von der ersten Arbeit befriedigt war, wird es noch viel leichter von dieser sein. Für Andere aber genügt der Hinweis, daß es ja nie unbekannt war, daß auch die vegetativen Lebensprocesse von Bewegungen begleitet sind, resp. durch Bewegungen ausgeführt werden. Längst schon waren die sogen. organischen Bewegungen aus dem thierischen Organismus bekannt. Es sind dieß jene Arten von Bewegungen, welche unter Anderem auch mit den Ernährungsvorgängen verbunden sind, und die als unwillkürliche Bewegungen, im Gegensatz zu den willkürlichen, auch organische genannt wurden. Daß diese Bewegungen im Thierkörper gerade so wie die willkürlichen durch Nerventhätigkeit vermittelt und eingeleitet werden, entzieht sie durchaus nicht der Sphäre des vegetativen Lebens. Eine solche Anordnung war geboten, sollte irgendwie die Einheit des Organismus gewahrt bleiben. Auch ein bloß vegetativer Organismus wird also dann die seiner Lebensstufe eigenthümlichen organischen Bewegungen haben können, wenn überhaupt Bewegung ohne Nerventhätigkeit möglich ist. Und diese Frage ist offenbar entschieden. Aber auch das ist hiernach klar, daß wir mit dieser Bewegung eine Empfindung oder gar ein Bewußtsein durchaus nicht in Verbindung zu bringen genöthigt sind. Obschon im menschlichen Organismus die organischen Bewegungen von Nerven eingeleitet werden, so haben wir doch von deren regelmäßigem Verlaufe nicht die geringste Empfindung, geschweige denn ein Bewußtsein. Nichts zwingt uns daher, bei den Bewegungen der Pflanzen, welche zum mindesten auf einer niedrigeren Stufe der Organisation stehen, auch nur Empfindung vorauszusetzen. Daß solchen Bewegungen ein Reiz auf die Organe, von denen sie ausgeführt werden, vorausgehen muß, liegt in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung, in welchem die Bewegung zum Muskel im thierischen und zum Zellgewebe im pflanzlichen Organismus steht; und es ist nicht schon der Begriff des Lebens überhaupt, sondern erst der des sensitiven, welcher dieses Verhältniß dahin ändert, daß nur auf empfundenen Reiz Bewegung, die dann eine willkürliche ist, erfolgt.

[1] Darwin, Die Abstammung des Menschen.

So können die vorliegenden Beobachtungen Darwins, die abermals, wie wir das gewohnt sind, an Schärfe und Feinheit nichts zu wünschen übrig lassen, nur dazu dienen, unsere Ansichten von dem Leben der Organismen zu erweitern und zu klären; seine Schlußfolgerungen müssen wir aber als verfehlt abweisen.

Hermann Jürgens S. J.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

Im Herbste des Jahres 1678 trat in London urplötzlich ein Mann auf Namens Titus Oates, vorgeblich ein Doctor der Universität von Salamanca, und berichtete dem Könige Karl II., dessen Ministern und dem staunenden Volke von einer schauerlichen Papistenverschwörung gegen das Leben des Königs und gegen den Bestand der protestantischen Religion in England. Der Charakter des Angebers war so verdächtig und seine Erzählung lautete so unglaublich abenteuerlich, daß man nicht begreifen kann, wie der Mann und sein Machwerk auch nur einen Augenblick bei vernünftigen Leuten, geschweige vor den Schranken des englischen Staatsrathes, der beiden Häuser des Parlamentes und der höchsten Gerichtshöfe, Glauben finden konnte. Gleichwohl glaubte man die Märe oder gab sich wenigstens den Schein, man glaube sie, setzte daraufhin eine der blutigsten Katholikenverfolgungen — glücklicher Weise die letzte große und allgemeine — in Scene und opferte auf dem Schaffote zu Tyburn eine ganze Schaar der edelsten Männer dem finsteren Geiste des anglikanischen Fanatismus. Wir haben neulich in dieser Zeitschrift[1] einige Episoden dieser traurigen Tage aus der entfernten Grafschaft von Monmouth in Süd-Wales nach den Mittheilungen der Records berichtet; gegenwärtig versuchen wir nach derselben Quelle eine Darstellung des Processes gegen die vorgeblichen Verschwörer und eine Charakteristik der Männer, die ihm zum Opfer fielen.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, erst den Beweis führen zu wollen, daß Titus Oates und seine Helfershelfer elende, meineidige Betrüger waren; dieser Beweis ist von den englischen Gerichten selbst

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XX. S. 39 ff.: „Opfer einer Priesterhetze in Süd-Wales im Jahre 1679."

geführt worden, freilich als es zu spät war, um das Leben von 22 Unschuldigen zu retten, wovon 18 durch Henkershand, die Übrigen durch die grausame Kerkerhaft den Tod fanden. Die Geschichtschreiber aller Confessionen sind überdieß einstimmig, daß dieser Beweis erbracht sei, und können kaum Worte finden, ihre Indignation gegen den Erfinder des vorgeblichen Complottes genügend auszudrücken. Hume nennt ihn „den allerinfamsten Schurken der Menschheit"; Macaulay heißt ihn „das verlogenste, böswilligste und unverschämteste Wesen, das jemals die menschliche Gestalt entehrte, den Begründer der Schule falscher Zeugen". Da protestantische Geschichtschreiber Titus Oates also beurtheilen, so können wir füglich den Mann als gerichtet betrachten. Wenn nun aber der Urheber des blutigen Monstreprocesses und seine Mithelfer eingestandener Maßen als gemeine Betrüger allgemein angesehen werden: wie steht es dann mit den Mitgliedern des Staatsrathes und der beiden Häuser des Parlamentes, welche die Anklage des Betrügers als eine „Thatsache" der englischen Nation verkündeten? wie mit den Richtern, welche auf diese Anklage hin so viele Todesurtheile fällten? Haben sie sich wirklich von dem Betrüger hintergehen lassen und nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, oder müssen wir gegen diese Männer, damals die ersten ihrer Nation, den Vorwurf erheben, daß sie aus Politik und Fanatismus einen erkannten Betrug zu ihren Zwecken ausbeuteten und wissentlich eine Reihe von Unschuldigen dem Tode weihten? Protestantische Schriftsteller gehen gerne über diesen Punkt hinweg oder möchten uns das Erstere glauben machen; allein eine etwas genauere Einsicht in die Proceßacten, die jetzt ziemlich vollständig erschlossen sind, wird uns die Überzeugung abnöthigen, daß sowohl Staatsminister als Richter mit dem meineidigen Titus Oates an Schuld und Schlechtigkeit nahezu auf derselben Stufe stehen. Bischof Challoner hat daher ganz Recht, wenn er die einzige Ursache des Todes so vieler Opfer „ihr standhaftes Bekenntniß der katholischen Religion und den öffentlichen Haß, dem sie sich dadurch bloßstellten", nennt und wenn er sie demzufolge unter die englischen Blutzeugen zählt. Wir hätten somit diese Arbeit auch „Die Märtyrer des Titus-Oates-Processes" überschreiben können.

Bevor wir auf den Proceß und seine Opfer selber eingehen, müssen wir eine kurze Schilderung der Lage der Katholiken unter Karl II. versuchen. Hierbei, wie überhaupt in der ganzen Arbeit, werden wir nach Möglichkeit mit den Worten des englischen Quellenmateriales berichten.

1. Die Lage der Katholiken unter Karl II.

Zu Anfang des Jahres 1660 neigte sich die Herrschaft des „Commonwealth" in England zu Ende, nachdem sein erster Stern, Oliver Cromwell, schon anderthalb Jahre früher (3. September 1658) untergegangen war. Die Katholiken glaubten allen Grund zu haben, der Rückkehr des legitimen Königs zujubeln zu dürfen: hatten sie sich doch als die treuesten Anhänger der Krone im Kampfe gegen die puritanischen Empörer bewährt. Briefe des englischen Provinzials der Jesuiten, P. Richard Bradshaigh (Barton), an den damaligen General der Gesellschaft, Goswin Nikel, welche unter den Manuscripten der Bibliothek von Stonyhurst[1] aufbewahrt werden, gewähren uns einen Blick in die hoffnungsfreudige Stimmung der Katholiken jener Tage. So schreibt z. B. dieser Pater, den seine Stellung als Provinzial zu einem Urtheile von allgemeinem Werthe wohl befähigte, unter dem 12. Mai (n. St.) 1660 an seinen Ordensobern von London aus:

„Kaum jemals, so weit die Patres denken können, ist ein freudenreicherer Tag für diese Stadt und diese Insel angebrochen, als der verflossene 8. Mai, an welchem Tage Karl Stuart in feierlicher Weise mit dem größten Pompe und unter unglaublichem Beifallsrufen zum Könige von England, Schottland, Frankreich und Irland und zum Vertheidiger des Glaubens ausgerufen wurde. Nie und zu keiner Zeit bewies man einem Könige solche Liebe und solche Verehrung. Und zur Stunde, da der Herold feierlich den Namen Karl II. ausrief, erhob die frohe Menge einen solchen Jubelruf, daß der Schall der Trompeten, Trommeln und Glocken und der Donner der Artillerie, die alle zur selben Zeit ertönten, überboten wurde. Ich habe nicht die Muße, eine ausführliche Beschreibung zu geben; aber es wird in englischer Sprache ein Bericht im Drucke erscheinen und ich werde ihn senden. Wir erwarten in kurzer Zeit den König aus Belgien; eine Deputation ist abgereist, um ihn abzuholen."[2]

Am 29. Mai, an seinem dreißigsten Geburtstage, zog Karl II. in London ein und nahm Besitz von dem Throne seines unglücklichen Vaters. Allein der Großenkel Maria Stuarts, der Sohn einer katholischen Mutter,

---

[1] Stonyhurst Mss. Anglia, vol. V. n. 44—57. Mitgetheilt in den Records, vol. I. p. 230 sq.

[2] L. c. n. 50.

täuschte die gerechten Erwartungen der Katholiken, wie sie einst sein Großvater Jakob I. getäuscht hatte. Schon nach wenigen Wochen, am 15./25. Juni, schreibt P. Bradshaigh an den P. General:

„Den alten ‚Eid der Treue'[1] fängt man neuerdings wieder an abzufordern und das wird zweifelsohne die bedauerlichsten Wirren und selbst Gefahr für die Katholiken zur Folge haben. Niemand wird den König für diesen Schritt verantwortlich machen wollen, sondern derselbe ist allein den Katholikenhassern zuzuschreiben."[2]

Freilich von sich aus würde Karl II. die Katholiken nicht belästigt haben; er war weder unduldsam noch grausam; aber der Lebemann, der nur an die Befriedigung seiner Lüste dachte, befand sich eben in steter Geldnoth und mußte ganz nach dem Willen seines Parlamentes handeln, das von dem alten Sectenhasse gegen die Kirche glühte. Im Juli 1661 wurde im Hause der Gemeinen der Versuch gemacht, das feierliche Versprechen der freien Religionsübung, welches der König den Katholiken als Dank für ihre Treue gegeben hatte, zum Theile zu verwirklichen. Man wollte die grausamsten Strafgesetze, so das Gesetz, das die Strafe des Hochverrathes über alle katholischen Priester aussprach, fallen lassen. Allein die Jesuiten mußten wieder einmal als gefürchteter Popanz in's Feld geführt werden, und nach vielen Zänkereien in und außer den Mauern des Parlamentes scheiterte die Vorlage.

Da trat ein Ereigniß ein, welches die Katholiken mit neuer Hoffnung, aber auch ihre Feinde mit neuem Hasse erfüllte. Dem dringenden Rathe seiner Minister zum Trotze verlobte sich der König mit der katholischen Prinzessin Katharina von Braganza, der Tochter Johann' IV. von Portugal. Die reiche Mitgift der Prinzessin und nicht Liebe zu ihrer Person bewog den leichtfertigen Fürsten zu diesem Schritte, wie uns die protestantischen Geschichtschreiber berichten und wie es in der That das spätere Benehmen des Königs seiner Gattin gegenüber bestätigt. Sie brachte ihm als Morgengabe 300 000 Pfund Sterl. (6 Millionen Mark) — nach damaligem Geldwerthe eine immense Summe — und überdieß die Festung Tanger in Afrika und Bombay in Ostindien. Man wollte die Braut bei ihrer Ankunft in England zwingen, sich protestantisch trauen zu lassen; aber ihre Standhaftigkeit

---

[1] Über diesen berüchtigten „Oath of allegiance" und dessen Verurtheilung durch den Apostolischen Stuhl vgl. Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Bd. II. S. 349.

[2] L. c. n. 52.

trug den Sieg davon. Das Factum, welches auch Dr. Lingard [1] berichtet, wird durch einen sehr interessanten Brief des P. Georg Gray an den General der Gesellschaft Jesu vollkommen bestätigt. Wir wollen die bezügliche Stelle mittheilen.

„Wahrlich, der katholischen Nachwelt darf das folgende Ereigniß, welches der Feder des Chronisten so würdig ist, nimmermehr verschwiegen werden! Bei ihrem Einzuge in das Reich hielten die Häupter des englischen Adels und des Privy Council's eine Zusammenkunft und kamen zu dem Beschlusse, es sei nothwendig, daß die Ehe vor dem protestantischen Bischofe und nach dem Rituale der englischen Staatskirche geschlossen werde. Dieses theilte man der Königin mit; allein sie antwortete, sowohl ihre Religion als ihr Gewissen verbieten ihr unter allen Umständen, darein zu willigen. Und da man mit ganzen Lasten von Gründen sie ungestüm bedrängte und sagte, es würde für den König weder ehrenvoll noch rathsam sein, daß die Ceremonie anders als nach den Gebräuchen und Gesetzen des Landes vorgenommen würde, ja sogar die Legitimität der königlichen Kinder könnte hierdurch in Frage gestellt werden, blieb sie dennoch ihrer religiösen Überzeugung gemäß fest bei ihrer Weigerung. Als letzte Mine benützten sie die zärtlichen Liebkosungen, Bitten und Beschwörungen des königlichen Bräutigams selbst. Aber die unbesiegbare Heldin hielt Stand und erklärte ohne Umschweife, lieber wolle sie unverrichteter Dinge nach Portugal zurückkehren, als ihrem Gewissen zuwider ihren Bitten nachgeben; ein winziges Schiff aus der großen Flotte, die mit so gewaltigen Kosten und Rüstungen und unter dem lauten Gerede von ganz Europa sie nach England gebracht habe, werde ihr zur Heimfahrt genügen. Sie siegte endlich, und die Ehe wurde nach katholischem Ritus geschlossen, obwohl sie zugab, was sie mit gutem Gewissen konnte, daß die bereits geschlossene Ehe von dem protestantischen Bischof ratificirt wurde. — Die Katholiken preisen mit Recht laut dieses Beispiel von Standhaftigkeit. Selbst die Protestanten bewundern es und die falsche Idee ist ihnen gänzlich genommen, die sie bisan glaubten, daß die sanfte Königin wie eine kleine Wachspuppe zu Allem gebracht und gebeugt werden könne, was dem Könige gefiele." [2]

Vielleicht von seiner Gemahlin bewogen, machte Karl II. noch einmal einen schwachen Versuch, seinem feierlichen Versprechen den Katho-

---

[1] Vol. IX. p. 76 in der englischen Ausgabe von 1849.

[2] Stonyhurst Mss. l. c. n. 62. — Records, vol. IV. p. 278.

liken gegenüber gerecht zu werden. Er erließ am 6. December 1662 eine Cabinetsordre, welche zur Nachsicht in Handhabung der Strafgesetze aufforderte. Als aber sofort beide Häuser des Parlamentes wider jede Nachsicht den Papisten gegenüber Verwahrung einlegten, betonte er sein verpfändetes königliches Wort nicht nur nicht, sondern hatte schon im Februar des folgenden Jahres die Stirne, offen auf die Seite der Katholikenverfolger zu treten und neue Gesetze wider den Fortschritt der „Popery“ zu verlangen. Das that der charakterlose Fürst, um sich von der Anschuldigung zu reinigen, als neige er persönlich zur Religion seiner Gemahlin hinüber. Sofort verlangte eine Adresse der beiden Häuser ein Verbannungsdecret gegen alle katholischen Priester unter Todesstrafe, und nach schwachem Sträuben willigte der König ein. Von nun an kehren diese und ähnliche Verordnungen Jahr um Jahr wieder und werden stets von Karl II. nach einigem Widerstande unterschrieben. So brachte schon das Jahr 1664 ein neues überaus strenges Gesetz, welches jede Versammlung von mehr als fünf Personen, die Familienglieder nicht gerechnet, als „aufrührerischen und ungesetzmäßigen Conventikel“ bezeichnete und im ersten Falle mit einer Strafe von 5 Pfund Sterl. (100 Mark) oder drei Monaten Gefängniß, im zweiten Falle mit der doppelten Geld- oder Freiheitsstrafe und im dritten Falle gar mit 100 Pfd. Sterl. (2000 Mark) oder einer Landesverweisung für sieben Jahre belegte.

Die großen Heimsuchungen, welche in den folgenden zwei Jahren London und England trafen, legte der allgemeine Haß gegen die Katholiken unverholen diesen zur Last. So die schreckliche Pest, welche 1665 in London 68 596 Personen hinwegraffte, und der große Brand von 1666, welcher 89 Kirchen und 13 200 Privathäuser einäscherte. Trotz der strengsten Untersuchung konnte natürlich auch nicht ein Schatten von Beweis aufgefunden werden, daß die Katholiken die Brandstifter seien; das hinderte aber die Regierung Karl' II. nicht, auf der Denksäule, die zum Gedächtnisse in Fish Street Hill errichtet wurde, die monumentale Lüge einzugraben, Katholiken seien die Brandleger gewesen: so wollte es der Haß der Bevölkerung von London![1] Nach der Thronbesteigung

[1] Pope, wenigstens dem Glauben nach Katholik, machte daher auf diese Denksäule den Vers:

„Where London's column, pointing to the skies,
Like a tall bully lifts its head and lies.“

(Wo Londons Säule auf zum Himmel fliegt,
Wie ein gewaltiger Renommist das Haupt erhebt und lügt.)

Jakob' II. wurde die Verleumdung zwar ausgemerzt, aber gleich nach der Revolution von 1688 wieder eingemeißelt: „So leichtgläubig und hartnäckig hält das Volk Alles für wahr, was seinen herrschenden Leidenschaften schmeichelt", sagt der Protestant Goldsmith in seiner Geschichte Englands[1]. Erst nach der Katholiken-Emancipation im Jahre 1829 wurde die Entfernung dieser Lüge durch einstimmigen Parlamentsbeschluß entschieden. Wir werden weiter unten sehen, wie Titus Oates eidlich vor Gericht aussagte, die Benedictiner und Jesuiten hätten den Brand gelegt, um — während desselben rauben zu können! Das mag uns einen Begriff von der feindseligen Stimmung geben, welche damals in England gegen die katholische Kirche herrschte.

Dieser Haß machte sich sofort in neuen Aufforderungen des Parlamentes zur Katholikenhetze Luft. Am 26. October 1666 reichte das Haus der Gemeinen eine Adresse an den König ein, in der es eine königliche Proclamation für die Verbannung aller Priester und Jesuiten und strenge Weisung an alle Richter für genaue Handhabung der Strafgesetze verlangte[2]. Die Proclamation erschien den 10. November nach Wunsch und erstreckte sich auf alle Priester und Jesuiten, mit einziger Ausnahme der Kapläne der Königin und Königin Mutter. In Monatsfrist sollten Alle England verlassen haben; bis dahin hatten alle Richter den Auftrag, ihrer Abreise behilflich zu sein; nachher aber auf sie zu fahnden, sie vor Gericht zu stellen und überhaupt die Gesetze gegen die Papisten in Anwendung zu bringen[3].

Drei Jahre später goß ein neues, aber nicht unerwartetes Ereigniß Öl in's Feuer der anglikanischen Feindseligkeit: der Herzog von York, der Bruder Karl' II. und bei des Königs Kinderlosigkeit sein muthmaßlicher Thronfolger, kehrte in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Der Provinzial der englischen Jesuiten, P. Emmanuel Lobb, besser bekannt unter seinem angenommenen Namen Joseph Simeon, nahm zu Anfang des Jahres 1669 seine Abschwörung entgegen[4]. Der Herzog

---

[1] p. 270.

[2] Common's Journal, vol. VIII. p. 641. — Dom. Charles II., vol. 176. n. 45.

[3] Proclam. Coll. p. 234. — Dom. Charles II., l. c. n. 149.

[4] Es war diese Conversion eines jener Gnadenwunder, welche das Gebet frommer Seelen erflehen kann. Schon bevor Henriette von Frankreich sich mit Karl I. vermählte, unterhielt sie eine innige Freundschaft mit den englischen Karmelitessen zu Paris, und noch am Tage vor ihrer Abreise nach England diente sie den Nonnen bei Tische und empfahl die neue Heimath und den künftigen Gemahl dem Gebete der

hatte geglaubt, in Anbetracht seiner Stellung und der großen Hoffnungen, die sein Übertritt der katholischen Kirche in England bringe, könnte er mit päpstlicher Dispens vorläufig nach Außen die Religionsgemeinschaft mit den Anglikanern fortsetzen; erst als der abschlägige Bescheid P. Lobb's, man dürfe nie etwas Böses thun, damit etwas Gutes daraus entspringe, durch ein päpstliches Schreiben bestätigt wurde, entschloß sich der Bruder des Königs, mit Hintansetzung aller irdischen Rücksichten den Schritt zu vollziehen, den sein Gewissen forderte [1]. Man kann sich den Eindruck denken, den die Kunde dieses Ereignisses in England hervorrief: das Parlament erhob sich gegen ihn und im Einverständnisse mit den Ministern wurde Intrigue auf Intrigue gesponnen, den Herzog von York des Rechtes der Thronfolge zu berauben. Nicht umsonst haben die damaligen Mitglieder des Privy Council's sich in dem Worte „Cabal" verewigt, welches aus den Anfangsbuchstaben ihrer Namen zusammengesetzt wurde [2]. Und als nun erst das Gerücht ging, der König stehe im Begriffe, dem Beispiele seines Bruders zu folgen, erhob die um ihre Pfründen bange anglikanische Geistlichkeit ein solches No-Popery-Geschrei, daß sich Karl II. veranlaßt sah, in einer feierlichen Proclamation den 11. März 1671 zu erklären, wie er bisher trotz aller Versuchungen treu an der wahren anglikanischen Religion gehangen habe, so werde er auch fürderhin ihrer Erhaltung und Vertheidigung seine emsigste Sorgfalt und seinen vollen Eifer weihen. Mit dieser Erklärung begnügte sich das Parlament keineswegs. Schon im folgenden Jahre erließ es ein Gesetz, welches alle Katholiken, mit sehr wenigen Ausnahmen, von jedem Staatsamte und

---

Bräute Christi. Nach dem blutigen Ende Karl' I. suchte sie bei den gleichen frommen Schwestern oftmals Trost in ihrem Wittwenleid. Auch ihre Söhne brachte sie manchmal dahin. Einstens übergab sie der Priorin den jungen Herzog von York mit dem Bedeuten, derselbe sei dem Anglikanismus sehr ergeben und die ehrwürdige Mutter möge ihn eines Besseren belehren. Die Priorin empfahl jedoch dem Prinzen, statt aller Controverse, täglich ein aufrichtiges und ernstes Gebet um die Gnade, die Wahrheit zu erkennen und ihr muthig zu folgen; auch sie und ihre Schwestern würden in derselben Meinung beten. Gerührt versprach der Jüngling dieses und schrieb die Gnade seiner Bekehrung gerne dem Gebete der frommen Karmelitessen zu. 49 Jahre später, da er entthront in Paris weilte, pflegte er die greise Priorin oft zu besuchen und erinnerte sie gerne an jenes Gespräch und Versprechen. So berichten die Chroniken der unbeschuhten Karmelitessen. Vgl. The Life of Margaret Mostyn, Quarterly Series (Burns and Oates, 1878), p. 236.

[1] The Life of James II. by Clarke, vol. I. p. 440 sq.

[2] Es waren: Sir Thomas Clifford, Lord Ashley (später bekannt unter dem Namen Lord Shaftesbury), der Herzog von Buckingham, Arlington und der Herzog von Lauderdale.

von jedem Sitze in einem Rathscollegium ausschloß, indem es den Bewerbern nicht nur den alten Treue- und Suprematseid, sondern überdieß eine specielle Erklärung gegen den Glauben an die Transsubstantiation zur Bedingung machte. Im Februar 1673 wagte der König in einer Ansprache an das Haus der Gemeinen das Wort: was die Strafgesetze betreffe, so werde er seinem alten Versprechen einer nachsichtigen Handhabung derselben treu bleiben. Da erhob sich ein solcher Sturm in der Versammlung, daß der schwache Fürst vor den Augen des Privy Council's die Siegel seiner königlichen Zusage zerbrach. Diese Nachgiebigkeit ließ die Forderungen der Anglikaner nur höher steigen. Ein Unterrichtsgesetz kam sofort zu Stande und wurde vom Hause der Peers angenommen, das nicht nur den öffentlichen, sondern sogar den Privatunterricht von der Erlaubniß des anglikanischen Bischofs und von dem eidlichen Versprechen abhängig machte, daß der Lehrer sich zu der von Staatswegen aufgestellten Glaubensnorm bequeme.

Das Jahr 1674 steigerte den anglikanischen Fanatismus noch mehr. Es brachte die Vermählung des Herzogs von York mit Maria von Este, der Schwester des regierenden Herzogs von Modena. Jetzt sei der Triumph der Papisten über England so gut wie sicher, jammerten die Prädikanten von allen Kanzeln; mit Stumpf und Stiel werde man das Evangelium ausrotten. Als das Parlament zusammentrat, überreichte man dem Könige Adressen mit der Bitte, er möge einen öffentlichen Buß- und Bettag mit vorgeschriebenem Fasten durch das ganze Reich verkündigen, daß Gott sich würdige, die Kirche und den Staat gegen die Ränke und Wühlereien der Papisten zu beschützen. Von diesem Tage an bis zum Herbste des Jahres 1680 war der Sturm gegen den Herzog von York in stetem Wachsen. Mit aller Gewalt wollte man ihn durch die sogen. Ausschluß-Bill (Bill of exclusion) von der Thronfolge ausschließen; denn unter einem katholischen Könige, so hieß das allgemeine Schlagwort, könne an den Bestand der anglikanischen Kirche nicht gedacht werden. Zu diesem Zwecke galt den leitenden Staatsmännern jedes Mittel für erlaubt; das ganze Drama der erdichteten Verschwörung mit seinen Meineiden und Justizmorden, von denen wir gleich erzählen werden, war nur die Mine, um den gefürchteten Thronfolger, „den bigotten Papisten", zu sprengen.

Karl II. setzte seine bisherige Politik charakterloser Schwäche fort. Zunächst erließ er 1675 eine königliche Proclamation, welche sechs Verordnungen der im Lambethpalaste versammelten Prälaten Englands ent-

hielt. Alle eingeborenen Priester sollten unter Todesstrafe binnen sechs Wochen das Reich verlassen. Jeder englische Unterthan, der in der Kapelle der Königin oder eines auswärtigen Gesandten der Messe beiwohnte, verfiel einer Buße von 100 Mark und einer Gefängnißstrafe von einem Jahre. Die alten Strafgesetze sind wieder streng zu handhaben. Jeder Papist, der einen königlichen Palast zu betreten wagt, ist sofort einzukerkern; ist es ein Peer, so soll er in den Tower, hat er einen geringeren Rang, in ein gemeines Gefängniß geworfen werden. Dann brachten die Minister einen neuen Gesetzentwurf, der das Recht, im Parlamente zu sitzen, Mitglied des Privy Council's zu sein, jegliches öffentliche Amt zu bekleiden, wieder von einem den Katholiken unmöglichen Eide abhängig machte. Das Haus der Gemeinen nahm ihn an, das Haus der Peers verwarf ihn jedoch, da er das ganze Erbrecht angreife; der Streit der beiden Häuser gab dem Könige die Veranlassung, das Parlament zu vertagen; sobald es aber wieder zusammentrat, war seine erste Forderung der abgelehnte Eid, und sie verschärften ihn noch, indem sie zu der Abläugnung des Primates und der Transsubstantiation die der Heiligenanrufung und der Verehrung der seligsten Jungfrau beifügten. Wirklich ging die Forderung durch, wenn auch mit der Klausel, daß der Eid dem Herzog von York nicht abverlangt werden dürfe.

Die Anglikaner hätten sich wahrlich nunmehr zufrieden geben dürfen. Was konnte der katholische Thronfolger, wenn er wirklich zur Herrschaft gelangte, ihnen schaden, wenn alle öffentlichen Ämter, alle Sitze des Parlaments und des geheimen Rathes ausschließlich mit Protestanten besetzt werden durften? Aber das war dem nun einmal hochlodernden Fanatismus Alles zu wenig: der verhaßte Thronfolger sollte vernichtet werden, und da man den Streich nicht direct gegen ihn führen konnte, ergriff man die erste Gelegenheit, ihn gegen alle Katholiken Englands zu führen. Bei einer solchen Stimmung konnte die Veranlassung nicht ausbleiben. „Wenn der Engländer einmal aufgeregt ist," sagt Oliver Goldsmith, „so findet er entweder Gründe des Verdachtes oder erfindet sie." Der Glaube, es sei auf die Vernichtung des Anglikanismus abgesehen, war nun künstlich hervorgerufen, und Titus Oates, der jetzt urplötzlich mit seiner Entdeckung einer greulichen Papistenverschwörung auftrat, kam den Fanatikern gerade im rechten Augenblicke. Der Brennstoff lag bereit und der erste Funke entfesselte das rasende Element.

2. Titus Oates.

Im Sommer 1678 brach der Sturm los.

Das Parlament hatte in Erfahrung gebracht, daß trotz all seiner Hetzereien die Strafgesetze gegen die Katholiken und die Verbannungsdecrete gegen die Priester sehr lässig in Ausführung kamen; in Monmouthshire und Hereford solle sich ein ganzes Dutzend Priester aufhalten; aus Groll verweigerte das Unterhaus darob die versprochenen Summen für den Krieg mit den Holländern, und der König wußte kein anderes Mittel, den ewigen Hader los zu werden, als das Parlament zu vertagen.

Die Ruhe, die er sich so verschaffte, war nicht von langer Dauer. Am 13. August machte er einen Spaziergang. Da trat ein gewisser Kirby, ein Gehilfe des Königs bei seinen alchemistischen Experimenten, auf den Monarchen zu und sagte: „Herr, entfernt Euch nicht von Eurem Gefolge; Eure Feinde haben es auf Euer Leben abgesehen und Ihr könnt möglicher Weise auf diesem Spazierwege niedergeschossen werden." Der Fürst gab nicht viel auf diese Warnung und setzte seinen Gang ungehindert fort. Doch ließ er den Mann am Abend noch vor sich kommen und verhören. Kirby behauptete die Richtigkeit seiner Angabe; er habe sie aus dem Munde des Dr. Tongue's, des anglikanischen Pfarrers der St.-Michaelskirche. Dieser wurde nun herbeigerufen: er kam mit einem ganzen Paket Papiere, die ihm, wie er behauptete, unter seiner Hausthüre durch in den Flur geschoben worden seien. Aus ihnen wollte er das abenteuerlichste Project beweisen, das jemals erdacht wurde. Die Papisten sollten die Ermordung des Königs und den Umsturz der ganzen Ordnung Englands planen. Der königliche Leibarzt Sir George Wakeman werde dem Fürsten Gift beibringen, oder er solle von einem Jesuiten-Laienbruder und einem Benedictiner-Laienbruder mit silbernen Kugeln erschossen werden; mißglücke dieser Anschlag, so stünden zwei Benedictinermönche bereit zum Morde, und wenn er auch ihren Händen entkäme, so hätten ihm 4 Irländer den Tod geschworen. Der Prädikant hatte die ganze Geschichte in 43 Punkte zusammengestellt. Gefragt, ob er den Urheber der ihm zugeschobenen Papiere nicht kenne, sagte er, der Mann sei ihm bekannt, derselbe wünsche aber, daß sein Name geheim bleibe; sein Leben würde sonst vor den Jesuiten, den Urhebern des ganzen Complottes, nicht sicher sein. Dann nannte er ihn doch; es sei ein gewisser Titus Oates, ein Doctor aus Salamanca; auch

machte er sich anheischig, die beiden Übelthäter, welche zunächst auf den König schießen sollten, ausfindig zu machen. Karl II. nahm alle diese Eröffnungen höchst ungläubig entgegen, schickte aber die Angeber mit ihren Papieren zum Lord Schatzmeister, dem Earl of Danby, der sie gleichfalls zuerst ziemlich kühl aufnahm. Das veranlaßte Titus Oates und Tongue nur, die Farben noch greller aufzutragen. Am 17. August machten sie dem Lordschatzmeister neue Eröffnungen: rasch wuchsen die 43 Punkte zu 81 an. Der König lachte über Danby, der nun auf einer Untersuchung bestand, und verbot ihm geradezu, die Sache im Privy Council zur Sprache zu bringen oder dem Herzog von York davon zu sprechen. Die Lügen waren ja zu handgreiflich: wenn der königliche Leibarzt versprochen hatte, den Monarchen zu vergiften, wozu bedurfte es dann noch drei Abtheilungen von Mordgesellen? Und wenn Dr. Tongue den Urheber jener Papiere kannte, was brauchten sie ihm denn heimlich unter der Thüre durch zugeschoben zu werden? Aber der Earl of Danby hatte seine ganz besonderen Gründe, das Unglaubliche zu glauben, wie wir später sehen werden.

Vor Allem müssen wir uns nun mit der Lebensgeschichte des unseligen Titus Oates näher bekannt machen. Er war der Sohn eines Bandwebers, der unter Cromwell als Prediger der Wiedertäufer auftrat, nach der Wiederherstellung des Königthums aber sofort für gut fand, zu der Staatskirche überzutreten. In Cambridge machte er Studien, empfing dann die anglikanischen Weihen, war in verschiedenen Gemeinden und endlich auf einem Kriegsschiff als Prediger angestellt. Seine Sitten waren aber so schmachvoll, daß er mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde. Des Meineides angeklagt, hatte er vor Gericht gestanden, und obschon das Verbrechen nicht vollständig erwiesen war, blieb ihm doch die Makel haften. Endlich mußte er, wie die protestantischen Geschichtschreiber zugeben, unnatürlicher Laster wegen auch seine letzte Stelle als Schiffsprediger aufgeben. Ohne Brod und Unterkommen, stand er jetzt als Bettler auf der Straße und fiel rasch in den tiefsten Abgrund der Verkommenheit.

Da machte der Unselige die Bekanntschaft Dr. Tongue's. Ezechiel Tongue, der anglikanische Pfarrer der St.-Michaelskirche in der Woodstreet, war entweder ein überaus einfältiger und leichtgläubiger Mensch, dessen Phantasie schon seit Jahren von nichts träumte als von papistischen Schreckbildern, oder er stand mit Oates auf der gleichen Stufe absichtlicher Verleumdung. Ein Fanatiker war er auf jeden Fall;

das Lieblingsthema seiner Predigten bildete die große Gefahr, welche die Jesuiten und Papisten dem lautern Gottesworte in England bereiteten, und mindestens jedes Vierteljahr erzählte er in irgend einem Flugblatte von einer neuen greulichen Verschwörung gegen das Leben des Königs und den Bestand der anglikanischen Kirche. Tongue und Oates paßten also vollkommen zusammen.

Um sich von den Plänen der Gegner Kenntniß zu erlangen oder um das selbst ausgeheckte Complott wenigstens etwas glaubwürdiger ausmalen zu können, faßten die Zwei den Entschluß, Oates solle zum Schein Katholik werden und sich als Zögling in ein Jesuitencolleg, oder besser noch in den Orden selbst aufnehmen lassen. Gewandt in der Kunst, zu heucheln, fand der verkommene Mensch bald einen Priester, der sein Glaubensbekenntniß entgegennahm und durch dessen Fürsprache er einen Platz in dem Jesuitencolleg zu Valladolid erhielt. Es gelang ihm aber nicht, seine wahre Natur auf die Dauer zu verhüllen; schon nach 5 Monaten hatten ihn die Lehrer durchschaut und er wurde, jedoch mit möglichster Schonung, aus dem College in Spanien ausgewiesen. Noch einmal versuchte Oates, seine Spionage bei den Jesuiten fortzusetzen. Auf seine Bitten und Thränen hin gewährte der englische Provinzial P. Whitbread ihm die Aufnahme in das Colleg von St. Omer. Am 10. December 1677 traf er daselbst ein. Aber bald trat auch hier sein rohes, gemeines und sittenloses Wesen, so sehr er heuchelte, zu Tage. Man theilte ihm also seine Entlassung mit. Da wollte der Mensch die Rücknahme derselben, ja sogar die Zulassung in das Noviziat der Gesellschaft Jesu geradezu erzwingen. Er wolle nicht betteln; entweder solle man ihn als Jesuit annehmen, oder man werde ihn zum Judas machen. Natürlich konnten solche Gründe den P. Provinzial nicht bestimmen, und Oates mußte den 23. Juni 1678 St. Omer verlassen.

Er ging sofort nach London und kam gerade recht, um seinen Freund Dr. Tongue mit den vorgeblichen Früchten seiner Spionage zu bedienen. Er arbeitete nun, wahrscheinlich mit dem anglikanischen Fanatiker gemeinsam, die 43 Punkte seiner „wahrhaften und getreuen Erzählung des greulichen Complotts und Bundes der papistischen Partei gegen das Leben Seiner geheiligten Majestät, gegen die Regierung und die protestantische Religion" aus, welche zunächst dem Könige und dem Lord Schatzmeister vorgelegt wurden. Mittlerweile trieb er sich in verrufenen Schenken und liederlichen Häusern herum, ging aber auch fleißig

zu den Jesuiten und zu andern Priestern, deren Aufenthalt er in St. Omer ausgekundschaftet hatte, theils um zu spioniren, theils um bettelnd und drohend Geld zu erpressen. 50 Fälle von Hochverrath seien ihm von Jesuiten bekannt, sagte er. Es liege ganz in seiner Gewalt, sie alle zu vernichten, und er werde es thun, wenn man ihn nicht entweder in den Orden aufnehme, oder ihm sonst eine gesicherte Lebensstellung mit einem genügenden Jahresgehalt verschaffe.

Das also war der Mann, der die schrecklichste Verfolgung veranlaßte, welche in England über die katholische Geistlichkeit hereinbrach! Ganz gewiß hätte ein solcher Mensch in ruhigeren Zeiten vor den Gerichten keinen Glauben gefunden. Bei der damaligen Stimmung des fanatisirten Volkes aber war man geneigt, das Ungeheuerlichste zu glauben. Gleichwohl schreckten die Jesuiten im Bewußtsein ihrer Unschuld die Drohungen ihres früheren Schülers nicht, und so brach der Schlag ganz unerwartet über Alle herein.

Der Earl of Danby hatte den beiden „Entdeckern" des Complotts gesagt, er könne ihren Worten nur Glauben beimessen, wenn sie ihm greifbare Beweise beibrächten. Nach verschiedenen Ausflüchten erinnerte sich endlich Oates, daß die Jesuiten demnächst ein Paket Briefe an Bedingfield (P. Thomas Momford, S. J.), den Kaplan des Herzogs von York, mit der Post nach Windsor senden würden. Er wolle aufpassen und rechtzeitig einen Wink geben, daß man diese hochverrätherischen Papiere auffangen könne. Wie klug! Die Jesuiten sollten so gefährliche Documente ohne jegliche Vorsicht auf der Post nach dem nahen Windsor befördern, ja sie sollten das sogar lange bevor einem Subjecte, wie Titus Oates, mitgetheilt haben, der zu gleicher Zeit durch Drohungen Geld von ihnen erpressen wollte! Aber der Lordschatzmeister hatte seine Gründe, gerade damals die öffentliche Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Ein furchtbares Ungewitter hatte sich über seinem Haupte zusammengezogen. Eine für die Würde Englands keineswegs schmeichelhafte Verhandlung mit dem Hofe von Versailles wurde ihm zur Last gelegt; er wußte, daß die Sache, sobald das Parlament wieder zusammentreten würde, zur Sprache komme und daß dann sein Fall gewiß sei. Was konnte ihm also gelegener kommen, als diese Verschwörungsgeschichte, so geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit von jener unliebsamen Affaire abzulenken, so geeignet auch, die geschwundene Popularität durch Entlarvung einer Papistenverschwörung und den Schutz der anglikanischen Kirche wieder zu gewinnen? In der That, das Ganze kam

dem Lord Schatzmeister so gelegen, daß es nicht an Stimmen fehlt, die ihn als den eigentlichen Erfinder bezeichnen.

Titus Oates sorgte also dafür, daß das versprochene Paket beim General-Postoffice aufgegeben wurde. Am gleichen Tage kam Danby wie zufällig nach seinem Landhause bei Windsor, wo sich damals der Hof aufhielt. Auch einer der Entdecker (Kirby?) erschien beim Postmeister von Windsor, um das Paket wegzunehmen und Danby einzuhändigen. Es waltete aber ein eigener Unstern über dem plumpen Plane. Zufällig, oder vielmehr durch Gottes gnädige Fügung, kam P. Mumford gerade bei Ankunft der Post auf das Postbureau, und so gelangte die Sendung unmittelbar in seine Hand. Er öffnete das Paket und fand einen von unbekannter Hand geschriebenen Brief, unter welchem die Namen des Provinzials und der übrigen in London weilenden Patres standen. Das Schreiben besagte, „die Meinung der Patres und der übrigen am Bunde Betheiligten sei, daß der bewußte große Plan bei der ersten günstigen Gelegenheit, jedoch ohne jegliches Mitwissen des Herzogs von York, in's Werk gesetzt werde". P. Mumford durchschaute sofort die Fälschung, hatte aber keine Ahnung, von wem sie herrühre. Er eilte zum Herzog, legte den Brief in seine Hände und beschwor den König, die Sache gründlich untersuchen zu lassen, da zweifelsohne eine Intrigue gegen ihn und seine Freunde im Werke sei. Der König sagte: „Seit einem Monat weiß ich um die Geschichte", und fügte bei, er habe Alles seinem Bruder, der ihm so treu ergeben sei, mitgetheilt.

Natürlich schrieb P. Mumford über den gefälschten Brief an den Provinzial. Dieser ahnte sofort den Thäter, und als Oates sich wieder bei ihm einstellte, wie gewöhnlich bettelnd und drohend, sagte ihm P. Whitbread in's Gesicht hinein, er sei der Fälscher. Oates sah nun wohl, daß er sein Werk schleunigst vollbringen müsse, sollte es nicht gänzlich mißlingen. Die ursprünglichen 43 Punkte seiner „Enthüllung" lagen bei Danby. Tongue besaß aber eine Abschrift. Diese wurde zu einer viele Seiten umfassenden Klageschrift von 81 Punkten oder Artikeln erweitert. Am 27. September erschien dann der Verfasser vor dem Friedensrichter Sir Edmundbury Godfrey mit Dr. Tongue und Kirby als Zeugen, reichte sein Machwerk förmlich ein und beschwor es als lautere Wahrheit. Hiermit war der Proceß anhängig gemacht.

Schon des folgenden Tages wurde Oates vor den Privy Council beschieden und wiederholte daselbst mündlich seine Erzählung. Macaulay hat vollkommen Recht, wenn er dieselbe „einen Schauderroman" nennt,

der „viel mehr den Fieberphantasien eines Kranken, als einem Plane gleiche, der jemals in der wirklichen Welt auch nur zur Verhandlung kam". Die königlichen Geheimräthe hörten und staunten. Der König allein verhörte den Menschen, der seinen eigenen Angaben zufolge, ob nun sein eidlich abgegebenes Zeugniß Wahrheit oder Lüge war, mindestens ein Dutzend Mal Strang und Rad verdient hatte. In seiner Erzählung hatte er unter Anderm behauptet, er habe im Auftrage der Jesuiten mehrere Stunden in Madrid mit Don Juan d'Austria über die Vernichtung Englands unterhandelt, auch sei er in der gleichen Angelegenheit bei den Jesuiten in Paris gewesen. Der König frug ihn nun: „Wie sieht dieser Don Juan d'Austria aus?" Oates beschrieb einen Mann, der Don Juan an Gestalt, Größe und Aussehen auch nicht im mindesten ähnlich sah. Karl II. sagte deßhalb: „Es ist vollkommen erwiesen, daß Ihr ihn nie gesehen habt! Doch wo habt Ihr in Paris mit den Jesuiten verhandelt?" — „In ihrem Hause am Ufer der Seine," antwortete Oates. „Die Jesuiten haben in Paris drei Häuser, aber keines liegt an der Seine," entgegnete der König. Damit verabschiedete sich Karl II. vom Privy Council, indem er sagte: „Der Mensch ist der allerverlogenste Schuft, der mir je unter die Augen kam!"

Gleichwohl übergab der geheime Rath dem Titus Oates einen Verhaftsbefehl gegen alle, die er des Hochverraths angeklagt hatte, und stellte ihm eine Abtheilung Soldaten zur Vollstreckung desselben zur Verfügung.

3. Die Anklage.

Bevor wir unsere Leser mit den Männern bekannt machen, welche Titus Oates zunächst den Händen der „Gerechtigkeit" überlieferte, müssen wir wenigstens die Hauptpunkte seiner Anklage uns näher ansehen. Diese Mühe scheint durchaus nothwendig, theils zum Verständnisse der Gerichtsverhandlungen, theils auch zur Würdigung der Minister Karl' II., welche sich den Anschein gaben, als glaubten sie solche plumpe und widerspruchsvolle Lügen. Für wahrscheinlich oder auch nur für möglich halten konnten sie dieselben ja nicht; das ist bei Männern von ihrer Bildung und Stellung ausgeschlossen, wie sofort Jedem in die Augen springt, der das vorliegende Actenstück auch nur oberflächlich durchliest[1].

[1] Wer den vollständigen Bericht zu sehen wünscht, den müssen wir auf das Public Record Office, Dom. Chas. II. n. 413 verweisen. Eine Copie des Originals findet sich in Cobbet's State Trials of 1678.

Die 81 Verbrechen von Mord, Versuch und directer Anstiftung von Königsmord, Landesverrath, Aufruhr, Brandstiftung und Raub im großartigsten Maßstabe, welche Oates beschwor, sollen alle vom 19. April 1677 bis 8. September 1678 unter Mitwissenschaft bezw. Mitwirkung des Papstes, des römischen Kaisers, der Könige von Frankreich und Spanien zunächst durch die Jesuiten, dann aber auch durch die Benedictiner, Dominicaner, Karmeliten, Weltpriester und eine Anzahl katholischer Laien, zum Theil aus dem höchsten Adel, begangen oder geplant worden sein.

Beginnen wir mit dem Berichte des Titus Oates über den geplanten Königsmord[1]. Die falsche Nachricht von einer Vergiftung Karl' II. ruft im Juli 1677 unter den Jesuiten in Valladolid großen Jubel hervor; auch der Thronfolger Jakob II. solle Gift erhalten, wenn er nicht für die Ausrottung der protestantischen Religion Bürgschaft leiste (5). — P. Croſs brachte Briefe des englischen Provinzials Strange und anderer Jesuiten, datirt 10. Juni 1677, nach Madrid, des Inhalts, sie gäben sich alle Mühe, Leute zu finden, welche den König morden wollten. P. Suinan (wahrscheinlich ist P. Sweetman gemeint) zeigte diese Briefe sowohl Oates, als dem Erzbischof von Tuam in Madrid während des August 1677 (6)[2]. — P. Suinan zeigt Oates einen Brief des Provinzials, datirt 20. Juli 1677: leider sei die Nachricht von der Ermordung des Königs nicht wahr; der gedungene Mörder Wilhelm (Grove) habe keinen Muth gehabt, obschon man ihm 1500 Pfund Sterl. als Belohnung angeboten (7). — Der Provinzial von Neu-Castilien verspricht dem englischen Provinzial 10 000 Pfund Sterl., wenn der Mord des Königs vollbracht werde. Oates trug diesen Brief selbst nach London; der englische Provinzial ließ ihn den Brief lesen und sagte, Alles solle nach Wunsch vollzogen werden (8). — Oates trug einen Brief des gleichen Provinzials an den Rector von St. Omer, P. Ashby; darin stand, der König solle in Whitehall erdolcht, und wenn das mißlinge, von einem seiner Ärzte vergiftet werden; sie hätten zu diesem Zwecke vom Beichtvater des Königs von Frankreich, Père La-

[1] Die in Klammern beigefügten Zahlen bezeichnen die betreffenden Artikel der Klageschrift.

[2] Als diese Beschuldigung bekannt wurde, verwahrte sich der Erzbischof in einer feierlichen Erklärung am 10. Februar 1679 dagegen; er sei überhaupt gar nicht in Madrid gewesen. Das Original mit Siegel und Unterschrift im königlichen Archive in Brüssel.

chaise, 10 000 Pfund Sterl. erhalten, welche bei einem Goldschmied in London hinterlegt seien. Datum des Briefes: Anfang December 1677 (9). — Dankbriefe an Père Lachaise waren beigelegt mit dem Versprechen, man werde alle Mittel anwenden, um die protestantische Religion auszurotten u. s. w. Oates trug diese Briefe selbst nach Paris und übergab sie persönlich Père Lachaise, so viel er sich erinnere, den 18. December (10). — Im Auftrage des Rectors von St. Omer schrieb Oates an Père Lachaise, der neue Provinzial von England, P. Whitbread, und die Jesuiten in London hätten eine Versammlung gehabt, um die Ermordung des Königs zu betreiben und auch die des Herzogs von York, wenn er ihren Erwartungen nicht entspreche. Das Datum dieses Briefes des Provinzials, den man Oates, wie überhaupt alle Briefe, zu lesen gab, war vom 26. December (13). — Zur Zeit der Parlamentseröffnung kam wieder ein Paket Briefe an den Rector von St. Omer. Das Attentat des Benedictiner-Laienbruders Pickering, der den König in St. James Park erschießen wollte, sei fehlgegangen. Der Feuerstein der Pistole sei etwas wackelig gewesen. Wäre es ihm geglückt und hätte er dafür sterben müssen, so würden 30 000 Messen für die Seelenruhe des Bruders gelesen worden sein. Groß war der Ärger der Jesuiten über das Mißlingen des Planes. Oates sah und las den vom englischen Provinzial unterzeichneten Brief (19). — Oates schreibt im Auftrage des Rectors und der übrigen Jesuiten von St. Omer den 10. Februar 1678 an den Provinzial von England, sie sollten voranmachen mit der Ermordung des Königs und des Herzogs von York, wenn dieser sich nicht gefügig zeige (23). — Unter dem 20. Februar schreibt P. Provinzial zurück, sie hätten beim Herzog von York sondirt; derselbe sei zwar ein guter Katholik, aber seinem königlichen Bruder mit so treuer Liebe ergeben, daß sie nicht wagten, ihm ihre Pläne zu enthüllen (24). — Die Jesuiten von Gent, denen man diese Briefe mittheilte, sind der Meinung, man solle den Säcularklerus in die Pläne einweihen. P. Whitbread schreibt am 10. März nach St. Omer, man solle guten Muthes sein, die Dinge in Schottland und Irland gingen prächtig und der entscheidende Schlag in Whitehall werde bald erfolgen (25). — Im Laufe des März sollen mehrere Attentate mißglückt sein. Dafür wurde der „ehrliche Wilhelm“ (Grove) von den Jesuiten gescholten; Pickering aber, dem man die Hauptschuld des Mißlingens beimaß, erhielt zwölf Stockstreiche über die Schultern. Oates las den betreffenden Brief (26). — Im Juli 1678 ging der Rector von St. Omer im Auf-

trage des Provinzials nach London, um mit Sir George Wakeman, dem Leibarzte des Königs, wegen Vergiftung Seiner Majestät zu unterhandeln. Er sollte dafür die bei dem Goldschmied hinterlegten 10 000 Pfund Sterl. erhalten. P. Rector zeigte Oates die geschriebene Instruction. Auch der Apostat Dr. Herbert Croft, Bischof von Hereford, solle aus dem Wege geräumt werden, wie alle Apostaten (33). — Am 1. August kam ein Brief des Provinzials an P. Fenwick: wenn Sir George Wakeman es um die 10 000 nicht thun wolle, so solle man ihm 15 000 bieten. Oates sah den Brief (37). — Am 15. August schreibt der Provinzial, wenn das Gift nicht wirken wolle, so solle der König verbrannt werden (40). — Am 9. August kamen Boten und Briefe von St. Omer mit der Freudenbotschaft, Sir George Wakeman habe das Geschäft für 15 000 Pfund Sterl. übernommen. Gleichzeitig werden aber Grove und Pickering gedrängt, rasch voranzumachen (46). — P. Keynes besucht am 17. August Oates in London in seiner Wohnung und erzählt, der Prior der Benedictiner und andere Mönche versprächen den Jesuiten 6000 Pfund Sterl. für den Mord. Dasselbe hatte übrigens Oates schon persönlich aus dem Munde dieser Mönche vernommen. P. Keynes wünschte, daß Oates das Geschäft übernähme; er weigerte sich aber, da er in seinem Leben noch nie eine Schießwaffe abgefeuert habe. Ein Benedictiner-Pater, Coniers, habe den Mord übernommen und eine Wette von 100 Pfund Sterl. eingegangen, er werde es vollbringen. Oates hat dieses aus Coniers' eigenem Munde (60). — Am 18. August hatten die Jesuiten und Dominicaner im Covent Garden eine Versammlung behufs Ausbreitung der katholischen Religion und Ermordung des Königs. Die Dominicaner sagten, sie seien zu arm für Geldbeiträge, wollten aber persönlich mit Rath und That helfen. Oates war ab und zu in dieser Versammlung; man sandte ihn zu den Karmeliten; diese schützten jedoch ihre Armuth vor, versprachen aber, das Unternehmen mit ihren frommen Gebeten zu unterstützen (61). — Dr. Fogharty, ein Arzt aus London, sei ein Hauptverschwörer; derselbe habe vier irische Mordgesellen gedungen, daß sie nach Windsor gehen und den König erschlagen sollten (64). — Am 22. August schickten die Jesuiten diesen vier Mordgesellen 80 Pfund Sterl. Oates sah das Geld auszahlen und P. Harcourt die bezüglichen Instructionen an dieselben nach Windsor schreiben (66). — Am gleichen Tage traf Oates den Benedictiner-Mönch Coniers, während er in King's Head, einer Schenke in Gray's Inn Lane, auf seinen Freund Dr. Tongue wartete. Oates frug den Mönch,

wie er den Mord zu vollführen gedenke; derselbe zeigte ihm einen schrecklichen, zweischneidigen Dolch, den er bei einem Messerschmied in Russell Street für zehn Shilling gekauft habe, und erklärte ihm ausführlich, wie er den König erstechen wolle u. s. w. (68).

Nicht weniger haarsträubend lauten die Angaben über Anstiftung von Rebellion und Landesverrath. Oates will schon gleich zu Anfang seines Aufenthaltes in Spanien in einem Briefe des Provinzials P. Strange, datirt 19. April 1677, die Nachricht gelesen haben, die Jesuiten hätten als Presbyterianer verkappte Mitglieder nach Schottland gesendet, um die schottischen Presbyterianer zum Aufruhr für ihre Freiheit und Religion aufzureizen (1). — Derselbe Provinzial schrieb nach St. Omer und an Père Lachaise, sie hätten die Presbyterianer aufgewiegelt; 20 000 Mann werden unter die Waffen treten, sobald der König von Frankreich mit England breche (11). — Später will Oates in London einer Versammlung der Jesuiten beigewohnt haben, welche den Aufruhr in Schottland bezweckte, damit dadurch sowohl die Presbyterianer als die Episkopalen geschwächt würden (35). — Am 2. September 1678 sah Oates einen Brief aus Schottland, datirt 20. August: 8000 Katholiken seien zum Aufstande bereit, sobald die Sache in London ernst werde (73). — Am gleichen Tage kam ein Brief vom General der Jesuiten mit dem Befehle, zwölf schottische Jesuiten sollten als Sectenprädicanten nach Schottland gehen und den Aufruhr predigen. Père Lachaise gibt zu diesem Zwecke 1000 Pfund Sterl. (74). — Noch eifriger sollte der Aufruhr in Irland geschürt werden. Am 1. Januar 1678 kamen Briefe des Erzbischofs von Dublin, Dr. Talbot, nach St. Omer mit der Nachricht, die Jesuiten seien überaus geschäftig, um den Aufstand in Irland vorzubereiten und einen Landungsplatz für die Franzosen herzurichten. Die Jesuiten möchten doch durch Père Lachaise den König von Frankreich zum Losschlagen drängen u. s. w. Wirklich sandten diese den Studienpräfecten P. Neville und Andere nach Paris; sie kamen von dort mit Briefen zurück, in denen Oates die Zusicherung las, der General der Jesuiten werde nächsten Juni 800 000 Kronen zum Zwecke einer Schilderhebung Irlands beisteuern und der Papst werde für diese glorreiche That mit allen Mitteln einstehen (18). — Der Provinzial P. Whitbread schreibt, datirt 1. Februar 1678, die PP. Morgan und Lovell seien mit 2000 Pfund Sterl. nach Irland gegangen, um zu sehen, wie die Sachen stünden; sobald es zum Losschlagen komme, werde man ihnen 4000 Pfund Sterl. nachsenden (21). — Oates las

einen Brief des gleichen Provinzials an die Patres von St. Omer, datirt 5. April, über die Thätigkeit der beiden oben genannten Jesuiten in Irland. Die Irländer seien bereit, zehn Tage nach erhaltener Aufforderung eine Armee von 20 000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern zu stellen. An der Nordküste wollten sie die Franzosen einlassen; 15 000 Mann stünden bereit. Viele hätten sich vom General der Jesuiten in Kraft eines päpstlichen Breve's vom 1. October 1673 anwerben lassen; sie seien entschlossen, sobald es losgehe, sämmtlichen Protestanten die Hälse abzuschneiden. Der Provinzial habe eine große Rathsversammlung nach London ausgeschrieben, dem auch die Jesuiten auf dem Continente beiwohnen würden. Selbst er (Oates) habe als Zwischenträger bei dieser Versammlung zu erscheinen (27). — Am 21. August berathschlagten die Jesuiten und Benedictiner über einen Brief des Erzbischofs von Dublin, worin die Absicht der irischen Jesuiten, den Herzog von Ormond zu ermorden, ausgesprochen war (63). — Auch in England selbst sollte eine Rebellion angezettelt sein. Am 5. August 1678 hörte Oates P. Harcourt sagen, sie beabsichtigten einen Aufstand in England und Wales. Das Gleiche las er in mehreren Briefen (42). — Oates nennt eine Anzahl Personen, die in und um London im Solde der Jesuiten an einer Rebellion arbeiten (54). — Ferner klagt er, außer den schon erwähnten Umtrieben zu Gunsten Frankreichs, die Jesuiten auch des Landesverrathes Spanien (15) und Deutschland (17) gegenüber an.

Die abenteuerlichste Beschuldigung des ganzen wahnsinnigen Lügengewebes bildet wohl die ausführliche Schilderung des großen Brandes von London vom Jahre 1666. Oates will dieselbe aus dem Munde des früheren Provinzials P. Strange im Juli 1678 vernommen haben. P. Strange soll Oates bei dieser Gelegenheit ermuthigt haben, mit ganzer Hingabe sich den Zwecken des Ordens zu weihen. Um ihn recht zu begeistern, erzählte er ihm den großen Gewinn von 14 000 Pfund Sterl., den sie beim Brande Londons eingeheimst hätten. Auf die Frage, wie sie das zu Stande gebracht, erzählte der frühere Provinzial, er sei mit zwei Jesuiten, einem Dominicanermönch Namens Keimarsh und einem gewissen Green, im Hause eines West, des Besitzers des „Grünen Drachens" in Puddledock, zusammengetroffen, und da hätten sie die Sache verabredet. Schon im Jahre 1665 und dann wieder im Januar 1666 hätte man anzünden wollen; aber wegen verschiedener Zwischenfälle wollte es nicht glücken. Green und einige andere Verschworene seien dann, des

Versuches verdächtig, eingekerkert worden, und Green sei im Gefängnisse von Newgate gestorben. Der Jesuit und der Dominicaner gingen schleunig außer Landes; als sie aber erfuhren, daß bei den Verhören ihre Namen nicht genannt wurden, kehrten sie zurück, und die Sache wurde im Juni auf's Neue eingefädelt. Oates berichtet dann auf das Genaueste, wo und wann man anzündete; die Jesuiten hätten 80 oder 86 Mordbrenner in ihrem Solde gehabt, sie hätten 700 Feuerkugeln verbraucht, über 1000 Karat Diamanten gestohlen und nach St. Omer geschafft, wo man sie um 3500 Pfund Sterl. verkauft habe. Den übrigen Raub hätten sie in einem großen Waarenlager in Wildstreet und im Palaste der Königin, in Somerset House, aufgespeichert. Der König hätte beim Brande ermordet werden sollen; als sie ihn aber persönlich so eifrig sich beim Löschen betheiligen sahen, hätten sie die That nicht über's Herz bringen können. Als dann das Geld für die Diamanten von St. Omer herüberkam, hätten sie in der Salutation Tavern in Holborn ein fröhliches Fischmahl gehalten u. s. w. Das Alles soll der frühere Provinzial in einer zweistündigen Erzählung mitgetheilt haben (34). — Auch der Brand in Southwark im Jahre 1676 sei von dem Jesuiten-Laienbruder Grove und vier Irländern verursacht worden, wie Grove dem Angeber erzählt. Der Provinzial gab dem Bruder 400 Pfund Sterl. und den Irländern 600 Pfund Sterl. Belohnung, und dabei machte der Orden noch einen Reingewinn von 2000 Pfund Sterl. (49). — Die Jesuiten gingen auch jetzt wieder mit dem Plane um, London zusammenzubrennen. Am 15. August hörte Oates, die PP. Keynes und Fenwick hätten einen Edelmann, der bei Westminster wohne, gewarnt, er solle schleunig ausziehen, denn sie wollten die Stadt anzünden. Leider habe er (Oates). den Namen des Edelmannes vergessen (59). — Am 22. August traf Oates nächtlicher Weile P. Blundell mit einem Sacke auf dem Rücken. Er sagte ihm, es seien Senfkugeln (Brandkugeln) für Westminster darin (69). — Am 30. August traf Oates denselben Jesuiten im Zimmer P. Fenwicks, und da zeigten sie ihm auf einem Papier den Plan, London von Westminster bis Wapping, Tooley Street u. s. w. einzuäschern. Die Jesuiten und die Benedictiner mit ihren Helfershelfern hatten die Stadt unter sich getheilt. Es sollte Alles so ausgeführt werden, wie es schon 1676 geplant war; man habe es damals nur aufgeschoben, weil Père Lachaise nicht so zuversichtlich die Hilfe des Königs von Frankreich versprechen konnte, wie jetzt. Bei diesem Brande sollte auch die ganze Flotte vernichtet werden. Auch Oates hatte seinen Posten an-

gewiesen bekommen; er sollte 100 Pfund Sterl. Belohnung erhalten. Man sollte den passenden Wind und tiefe Ebbe abwarten, damit die Schiffe nicht entrinnen könnten; der Plan war vom Provinzial P. Whitbread im Namen der ganzen Gesellschaft unterzeichnet (71).

Wenn die Richter aus den bisher angeführten Angaben über den Charakter Oates' noch nicht im Reinen waren, so konnten ihnen doch wenigstens die folgenden hierzu behilflich sein: Am 13. Juni 1678 frug der Provinzial Whitbread, ob Oates es übernehmen wolle, den Verfasser des Buches „Jesuiten-Moral" zu vergiften, und er sagte zu für eine Belohnung von 50 Pfund Sterl. (30). — Ebenso bot man ihm 10 Pfund Sterl. für die Ermordung des Exjesuiten William Berry, der Oates in die katholische Kirche aufgenommen hatte (47).

Oates ist also nach seinem eigenen eidlichen Geständnisse ein ganz gemeiner Meuchelmörder, der es um Geld unternimmt, auch seine persönlichen Wohlthäter (auf Verwenden Berry's hatte sich ihm das Colleg von Valladolid geöffnet) bei Seite zu schaffen. Übergehen wir nun alle andern minder wichtigen Klagepunkte und erwähnen zum Schluß nur noch die Angabe, Oates habe der Provinzialcongregation der Jesuiten in London beigewohnt (28) und zwei überaus wichtige Documente gesehen, nämlich eine vorgeblich vom Papste erlassene Bulle und das Verzeichniß sämmtlicher Verschworenen. Die Bulle sollte ihm P. Blundell gezeigt haben; sie enthält die Neuerrichtung der englischen Hierarchie und, Dank seinem guten Gedächtnisse, will Oates alle neuen Würdenträger wohl behalten haben: Cardinal Howard für Canterbury, das Haupt der Weltpriester, Perrott, für das Erzbisthum York — dieser soll die Vollmacht haben, Testamente zu bestätigen u. s. w., nicht aber, die Priesterweihe oder die Firmung zu spenden (ein Erzbischof!). Die übrigen Bisthümer werden mit Jesuiten, Benedictinern, Dominicanern, Franciscanern und Weltpriestern besetzt; ebenso die Abteien u. s. w. (72). Die Liste der Verschworenen enthält nicht weniger als 137 Namen, darunter 2 Erzbischöfe (von Dublin und Tuam), 9 Benedictiner, 3 Karmeliten, 2 Franciscaner, 10 Dominicaner, 64 Jesuiten, 14 Weltpriester und eine große Anzahl Laien, zum Theile vom höchsten Adel. Der General der Gesellschaft Jesu, Johann Paul Oliva, hatte durch Patente die höchsten Ämter im Staatshaushalt und im Heere vertheilt, und der Papst hatte den neuen Würdenträgern vollkommenen Ablaß verliehen. Nur einige Beispiele: Lord Arundel wurde Lord-Kanzler, Lord Powis Lord-Schatzmeister, Viscount Stafford erster Staatssecretär, Cole-

man Staatssecretär, Sir George Wakeman Generalarzt der Armee u. s. w. (81).

Das also ist in kurzen Umrissen der Inhalt dieser kolossalen und vielleicht beispiellosen Klageschrift. Das in vielen Beziehungen, namentlich aber für die Geschichte des anglicanischen Fanatismus höchst interessante Document schließt also:

„Ich, Titus Oates, Schreiber, bezeuge mit meinem Eide, daß die in diesem Schriftstücke enthaltenen Angaben, bestehend aus 81 Artikeln, sämmtlich geschrieben und unterfertigt mit meiner Hand, wahr sind, sowohl im Allgemeinen als in allen einzelnen Umständen, so zwar, daß alles, was er gesehen, gehört, gethan und gewußt hat, ihm als wahr bekannt ist; was er aber nur als von ihm gehört, ihm erzählt berichtet, das hat er auch gehört und es wurde ihm erzählt, so wie er es niederschrieb, und er glaubt, daß es so richtig sei.

„Der Zeuge eigenhändig: Titus Oates.
27. September 1678.

„So beschworen vor mir, Sir Edmundbury Godfrey, Friedensrichter Sr. Majestät für die Grafschaft Middlesex.
Edm. B. Godfrey.

„Zeugen: Ez. Tongue, Chr. Kirby."

Das also ist der Inhalt der 81 Klagepunkte des Titus Oates, das die „wahrhaftige Erzählung von dem greulichen Papistencomplott". Und auf dieses, von handgreiflichen Lügen wimmelnde Machwerk eines früher wegen Meineid verurtheilten Mannes hin hielten es die Mitglieder des Privy-Councils für gut, einen Verhaftbefehl gegen sämmtliche „Verschwörer" zu erlassen und dem Kläger eine Häscherschaar zur Verfügung zu stellen!

So war der blutige Proceß gegen mehr als hundert der edelsten Katholiken Englands würdig eingeleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Recensionen.

Bibel und Wissenschaft. Zehn Abhandlungen über das Verhältniß der heiligen Schrift zu den Wissenschaften. Von Dr. **Bernh. Schäfer,** a. o. Professor der Theologie an der königl. Akademie zu Münster. Mit kirchlicher Gutheißung. 8⁰. VIII u. 284 S. Münster, Theissing, 1881. Preis: *M.* 3.60.

Vorliegende Schrift ist aus einer Anzahl während der letzten Jahre im „Katholik" veröffentlichter Abhandlungen hervorgegangen. Hauptsächlich war es dem Verfasser um die Erklärung des Sechstagewerkes zu thun. Um jedoch für seine Beweisführung eine breitere, festere Unterlage zu gewinnen, hat er das ganze Verhältniß der heiligen Schrift zur Profanwissenschaft in den Kreis seiner Untersuchung gezogen und prüft eingehend die Beziehung der Ersteren zur Geschichte, Chronologie, Geographie, den beschreibenden Naturwissenschaften, der Astronomie, der Kosmo- und der Geogonie, der Paläontologie und schließlich dem Darwinismus.

Aus dieser summarischen Angabe hat der Leser bereits ersehen, daß das vom Verfasser durchstreifte Terrain ein solches ist, wo dem Exegeten fort und fort die Abwehr mehr oder minder ernster Angriffe auf das Wort Gottes obliegt, ja wo selbst über die Art der Vertheidigung in hundert und aber hundert Fällen sogar unter Gleichgesinnten Meinungsverschiedenheit besteht — ein Gebiet, wo es ihm ergeht, wie weiland Ismael in der Wüste, „dessen Hand wider Alle erhoben war, und die Hand Aller wider ihn". Ich wenigstens möchte nicht behaupten, daß sich zwei Exegeten eine Stunde lang über derartige Fragen zu unterhalten vermöchten, ohne in Streit zu gerathen. Wenn daher auch wir bei Besprechung dieser Schrift mehreres bemängeln, so möge der Leser daraus ja nicht den Schluß ziehen, wir seien dem Buche abhold, hätten dasselbe nicht vielmehr mit hohem Interesse gelesen und hielten es nicht warmer Empfehlung werth. Im Gegentheil geben wir eben dadurch zu erkennen, wie anregend dasselbe auf uns gewirkt hat. Daß wir hin und wieder die Lanze einlegen, beweist zunächst nur, daß wir uns einem echten Ritter gegenüber wissen; einem Knappen würden wir die Ehre nicht so bald anthun.

An erster Stelle sei es uns gestattet, auf eine unseres Dafürhaltens mißverständliche Ausdrucksweise aufmerksam zu machen, welche sich durch den größeren Theil des Buches hinzieht, diejenige nämlich, daß die heilige Schrift und die Wissenschaft sich nicht berühren. Ob diese Nichtberührung einfach darin besteht, daß die heilige Schrift jederzeit Heilszwecke im Auge habe

und sich einer populären, nicht wissenschaftlichen Darstellungsweise bediene, wird nirgendwo mit hinreichender Klarheit gesagt; ebenso wenig, wie mit dieser Nichtberührung die so vielfache und unläugbare „Bestätigung" biblischer Angaben seitens der Wissenschaft bestehen könne, da doch jede Bestätigung eine Berührung vorauszusetzen scheint. „Die Bibel," heißt es S. VI, „bewegt sich selbständig und souverän auf dem Boden der Offenbarung und übernatürlichen Ordnung und kümmert sich in Sachen des Glaubens und des Seelenheils nicht um das, was die Wissenschaft lehrt. Ebenso hat die Naturforschung ihr selbständiges Gebiet, über welches ihr die Offenbarung gar keinen Aufschluß gibt und in welchem sie ganz ungehindert herrschen kann und soll. Die Bibel greift in das rein wissenschaftliche Gebiet der Naturforschung gar nicht ein und läßt dieser hierin volle Selbständigkeit." Allerdings hat die Naturforschung, und die Profanwissenschaft überhaupt, ihr selbständiges Gebiet, das ganz außer dem Bereiche der Offenbarungsurkunde liegt. Aber ist ihr ganzes Gebiet in diesem Sinne ein selbständiges, d. h. ein solches, „über welches ihr die Offenbarung gar keinen Aufschluß gibt und in welchem sie ganz ungehindert herrschen kann und soll"? Ungehindert allerdings, aber nicht unbeeinflußt. Das Gebiet der Wissenschaft und dasjenige der Bibel decken sich theilweise; es gibt „neutrale Objecte", neutral nicht in dem Sinne, daß sie keinem, sondern vielmehr in dem Sinne, daß sie beiden Gebieten angehören.

Von jenem nicht hinreichend abgeklärten Grundsatze, daß Bibel und Wissenschaft sich nicht berühren, ausgehend, kommt dann Verfasser consequent zu einer Reihe speciellerer Behauptungen, deren auf den ersten Blick beleidigende Schroffheit dann erst durch weitläufige Erklärungen wieder abgeschwächt werden muß. Es gibt in der heiligen Schrift keine Geschichte, keine Chronologie, keine naturwissenschaftlichen Angaben im strengen Sinne des Wortes! Wir sind so sehr gewohnt, von den geschichtlichen Büchern der heiligen Schrift, von der biblischen Chronologie reden zu hören, daß uns Ausdrücke, wie die eben genannten, zumal wenn sie allerorten wiederkehren, ordentlich wehe thun. Und was ist schließlich mit der Ausmerzung solcher Ausdrücke gewonnen? Am Schlusse von etwa 40 Seiten erfahren wir, daß der Ausdruck: „es gibt in der heiligen Schrift keine Geschichte", einfach besagt, die sogen. historischen Bücher der Bibel seien mehr als bloße Annalen, mehr als eine bloße politische, oder Literatur-, oder Cultur-, oder selbst Kirchengeschichte, sie seien eine Offenbarungs- und Heilsgeschichte. Das räumt ja Jedermann gerne ein.

Von fachwissenschaftlichen Irrthümern oder Unrichtigkeiten der heiligen Schrift zu reden ist eine sehr mißverständliche, ja sachlich unberechtigte Ausdrucksweise, da das inspirirte Gotteswort nur Wahrheit, nie Irrthum enthält. Somit sind es mindestens recht schiefe Ausdrücke, wenn es z. B. heißt, daß sich die heilige Schrift „sogar mehrere zoologische Unrichtigkeiten erlaubt" (S. 129), „daß Irrthümer gegen die exacte Wissenschaft in der heiligen Schrift nicht nur möglich, sondern thatsächlich und wirklich sind" (S. 131). „Darf man behaupten," wird S. 139 gefragt, „die Inspiration der ganzen heiligen

Schrift fordert, daß Gott auch in den für den Zweck derselben gleichgiltigen profanen Seiten der behandelten Gegenstände die irrigen Ansichten der Autoren, die auch diejenigen ihrer ganzen Zeit sind, berichtige? Franzelin, Heinrich, Scheeben sagen in dieser Frage Ja, behaupten es aber nur, ohne einen Beweis zu erbringen (?). Meines Erachtens sollte man mehr zwischen absoluter und relativer Wahrheit unterscheiden und die allzeit wahre Sprache der Anschauung nicht mit wissenschaftlicher Darstellung verwechseln. Was gesagt werden soll, ist wahr, aber die Ausdrucksweise volksthümlich, und entspricht aus diesem Grunde der gegenwärtigen Ausdrucksweise insbesondere der ‚Wissenschaft', nicht." Wir haben diese ganze Stelle hierhergesetzt, auf daß der Leser sich selbst überzeugen möge, daß dasjenige, was Dr. Schäfer sagen will, richtig ist, aber die Ausdrücke manchmal recht unglücklich gewählt sind.

Doch gehen wir zu Anderem über. Dr. Schäfer setzt sich die Aufgabe vor, mehr die supernaturale Seite der heiligen Schrift, als deren historischen Sinn, mehr ihre Zweckbestimmung, im Ganzen wie im Einzelnen, zum Heile der Menschheit zur Geltung zu bringen. Darum mußte seine Darstellung naturgemäß vom Begriffe der Inspiration ihren Ausgang nehmen. Das geschieht denn auch sofort in der Einleitung. Aber das supernaturale Element in der heiligen Schrift läßt sich eben vom menschlichen kaum trennen, und beide beanspruchen ebenmäßig Beachtung. Jedes inspirirte Buch hat im Grunde einen zweifachen Autor: Gott und den menschlichen Verfasser; auch Letzterer wirkte selbstthätig und selbstdenkend mit und verarbeitete, nach selbstgewähltem Zweck und Plan, das ihm in mündlicher Tradition, schriftlichen Urkunden oder eigener Erinnerung zu Gebote stehende Material.

Wie einen doppelten Autor, so haben wir demgemäß in einem inspirirten Buche gewissermaßen auch einen zweifachen Plan zu beachten. Nicht als könnte der Plan des inspirirenden Gottes den Plan des inspirirten Schreibers aufheben oder durchkreuzen; nein, doch kann ersterer Plan ein umfassenderer, bis in die fernste Zukunft ausgreifender sein, er kann bereits den erst in späteren Jahrhunderten zu schreibenden biblischen Büchern Rechnung tragen, wogegen Standpunkt und Plan des inspirirten Schriftstellers, bestimmte Fälle ausgenommen, jedesmal seine engeren Grenzen haben wird. Abrahams Begegnung mit Melchisedech mußte Moses schon darum hochbedeutsam und folglich der Aufzeichnung würdig erscheinen, weil sie die Segnung des Ahnherrn durch einen Hauptrepräsentanten des damals noch zu vollem Recht bestehenden vormosaischen Priesterthums, d. h. gewissermaßen die kirchliche Sanction seiner Berufung enthielt. Daß Moses zudem um den vorbildlichen Charakter Melchisedechs, um das Priesterthum Christi und die Materie seines unblutigen Opfers gewußt habe, möchten wir weder läugnen noch behaupten. Jedenfalls erzählte er den Vorgang in erster Instanz um seiner selbst willen und nicht, um spätere Psalmen und Apostelworte über Christi Hohenpriesterthum nach der Ordnung Melchisedechs verständlich zu machen. Der inspirirende Gottesgeist freilich mochte letzteres in erster Linie im Auge haben, er hatte vielleicht die Begegnung und deren Aufzeichnung einzig der typischen

Beziehung wegen veranlaßt. — Ähnlich wird der Geist Gottes die Nennung Gogs und Magogs in der Völkertafel auch zu dem Zwecke veranlaßt haben, um deren spätere Erwähnung bei Ezechiel und in der Apokalypse vorzubereiten, indessen bei Moses eine solche Rücksichtnahme doch nicht angenommen werden kann. Wir sagen nicht, daß Dr. Schäfer Moses Gedankenverbindungen, wie die eben erwähnten, ausdrücklich unterschiebt; aber seine Ausdrücke S. 4 ff. sind doch in diesem Sinne mißverständlich, und zwar darum, weil er nirgends genugsam hervorhebt, daß es ihm einzig um die Absichten des inspirirenden Gottes und nicht um den Plan des inspirirten Verfassers zu thun ist.

Das beständige Forschen nach dem Faden eines höheren, göttlichen Zusammenhanges führt mitunter zu erzwungenen, unbegründeten Constructionen. Es sei hier nur die S. 41 f., 56, 58, 76 f. entwickelte Ansicht über das erste Machabäerbuch erwähnt. Die von Priestern und Volk beschlossene Übertragung der Hohenpriester- und Fürstenwürde auf die Hasmonäer gilt Dr. Schäfer seitens der Übertragenden als ein Frevel, seitens des Empfängers als eine fluchwürdige Anmaßung. „Wir sehen die höhere Bedeutung des ersten Machabäerbuches gerade darin, daß es uns berichtet, wie die Nation sich selbst den Todeskeim eingeimpft oder vielmehr dem priesterlichen, heiligen, theokratischen Charakter des Staates geradezu den Todesstoß gegeben hat. Die glänzenden Erfolge haben Israel als Nation berauscht und das Bewußtsein des auserwählten Volkes in ihm getrübt. An Stelle des priesterlichen Volkes, das ruhig seines Messias aus Davids Stamme harren soll, ward Israel ein politisches Volk, wie jedes andere, das nur auf eigene Kraft pocht. Wer in Israel sich auf Davids Thron setzt, maßt sich eine Würde an, auf der nothwendig der größte Fluch ruht." „Nur die Verwerfung und Tödtung des Messias wurde noch verderblicher für das Offenbarungsvolk, als dieser Abfall vom theokratischen Königthum." „Hätte man diesen allein richtigen Gesichtspunkt nicht außer Acht gelassen, so würde man nie auf die unrichtige Erklärung gekommen sein, daß mit dem Edomiter Herodes das Scepter von Juda gewichen sei. Diese Karikatur eines Königs ist gar nicht werth, mit einer wichtigen Prophezeiung in Beziehung gebracht zu werden." Schon recht; aber war die Thronbesteigung der Hasmonäer eine Usurpation, ein Eingriff in das königliche Recht des Hauses David, dann war eben, ganze hundert Jahre vor der Geburt des Erlösers, das Scepter von Juda gewichen, und eine der wichtigsten Prophezeiungen geräth in's Wanken. Nicht doch, replicirt der Verfasser S. 77, „nach unserer Auffassung ist dieses erst im Jahre 70 nach Christus von Juda genommen worden", also durch die Zerstörung Jerusalems. Aber in besagtem Jahre kam der Schiloh nicht, sondern er ging bereits, er wandte sich vom auserwählten Volke weg. Zudem sei bemerkt, daß der ganze Ton der Erzählung im Machabäerbuche seitens des inspirirten Schriftstellers durchaus keine Mißbilligung der geschehenen Übertragung jener zweifachen Würde verräth, Volk und Priester diese Übertragung als ein Provisorium auffassen („donec surgat propheta fidelis", 14, 41), Simon nach derselben nicht getrachtet hat und seine Sache nachher

auch nicht wesentlich „schlechter geht". Die fast ausschließliche Aufmerksamkeit, welche der Verfasser der supernaturalen Seite der heiligen Schrift zuwendet, verleitet ihn zuweilen zu allzu kühnem Typologisiren.

Was wir bisher hervorgehoben, sind im Grunde nur einige vom Baume gefallene Blätter; der Leser aber wird sich bald überzeugen, daß eine reiche, lebensfrische Krone Stamm und Äste schmückt. Wohlthun wird ihm des Verfassers aufrichtige Liebe zum heiligen Gottesworte, die innige Vertrautheit mit allen heiligen Schriften, das andächtige Beachten ihrer Worte, ja sogar ihres Schweigens, das feine Gefühl für den höheren, hinter dem wörtlichen verborgenen Sinn. Freilich brachte es die Anlage des Buches mit sich, daß der Verfasser gar Vieles nur flüchtig berühren, Gedanken nur eben andeuten konnte, deren Entwicklung selbst wieder zu Abhandlungen erwachsen würde. So hoffen wir denn auch, daß er nunmehr, wie früher bereits einmal, dem einen oder anderen Buche des Alten Bundes seine specielle Aufmerksamkeit zuwenden und in demselben den vollen Schatz geistigen wie historischen Sinnes zu heben sich anschicken wird. Mit annähernder Vollständigkeit kann dieß ja doch nur in Specialarbeiten geleistet werden.

Doch es ist Zeit, daß wir zur Hauptpartie des Buches, zur Erklärung des Sechstagewerkes, übergehen. Mit Freuden begrüßen wir es hier, daß sich Dr. Schäfer S. 180 ff. zu der auch von uns vertretenen[1] und seither mehrfach mit Beifall aufgenommenen Visionshypothese bekennt. Dieselbe erblickt im ersten Kapitel der Genesis den Bericht zunächst einer unserem Stammvater gewordenen Schöpfungsvision, welche denselben den Schöpfungsvorgang nicht in einem Detailbild, sondern bloß in seinen Hauptumrissen schauen ließ. Ihre Hauptstütze findet diese Theorie aber nicht, wie ein Kritiker irrthümlich annahm, in der „äußeren Structur des Hexaemeron", sondern in den folgenden Erwägungen:

1) daß der Schöpfungshergang dem Stammvater unläugbar auf dem Offenbarungswege muß bekannt gegeben worden sein;

2) daß eine derartige Offenbarung unläugbar auf zweifachem Wege erfolgen konnte: durch bloße mündliche Mittheilung oder in Form einer Vision;

3) daß man a priori ebenso wohl im Rechte ist, die Erklärung des Schöpfungsberichtes unter Zugrundelegung der zweiten als der ersteren Annahme zu versuchen, und dieß um so mehr, wenn alle auf letzterer basirten Erklärungsversuche sich als unzureichend herausgestellt haben.

Auf dieser dreifachen Erwägung beruht vor Allem die Berechtigung der Visionshypothese, eine Berechtigung, die insofern der Berechtigung jeder andern Hypothese, sei sie nun eine Sündfluth- oder eine concordistische oder sonst eine Hypothese, vollkommen gleichkommt. Von hier aus kann man sodann einen Schritt weiter gehen und jene Momente hervorheben, welche die Annahme einer solchen Schöpfungsvision nicht nur statthaft, sondern überdieß rathsam erscheinen lassen: z. B. den Umstand, daß sich bereits Gen. 2, 21

---

[1] Der biblische Schöpfungsbericht. Viertes Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach", 1877.

ein weiteres Beispiel einer dem Stammvater gewordenen Vision findet; die Structur, wenn man will, des Hexaemeron; mehr aber noch den ganzen Ton der Erzählung, dessen Lebhaftigkeit auf einen Augen- und Ohrenzeugen schließen läßt; vor allem Anderen aber den schwerwiegenden Umstand, daß die Annahme der Schöpfungsvision eine weit ungezwungenere Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten an die Hand gibt und die Discussion auf das exegetische Gebiet beschränkt, auf welchem allein dieselbe ein dauerndes, von dem steten Wechsel geologischer Systeme unbeeinflußtes Resultat zu erzielen vermag. Die Visionshypothese beläßt darum die Frage auch keineswegs, wie irrthümlich behauptet wurde, auf demselben Punkte, auf welchem jede Hypothese steht, welche die Bildung der Erde bis zur Diluvialzeit in den Bericht des Hexaemeron verweist. Man mag von ihr halten, was man will: das läßt sich nicht bestreiten, daß sie die Frage auf ein durchaus verschiedenes Gebiet verlegt, dasjenige der Exegese, und so dem Schrifterklärer die Beschämung erspart, auf dem Gebiete der Naturforschung als bloßer Dilettant zu erscheinen.

Freilich über das Wie jener Schöpfungsvision können Exegeten immer noch untereinander streiten, und haben wir uns nunmehr mit den dießbezüglichen Anschauungen Dr. Schäfers bekannt zu machen. Derselbe benützt die Annahme einer Schöpfungsvision im Grunde als Brücke zu der sogenannten idealen Hypothese, indem er zwar zugesteht, daß Adam den Vorgang im Bilde eines Sechstagewerkes geschaut habe, in dem objectiven Vorgange selbst indessen sechs, nicht sowohl chronologisch, als vielmehr bloß logisch, ursächlich, in den Ideen Gottes geschiedene Momente statuirt. Es gebührt ihm unzweifelhaft das Verdienst, diese Auffassung klarer, als dieß Andere vor ihm gethan, entwickelt zu haben.

„Die Reihenfolge" (der Schöpfungswerke) „ist eine ideale, womit wir jedoch das chronologische Moment, die historische Aufeinanderfolge nicht ganz ausschließen wollen, sondern es soll nur gesagt sein, daß die sechs Werke der getreue Ausdruck der inneren Ordnung sind, in welcher die einzelnen Glieder in der Idee des göttlichen Bildners sich bedingen, aneinanderschließen und das Frühere die Voraussetzung des Folgenden ist. Dieser ordo naturae oder der ursächliche Zusammenhang ist offenbar im Schöpfungsberichte wahrzunehmen. Der Mensch ist auf die Thier- und Pflanzenwelt angewiesen, folglich muß die Schöpfung derselben der des Menschen auch vorangegangen sein. Da wieder die Pflanzen in einzelnen Arten wohl ohne Thiere, letztere aber nicht ohne Pflanzen gedacht werden können, so setzt die Thierwelt in ihrer Totalität wieder die Pflanzenwelt naturgemäß voraus. Die Pflanzen bedürfen des Bodens, um darauf zu gedeihen, und sind wieder mit den noch folgenden animalischen Wesen auf Luft und Licht angewiesen. Die Zweckmäßigkeit der Aufeinanderfolge kann demnach nicht in Abrede gestellt werden."

Allerdings, hatte in der Weltentstehung eine chronologische Aufeinanderfolge statt, dann mußte dieselbe auch im ordo naturae, im ursächlichen Zusammenhang der Dinge und den denselben wiederspiegelnden göttlichen Ideen ihren Grund haben. In ihren allgemeinen Umrissen vermögen wir sogar die

chronologische Aufeinanderfolge aus dem ursächlichen Zusammenhange der Dinge, ohne Zuziehung der Naturwissenschaft und des Schrifttextes, festzustellen. Die Thiere müssen gewissermaßen vor dem Menschen, die Pflanzen vor den Thieren, Licht, Luft und Boden vor den Pflanzen dagewesen sein. Aber können wir auf diesem Wege sämmtliche Glieder des Hexaemeron, und zwar in der daselbst gegebenen Aufeinanderfolge, eruiren? Nein! Ungelöst bleibt immer noch die Frage, warum die Erschaffung der Landthiere mit derjenigen des Menschen, die Erschaffung der Pflanzen mit der Scheidung von Land und Meer in ein Tagewerk zusammengelegt, dagegen die Erschaffung der Luft- und Wasserthiere von derjenigen der Landthiere abgesondert wird; unerklärt bleibt das ganze vierte Tagewerk. Und daß gar das Licht vor der Luft., diese vor dem Boden vorhanden sein mußte, das läßt sich aus dem ordo naturae so ohne Weiteres nicht entnehmen. Der Verfasser fühlt, daß er hier seine Erklärung stützen muß. „Die Nothwendigkeit, das Licht an erster Stelle zu nennen, erhellt," meint er, „noch aus einem andern Grunde. Wollte Gott mit der Schöpfungswoche ein Vorbild für die menschliche Arbeitswoche geben, so war ja das Licht conditio sine qua non. Tage ohne Licht sind ja ein Widerspruch in sich selbst." Also hier wäre der Begriff der Arbeitswoche zu Hilfe genommen. Aber so ganz glatt geht die Sache doch nicht ab. Für die menschliche Arbeitswoche sind Luft und Boden sogar noch nothwendigere Erfordernisse, als selbst das Licht; ich kann arbeiten im Dunkeln, wofern ich nur Luft für meine Lunge und einen Stützpunkt für meine Kraftbethätigung habe; Tage ohne Licht gibt es in den Polargegenden die Menge.

Also: Luft, Boden, Licht, Pflanzen, Thiere, Mensch — damit sind wir noch lange nicht beim biblischen Hexaemeron angelangt. Übrigens sieht der Verfasser die Unzulänglichkeit der Erklärung ex ordine naturae anläßlich des vierten Tagewerkes[1] selber ein und unternimmt, dieselbe auf anderem Wege zu ergänzen.

„Das Hexaemeron schildert uns, wie die wüste und leere Stoffmasse zu einem architektonischen Kosmos gebildet, zu einem wohlgegliederten und reich ausgestatteten Wohnhaus des Menschen geworden sei. Zuerst wird die dunkle Masse gelichtet, dann die Decke des Hauses gespannt, hierauf der feste Boden bereitet und mit Pflanzen geschmückt, welche eine Speisekammer für die lebenden Wesen bilden, sofort für stetige Beleuchtung Sorge getragen, alsdann werden die dienstbaren Wesen erschaffen, die außerhalb des Wohnplatzes der Menschen in Luft und Wasser sich bewegen, und endlich diejenigen Wesen, die mit ihm sein Haus theilen."

Nun wollen wir keineswegs läugnen, daß sich die biblische Geogonie

---

[1] Bemerkt sei hier, daß die sogenannten „Jahresringe" der Bäume nicht durchweg ein Jahr zu ihrer Bildung erfordern, somit deren Hervortreten an Versteinerungen zwar eine Einwirkung der Sonne bekundet, aber darum noch nicht den Beweis liefert, daß in den älteren geologischen Epochen die Sonne bereits ein „Zeitmesser" in eben dem Sinne war, wie sie es seither, und zwar in der Sprache sinnenfälliger Anschauung, ist.

treffend mit einem Hausbau vergleichen läßt. Wer aber in der Durchführung dieses Vergleiches (Dach, Speisekammer u. s. w.) die der Anlage des Hexaemeron zu Grunde liegende Gottesidee wiederfinden wollte, der trüge sicherlich etwas in den Text hinein, was in demselben mit keiner Sylbe angedeutet ist.

Der Verfasser geht denn auch alsbald von diesem Vergleiche auf Anderes über, und zwar auf diejenige Erklärung, welche seines Dafürhaltens die durchschlagende ist: die altüberkommene Unterscheidung nämlich eines opus creationis, distinctionis et ornatus. Selbstverständlich sprechen wir dieser Unterscheidung, welcher wir selbst früher das Wort geredet haben, ihre Berechtigung nicht ab. Wir finden, daß sich dieselbe dem biblischen Bericht, wie er vorliegt, sehr wohl anpassen läßt. Aber Dr. Schäfer will etwas mehr; dieselbe soll bereits in der göttlichen Idee, und zwar als das die ganze Form der Schöpfungsoffenbarung bestimmende Moment, vorhanden gewesen sein. Er geht aus von dem biblischen Ausspruche, daß die Erde anfänglich wüst und leer gewesen sei, und setzt das opus distinctionis in die Beseitigung der Wüste und das opus ornatus in die Beseitigung der Leere. Schon das ist schief. Das hebräische thohu vabohu wird allgemein als ein ἓν διὰ δυοῖν genommen, ähnlich unserem deutschen Sack und Pack, Mann und Maus u. s. w.; also darf man dasselbe auch nicht in der angedeuteten Weise zerlegen. Doch hören wir Dr. Schäfer weiter:

„Es ist klar, daß das opus der Ausscheidung dem der Ausschmückung nicht nur im Gedanken Gottes, sondern auch thatsächlich in der Zeit vorausgehen mußte, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß der Anfang der Ausschmückung mit dem Ende der Ausscheidung zusammenfallen mußte."

Thatsächlich — aber bestand denn überhaupt thatsächlich ein Unterschied zwischen distinctio und ornatus? Wie will uns Verfasser beweisen, daß das Hervortreten der Gestirne am vierten Tage thatsächlich nicht ebenso wohl ein opus distinctionis war, als die erste Entstehung des Lichtes, das ja ihm zufolge selbst nur das Licht der Gestirne war? War etwa jenes Hervortreten nicht gerade so das Ergebniß einer naturnothwendigen Weiterentwicklung, distinctio der Dinge, wie das erste Aufblitzen des Lichtes, wie die Scheidung von Land und Meer? Oder wie will uns der Verfasser beweisen, daß thatsächlich die Pflanzenwelt nicht ebenso wohl zum Schmucke der Erde gehört, wie Gestirne, Thiere und Mensch? Nach biblischer Auffassung sicherlich, man denke nur an die gloria Libani des Propheten; und S. 246 spricht Verfasser selbst vom „Pflanzenschmuck" der Erde. Es wäre demnach nichts weniger als klar, daß der geogonische Proceß thatsächlich sich in ein opus distinctionis und ein opus ornatus zerlegte, vielmehr war thatsächlich Alles zugleich ein opus distinctionis, d. h. eine continuirliche Weiterentwicklung der kosmischen Ordnung, und ebenso ein opus ornatus, eine stetige Entfaltung kosmischer Schönheit. Thatsächlichkeit kommt wohl jedem Werke des Hexaemeron, einzeln genommen, zu, nicht aber deren Gruppirung in zwei Ternare, von denen der erste in den drei ersten Schöpfungstagen das opus distinctionis, der zweite in den drei folgenden das opus ornatus umfaßte. Diese Gruppirung hat vielmehr einen rein idealen Charakter; und

sobald wir ausschließlich aus ihr heraus die ganze Structur des Schöpfungsberichtes erklären wollen, geben wir das historische, chronologische Gebiet einfachhin preis und bewegen uns auf rein idealem Boden. Und dahin findet sich denn auch Dr. Schäfer, sozusagen wider Willen, gedrängt. Nicht allein bleibt die geschichtliche Reihenfolge nicht „einem höheren Gesichtspunkte untergeordnet": sie verfliegt; nicht bloß ist das chronologische Moment „nicht allein maßgebend": es büßt jede Berechtigung ein.

Wir hätten demnach, erklärt Dr. Schäfer, zwei getrennte, aber doch in engster Beziehung zu einander stehende Ternare vor uns. Der Erscheinung des Lichtes am ersten Schöpfungstag entspricht das Hervortreten der Gestirne am vierten, der Scheidung von Luft und Gewässern am zweiten die Erschaffung von Luft- und Wasserthieren am fünften, der Bildung des Festlandes am dritten die Erschaffung der Landthiere und des Menschen am sechsten Tag. Soweit wäre Alles in Ordnung. Aber zwei Dinge erregen doch noch Bedenken: Was hat die Erschaffung der Pflanzen im dritten Tagewerk zu thun? und: Warum liegt das Hervortreten der Gestirne ganze drei Schöpfungstage von der Erschaffung des Lichtes ab, das doch wieder nur das Licht eben jener Gestirne war? Wer an der chronologischen Aufeinanderfolge der in sechs prophetischen Tableaux dem schauenden Stammvater gezeigten Schöpfungsabschnitte festhält, wird diese Fragen mit einem Hinweis auf die objective Folge der Thatsachen beantworten; die Entstehung der Pflanzenwelt wird uns mit der Bloßlegung der Continente in einem Bilde gezeigt, weil beide Vorgänge, wie es ja auch in der Natur der Dinge lag, in ungefährer Gleichzeitigkeit statthatten; das Hervortreten der Gestirne erscheint auf den vierten Tag angesetzt, weil demselben thatsächlich in der vierten Schöpfungsepoche irgend ein noch nicht genugsam aufgehellter Vorgang wird entsprochen haben.

Anders Dr. Schäfer. „Die beiden Werke" (des ersten und des vierten Schöpfungstages) „können nur logisch, nicht aber zeitlich getrennt werden; hätte aber Moses die Lichtkörper schon am ersten Tage erscheinen lassen, so wäre ja die wunderbar schöne Architektonik des ganzen Berichtes zerstört worden." Mit diesem Satze, der sich nicht mehr als zehn Zeilen unter den oben angezogenen Worten, es solle der geschichtlichen Reihenfolge ihre wenn auch „untergeordnete" Stellung gewahrt, das chronologische Moment wenn „nicht allein", so doch gleichfalls maßgebend bleiben, findet — mit diesem Satze ist bereits das chronologische Moment, wenigstens hinsichtlich zweier Tagewerke, aufgegeben und einzig das logische oder, genauer gesprochen, das logisch ästhetische festgehalten: was Gott veranlaßte, das Hervortreten der Gestirne vom Erscheinen des Lichtes zu trennen, war nicht sowohl das Bestreben, die Weltentstehung in den Rahmen eines Hexaemeron zu fassen, dem ja auch die Herübernahme der Pflanzenschöpfung in's vierte Tagewerk vollkommen genügt hätte: es war die Rücksicht auf die „wunderbar schöne Architektonik[1] des ganzen Berichtes"!

[1] Um uns diese „wunderbar schöne Architektonik" zu veranschaulichen, nimmt Verfasser u. A. S. 243 ff. die Zahlensymbolik zu Hilfe. Vom opus distinctionis et

Der Leser begreift unschwer, daß Verfasser auf dem Punkte, bis zu welchem wir ihn begleitet haben, nicht stehen bleiben konnte. Und so heißt es denn alsbald: „Man fand es höchst unbequem, daß bei der architektonischen Gliederung der Scheidungen und Schmückungen die Pflanzenschöpfung eine Störung bilde, da sie doch zu den letzteren gehöre und schon beim dritten Ausscheidungswerke stehe. Wir möchten aber hierin einen Fingerzeig dafür erblicken, daß die Ausschmückung immer gleich auf die Ausscheidung erfolgte und daß die heilige Schrift bloß aus logischen und theilweise religiösen Gründen (um die Sechszahl herauszubekommen) die zusammengehörigen Werke getrennt hat. Wie also das ausgeschiedene Land alsbald sich in das Grün des Pflanzenflors gekleidet hat, so ist auch die Licht-, Luft- und Wasserregion alsbald nach der Scheidung mit ihrem betreffenden Schmuck versehen worden. Wir stellen also die beiden Ternare nicht nacheinander, sondern parallel nebeneinander[1], dann fällt der vierte Tag mit dem ersten, der fünfte mit dem zweiten und der sechste mit dem dritten zusammen" — zwischen $1 + 4$, $2 + 5$, $3 + 6$ aber besteht immerhin eine chronologische Aufeinanderfolge — „und alle Schwierigkeiten sind beseitigt".

Wär's möglich!

Wir fassen unser Urtheil über vorstehende Auffassung des Hexaemeron in Kürze zusammen:

---

ornatus redend, sagt er: „Beachten wir vorerst die Zweizahl. Wir möchten behaupten, daß mit dem Ausscheiden und Ausschmücken ein Prototyp für alles Schaffen Gottes gegeben ist: überall wird uns zuerst die Ausscheidung und Absonderung zu den Zwecken Gottes begegnen, ehe die Ausschmückung beginnt." Und dann, das opus creationis hinzunehmend: „Diese Dreizahl ist nicht ohne Bedeutung. Auf die heilige Zahl der Drei ist es bei den Scheidungen und Schmückungen allein abgesehen, und nicht auf wissenschaftliche Vollständigkeit. Die Dreizahl ist das Wichtigste als Signatur der Gottheit." „Im ersten Ternar" — und im zweiten auch — „erhalten wir vier Werke Gottes. Vier ist Signatur des Menschlichen, der Welt, des ökumenischen oder katholischen Charakters des Reiches Gottes." „Sechs ist keine heilige Zahl an sich; sie ist wohl zweimal drei und Vorbedingung von der heiligen Sieben; sieben ist die Verbindung von drei und vier, von Göttlichem und Menschlichem, ist also Signatur der Religion. Wir dürfen also nicht bloß sagen, daß sieben deßhalb eine heilige Zahl ist, weil Gott den siebenten Tag geheiligt hat, sondern sieben an sich ist als Summe von drei und vier eine heilige Zahl, und die Vermuthung ist begründet, daß Gott deßhalb den siebenten Tag als heiligen festgesetzt hat. Ähnlich ist auch das Product von drei und vier (zwölf) eine heilige Zahl."

[1] Dieses „Nebeneinander" der beiden Ternare wird S. 241 folgendermaßen erklärt: „Es ist ferner aus früheren Abhandlungen bekannt, daß wir gern das ideale Moment mit dem chronologischen verknüpfen möchten. Wir legten ja oben die beiden Parallelternare nicht auf-, sondern nebeneinander. Damit sollen nicht hauptsächlich drei Hauptthätigkeiten unterschieden werden, sondern die Werke des letzten Ternars bilden die Fortsetzung des ersten und neue selbständige Werke. Die Sechszahl der Arbeitstage soll bestehen bleiben, nur soll eine Verschiebung angenommen werden, so daß vier weniger auf drei als auf eins folgt. Ganz streng chronologisch ist freilich nicht zu trennen, weil wir ja visionäre Tage annehmen."

1) Soviel scheint uns Dr. Schäfer klargestellt zu haben, und darin erblicken wir kein geringes Verdienst seiner Arbeit, daß die ideale Auffassung einzig unter Zugrundelegung der Visionshypothese discutirbar ist. Betrachte ich den Bericht der Genesis als die Wiedergabe zunächst eines in der Entzückung vom Stammvater geschauten, Wirklichkeit mit Symbolik verbindenden Bildes, dann hat die Frage, ob nicht vielleicht der die ganze Darstellung einfassende Rahmen des Sechstagewerkes selbst mit zur bildlich symbolischen Einkleidung gehöre, seine Berechtigung. Nehme ich dagegen das erste Genesiskapitel als die unmittelbar historische Wiedergabe der Vorgänge selbst, dann ist jeder Zweifel, ob denn in der That die Weltentstehung in sechs Zeitabschnitten vor sich gegangen sei, ein- für allemal abgeschnitten. Oder man könnte mit ganz gleichem Rechte die Frage aufwerfen, ob denn der auserwählten Apostel des Herrn wirklich zwölfe gewesen, und nicht vielleicht hier die Zwölfzahl im Hinblick auf die gleiche Zahl der Stämme Israels und wegen der „wunderbar schönen Architektonik" der heiligen Schrift sei beliebt worden.

2) Ein Zweites scheint uns aus der Darstellung des Verfassers, wider seinen Willen, bis zur Evidenz hervorzugehen: daß es zwischen idealer und nicht-idealer Auffassung kein Mittel gibt. Man stelle sich entweder ganz auf den chronologischen oder ganz auf den logischen Standpunkt. Aber einen zeitlichen Unterschied zwischen dem ersten und vierten Tage auf Grund des Genesistextes bestreiten und dann auf Grund eben desselben einen solchen doch wieder zwischen dem ersten und zweiten Tage statuiren, das scheint denn doch *exegetisch* kaum zu rechtfertigen.

3) Vor Allem aber — und das ist das Wichtigste — müßte der Beweis der idealen Hypothese noch in durchgreifenderer Weise geführt werden, als dieß selbst hier, in entschiedenem Fortschritt gegen frühere Versuche, geschehen ist. Gezeigt werden sollte an erster Stelle, nicht *wie* sich die ideale Auffassung zurechtlegen lasse, sondern *daß* dieselbe überhaupt in ihrer Grundanschauung exegetisch zulässig und haltbar sei. Die ganze, im Vorigen skizzirte Erörterung setzt im Grunde letzteren Punkt als bewiesen voraus und sucht einzig solche logische Momente ausfindig zu machen, aus denen sich allenfalls alle Einzelheiten des Schöpfungsberichtes im idealen Sinne erklären lassen. Auf die andere, unseres Erachtens ungleich wichtigere Frage kommt Verfasser erst S. 237 ff. zu sprechen. Wir dürfen unsere schon überlange Recension durch Wiedergabe seiner dießbezüglichen Auseinandersetzung nicht noch mehr in die Länge ziehen, und wollen darum nur soviel bemerken: es genügt nicht, im Allgemeinen auf die Dehnbarkeit einer prophetisch-symbolischen Darstellung hinzuweisen; auch sie hat schließlich ihre Grenzen. Und so wäre denn der klare, concrete Beweis zu erbringen, daß, wenn uns in prophetischer Darstellung gesagt wird: „In sechs Tagen hat Gott die Welt erschaffen und darnach geruht, und *darum* sollt ihr den siebenten Tag heiligen" — daß wir dieses dahin verstehen dürfen, wir wüßten von den Abschnitten des Schöpfungsvorganges absolut nichts. Die heilige Schrift spricht nicht bloß die Verpflichtung der Heiligung des siebenten Tages aus, sie führt über-

dieß diese Verpflichtung auf ein bestimmtes Factum zurück: kann denn dieses Factum rein visionärer Natur sein?

Dieses, scheint uns, ist die Aufgabe, die erst noch gelöst werden muß, und dieser Aufgabe, wofern sie überhaupt gelöst werden kann, wäre sicherlich der Verfasser gewachsen, wie Keiner.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. Von Hofrath Dr. **F. A. v. Lehner.** Mit 8 Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, Cotta, 1881. Preis: *M.* 6.

Der Verfasser erklärt in seinem Vorwort: „Das Buch hat keinen theologischen Zweck, wenn es auch vielfach mit theologischen Mitteln arbeitet, sondern einen archäologischen, und bittet, hauptsächlich von diesem Gesichtspunkte aus angesehen zu werden."

Es zerfällt in eine Einleitung und neun Abschnitte. Die Einleitung gibt die Elemente des Mariencultus, die sich in den Erzählungen des Neuen Testamentes finden. Aus ihnen ergeben sich „die Grundzüge der Vorstellung Maria's, die sich von ihr im Geiste der Christen gebildet hat". Demnach ist „Maria Jungfrau, Mutter des Messias, Josephs Weib. Sie ist gläubig und tugendhaft und genießt der Gnade Gottes. Sie wird selig gepriesen" (S. 7).

„Dieß Bild ist der Ausgangspunkt des Verfassers. Er will nachsehen, wie seine Züge sich nach und nach immer voller und reicher ausgeprägt haben, bis die magere Zeichnung zu jenem farbenprächtigen Gemälde wird" (S. 8), welches durch die Renaissance in der Sixtina des Raphael (S. 342) eine so hervorragende Stellung gewonnen hat.

Der Verfasser beginnt seine Studien „mit dem Zuge der Jungfräulichkeit", d. h. dem „Wunder, daß Maria ihren Sohn als Jungfrau empfangen habe". Gnostiker und Juden läugneten es, aber schon Justinus Martyr († 166) tritt für dasselbe in die Schranken. Die übrigen heiligen Väter folgen ihm, indem sie seine Beweise ausführen und vermehren. „Um ihr wissenschaftliches Verfahren kurz zusammenzufassen, wird die Möglichkeit dieses Wunders bewiesen durch Beispiele von andern Wundern aus der heiligen Geschichte, sowie durch Beispiele aus der Naturgeschichte und der Mythologie; die Wirklichkeit durch den evangelischen Bericht, alttestamentlichen Prophezeiungen und Exegese von Bibeltexten; die Nothwendigkeit, weil nach dem göttlichen Erlösungsplane 1) durch eine Jungfrau das Heil kommen mußte, wie durch eine Jungfrau (Eva) das Verderben gekommen war, 2) der Messias als zweiter Adam einen ebenso reinen Ursprung haben mußte, wie der erste Adam, 3) die zweite Person der Trinität der ersten in Allem ähnlich, also bei ihrer Menschwerdung vaterlos sein mußte, 4) der Reinste keinen unreinen Ursprung haben durfte" (S. 36).

Maria ist nach dem Berichte der Evangelien (zweiter Abschnitt) Mutter. Die Doketen, die Christus nur einen Scheinleib gaben, läugneten ihre wahre Mutterschaft; Antitrinitarier, Arianer, Apollinaristen und Nestorianer erkannten

sie nicht als Mutter der zweiten Person in der Gottheit an. Die kirchliche Reaction gegen diese Opposition drängte den Ehrentitel Maria's: „Theotokos, Gottesgebärerin", immer mehr in den Vordergrund, bis derselbe vom Concil zu Ephesus seine „officielle Weihe" erhielt. Das Studium der Väter, die in diesen christologischen Streitigkeiten den Glauben gegen die Häresie vertheidigten, zeigt, „daß jedes tiefere Eindringen in das wunderbare und geheimnißvolle Wesen Christi, jede weitere Entfaltung und offenere Darlegung seiner überirdischen und irdischen Beziehungen nicht bloß so nebenher auf die mit ihm nothwendig zusammenzudenkende Mutter zurückstrahlt, sondern ihr Bild in eigener Beleuchtung immer selbständiger hervortreten läßt" (S. 77). „Mit dem Titel ‚Gottesgebärerin' hat der Zug der Mutterschaft an unserem evangelischen Marienbilde seine Vollendung erreicht. Die Göttlichkeit des Sohnes entzieht die Mutter als solche dem Naturgesetz. Je mehr daher das göttliche Wesen des Sohnes aus der naiven Unmittelbarkeit des Glaubens heraustritt, je allseitiger es von der Wissenschaft discutirt wird, um so höher muß auch die Mutterwürde steigen. Auf dem Wege innerer Lehrentwicklung wird aus der einfachen ‚Mutter Jesu' die gefeierte ‚Gottesgebärerin'" (S. 85).

Die Mutterschaft Maria's leitet über zum dritten Abschnitt, der den Titel führt: „Josephs Weib". Zwei Fragen stellen sich da zur Beantwortung: 1) Warum war Maria, die doch als Jungfrau Gottesmutter wurde, verheirathet? 2) Wurde die Ehe nicht wenigstens nach der Geburt Christi vollzogen? Blieb Maria allezeit eine reine Jungfrau? Der Verfasser führt die einzelnen Väter, die bis zum fünften Jahrhundert die erste Frage behandeln, auf und findet in ihnen sieben Gründe der Vermählung Maria's (S. 91). Den Satz, daß Maria's „Ehe bräutlich bleibt", stellen dieselben heiligen Väter gegen die Antidikomarianiten Helvidius und Bonosus fest.

War Maria eine Jungfrau vor und nach der Geburt des göttlichen Kindes, so fragt es sich noch, ob sie es auch in der Geburt blieb. Der vierte Abschnitt zeigt, daß die Christen schon vor dem fünften Jahrhundert Maria auch diesen Ehrenvorzug zuschrieben, sie also ansahen als „immerwährende Jungfrau". Jovinian hatte es geläugnet; Papst Siricius, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus beschämten ihn.

So steht denn Maria schon im Anfang des fünften Jahrhunderts da als hehre Gottesmutter und immerwährende Jungfrau. Lehner untersucht nun (fünfter Abschnitt) „das geistige Wesen Mariens". Schon Origenes „windet mit liebevoller Hand die Worte des Evangeliums zu einem Strauße von Tugenden, womit er die heilige Jungfrau schmückt" (S. 147). Das Bild des geistigen Wesens Maria's „in relativer Vollendung darzustellen, ist dem großen Ambrosius vorbehalten. Dieser sammelte die Elemente zu dem Bilde, welches er von Maria aufstellt, ohne Frage durch liebevolles Sichversenken und -Vertiefen in die wenigen biblischen Stellen, welche von Maria handeln" (S. 156). Augustinus „fußt in Betreff des gesammten inneren Wesens Maria's ganz auf den Anschauungen seines Lehrers Ambrosius. Er spricht häufig von den Haupttugenden Mariens. Insbesondere preist er ihren Glauben, ihren Gehorsam, ihre Demuth; ist überzeugt, daß sie von

vornherein, ehe sie ihre hohe Bestimmung ahnte, das Gelübde der Keuschheit abgelegt habe, und lehrt endlich ihre völlige Sündenlosigkeit in ganz unzweideutiger Weise" (S. 165 f.).

Steht Maria so hoch durch Gottes Gnade und eigene Mitwirkung, so folgt daraus (sechster Abschnitt) ihr „Antheil am Erlösungswerke". Die heiligen Väter stellen sie dar als neue Eva und zweite Stammmutter, als jenes der alten Eva verheißene Weib, das der Schlange den Kopf zertritt, und als Vorbild der Kirche, der von Christus gestifteten Erlösungsanstalt (S. 181).

So hat sich „das Bild Mariens, dessen Grundlinien wir den Evangelien entnehmen, in der Vorstellung der Christen nach und nach mit Farbe gefüllt. Es ist damit eigentlich kein neues Bild geworden, aber es verhält sich zu dem evangelischen Umrisse, wie das Gemälde zur Skizze" (S. 182). „Ihr Bild ist mit unverwischbaren Zügen in die Herzen der Gläubigen eingeschrieben, es ist Gegenstand der Verehrung" (S. 183, siebenter Abschnitt). Das erhellt aus dem Lobe, das Maria so reichlich gespendet wird, darum wird sie den Christen als lebendiges Beispiel vorgestellt. Vom Himmel aus ist sie Helferin, von der Erde aus wird sie angerufen. Ihre Gedenktage reihen sich früh ein in den Festkreis und Kirchen werden auf ihren Namen geweiht.

Jede begeisterte Verehrung wird sich in den Formen der Kunst und der Poesie aussprechen; darum gibt der achte Theil eine Reihe poetischer Erzählungen und Gedichte, die Maria verherrlichen, zuerst aus den Apokryphen, dann aus den Werken der ersten christlichen Dichter, unter denen die Syrier hervorleuchten. „Das Moment der Dichtung spielt bei der Verehrung der heiligen Jungfrau offenbar eine bedeutende Rolle, und zwar nach zwei Seiten. Die Dichtungen sind einerseits Producte der Verehrung, andererseits förderten sie hinwiederum die Verehrung Mariens. Namentlich mußten die Apokryphen auf die Ausgestaltung des Marienideals einen wesentlichen Einfluß üben. Sind sie auch nicht als Glaubensquellen betrachtet worden, so konnte doch ihre Lectüre nicht verfehlen, eine erbauliche Wirkung hervorzubringen und das Herz ebenso nachhaltig zu befruchten, wie die christliche Wissenschaft den Geist" (S. 280). Die christlichen Dichter „bringen manche innige oder feierliche Apostrophe an die Gebenedeite; auch an zarten Bildern fehlt es nicht, wie der Rose ohne Dorn des Sedulius. Bei Ephräm preist sie sich selber und ist die Verkünderin der Herrlichkeit ihres Sohnes, sowie die Lehrerin der Religionsgeheimnisse. Bei dem letzten Syrier, der an der Grenze unserer Periode steht, klingt ihr Lob in inbrünstigen Gebeten aus".

„Welche Früchte die altchristliche Mariendichtung in den poetischen Producten des Mittelalters getragen hat, ist bekannt. Von noch größerer Bedeutung ist sie für die Kunst (neunter Abschnitt), weil nicht bloß das Mittelalter, sondern auch die Renaissance, ja noch unsere Zeit, soweit sie religiöse Stoffe pflegt, unter ihren Einflüssen steht" (S. 281).

Lehner bringt 87 Darstellungen aus der Zeit vor dem Abschlusse des Concils von Ephesus (433) (S. 331 u. 884), auf denen Maria sich findet. „Am häufigsten und auch am frühesten (100 nach Christi Geburt)

(S. 287) begegnet uns Maria als Mutter mit dem Kinde. Aber die ‚Mutter mit dem Kinde‘ kommt, mit einer einzigen Ausnahme, nicht isolirt vor. Ein Prophet steht dabei und demonstrirt in ihr die Erfüllung seiner Weissagung. Oder die Magier nähern sich, ihre Huldigung darbringend. Diese Composition ist die häufigste. Sie bedeutet die erste Offenbarung der Menschwerdung Gottes an die Heidenwelt. Wir finden Maria hierbei immer in unmittelbarer Verbindung mit dem Kinde. Sie trägt es auf dem Schooß oder im Arme, oder dasselbe liegt neben ihr in der Krippe" (S. 332 f.).

Das ist der Gang und der hauptsächliche Inhalt des vorliegenden Buches. Wer sollte nicht der Meisterhand Lehners danken, der das Bild der allerseligsten Jungfrau aus dem dunkeln Grunde der ersten christlichen Jahrhunderte in solchem Glanze hervortreten läßt? Darum war es vollkommen gerechtfertigt, daß man sein Buch mit solchem Beifalle aufnahm. Mit vollem Herzen stimmen wir in das Lob ein und freuen uns, daß der erste Versuch, den Ursprung und die Ausbildung des Marienideals vom archäologischen Standpunkte aus nachzuweisen, ihm im vollsten Maße gelungen ist.

Leider hat das Bemühen, den archäologischen Standpunkt zu wahren, als Geschichtsforscher und nicht als Theologe aufzutreten, den geehrten Verfasser zu Äußerungen und in einzelnen Punkten zu einer Art der Behandlung geführt, die seinem ausgezeichneten Werke nicht zum Vortheil dient. Wir wollen nicht zu viel Gewicht darauf legen, daß der Verfasser (S. 220) sagt, „daß es jedenfalls im Anfange des fünften Jahrhunderts eine Kathedrale gab, die ihr geweiht war". Der Recensent in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 18. October 1881, bemerkt mit Recht: „Wir hätten diese Partie mit Rücksicht auf die römischen und konstantinopolitanischen (und andern) Marienkirchen gern weiter ausgeführt gesehen."

Oft scheint es, als ob der Verfasser die Apokryphen als einzige Quelle der späteren Nachrichten über das Leben und Sterben Maria's ansähe. Dadurch würden freilich die Feste der Darstellung Maria's im Tempel und ihrer Himmelfahrt, sowie die Persönlichkeiten ihrer Eltern in ein bedenkliches Licht gerathen. Wir dürfen doch mit Grund annehmen, daß den kirchlichen Schriftstellern, welche über Maria's Leben berichten, wenn sie Sachen erzählen, die sich auch in den sagenhaft ausgestatteten apokryphen Büchern finden, ältere und lauterere Nachrichten zu Gebote standen, als diese Apokryphen.

Wichtiger ist es, wenn S. 7 gesagt wird: „Die conservativeren Kritiker halten zwar an der alten Ansicht fest, daß alle Evangelien aus dem ersten Jahrhundert stammen, während Andere dieses bloß für Matthäus, Marcus und Lucas zugeben und den Ursprung des Johannes-Evangeliums in das erste Viertel oder in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts setzen." S. 185: „Man mag nun die Evangelien fassen, wie man will: als inspirirte Organe des heiligen Geistes oder als Schriftsteller, die mit dem für alle Andern geltenden Maßstabe zu messen sind, oder wie immer." Ebenso zweideutig lautet eine Äußerung S. 6: „Die Kirche nimmt dasselbe" (das historische Material, das die Evangelisten erzählen) „als Geschichte und legt

sich die Abweichungen der verschiedenen Berichterstatter, sowie die scheinbaren oder wirklichen Widersprüche gläubig zurecht. Die Kritik betrachtet namentlich die Kindheitsgeschichte Jesu als Sage und erkennt in den Varianten verschiedene Ausgestaltungen der Phantasie. — Die neuere Kritik hat aus dem ‚sagenhaften‘ Stoff den geschichtlichen Kern herauszuschälen unternommen. Beide Bestrebungen berühren unsere Aufgabe nicht. Die historische Existenz der Persönlichkeit Mariens liegt hinter unseren Untersuchungen, wir haben es nur mit der Vorstellung zu thun, die sich von ihr im Geiste der Christen gebildet hat." Was sollen wir denken von der „Vorstellung, die sich im Geiste der Christen gebildet hat"? S. 10 heißt es: „Es darf angenommen werden, daß bei einem Theile der frühesten Christengemeinden von jenem Wunder" (daß Maria Jesum von dem heiligen Geiste empfangen hat, und nicht auf natürliche Weise) „anfänglich nicht die Rede war. Es läßt sich ferner denken, daß diejenigen, welche aus dem Marcus-Evangelium ihr Wissen von den Thaten und Lehren Christi schöpften, zunächst einfach annahmen, derselbe sei Josephs Sohn gewesen, denn dieses Evangelium hat die Kindheitsgeschichte nicht." Ähnliches findet sich S. 92. Freilich darf man so etwas annehmen und denken, wenn es wahr ist, daß die einzelnen Christengemeinden, die im Anfang nur ein einzelnes Evangelium kannten, wie der Verfasser auf S. 7 ausführt, neben dem einzelnen Evangelium keine mündliche Belehrung erhielten. Wurden sie aber von den Aposteln oder Apostelschülern über den ganzen Glauben mündlich belehrt, standen sie so im Fluß der Tradition, dann konnte ihnen das christliche Grunddogma von der wunderbaren Empfängniß Jesu nicht verborgen bleiben. Es findet ohne Zweifel eine Entwicklung der Dogmen statt. Der Inhalt und der Zusammenhang der von Christus und den Aposteln gegebenen Wahrheiten wurde klarer gestellt. In diesem intellectuellen Proceß gibt es Fortschritte, selbst Rückschritte, aber keine wesentlichen Veränderungen (S. 8), denn die Wahrheit ist ewig dieselbe. Darum klingt es zum wenigsten hart, wenn der Verfasser sagt (S. 182): „Aus der einfachen Thatsache jungfräulicher Empfängniß ist die nothwendige Grundbedingung der Welterlösung geworden, aus Josephs Frau die jungfräuliche Gattin eines mit ihr durch sie jungfräulichen Gatten, aus der Mutter Jesu die immerwährende jungfräuliche Gottesgebärerin, aus dem klugen, frommen, sittsamen Weibe das mit allen Tugenden geschmückte, vollkommene, sündenlose, unerreichbare Menschenideal." „Der Christ des fünften Jahrhunderts hieß dasselbe Bild die Gottesgebärerin, welches von dem Christen des zweiten Jahrhunderts Mutter Jesu genannt wurde", weil ihr „bei diesem Mysterium diese Stellung von dem Zeitbewußtsein angewiesen wurde" (S. 333). In diesen Sätzen ist die Ausdrucksweise neu, sie verflacht das kirchliche Dogma zu sehr und bringt auf gefährliche Bahnen. Nicht nur die Dogmen selbst sind von Gott geoffenbarte Wahrheiten, sondern auch die immer vollkommenere Aneignung und Ausprägung des in ihnen beschlossenen Inhaltes, die „Ausgestaltung christlicher Religionsvorstellungen" (S. 8), geschieht, wenn auch „durch die eigene Triebkraft des christlichen Geistes", doch unter Aufsicht der unfehlbaren Kirche und unter Leitung des heiligen Geistes.

Es liegt nicht bloß in der Aufgabe des theologischen, sondern auch des archäologischen Standpunktes, das Christenthum als das hinzunehmen, was es in Wahrheit und Wirklichkeit ist: als eine göttliche Thatsache, und man muß seine Lehrentwicklung anders besprechen, als die Ausgestaltung eines philosophischen Systems. Das muß heute um so mehr betont werden, je mehr Stimmen laut werden, welche die christlichen Alterthümer behandeln, wie man mexikanische und indische Alterthümer und Phantastereien vom sogenannten Standpunkt einer wissenschaftlichen Philosophie der Geschichte aus bespricht. Der christliche Glaube ist eine zarte Pflanze, die in solcher Luft nicht gedeiht, und ist ein so hohes Gut, daß man nicht ohne Gefahr seine „Ausbildung" in einer Weise besprechen kann, welche für Gläubige und Ungläubige zugleich passen soll.

Wir sind weit entfernt, glauben zu machen, daß einige bedenkliche Wendungen dem Buche Lehners seinen Werth nehmen. Nein, sein Buch bleibt eine schätzenswerthe Leistung. Aber je schöner ein Musikstück ist, je mehr es die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, desto mehr bedauert man einen Mißton, der mehr oder weniger unfreiwillig durch unglückliche Umstände hineingeräth. Allen, welche sich für die Geschichte der Marienverehrung interessiren, wird das treffliche Werk die besten Dienste leisten. Sie werden mit uns dem Verfasser danken, der in so fließendem Vortrage und mit so warmer Begeisterung für sein Ideal uns sein aus „schriftlichen und monumentalen Quellen gewonnenes Resultat" vorlegt, daß nämlich „aus der früheren Entwicklung das ganz naturgemäß gewachsene Marienideal gewissermaßen schon fertig an das fünfte Jahrhundert abgegeben wird" (Vorwort).

Stephan Beissel S. J.

Zur neuern Geschichte des Dombaues in Köln. Von Dr. **August Reichensperger.** Mit einer Bildtafel. 8⁰. 65 S. Köln, J. P. Bachem, 1881. Preis: *M.* 1.

Kam die Wiederherstellung und der völlige Ausbau des Domes von Köln auch schon im Beginne des laufenden Jahrhunderts in Anregung, so war das Interesse für das großartige Werk noch im Jahre 1840 nur in verhältnißmäßig enge Kreise gedrungen; bloß 122 Votanten erwählten das erste Comité, welches das provisorische Statut für den Dombauverein und dessen Thätigkeit entwerfen sollte. Als am 23. November jenes Jahres Friedrich Wilhelm IV. 10 000 Thaler zum Dombau bewilligte, drohten die noch nicht beigelegten Wirren zwischen Kirche und Staat zu verhindern, daß die Katholiken einmüthig das Werk in Angriff nahmen. Damals schrieb Dr. August Reichensperger seine erste Schrift über den Kölner Dombau: „Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer." Es war ein zündender Appell, der seine Wirkung nicht verfehlte. Seit jener Zeit unermüdlich für die große Sache thätig — von 1842 an schon Vorstandsmitglied des Dombauvereins, hat er die ganze „neuere Geschichte des Dombaues" als einer der verdienstvollsten Theilnehmer des Werkes selbst mitgelebt, sah sich aber,

in Folge neuer, noch ungelöster kirchenpolitischer Wirren, mit vielen andern Förderern des herrlichen Baues gezwungen, bei dem Domfeste, das die Vollendung krönen sollte, eine „würdige Zurückhaltung" zu beobachten. Muß seine Schrift deßhalb schon um des Verfassers willen das größte Interesse erwecken, so ist dieß noch mehr rücksichtlich des Inhalts der Fall. In ruhiger Objectivität, sine ira et studio, berührt sie die wichtigsten Momente in der Geschichte des Dombaues: die wesentlichsten architektonischen Fragen, welche dabei zur Erörterung und Lösung kamen; die finanziellen Schwierigkeiten, welche sich dem Werke entgegenstellten; die Vereinsthätigkeit, welche dieselben beseitigte; die Stellung, welche „Deutschland" und vorab „Jungdeutschland" zu dem erhabenen kirchlichen Bauwerk nahmen; die Discussionen, welche der Bau der Thürme und der Thurmfaçade hervorrief; endlich die Geschichte der Vollendungsfeier und der merkwürdigen Deutung und Behandlung, welche dieselbe in der deutschen Presse erfuhr. Besondere Aufmerksamkeit ist dem bereits landläufig gewordenen Irrthum geschenkt: „das deutsche Volk im Verein mit Deutschlands Fürsten habe den Dom vollendet". Dr. Reichensperger weist nach, daß sich der Antheil deutscher Fürsten auf die „Beiträge einiger Weniger unter ihnen" beschränkt, daß „in dem bei weitem größten Theile unseres Vaterlandes keine Spur von opferwilliger Sympathie für den Dombau sich herausgestellt hat", daß „der Stadt Köln vor Allem, in Verbindung mit der Rheinprovinz, der Ruhm gebührt, das große Werk zu Ende geführt zu haben". Seiner eigenen Betheiligung an dem Bau erwähnt der Verfasser nur mit großer Zurückhaltung, wo die Sache selbst es verlangte. Den gerechten Schmerz, den er bei dem vorjährigen Dombaufest empfinden mußte, theilten wir mit vollem Herzen. Doch die echte Liebe und Begeisterung erprobt sich im Leiden und läßt sich von diesem nicht besiegen. Treu seinem vierzig Jahre lang bethätigten Streben, den Dom möglichst im Sinn und Geist der ersten Gründer und Erbauer zu vollenden, krönt der hochverdiente Vorkämpfer echter Gothik seine interessanten Mittheilungen mit abermaligen Vorschlägen, welche den noch verschiedenen Einzelheiten am Außenbau (den Pfeilern am Fuß der Thurmoctogone, der Bedachung der Chorkapellen und den Thüren „der schönsten Thore der Welt"), dann der inneren Ausstattung des Domes gewidmet sind.

Was diese betrifft, wünscht Herr Reichensperger vor Allem die Erstellung eines neuen, stilgerechten Orgelgehäuses, eine passende Umgestaltung des Anbaues, welcher das Reliquiar der heiligen drei Könige umschließt, die Versetzung dieses Reliquiars in die Mitte des Chores, die Neubeplattung des Fußbodens in reicher, künstlerischer Weise, entsprechende Polychromirung des Innern und die Construction eines Lettners, wie ihn der Stil der Kathedrale erheischt — lauter Forderungen, welche mit Plan und Zweck der bisherigen Bauthätigkeit in engstem Zusammenhang stehen und welche, wenn auch einzelnen diese oder jene praktische Schwierigkeit entgegentreten mag, in der historischen Entwicklung der echten Gothik begründet sind. Mögen diese Vorschläge Aufnahme und Verwirklichung finden und so die zahllosen Verdienste krönen, welche Herr Reichensperger sich um das schönste Baudenkmal

Deutschlands erworben hat! Wie kein Anderer hat er muthig und treu als echter Hüter und Ritter der mittelalterlichen Kunst an seinem Posten gestanden, das Eindringen fremder Elemente standhaft verhindert und den Bau, so weit er konnte, in unermüdlicher, opferwilliger Thätigkeit dem ursprünglichen Ideal entgegengeführt. Freudig stand er vor vierzig Jahren an dem Grundstein, den der Erzbischof v. Geissel segnete, und reichte Friedrich Wilhelm IV. die Urkunde der Grundsteinlegung dar. Möge es ihm vergönnt sein, noch den Tag zu schauen, wo wieder der Erzbischof von Köln friedlich und freudig den Monarchen Preußens in den auch innen vollendeten Dom führt!

A. B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Legende vom hl. Wendelin in dreizehn Zeichnungen. Von Joseph Ritter von Führich. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Der Name Führich gibt von vornherein die Bürgschaft, daß wir einer ausgezeichneten Leistung gegenüberstehen. Der Meister zeichnete die Bilder im Sommer 1871. Einsam und ungestört saß er, der 71jährige Greis, mehrere Wochen lang zwischen elf und drei Uhr am niedrigen Fensterchen seines Zimmers vor einigen Blättchen Papier. An einem Sonntage rief er, die Pfeife gemächlich stopfend, seine Familie an sein bescheidenes Arbeitstischchen: „Da hab' ich was gemacht; seht's euch einmal an. Ich glaube, ich bin fleißig gewesen." Er war fleißig gewesen, denn die dreizehn Zeichnungen lagen fertig vor ihm. Es ist zu verwundern, wie der Zeichenstift noch immer seiner zitternden Hand gehorchte. Das Alter kündet sich fast nur dadurch an, daß wir in jedem Bilde den gewiegten Künstler erkennen, der seinen tiefen Gedanken in der einfachsten Form, klar, ohne unnöthigen Schmuck und doch ohne Leere auf's Papier „niederschreibt". Nur eine langjährige Übung kann die Fähigkeit geben, ohne Vorstudien so verschiedene Scenen so leicht hinzuwerfen. Im ersten Bilde sitzt Wendelin tiefsinnig vor dem Ecce-homo-Bilde. Alles im Bilde concentrirt sich um den Blick, mit dem der Fürstensohn dem mit Dornen gekrönten Gottessohn in die Augen schaut; im zweiten wirft er Krone und Mantel von sich, indem er in edler Haltung die Leiter herabsteigt und so heimlich sein elterliches Haus verläßt. Im dritten Bilde zimmert sich der schottische Königssohn im einsamen Walde eine Zelle aus Baumstämmen. Der Gegensatz zwischen der niederen Arbeit und der edlen Gestalt des Arbeitenden ist glücklich in Einklang gebracht. Mit dem vierten Bilde werden die Compositionen reicher. St. Wendelin tritt aus der Menge hervor, welche die Kirche verläßt, und bittet einen zu Pferde steigenden Ritter um ein Almosen. Als Antwort weist der Edelmann auf sein in der Ferne liegendes Schloß, wo er Arbeit statt des Almosens bieten will. St. Wendelin nahm sein Anerbieten an. Bild 5 zeigt ihn, wie er die Schafe des Ritters hütet. Aber vor ihm schweben die Phantasiebilder seiner Eltern, die trauernd ihm die verlassene Krone, eine Braut und alle Freuden der Jugend anbieten. Sogar die Leiter, die ihm bei der Flucht diente, fehlt nicht. Jedermann erkennt, wie schwer es war, einen Hirten zu zeichnen, der auf einsamer

Waldesdistrikt seine Heerde bewacht, vor dessen Geist aber solche Bilder auftauchen, die ihn vergebens verführen wollen, ein heiliges Beginnen zu bereuen und aufzugeben. Im Anfang bleibt darum auch die Darstellung etwas dunkel; aber sobald die Erklärung den Schlüssel bietet, bewundern wir wiederum das Talent, mit dem der Zeichner seine fast unlösbare Aufgabe dennoch vollendet. Die folgenden vier Bilder (6—9) erzählen, wie die Mitbediensteten den Heiligen anschwärzen, er besorge die Heerde schlecht und treibe sie auf zu ferne Weideplätze; wie der Ritter einmal spät am Abend die Heerde fern vom Schlosse findet und darob den Hirten schilt; wie er dann mit seiner Gemahlin auf flüchtigem Rosse nach Hause eilt, während St. Wendelin ihm folgt; wie der Ritter endlich, am Thore seiner festen Burg anlangend, vor sich St. Wendelin erblickt, der die Heerde schon zum Burgthor hineinführt. Ein mittelalterlicher Meister hätte die eine Geschichte, statt in vier Bildern, lieber in einem Hauptbilde dargestellt, dessen Vordergrund in größerem Maßstabe die mittlere Scene gezeigt hätte, während Anfang und Ende der einen Geschichte im Hintergrunde auf kleineren Bildern sich gefunden hätte. So hätte er verschiedene Zeitmomente in einen Rahmen zusammengedrängt und Fehler gegen die Einheit des Ortes und der Zeit begangen; aber wenn man vier Scenen einer Geschichte in vier getrennten Bildern gibt, hebt man die Einheit der Geschichte doch mehr oder weniger auf. Die alte und die neue Methode hat ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Im elften Bild schließt Führich sich übrigens der alten Weise insofern an, als er den Heiligen zweimal auf einem Bilde erscheinen läßt. Die vier letzten Zeichnungen (10—13) stellen dar, wie der Heilige zum Abt erwählt wird, wie sein Begräbniß stattfindet und wie die Wunder an seinem Grabe den Bau einer ihm geweihten Kirche veranlassen.

Faßt man den dargebotenen Stoff bloß als Legende, so ist den Zeichnungen nur Lob zu spenden. Wollte man den Nachdruck darauf legen, daß es ein Heiliger ist, dessen Legende dargestellt wird, so hätten uns die Zeichnungen, welche alle Mittel unseres etwas naturalistischen Jahrhunderts verwerthen, noch mehr angesprochen, wenn sie etwas ruhiger gehalten, etwas mehr stilisirt worden wären und so dem Gottesfrieden der Heiligkeit mehr Rechnung getragen hätten. Da indessen Führich von Schwinds „Melusine“ angeregt war und zuerst einen Bildercyclus über Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ im Plan hatte und begann, so wollte er eben mit seinem Zeichenstifte nur eine Legende erzählen, deren Hauptperson der hl. Wendelin wurde.

Die Wiedergabe der Originalzeichnungen durch das k. k. militärisch-geographische Institut zu Wien zeigt „den ungeheuren Fortschritt, welchen die auf der Photographie beruhenden vervielfältigenden Künste in den letzten Jahren gemacht haben“. Das schöne Werk Führichs tritt uns gleichsam im Original entgegen; es sei unsern Lesern auf das Wärmste empfohlen.

Das heilige Namenbuch. Von Konrad Dangkrotzheim. Lex.-8°. 22 S. Augsburg, Huttler, 1882. Preis: *M.* 1.50.

Der Colmarer „Meistersinger“ Konrad Dangkrotzheim verfaßte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eines der anmuthigsten der sogen. „Heiligen Namenbücher“, d. h. einer Art Kalender in Reimen, wie sie im Mittelalter üblich waren. Nachdem der Text im Jahre 1878 von Karl Pickel (im ersten Bande der Elsäßischen Literaturdenkmäler) veröffentlicht wurde, hat jetzt das Literarische Institut von Dr. M. Huttler denselben in durchaus würdiger Ausstattung auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Der Druck wurde in Roth und Schwarz mit einer sehr gefälligen, der Fust-Schöffer'schen nachgebildeten Type ausgeführt. Sinnig gezeichnete Bilder, welche die

einzelnen Heiligen oder ihre Attribute darstellen, umrahmen den Text. Es sei noch bemerkt, daß der ganze Ertrag „den Armen“ zufallen soll.

Festgabe zur Eröffnung des Paulus-Museums zu Worms (9. October 1881). Die St.-Paulus-Kirche zu Worms, ihr Bau und ihre Geschichte. Von Friedrich Schneider. Preis: *M.* 12.

Die Paulus-Kirche zu Worms diente bis zur französischen Revolution (1802) dem Stifte, das Kaiser Heinrich II. 1002 an der Stelle der alten Burg der Salier errichtet hatte. Vom ersten Bau sind höchstens die beiden Westthürme erhalten, die den beiden runden Thürmen des Mainzer Domes gleichen. Vor ihnen erhebt sich eine glänzende Vorhalle, die v. Quast nach 1261 setzt (Rom. Dome, S. 54). Schneider ist (mit Rücksicht auf eine Inschrift von c. 1227) nicht abgeneigt, eine frühere Datirung anzunehmen, und wir schließen uns dem um so lieber an, als Schnaase (2. Aufl., Bd. V. S. 268) den Kern des Baues viel früher als v. Quast setzt und nur eine „Reparatur“ nach 1261 zugibt, wodurch die widersprechenden Ansichten vereint werden könnten. Das Ostchor ist etwas früher als die westliche Vorhalle, jedoch nach 1200 entstanden. Neben der Kirche liegt der Rest des alten Kreuzganges, dessen Bau der Vollendung der Vorhalle folgt. Sein westlicher Flügel gehört noch in's 13. Jahrhundert. Das Schiff der Kirche ist im Jahre 1707 so vollständig umgebaut, daß sich von dem alten Bau nichts erhielt. Seit 1802 stand die Kirche einsam und verlassen, wie es schien, dem langsamen Verfall anheimgegeben. Ihre alten, hochinteressanten Wandgemälde, welche von der Kunst und der Symbolik des 13. Jahrhunderts Zeugniß ablegen, bröckelten langsam aus; die im 18. Jahrhundert von tüchtigen Meistern gemalten Deckengemälde schienen dem Verderben gewidmet. Da regte L. Gedon aus München bei seinem Gastfreunde Herrn Max Heyl den Gedanken der Herstellung an. Das Wort des Künstlers fand den rechten Boden. Der eben entstandene Alterthumsverein von Worms ward in's Interesse gezogen. So kam es zum Beschlusse, die Paulus-Kirche zur Errichtung eines Museums wieder in Stand zu setzen. Dem Entschlusse folgte die That so rasch, daß schon am 9. October die Eröffnung gefeiert wurde. Dabei erschien die vorliegende Festschrift. Die gewandte Feder des als Kunstschriftsteller rühmlichst bekannten Herrn Friedrich Schneider und die glänzende Ausstattung sichern ihr bleibenden Werth. Den kräftigen Typensatz begleiten energisch gezeichnete Arabesken. Die 14 Tafeln sind künstlerisch aufgefaßt und gezeichnet, ohne daß dadurch der Stilcharakter der dargestellten Bautheile und Bildwerke wesentlich verändert ist. So können wir auf diese Festschrift den schönen Wormser Ehrenspruch anwenden:

„Digna bona laude
Semper Wormatia gaude.“

Sie ist „werth des besten Lobes“, und Worms kann sich freuen, daß die Eröffnung seines Museums in so gediegener Weise weiteren Kreisen bekannt gemacht ist.

Albrecht Dürer. Von Leopold Kaufmann. Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1881. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Der Verfasser dieser sehr ansprechenden Schrift gewinnt von Anfang an durch die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher er sich beim Leser einführt, den er durch gründliche Behandlung und lichtvolle Darstellung bis zum Ende gefesselt hält. Kaufmann zeigt uns Dürer in seiner äußern Gestalt als einen „der schönsten Männer seiner Zeit“; in seinem echt deutschen Charakter voll Ehrfurcht gegen die Eltern und

treuer Liebe gegen die Freunde; in seinen epochemachenden Leistungen als Maler, Zeichner, Kupferstecher und Holzschneider. So gewinnt Dürers Person Schritt für Schritt mehr und mehr unser Interesse. Wir sehen ihn geehrt bei den großen Künstlern Italiens, besonders bei dem feierlichen Giovanni Bellini, dem farbenprächtigen Tizian und dem lieblichen Raphael. Der ritterliche Kaiser Maximilian gibt Dürer glänzende Aufträge und veranlaßt die Reise in die Niederlande, die einem Triumphzuge der Kunst gleich wurde. Sehr spannend ist die Art und Weise, in welcher der Verfasser im Verlaufe seines Buches wiederholt auf das Verhältniß Dürers zu seiner Frau zurückkommt, bis er zuletzt zu dem Resultate gelangt, Frau Dürer sei „zwar keine Xantippe" gewesen, wie bis jetzt so oft erzählt wurde, habe aber „geistig zu sehr unter ihrem Manne gestanden, um denselben zu begreifen und zu würdigen". Von weittragendem Interesse und großer Wichtigkeit sind die beiden letzten Kapitel über das Verhältniß Dürers zur Reformation und über seinen Einfluß auf die spätere Kunst. „Dürer war und blieb, wie auch der protestantische Eye zugibt, ein treuer Sohn der alten katholischen Kirche; nur confessionelle Befangenheit kann so weit gehen, vor den Marienbildern Dürers die Augen zu verschließen und auszurufen: ‚Dürers Marienbilder waren evangelische Marien!'" — Möge der Verfasser uns erlauben, eine Bitte an ihn zu richten. Die Erfüllung wird ihm leicht sein, denn jedes Kapitel seines Buches zeigt, daß seine Arbeit nur das Beste von den Früchten jahrelanger, eingehender Dürer-Studien bietet. Wir wünschten dringend, er möge das vorliegende Heft weiter ausarbeiten und für die großen Kreise des gebildeten Publikums bearbeiten, eine Anzahl Illustrationen zulegen und uns so eine werthvolle Gabe bereiten für den Weihnachtstisch. Die katholische Literatur ist so arm an gediegenen, allgemeinverständlichen Werken über die deutsche Kunst.

Miscellen.

Irisches. Jüngst empfingen wir Briefe von unserem Mitarbeiter P. Theodor Granderath, welcher im verflossenen Spätsommer Irland durchreist hatte und uns die dort empfangenen Eindrücke mittheilte. Wir wollen hier Einiges aus diesen Berichten geben, weil es das in dieser Zeitschrift (XX, 262 ff., 400 ff., 486 ff.) über Irland Gesagte in Allem bekräftigt: „Obwohl ich die Insel der ganzen Breite nach durchstreifte und in den verschiedensten Gegenden, in den Städten und auf dem Lande, bei Tag und am Abend, herumging, habe ich nirgendwo auch nur die leiseste Spur einer Revolution wahrgenommen, vielmehr Alles im tiefsten Frieden vorgefunden und bin, abgesehen von den Schaaren bewaffneter Polizeidiener im Westen, auf Nichts gestoßen, was außerordentliche Verhältnisse andeutete. Dieß beweist freilich nicht, daß während jener sechs Wochen, von Ende Juli bis Anfang September, im ganzen Lande überhaupt keine Ruhestörungen und Frevelthaten vorgefallen seien; aber es beweist, daß, wer im verflossenen Sommer nach den englischen Zeitungsberichten und ihren deutschen Copien sein Urtheil über die Vorgänge auf der Insel bildete, jämmerlich in die Irre ging. Mußte ihm doch der größte Theil Irlands als eine vom Sturm gepeitschte See erscheinen! Von den erzählten Greuelthaten ist eine ganze Reihe als reine Erdichtung zu streichen; andere entkleide man der Entstellungen und Übertreibungen; was dann von wahren Thatsachen übrig bleibt, vertheile man auf das ganze Land, und es wird sich herausstellen, daß in jener Zeit nichts Außerordentliches vorgefallen ist. . . .

Bei Dublin ist die Gegend anmuthig. Kaum ist man aber eine halbe Stunde landeinwärts gefahren, so verändert sich das Bild. Die irische Landfrage tritt leibhaftig vor unsere Augen. Die Wiesen verlieren ihre Frische, und endlose Wüsteneien und Torf- und Moorgründe wechseln mit ihnen — menschenleere Einöden. Stundenweit fährt unser Zug dahin und kein einziges Dörfchen ist links oder rechts zu erspähen; kaum zeigt sich einmal ein menschliches Wesen. In weiten Abständen von einander erheben sich elende Lehmhütten mit ihren Strohdächern ein paar Fuß über den Boden, die einsamen Wohnungen der armen Leute, welche der Wüstenei ihre Existenzmittel abzuringen haben. Neben der Hütte liegt ein Stückchen Kartoffelfeld und manchmal ein armselig dreinschauendes Haferfeldchen. Das ist das Bild der Gegend, welche der Zug durchschneidet. Die wenigen Städte mit den Stationen abgerechnet, sieht der Reisende auf unserem Zuge nichts Anderes, bis er um halb drei Uhr Nachmittags im Westen der Insel, in Galway, anlangt. — Wäre es denn nicht möglich, diese unermeßlichen Strecken in Acker-

land oder Wiesen zu verwandeln, um der so oft in Irland wiederkehrenden Hungersnoth zu steuern und Tausenden von Irländern, denen die Noth den Wanderstab in die Hand drückt, Wohnsitze auf dem ihnen so theuren heimathlichen Boden anzuweisen? Alle Irländer ohne Ausnahme, welchen ich auf den verschiedenen Punkten meiner Reise diese Frage vorgelegt, bejahten dieselbe und schrieben den Engländern die Schuld zu, daß ein so beträchtlicher Theil ihres Bodens als unnütze Wüste daliege, da sie die Summen nicht bewilligen wollten, welche für die Cultivirung desselben erforderlich seien, und bis dahin durch ihre Gesetze die Pächter selbst verhinderten, für die Verbesserung ihrer Lage und ihres Pachtbezirkes etwas zu thun. Ob nun die Cultivirung der beschriebenen Strecken sich wirklich rentire, ist eine Frage, die ich weder bejahen noch verneinen möchte. Man wird bei diesen immensen Landstrecken wohl unterscheiden müssen. Einiges wird wohl nicht zur Cultur geeignet sein, Anderes gut dafür passen.

Übrigens würde man irren, wenn man ganz Irland für eine solche Wüstenei halten wollte; es trägt nicht mit Unrecht den Namen der grünen Insel. Mein Weg führte mich nach Norden, und dort habe ich reichere Gegenden, aber leider auch wiederum das Jammerbild irischer Armuth gefunden. Das Land bot dort anmuthige Partien. Hügel und Thäler waren vorherrschend Wiesengrund, überall erblickte das Auge liebliches irisches Grün. Die auf den Wiesen einsam liegenden Hütten sind freilich nicht so arm, wie diejenigen, welche wir auf unserer Reise von Dublin nach Galway gesehen, aber doch noch über die Maßen dürftig. Etwa vier bis fünf Fuß erheben sich ihre Lehmwände, auf denen das Strohdach ruht. Fast alle Häuser haben hier im Norden ein paar kleine Fensterchen und, wie ein schwarzes Loch in dem Dache zeigt, einen Kamin — Vorzüge, welche vielen Hütten im Westen abgehen. Aber jeder Schmuck an den Häusern oder vor denselben ist perhorrescirt. Natürlich; es wäre ein Zeichen für den Grundherrn, daß sein Pächter in vortheilhaften Umständen lebe, und der Verschönerung des Gütchens entspricht eine Erhöhung des Pachtzinses.

Treten wir doch in eine solche Hütte hinein; wählen wir eine, welche von einem besser situirten Pächter bewohnt ist, zu dessen Pachtgut dreißig Acker (etwas mehr als zwölf Hektare) gehören. Er wird uns freundlich aufnehmen und uns bereitwilligst seine Gemächer und deren Einrichtung und selbst seinen unveränderlichen Küchenzettel zeigen. Der Boden ist, wie er war, als die Hütte gebaut wurde, nur etwas härter und trocken, ausgenommen an dem Eingange, wo das Regenwasser ein paar Fuß weit einzutreten pflegt. Über uns ist keine Decke, sondern das von Rauch ganz geschwärzte Strohdach. Eine Wand theilt das Haus in Wohnzimmer und Schlafgemach; in ihr ist der Kamin, welcher beide Räume warm hält, das Wohnzimmer aber mit Torfdunst und Torfgeruch erfüllt. Zum Studiren wäre das Zimmer nicht geeignet. Das Licht genügt vollkommen für den Verkehr der Personen mit einander, aber nicht zum Lesen eines Buches; denn es findet fast nur durch die Thüre Zutritt, und ein ordentliches Quantum wird von dem schwarzen Dache und den schwarzen Wänden aufgesogen. Überflüssige Möbel, wie z. B.

ein Tisch, sind nicht vorhanden. Nur ein einziger Bretterstuhl steht da, welcher Einem von uns zum Sitzen angeboten wird, während sich alle Anderen, die sitzen wollen, auf eine etwa dastehende Kiste oder auf den Boden niederlassen. Der Bretterstuhl dient zugleich als Tisch, auf welchem beim gemeinsamen Mahle die Schüssel steht. Am Morgen gibt es Stirabout (Rührherum), d. i. ein aus Maismehl und Wasser gekochter Brei mit einer Zugabe von etwas Buttermilch. Früher bildeten Kartoffeln das Morgenbrod, wie jetzt noch in anderen Gegenden Irlands. In der Gegend aber, in welcher wir uns befinden, sind sie seit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit in den vierziger Jahren durch den Stirabout verdrängt. Am Mittag wird Kohl servirt, welcher mit etwas amerikanischem Fett zubereitet ist, und am Abend gibt es, wenn ich mich gut erinnere, Thee. Butter, Eier, Fleisch, die Producte ihrer eigenen Farm, sind diesen Leuten fast gänzlich unbekannt, und niemals, so versicherte man mir, genießen die Pächter in der ganzen Gegend ein Stückchen Fleisch, ausgenommen etwa am Weihnachts- oder Ostertage. Eine solche Nahrung und Wohnung ist denn doch für den Durchschnittsfarmer eines Landes, in welchem die Bevölkerung weit über die Hälfte aus Farmern besteht und alle Bewohner fast ausschließlich entweder direct oder indirect vom Landbau leben, etwas allzu arm. In allen Ländern gibt es wohl arme Leute, welche mit einer solchen Nahrung und Wohnung zufrieden sein müssen; aber hier habe ich eine Gegend vor mir, in welcher sie, wie man mir versichert, die Nahrung und Wohnung der ganzen Landbevölkerung ist, und diese Gegend wird mir überall als eine wohlhabende Gegend des Landes beschrieben. Ein Studiosus, welcher mich auf einigen Spaziergängen begleitete, der Sohn eines Farmers, welcher fünfzig Acker in Pacht hat, sagte mir, daß sie nie eine andere Nahrung, als die beschriebene, genössen; höchst selten erlaubten sie es sich, anstatt aus Mais aus dem von ihnen selbst gezogenen Hafer den Morgenbrei zu bereiten; sie verkauften den Hafer und kauften aus dem Erlös das Maismehl; ein Haferbrei gelte als Delicatesse. Ist das Land denn so ganz unbarmherzig stiefmütterlich von der Natur bedacht? Ganz gewiß nicht. Nach Allem, was ich in Irland gesehen und gehört, muß ich die Insel für ein Land halten, welches zwar nicht zu großem Reichthume bestimmt ist, aber doch, auch abgesehen von der Möglichkeit, andere Erwerbsquellen zu öffnen, durch den Ackerbau allein, um nicht hoch zu greifen, wenigstens der doppelten Zahl der jetzigen Bewohner ein reichliches Auskommen bieten kann. Der Grund der elenden Lage der Bevölkerung ist ferner nicht in Eigenschaften der arbeitenden Landbevölkerung selbst zu suchen. Die Landleute sind durchgängig sehr fleißig, und ihre Unlust, etwas zur Verbesserung ihres Gutes und zur Hebung der Landwirthschaft zu thun, ist auf die Gesetzgebung zurückzuführen, welche sie bisher zwang, ihre eigene Arbeit zu bezahlen, da der Gutsherr nach einer Verbesserung des Pachtgutes die Rente erhöhte. Die Wurzeln der traurigen Lage der Irländer scheinen mir drei Hauptübelstände zu sein: die so ungünstige Vertheilung des Grundbesitzes, die wenigstens bis zur neuesten Landbill so schlechten Landgesetze und der fast gänzliche Mangel anderer Erwerbsquellen außer dem Ackerbau."

Rückgang des Socialismus in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Als vor mehreren Jahren der Sitz des Generalrathes der Internationale nach New-York verlegt wurde, sprachen die Socialisten laut die Hoffnung aus, Amerika bald in den Vordergrund der socialistischen Agitation gerückt zu sehen. Inzwischen ging der Generalrath den Weg alles Fleisches und mit ihm die Organisation der Internationale. Doch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, die amerikanische Arbeiterwelt in kurzer Zeit in die große Emancipationsbewegung hineinzuziehen und von der neuen Welt aus die Unzufriedenen der alten Welt zu unterstützen. Die Aussichten auf Erfolg mehrten sich, als die preußische und die russische Polizei den Arbeitern jenseits des Oceans Hilfstruppen schickte, in deren Reihen sich ergraute und redegewandte Agitatoren befanden.

Aber merkwürdig! Es ist, als ob der Socialismus die Freiheit nicht vertragen könnte. Sein Weizen gedeiht nur in den stark centralisirten Militärstaaten. Das sehen wir in Frankreich, in Italien, seitdem es „einig" ist, in Deutschland und in Rußland. In der Schweiz dagegen fristet der einheimische Socialismus ein kümmerliches Dasein, in England vermag er trotz rastloser Propaganda zu keiner Bedeutung zu gelangen.

Und in Amerika? „Seit unserem letzten Berichte" (vom Jahre 1879), schrieb ein socialistischer Berichterstatter Ende September 1880 über Amerika, „haben wir leider gar keine Fortschritte der Partei zu verzeichnen." [1] Noch kläglicher klingen die Berichte, welche der Genosse Mc. Guire, Delegirter der Socialisten der Vereinigten Staaten Amerika's, dem dießjährigen socialistischen Weltcongreß in Chur (2.—4. October) über den Fortgang bezw. Rückgang des Socialismus in seiner Heimath vorlegte. Der Züricher „Socialdemokrat" bemerkt (Nr. 43, 1881), „nach reiflicher Überlegung" habe er sich entschlossen, von der sofortigen Veröffentlichung der Berichte der Delegirten „Abstand zu nehmen". Nach dem, was Genosse Mc. Guire bei seiner Rückkehr aus Europa über seinen Bericht verlautbaren ließ, ist anzunehmen, daß der „Socialdemokrat" ihn nicht aus Bescheidenheit seinen Lesern vorenthält.

Wie Mc. Guire behauptet, stand der Socialismus der Vereinigten Staaten im Jahre 1877, der Periode der großen Arbeitseinstellungen der Eisenbahnarbeiter, in vollster Blüthe. Bei den Herbstwahlen des genannten Jahres brachten die Socialisten der Vereinigten Staaten über 50 000 Stimmen auf ihre Candidaten, davon 10 000 in Ohio (9000 in Cincinnati allein), 7000 in Chicago, 6000 in St. Louis und 4000 in New-York. Auch in anderen Städten gewannen sie eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stimmen. Hier ist jedoch gleich zu bemerken, daß in diesen Zahlen manche nicht-socialistischen Elemente miteinbegriffen sind und die sogen. Arbeiterpartei erst im Jahre 1877 das Beiwort „socialistisch" ihrem Namen hinzufügte. Die Zahl der ganz oder halb socialistischen Organe belief sich in eben demselben Jahre auf 15: 10 deutsche, 3 englische, ein böhmisches und ein schwedisches. Man sieht, auch

[1] Vgl. Jahrbuch für Socialwissenschaft von Ludwig Richter. Zürich, Oberstraß, 1881. S. 170.

in Amerika ist das englische Element mit seinem praktischen, auf das Concrete und Erreichbare gerichteten Sinn den socialistischen Utopien wenig hold. Deßhalb sind denn auch die Klagen deutscher und französischer Socialistenblätter über die „alte Bornirtheit" der Engländer und Anglo-Amerikaner nicht gerade selten. Das immense Übergewicht unter den Socialisten der Vereinigten Staaten haben die Deutschen, meist desertirte Soldaten oder in neuerer Zeit auch ausgewiesene Socialdemokraten, welche ihre Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und ihre Umsturzgelüste aus der Heimath in die neue Welt mitbrachten. Doch hören wir jetzt den weiteren Bericht des Genossen Mc. Guire und vergessen wir dabei nicht, daß es zum Wesen eines socialistischen Berichterstatters gehört, in Bezug auf die Erfolge seiner Partei Schönfärberei zu treiben.

„Im Jahre 1877," berichtet Mc. Guire nach der Angabe eines amerikanischen Blattes, „trat unter den Parteigenossen ein unüberlegter Eifer in Gründung neuer Zeitungen zu Tage, ohne die nöthige Aufmerksamkeit der geschäftlichen Basis für solche Unternehmungen zu widmen. In Folge hiervon starben viele dieser Blätter eines frühzeitigen Todes, während andere an die Opferwilligkeit und Energie der Parteigenossen die höchsten Anforderungen stellten und trotz alledem nach einer kurzen Zeit kümmerlichen Daseins der Schuldenlast unterlagen. Dieß führte in der Regel zu Zwistigkeiten innerhalb der Sectionen, welche solche Blätter gegründet hatten, und das Ende war der Zerfall der Sectionen oder wenigstens die Lahmlegung ihrer Thätigkeit. Ein solch unglücklicher Rückschlag trat namentlich in Cincinnati ein, wo das socialistische Votum im Jahre 1877 9000 Stimmen betrug, im Jahre 1878 dagegen auf 1700 herabfiel. In Chicago nahm indessen die Partei einen erfreulichen Aufschwung. Im Frühjahr 1878 erwählten wir daselbst einen Alderman. Es war dieß der erste von Socialisten erwählte Beamte in Nordamerika. Im Herbst desselben Jahres gelang es unserer Partei, in Chicago vier Vertreter in die Staatslegislatur von Illinois zu schicken. Im Frühjahr 1879 erwählten unsere Parteigenossen in Chicago vier Aldermen und gaben 12 000 Stimmen für ihren Candidaten zur Mayorwürde ab. Allein im Herbst desselben Jahres fiel die socialistische Stimmenzahl auf 5000 herab. Der Grund hiervon ist in dem Abfall derjenigen zu suchen, welche nur eine vorübergehende Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, nicht aber eine tiefere socialistische Überzeugung in unsere Reihen geführt hatte. Dieselbe Erscheinung wurde auch in anderen Städten wahrgenommen. St. Louis erwählte im Jahre 1877 fünf Mitglieder in den Schulrath und zwei in den Stadtrath. Im Jahre 1878 gaben wir in der letztgenannten Stadt 6000 Stimmen ab, seither haben wir aber an der politischen Campagne nicht mehr theilgenommen. New-York schreitet langsam, aber sicher vorwärts, das socialistische Votum wächst von Jahr zu Jahr und zählte im Jahre 1880 6000 Stimmen für unsere Candidaten. Detroit gewinnt ebenfalls jährlich an Stimmen und erwählte in diesem Jahre (1881) mit 1000 Stimmen einen Alderman. Die Parteipresse besteht heute aus drei Tages- und drei Wochenblättern in deutscher, je einem Wochenblatt in böh-

mischer und schwedischer Sprache. Diese Zeitungen erfreuen sich sämmtlich einer durchaus gesicherten geschäftlichen Lage und besitzen eine Abonnentenzahl, welche diejenige der früher bestehenden Blätter weit übersteigt. Die ‚New-Yorker Volkszeitung‘ (welche übrigens nur halb socialistisch ist) hat eine Durchschnittsauflage von 14 000 Exemplaren täglich. Obschon wir bis jetzt nur ein Monatsblatt in englischer Sprache besitzen, so leistet uns doch die wöchentlich erscheinende ‚Irish World‘, welche über Tausende von Lesern verfügt, fast dieselben Dienste, wie ein Parteiorgan. Es besteht in Detroit eine Flugblatt-Association, die jährlich Millionen (?) von kleineren Agitationsschriften unter dem Volke verbreitet. Eine Bewegung ist gegenwärtig im Gange, um in New-York ein tägliches englisches Parteiblatt zu gründen. Innere Meinungsverschiedenheiten, Streitigkeiten zwischen reinen Theoretikern und praktischen Agitatoren, zwischen denen, die eine sofortige gewaltsame Revolution befürworten, und denen, die wissen, daß Revolutionen nicht gemacht werden, sondern von selbst kommen (?) im Laufe der Ereignisse: diese Umstände, verbunden mit dem augenblicklichen Aufschwung der Geschäfte, haben die numerische Stärke unserer Partei vermindert.“

Gewiß ein ziemlich trostloses Resultat für die jahrelange, mühsame Agitation. Das hindert jedoch unseren Berichterstatter nicht, noch am Grabe die Hoffnung aufzupflanzen und zu bemerken: „Gegenwärtig concentrirt sich unsere Agitation hauptsächlich auf die Gewerkschaften, in denen wir den Samen der wahren ‚ökonomischen Principien‘ aussäen und das arbeitende Volk zur politischen Action vorzubereiten suchen.“ Wie gering auch im fernsten Westen die socialistischen Erfolge sind, beweist die eben erst eingelaufene Nachricht aus San Francisco, daß sich daselbst die Kearney'sche Communistenpartei, welche in den letzten Jahren so viel Lärm und Aufsehen erregte, endgiltig aufgelöst habe.

Die „Lehrpoesie“ des Evangeliums.

Als der römische Kaiser Augustus starb, war noch kein Christ auf der weiten Erdfläche; beim Tode Konstantins, 323 Jahre später, war mehr als die Hälfte der damals bekannten Welt christlich; sie war christlich geworden, trotzdem das Heidenthum und Judenthum alle materiellen und geistigen Waffen im Bunde mit den in ihrer Alleinherrschaft bedrohten Leidenschaften zum Kampfe aufgeboten hatten. Durch wen ist ein solcher Umschwung bewirkt worden? Durch die siegreiche Kraft der Religion Jesu Christi, des wahren Gottes.

Aber nein, die Quellenkritik, als deren Vertreter in erster Linie neulich Gustav Volkmar dem deutschen Lesepublikum von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage, 9. September 1881) vorgeführt wurde, hat es endlich, natürlich unwiderleglich, aufgezeigt, daß Jesus nichts weiter als ein bloßer Mensch gewesen, daß die Schriftzeugen des ersten Jahrhunderts ihn auch nicht anders kennen, daß erst im zweiten Jahrhundert Jesu „Vergötterung“, „Vergottung“ begonnen habe.

Um nun dieser „Vergötterung Jesu“, die sich leider schon in den Evangelien nach Lucas, Matthäus und Johannes finde, gründlich zu steuern und das deutsche Volk so recht in die sonnigen Gefilde der von der Reformation errungenen Geistesfreiheit herauszuführen, hat „Gustav Volkmar, Dr. philos. und theol., ord. Professor der neutestamentlichen Kritik und Exegese an der Hochschule, a. Lehrer der Allgemeinen Religionsgeschichte am Züricher Staatsseminar, z. Vorsitzender der Historischen Gesellschaft Züricher Theologen zu Zürich“, es unternommen, seine bisher in verschiedenen Schriften breitgetretenen kritischen Gepflogenheiten dem deutschen Volke in kleinen Portionen, d. i. Lieferungen à 4 Bogen um je *M.* 1 vorzulegen. Die Augsburger „Allg. Zeitung“ hat nicht verfehlt, mit den obligaten Trompetenstößen das Werk und die Methode den etwa noch nicht genug aufgeklärten Lesern zu empfehlen. „Die Wissenschaft läßt sich keine Dämme setzen; sie schwemmt früher oder

später hinweg, was auf Sand gebaut ist", d. h. den Glauben an Christi Gottheit. „Die strenge Quellenkritik erörtert vor Allem die Frage nach den Urkunden und eruirt aus den gewonnenen Resultaten nur das Sichere und Feststehende als Geschichte." „Gustav Volkmar hat auf solchem Grunde schon seit einem Menschenalter mit seinem unermüdlichen Forschertrieb, durch alle Befehdung nur befestigt und ermuthigt, fortgearbeitet und bietet nun in seiner neuesten Schrift: ‚Jesus Nazarenus', die Resultate dieser das ganze Gebiet der urchristlichen Zeit umfassenden Arbeiten dem deutschen Volke als die Frucht seines Lebens dar." „Jedem Gebildeten, der die Bedeutung der Religionsgeschichte nicht mißkennt, sondern diese höchst wichtigen Fragen mit Interesse verfolgt, insbesondere auch Allen, die auf diesem Gebiete Unterricht zu ertheilen haben, wird ein solches Werk willkommen sein, das — in schöner Ausstattung — eine so reiche Fülle von Belehrung und Anregung bietet" (Augsb. „Allg. Zeitung", Beilage, Nr. 252, 9. Sept. 1881).

Nach solchen Anpreisungen dürfte es nicht unnütz sein, diese Quellenkritik etwas zu prüfen. Nicht zwar, als wäre zu besorgen, daß sie dem Grundbekenntnisse des Christenthums, „Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch", etwas anhaben könnte; nein, sondern nur, um gerade an dieser mit Lobhudeleien überschütteten Methode zu zeigen, mit welch bodenloser Willkür, mit welchem Leichtsinn und mit welcher Frivolität diese „wissenschaftliche Kritik" verfährt.

Einen Vorgeschmack dieser Kritik mag dem Leser gleich Folgendes geben: Herr Volkmar betheuert uns, die Zuversicht zu haben, „welche ein rein geschichtliches Bestreben und urkundlicher Boden eingibt" (J. N. S. 26). Ein Beispiel, wie streng es diese Kritik mit dem „rein geschichtlichen Bestreben" und dem „urkundlichen Boden" nimmt, finden wir schon S. 3 in der banalen Phrase: „Auch die monotheistischen Religionen sind nicht davor geschützt gewesen, in Götzendienst zu verfallen, wie der Bilderdienst in beiden katholischen Hemisphären, der griechischen wie der lateinischen Kirche, doch wohl götzendienerisch ist." Jedes katholische Religionshandbuch, jeder Schulkatechismus, ja jedes katholische Schulkind kann den Züricher Gelehrten über das wahre Wesen der katholischen Heiligenverehrung unterrichten; allein der Professor der Hochschule steht so sehr „auf urkundlichem Boden" und pflegt in dem Maße ein „rein geschichtliches Bestreben", daß er in uns Katholiken nur Götzendiener finden kann. In der Darstellung der Anschauungen und religiösen Ideen der Eskimos oder der Patagonier wäre

es ein wissenschaftliches Verbrechen, falls man nicht rein objectiv den Thatbestand ermittelte und auf die Quellen selbst zurückginge; wenn es sich aber um die einfachsten, nächstliegenden katholischen Dinge handelt, da kann unbehelligt das blinde Vorurtheil und die Gehässigkeit das große Wort führen. Ebenso kritisch tief gedacht ist S. 110 die Sentenz, die ein Pendant sein soll zu der von Christus vorgefundenen Tempelentweihung: „Noch heute führt der veräußerlichte Meßcultus in den Domen zu Meßbuben und Marktunfug an ihnen." Ebenso urkundlich und rein geschichtlich wird der Muhammedanismus verherrlicht und als berechtigt erfunden S. 6: „Berechtigt, nur zu schroff war die Energie, womit das junge Arabien Muhammeds seit 620 n. Chr. den Monotheismus des älteren Christenthums und Israels zur Geltung brachte, in dem Sinne, daß überall der Götzen- und Bilderdienst ausgerottet und mit der Macht des Prophetenschwertes alles Völkerthum dem Einen Eloah oder Allah, außer dem kein Anderer ist, unterworfen werde. Mit Recht war der Islam den katholischen Vergötterungen entgegengetreten, und andauernd hat sein schroffer Monotheismus für diese zu einer schneidig scharfen Kritik gedient. Doch hat er diese Energie nicht zu erhalten gewußt." Letzteres wird unserem auf urkundlichem Boden stehenden Kritiker in seinem rein geschichtlichen Bestreben wohl leid thun! Bei der Lesung solcher Stellen fühlt man sich ordentlich versucht, die gewählte Sprache, deren sich Herr Volkmar immer und immer wieder gegen seine Gegner bedient, auch auf ihn selbst anzuwenden und z. B. zu sagen: „Reiner Nonsens ist es, den er aufstellt, und so leichtfertig ist er, daß er das nicht einmal merkt" — das ist „lauter Nachklatsch von längst gesiebtem Klatsch"; „der unerquicklichste Ignorantenkram ist es, den er uns hier auftischt"; „diese Räsonnade ist eitle Anmaßung, ein hohles Larifari"; da ist „homogenes Verranntsein, greisenhafte Kritiklosigkeit, kindische Spielerei zum Gipfel des Unsinns gebracht" u. s. f. u. s. f. (vgl. Der Ursprung unserer Evangelien, S. 75. 79. 80. 140. 152; Marcus und die Synopse der Evangelien, S. 692. 707. 712 u. a.).

I. Die Methode der „Lehrpoesie".

Nach diesen Proben von Kritik und edler, feiner Sprache, die wohl auch nach der Augsb. „Allg. Zeitung" „so reiche Fülle von Belehrung und Anregung bietet", ist es an der Zeit, die Volkmar'sche Quellenkritik nach ihren hauptsächlichsten Punkten zu beleuchten. Für heute

mag die Hervorhebung einer Fundamentalanschauung genügen, auf der die Volkmar'sche Auffassung ganz und gar basirt. Das älteste und einfachste Evangelium ist das von Marcus, abgefaßt im Jahre 73 n. Chr., aber nicht als Erzählung, sondern als „Epos, Lehrpoesie, als sinnbildliche Lehrform, als evangelisches Epos, als didaktische Poesie zur sinnbildlichen Belehrung, als lehrhafte Plastik, religiöse Poesie mit einigem sagenhaften Grunde" u. dgl. m. Neu ist diese Idee nicht[1]; aber sie hat das Bequeme, daß man so am leichtesten alle Wunder Jesu, die jeden Rationalisten am meisten ärgern, bei Seite schieben kann. Marcus will uns nämlich gar keine Thatsachen oder Begebenheiten aus dem Leben Jesu hier auf Erden erzählen; er beginnt zwar mit Johannes dem Täufer und seiner Bußpredigt, berichtet dann Jesu Taufe, sein Verweilen in der Wüste, sein Auftreten in Galiläa nach des Täufers Gefangenschaft, die Berufung der ersten Jünger, sein Lehren in den Synagogen, sein Umherwandeln in Galiläa, die Anfeindungen der Pharisäer, deren Haß gegen Jesu, schließlich die Leidensgeschichte und den Tod Jesu; Alles ist so plastisch, geschichtlich, nüchtern, einfach als möglich angelegt; der Evangelist markirt die Begebenheiten oft genau nach Ort und Zeit: „Und früh morgens stand er auf und ging hinaus an einen einsamen Ort — und nach einigen Tagen kam er wieder nach Kapharnaum — und hinaus ging er wieder an's Meer — und er trat neuerdings in die Synagoge — er ging an das Meer und Volksschaaren von Judäa und Galiläa, von Jerusalem und Idumäa und von Peräa und von der Gegend bei Tyrus und Sidon folgten ihm — und am nämlichen Tage, als es Abend wurde, sprach er zu ihnen: Laßt uns von hinnen gehen, und er besteigt ein Schiff und fährt in die Gegend jenseits des Sees, nach Gerasa" — und von da fährt er wieder zu Schiff zurück, geht mit Jairus in dessen Haus, von da nach Nazareth u. s. f. (vgl. 1, 35; 2, 1. 13; 3, 1. 7; 4, 35; 5, 1. 21; 6, 1); allein das Alles ist unserem Kritikus zufolge nur leerer Schein, Umhüllung des poetischen Lehrbildes; Marcus, versichert er uns, denkt gar nicht daran, eine eigentliche Geschichte zu erzählen; Alles ist Sinnbild und sinnbildliche Belehrung des sinnvollen Poeten. Lesen wir z. B. im Evangelium: „Und die Jünger des Johannes und die Pharisäer kamen zu Jesus und sprachen zu ihm: Warum fasten die Jünger des Johannes und der Pharisäer,

[1] Vgl. Bruno Bauer (Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes, 1840; der Synoptiker, 1841), der in den Evangelien bloß poetische Wahrheit sieht, welche keine empirische Wirklichkeit gehabt haben könne.

die Deinen aber nicht?“ (2, 18) — so ist das keine einzelne Begebenheit aus Jesu Zeit, sondern der Lehrpoet hat die religiösen Streitigkeiten um das Jahr 73 n. Chr. im Auge und löst diese in einem erdichteten Lehrbilde; daher muß die Erzählungsform so umgedeutet werden: „Nun kann es sich treffen, daß die Christengemeinde ihr Mahl hält an einem Tage, an dem die jüdische Sonderfrömmigkeit den Religionsgebrauch des Fastens hielt. Da erhebt sich nun die Frage (= ‚sie kommen zu Jesu und sagen ihm‘) von Seite jedes Religiösen: Warum wird ein so frommer Brauch, wodurch die frömmeren Parteien des Gottesvolkes, die Asceten (= Jünger des Johannes), wie die Strengen, die Patrioten (= die Pharisäer), sich auszeichnen, nicht von den Christen eingehalten, wenn sie doch besonderen Anspruch auf Religiosität machen? Antwort: Gerade aus Religion hält die christliche Religionsgemeinde solchen Brauch nicht mehr, und Niemand versuche, das altjüdische Satzungswesen ihr noch aufzulasten“ (Marcus S. 177). Sollte ein Leser bei diesem Lehrgedicht noch etwa bedenklich den Kopf schütteln und sich den bescheidenen Zweifel erlauben, ob denn Marcus wirklich keine Begebenheit erzählen wolle, so ist die siegreiche Auskunft gleich bei der Hand. Marcus gibt sie selbst, indem er seinen Jesus sagen läßt (V. 20): „Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen sein wird, und dann werden sie fasten in jenen Tagen.“ Denn soviel muß ja nach unserem Kritikus jedem Leser klar sein: „Jesus hätte und hat dieß nicht selbst sagen können; denn an seinen Tod war in dieser Zeit oder in diesem Theil des Evangeliums noch gar kein Gedanke“ (Marcus S. 182). Denn wie hätte Jesus bald nach seinem Auftreten schon seinen Tod vorherwissen können? Also ist es nur das christliche Bewußtsein des Lehrers um 73 n. Chr., das sich hier in Erzählungsform ausspricht; also verweist der Christ in Jesu, des Auferstandenen, Munde auf die nach seinem Tod, wahrscheinlich sehr früh aufgekommene kirchliche Sitte hin, wonach der sechste Wochentag, der Kreuzestag, der Fasttag wurde; kurz, Marcus behandelt Parteifragen seiner Zeit im Abbilde der Urzeit Jesu (a. a. O. S. 182).

Der Leser kann jetzt leicht begreifen, wie durch diese Lehrpoesie die unbequemen Wunder im Leben Jesu entfernt werden: Jesus hat Teufel ausgetrieben, d. h. das Christenthum hat bis 73 n. Chr. schon manchen Götzentempel gestürzt; Jesus hat den Mann mit der verdorrten Hand am Sabbath geheilt, d. h. das Christenthum hat die überstrengen jüdischen Sabbathsgesetze abgeschafft; Jesus hat die Schwiegermutter des

Petrus vom Fieber geheilt, d. h. „in diesem kleinen, wohl zweifellos geschichtlichen, einzelnen Zug des persönlichen Wirkens Jesu in einem Jüngerhause gibt der Schilderer ein Beispiel, wie Jesus in jeder Jüngerfamilie gewaltet hat, wie er von allerlei Fieber der Angst, Erschlaffung, Verbitterung oder Verzweiflung aufzurichten pflegte, dabei auch mit derselben Kraft seines Geistes selbst leibliches Gebrechen mannigfach gehoben, so immer mehr Kräfte zur Diakonie der Brüder und Schwestern geweckt hat“ (J. N. S. 76); wenn Jesus Blinde heilt, so heißt dieses: das Christenthum hat Juden und Heiden zu Sehenden, d. i. Christen gemacht; das „Austreiben unsauberer Geister“ bekundet die Thatsache, daß Jesus gar manchen Irr- oder Wahnsinnigen zu Sinn und Ruhe gebracht, im Besonderen durch die Offenbarung des Allmächtigen als des Vaters aller seiner Kinder aufgerichtet und beschwichtigt, vernünftig und thatkräftig gemacht hat. Wenn Christus Gelähmte heilt oder Todte erweckt, so ist das nur die symbolische Einkleidung für die Thatsache, daß das synagogische Israel der Erstarrung, dem Tode verfallen war, aber daß dieses Israel, dieses Kind des Todes, durch das Eingreifen der Hand und das bezaubernde Wort Jesu aufgerichtet worden zu neuem Leben, das der Entwicklung fähig, der Pflege werth sei. Heilt Jesus Taube, Stumme, so ist das nur ein sinnliches Lehrbild für die durch das Christenthum gewirkte Thatsache, daß dem für die Religion des wahren Gottes so „taub“ gewesenen Heiden das Ohr eröffnet wurde, daß diejenigen, die früher nur zu den Götzen lallten, jetzt in den Gottespreis einstimmen (vgl. J. N. S. 71. 76. 105. 106. Marcus S. 90. 206. 321 u. s. f.). Das Christenthum hat solche geistige Machtthaten vollbracht; also folgert unser Kritiker: „Mit gründlichem Recht hat daher die Frohbotschaft dieses weltgeschichtliche Wirken des Auferstandenen im Rahmen seines Lebens vor dem Kreuze plastisch vor Augen gestellt, als die Resultate des eigenen Wirkens Jesu“ (J. N. S. 106). Wer staunt nicht über die Gründlichkeit einer solchen Logik des Auslegers?

Wo aber diese Zurückspiegelung späterer weltgeschichtlicher Ereignisse „in den Rahmen des Lebens Jesu vor dem Kreuze“ nicht ausreicht, da hat unser „geschichtstreuer Theologe“ ein anderes Auskunftsmittel in Bereitschaft: die Übertragung ähnlicher sagenhafter Züge aus dem Alten Testamente und dem Leben der Propheten auf Jesus, der ja dem Evangelisten als der Erfüller des Alten Bundes galt und der also wohl im Colorite eines Elias und anderer Wun-

derthäter poetisch sinnreich dargestellt werden konnte. Das hat nebst dem oben Erwähnten z. B. Veranlassung gegeben zu der Erzählung von den Todtenerweckungen, den Heilungen Aussätziger u. s. f.; oder: „Wie Elias von der πατρίς (von seinem Vaterlande) verworfen war, rief ihm Gottes Stimme: Stehe auf und gehe nach Sarepta im Sidoniergebiet; und er that so. So heißt es beim Nachbildner (Marc. 7, 24): et inde surgens abiit in fines Tyri et Sidonis, zwischen beiden Städten aber liegt und lag das Sarepta des Elias. Marcus spricht also in Hülle, aber klar genug aus: Hier geht Jesus auf den Wegen Elias'. Diese (ältere) Erzählung (von der dem Weibe durch Elias gespendeten Hilfe) ist hier bei Marcus wiederholt. Aber Jesus bedarf nicht der Mühe und Anstrengung und des fortgesetzten Gebetes. Sein Wort ist mächtig genug und reicht auch in die Ferne" (Marcus S. 384). Der neutestamentliche Lehrbildner erneuert, steigert, idealisirt die alttestamentlichen Züge. Wird erzählt, daß Christus auf dem Berge gepredigt habe, so ist dadurch nicht etwa ein Zug aus seinem irdischen Leben berichtet, sondern der Berg (vgl. Marc. 3, 13; 6, 44; 9, 2) ist ideeller Natur, d. i. jener Berg, den im Alten Bunde der Gesetzgeber besteigt, und Jesus selbst ist bloß sinnvoll poetisch als Stifter und Gesetzgeber der neuen Gottesgemeinde gezeichnet (Marcus S. 241).

Dazu kommt für den Lehrbildner Marcus noch der Wunsch, seinen Lieblingsapostel Paulus zu verherrlichen und deßwegen Christum in paulinischer Weise und mit paulinischen Großthaten ausgerüstet darzustellen. So erklärt sich z. B. die sonst sehr bedenkliche Sturmstillung (Marc. 4, 36—40); denn Paulus hat auf den Wegen zur Heidenwelt das Weltmeer und seinen Alles bedrohenden Sturm beschwichtigt, er hat mit ruhigstem Muthe die Pfade des Meeres immer wieder betreten; hat er auch dreimal Schiffbruch gelitten, so doch niemals seine Sache; er hat auch den tobendsten Sturm siegreich überwunden und seiner ganzen Umgebung Ruhe und Zuversicht eingeflößt! Diese Züge sammelt der sinnige Dichter und webt sie als Wunderkrone um das Haupt Jesu, dessen Geist sich in Paulus offenbarte (Marcus S. 307 u. f.). Dabei ist aber doch unser Kritikus noch so gnädig, als geschichtlichen Boden für die Umdichtung des Evangeliums zuzugestehen: „Möglich bleibt, daß Jesus einst eine stürmische Überfahrt durch seine geistige Ruhe und die in einer höheren Gottesaufgabe wurzelnde Festigkeit glücklich gelenkt, die Ohnmacht der Angst durch seinen Zuspruch gehoben hat" (a. a. O. S. 311). Dasselbe gilt von den Wanderungen

Jesu nach dem Gebiete von Tyrus und Sidon, nach Dalmanutha, Bethsaida, Cäsarea; „ganz möglich ist Jesus selbst dort überall einmal oder mehrere Male gewesen. Aber jedenfalls hat Marcus nur auf Grund des galiläischen Lebens Jesu das weltgeschichtliche Wanderleben Christi oder den Universalismus seines Wirkens vor Augen stellen wollen, das in dem größten Propheten sein Vorbild (Elias), in dem größten Apostel (Paulus) seine Ausführung gefunden hat" (a. a. O. S. 343). Ebenso hat Pauli Thätigkeit und Sitte, einen Begleiter zu haben, mit frohem Muthe, ohne besondere Beschwerde und Last in die Fremdenwelt zu gehen u. s. f., dem epischen Dichter des Evangeliums das Ideal geliefert, nach dem er nun seinen Jesus die zwölf Apostel zusammenrufen und in die Dämonenwelt hinaussenden läßt (a. a. O. S. 350), wie er auch sonst Lehren Jesu in den Mund legt, die nur aus Pauli Wesen, Wirken und Geist geschöpft sein können (a. a. O. S. 475. 497). Diese Vorliebe für Paulus hat ihn auch verleitet, die drei Häupter des Judaismus (Petrus, Jakobus und Johannes) bald „so blödsinnig", bald „so schlaftrunken" darzustellen (a. a. O. S. 575).

So greift also das „evangelische Epos" bald in's Alte Testament und zu dessen Helden und Prophezeiungen zurück, um Jesus mit Wundern zu schmücken und mit Thaten zu verherrlichen, bald reflectirt es Ereignisse des wachsenden Christenthums „in den Rahmen des Lebens Jesu vor dem Kreuze", bald überträgt es die Großthaten des Schülers Paulus in idealisirter Form auf dessen Haupt und Meister; nehmen wir dazu noch, daß Marcus auch Parallelen nicht verschmäht, d. h. eine und dieselbe Idee durch mehrere plastische Lehrbilder gibt (so ist z. B. die zweifache Brodvermehrung nur die doppelte Ausführung der einen Idee, daß zum christlichen Abendmahle auch die Heiden eingeladen werden), so sollte es doch dem Leser scheinen, daß man nach diesen Regeln der Auslegung mit etwas Witz und wenig Verstand leicht alle evangelischen Erzählungen „erklären" könne. Allein unser, auf urkundlichem Boden stehender „geschichtstreuer Theologe" ist recht gewissenhaft. Marcus hat eine Blindenheilung durch Speichel (8, 23). Wie mag er auf das Symbol des Speichels verfallen sein, das ja das Alte Testament nicht bot? Helfe, was helfen mag! Und siehe da, eine Erzählung aus Vespasians Leben stellt sich zur rechten Zeit ein. Es ging nämlich einst die Sage, ein wahrer Kaiser sei daran zu erkennen, daß er mit seinem Speichel Blindheit heilen könne. Als daher Vespasian, der gegen Vitellius zum Kaiser ausgerufen war, in Alexandrien seinen Einzug hielt,

veranstaltete der Präfect der Stadt, daß man einen „Blinden" herbeibrachte, der um Hilfe bat. Vespasian spie ihm in's Auge und der „Blinde" ward sehend. „Man glaubte die Geschichte, und es ist ganz denkbar," folgert der „geschichtstreue Theologe", „daß der Christ im Hinblicke darauf die geistige Wahrheit seiner christlichen Erfahrung zu dieser Veranschaulichung gebracht hat ... mindestens kann der geschichtliche oder sagenhafte Vorgang den Marcus zu dem besonderen Symbol des Speichels geführt haben" (a. a. O. S. 407).

Das ist also die Methode der neuen gepriesenen Quellenkritik. Aber wodurch wird bewiesen, daß Marcus wirklich Poesie, Lehrbilder, Epos, sinnbildliche Einkleidungen geben wollte? Die einfache, schmucklose, plastische Erzählungsform mit allem Detail der Zeit- und Ortsangaben, die von den Anfängen des öffentlichen Lebens Jesu bis zu seinem Tode fortlaufende Berichterstattung, kurz jede Zeile des Evangelisten sträubt sich gegen eine solche Verflüchtigung; die eingestreuten Parabeln legen ein lautes Zeugniß ab, wie thatsächlich Lehrbilder gegeben werden! Also darf man wohl von dem Kritiker und seinem „rein geschichtlichen Bestreben" Beweise für seine obigen Behauptungen fordern.

Im Jahre 1866 schrieb G. Volkmar kühnlich: „Es ist noch nie bewiesen worden, daß die Verfasser unserer Evangelienbücher reine Prosa geben wollten" (Ursprung unserer Evangelien, S. 14). Zehn Jahre später, in „Marcus", kann er nicht genug Ärger und Hohn ausschütten über Lucas und Matthäus, weil sie die sinnbildliche Art der Erzählung bei ihrem Vorgänger Marcus nicht mehr verstanden, sondern fast Alles prosaisch, geschichtlich aufgefaßt hätten. Lucas schrieb, wie es Herr Volkmar erlaubt, um 100 nach Christus, Matthäus einige Jahre später; da wußte man also bereits nicht mehr, daß Marcus gar keine Geschichte, sondern nur lehrhafte, symbolische Poesie habe schreiben wollen; ja Herr Volkmar ist naiv genug, an mehreren Stellen seines Buches recht selbstgefällig und mit großem Behagen hervorzuheben, daß erst durch ihn dieses „Licht erreicht wurde", oder, daß er „auch dieses erst zeigen konnte", und gar, daß „natürlich diese schlagend zutreffende Erklärung erst durch seine Marcus-Auffassung möglich geworden, erst von ihm gegeben, und nun meist angenommen" (?!) sei (vgl. a. a. O. SS. 319. 377. 379. 409). Und das nennt er „geschichtstreue Theologie"! Man glaubt, er habe auf sein „rein geschichtliches Bestreben und den urkundlichen Boden" eine Satire schreiben wollen!

Also Herr Volkmar selber muß es laut und offen bekennen, daß

Marcus' Zeitgenossen und nächste Nachfolger von einer symbolischen Auffassung der Erzählungen nichts gewußt haben. Macht er ihnen ja oft und oft gerade diese historische Auffassung und Darstellung zum Vorwurf! Lucas z. B. faßte die Scene in Simons Haus (Marc. 1, 30) als ein „vereinzeltes, prosaisches Geschehen“ auf; Lucas ist der „Chronist, der Alles prosaisirt, chronikmäßig macht, auffaßt, darstellt“, oft „jeden ideellen Zug bei Marcus abschleift“, als „Prosaist“ sogar „mit viel Takt und feinem Geschick“ seine chronikmäßige Darstellung gibt; anderswo findet Lucas seinen Vorgänger „allzu poetisch, zu phantastisch, abenteuerlich“, weßhalb er bemüht ist, die Ereignisse concreter zu fassen, besser zu motiviren, wobei er sich aber doch wieder von „allzugroßer Wundersucht“ hinreißen läßt und „auf den Wegen des Prosaisirens und sinnlich Verstehens das Wunder selbst sinnlich hinnimmt“. Er huldigt überhaupt „einer prosaischen Betrachtung“ und will deßwegen als „der Erste das sinnvolle Lehrbuch (des Marcus) zu einem Geschichtsbuch erheben, die eigentliche Lehrtendenz nicht mehr verstehend“; „es soll ja das Ganze eine ‚Geschichte‘ werden“, denn „der Prosaiker konnte sich natürlich nicht darein finden“, Lehrpoesie zu verstehen; „er sucht das Lehrbildliche, soweit möglich, zu wirklicher Geschichte zu erheben, die allzu offenen Spuren des bloß Doctrinären oder bloß Symbolischen oder der poetischen Phantasie zu beseitigen“ (vgl. SS. 103. 133. 155. 214. 238. 378. 397. 405. 459. 463. 512. 648 u. a.).

Leider wandelt auch Matthäus auf den prosaischen Wegen des Lucas. Freilich begegnet ihm da manches Mißgeschick. Denn unser Quellenkritiker versichert uns hoch und theuer: „Durchgängig mißräth es dem Judenchristen (— das ist bei Volkmar die ständige Titulatur für den Verfasser unseres ersten Evangeliums —), aus der Lehrpoesie des Pauliners (Marcus) Prosa zu erpressen: an jedem Punkte verräth sich sein Verschlimmbessern: so geht es, wenn man ‚prosaische Geschichte‘ sucht.“

Da nun Lucas und Matthäus die Poesie des Marcus nicht mehr verstanden, sondern sie als „Geschichte“ faßten und sogar zur „prosaischen Geschichte“ umbildeten, und daher auch der ganzen Mit- und Nachwelt das wahre Verständniß des Evangeliums Jesu verrammelten, so ist es leicht begreiflich, daß angesichts einer solchen Verheerung unserem „geschichtstreuen“ Kritiker die Galle überläuft. Damit nun jeder Leser klar einsehe, wie sehr er der Quellenkritik für das erst jetzt entdeckte „Licht“ zum Danke verpflichtet sei, wird der Kritiker nicht müde, die unglücklichen Evangelisten mit beißenden Worten an den Pranger zu stellen.

Wir geben zur Kennzeichnung dieser wahrhaft ekelhaften Frivolität eine kleine Auslese der gegen Lucas und Matthäus gebrauchten Redeweisen: „im Evangelium nach Matthäus hebt völlige Unordnung an, herrscht ein furchtbares Durcheinander; er hat sich zu einer argen Confusion verleiten lassen — Carricaturen arger Art, Zerrbilder, Ungeschicklichkeiten, um so größeren Widersinn geliefert — er ist einer heillosen Confusion verfallen — bringt einen blöd auslaufenden Ersatz, einen kläglichen Versuch, einen knochendürr ausgefallenen, apokryphischen Ausläufer — die Unvernünftigkeit kommt unter den Evangelisten am meisten bei Matthäus vor — seine Prosaisirung wird gründlich falsch und anwidernd — es kommt bei ihm zum plumpen Resultate — er fällt auf's Plumpste aus seinem Text — er ist einseitiger Ebionit, der apokalyptische Abenteuerlichkeiten bringt, Christo etwas Undenkbares, ja einen Aberwitz in den Mund legt — Lucas richtet Verwirrung an und Matthäus hat sich von ihm anstecken lassen — Lucas begeht manches Ungeschick — sein Extract ist corrupt — er hat einen unglücklichen Zug, den Aposteln eine Ascese als besondere Auszeichnung vorzuschreiben und ist damit auf dem Wege zu den späteren Heiligenabbildungen“ u. s. f. (vgl. Marcus SS. 168. 204. 249. 252. 262. 266. 326. 352. 364. 365. 374. 405. 472. 473. 483. 497. 578 u. a.). Selbst Marcus, der sonst so sinnvolle Poet, muß mitunter scharfe Worte hören; nur ein Beispiel: „Dieses ganze Stück (8, 14—21) ist dem Lehrbildner nicht recht gelungen. Er hat zu tief in den schwarzen Topf gegriffen, die jüdische Verblendung, die im Jüngerkreis noch selbst festsaß, zu plump gezeichnet; er hat carrikirt, um den jüdischen Blödsinn zu geißeln“ (S. 404).

Bisher haben wir nur die Behauptungen vernommen, daß und wie das „evangelische Epos“ sinnbildlich zu erklären sei, und die Vorwürfe gehört, welche die Evangelisten hinnehmen müssen, weil sie ihren Vorgänger Marcus nicht verstanden haben. Ganz von selbst drängt sich nun unabweislich die Frage auf: Wie beweist der Quellenkritiker die Nothwendigkeit oder Zulässigkeit seiner Auslegungen? Die Beweise erbringt eben die Kritik der einzelnen evangelischen Berichte. Legen wir einige dergleichen Beweise vor.

Marc. 3, 7—9 erzählt: Nachdem Jesus sich aus der Synagoge an das Meer von Kapharnaum zurückgezogen hat, sind ihm „eine große Menge aus Galiläa und eine Menge auch aus Peräa und Judäa und selbst Idumäa bis Phönizien hin nachgefolgt“. Ist da, frägt Volkmar, ein sinnliches Hinterhergehen zu verstehen? Undenkbar. Das gäbe

1. einen mehr als merkwürdigen Aufzug, 2. man wüßte absolut nicht, warum diese Nach- oder Heeresfolge gerade erst damals hätte stattfinden sollen, 3. wie sie nur an dem einen Ort hätte stattfinden können; und 4. wir haben selbst ein unzweideutiges äußeres Zeugniß dafür, daß eine so riesige Volksversammlung um Jesus Nazarenus in Galiläa niemals stattgefunden hat. Es wäre schon sehr seltsam, wenn derselbe Tetrarch Herodes, welcher den Täufer wegen seiner Volksversammlungen am Jordan so bald als Empörer angesehen und verfolgt hat, eine solche Volksversammlung um Jesus ganz in der Nähe seines Tiberias gar nichts geachtet haben sollte (vgl. J. N. S. 81). In „Marcus“ weiß er noch mehr Bedenken vorzubringen. „Es ist gar nicht daran zu denken, daß gerade damals Alle von den entferntesten Gegenden her zu ihm gekommen seien. Woher sollten sie nur auf einen Schlag wissen, daß er ‚damals‘, nach ‚dem‘ Anschlag in der Synagoge, bei der ‚gelähmten Hand‘, entweichen mußte? Und wie hätten sie gerade deßhalb ihn von allen Orten her suchen sollen? Warum sollten sie auch gerade hier, und nur hier, in solch absoluter Menge erscheinen?“

So verzerrt unser Kritiker den Text in's Ungereimte, Lächerliche und ruft dann aus: „Das kann Marcus nicht sagen wollen, also will er gar keine Begebenheit aus Jesu Leben erzählen, sondern nur den allgemeinen Gedanken plastisch geben: Viele haben sich an Jesus Nazarenus als ihr Haupt angeschlossen.“ Aber diese ganze Kritik zerstiebt vor dem einfachen Text: „Und Jesus zog sich mit seinen Jüngern an's Meer zurück und eine große Menge von Galiläa und Judäa folgte ihm, und aus Jerusalem und von Idumäa und Peräa und aus der Gegend von Tyrus und Sidon kamen Viele auf das Gerücht von seinen Thaten hin zu ihm.“ Keine Spur, daß wie durch Hexerei Alle in Judäa, Peräa, Phönizien und Idumäa plötzlich vorausgewußt hätten, Jesus würde an einem bestimmten Sabbath in der Synagoge mit den Pharisäern Streit haben wegen des Mannes mit der verdorrten Hand! Keine Spur, daß sie deßwegen wie auf gegebenes Wort einmüthig zusammenkommen, um Jesu das Geleite aus der Synagoge zu geben! Keine Spur, daß alle diese Schaaren processionaliter aus der Synagoge heraus Jesu nachziehen! Alle diese Lächerlichkeiten muß die Phantasie des Kritikers erst erfinden. Der Evangelist sagt einfach: Jesus ging an's Meer (an den See Genesareth); auch da suchten ihn Schaaren von Galiläa und Judäa auf, und da der Ruf seiner Wunderthaten sich schon verbreitet hatte, strömten auch Volksschaaren von Idumäa und Peräa heran. Der Kritiker weiß

sogar, daß nie eine Volksversammlung um Jesus stattgefunden hat. Warum? Herodes hätte Jesum gleich in's Gefängniß gesteckt, wie er es auf Grund der Volksversammlungen dem Täufer that. Aber ist der Täufer nur wegen der Volksversammlungen verhaftet worden? Selbst Josephus gibt einen andern Grund an.

Jesus hat unserem Kritiker zufolge kein Dämonium ausgetrieben, weil er keinen Götzentempel stürzte, also paßt die Anklage: „Im Obersten der Teufel treibt er Teufel aus“, nicht auf ihn, und somit haben wir einen weiteren Beweis, daß Marcus nur Lehrbilder gibt, die einer späteren Zeit angepaßt sind, und nicht Züge aus Jesu Leben (Marcus S. 270). Ferner, weil auch später noch die Judaisten (= Pharisäer) und die Römer (= die Herodianer, d. i. die Kaiserlich-Servilen) das Christenthum befeindeten, so „denkt Marcus nicht daran, eine einzelne Geschichte zu erzählen“, wenn er 3, 6 berichtet: die Pharisäer hielten Rath mit den Herodianern gegen ihn (Jesum), wie sie ihn vernichten könnten (Marc. S. 215). Trefflicher Beweis! Ebenso geistreich ist der Ansatz zu einem Beweise auf S. 254: „Da Marcus nicht unterscheidet, was Jesus vor dem Kreuz und was er als Auferstandener gethan hat, so läßt sich das Wie der Stiftung der Kirche nicht mehr sicher ermitteln“; ja, „man darf sehr beanstanden, daß Jesus im Fleisch die Zwölf instituirt habe; Paulus, um 59 u. Z. schreibend, um 36 Christ geworden, kann darüber nichts verbürgen, so wenig als Apoc. (21, 14)“. In diesem letzten Punkte ist Herr Volkmar — das muß man zu seinem Lobe sagen — neulich (J. N. S. 68—70) zu etwas vernünftigeren Ansichten zurückgekehrt; er nimmt an, daß die Zwölf „eine Brudergemeinschaft um Jesus“ bildeten, nur in Betreff der Namen kann er einige Zweifel nicht verwinden; nebenbei ist mit dem Namen Nathanael beim „philosophischen Erzähler“ Johannes kein Individuum gemeint, sondern nur „der wahrhaft fromme Israelit, der Israelit Gottes, wie Paulus Gal. 6, 16 sagte, personificirt“. Nun, ohne Schrullen geht es eben nicht ab! Einen weiteren Beleg für die Lehrmethode und das Symbolische der Erzählungen findet er selbst einmal beim „Prosaisten, Chronisten“ Lucas: „Im Gleichniß von Lazarus kommt das falsche Sinnenbegehren, einen von den Todten Erweckten zu sehen, zum Ausspruch und zur Verwerfung: wenn sie nicht auf Moses und die Propheten hören, nicht den Geist des A. T. zu fassen wissen, so werden sie sich nicht ändern, auch wenn Einer von den Todten auferstände. Wie J. Chr. nur geistig auferstanden ist, dem Sinnenbegehren Israels nicht entsprechend: so kann es

überhaupt nur eine geistige Todtenerweckung geben“ (Marc. S. 325). Das ist freilich ein bündiger Beweis: es kann keine wirkliche Todtenerweckung geben (— auch Christus ist nach Volkmar nur „aus dem Grabe des Herzens seiner Jünger erweckt worden“ —), also ist jede Erzählung der Todtenerweckung bloßes Symbol, und das sind sodann in Kraft des Analogieschlusses auch die übrigen Berichte. In der gewählten Sprache Volkmars kann man hier sagen: „Diese Räsonnade ist ein hohles Larifari.“ Also ist es zuletzt die Wunderscheu, die uns mit der symbolischen Lehrpoesie beschenkt hat? Das wäre wenigstens psychologisch noch verständlich. Allein auch dieser Trost wird uns genommen. Denn Volkmar kann sich doch nicht ganz am Wunder vorbeidrücken; er ist selbst geständig, daß es ohne „Paradoxes“ in den ersten zwei Jahrhunderten nun einmal nicht abgeht: „rechnet Paulus doch selbst (1 Kor. 12, 4—10) die ‚Kraftwirkungen von Heilungen‘ zu des heiligen Geistes Gaben, welcher durch das geistige Ergreifen Jesu, durch die Theilnahme an seiner Gottesgemeinde gegeben wurde; ja in dem ganzen ersten Jahrhundert der Begeisterung durch ihn und für ihn hat diese Geistesmacht auch zur Heilung von Gebrechen fortgewirkt bis zur Zeit Justins des Märtyrers, vereinzelt selbst bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts, bis zu Clemens Alexandrinus' Zeit. Soviel Eigenartiges oder ‚Paradoxes‘ gehört zu den Anfängen der Beseligung durch Jesu Frohbotschaft und Heilsthat, gleichviel ob wir das oder wie wir das begreifen. Einer sicheren Kunde hat man sich zu beugen.“ Letzteres ist sehr gut gesagt; aber warum sollen dann Jesu Heilungen keine Wunder, keine Thatsachen sein? wenn es also Wunder gibt, wozu dann die bloß sinnbildliche Auffassung der „Lehrpoesie“?

Christus mahnt (Marc. 8, 16) die Jünger, sich vor dem Sauerteig der Pharisäer zu hüten. Diese, die vergessen hatten, Mundvorrath mitzunehmen, sagen nun untereinander: Weil wir keine Brode haben, sagt er dieses. Jesus aber entgegnete ihnen: Was denkt ihr an den Mangel an Brod? Versteht ihr denn nicht? Als ich mit fünf Broden 5000 speiste, wie viele Körbe voll habt ihr übrig behalten? Sie sagten: Zwölf. Und als ich mit sieben Broden 4000 sättigte, wie viele Körbe wurden von den Überbleibseln angefüllt? Sie sagten: Sieben. Und Jesus sagte: Und ihr verstehet noch nicht? Diese einfache Erzählung ist für unseren Quellenkritiker einer der triftigsten Beweise, daß Marcus keine Geschichte, sondern nur Lehrpoesie geben wolle. Wie? warum? Antwort: Die jüdische Verblendung und der jüdische Blödsinn ist zu plump

gezeichnet; so stumpfsinnig können die Jünger nicht gewesen sein, daß sie Jesu Warnung sollten buchstäblich aufgefaßt haben. Das reicht für den scharfsinnigen Kritiker schon hin zu folgenden weittragenden Schlüssen: „Was sagt nun Marcus mit dieser absichtlichen, halb scherzenden Outrirung und der ausdrücklichen Hinweisung auf die beiden Speisewunder seiner Erzählung? 1. Daß beide Erzählungen seiner Verkündigung als Sinnbilder zu verstehen seien, 2. daß die neue Erzählung nur einen Lehr-Reflex enthalte, 3. das Ganze seiner Darstellung ein Lehrbuch in Bildersprache sein will." Das ist in der That kritisch: weil der Sauerteig der Pharisäer bildlich zu nehmen ist, ist Alles bildlich: So führt der Kritiker seine Beweise, der den Evangelisten oft und oft vorwirft: „arge Confusion, großen Widersinn, Unvernünftigkeit, Ungeschick, Verkehrtheit", und seinen Gegnern: „Gaukelei, Nonsens, Ignorantenkram, greisenhafte Kritiklosigkeit, Phantasterei" u. dgl. m.

Christus gibt seinen Jüngern, nachdem diese Zeugen seiner Verklärung gewesen sind, die Weisung, nichts davon zu sagen bis zur Auferstehung. Die Jünger fragen untereinander, was das sei, von den Todten auferstehen. Die Frage der Jünger ist so psychologisch einfach und natürlich, als nur möglich. Aber der Quellenkritiker schließt: Die Auferstehung ist nicht eher zu verstehen, als bis sie geschehen ist. „Also ist das Ganze nicht eher gesagt und gedacht, als nach der Auferstehung! Marcus gibt hier nahezu ausdrücklich den Schlüssel zum Verständniß dieses Lehrbildes — wie seines ganzen Evangeliums: alle darin gezeigte Herrlichkeit ist ein Geheimniß, das erst nach dem Kreuz verstanden und — gedacht ist" (a. a. O. S. 457). Das ist jene Quellenkritik, die nach den Lobhudeleien der Augsb. Allgem. Zeitung so strenge prüft, „auf den Grund blickt", aus den gewonnenen Resultaten nur das Sichere und Feststehende als Geschichte eruirt

Die bei Marcus erzählte Tempelreinigung ist keine Thatsache, nur ein Lehrbild für das weltgeschichtliche Wirken Jesu. Denn „1. ein persönliches Tische- und Stühle-Umwerfen im Tempel von Seiten Jesu wäre sittlicher Widersinn. Denn das Opferwesen im Tempel, das solche Buden nothwendig machte, wäre in Jesu Zeit vor dem Kreuze, war selbst noch vor 70 u. Z. ganz im Recht und legitim. Wie konnte Einer meinen, dieses Herkommen ohne Weiteres umstürzen zu dürfen? Woher auch sollten die Leute wissen, daß dieser Mann aus Galiläa ein Recht habe über den Tempel? 2. Bei prosaischer Fassung ergäbe sich auch physisch Undenkbares. Die Leute, die traditionell im

Rechte waren, sollten Einem, der die Geißel gegen ihr Recht erhob, nicht diese einfach zurückgegeben, d. h. zurückgeschlagen haben? Ein so fanatisches Eingreifen in geordnete Verhältnisse verdiente das“ (a. a. O. S. 514). Mußten die Buden gerade am Orte des Gebetes stehen? Sind das „geordnete Verhältnisse“? Freilich der Volkmar'sche Mann aus Galiläa ist wie jeder Andere den Marktbuden gegenüber machtlos! „Ohnehin steht das Stück in engster Verbindung mit der Feigen-Verfluchung, mit dem Symbol!“ Also, weil ein Ereigniß (die Verdorrung des Feigenbaumes) symbolische Bedeutung hat, hat das folgende Ereigniß gar nicht stattgefunden! Etwas vorsichtiger schreibt über dasselbe Volkmar in J. N. und dementirt damit seine frühere Kritik. Jetzt anerkennt er in den Buden an heiliger Stätte einen „faktischen Unfug, eine Entweihung“; in der Scene selbst aber mit „hoher Wahrscheinlichkeit“ einen „speciellen geschichtlichen Grund“, nämlich die „Geißel des Wortes Jesu und den thatsächlichen Eingriff in den Unfug mindestens des beliebigen Gefäße-Hindurchtragens“ durch den Tempel; das Übrige aber verdanken wir dem „plastischen Sinne des Erzählers“ (J. N. S. 110—112).

Das Gebet Jesu auf dem Ölberge kann nicht geschichtlich sein; „denn es war kein Jünger dabei“. Der Evangelist erzählt mehrmals, Christus habe sein Leiden und seinen Tod vorhergesagt. Das ist ein weiterer Beleg, daß er frei dichtet. Denn das Vorherwissen Christi „würde vielmehr auf Selbstmordgedanken, also sittlichen Widersinn führen“ (Marc. S. 554), und „es ist eine mehr phantastische als tiefsinnige Vorstellung, daß Christus das Schlachtopfer habe werden wollen (J. N. S. 117). Ebenso ist „das Verrätherbild zum Theil ein gemachtes“. Denn „die schmähliche Niederlage hat der Christ (d. i. der Lehrbildner Marcus) später bedeckt mit der bei keiner Niederlage fehlenden Einbildung: dabei müsse Verrätherei mit im Spiele gewesen sein“! Denn „undenkbar, ja unmöglich scheint es, daß ein Verräther dem engsten Kreise Jesu angehörte“ .... „oder wenn Jesus ihn durchschaute, dann ist es wunderbar, daß er ihn nicht von sich wies, daß er ihn bei sich ließ und so gerade die Mittel zum Verrath ihm an die Hände gab. Das Eingehen in den Tod würde so wiederum einem Selbstmord fast gleich.“ Dazu kommen noch Erwägungen, daß die Sanhedristen auch ohne Judas' Rath Christum gefangen nehmen konnten, und der Kritiker hat das Resultat eruirt: der Judas ist für Marcus das Abbild des Christum in den Tod bringenden Judenthums“ (Marc. 544 u. f. 577). So Volkmar 1876. Unterdessen ist das „Undenkbare,

ja Unmögliche" denkbar und wirklich geworden. In J. N. will Judas durch seine Machinationen Jesum zwingen, sein unbegreifliches Zaubern zu brechen und die Bahn des Sieges über die Römergewalt zu betreten. Deßwegen geht er zu den Hohenpriestern, macht sein Angebot u. s. f. (S. 115).

Diese wenigen Beispiele zeigen zur Genüge, daß diese Kritik nur mit dem Stigma bodenloser Willkür, Leichtfertigkeit und Frivolität gebrandmarkt werden kann. Das ist die Wissenschaft, die mit wuchtigen Streichen die Grunddogmen des Christenthums fällen will, die dem Orakel der aufgeklärten Augsb. Allgem. Zeitung zufolge „rein quellenhistorisch deren Unechtheit aufweist". Das sind einige Proben „der reichen Fülle von Belehrung und Anregung".

Wie traurig ist der Gedanke, daß durch eine solche mit aller Selbstbewußtheit und kecker Zuversicht auftretende Wissenschaft vielleicht Mancher einfach um die heiligsten Güter des Glaubens betrogen wird! Wie unsäglich betrübend ist es, daß man auf Staatskosten mit solcher Wissenschaft gerade die Jünglinge erfüllt, welche später als Prediger und Lehrer das Volk in der Religion unterrichten werden! So sickert krasser Unglaube von der „Hochschule" bis in die untersten Volksschichten hinab.

J. Knabenbauer S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

IX.

Vor Gottes Ewigkeit sind unzählige Jahrtausende wie ein Augenblick, vor Gottes Unermeßlichkeit unberechenbare Fernen wie ein Punkt. Sein allmächtiger Wille durchwaltet alle Zeiten, alle Räume, und unterwirft die schrankenlose Mannigfaltigkeit der in ihnen gegründeten Weltkörper denselben Gesetzen. Das macht die Schönheit des Universums aus, gewährt uns aber auch einen tieferen Einblick in die Schöpfung selbst. So haben wir den feurigen Urzustand der Erde aus der jetzigen Beschaffenheit der Sonne schon zum Theil zu erklären vermocht. Es bleibt uns noch übrig, die statische Seite desselben durch seine dynamische zu einer vollen Mechanik der ursprünglichen Erde

zu ergänzen. Auch in dieser Beziehung erlaubt uns die Sonne, aus dem immer noch andauernden Spiel ihrer inneren Kräfte ein, wenn schon sehr großartiges, so doch wesentlich treues Bild der inneren Thätigkeit zu gewinnen, welche dem Erdball in seinem Urzustande wahrscheinlich eigen gewesen ist. Übergehen dürfen wir diesen Theil der Sonnenmechanik um so weniger, als er im Sinne der gebräuchlichen vulkanischen Theorien deren höchstes Ideal ausmacht, aber mit dem Spiel der heutigen Tiefenkräfte thatsächlich im vollendetsten Gegensatz steht. Dennoch bleibt es wahr, daß die „rein vulkanische" Urmechanik der Erde als Grundlage von deren jetziger Mechanik angesehen werden muß.

Ihre innere Thätigkeit offenbart uns die Sonne, indem sie eine volle Ruhe auf ihrer Oberfläche nie zu Stande kommen läßt, ja dieselbe periodisch in sehr auffallendem Grade zu stören pflegt. Die Erscheinungen, welche wir dabei wahrnehmen, zeigen sich im Fernrohr als sehr dunkle oder sehr helle Partien ihrer Photosphäre — als Sonnenflecke und Sonnenfackeln — und bei spektroskopischer Beobachtung des Sonnenrandes in der Form erstaunlich hoher Flammen oder Eruptionsstrahlen, welche man Protuberanzen (Auswüchse der Chromosphäre) nennt. Wie man ohne Schwierigkeit erkennen wird, sind all diese Störungen lediglich eine Frucht der jede Vorstellung übertreffenden Gewalt, womit aus dem Sonneninnern die Wärme in den kalten Himmelsraum hinauszieht. Die Sonnenflecke sind dunkle und meist trichterförmige Vertiefungen in der Photosphäre. Häufig besitzen sie eine sehr regelmäßige Gestalt, besonders wenn sie viele Tage und Wochen lang ihr Aussehen nur wenig ändern. Auffallend gleichen sie dann den Kratern unserer thätigen Vulkane wegen ihrer kreisrunden, am Rande jedoch nicht selten ausgezackten Form und wegen der Dunkelheit ihres Trichters, die nach der Mitte hin allmählich zunimmt, bis sie dort sprungweise in ein tiefes Schwarz übergeht und man bei diesem sonderbaren Anblick in den bodenlosen Abgrund eines eben zur Ruhe gekommenen Feuerschlundes hineinzuschauen meint. Diese mittlere, sehr dunkle und meist scharf begrenzte Gegend des Sonnenflecks nennt man seine Umbra oder Kern, während man die sie umschließende, nur halbdunkle Gegend als seinen Hof, Penumbra oder Halbschatten zu bezeichnen pflegt. Eben der Halbschatten macht die Ähnlichkeit des Sonnenflecks mit dem Krater eines Vulkans zur vollkommenen. Denn während der Fleck bei der langsamen Umdrehung der Sonne von dem westlichen Rande derselben über die Mitte zum östlichen Rande hinüber-

wandert, läßt eine fleißige Beobachtung sehr gut erkennen, daß der Halbschatten sein gedämpftes Licht von der schiefgeneigten Wand einer trichterförmigen Einsenkung erhält, welche durch das Fehlen eines Stückes Photosphäre verursacht wird: die bei der Axendrehung der Sonne allmählich sich ändernde Perspective läßt darüber in den meisten Fällen einen begründeten Zweifel nicht aufkommen. Auch hat man für Stereoskope doppelte photographische Sonnenbilder angefertigt, welche die Trichterform des Halbschattens sehr deutlich zeigen.

Noch eine zweite Eigenthümlichkeit theilt gewöhnlich der Halbschatten mit der innern Wand eines Kraters. Diese pflegt nämlich vorstehende Rippen zu haben, die vom obern Rande aus mehr oder minder geradlinig in die Tiefe hinunterziehen und im Sonnenlicht heller schimmern, als die tiefen Wasserfurchen zwischen ihnen. In solcher Weise besteht auch die Penumbra eines Sonnenflecks nur zuweilen aus einem gleichtönigen Schleier matteren Lichtes; gewöhnlich ist sie, mindestens zum Theil, aus einer Menge concentrisch zusammenlaufender Licht- und Schattenstreifen gebildet. Die helleren Partien aber sind nicht bloß unregelmäßiger gestaltet, sondern geben sich auch meist als reihenweise Anordnungen gestreckter Lichtkörner zu erkennen. Wer dieß sieht, vermag der Überzeugung sich nicht zu verschließen, daß stromartige Bewegungen in der Penumbra die hellen Körner der Granulationen reihenförmig hintereinanderstellen und zugleich in die Länge ziehen.

Abbildungen von Sonnenflecken kann Jeder leicht haben, weßhalb eine weitere Beschreibung überflüssig ist. Bemerken muß ich aber, daß sehr viele Flecke, besonders die größten, durchaus nicht so regelmäßig gebildet sind; oft besitzen diese wunderbar verzerrte Formen, so daß eine Schilderung derselben rein unmöglich wird. Auch bleibt noch zu sagen, daß der Kern der Flecke nur unter dem Blendglase des Teleskops so schwarz erscheint; thatsächlich gibt er einiges Licht. Dieß zeigen die spektroskopischen Beobachtungen, und wirft man, ohne eine Blendung zu gebrauchen, das durch ein Fernrohr vergrößerte Sonnenbild auf einen weißen Papierschirm, so erblickt man die Granulationen der Photosphäre als dichtgedrängte weiße Körner auf hellviolettem, als Netzwerk erscheinendem Grunde, die Fleckenkerne aber als dunkelviolette Flächen, die von einem prächtigen Gelb, den Fleckenhöfen oder Halbschatten, umrahmt sind.

Das lichtblaue Geäder der Granulationen verdankt wohl seine Entstehung abwärtsgerichteten Strömungen. Wir haben schon gesehen,

daß die außerordentlich hellen Körner, welche es umzieht, wahrscheinlich die Gipfel aufsteigender Strömungen sind, die ohne Unterlaß gasigen Kohlenstoff emporführen, in der Höhe verdichten und so durch seine Sichtbarmachung uns das glänzende Licht der Photosphäre verschaffen. Ist diese Annahme richtig, so folgt daraus, daß die festen Kohlentheilchen, nachdem sie mit ihrer Wärme auch ihr Licht ausgestrahlt haben, in Gesellschaft vieler erkalteter Dämpfe und Gase rings um die steigenden Strömungen niedersinken müssen. Dort mildern sie also durch ihre Ansammlung das gewöhnliche Licht der Photosphäre. Wo das Geäder Knoten bildet, sind sie noch reichlicher vorhanden, und darum erblickt man dort gewöhnlich blaue Punkte oder Poren von einer dunkleren Färbung. Manche dieser Poren vergrößern ihren Umfang und ihre scheinbare Tiefe so, daß sie unter dem Blendglase des Fernrohrs ganz schwarz aussehen; dennoch, scheint es, hat man sie mit einer andern Klasse von Poren nicht zu verwechseln, welche in ihrem Auftreten viel Unbeständigkeit zeigen und nicht durch ihre ausgeprägte Schwärze allein ihre Verwandtschaft mit den eigentlichen Sonnenflecken verrathen. Schaarenweise stellen sie sich oft in der Region derselben ein, und nicht selten nimmt eine von ihnen mit Schnelligkeit so gewaltige Dimensionen an, daß sie im Durchmesser unsern Erdball um ein Vielfaches übertrifft und dadurch in unserer Bezeichnungsweise zur Rangstufe eines eigentlichen Sonnenflecks aufsteigt. Nur mit diesen eigentlichen Sonnenflecken haben wir hier zu schaffen.

Über ihre Bedeutung und Natur stehen sich noch gegenwärtig verschiedene Meinungen gegenüber, von denen ich im Interesse des Lesers die wichtigsten nennen will.

Erstens denken manche Gelehrte noch immer, daß die Sonnenflecke feste Schlackenmassen seien, welche auf einem feurigflüssigen Meere schwimmen. Schwer ist zu begreifen, wie bei der hinreichend erkannten Beschaffenheit der Sonne eine solche Meinung noch heute sich halten kann; aber Zöllner, einer der berühmtesten Sonnenphysiker Deutschlands, hat sie zur seinigen gemacht und mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit — wie auch willkürlicher Annahmen und stillschweigender Voraussetzungen wunderbarer Natur — auf das Eifrigste vertheidigt.

Zweitens stellen sich Andere vor, daß die Sonnenflecke undurchsichtige Wolken seien, welche in einer gewissen Höhe über der Photosphäre schweben und uns deren Licht zum Theil verdecken. Diese, beim

ersten Anblick der Sonne von selbst sich darbietende Meinung ist von Kirchhoff, dem genialen Erfinder der Spektralanalyse, ursprünglich adoptirt worden.

Drittens ist eine, namentlich in England und Nordamerika herrschende Meinung, daß die Sonnenflecke aus theilweise condensirten, rauchigen und das Licht stark absorbirenden Dämpfen bestehen, welche, viel kälter und schwerer als ihre Umgebung, aus den höheren Regionen der Atmosphäre in die leuchtende Photosphärenmasse haufenweise niedersinken. Man betrachtet diese Rauch- und Dampfmassen als das Product der zahllosen Eruptionen, die auf der Sonne überall, vorzüglich aber in den Gegenden der Flecke, sich ereignen. Darnach würden die Flecke im Wesentlichen dasselbe sein, wie die blauen Poren im Netzwerk der Granulationen. Weßhalb sinken also nicht die erkalteten Producte der besagten Eruptionen um die Ausbruchsstellen gleichfalls im Kreise nieder, so daß die Sonnenflecke als dichtere Anhäufungen der fallenden Stoffe in den Durchschnittspunkten eines ähnlichen Netzwerkes von dunklen Schleiern liegen? Von einer solchen Lage der Flecke ist aber nichts zu sehen.

Viertens sind nicht wenige andere, besonders französische und italienische Astronomen der Meinung, daß die Sonnenflecke ganz im Gegentheil aus sehr heißen und beinahe vollkommen durchsichtigen, aber schwach selbstleuchtenden und stärkeres Licht absorbirenden Dampf- und Gasmassen bestehen, welche eben dort, wo die Flecke sich befinden, aus dem Sonneninnern heraufgekommen seien und die photosphärischen Stoffe theils durch ihre mechanische Gewalt fortgedrängt, theils durch ihre Hitze vergast und unsichtbar gemacht haben.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich diese letztere Ansicht für die richtige halte. Zuerst wohl hat P. Secchi ihr eine etwas bestimmtere Fassung gegeben, indem er von der innern Sonnenthätigkeit hie und da als von einer cyklonenartigen spricht, welche vermittelst ihrer horizontalen Wirbel die heißen Ströme metallischer Dämpfe aus der Tiefe herausbefördere. Auf eine ausführliche Begründung der Hypothese scheint er, so viel mir bekannt, sich nirgendwo eingelassen zu haben. Auch sonst kenne ich Niemand, der in dieser Beziehung mehr als Vermuthungen oder vereinzelte Andeutungen niedergeschrieben hätte.

Nicht zu verwechseln damit ist der Versuch des französischen Astronomen Faye, die Sonnenflecke als Wirkungen von Sonnencyklonen darzustellen. Was er Cyklonen nennt, sind thatsächlich Anticyklonen, d. h.

jene äußerst sanften Luftwirbel von ungemein großem Umfang, deren Kern sehr langsam nach unten sinkt und uns mit einem hohen Barometerstande das schönste Wetter zu bringen pflegt. Auch liegt für den französischen Astronomen das treibende Princip dieser umgekehrten Cyklone nicht in ihr selbst, sondern in entgegengesetzt nebeneinander herfließenden Luftströmungen[1], die wohl zahlreiche Wirbel von geringer Kraft, aber gewiß nicht westindische Cyklonen und Teifuns erregen können. Faye's Versuch mußte darum mißlingen und hat auch bei seinen Fachgenossen nur einen sehr getheilten Beifall gefunden.

Diese Bemerkungen habe ich geglaubt, hier vorausschicken zu müssen, weil die im Folgenden entwickelte kurze Theorie der Sonne mit ihrem Guten und Schlechten als mein Wagniß zu betrachten ist, wobei ich jedoch nicht behaupten will, daß viele Einzelerklärungen, die vorkommen werden, nicht schon längst von Andern gegeben worden sind. Der Leser mag zum Vergleich meinen Aufsatz über die „Wissenschaftliche Methode" (diese Zeitschrift, 1880, 7. Heft) herbeiziehen, um sich zu versichern, ob ich die darin aufgestellten Regeln selber beobachte.

Zunächst sieht man leicht ein, weßhalb aus dem Sonneninnern heiße Dämpfe und Gase, und zwar in der Form einzelner Ströme emporkommen und rings um dieselben, wenn sie schnell genug fließen, sich Wirbel ausbilden müssen, wodurch das Ganze zu Drehstürmen oder Cyklonen wird.

Die Sonne verliert nämlich außerordentlich viel Wärme, ohne daß eine Abnahme derselben im Lauf von Jahrtausenden bemerkt worden ist. Nicht nur muß also das Sonneninnere eine fast unerschöpfliche Wärmemenge enthalten, sondern auch einen Theil davon beständig zur Oberfläche hinaufsenden.

Nun ist aber bekannt, daß vermittelst der einfachen Strahlung aus den Flüssigkeiten und Gasen nur ein geringer Theil von ihrer Wärme herausgeht; ihre übrige Wärme steigt in die Höhe, indem sie die warmen Theile, worin sie sich befindet, so weit mit sich empornimmt, als es deren Gewicht bei der fortschreitenden Ausdehnung erlaubt; dafür sinken die oben erkalteten Theile in gleicher Menge nieder. Beide Bewegungsarten sind einander entgegengesetzt und zu vernichten bereit, denn es haben überall die abgekühlten Theile ebenso viel Neigung

[1] Bekanntlich Dove's Theorie, die künftig gegen die von Theodor Reye immer mehr an Boden verlieren wird. Letzterer folgen wir.

zum Sinken, wie die warmen zum Steigen. Deßhalb bildet sich in unserer Atmosphäre nicht selten ein Zustand des Gleichgewichtes aus, den wir Windstille nennen. Je länger er dauert, desto kälter und schwerer werden die oberen Lufttheilchen durch Wärmeverlust, desto heißer und leichter die unteren durch Zufuhr von frischer Wärme, und desto gefährlicher wird das Gleichgewicht innerhalb der Atmosphäre, bis endlich der geringfügigste Anlaß genügt, das letztere an irgend einem Punkte zu zerstören. Geschieht das, so muß dort entweder die kalte Luft von oben herab-, oder die warme von unten hinaufströmen. Beides ist möglich und ereignet sich in der That, doch pflegt das Steigen der warmen Luft ungleich häufiger vorzukommen, weil die in ihr angesammelte Wärme eine ungestüme Kraft entwickelt. Die einfache Schwere der kälteren Luftmassen arbeitet naturgemäß langsamer, zumal da sie ohnehin einen sehr leichten Körper zwischen anderen, widerstehenden Luftmassen abwärts zu bewegen hat. Daß neben dem steigenden Luftstrom ein sinkender sich ausbilde, wird nicht erfordert, denn die abgekühlten Lufttheile, die sich oben befinden, gelangen von selbst in ein tieferes Niveau, wenn die warmen heraufkommen und über ihnen sich ausbreiten.

Der steigende Luftstrom wird zum Cyklonenkern. Er dehnt sich, je höher er emporgelangt, nicht bloß nach den Seiten, sondern auch nach oben aus. Gerade unter ihm ist folglich der Luftdruck geringer, als rings um ihn herum auf der übrigen Erdfläche. Die warmen Luftschichten, welche auf dieser liegen, werden deßhalb mit Gewalt dorthin gepreßt, wo er aufsteigt, und sind sie im Cyklonenkern angelangt, so fahren sie gleichfalls in die Höhe.

Ebenso leicht zu begreifen ist, warum die unten abziehenden Luftmassen die drehende Bewegung der Cyklone annehmen. Wer — um ein hierhergehöriges Experiment zu machen — durch einen Trichter Wasser ablaufen läßt, wird bemerken, daß es darin allemal zu wirbeln beginnt und oberhalb des abziehenden Strahles einen in der Mitte eingesenkten Strudel bildet; seine Theilchen laufen hierbei in spiralförmigen Bahnen, und zwar mit um so größerer Eile, je näher sie dem Centrum gekommen. Die Ursache eines solchen Verhaltens liegt auf der Hand. Die durch das Rohr abziehenden Theilchen besitzen eine große Geschwindigkeit, welche die im Trichter befindlichen mit einemmal nicht annehmen können, weil die sie treibende Schwere wohl kräftig, aber langsam wirkt. Unter dem Wasserdruck nehmen sie also die erforderliche Geschwindigkeit allmählich an, und deßhalb rotiren sie.

Genau das nämliche Verhalten beobachtet die Luft, mag sie aus dem gepreßten Raum eines Blasebalges, oder aus den unteren Räumen der Atmosphäre entweichen, in denen sie von den höheren Luftschichten einen Druck erleidet. Nur ist in der Cyklone ihr Abzugskanal nach oben gerichtet und wird die Einsenkung des Wasserstrudels durch den Auftrieb im Cyklonencentrum, also durch einen geringen Luftdruck nach unten oder niedrigen Barometerstand ersetzt[1].

Wenden wir nun diese einfachen Principien auf die Sonne an.

Bei der gasigen Beschaffenheit der Sonne und dem ungeheuren Wärmeüberschuß, den sie im Innern besitzt, ist von vornherein sicher, daß sie ihre eingeschlossene Wärme vermittelst cyklonenartiger Bewegungen ihrer Massen an die Oberfläche heraufschafft. Und in der That erklären sich aus einem solchen Verhalten alle Phänomene, welche uns die Sonnenoberfläche wahrnehmen läßt, selbst diejenigen, welche beim ersten Vermuthen damit gar nicht in Verbindung zu stehen scheinen.

Vor Allem sind die Sonnenflecke die von oben gesehenen Kerne und Kernausbreitungen mächtiger Cyklonen, die aus einer bedeutenden Tiefe unterhalb der Photosphäre sehr heiße, aber schwach leuchtende Dämpfe in die Höhe schaffen. Aber auch in der Photosphäre selbst und in der Chromosphäre gibt es zahllose Wirbelstürme der gleichen Art. Von der Seite her betrachtet[2], erscheinen uns die Kerne und Kernausbreitungen all dieser Cyklonen in der Form von Protuberanzen. Insoweit sie jedoch aus photosphärischen Massen bestehen und noch hell genug leuchten, sehen wir sie von oben und von der Seite in der Gestalt von Sonnenfackeln.

Die Richtigkeit dieser Sätze wird, wie ich hoffe, aus dem Folgenden sich ergeben. Ihr Nachweis verlangt aber eine sorgfältige Beachtung der Eigenschaften, wodurch der von großen und kleinen, schnell und langsam wirbelnden Drehstürmen aufgewühlte Sonnenball vor unserer Atmosphäre sich auszeichnet. Nicht nur ist die Tiefe seiner gasigen Massen und der in ihm herrschende Druck sehr viel größer, sondern es nimmt auch, was nicht übersehen werden darf, das natürliche Gewicht seiner Stoffe in der Richtung nach unten beständig zu. Freilich besitzt unsere Luft ebenfalls ein um so größeres Gewicht, je tiefer sie im Be-

---

[1] Man sehe über die Cyklonen noch nach, was darüber in dieser Zeitschrift, 1881, Heft 9, S. 367 ff., schon gesagt worden ist, ebenso die ausführlichere Theorie in meinem Werke „Nach Ecuador“, 2. Aufl., S. 50 ff. Freiburg, Herder.

[2] Vermittelst des Spektroskops, denn im Fernrohr sind sie unsichtbar.

reich unserer Atmosphäre liegt; doch rührt dieser Umstand nicht davon her, daß die tieferen Luftmassen von anderer Art oder Mischung wären; vielmehr ist er lediglich Folge der stärkeren Pressung, welche die tieferen Luftschichten durch den Druck aller darüberliegenden erfahren. Wollte man aus dem Niveau der Meeresfläche eine bestimmte Luftmenge auf einen 5000 Meter hohen Berg hinauftragen, so würde man bemerken, daß sie dort auf den doppelten Raum sich ausdehnt und ebenso leicht wie die oben sie umgebende Luft wird, weßhalb ein Sinken bei ihr nicht eintritt. Ganz anders verhalten sich die glühenden Dampfgemische im Sonnenkörper, zumal wenn die ungeheure Größe desselben mitberücksichtigt wird. Denn steigen sie beispielsweise aus einer Tiefe von 10000 Meilen in die sichtbare Atmosphäre auf, so gehören sie meistens schweren Metallen an und müssen, nachdem sie sich bis auf einen bestimmten Grad abgekühlt haben, in dem oben vorherrschenden Wasserstoffgas mit Schnelligkeit versinken.

In welcher Weise dieser Streit zwischen der Triebkraft der Wärme und dem natürlichen Gewicht der gehobenen Stoffe dem Emporsteigen der tieferen Sonnenmassen entgegenwirkt, kann man aus der Form der Rauchsäule erkennen, welche ein brennender Vulkan bei windstillem Wetter gen Himmel sendet. Kerzengerade und blitzschnell fährt der mächtige Strahl seiner glühenden Wasserdämpfe und Gase hoch in die Luft; allein bald zeigen sich darin kohlschwarze und schneeweiße Ballen, die beim Voranrollen in dem Maße langsamer gehen, als sie ihren Umfang durch wachsende Ausdehnung vergrößern. Endlich stehen sie ganz still. Haben sie eine gewisse Höhe erreicht, dann kommen sie nicht weiter; es ist, als stießen sie gegen eine undurchdringliche Decke, und in horizontalen Richtungen breiten sie sich nach allen Seiten hin aus. Nicht die Reibung allein und der von oben her wirkende Luftwiderstand sind schuld an dieser Gipfelausbreitung des steigenden Stromes; denn käme eine gleiche Menge atmosphärischer Luft aus dem glühenden Schlunde herausgefahren, so würde sie sich gewiß, wenn auch schon langsam, bis zu den Grenzen der Atmosphäre erheben. Vielmehr ist Hauptursache der Erscheinung die relative Gewichtszunahme, welche die Wasserdämpfe beim Steigen erleiden: im Augenblick, wo sie den Krater verlassen, sind sie in ihrem glühenden Zustande sehr ausgedehnt und darum viel leichter, als die sie umgebende Luft; wenn sie aber ihren Wärmeüberschuß verloren haben, nehmen sie die sichtbare Gestalt des zu Nebel verdichteten Wasserdunstes an und werden schwerer als die Luft, obschon sie noch mit einer Menge

heißer Gase vermischt sind. Ein strömender Regen netzt daher die Umgebung des Vulkans, so oft der Ausbruch längere Zeit dauert und ein kräftiger Wind die sich stauenden Dampfwolken nicht in die Atmosphäre zerstreut.

Aus unseren Feuerungen steigt ein Strom von heißer Kohlensäure in die Luft; auch er wird, nachdem er eine gewisse Höhe erreicht hat, zur seitlichen Ausbreitung gezwungen. Denn Kohlensäure ist schwerer als die Luft und muß darin, nach entsprechender Abkühlung, sinken, obschon sie ein gasförmiger Körper bleibt. Nur durch langsame Diffusion zerstreut sie sich oben in die Atmosphäre und wird so unschädlich für den Ort, von welchem sie aufstieg.

Allerdings kommt warme atmosphärische Luft ebenfalls zum Stillstand, wenn sie nur in geringer Masse sich aufwärtsbewegt. Durch ihre Berührung mit den kälteren Luftschichten, welche sie nach und nach zu durchbrechen hat, verliert sie allmählich ihren Wärmeüberschuß und damit die sie belebende Triebkraft. Wenn sie aber in ungeheurer Menge, etwa als Kern einer westindischen Cyklone, emporstürmt, dann reicht diese Art von Abkühlung nicht aus, um sie festzuhalten; vielmehr überschreitet sie mit wunderbarer Geschwindigkeit die gewöhnliche Grenze der Atmosphäre, indem sie wie der Strahl eines riesenhaften Springbrunnens in den leeren Himmelsraum hinausschießt.

Wir können uns nunmehr eine Vorstellung davon machen, welcher Art die inneren Bewegungen des Sonnenkörpers sind. Überall, in jeder Gegend und von jedem Niveau, heben sich aus ihm warme Strömungen empor, einzeln, isolirt von einander, durch weite Strecken getrennt, in denen wohl horizontale und meist rotirende, aber keine steigenden Bewegungen vorkommen. Die Massen nämlich, welche zwischen den steigenden Einzelströmen liegen, pressen in diese ihre untersten, sehr heißen Schichten hinein und sinken darum nieder, indem sie oben einigermaßen Platz für die erhitzten Stoffe machen, die, einer vulkanischen Rauchsäule gleich, in die Höhe stürmen, um sich da nach allen Seiten hin auszubreiten.

So wandern die verschiedenen Dampfschichten der Sonne partienweise in ein höheres Niveau, um von diesem später, wenn sie sich hinreichend abgekühlt haben, in ihre vorige Lage zurückzusinken. Wie weit sie bei dem jedesmaligen Steigen gelangen, läßt sich von vornherein nicht sagen; wir wissen nur, daß ihre zu Dampf aufgelösten Stoffe mit einemmal um so höher kommen, je heißer dieselben im Vergleich mit den

zu durchbrechenden Schichten sind, daß sie aber auch um so früher stillstehen und von Neuem sich ausbreiten, je mehr bei der fortschreitenden Abkühlung, die sie auf dem Wege erleiden, ihr natürliches Gewicht zur Wirkung gelangt.

Auf die Art, wie sich hierbei die Wärme aus dem Sonneninnern nach oben fortpflanzt, haben wir mit Sorgfalt zu achten. Denn es geschieht nicht in der überaus schnellen Weise der ununterbrochenen Massenströmung, die wir bei allen Gasen und Flüssigkeiten zu sehen gewohnt sind, wenn dieselben auf ihrer untern Seite kräftig genug gewärmt werden. Auch erfolgt es nicht in der sehr langsamen Weise der sogenannten einfachen Wärmeleitung, welche wir bei den festen Körpern beobachten und wobei die Wärme von jedem Theilchen zum nächsten übergeht, ohne daß die letzteren ihren Platz verändern. Vielmehr combiniren sich beide Fortpflanzungsarten zu jener, die den ungemischten Flüssigkeiten und Gasen eigenthümlich ist, wenn sie von unten sehr schwach gewärmt werden, und welche das Schnelle der Massenströmung mit dem Langsamen der einfachen Wärmeleitung verbindet. Wir könnten sie als die der gestörten Massenströmung bezeichnen. Die überhitzten Dämpfe des Sonneninnern fließen dabei periodisch und bald hier, bald dort an geeigneten Punkten zusammen, um aufwärts gerichtete Ströme zu bilden, und bringen vermittelst dieser ihren ganzen Wärmeinhalt unmittelbar und in der schnellsten Weise mit sich in das höhere Niveau; sind sie aber darin angelangt, so bleiben sie stehen und vermischen sich mit den leichtern Dämpfen jener Gegend, indem sie denselben einen bestimmten Theil ihrer Wärme überlassen. Hat dieser langsame Wärmeaustausch vermittelst Berührung und Leitung sein Ende erreicht, dann sind die schwersten der heraufgekommenen Metalldämpfe schon wieder in die Tiefe zurückgesunken, und was oben geblieben, kann nun seinerseits in einen Wirbelkern zusammenfließen und als ein neuer Strom die empfangene Wärme verhältnißmäßig schnell eine Etage weiter in die Höhe fördern.

Man begreift, wie bei einem so complicirten Spiel der bewegenden und hindernden Kräfte der Wärmeabzug aus dem ungeheuren Sonnenkörper ganz außerordentlich verzögert werden muß. Wenn er trotzdem mit einer sehr großen Geschwindigkeit erfolgt, so dürfen wir wohl schließen, daß die Temperatur des tiefen Innern eine Höhe erreichen muß, von der wir uns kaum eine Vorstellung zu machen im Stande sind; denn der Temperaturunterschied zwischen der Oberfläche und dem

Centrum hat den enormen Hindernissen, welche dem schnellen Wärmeabzug sich in den Weg stellen, nach einem bestimmten Gesetze zu entsprechen. Die Störungen, denen die steigenden Ströme unterliegen, werden indessen nur zum Theil durch die Ungleichheit der natürlichen Gewichte der zu hebenden Dämpfe veranlaßt, und wir haben auf diesen Umstand bloß darum so nachdrücklich aufmerksam gemacht, weil er uns bei der Besprechung des Erstarrungsprocesses der Erdkugel als für dessen Verlauf ungemein wichtig noch einmal entgegentreten wird und man ihn keiner Beachtung zu würdigen pflegt, obschon er die steigenden Ströme in ihrer Triebkraft selbst angreift, also ein inneres Hinderniß des Steigens bildet. Denn diese Triebkraft ruht einzig und allein in jener Ausdehnungsfähigkeit der heißen Massen, wodurch dieselben während ihres Steigens in jedem Niveau, das sie erreichen, factisch leichter als die umgebenden Schichten sind. Nun aber befinden sich die von Natur aus schwereren Dämpfe nur deßhalb in den tieferen Gegenden der Sonne, weil sie, ohne zu sinken, die kühleren Temperaturen der höheren Gegenden nicht ertragen können; folglich müssen sie bei ihrem periodischen Steigen immer eine Grenze antreffen, für welche sie trotz der Abnahme des auf ihnen lastenden Druckes zu schwer sind.

Doch werden in ihrem Steigen die heißen Dampfströme auch durch äußere Hindernisse gestört. Und wie unermeßlich groß sind diese nicht! Nicht weniger als ganze 93 000 Meilen hoch liegen, vom Centrum an gerechnet, die Massen der Sonne übereinander, indem sie den erstaunlich großen Raum von 3370 Billionen Kubikmeilen erfüllen, und hiervon drückt im mittlern Durchschnitt eine jede mit ihrem Inhalt so stark nach unten, wie auf der Erde drei und eine halbe Kubikmeilen von Blei es thun würden![1] Dennoch wird diese ungeheure Menge schwerster Stoffe von den steigenden und dabei sich ausdehnenden Dampfströmen gehoben und nach Erforderniß zur Seite gedrängt, ja der Schnelligkeit wegen, womit der Wärmeabzug erfolgt, auch in eine unruhig stoßende Bewegung von unglaublicher Heftigkeit versetzt!

Einen in Bezug auf unsere Cyklonentheorie fast gefährlichen Beleg

---

[1] Die zu Dampf aufgelösten Sonnenmassen sind im Mittel 1,46mal dichter als Wasser, unterliegen aber einer 27½mal größeren Attractionskraft, als auf und innerhalb der Erde (in einander proportionalen Abständen vom Centrum) der Fall wäre. Sie drücken darum auf der Sonne 40mal so stark als bei uns das Wasser und fast 3½mal so stark als bei uns das Blei nach abwärts, dessen schwerste, englische Sorte das specifische Gewicht 11,6 hat.

für das Letztere bieten die schon mehrfach genannten Protuberanzen oder Sonnenausbrüche, welche gar häufig bis zu den Grenzen der sichtbaren Corona hinauf reichen. Im Wesentlichen gleichen sie den Dampf- und Rauchsäulen unserer feuerspeienden Berge, denn ihre Grundform ist ebenfalls die einer Pinie mit hohem Stamm und flach ausgebreiteter Krone; doch können sie ihre Form auch ebenso mannigfaltig ändern, weil sie einer ähnlichen Ablenkung durch atmosphärische Strömungen und gleich wechselnder Stärke der Triebkraft unterworfen sind. Solche Einzelheiten indessen können wir mit Nutzen erst später besprechen; hier ist uns nur an dem Nachweis gelegen, daß alle Protuberanzen, welche man für wirkliche Sonnenausbrüche halten darf, auch in Bezug auf ihre Größe, ihre Höhe und die ungeheure Geschwindigkeit, womit sie emporschießen, als Cyklonenkerne oder steigende Ströme der von uns besprochenen Art angesehen werden können. Die Untersuchung dieser Möglichkeit läßt sich hier nicht vermeiden, denn man beginnt nicht, eine Hypothese im Einzelnen auszuführen, bevor ihre Grundlage sichergestellt worden ist.

Die Wasserstoff-Protuberanzen, so genannt, weil sie in ihrem reinsten Zustande beinahe nur Wasserstoff nebst dem unbekannten Helium zu enthalten scheinen, zeigen ein Spectrum, das im Wesentlichen mit dem der Chromosphäre übereinstimmt. Es läßt sich also vermuthen, daß sie darin ihren Ursprung haben. Nicht selten erreichen sie Höhen von zwei bis drei Minuten oder 12 000 bis 18 000 geographischen Meilen.

Ebenso hoch erheben sich viele metallische Protuberanzen, welche außer Wasserstoffgas eine große Menge schwerer Metalldämpfe emporschleudern und folglich aus tieferen Regionen kommen müssen. Unter ihnen geben die glänzendsten genau das Spectrum der Sonnenflecke in seiner Umkehrung, d. h. sie lassen die dunkeln Linien desselben hell und ebenso verbreitert erkennen. Wir halten sie demnach mit P. Secchi[1] für die oberen Enden jener steigenden Ströme, welche die Photosphäre durchbrechen und Ursache der Sonnenflecke sind. Andere, minder metallreiche Protuberanzen dürften aus der Photosphäre selbst und der sogenannten umkehrenden Schicht entspringen.

Mit den gewaltigen Höhen, bis zu welchen die Protuberanzen sich erheben, stimmt die enorme Steiggeschwindigkeit derselben vollkommen überein. Von jeher hat sie das Staunen aller Beobachter erregt, indem

[1] Compt. rend., 3 Février 1873.

sie nicht selten 20, ja 30 und mehr Meilen in der Secunde ausmacht. In der Nähe ihres Ausgangspunktes laufen folglich die emporgetriebenen Metalldämpfe und Gase oft genug sieben- oder achtmal schneller, als die Erde in ihrer Bahn! Sollte man so ungeheure Geschwindigkeiten für möglich halten? Und doch bilden sie zu Zeiten den Gegenstand täglicher Beobachtung für viele Astronomen!

Das wunderbare Phänomen der Protuberanzen hat man durch äußerst heftige Explosionen zu erklären gesucht, welche in verschiedenen Tiefen des Sonnenkörpers stattfinden sollen. Bald werden dort, dieser Anschauung gemäß, chemische Verbindungen plötzlich zersetzt oder frisch geschaffen, wie etwa bei der Entzündung unseres Schießpulvers und Dynamits der Fall ist; und bald wieder sollen die furchtbar erhitzten Dämpfe der Tiefe eine schwere und widerstandskräftige Decke über sich mit Gewalt zersprengen und wie aus einem explodirenden Dampfkessel mit Ungestüm in's Freie hinausfahren [1].

Ganz unrichtig ist wohl die letztere Meinung nicht; doch glauben wir den bequemen und so oft mißbrauchten Ausdruck „Explosion" auf diese Vorgänge nicht anwenden zu müssen. In die Lehre von den Vulkanen und Erdbeben hat er so viele irrthümliche Begriffe hineingebracht, daß wir nur zufrieden sein können, wenn er in der Theorie der Sonne zu einer ähnlich verwirrenden Herrschaft nicht gelangt. Fast scheint es ja, daß seine Bedeutung mehr die eines schön klingenden Wortes ist, das die Schwächen der wissenschaftlichen Erkenntniß vor dem Auge des Uneingeweihten verdecken soll. Doch ist er auch in Bezug auf manchen strebsamen Forscher von nicht minder täuschender Wirkung gewesen, indem er dessen Phantasie mit grandiosen Bildern erfüllte, welche den Verstand des Nachdenkens zu überheben geeignet sind, jedoch der realen Welt ebenso wenig entsprechen, wie jene Schreckbilder, womit der Furchtsame in dunkler Nacht seine Einbildungskraft beschäftigt, so oft er die unbestimmten Töne eines seltsamen Geräusches hört, das er im Augenblick sich nicht zu erklären weiß.

---

[1] Die erstere, tausendmal ausgesprochene Vermuthung hat das Schicksal, daß sie von Jedem, der sie vorbringt, auch sogleich wieder in Zweifel gezogen wird. Die zweite ist besonders von Zöllner vertheidigt worden, der, um eine widerstehende Decke für die gespannten Dämpfe zu erhalten, die Photosphäre als einen feuerflüssigen Ocean ansieht, in welchem die Sonnenflecke als Inseln herumschwimmen. Ohne der Sonnennatur einen so harten Zwang anzuthun, läßt sich, wie wir gleich sehen werden, die Schwierigkeit in anderer Weise erledigen.

In der That läßt sich die ungeheure Geschwindigkeit der Protuberanzen und die erstaunliche Höhe, welche sie erreichen, in ganz einfacher Weise aus der mechanischen Gewalt ableiten, womit die Wärme aus dem Sonnenkörper herauszieht, ohne daß es dabei nöthig wird, jene Begriffe zur Hilfe zu rufen, die wir mit dem Wort „Explosion" zu verbinden pflegen. Bei unseren großen Drehstürmen oder Cyklonen hat man in der näheren Umgebung des windstillen Centrums nicht selten wirbelnde Geschwindigkeiten von 45—50 Meter in der Secunde beobachtet. Natürlich geschah das unten auf dem festen Erdboden, wo die stürmische Bewegung der Luft durch einen enormen Reibungswiderstand außerordentlich gehemmt wird. Bis zu welchem Grade sie in einiger Entfernung vom Boden anwachsen mag, ist uns nicht bekannt, doch muß dort ihre Schnelligkeit um Vieles größer sein. Bei einer seiner Luftfahrten legte der berühmte Coxwell einen Weg von 110 Kilometern in 60 Minuten zurück, während gleichzeitig unter ihm die Windmesser nur eine Geschwindigkeit von 23 Kilometer per Stunde, also fünfmal weniger angaben. Ein anderes Mal kam der Physiker Glaisher mit seinem Ballon um 25 Kilometer in der Stunde voran, indeß unten der Wind achtmal langsamer ging.

Wir glauben demnach, daß in einiger Höhe über dem Boden die wirbelnde Geschwindigkeit einer heftigen Cyklone, und um so mehr die steigende des zugehörigen Kernes, zum mindesten auf das Doppelte von dem veranschlagt werden kann, was man unten auf der Erdfläche beobachtet. Wir wollen sie daher in runder Zahl gleich 100 Meter in der Secunde annehmen.

Was nun die Cyklone in Bewegung setzt, ist die Arbeitsfähigkeit der in unserer Atmosphäre enthaltenen Luft- und Dampfwärme. Sie macht nur einen Theil der ganzen Arbeitsfähigkeit aus, welche vermittelst der Wärmestrahlung die Sonne an unsern Erdball überträgt; denn der andere und bei Weitem größere Theil verursacht keine atmosphärischen Strömungen, weil er in der Gestalt fühlbarer Wärme vom Erdboden aus in den Himmelsraum zurückstrahlt.

Ähnliches gilt von der Sonne. Ein Theil ihrer Wärme, und zwar ebenfalls der größere, strahlt von der Photosphäre direct aus, ohne die darüber liegende Atmosphäre in Bewegung zu setzen, während der andere Theil diese Arbeit übernimmt, um, wenn er in die höheren Regionen gelangt ist, von da auszustrahlen. Wegen der ungeheuren Höhe und starken, Licht und Wärme absorbirenden Kraft der Sonnenatmosphäre

muß man aber annehmen, daß der arbeitende Theil der dortigen Wärme im Vergleich zum ausstrahlenden größer als in der Erdatmosphäre ist. Noch mehr muß das unterhalb der Photosphäre der Fall sein, wo sich vermittelst der Strahlung die Wärme kaum fortpflanzt. Deßhalb ist also ferner richtig, wenn wir sagen, daß zwischen den Kräften, welche die Sonnen- und Erdcyklone bewegen, zum mindesten das Größenverhältniß besteht, welches zwischen der von der Sonne ausgestrahlten und der von der Erde empfangenen Wärmemenge oder Arbeitskraft im Ganzen obwaltet. Wir wollen jedoch hier wiederum uns mit dem Ungünstigeren begnügen und dieß Größenverhältniß als gleich ansehen.

Nun empfängt die Erdoberfläche eine Wärmemenge, welche, wie früher gezeigt wurde, der Arbeitsfähigkeit von $1^2/_3$ Pferdekräften für je vier Quadratmeter, oder von $^5/_{12}$ Pferdekräften für je einen Quadratmeter äquivalent ist. Mit diesem Arbeitscapital, oder vielmehr einem kleinen Theil desselben, muß sie haushalten, wenn sie, durch Erwärmung der über ihr liegenden Luft, Winde und Stürme erregen will. Wie groß die in den heftigsten Orkanen thätige Arbeitskraft sein möge, danach brauchen wir hier nicht zu fragen; jedenfalls spart sie sich bis zu ihrem factischen Betrag vermittelst einer Windstille zusammen, welche vor dem Ausbruch der Cyklone lange Zeit über vielen tausend Quadratmeilen der Umgebung herrscht. Nichts hindert, auch für die Sonne Perioden verhältnißmäßiger Ruhe anzunehmen, in welchen die dort arbeitenden Kräfte sich gleichfalls über ausgedehnten Räumen ansammeln, um dann mit einem Mal loszubrechen. Bald wird sich zeigen, daß diese Voraussetzung in der That richtig ist.

Das Arbeitsvermögen der aus der Sonnenphotosphäre fortströmenden Wärme beträgt aber, wie wir ebenfalls schon gesehen haben, reichlich 75 000 Pferdekräfte für jeden Quadratmeter, ist also im Verhältniß von 75 000 zu $^5/_{12}$, oder 180 000mal größer als das, worüber die Erde pro Quadratmeter verfügen kann. In demselben Verhältnisse nun — so können wir nach dem Vorigen denken — stehen zu einander auch die Arbeitsgrößen, welche auf der Sonne und Erde zur Hervorbringung aller atmosphärischen Strömungen überhaupt und der Wirbelstürme im Besonderen verwendet werden.

Hiernach stoßen wir nicht auf die mindeste Schwierigkeit, wenn wir die Protuberanzen als Cyklonenkerne auffassen wollen, die über das Gebiet der zugehörigen Wirbel mit ungeheurer Geschwindigkeit emporschießen. Wir würden sogar einigermaßen die Zahl der Sonnenstürme berechnen

können, wenn wir von dem Gewicht der dortigen Atmosphäre, also dem Widerstande derselben gegen die vorhandene Triebkraft, sichere Kenntniß besäßen. Leider fehlt uns diese noch und bleibt für Conjecturen ein ziemlich weiter Spielraum übrig.

Doch scheinen die meisten Astronomen der Meinung sich zuzuwenden, daß die Sonnenatmosphäre trotz ihrer gewaltigen Höhe außerordentlich leicht sei. Sie schließen das aus den Untersuchungen von Frankland, Lockyer, Deville und Wüllner über die Beschaffenheit des Wasserstoffspectrums bei geändertem Druck, wonach die gesammte gasige Hülle, welche die Sonnenphotosphäre bedeckt, auf diese schwerlich stärker drücken soll, als unsere Atmosphäre in der Höhe von beiläufig 3000 Meter.

Unmögliches enthält diese Ansicht durchaus nicht. Denn unsere eigene Atmosphäre reicht im Zustande äußerster Verdünnung mindestens bis zur Höhe von 725 Kilometer (fast 100 Meilen) empor, weil die höchsten Spitzen des Nordlichtes in jener Entfernung über dem Erdboden erscheinen; und trotz dieser ansehnlichen Höhe liegt schon die Hälfte aller Luftmassen unter den Füßen eines Bergsteigers, der einen Gipfel von 5 Kilometer Höhe erklommen hat. Es ist das die Wirkung des Druckes, wodurch die obere Hälfte die untere auf einen so kleinen Raum zusammenpreßt. Enthielte unsere Atmosphäre eine doppelt so große Luftmenge, als sie jetzt thatsächlich enthält, so würde sie in merklicher Weise nicht höher sein. Denn ihre ganze untere Hälfte, welche der gegenwärtigen Atmosphäre an Masse gleich käme, würde sich auf einen Raum von weniger als 5 Kilometer Höhe einschränken, während die obere Hälfte für sich allein 725 Kilometer Höhe in Anspruch nähme. Auch eine Vermehrung unserer atmosphärischen Luft auf das Hundertfache ließe deren Gesammthöhe nur wenig größer werden.

Man sieht also, daß die ungeheure Höhe, welche die Sonnenatmosphäre besitzt, nur eine Frucht der dort herrschenden Gluth ist. Selbst das geringe Gewicht des Wasserstoffes, der in jener gasigen Hülle so reichlich vorkommt, bleibt dabei von untergeordneter Bedeutung; denn ist es unter sonst gleichen Umständen $14^1/_2$mal so klein als das unserer Luft, so unterliegt es doch auf der Sonne auch einer $27^1/_2$mal so großen Attractionskraft, als auf unserer Erde der Fall wäre.

Nehmen wir daher, wie die erwähnte Meinung will, an, daß der Atmosphärendruck auf der Sonne höchstens $^2/_3$ des unsrigen ausmache. Alsdann hätte das dortige, 180 000mal so große Arbeitsvermögen der

Wärme pro Quadratmeter auch nur $^2/_3$ der Gewichts- und Reibungswiderstände zu besiegen, welche einem Quadratmeter der Erdfläche entsprechen, und würde deßhalb in alle verticalen und horizontalen Strömungen der Sonnenatmosphäre eine Lebhaftigkeit hineinbringen, die ($^3/_2$mal 180 000, oder) 270 000mal größer als die in unserem Luftkreise wäre. Der leiseste Windhauch, welcher auf dem Erdboden um einen Centimeter in der Sekunde träge voranschliche, hätte als Gegenstück auf der Sonne einen Orkan mit der rasenden Geschwindigkeit von 2700 Meter in der Sekunde! Was erst, wenn wir unsere westindischen Cyklonen zum Ausgang des Vergleiches nehmen?

Mit Recht bringt uns das Übermaß der Geschwindigkeit, wozu wir so gelangen, in Verlegenheit. Allein es ist klar, daß, wenn die Sonne ihre Wärme in jedem Augenblick so massenhaft in den Himmelsraum hinaussendet, auf ihr nicht bloß die Geschwindigkeit, sondern auch die Zahl der steigenden Ströme verhältnißmäßig viel größer sein muß; und andererseits nehmen dieselben auch beinahe die ganze verfügbare Arbeitskraft der Wärme für sich in Anspruch, weil die horizontalen Strömungen eben nur einfache Folgen der verticalen sind. Wir können daher, um von der übergroßen Ziffer 270 000 einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen, immerhin voraussetzen, daß die steigenden Ströme in der Sonnenatmosphäre 100mal häufiger als in der unsrigen vorkommen und aus diesem Grunde auch eine nur 2700mal größere Geschwindigkeit besitzen. Ein Luftstrom, der auf der Erde mit der sanften Geschwindigkeit von einem Meter aufstiege, würde alsdann auf der Sonne durch eine Cyklone von 2700 Meter Geschwindigkeit vertreten sein. Den gefürchteten Drehstürmen Westindiens aber entsprächen Sonnencyklonen von 270 Kilometer Geschwindigkeit, mächtig genug, um ihre Kerne in der Form von Wasserstoff-Protuberanzen bis zur enormen Höhe von 135 000 Kilometer oder 18 000 Meilen emporzutreiben. Ja, thatsächlich kämen die leichteren Massen dieser Cyklonenkerne noch viel weiter in die Höhe, als wir hier vermittelst der genannten Anfangsgeschwindigkeit berechnet haben; denn die aufwärtsstürmenden Gase vergrößern ihr Volumen in dem Maß, als sie beim Steigen eine Erleichterung des Druckes erfahren. Freilich müssen sie wegen der starken Wärmeeinbuße, die sie gleichzeitig erleiden, von einer gewissen Grenze ab, welche mit der oberen der Protuberanzen zusammenfällt, unsichtbar werden, was aber nicht hindert, daß sie zur Zeit der totalen Sonnenfinsternisse als Ausstrahlungen der Corona erscheinen.

Doch hat Lockyer schon in der ersten Zeit seiner Spectralbeobach-

tungen Geschwindigkeiten von 300—400 Kilometer (40—54 Meilen) constatirt, und Respighi versichert, solche von 600—700, ja sogar 800 Kilometer gesehen zu haben. Erscheinungen so großartiger Natur gehören, wie P. Secchi bemerkt, jedenfalls zu den Seltenheiten. Aber die bekannten indischen Cyklonen, welche uns zum Vergleich dienen, sind wohl auch nicht die allerheftigsten gewesen, die jemals zum Ausbruch kamen. Ferner ist nicht zu vergessen, daß in einiger Höhe über dem Boden unsere Wirbelstürme vielleicht zwei- oder dreimal so schnell sich drehen, als wir vorausgesetzt haben, und dann müßten wir für die Sonnencyklonen Geschwindigkeiten von 500—800 Kilometer ableiten.

Wenn aber der Atmosphärendruck der Sonne vielmal größer als $^2/_3$ des unsrigen wäre? Ich antworte, daß man keine Ursache hat, die Sonnenatmosphäre als ausnehmend schwer zu betrachten, und daß unser Wunsch, die in ihr thätige Arbeitskraft mit hinreichenden Widerständen beschäftigt zu sehen, durch ein etwas größeres Gewicht besser erfüllt sein würde. Außerdem sind die Verhältnisse unseres eigenen Luftkreises und mehr noch diejenigen der Sonnenatmosphäre so wenig bekannt, daß selbst ein hundertmal so großes Gewicht der letzteren mit unserer Annahme verträglich wäre.

Was ferner die Wirbelstürme in und unterhalb der Photosphäre betrifft, so haben sie außer Wasserstoff und andern Gasen allerdings schon eine viel größere Masse von schweren Metalldämpfen zu heben. Doch ist zunächst in jenen Gegenden auch die treibende Kraft um Vieles größer. Denn die ungeheure Wärmemenge, welche von der Photosphäre direct, ohne die darüber liegende Atmosphäre zu bewegen, in den kalten Himmelsraum ausstrahlt, ist dort unten ihres Strahlungsvermögens fast ganz beraubt und muß ebenfalls vermittelst der Massenströmung sich den Weg nach oben bahnen. Wie ferner eine zusammenhängende Wolkendecke des Nachts den Erdboden und alle Luft zwischen ihm und sich vor Ausstrahlung schützt und warm erhält, indeß sie ihre obere Fläche durch eigene Strahlung bis zu einem hohen Grade abkühlt, so muß auch die Photosphäre trotz der Hitze, die sie nach Außen verbreitet, auf ihrer unteren Seite viel heißer sein. Darum sind die nächsten Gase und Dämpfe unter ihr wahrscheinlich ausgedehnter und leichter, als die sie unmittelbar bedecken, obschon die natürlichen Gewichte das Gegentheil erstreben. Deßhalb das stürmische Auf- und Niederwogen der Photosphäre, die kochende Bewegung in ihren Granulationen, das unablässige Steigen und Sinken ihrer

zahllosen Ströme; denn nie vermag sie mit ihren schweren, leuchtenden Theilchen über der nachgiebigen Grundlage auch nur entfernt in's Gleichgewicht zu kommen. Wenn hierbei der Kern eines tiefer arbeitenden Wirbels unter sie sich ergießt und sie theilweise durchbrochen hat, so ist er vermöge seines großen Wärmegehaltes stark genug, um nicht nur vollständig durchzubrechen, sondern auch explosionsartig bis zu gewaltiger Höhe emporzuschießen und uns den Anblick einer metallischen Protuberanz darzubieten, welche nach erfolgter Abkühlung ihre schweren Dämpfe als Sonnenfleck in der Photosphäre zurückläßt.

Doch selbst die Wasserstoff-Protuberanzen entstehen nicht langsam, sondern jagen unverhofft, explosionsartig empor, obschon ihre Bewegung minder kräftig ist. Weßhalb das geschieht, läßt sich begreifen, wenn man daran denkt, daß auch alle unsere Gewitterstürme und besonders die furchtbaren westindischen Cyklonen, nachdem sie allmählich sich angesammelt haben, ganz urplötzlich und mit einem Male losbrechen [1].

Weiter unten in der gasigen Sonnenkugel, wo die steigenden Ströme gegen eine viel mächtigere Belastung anzukämpfen haben, da wird ihre Bewegung ruhiger, weniger explosionsartig, und in dem Grade, wie sie mit der Tiefe ihre Geschwindigkeit vermindern, dauern sie länger, obgleich sie schon in der Atmosphäre mit abwechselnder Stärke wochenlang im Gang bleiben können. Die nämlichen Eigenschaften theilen mit ihnen die zugehörigen Wirbel, weßhalb die ungleich sanftere Art unserer Cyklonen sich in den innersten Gegenden der Sonne wiederfinden muß.

Mit den vorstehenden Betrachtungen, glaube ich, hätten wir die Grundlage gewonnen, auf welcher die Theorie der an der Sonnenoberfläche wahrgenommenen Erscheinungen sich aufbauen und dann im Einzelnen durchführen läßt.

Joseph Kolberg S. J.

---

[1] Das Nähere später.

Der hl. Cyrill und der hl. Method.

(Fortsetzung.)

Das Gerücht von der Wirksamkeit des Cyrill unter den Chazaren war weithin bis an den Hof des mährischen Fürsten Rastislaw (846 bis 870) gedrungen. Auch er wollte Missionäre. In seinem Reiche, welches sich weit über den Umfang des heutigen Mähren hinaus bis an die Donau oder selbst jenseits der Donau erstreckte und wegen seiner, einen bedeutenden Theil Ungarns umfassenden Ausdehnung gewöhnlich das großmährische genannt wird, arbeiteten zwar schon lange Geistliche mit glücklichem Erfolge; war doch schon Moymir, der Gründer des großmährischen Reiches, Rastislaws Oheim, Christ geworden! Allein er wünschte solche, welche sein slavisches Volk in der Muttersprache unterweisen möchten, und das um so mehr, als er von dem Deutschen Reiche, das die Missionäre ihm gegeben, sich unabhängig zu machen trachtete. Er sandte also zu diesem Zweck eine Gesandtschaft zum griechischen Kaiser Michael, welcher ja über viele Slaven gebot. Michael berieth sich mit seinem Oheim Cäsar Bardas († 21. April 866), und unsere beiden heiligen Brüder wurden für die Mission ausersehen.

Methodius war gleich seinem Bruder am griechischen Hofe wohl bekannt. Laut der pannonischen Legende hatte ihn sogar frühzeitig der griechische Kaiser wegen seiner hervorragenden Eigenschaften mit einer slavischen Fürstenwürde bekleidet. Zahlreiche slavische Stämme[1], wie die Bodrizer, Dragowitscher[2], Berziter und viele andere, hatten im griechischen Reiche Aufnahme gefunden. Über einen solchen also mag Methodius als Statthalter durch den Kaiser gesetzt worden sein; seine Kenntniß der slavischen Sprache hatte dazu beigetragen; denn diese muß er sich in seiner Vaterstadt Thessalonich von Kindheit an angeeignet haben. „Reise mit Deinem Bruder"[3], sagte der Kaiser zum hl. Cyrill, „ihr seid Thessalonicher, und zu Thessalonich sprechen alle gut slavisch." In der That wird das spätere Erlernen der slavischen Sprache in keiner

---

[1] Schafarik a. a. O., Bd. II. S. 184. 196 ff., 218 ff.

[2] Obengenannter Clemens war auch Bischof von Drenowiza, wohl richtiger Dregowitscher oder Dragowitscher (Histor. Jahrbuch, Bd. I. S. 96—97).

[3] Pannonische Legende vom hl. Method, Kap. 5.

Legende erzählt, wie es wohl bezüglich des Gazarischen und Hebräischen der Fall ist. Durch höhere Fügung erhielt nun Method das Statthalteramt, in welchem er sich mit dem slavischen Wesen noch mehr vertraut machen mußte, gleich als sollte er sich vorbereiten, einst Lehrer und Apostel der Slaven zu werden. Nach wenigen Jahren legte er indeß seine Würde nieder, die Nichtigkeit alles irdischen Glanzes trat mächtig vor seine Seele, und er zog sich in ein Kloster auf den Berg Olymp[1] an der Grenze Thessaliens und Macedoniens zurück, wo sich ihm sein Bruder Cyrill[2] anschloß. Von da kam er nach Konstantinopel, wo er ein ihm angebotenes Erzbisthum ausschlug, das reiche Kloster Polychron dagegen mit seinen mehr als 70 Mönchen als Abt zu leiten wider Willen sich fügen mußte. Hier fand sich auch sein Bruder Cyrill[3] nach seiner chazarischen Mission ein, und von da begaben sie sich im Jahre 862 oder Anfang 863[4] auf den Weg in das großmährische Reich.

Bevor sie jedoch ihr Kloster verließen, wandte sich Cyrill in inbrünstigem Gebete zu Gott, und göttlicher Erleuchtung schrieb er es zu, daß es ihm gelang, slavische Buchstaben, ein slavisches Alphabet, eine slavische Schrift zu erfinden, eine Erfindung[5], für die gesammte Slavenwelt und ihre Literatur von folgenreichster Bedeutung, welche allein schon dem Heiligen einen unsterblichen Namen sicherte. Gleichwohl ist es bis heute Streitfrage geblieben, welches von den beiden alten Alphabeten der slavischen Sprache, das glagolitische oder das cyrillische, das ältere sei, und welches der hl. Cyrillus erfunden habe. Das glagolitische, welches seinen

---

[1] Pannonische Legende, Kap. 3.

[2] Altserbische Legende vom hl. Cyrill, Kap. 7.

[3] Der Eintritt Beider in dasselbe Kloster erhellt aus der italienischen Legende, Kap. 11. Die altserbische und die pannonische Legende und mit ihnen Dümmler lassen Method seinen Bruder nach Chazarien begleiten. Cardinal Bartolini hält sich an die italienische Legende als maßgebend, welche einzig Cyrills Reise dahin berichtet.

[4] Nach Rom gingen die beiden Brüder im Herbst 867, nach 4½jährigem Aufenthalt in Mähren, sagt die italienische Legende; sie müssen mithin im Frühjahr 863 in Mähren angelangt sein. Die pannonische Legende läßt sie nur drei Jahre dort weilen, die altserbische 40 Monate.

[5] Für diese Zeit der Erfindung spricht entscheidend die Übereinstimmung der pannonischen, altserbischen und italienischen Legende. Für das Jahr 855 sind Dobrowsky und Schafarik (Bd. II. S. 180. 473. 477 ff.); aber der bulgarische Mönch Chrabr, auf den sie sich stützen, schrieb nicht vor dem 11. Jahrhundert und gibt selbst die Zeit Rastislaws an, weist also klar auf die Mission unserer Heiligen unter diesem Fürsten hin, deren Anfang sicher nicht vor 862 stattfand. Würde man übrigens 855 annehmen, so spräche dieses Jahr für die Mission unserer Heiligen bei slavischen (russischen) Stämmen im Chazarenreiche.

Namen vom slavischen Wort Glagol, d. h. Lautzeichen, Buchstaben, hat, ist in der altslavischen Liturgie bei den katholischen Slaven angenommen und zu dem Zwecke unter Andern von Innocenz IV. 1248 approbirt worden, und hat sich bei jenen bis jetzt erhalten. Die schismatischen Slaven, und von den katholischen Slaven jene des griechischen Ritus, bedienen sich der cyrillischen Schrift. Welche ist die ältere, welche die des hl. Cyrillus? Füglich darf die einst weit verbreitete Meinung unberücksichtigt bleiben, nach welcher der hl. Hieronymus[1] die glagolitische Schrift erfunden hätte, weßhalb sie häufig die hieronymianische genannt wurde. Was sodann die Ansicht betrifft, welche der cyrillischen Schrift das höhere Alter vor der glagolitischen zuschreibt, so hat sie nach den Untersuchungen[2] der jüngsten Zeit, besonders Prof. Jagisch's, die Segel streichen müssen. Es scheint jetzt vielmehr ziemlich ausgemacht zu sein, daß das von Cyrill erfundene glagolitische Alphabet von seinem Schüler Clemens weiter umgestaltet und nach seinem Lehrer das cyrillische genannt wurde. Doch wenden wir uns der Reise unserer Heiligen wieder zu.

Sogleich gingen sie daran, nach dem neuen Alphabet die Evangelien[3]

---

[1] Literas Slavicas excogitasse Cyrillum, non Hieronymum, res est certo certior, so schrieb schon 1755 Jos. Sim. Assemani (Calendaria eccles., t. 4, 408). Allein wie ist man auf den Gedanken gekommen, dem hl. Hieronymus die Erfindung zuzuschreiben? Drei Meinungen seien angeführt: 1) Bei den Slaven galt es lange als Tradition, der hl. Hieronymus habe die Heilige Schrift wie in's Lateinische, so auch in ihre Sprache übersetzt. 2) Pubitschka S. J. (Geschichte Böhmens, Bd. I. S. 401; Bd. II. [1771] S. 49) sucht den Ursprung jener Meinung darin, daß die altslavonische Sprache zur Zeit Kaiser Karls IV. im Kloster des hl. Hieronymus zu Prag bei dem Gottesdienste gebräuchlich gewesen. 3) Nach Karl Pertz hätte Ethikus, Verfasser einer Kosmographie im vierten Jahrhundert, schon diese Schrift erfunden und diese sei durch den hl. Hieronymus, den Übersetzer der Kosmographie, weiter verbreitet worden; Dümmler beurtheilt diese Ansicht nur zu günstig.

[2] Gegen den Einwurf, als hätten die katholischen Slaven ihre exclusiv slavischen Buchstaben den cyrillischen entlehnt, bemerkt Delamarre (Bulletin de la Société de géographie. Paris 1870. t. 19. p. 60): „Restera un problème difficile à résoudre, celui de la présence des runes vendes dans la glagolite, runes découvertes tout récemment." — Von den altslavischen Handschriften ist als älteste bis jetzt der von Jagisch 1879 edirte Cod. glagoliticus 4 evangeliorum bekannt, welcher einst dem Kloster Zograph auf dem Berg Athos gehörte, jetzt aber zu Petersburg sich befindet; er ist aus dem elften oder Ende des zehnten Jahrhunderts.

[3] Die altserbische Legende (Kap. 14) sagt: „Composuit litteras et orationem evangelicam scribere coepit"; die italienische (l. c. no. 7. AA. SS. Mart. II. 20) schreibt von ihrer Ankunft: „Sclavi valde gavisi sunt, quia et reliquias B. Clementis secum ferre audierant et evangelium in eorum linguam a philosopho

und andere Theile der Heiligen Schrift und der Kirchenbücher in das Slavische zu übersetzen, d. h. in die damals den Bulgaren, Serben, Karantanen, Mähren, Russen, kurz dem slavischen Volksstamm gemeinsame oder doch von ihnen allen verstandene, heutzutage altslavisch (Kirchensprache) genannte Sprache, deren einzelne Dialekte, der bulgarische und die übrigen, sich etwa, mit mehr oder minder großer Verschiedenheit, zu einander wie der attische, jonische, dorische Dialekt zur gemeinsamen griechischen Sprache verhielten. Da der von unsern Heiligen gesprochene Dialekt der in der Umgegend von Thessalonich gebräuchliche bulgarische war, so müssen sie in diesem die Übersetzung begonnen haben. Einmal aber in Pannonien angelangt, werden sie sicher eine Überarbeitung[1] des Begonnenen vorgenommen und der in Pannonien bei Mähren[2] und Karantanen (Kärnten) gesprochenen Mundart angepaßt haben. So vorbereitet, mit reichen Geschenken für den Fürsten Rastislaw und mit allem Nöthigen für die Mission vom Kaiser versehen, auch ihr kostbares Kleinod, den Leib des hl. Clemens, mit sich führend, zogen sie ab. Der Weg führte durch Bulgarien. Sollten sie dieses durchwandert haben, ohne seinem mächtigen Fürsten Bogoris einen Besuch abgestattet zu haben? Das läßt sich unmöglich annehmen. Sie, die von glühendem Eifer für die Bekehrung aller Heiden brannten, sie, die eben jetzt die Mission der Slaven übernommen, sie, denen unmöglich entgehen konnte, welches Gewicht für sie die Bekehrung des Bogoris in die Wagschale werfen würde; die alle Eigenschaften besaßen, um Eindruck auf den Fürsten hervorzurufen, und gerade jetzt mit kaiserlichen

---

praedicto translatum"; doch lassen auch diese Worte den Sinn zu, daß (nur) der Anfang zur Übersetzung der Evangelien gemacht war; die Freude bezieht sich eben auf die Übersetzung in die Muttersprache, nicht auf den Umfang.

[1] Wir können uns hier nicht weiter in die vielbestrittene Frage einlassen, in welchem Dialekt die Übersetzung vorgenommen wurde und welche somit von den heutigen Sprachen am meisten der altslavischen oder der Kirchensprache entspricht. Doch mögen Dümmlers Worte (Die pannonische Legende, S. 170) hier Platz finden: „Die deutschen Worte in der slavischen Kirchensprache beweisen unwiderleglich, daß Konstantin (Cyrill) unter einem von Deutschland aus zur römisch-katholischen Kirche bekehrten Volke zu lehren und die Bibel zu übersetzen begann" (oder doch die Übersetzung vollendete). Daß die Übersetzung später erfolgt sei, behauptet auch die mährische Legende.

[2] Die Bewohner des großmährischen Reiches müssen demnach derselben östlichen Sprachfamilie, wie die Slovenen, Bulgaren 2c., nicht der westlichen, wie die Polen, Czechen 2c., angehört haben; vgl. den Excurs bei Dümmler, Die pannonische Legende, S. 169 ff.

Geleits- und Empfehlungsbriefen reisten, sie haben sich die dargebotene Gelegenheit gewiß nicht entgehen lassen. Und sollte sich nicht Cyrill vielleicht einen gleichen Erfolg bei Bogoris versprochen haben, wie er ihn bei dem Chazarenfürsten errungen hatte? Auch Bogoris und sein Volk waren für die Annahme des Christenthums nicht unvorbereitet; lateinische und griechische Missionäre waren hier thätig gewesen. Des Bogoris Schwester selbst war als Gefangene in demselben Konstantinopel Christin gewesen, aus welchem jetzt unsere beiden Heiligen kamen, und wirkte günstig auf ihren Bruder ein. Ob jener Mönch Methodius [1], von welchem Cedren mit Kaiser Konstantin und andern griechischen Historikern erzählt, daß er durch ein eigenhändig gemaltes jüngstes Gericht den Bogoris erschüttert und dadurch mehr als durch eine feurige Predigt umgestimmt habe, mit unserm Methodius identisch sei, bleibe dahingestellt [2]. Daß dieser und Cyrill jedenfalls mit Bogoris damals zusammengekommen, hat dem Gesagten zufolge alle Wahrscheinlichkeit für sich. Auch meldet die, freilich viel später verfaßte, mährische Legende [3]: „Zuerst kam Methodius zu den Bulgaren, die er mit dem Beistand Gottes durch seine Predigt zum Glauben bekehrte.“ Dasselbe berichtet die böhmische Legende, dasselbe ein altes Brevier von Olmütz [4]. Auch ist gewiß, daß gerade um diese Zeit (863) eine große Bewegung unter den Bulgaren zu Gunsten des Christenthums vor sich ging. „Gott sei Dank,“ schrieb Papst Nikolaus I. im Mai 864 an den Bischof Salomon von Konstanz [5], „daß, wie Du meldest, König Ludwig die Hoffnung trägt, der König der Bulgaren wolle sich bekehren, und bereits viele von ihnen Christen geworden sind.“ In der

---

[1] Römischer Mönch wird er nach dem Sprachgebrauch der Griechen genannt, welche auch alle Angehörigen des oströmischen oder griechischen Reiches Römer nannten. Cardinal Bartolini meint, es möchte einer jener Mönche gewesen sein, welche beim Bildersturm aus Byzanz nach Rom flüchteten und von da zurückgekehrt seien, daher der Name römisch.

[2] Cardinal Bartolini verneint es mit den meisten neueren Historikern; die Bollandisten ließen es dahingestellt; noch Assemani (Calendaria, III. p. 24 sqq. 32. 44) bejaht es; ein zwingender Beweis dagegen liegt nicht vor.

[3] Ed. von Ginzel S. 13; die italienische, pannonische und altserbische Legende schweigen davon, was allerdings schwer in die Wagschale fällt. Doch ist zu bemerken, daß sie sich mit dem eigentlichen Zweck der Mission bei den Mähren befassen, und der nebenbei erreichte Erfolg nicht sogleich, 863, zu Tage trat. Waren die Heiligen schon 862 von Konstantinopel abgereist, dann ist ihre Wirksamkeit bei den Bulgaren bis Frühjahr 863 noch sicherer.

[4] Acta SS. Mart. II, 13.

[5] Jaffé, Regesta Pontif. Rom., no. 2084.

That erfolgte noch in demselben Jahre[1] oder 865 des Bogoris Übertritt zum Christenthum.

Von Bulgarien begaben sich Cyrill und Methodius nach Mähren. Daß Fürst Rastislaw mit offenen Armen sie aufnahm, versteht sich. Hocherfreut zog man ihnen aus der Hauptstadt entgegen. Diese, fortan ihr gewöhnlicher Sitz, war wohl Welehrad[2], aus dessen Trümmern später Hradisch entstanden ist. Auch weihte Cyrill sogleich die Kirche St. Peter in Olmütz[3]. Eifrig durchwanderten sie das ganze Reich, Städte und Dörfer, und verkündeten überall die frohe Botschaft des Evangeliums in slavischer Sprache, unterrichteten das Volk, bekämpften die Laster, schritten gegen die abergläubischen, altheidnischen Gebräuche ein. Rastislaw selbst empfing die heilige Taufe und das Christenthum gelangte vollständig zur Herrschaft.

Was ihnen die Aufgabe ungemein erleichterte, war die Muttersprache, in der sie das Volk anredeten. Sie galten als Landesangehörige, während man die deutschen Geistlichen als Fremdlinge ansah, welche als Werkzeuge dienen sollten, das verhaßte fränkische Joch aufzuladen, und deßhalb nun verdrängte. Dazu trug noch mehr der Umstand bei, daß sie ihre eigene, von ihnen selbst erfundene, den Deutschen fremde Schrift hatten, ja daß sie der slavischen Sprache beim Gottesdienst, in der heiligen Messe und in der Liturgie sich bedienten. Gerade dieß aber mußte das gerechteste Aufsehen erregen und den hintangesetzten Missionären des lateinischen Ritus Waffen in die Hand liefern. Welche unerhörte Neuerung! hieß es. Man sperrt sich nicht nur gegen Kaiser und Reich ab, man führt auch nie Gesehenes, nie Gehörtes in die Religion ein. Man begreift, welcher Sturm losbrach. Die Anklage gelangte nach Rom. Papst Nikolaus I. stand freilich hoch über dem Parteigetriebe und war weit entfernt, von Nationalhaß und Rassenfeindschaft sich verblenden zu lassen. Die Thaten unserer Glaubensapostel hatten das lebhafteste Interesse und die beifälligste Theilnahme erregt. Allein solch ein eigenmächtiges Vorgehen in heiliger Sache konnte er nicht billigen. Er wünschte die großen Männer zu sehen und aus ihrem Munde zu vernehmen, was

---

[1] Vgl. Mansi in der Note zu und gegen Pagi, Crit. in Annales Baronii a. 866. no. 1; Cardinal Hergenröther, Photius, Bd. I. S. 598 ff.; Ginzel a. a. O. S. 39. — Cardinal Bartolini ist mit Hincmari Annales (ed. Pertz, M. G. SS. I. 473) für das Jahr 865; ebenso Assemani l. c. III. p. 39—44.

[2] Boczek, Codex diplom. et epistol. Moraviae. Brünn 1864. I. p. 85.

[3] Boczek l. c. I. p. 32; s. auch I. p. 49. 137.

Wahres an den Anklagen sei, und forderte sie auf, nach Rom zu kommen. Dieselben entsprachen auch ohne Zögern seinem Willen; die Organisation der neuen, herrlich aufblühenden Kirche erheischte ohnedem ein Einvernehmen mit Rom. Sie wählten also einige Schüler aus, welche sie für geeignet hielten, zu Bischöfen geweiht zu werden, und eilten, nach einem, wie bemerkt, $4^1/_2$jährigen Aufenthalt in Mähren nach dem Mittelpunkt der Christenheit. Auch den ihnen so theuren Leib des heiligen Papstes Clemens vergaßen sie nicht mit sich zu nehmen, wohl bewußt, daß die eigentliche Stätte seiner Gebeine Rom sei, und sie damit die größte Freude hervorrufen würden.

Auf dem Wege wurde ihnen die Genugthuung zu Theil, von Kozel, dem slavischen Fürsten von Unterpannonien (861—877), dessen Reich an das des Rastislaw grenzte, persönlich begrüßt[1] und mit Ehren überhäuft zu werden. Bei dem Slaven hatte des Cyrill Erfindung solche Theilnahme hervorgerufen, daß er, der Fürst selbst, die neue Schrift erlernte und jenem 50 Schüler übergab, um von ihm unterrichtet zu werden; Gold und Silber, das er gleichfalls anbot, wurde dankbar abgelehnt. In Rom trafen unsere Beiden Papst Nikolaus nicht mehr am Leben; am 13. November 867 hatte er seine ruhmvolle Laufbahn vollendet, und wenige Tage vor ihrer Ankunft Papst Hadrian II. den päpstlichen Thron (Nov. 867) bestiegen. Die Nachricht von ihrer Ankunft und der Überbringung der heiligen Gebeine des Papstes Clemens rief eine wahre Begeisterung hervor. In unbeschreiblichem Jubel zogen Papst und Klerus und Volk vor die Thore der Stadt hinaus ihnen entgegen, brennende Kerzen in den Händen, und wunderbare Heilungen beim Anblicke der Reliquien belohnten das Vertrauen der gläubigen Menge. Sie wurden mit festlichem Pomp in der alten Basilica beigesetzt, welche, nachdem der Kirche unter Kaiser Konstantin der Friede gegeben war, auf Grund und Boden des väterlichen Hauses dieses heiligen Papstes auf dem Monte Celio erbaut worden war.

Die ernste Angelegenheit unserer Slavenapostel nahm sogleich alle Sorgfalt des obersten Hirten der Kirche in Anspruch. Er berief eine Synode der römischen Kirche und der benachbarten Bischöfe und ließ in deren Gegenwart jene den ganzen Hergang, um dessentwillen sie angeklagt waren, auseinandersetzen. Waren sie wirklich eigenmächtig, ohne Vollmacht, wie es in der That den Anschein hat, bezüglich der slavischen

[1] Altserbische Legende, Kap. 15.

Sprache in der Liturgie vorgegangen, dann wird eine Zurechtweisung nicht ausgeblieben sein. Näheres indessen über die Verhandlungen, darüber namentlich, was sie zu ihrer Rechtfertigung vorbrachten, ist nicht vorhanden. Es handelte sich nun darum, was für die Zukunft zu gestatten sei. Sie traten sehr beredt für ihre Sache in die Schranken und erlangten es, daß für jene Volksstämme die slavische Sprache bei der Darbringung des heiligen Opfers und im kirchlichen Officium gestattet wurde. So sehr wußten sie den Papst für sich und ihre Sache einzunehmen, daß er, um seine Billigung vor Allen an den Tag zu legen, die Übersetzung der Evangelien in's Slavische auf dem Altare über dem Grabe des hl. Petrus [1] niederlegte. Das Alles geschah schwerlich an einem oder in ein paar Tagen; denn solche wichtige Angelegenheiten wurden nicht im Handumdrehen abgemacht, sie mußten auf das Reiflichste erwogen werden. Zudem mangelte es auch in Rom nicht an Solchen, welche die entgegengesetzte Ansicht geltend machten; geschah es doch nach dem Bericht der pannonischen Legende [2], daß der Papst gerade einem so gesinnten Bischof, um seinen Widerstand zu brechen, auftrug, fünf von den slavischen Schülern zu Lectoren und Priestern zu weihen.

Sodann wurde Sorge für eine feste kirchliche Ordnung der neuen Kirche getragen; Cyrill und Method wurden ausersehen, sie zu leiten. Nachdem sie beide das Glaubensbekenntniß abgelegt und den Eid geleistet, wurden sie zu Bischöfen geweiht. Die Namen von zwei Bischöfen, welche Cyrills Schüler zu Priestern weihten, sind uns erhalten [3]; es waren dieß der durch seine Mission bei den Bulgaren wohl bekannte Formosus [4], Bischof von Porto, und Gauderich, Bischof von Velletri, der Verfasser unserer italienischen Legende. Die Weihe unserer beiden Apostel zu Bischöfen ist angestritten worden; minder die des hl. Method [5], als

---

[1] Mährische Legende, No. 7; abweichend davon gibt die altserbische Legende Kap. 17: in ecclesia S. Mariae quae dicitur Phatne, d. i. ad praesepe (Dümmler, Die pannonische Legende, S. 179).

[2] A. a. O. Kap. 7.

[3] Altserbische Legende, Kap. 17; s. dazu Dümmler S. 212: er sieht in diesen Details und in ein paar anderen näheren Angaben, welche alle mit der Zeitgeschichte vollständig harmoniren, einen schlagenden Beweis für die Gleichzeitigkeit des Verfassers.

[4] Jaffé, Regesta, n. 2186. 2213. 2220.

[5] Die pannonische Legende irrt, indem sie die Weihe Methods zum Priester zur Zeit dieses Aufenthalts in Rom durch Papst Nikolaus und zum Bischof bei seiner zweiten Romreise berichtet (Kap. 6 u. 8); Dümmler theilt den Irrthum dieser zweimaligen Reise mit jener.

jene des hl. Cyrill. Allein die Aussage der italienischen Legende ist zu klar und bestimmt, die Autorität ihres Verfassers zu gewichtig, als daß sich daran zweifeln ließe. Um jedoch jedes Bedenken zu heben, widmet Cardinal Bartolini[1] der Frage eine eingehende Untersuchung.

Cyrill überlebte den Triumph seiner Anstrengungen für die Gründung der slavischen Kirche nicht lange. Er fühlte plötzlich seine Kräfte schwinden, sein Ende nahen; sein Bestreben ging deßhalb dahin, auf dasselbe sich echt christlich vorzubereiten. Er zog sich daher wieder in die stille Einsamkeit der Klosterzelle zurück, aus welcher ihn das Heiden-Apostolat herausgeführt hatte; bei dieser Gelegenheit nahm er den Namen Cyrill an. Vierzig[2] Tage danach war er eine Leiche. „Ich gehe von hinnen," sagte er[3] vorher zu seinem Bruder; „du verlangst nach dem Berg (dem Kloster auf dem Berg Olymp): verlasse um dieses willen deinen Beruf nicht, so kannst du besser selig werden." Der Todestag war der 14. Februar, das Jahr 869[4]; über ein volles Jahr hatten die Brüder in Rom zugebracht.

Dem Wunsche seiner Mutter gemäß, daß im Todesfalle eines ihrer beiden Söhne der Überlebende dessen Leiche in's Kloster zurückbringe, erbat sich Method den Leib seines Bruders vom Papste, um ihn heimzuführen; doch ließ er sich durch die inständigen Bitten der Römer bewegen, davon abzustehen. In der ewigen Stadt, an der Seite desjenigen

---

[1] S. 51—59. 72; Assemani's (l. c. III. p. 109 ss.) Gründe für die entgegengesetzte Ansicht werden insbesondere widerlegt. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, dürfte bezüglich des Bildes in der unterirdischen Basilika des hl. Clemens, die Taufe des Rastislaw durch Cyrill vorstellend, bemerkt werden: Das Pallium, mit dem hierbei Cyrill geschmückt ist, kann nicht mit der Taufe selbst in Verbindung gebracht werden, da ja derselbe damals noch nicht Bischof war; der Maler hatte mithin nur die aus der folgenden Zeit ihm bekannte erzbischöfliche Würde Cyrills im Auge.

[2] Italienische Legende, Nr. 10.

[3] Pannonische Legende, Kap. 7.

[4] Die Ansichten der Historiker über das Jahr sind getheilt zwischen 868 und 869; mit Recht entscheidet sich Cardinal Bartolini für 869. Wir haben uns für dieses schon in dieser Zeitschrift, Bd. IV. S. 540, mit Dudik und dem „Katholik" (Mai 1872) gegen Ginzel erklärt. Die Erörterungen über die slavische Kirchensprache, die Organisation der mährischen Kirche, die Bischofsweihe der zwei Heiligen, die Zeit von da bis zum Eintritt Cyrills in's Kloster, die multi dies (Pannonische Legende, Kap. 7), die noch zu Rom verflossen waren — das Alles läßt sich nicht in die Spanne Zeit von ihrer Ankunft zu Rom um Anfang oder Mitte December 867 und dem Eintritt in's Kloster (5. Januar 868 oder gar 25. December 867) bringen. Die altserbische Legende hat das Jahr 6377 ausdrücklich Kap. 18, d. i. 869; siehe dazu Dümmler, Pannonische Legende, S. 181; Altserbische Legende, S. 212.

Papstes, dessen Überreste Cyrill aus Cherson herbeigebracht, sollten auch die seinigen selbst beigesetzt werden. In einem marmornen Sarge, unter Gesang von Hymnen und Psalmen, unter allgemeiner Betheiligung aller Klassen der Bevölkerung, wurden sie zuerst in die Vaticanische Basilica von St. Peter, alsbald hierauf aber in die Basilica des hl. Clemens gebracht. Das war kein Trauerzug; Dank gegen Gott war auf allen Gesichtern zu lesen. Ein Heiliger war von hinnen geschieden. Die Verehrung Cyrills war seitdem mit der des Papstes Clemens unzertrennlich verknüpft. Im Jahre 1084 wurden beide Gräber unter den Ruinen der Basilica S. Clemente bei der Verheerung des Stadttheils Monte Celio durch Robert Guiscard verschüttet. Genau tausend Jahre waren verflossen, seitdem Cyrill die Leuchte des Evangeliums unter die Slaven getragen, in den ersten Tagen desselben Jahres 1863, in welchem die slavische Völkerfamilie das 1000jährige Jubeljahr der Einführung des Christenthums und der Begründung ihrer Literatur feierte, als Cyrills Grabmal in der unterirdischen Krypta von S. Clemente wieder aufgefunden [1] wurde; es war auch um jene Zeit, als unter den von uns viel genannten Bulgaren die katholische Bewegung begann; es schien, als wollte Gott selbst ein Zeichen geben, die Morgenröthe einer neuen hoffnungsreichen Zeit.

Seitdem unsere beiden Apostel in's mährische Reich gekommen, waren sie es, welche unter allen Missionären auf das Thätigste und mit dem größten Erfolge für die Befestigung und weitere Ausbreitung des Christenthums gearbeitet hatten. Der Umstand, daß die deutschen Missionäre dem Volk angehörten, dessen Herrschaft mit Widerwillen getragen wurde, dessen Sprache fremd blieb, mußte ihrer Wirksamkeit Eintrag thun. Zwar gab es noch andere Missionäre des lateinischen Ritus, doch mag ihre Zahl jedenfalls nicht bedeutend gewesen sein. Daß es zudem noch solche des griechischen Ritus gab, welche aus dem Orient sich hierher gewendet hatten, diente nur dazu, Rivalität und jene wirre Verschiedenheit hervorzurufen, über welche des Fürsten Rastislaws oben besprochene Gesandtschaft zu Konstantinopel geklagt hatte. Was also vor Allem Noth that, das war die einheitliche Leitung. Dieß war denn auch zu Rom klar erkannt worden. Deßhalb bestimmte Papst Hadrian II. für die junge, durch die Sorgfalt unserer beiden Heiligen frisch aufblühende

[1] De Rossi, Bulletino di archeologia cristiana. I. (Roma 1863) p. 8—14; II. (1864) p. 1 sq.; II^{e} serie, a. 1. (1870) p. 129 sq. Mullooly, St. Clement pape and martyr and his basilica in Rome. Rome 1869.

Kirche Mährens eine neue hierarchische Ordnung, stellte den hl. Cyrillus als Oberhirten an ihre Spitze und übertrug, als dieser den 14. Februar 869 zu Rom gestorben war, die oberhirtliche Leitung seinem Bruder, dem hl. Methodius, welcher, gleich ihm, zu Rom die bischöfliche Weihe erhalten hatte.

Noch hatte Methodius Rom nicht verlassen, als Gesandte Kozels anlangten, jenes ihm engbefreundeten Fürsten von Unterpannonien, der zu Salaburg (Szalawar) oder Moosburg[1], an der Szala, einem Zufluß des Plattensees, residirte und dessen Land[2] sich von der Grenze des mährischen Reiches bis an die Drave[3] erstreckte und westwärts Theile des heutigen Niederösterreich, der Steiermark[4], Kärntens und Krains[5] umfaßte. Auch er begehrte Methodius, was dem Papste nicht wenig erwünscht war; denn dieser hielt jetzt den Augenblick für geeignet, die unter den Stürmen der Völkerwanderung und insbesondere unter der Herrschaft der heidnischen Avaren eingegangene pannonische Kirchen-

---

[1] Nach der ziemlich allgemein angenommenen Meinung von Dobrowsky, Salagius, Koller, Damberger, Schafarik, Palacky, Wattenbach 2c. Ginzel (a. a. O. S. 79) meint nach dem Vorgange von Dobner, Valvasor, Hahn 2c., es sei in Kärnten, an dem sogen. Wertsee zwischen Klagenfurt und Feldkirchen, gelegen gewesen. Dümmler und Miklosich glaubten nicht seiner Ansicht folgen zu müssen.

[2] Kozels Vater, der slavische Fürst Priwina, erhielt von Ludwig dem Deutschen um 835 einen Theil der karolingischen oder deutschen Ostmark als Lehen. Über deren Ausdehnung bezw. Grenze gegen Pannonien siehe v. Meiller, Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Kl. Wien. Bd. XVIII. S. 22. 49. 60. 80; Dümmler, Die südöstlichen Marken im fränkischen Reiche, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichte, Bd. X; Ginzel a. a. O. S. 60 f.; Gfrörer-Weiß, Byzantinische Geschichte, Bd. II. S. 98 ff.

[3] Südlich von der Drave herrschten im Jahre 827 Bulgaren. Brazlow, ein Slave und Verbündeter Swatopluks im Krieg gegen die Deutschen, anerkannte dann die deutsche Oberherrlichkeit über sein Gebiet zwischen der Drau und Save (Annal. Fuld., ed. Pertz, M. G. SS. I. 401 a. 884); später erhielt er Moosburg dazu.

[4] Pettau in Steiermark, am linken Ufer der Drave; der uralte, zur pannonischen Kirchenprovinz gehörende Bischofssitz Poetovio lag an der Grenze Pannoniens und Noricums, weßhalb man es zuweilen auch letzterem zugetheilt findet. Das Bisthum war längst eingegangen. Die Stadt gehörte zum Reich der Avaren, dann zu dem des Fürsten Priwina (830—861) (Pertz, M. G. SS. XI. 12 [Wattenbach]); im Jahr 874 war sie dem deutschen Grafen Gozwin unterworfen (ibid., et IX. 565). Die Drau schied die Jurisdiction des Erzbischofs von Salzburg und des Patriarchen von Aquileja.

[5] Nächst der Filialkirche St. Peter in der Pfarre Obermassenfuß ist auf steilem Abhang eine Kuppelkapelle, die älteste des Landes, in welcher Cyrill und Method der Sage nach Gottesdienst hielten; s. Mittheilungen des historischen Vereins für Krain, 1847, S. 85.

provinz wieder in's Leben zu rufen. „Nicht nur Dir," erwiederte er [1], „sondern auch allen jenen slovenischen Gegenden sende ich ihn als Lehrer Gottes und des hl. Petrus." Und er gab ihm einen Brief an Rastislaw und Kozel mit, laut dessen er die Feier der Liturgie in der slavischen Sprache gestattete, jedoch zur Pflicht machte, in der heiligen Messe Epistel und Evangelium zuerst in der lateinischen und dann in der slavischen Sprache zu lesen [2].

Der Sitz und der Titel des neuen Bisthums, oder genauer Erzbisthums, sowie der Umfang der Diöcese ist nicht genau bestimmt, aus dem einfachen Grunde, weil die Zeitumstände hierfür zu ungünstig waren. Sicher ist nur, daß Methodius die erzbischöfliche Würde erhielt, daß ihm in Rücksicht auf die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse und in Voraussicht der eintretenden Schwierigkeiten die Würde eines päpstlichen Legaten [3] ertheilt wurde, daß er endlich nach den Hauptländern seines

---

[1] Die pannonische Legende des hl. Methodius, ed. von Dümmler, S. 159: „Omnibus partibus illis Slovenicis mitto illum magistrum a Deo et ab apostolo Petro, primo episcopo et clavigero regni coelestis."

[2] Der ganze Brief Papst Hadrians II. in der pannonischen Legende S. 159, bei Nestor ein Bruchstück. Das Datum fehlt; er weist aber genau auf unsere Zeit, da der Herrschaft Rastislaws (d. i. bis Frühjahr 870), Cyrills aber als Verstorbenen († 869) gedacht wird. So bemerkt Dümmler S. 182 mit Recht, und er tritt für seine Echtheit ein. Bedenken könnten die Worte erregen: contra canonem nihil fecerunt (Cyrill und Method), während doch das eigenmächtige Vorgehen in Einführung der slavischen Liturgie nach Cardinal Bartolini ihnen einen Verweis in Rom zuziehen mußte. Da diese aber jetzt zu Rom selbst approbirt wurde, ließen sich jene Worte immerhin noch erklären; auch ist hier von ihr nicht direct die Rede. Noch auffallender ist, daß Method nicht präciser als Bischof bezeichnet wird, weßhalb auch Dümmler S. 184 ihn eine zweite Reise nach Rom 870 antreten läßt, um die Bischofsweihe zu erhalten. Allein das ist schon an sich ganz unwahrscheinlich und gegen unsern historisch-chronologischen Gang der Ereignisse. Eher läßt sich entgegnen, theils daß wir nur eine Übersetzung des verloren gegangenen Urtextes besitzen, theils daß es sich eben um eine Antwort auf Bitte um Lehrer slavischer Zunge handelte. Der gelehrte Agramer Domherr Dr. Ratschki hat in der That auf die Ungenauigkeit der Übersetzung der betreffenden Worte aufmerksam gemacht. Sein Aufsatz, eine Widerlegung der gegen die Echtheit besagten Briefes Hadrians von Ginzel erhobenen Einwürfe, im Arkiv za poojestnicu jugoslavensku, vol. IV. 281—298, ist mir nur aus Cardinal Bartolini S. 81—84 bekannt; ihm zufolge bedeutet das svetśe, consecrantes (Methodium) die Bischofsweihe.

[3] Die im Britischen Museum aufgefundenen Papstbriefe geben hierüber eine Aufklärung, die keinen Zweifel gestattet: Papst Johann VIII. nennt Method „Apostolicae sedis manu sacratus et e latere destinatus", Ewald im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichte, Bd. V. (1880) S. 303, Note 21, und Note 22 betont er seine „legatio Apost. sedis ad gentes".

Wirkungskreises ebensowohl Erzbischof des mährischen Reiches[1] als Erzbischof von Pannonien[2] genannt wurde. Daß die südlicher gelegenen slavischen Länderstriche, zunächst das Gebiet zwischen der Drau und Save, nicht ausgeschlossen waren, geht schon daraus hervor, daß ja, worauf wir weiter unten zurückkommen werden, die alte pannonische Diöcese wieder hergestellt werden sollte, deren Metropole aber, Sirmium (Mitrovitsch), schon damals in Trümmern, in diesem zwischen Deutschen und Südslaven streitigen Gebiete lag. In der That berichtet die pannonische Legende[3] vom hl. Methodius, daß der Papst ihm den Bischofsstuhl des hl. Andronik in Pannonien übertragen habe; dieser Heilige galt nämlich der Tradition zufolge als erster Bischof von Sirmium. Aber auch noch weiterhin bis zu den slavonischen und kroatischen Slaven erstreckte sich Methods Gerichtsbarkeit; denn ein Schreiben des Papstes Johann VIII.[4] (December 872 bis December 882) mahnt Montemir, Fürsten „Slavoniens", der pannonischen Diöcese sich wieder anzuschließen und der Hirtensorgfalt des dortigen Bischofs (Methods) sich anzuvertrauen.

(Schluß folgt.)

Daniel Rattinger S. J.

---

[1] Archiepiscopus ecclesiae Moravensis. Jaffé, Regesta PP. RR. no. 2540. 2486. Timon S. J., Imago antiquae Hungariae, p. 167.

[2] Archiepiscopus ecclesiae Pannoniensis, Pannoniensium dioecesis. S. Jaffé l. c. no. 2258. 2259. 2487. Timon l. c. p. 164—166. Erben, Regesta Bohem. et Morav., I. p. 15 sq. Boczek, Cod. diplom. Morav., I. p. 39. Pagi (Crit. a. 880) irrte vielfach bezüglich dieses Erzbisthums. S. Assemani, Calendar., III. p. 136.

[3] A. a. O. S. 160. Vgl. dazu Dümmler daselbst S. 185 ff. Martinov, Annus graeco-slav., 17 mai., p. 130—131. Farlati, Illyr. Sac., I. p. 262; II. p. 83. Mit Unrecht lassen also Pagi (Crit. a. 880. n. 5) und Ginzel den Sprengel Methods nur bis zur Drau reichen.

[4] Ohne Datum; bei Jaffé l. c. no. 2259. c. a. 875. Schafarik (Slavisches Alterthum, Bd. II. S. 288 u. 475) hält ihn für einen kroatischen Fürsten, den er seit etwa 882 regieren läßt; Dümmler (S. 188) für den gleichnamigen Zeitgenossen Papst Johanns, Fürsten von Serbien. In letzterem Falle muß Methods Sprengel noch weiter nach Süden ausgedehnt werden.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

---

4. Verhaftungen. Die Panik. Das Parlament zieht den Proceß vor seine Schranken.

Wie wir bereits erzählten, schickten die Herren des geheimen Rathes trotz der Erklärung des Königs, er betrachte den Ankläger als einen gemeinen Lügner, Titus Oates sofort mit den nöthigen Verhaftbefehlen und einer Schaar Häscher, daß er womöglich alle „Verschwörer" dingfest mache. Oates kannte die Wohnungen der meisten Priester und Jesuiten in London; er hatte sie ja der Reihe nach um Unterstützung angebettelt. Sein erstes Opfer war P. William Ireland S. J., der Procurator der englischen Ordensprovinz. Nächtlicher Weile riß er den nichts Böses Ahnenden aus dem Bette. Alle seine Briefe und alle Rechnungsbücher der Provinz fielen den Gerichtspersonen in die Hände. Ganz gleich erging es P. Fenwick, der in London die Correspondenz und alle Aufträge des Collegs von St. Omer besorgte. P. Jenison und der Benedictiner-Laienbruder Pickering wurden ebenfalls in jener Nacht festgenommen. Man schleppte die Gefangenen sofort vor das Privy Council und unterzog sie einem scharfen Verhöre. Die Unschuld P. Irelands sprang so in die Augen, daß der Vorsitzende öffentlich erklärte, dieselbe sei klar erwiesen, wenn die hochangesehenen Personen, die er als Zeugen für sein „Alibi" aufrufen wollte, seine Angaben bestätigten. Gleichwohl warf man die Gefangenen in die elenden Kerker der Newgate, wo sie in strenger Einzelhaft einstweilen untergebracht wurden.

In der folgenden Nacht verhaftete Oates den Provinzial und dessen Secretär (Socius) P. Hervey. Beide waren gefährlich krank; P. Whitbread (Harcourt) hatte sogar die Sterbsacramente empfangen. Sie befanden sich im Hause Graf Egmonds, des spanischen Gesandten, und hofften daselbst durch die Immunität des Gesandtschaftshotels in ihrer Krankheit geschützt zu sein. Oates aber achtete weder die Privilegien des Gesandten, noch die Forderungen der Menschlichkeit. Mit einer Schaar Bewaffneter brach er in die Krankenzimmer und ließ die beiden Priester aus den Betten reißen, um sie, mehr todt als lebendig, in die Gefängnisse zu schleppen. Der Gesandte ließ das aber nicht zu; wenn

man seine beiden Gäste als Priester verfolge, so werde er seine Rechte zu schützen wissen, und wenn als Hochverräther, so bürge er mit seinem Leben dafür, daß sie sich dem Gerichte stellen werden. Oates wollte dennoch auf der Einkerkerung der beiden Schwerkranken bestehen; der Sheriff gab sich jedoch mit der Bürgschaft Graf Egmonds zufrieden, wenn das Privy Council nichts Anderes beschließe. Man stellte aber Wachtposten vor die Thüre der Kranken und nahmen alle Papiere des Provinzials mit sich. Wenn auch nur der Schatten einer Verschwörung bestand, so mußte sie in dieser Masse von Briefen, Büchern, Acten, darunter die Protokolle der letzten Provinzial-Congregation, auf welcher nach der Aussage Oates' die Ermordung des Königs beschlossen sein sollte, aufgefunden werden. Aus diesen Briefen hatte Oates die Beweise für die Wahrheit seines Berichtes versprochen, als der König ihn vor dem Privy Council den verlogensten Schuft gescholten hatte. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, die Jesuiten hätten ihre Papiere schon so gut geborgen, daß sie dem Gerichte nie in die Hände fallen würden. Und nun lagen sie alle der Einsicht des Privy Councils offen und zeugten laut gegen den meineidigen Angeber: dieser Schlag hätte den ganzen Lügenbau zertrümmern müssen, wenn nicht, wie schon bemerkt, gewissenlose Staatsmänner den wankenden Glauben gestützt hätten.

Auch Coleman, der Secretär der Herzogin von York, war in der Klageacte des Titus Oates genannt. Auf seine Verhaftung und auf die Wegnahme seiner Correspondenzen legten die Männer, in deren Interesse es lag, den Glauben an die Papistenverschwörung zu verbreiten, um so größeren Werth, als sie in seinen Papieren eine directe Waffe gegen die Thronfolge des Herzogs zu finden hofften. Coleman war Convertit und scheint sich durch seinen unklugen Eifer für die katholische Sache hervorgethan zu haben. Er glaubte die Zeit nicht ferne, in welcher England durch den Gemahl seiner Herrin und vielleicht auch durch die Hilfe Ludwig' XIV. zum alten katholischen Glauben zurückkehren würde. Sehr wahrscheinlich hatte er diesen Hoffnungen in seinen Briefen warmen Ausdruck gegeben. Der Herzog von York, der wohl wußte, daß die ganze erfundene Verschwörung nur eine Mine war, um ihn zu sprengen, und dem es bekannt war, daß die Liste der „Verschworenen" auch Coleman enthielt, warnte daher den Secretär seiner Gemahlin und rieth ihm, seine Papiere in Sicherheit zu bringen. Hätte sich Coleman schuldig geglaubt, er würde wohl die Zeit zur Flucht nach Frankreich benützt haben. So begnügte er sich, einige Briefe zu verbrennen, die andern

schienen ihm ungefährlich. Diese fielen den Häschern in die Hände, als sie Coleman verhafteten. Sie bestätigten auch nicht in einem Punkte die Angaben des Titus Oates; doch war in ihnen in allgemeinen Ausdrücken von der Hoffnung die Rede, daß sich England bald zum katholischen Glauben bekehren, daß die Ketzerei besiegt würde und Ähnliches. Nichts wirklich Gravirendes, nichts, was unter gewöhnlichen Verhältnissen auch nur den Verdacht eines Verrathes oder einer Verschwörung begründet hätte.

Inzwischen wurden die abenteuerlichsten Gerüchte von der „entdeckten Verschwörung" in Umlauf gesetzt. Die Menge, stets geneigt, das Ungeheuerlichste zu glauben, erzählte sich und vergrößerte noch die Märchen des Titus Oates. Man habe bereits viele Kisten voll Waffen aufgefunden, hieß es; aber den größten Munitionsdepots sei man noch nicht auf der Spur. Die schreckliche Mordbande, die über alle drei Königreiche verbreitet sei, könne jeden Augenblick losschlagen; es sei nicht nur auf das Leben des Königs, sondern aller Protestanten abgesehen. Stündlich stehe die Landung eines französischen Heeres zu befürchten, ja sie sei schon erfolgt, in Schottland, wie die Einen sagten, in Irland, wie die Andern behaupteten. Der König soll erdolcht, vergiftet, mit Silberkugeln erschossen werden, und wenn man mit den Protestanten in England aufgeräumt habe, so werden alle Nichtkatholiken auf dem Continent den Jesuiten an's Messer geliefert werden. London könne jede Nacht in Flammen aufgehen u. s. w. Das Alles wurde erzählt und weiter berichtet; je ungeheuerlicher und schauerlicher die Neuigkeiten lauteten, desto wahrscheinlicher schienen sie den guten Leuten, desto besser stimmte das Alles mit den Schilderungen, welche die Prädicanten seit Jahr und Tag über die blutdürstigen Jesuiten von den Kanzeln aus unter das Volk gebracht hatten. Es läßt sich nicht sagen, welche Aufregung sich Londons durch alle diese Gerüchte bemächtigte, welche Panik von der Hauptstadt aus bis in die entferntesten Provinzen sich verbreitete.

Doch konnte dieser urplötzliche Sturm naturgemäß nicht lange dauern; die Gerüchte bestätigten sich nicht; es erfolgte kein Attentat auf den König, es landete keine französische Flotte, kein Aufstand erhob sich und der gefürchtete Brand der Hauptstadt blieb aus. Nach kurzer Zeit machte sich daher der Rückschlag geltend, als auf einmal ein unseliges Ereigniß das Schlimmste zu bethätigen schien und im Nu die Panik Londons wieder auf ihrem Höhepunkte stand. Wie ein Lauffeuer ging nämlich den 13./23. October die Kunde von Straße zu Straße, Sir

Edmundbury Godfrey, der Friedensrichter, bei dem Oates und Tongue ihren Bericht beschworen und hinterlegt hatten, sei verschwunden. Sofort hieß es, wahrscheinlich sei er von den Papisten ermordet, und als man nach einigen Tagen, am 17./27. October wirklich den Leichnam des unglücklichen Mannes vor London draußen in einem trockenen Graben bei Primrose Hill auffand, erklärte die öffentliche Stimme sofort den Friedensrichter als das Opfer der Verschwörung. Daß der Mann eines gewaltsamen Todes gestorben war, lag auf der Hand; das eigene Schwert steckte in seinem Leibe; daß er nicht das Opfer eines Räubers war, bewies die Börse, die man in den Kleidern des Todten fand. Also, schloß die Logik der aufgeregten Massen, wurde er von den Papisten ermordet und der Bericht des Titus Oates von der greulichen Verschwörung beruht auf Wahrheit.

Die Todesursache Sir Edmundbury Godfrey's ist auch heute noch nicht völlig aufgeklärt. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche die That Shaftesbury und seinen Creaturen zuschrieben.

Wir haben schon gesagt, daß der Lord Schatzmeister Danby den Glauben an die Papistenverschwörung benützen wollte, um die geschwundene Volksgunst wieder zu erobern. Durch seinen Sturmruf gegen die katholische Kirche wollte er sich als einen Pfeiler der Kirche Englands hinstellen. Es war das gewöhnliche Manöver der englischen Staatsmänner jener Zeit: in Schwierigkeiten hetzten sie John Bull gegen die Papisten. Allein Graf Danby, der die Furie des protestantischen Fanatismus entfesselte, besaß nicht die Kraft, sie zu leiten. Ein Anderer riß ihm bald die Zügel aus der Hand; sein Gegner Shaftesbury lachte über den Eifer des Lord Schatzmeisters: „Mag Danby so laut ‚No Popery' schreien, als er Lust hat, und meinen, er habe so das Complot als Waffe in seiner Hand: ich schreie doch noch einen Ton höher und werde ihn bald aus seiner Stelle verdrängen.“ [1]

Shaftesbury war bald die Seele des furchtbaren Sturmes, der sich jetzt gegen die katholische Kirche Englands entfesselte, und zwar so sehr, daß die Verschwörung neben dem Namen Titus-Oates-Plot geradezu den Namen „Shaftesbury's-Plot“ erhielt. Der protestantische Geschichtschreiber Echard [2] sagt, wie nämlich Oates der Entdecker der „Thatsachen“ sei, so habe Shaftesbury es verstanden, sie als „glaubwürdig“ darzustellen. Anthony Ashley Cooper, Earl of Shaftesbury, ist einer

---

[1] Vgl. Onno Klopp, Der Fall des Hauses Stuart, Bd. II. S. 167.

[2] History of England, v. III. p. 458—468.

der gewissenlosesten Staatsmänner, die jemals lebten. Vierzig Jahre hatte er der Reihe nach die verschiedensten Parteien geführt und betrogen und hatte jeden neuen Umschwung mit durchtriebener Schlauheit so auszunützen verstanden, daß sein Einfluß und sein Vermögen durch den Sturz jedes verrathenen Freundes höher stieg. Der Erfolg, stets der Abgott der Massen, ließ ihn den Augen des Volkes als ein Wunder von Staatsklugheit erscheinen: was er that und sprach, galt als Orakel. Damals stand dieser Mann, obschon selbst ein Gottesläugner, an der Spitze der anglikanischen Fanatiker, war Führer der Opposition und bot Alles auf, um dem Herzog von Monmouth, dem natürlichen Sohn Karl' II., die Krone Englands zu verschaffen. Er war der Urheber der Exclusion Bill, der Todfeind des Herzogs von York, und da ihm sofort die politische Tragweite der Entdeckung Oates' einleuchtete, wenn es nur glückte, dem plumpen Lügengewebe bei den Massen wenigstens Glauben zu verschaffen, so warf er sich schnell entschlossen zum Anwalt und Beschützer des „Entdeckers" und seiner Erzählung auf. Er erreichte so den doppelten Zweck: seinem politischen Gegner Danby die Waffe der Popularität zu entreißen, und zugleich den viel wichtigeren — den Haß gegen die Katholiken, also auch gegen den Herzog von York, bis zur Raserei zu steigern, um so dessen Ausschluß von der Thronfolge zu erzwingen. Karl II. nannte einmal Shaftesbury „den größten Schuft seines Königreiches". Macaulay sagt von demselben: ein Mann, wie er, habe zweifelsohne die Geschichte der Verschwörung als eine Lüge betrachtet, „aber es war eine Lüge, die seinen Plänen diente, und seinem verhärteten Gewissen machte der Tod eines Unschuldigen nicht mehr Unruhe als der Tod eines Feldhuhnes." [1]

Wenn der Friedensrichter Sir Edmundbury Godfrey wirklich ermordet wurde, so liegt der Gedanke nicht fern, Shaftesbury habe seine Hand mit im Spiele gehabt. Jedenfalls müßte diese Annahme wahrscheinlicher erscheinen, als die Annahme, die Papisten hätten ihn ermordet. Welches Motiv hätte sie auch hierzu antreiben können? Wäre es Rache gewesen, sie würde sich doch wohl gegen Titus Oates oder Tongue und nicht gegen den unschuldigen Beamten des Königs, der überdieß bei den Katholiken allgemein als ein billig denkender Mann galt, gerichtet haben. Doch steht es gar nicht fest, daß überhaupt ein Meuchelmord vorlag; ebenso wahrscheinlich ist Selbstmord. Der Friedensrichter litt seit län-

[1] The history of England. Tauchnitz Edition, I. p. 234.

gerer Zeit an schwerer Melancholie; er meinte, es sei ihm bestimmt, sein Leben am Galgen zu beschließen. Namentlich nach der Verhaftung Colemans, der zu seinen Freunden zählte, bemerkten Viele eine große Niedergeschlagenheit an Godfrey, und überdieß steht fest, daß eine krankhafte Melancholie in seiner Familie erblich war. Auch sein Vater hatte bei einem Anfalle dieses Leidens Hand an sich selbst gelegt. Bei der näheren Untersuchung des Leichnams fand sich außer der Wunde, in welcher sein eigener Degen steckte, ein rother Streifen rund um den Hals, wie von einer Schlinge. Wenn sich der Schwermüthige selbst erhängte, so haben seine Angehörigen die Leiche, um den Verdacht des Selbstmordes abzulenken, an die Stelle gebracht, wo man sie fand. So retteten sie sich das Vermögen, denn die Habe des Selbstmörders wäre nach dem englischen Gesetze der Krone verfallen. Das Alles hätte den Gerichtspersonen, welche die Leichenschau vornahmen, von Gewicht scheinen müssen, aber sie standen zu sehr unter dem Eindrucke der öffentlichen Meinung, die im Sturme Alles mit sich fortriß. Sie erklärten, es liege nicht Selbstmord, sondern Meuchelmord vor, und hunderttausendstimmig hallte es durch die Straßen der Hauptstadt: „Die papistischen Verschwörer haben ihn gemeuchelt."

Eine Volksscene in riesigem Maßstabe sollte nun die Ungeheuerlichkeit der von den Jesuiten geplanten Verschwörung London und ganz England zum Bewußtsein bringen. In Prozession wurde der blutige Leichnam durch die Straßen getragen; 70 Prädicanten zogen vorauf, laut erklärend, sie brächten den Leib des ersten Märtyrers, der unter dem Dolche der Feinde ihrer Religion gefallen sei. In unabsehbaren Schaaren drängte das Volk nach. Man mußte die Leiche 14 Tage öffentlich ausstellen, um der Neugierde der Massen zu genügen, die von nah und fern herbeiströmten, und sich an der Bahre des Todten von den fürchterlichen Anschlägen der Papisten erzählen ließen.

Es ist etwas Schreckliches um die Macht einer Meinung, welche von Tausenden und Tausenden inmitten einer aufgeregten Bevölkerung laut als Wahrheit ausgeschrieen wird. Prüfungslos wird sie hingenommen und geglaubt. Von dem Tage an, da Edmundbury Godfrey's Leiche unter dem Wuth- und Angstgeschrei der Einwohner durch die Straßen Londons getragen wurde, zweifelten nur Wenige an dem wirklichen Bestande einer blutigen Verschwörung und wagten noch Wenigere ihre Zweifel laut auszusprechen. Die Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu klagen, daß viele selbst von den Katholiken die Märchen glaubten,

welche von allen protestantischen Kanzeln gepredigt, in allen Volksversammlungen verkündet, in Hunderten von Flugschriften gelesen und durch die bekannten Schaudergeschichten der Bartholomäusnacht und der Pulververschwörung scheinbar bestätigt wurden. Um nur der Wuth des Pöbels zu entgehen, stimmten Manche offen in die Verwünschungen gegen die Orden ein, die vor Allem als Anstifter und Helfershelfer dieser blutigen und schändlichen Pläne galten.

Die Panik, die sich in diesen Tagen Londons bemächtigte, ist unglaublich. Alle Milizen der Hauptstadt, etwa 50 000 Mann, traten unter die Waffen; Kanonen rasselten durch die Straßen und wurden auf öffentlichen Plätzen, namentlich um den königlichen Palast von Whitehall aufgepflanzt. Kein Bürger traute sich unbewaffnet auszugehen, wenigstens trug er schwere Bleikugeln an einem kurzen Schlagriemen unter dem Gewande; ja selbst die Frauen bewaffneten sich mit Dolchen, auf deren Klingen eine Mahnung an die Ermordung Godfrey's und ein Aufruf, treu zur protestantischen Religion zu stehen, eingravirt waren. Mehr als 20 000 solcher Messer wurden in wenigen Tagen verkauft. Abends legte man sie unter die Kopfkissen, um sie zur Hand zu haben, wenn die gefürchtete Mordnacht kommen würde. Häscherbanden zogen herum und durchsuchten, freilich umsonst, alle Häuser der Katholiken nach Waffen; alle Gefängnisse der Hauptstadt und der Grafschaften füllten sich mit unschuldigen Priestern und Laien, und Tag und Nacht erwartete man irgend eine ungeheuerliche That von Seiten der Verschworenen oder ihrer Bundesgenossen in Frankreich, Spanien, Deutschland.

Inmitten dieser furchtbaren Aufregung trat den 21./31. October das Parlament zusammen. Der König, der doch vor dem Privy Council so unverholen Titus Oates als einen meineidigen Lügner erklärte, hatte der öffentlichen Meinung gegenüber nicht den Muth, die Unschuldigen zu vertheidigen. Im Gegentheile, seine Worte schienen den Glauben an den Bestand der Verschwörung zu bestätigen. Er sagte in der Thronrede: er habe gehört, die Jesuiten hätten sich gegen sein Leben verschworen, doch wünsche er, über diese Angelegenheit zu schweigen und die ganze Sache den Gerichten zu überlassen. Das Unterhaus war damit keineswegs zufrieden. Am 24. October (3. Nov.) beschied es Dr. Tongue und Titus Oates vor seine Schranken und ließ sich das abenteuerliche Lügengewebe von seinem Erfinder vorerzählen, dann erklärte das Haus: „es bestehe in Wahrheit ein höllisches Complott der Papisten zur Ermordung des Königs,

zum Umsturze der Regierung und zur Vernichtung der protestantischen Religion". Gleichzeitig verlangten beide Häuser des Parlamentes, daß man Wachen in die Kellergewölbe unter den Versammlungshallen bei Tag und Nacht aufstelle, als fürchteten sie eine neue Pulververschwörung. Ein allgemeiner Fast- und Bußtag wurde vom Parlamente ausgeschrieben, um den Schutz des Himmels auf den König und alle getreuen Unterthanen herabzuflehen. Die vorgebliche Verschwörung sollte nicht, wie der König es wollte, durch die ordentlichen Gerichte, sondern durch eigens vom Parlamente ernannte Commissionen untersucht werden; alle darauf bezüglichen Acten und Papiere seien dem Hause vorzulegen. Eine Bill wurde schon in der ersten Sitzung eingebracht, welche alle Katholiken aus London und zehn Meilen im Umkreise der Hauptstadt verbannte; die Katholiken in den Provinzen durften sich nicht weiter als fünf Meilen von ihrem Hause entfernen; bei Hofe solle allen fremden und verdächtigen Personen der Zutritt verweigert werden; die Milizen von London und Westminster sollen sich marschfertig halten; alle Personen, welche Oates in seiner Liste der Verschworenen angab, wessen Standes und Ranges sie auch seien, sollen alsbald eingekerkert werden, namentlich seien die katholischen Earls of Powis und Castlemane, Viscount Stafford und die Lords Petre, Arundel of Wardour und Bellasyse gleich in den Tower zu werfen.

Ebenfalls in dieser stürmischen Sitzung, welche von Morgens 8 Uhr bis Nachts 10 Uhr dauerte, brachte Shaftesbury, der an der Spitze der ganzen Bewegung stand und die Stellung des Herzogs von York bei der allgemeinen Stimmung im Sturme zu nehmen hoffte, eine Bill ein, welche die katholische Thronfolge unmöglich machen sollte. Dieselbe verlangte von allen Katholiken ohne Ausnahme den schon oben erwähnten Treue- und Suprematseid und verschärfte denselben mit dem Zusatze, daß der katholische Gottesdienst Abgötterei sei[1]. Wer diesen Eid verweigere, könne weder vor einem Gerichtshofe Klage führen, noch Vor-

[1] In dem Eide heißt es u. A.: „Ich, N. N., erkläre feierlich, daß ich glaube, es finde in dem Sacramente des Abendmahles keinerlei Wesensverwandlung der Bestandtheile des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi statt, weder bei noch nach der Consecration derselben durch was immer für einen Menschen, und daß die Anrufung oder Anbetung der Jungfrau Maria oder sonst eines Heiligen und das Meßopfer, wie dieselben jetzt in der römischen Kirche im Gebrauche sind, abergläubisch und götzendienerisch seien, und ich betheuere feierlich u. s. w., daß ich diese Erklärung im natürlichen und gewöhnlichen Sinne der Worte, wie sie von englischen Protestanten verstanden werden, ohne jede Zweideutigkeit mache."

mund, Testamentsvollstrecker, Verwalter eines Vermögens mit rechtlicher Befugniß sein, ja, er könne nicht einmal eine Erbschaft, ein Vermächtniß oder eine Schenkung entgegennehmen; noch viel weniger solle er fähig sein, irgend eine öffentliche Stellung zu bekleiden, oder dürfe den Palast des Königs betreten oder sonstwie sich in der Umgebung des Monarchen befinden. Schon am 28. October nahm das Unterhaus diese Bill ohne irgend welche Beschränkung an und es stand zu befürchten, daß das Oberhaus dasselbe thun werde.

Am 31. October (9. Nov.) endlich fand unter ungeheurem Zulauf die feierliche Beerdigung Godfrey's statt. Sie steigerte womöglich noch den rasenden Fanatismus. Zu seinem Texte hatte der Prediger, der von Bewaffneten umringt am Grabe stand, als gälte es auch sein Leben, die Worte gewählt: „Wie ein Mann fällt vor den Gottlosen, so bist Du gefallen." Er feierte den Todten als einen wahren Märtyrer, als den ersten von den zahllosen, welche papistische Bosheit in diesem Augenblicke und in dieser Stadt dem Verderben weihen möchte. Die Beschlüsse, welche das Unterhaus am nächsten Tage faßte, sind der Widerhall dieser stürmischen Straßenscene. Es wiederholte seine Überzeugung, daß ein greuliches Papisten-Plot wirklich bestehe, und forderte Maßregeln, binnen 24 Stunden 100 000 Mann unter die Waffen rufen zu können.

So hoch gingen jetzt die Wogen, daß am 2./12. November Shaftesbury persönlich im Oberhause einen directen Angriff auf den Herzog von York unternahm und zwar in Anwesenheit des Königs. Dasselbe geschah im Unterhause durch Lord Russell. In einer Adresse an den König verlangte man ausdrücklich von Karl II., daß er seinen Bruder aus seiner Umgebung entferne und aus dem Privy Council entlasse. Man glaubte den Sturm durch ein Opfer beschwören zu müssen, und auf den Wunsch des Königs erklärte der Herzog von York im Oberhause seinen freiwilligen Austritt aus dem geheimen Rathe. Dafür wurde von den Peers der Eidesbill die Clausel beigefügt, daß sie auf den Bruder des Königs keine Anwendung finde. So war der erste Sturmlauf Shaftesbury's in dem Hauptpunkte freilich abgeschlagen, aber er hatte immerhin einen Erfolg von ungeheurer Tragweite: selbst in dem Falle, daß der Opposition die Verhinderung einer katholischen Thronfolge nicht glücken sollte — was hatte ein Monarch zu bedeuten, welcher in der ganzen Rangordnung der Beamten auch nicht Einen Glaubensgenossen haben durfte? Zudem verloren durch diese Bill Shaftesbury's, welche bis zur Emancipation der Katholiken im Jahre 1829, also volle 150

Jahre, in Kraft blieb, nicht weniger als 21 katholische Peers[1] Sitz und Stimme im Oberhause.

Natürlich sprach die öffentliche Meinung das Hauptverdienst der glücklichen Abwendung des allgemeinen Umsturzes dem Entdecker Titus Oates zu. Laut feierte ihn die Menge als den „Retter des Vaterlandes". Der Mensch, der eben noch als verachteter Bettler auf der Straße gestanden hatte, wurde jetzt mit Einladungen der höchsten Aristokratie überschüttet, ja das Parlament empfahl den durch ehrlose Verbrechen Gebrandmarkten der besondern Huld des Königs, und Karl II., der ihn vor Monatsfrist „den verlogensten Schuft" (a most lying scoundrel) genannt hatte, wies ihm jetzt in seinem königlichen Palaste Whitehall eine Wohnung an und setzte ihm als Lohn für seine treuen Dienste eine Jahrespension von 1200 Pfund Sterl. (24 000 Mark) aus.

Die Partei Shaftesbury's konnte mit der geschickten Ausbeutung der höchst plump angelegten Klage zufrieden sein. Schon im November 1678, nach dem ersten Sturmlaufe, schien die Stellung des Herzogs von York beinahe unhaltbar, und der Leiter der Opposition hatte alle Hoffnung, im weiteren Verlaufe des Processes, dem jetzt die ganze Energie zugewendet wurde, neue Momente zu finden, welche die katholische Thronfolge zur Unmöglichkeit machen würden.

5. Der zweite Zeuge.

Die nächste Aufgabe Shaftesbury's und seiner Leute war die Beibringung eines Zeugen, der eidlich die Aussage des Titus Oates unterstützen würde. Nach dem englischen Gesetze bedarf es nämlich für eine Klage auf Hochverrath zum Wenigsten zweier Zeugen, und bis jetzt — länger als einen Monat nach der Verhaftung so vieler Männer in London und in allen Grafschaften des Landes — stand Oates mit seiner Erzählung allein. Man hatte geglaubt, das Versprechen voller Straflosigkeit würde aus der großen Menge der Gefangenen schon irgend einen zum Bekenntnisse vermögen: aber alle blieben fest bei der Betheuerung

[1] Die Namen der katholischen Peers sind: der Herzog von Norfolk, die Earls von Shrewsbury, Berkshire, Portland, Cardigan und Powis, die Viscounts Montague und Stafford, die Lords Mowbray, Andley, Stourton, Petre, Arundel of Wardour, Hunsdon, Bellasyse, Langdale, Teynham, Carrington, Widdrington, Gerard of Bromley und Clifford. Nur drei: der Marquis of Worcester, Lord Mowbray, Sohn des Herzogs von Norfolk, und der Earl of Berkshire, sollen ihre Sitze im Oberhause höher geachtet haben, als ihre Religion.

ihrer Unschuld und erklärten einmüthig, sie hätten auch nicht die mindeste Kenntniß von dem Bestande irgend einer Verschwörung. So konnte selbst zu Anfang November die Gerichtsverhandlung zu nicht geringer Verlegenheit Shaftesbury's immer noch nicht eingeleitet werden. Der König setzte eine Summe von 500 Pfund Sterling (10 000 Mark) für denjenigen aus, welcher den Mörder Godfrey's überführen würde, und sicherte die gleiche Belohnung sogar den Helfershelfern beim Morde mit gänzlicher Amnestie zu, wenn sie nur zeugen wollten.

Das half. Ein gewisser William Bedloe war kurz vor dem Tode Godfrey's aus dem Gefängnisse von Newgate entlassen worden, ein würdiger Geselle eines Titus Oates; der nahm sich der Sache an. In seiner Jugend trieb er sich als Laufbursche und Bettler in den Straßen Londons herum, kam später unter die Dienerschaft Lord Bellasyse's; schlechter Streiche wegen, wahrscheinlich durch einen Verwalter seines Herrn, den er darum aus Rache unter den Mördern Godfrey's nannte, davongejagt, wurde er Briefbote und übernahm Aufträge nach Frankreich und Spanien. Frech und anstellig, benützte er diese Lebensweise zu jeder Art von Gaunerei: er reiste unter falschem Namen, borgte Geld und werthvolle Sachen auf gefälschte Briefe hin, zog als Edelmann gekleidet durch Spanien und Frankreich, raubte und betrog so viel er konnte, machte die Bekanntschaft mit manchem Gefängniß, wurde in der Normandie sogar zum Tode verurtheilt, wußte sich aber, da es ihm auf falsche Eide gar nicht ankam, überall wieder loszumachen. Der Mann war, wie gesagt, gerade damals aus Newgate, wo er eine seiner Betrügereien gebüßt hatte, entlassen und stand nun erwerbslos auf der Straße. Was konnte ihm erwünschter kommen, als die Aussicht auf eine Belohnung von 500 Pfund und auf gleiche Ehre wie Titus Oates? Bedloe bedachte sich nicht zweimal. Um die Sache eclatanter zu machen, beschloß er, sich in einer Provinzialstadt verhaften und unter Bedeckung nach London bringen zu lassen.

Er reiste also nach Bristol. Auf dem Wege dorthin schrieb er aus Newbury einen räthselhaften Brief an das Privy Council mit der Bitte, man möge ihn festnehmen, in das Gefäugniß von Bristol werfen und nach London zurückführen. Wirklich wurde der verlangte Haftbefehl ausgefertigt und zwar, merkwürdig genug, an Bedloe selbst, mit der Weisung, den Befehl nach eigenem Gutbefinden dem Mayor (Schultheiß) von Bristol zu übergeben. So wurde er in Gegenwart einer großen Volksmenge unter gewaltigem Lärme auf offener Straße verhaftet; das

sei der Mann, der den Schlüssel zum Papistencomplott besitze, sprengte man aus. Am 5. November brachte man Bedloe unter großem Zusammenlaufe des Volkes nach London. Wie gut war der Tag gewählt! Ist doch der 5. November, der sogenannte Guy-Fox's-Tag, der Gedächtnißtag der unseligen Pulververschwörung, den die Protestanten Englands bis noch vor wenigen Jahren mit lautem No-Popery-Geschrei und öffentlichen Maskeraden feierten. Welche Aufregung muß damals in den Straßen Londons getobt haben! Am 7./17. wurde er in Gegenwart des Königs und zweier Staatssecretäre verhört. Das British Museum besitzt eine Copie dieses ersten Verhörs[1], und da es von großer Bedeutung scheint, die ersten Aussagen des Zeugen mit seinen späteren vergleichen zu können, wollen wir eine treue Übersetzung derselben hier folgen lassen:

7. November. Mr. Bedloe's Bekenntniß vor Sr. Majestät über die Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's.

Er sagt, daß Sir Edmundbury Godfrey an dem Samstage, an dem man ihn vermißte, gegen zwei Uhr Nachmittags auf dem Heimwege sich befand, als ihm drei Herren begegneten und mittheilten, sie könnten bei der Strand Bridge einige Personen zeigen, welche thätigen Antheil an der Verschwörung genommen hätten. Da wollte Sir Edmundbury Godfrey gleich zur Verhaftung jener Leute schreiten, aber sie luden ihn ein, in einen Haushof zu treten, bis ein Constabler zur Stelle wäre. Kaum hatte jedoch Sir Edmundbury Godfrey ein paar Schritte gemacht, so stürzten sich mehrere Personen über ihn und verstopften ihm den Mund. Zwei Bettelmönche und einige von Lord Bellasyse's Dienerschaft thaten das Gleiche, und nachdem sie ihn in ein abgelegenes Zimmer geschleppt, verlangten sie die Klageschrift des Mr. Oates heraus und versprachen, sein Leben zu schonen, wenn er sie ausliefern wollte. Ihre Absicht war aber, ihn zu ermorden, auch wenn er sie ihnen gegeben hätte. Sir Edmundbury Godfrey sagte, sie sei in den Händen des Königs und des Rathes und er könne daher unmöglich ihren Wunsch erfüllen. Auf diese Worte begannen sie ihn unmenschlich und barbarisch zu quälen und knieten auf seine Brust, bis sie ihn für todt hielten; als sie aber sein Kleid öffneten und seinen Herzschlag noch fühlten, nahmen sie eine Halsbinde und schnürten sie so fest um seinen Hals, daß er starb. Ferner sagte er (Bedloe), er sei zu spät gekommen, um bei dem Morde mitzuhelfen; er habe ihn erwürgt und todt auf dem Boden angetroffen; habe aber sofort aus dem Munde der Thäter den ganzen Hergang erfahren. Seine Leiche wurde vor den Hochaltar der Kapelle der Königin gelegt und blieb daselbst liegen, bis sie insgeheim miteinander einen Plan gefaßt hatten, sie bei Seite zu schaffen. Ferner sagte er, zwei Guineen sei der Lohn der Unternehmer gewesen, man

[1] Additional Mss. 11 058. n. 244.

habe die Leiche am darauffolgenden Mittwoch in einer Sänfte in das Haus Lord Bellasyse's geschafft und von dort in einer Kutsche an die Stelle, wo man sie fand. Auch theilte er den Herren mit, er habe verschiedene Punkte zu offenbaren, welche sich auf die Verschwörung bezögen, und er sei im Stande, mehrere Angaben, die Mr. Oates gemacht, zu bestätigen, aber er bitte um die Erlaubniß, sein Zeugniß schriftlich einzureichen, damit er nicht mehr enthülle, als er beweisen könne. Die Thäter (die Mörder Sir Edmundbury Godfrey's) seien: Eveley und Le-ffery, Jesuiten; Penchard und Atkins, Laien; der Vogt (Keeper) der Kapelle der Königin und ein Kammerdiener Lord Bellasyse's.

In dem vorliegenden Documente wird das Haus, in welchem der Mord stattgefunden haben sollte, zwar nicht genannt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß Somerset-House, die Residenz der Königin, gemeint ist. Wie hätte sonst die Leiche vor den Hochaltar der Kapelle der Königin gelegt werden können? Anderen Quellen zufolge, auf welche sich nicht nur Lingard, sondern auch die namhaftesten protestantischen Geschichtschreiber stützen, hätte Bedloe bei seinem ersten Verhöre eidlich betheuert, er wisse von der Verschwörung rein nichts und nur über die Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's könne er Aufschlüsse geben. Nach Lingards Bericht sagte er, P. Le Fevre, der Beichtvater der Königin, hätte ihm erzählt, er selbst und P. Walsh habe den Friedensrichter mit Beihilfe eines Dieners Lord Bellasyse's und eines Dieners der königlichen Kapelle zwischen zwei Kissen erdrosselt. Man habe ihm 2000 Guineen (nach einer andern Nachricht 4000 Pfund Sterl.) geboten, wenn er die Leiche bei Seite schaffen würde.

Noch beim Verhöre des folgenden Tages (8./18. November) sagte er eidlich aus, er kenne Titus Oates nicht persönlich; als ihn aber diese Behauptung später mit andern Aussagen in die Enge brachte, half er sich mit der Angabe, er habe Titus Oates wohl persönlich gekannt, jedoch nicht unter diesem Namen, sondern unter dem Namen Ambrose. Seinem ersten Geständnisse fügte er die Bemerkung bei: die zwei Jesuiten hätten ihm von der Anstellung[1] (commission) des Earl of Powis u. s. w. erzählt. Dabei rief der König aus: „Wahrlich, der Mann hat in den letzten 24 Stunden einen neuen Unterricht erhalten!" In der That grenzte es an's Wunderbare, wie die Mittheilsamkeit des Zeugen zunahm. Am 12./22. November sagte er eidlich aus, man habe ihm zu Anfang October für eine Mordthat 4000 Pfund Sterl. geboten. Dann be-

[1] Vgl. oben die Schrift des Titus Oates S. 91.

schrieb er mehr im Einzelnen die Ermordung Godfrey's und hatte sogar die Stirne, zu behaupten, sie habe im Beisein der Königin stattgefunden (the Queen herself standing by). Nach der näheren Zeitangabe befragt, machte er aber den Mißgriff, eine Stunde zu nennen, zu der gerade der König seine Gemahlin in Somerset House besuchte, während Wachen an allen Thüren standen, und bezeichnete überdieß ein Zimmer, in welchem die Dienerschaft der Königin sich aufhielt, als den Platz, wo man die Leiche verborgen habe. Diese Angabe hätte genügen müssen, um den Meineidigen ein für allemal zu entlarven. Wirklich erklärte sich der König vollkommen überzeugt, daß der Mensch ein Schurke sei und falsches Zeugniß abgelegt habe. Er ließ Bedloe als meineidigen Verleumder festnehmen. Für einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob die erwiesene Lüge die Glaubwürdigkeit der ganzen Verschwörungsgeschichte zerstören würde. Als aber nichtsdestoweniger das Parlament für den Nichtswürdigen eintrat, gab Karl II., obschon die Ehre seiner Gattin auf dem Spiele stand, mit gewohnter Charakterlosigkeit nach. Die Herren von der Opposition meinten, in einem solchen Nebenumstande könne man sich wohl einmal täuschen, und ließen Bedloe sich besser besinnen. Es lag ihnen Alles daran, die Königin wenigstens in den Augen des Volkes zur Mitschuldigen zu machen. Sie stand dem Plane Shaftesbury's am meisten im Wege; er hoffte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung eine Scheidung zu erzwingen und die Rechtmäßigkeit jener Verbindung durchzusetzen, welcher der Herzog von Monmouth entstammte. Der fanatische Pöbel begrüßte natürlich jede Schmach, die der verhaßten katholischen Königin zugefügt wurde, und obschon man wirklich staunen muß, wie Lingard mit Recht hervorhebt, daß sich in allen drei Königreichen auch nur Ein Mensch so einfältig und voreingenommen gefunden, der er solchen Märchen von Mord und Hochverrath Glauben geschenkt: so wurden Bedloe's Lügen dennoch als eine willkommene Bestätigung von Oates' Erzählung durch ganz England verkündet und von der Masse auch geglaubt. Selten hat sich in der Geschichte der Satz so bestätigt, daß in den Tagen allgemeiner Aufregung gerade die unglaublichsten Nachrichten von der Menge am leichtesten als Wahrheit hingenommen werden.

Je mehr aber Bedloe sah, daß seine Worte beim Volke Glauben fanden und von gewissen Lords sehr gerne gehört wurden, desto mittheilsamer wurde er auch. Jetzt wollte er von 40 000 Mann gehört haben, die von Spanien den Jesuiten zu Hilfe geschickt würden; diese

Armee sammle sich zu St. Jago in Pilgerkleidern und werde von dort zu Schiff nach England übersetzen. Das sei Alles, was er wisse. Vier Tage nachher (es handelte sich nämlich gerade damals darum, Shaftesbury's Ausschluß-Bill gegen die Katholiken im Oberhause durchzusetzen, und zu diesem Zwecke hielt man wohl einen neuen Druck auf die öffentliche Meinung für angezeigt) — vier Tage nachher lauteten Bedloe's Aussagen noch schrecklicher. 40 000 Mann stünden schon in London schlagbereit; außer der Pilgerarmee von St. Jago würden 10 000 Mann von Flandern geschickt; Hull sollte im entscheidenden Augenblicke überrumpelt werden; kein Katholik von Rang und Stand sei in England, der nicht um die Verschwörung wisse und der nicht auf das Sacrament geschworen habe, dieselbe geheimzuhalten; Meuchelmörder seien in London in allen Schenken und Buden aufgestellt, um die Stadtsoldaten zu ermorden. Mit Schaudern hörten die Bürger Londons diese Kunde und der Mayor der City erklärte in einer Versammlung, „es sei keineswegs unwahrscheinlich, daß sie nicht alle eines schönen Morgens mit aufgeschnittenen Gurgeln aufständen".

Unter dem Drucke dieser Stimmung ließ sich der König zu Allem herbei. Am 10./20. November erschien er in vollem Ornate im Oberhause, beschied das Unterhaus an die Schranken und erklärte sich zu jedem Gesetze bereit, welches den Fortbestand der protestantischen Religion für alle Zukunft in seinem Reiche bezwecke, nur, bat er, möge man am Rechte der Succession nicht rütteln. Die Rede des Königs weckte großen Jubel unter der Bevölkerung Londons; Freudenfeuer verkündeten dem Lande, daß die erste große Gefahr der anglikanischen Religion glücklich abgewendet sei. Am 1./11. December bestätigte der König die Bill, welche die katholischen Lords aus dem Oberhause vertrieb. Nur mit Aufbietung aller Kräfte war im Oberhause (mit 158 gegen 156 Stimmen) die Klausel beigefügt worden, das Gesetz erstrecke sich nicht auf den Herzog von York. Die katholischen Lords mußten das Haus verlassen. Der Herzog von Norfolk richtete in ihrem Namen eine herrliche Abschiedsrede an den König und das Parlament und betheuerte seine und seiner Genossen unerschütterliche Treue gegen Fürst und Vaterland. Bald mußte der Herzog von York auf den Wunsch seines königlichen Bruders den Hof von England verlassen. War also Shaftesbury's Plan auch noch nicht ganz gelungen, so war er doch auf guten Wegen.

Bedloe war inzwischen feierlich mit Oates zum Zeugen der Krone ernannt worden, nachdem der König Beiden eine vollständige Amnestie

aller ihrer früheren Verbrechen verliehen hatte, so daß wegen keines derselben, und wäre es auch Mord oder Meineid, die Zulässigkeit oder Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen vor Gericht angezweifelt werden sollten. Überdieß wurde Bedloe wie Oates in Whitehall logirt und mit bedeutenden Geldgeschenken belohnt. So wollte es die öffentliche Meinung, der sich Karl II., trotz seiner besseren Überzeugung, nicht zu widersetzen wagte.

Sie gingen jetzt, von Shaftesbury geleitet, einen Schritt weiter, und klagten die Königin selbst des geplanten Hochverrathes und des Gattenmordes an. Titus Oates, der sich von seinem Mitzeugen nicht in den Schatten stellen lassen wollte, sagte nunmehr aus, er habe mehrere Jesuiten nach Somerset House begleitet. Dieselben seien von der Königin empfangen worden, während er im Vorzimmer gewartet und an der nur angelehnten Thüre gelauscht habe. Und da hätte die Königin laut ausgerufen: „Ich will solche Beschimpfungen meines Bettes nicht länger dulden; ich bin bereit, zur Herbeiführung seines Todes und zur Ausbreitung des katholischen Glaubens die Hand zu bieten.“ Der König ließ Oates durch zwei Lords in die Zimmer der Königin führen, damit er Ort und Stelle angebe, wo er das gehört habe. Er fand sich nicht zurecht und verwickelte sich in Widersprüche. Da wurde er auf Befehl des Königs festgenommen. Bedloe aber kam Oates zu Hilfe; er habe dasselbe von Coleman gehört, erklärte er. Die Jesuiten Waring, Keynes und Ireland hätten die Königin überredet, ihrem Gemahl aus Rache für so viele Treubrüche Gift zu reichen. Nach vielen Thränen und langem Widerstreben habe sie endlich in die That gewilligt. Jetzt führte Shaftesbury seine Leute vor die Schranken des Unterhauses und ließ sie den Abgeordneten diese neue Schaudermäre hersagen. Oates schrie in die Versammlung hinein: „Ich, Titus Oates, klage Katharina, die Königin von England, des Hochverrathes an!“

Unter dem Eindrucke dieser Scene schlug Shaftesbury sofort eine Adresse an den König vor, welche die augenblickliche Entfernung der Königin und ihres Hofstaates von Whitehall verlangte; sie ging durch. Dann schickte das Haus eine Botschaft an die Peers und verlangte ihren Beitritt zu dieser Adresse. Die Lords wollten jedoch die beiden Zeugen zuerst selbst verhören, und da sich diese in Widersprüche verwickelten, lehnten sie dieselbe fast einstimmig ab[1]. Umsonst protestirte Shaftesbury

[1] Nur fünf Peers stimmten für die Adresse, Lord Sherburgh an ihrer Spitze, der, wie die litterae annuae berichten, bald nachher unter Ausbrüchen von Verzweiflung und Gotteslästerung eines gräßlichen Todes starb.

gegen diese Erklärung; er sah sich gezwungen, diese Klage vor der Hand fallen zu lassen und ließ dafür seinem Unmuthe in neuen Adressen freien Lauf, welche die Einkerkerung aller Papisten in England und die sofortige Einbringung der Hochverrathsklage gegen die fünf im Tower gefangenen Lords verlangten.

Noch immer reichten die beiden Zeugen für das Gerichtsverfahren nicht aus, das daher trotz der Ungeduld der Volksmassen bis auf Weiteres nicht eröffnet werden konnte. Für die Ermordung Edmundbury Godfrey's war Bedloe der einzige Zeuge, und wenn er auch in einigen Punkten die Verschwörung des Titus Oates bestätigte, so waren seine Angaben doch so ungenügend und widerspruchsvoll, daß sie kaum anständig benutzt werden konnten. Shaftesbury suchte also noch andere Zeugen zu gewinnen, und welcher Mittel er sich dabei bediente, mag uns der schon öfter angeführte protestantische Geschichtschreiber Echard[1] erzählen.

Zunächst ließ der Staatsmann die beiden armen Menschen in's Gefängniß werfen, welche die Leiche Edmundbury Godfrey's bei Primrose Hill gefunden hatten. Er sagte, sie hätten dieselbe, von den Papisten bestochen, dort entdeckt, und drohte ihnen mit dem Galgen, wenn sie nicht ein volles Geständniß ablegten. Dann beschied er Mrs. Gibbons, die Frau eines gewissen Hauptmanns Gibbons, vor den Rath. Diese Dame hatte zu Protokoll ausgesagt, sie habe Sir Edmundbury Godfrey kurz vor seinem Tode in einer Stimmung gesprochen, die ihr keinen Zweifel an dessen Geistesverwirrung belassen. Shaftesbury forderte Mrs. Gibbons auf, diese Erklärung zurückzunehmen und zu bekennen, daß sie durch gewisse Papisten zu diesem Zeugnisse verführt worden sei. Da sie sich dessen muthig weigerte, kam er außer sich vor Wuth, nannte sie mit den ekelhaftesten Schimpfnamen und drohte, er wolle sie von Hunden zerreißen lassen, wenn sie nicht nachgebe. Die Frau fiel in Krämpfe und man fürchtete, sie nicht mehr lebend nach Hause bringen zu können. Doch, fährt derselbe Geschichtschreiber fort, das denkwürdigste Beispiel ist Francis Corral, ein Lohnkutscher, der nach der Aussage Bedloe's die Leiche Sir Edmundbury Godfrey's nach Primrose Hill gebracht haben sollte. Man hatte den Lohnkutscher also festgenommen und Shaftesbury selbst verhörte ihn; dabei läugnete dieser aber jede Kenntniß der Sache. Shaftesbury zählte nun 500 Pfund Sterl. (10 000 Mark)

[1] L. c. p. 503 sq.

auf den Tisch. Diese Summe sollte dem armen Menschen gehören, wenn er die „Wahrheit“ gestehen würde; überdieß sicherte er ihm volle Straflosigkeit zu, wenn etwa Furcht seinen Mund schließen sollte. Der Mann wiederholte, er wisse von der ganzen Sache nichts. Da erklärte der Earl, wenn er nicht gestehen wolle, so würde er ihn in eine Tonne einschließen, deren Bohlen inwendig von spitzen Nägeln starrten, und ihn so einen Hügel hinabrollen lassen. Abermals sagte der Kutscher: „Was wollt Ihr denn, Mylord, daß ich bekenne? Ich weiß nicht um die Sache. Wollt Ihr denn, daß ich auch noch andere Leute anklage und in meine Verurtheilung verwickele?“ Der Earl drohte ihm mit dem Tode und ließ ihn nach Newgate führen. Dort wurde er in schwere Eisenketten gelegt und in ein Kerkerloch gestoßen. Als man ihn nach einigen Stunden wieder hervorzog, hatte die Moderluft ihm so zugesetzt, daß er in Ohnmacht fiel und man Arzneimittel anwenden mußte, um ihn wieder zu sich zu bringen. Am gleichen Tage hatte er ein zweites Verhör von Shaftesbury zu bestehen; wieder wollte ihn dieser mit Drohungen besiegen, da entschlüpfte dem Geängstigten das Wort: „Was wollt Ihr denn, daß ich bekenne? Ich weiß nicht mehr als Ew. Lordschaft und vielleicht nicht einmal so viel.“ Der Earl gab nun dem Gefängnißwärter die Weisung, den Menschen abzuführen und ihm keine Speise zu reichen, bis er bekenne. Da weinte der arme Mann laut und verschwor sich hoch und theuer, er wisse nicht mehr, als das Kind im Mutterschooße. Wirklich hielt man ihn von Donnerstag Abend bis Sonntag Mittag mit schweren Ketten belastet in Newgate, ohne ihm weder Speise noch Trank zu geben. Der Unglückliche verlor beinahe seinen Verstand und machte in einem Anfalle von Verzweiflung den Versuch, seinen Leiden ein Ende zu machen. Glücklicher Weise wurde die That verhindert. Am darauffolgenden Montag stellte man ihn vor die geheime Commission der Lords. Shaftesbury bot ihm mit freundlicher Miene wieder die schon genannte große Belohnung an, wenn er bekennen wolle. Auf dieses Anerbieten warf sich der Lohnkutscher auf seine Kniee und sagte: „Ich weiß nichts davon, und lieber als daß ich einem Andern Unrecht zufüge, will ich augenblicklich sterben.“ Nun änderte der Graf den Ton und sagte, so solle er erst in Newgate eine Zeit lang modern, dann wolle er ihn vor Gericht stellen und hängen lassen. Und noch einmal drängte er ihn, er solle doch lieber gestehen, als ein schreckliches Todesurtheil sich zuziehen. „Ja, Mylord,“ rief da der arme Mensch, „das wird ein schrecklicher Augenblick sein; aber, Mylord, es würde für mich noch ein viel

schrecklicherer Augenblick sein vor dem Richterstuhle Gottes, würde ich ungerechter Weise einen Menschen anklagen. Schrecklicher wären die Worte: ‚Teufel, nimm ihn hinweg! denn er hat falsches Zeugniß abgelegt gegen jene, deren Unschuld er kannte!'" Der gefühllose Shaftesbury ließ ihn nach Newgate zurückführen. Umsonst stellte der Mann vor, er habe Weib und Kind. Der Graf sagte: „Laßt sie hungern!" Sieben Wochen ließ man ihn in dem alten Kerkerloche schwergefesselt schmachten, hielt ihn dann noch sieben fernere Wochen in weniger strenger Haft und ließ ihn endlich auf Bürgschaft frei, als Jemand vor Gericht schwur, die Leiche Sir Edmundbury Godfrey's sei nicht in einem Wagen, sondern auf einem Pferde nach Primrose Hill gebracht worden. Der unglückliche Mensch war aber durch seine Gefangenschaft und seine Fesseln so zugerichtet, daß er acht Wochen später noch kein Gespann lenken konnte.

Mit aufrichtiger Genugthuung erzählen wir diese schönen Beispiele heldenmüthiger Wahrheitsliebe aus jenen Tagen, die, wie wenige in der Geschichte, mit falschen Eiden und falschen Zeugnissen befleckt sind.

Es fand sich aber endlich ein Unseliger, der sich durch Shaftesbury's unmenschliche Behandlung zu einem Meineide hinreißen ließ. Miles Prance, ein Silberschmied aus London, war als verdächtig verhaftet worden. Kaum hatte Bedloe, der nun schon zwei Monate umsonst nach einem Menschen forschte, welcher seine Aussagen mitbestätigen würde, diesen Silberschmied erblickt, so rief er aus: „Dieser Mann ist einer von den Mördern!" Prance wurde augenblicklich nach Newgate geschleppt. Shaftesbury wandte ähnliche Mittel an, wie bei dem armen Lohnkutscher Corral, und Echard schildert die schrecklichen Scenen ausführlich. Er siegte endlich; in kaum zurechnungsfähigem Zustande bekannte sich Prance als schuldig und nannte drei Bediente von Somerset House, Robert Green, Lawrence Hill und Harry Berry, als Mitschuldige. Der Gefolterte war aber keineswegs gegen Gewissensbisse gefühllos; er bat also inständig, man möge ihn nochmals vor den König und den Rath führen, und betheuerte daselbst auf seinen Knieen in den stärksten Ausdrücken von Reue und Abscheu, seine erste Aussage sei durchaus falsch. Allein er fand keinen Glauben bei den Männern, welche die vorgebliche Verschwörung um jeden Preis beweisen wollten; sie erklärten diesen Widerruf für einen Jesuitenkniff und schickten Prance nach Newgate zurück. Daselbst wurde er in der Zelle der Verurtheilten mit Eisenbanden an den Boden festgeschmiedet, so daß Schmerz und Gewissensangst ihn zeit-

weilig des Verstandes beraubten. Ein protestantischer Prediger, ein gewisser Dr. Lloyd, Decan von Bangor, und der Gefängnißwärter Boyce, der mit Shaftesbury und Bedloe im Einverständnisse handelte, suchten ihn, der eine mit geistlichen, der andere mit weltlichen Beweggründen, zum Geständnisse zu bringen. Endlich gab der Unglückliche nach; seine Enthüllungen waren aber jetzt so zahlreich und unglaublich, daß sich Dr. Lloyd der Sache nicht mehr weiter annehmen wollte und Boyce allein machen ließ. Wirklich wurden die drei Unschuldigen auf das Zeugniß von Prance und Bedloe hin zum Tode verurtheilt und gehängt, obschon die Angaben der beiden Zeugen voller Widersprüche, unter sich unvereinbar und durch Entlastungszeugen entkräftet waren. Doch wir greifen mit diesem letzteren Zuge dem historischen Gange unserer Erzählung vor. Wir haben zunächst von andern Opfern zu berichten und wollten den unseligen Prance hier nur als Beispiel anführen, wie Shaftesbury seine Zeugen beibrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Die Reformation nach Janssen[1].

„Hier ist wieder einmal eine That des Katholicismus", so kündigte die akatholische „Deutsche Reichspost" (1877. Nro. 286) den ersten Band dieses Werkes an. „Wie hohe Wellen auch Möhlers Symbolik einst über dem todten Meere der deutschen Gelehrsamkeit erregte, ebenso hohe erregt nun dieß Buch, und vielleicht in noch weitere Kreise fortschreitende. Tiefe Gelehrsamkeit, eminenter Überblick über die meisten wissenschaftlichen Gebiete, reichliche, treffliche Combinationen finden wir gepaart mit besondern Autoreigenschaften, einem ungewöhnlichen Talente geschickter Übergänge, einem kräftigen Stil. Keine Polemik im Buche. Ein religiös-idealer und patriotischer Grundton zieht stark und warm durch das Ganze." Auch in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1877. Nro. 1) wurde das im ersten Band entrollte Bild als „farbenreich und lebensvoll" anerkannt, mit dem weiteren Geständniß, daß „der Verfasser in ungewöhnlichem Maße die ge-

---

[1] Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Dritter Band: Die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogen. Augsburger Religionsfrieden von 1555. 8°. XL u. 734 S. Freiburg, Herder, 1881.

sammte, weitzerstreute, einschlagende Literatur" beherrscht. „Der literarische Verkehr" (1877. Nro. 3) bewunderte den „stattlichen wissenschaftlichen Apparat" und die übersichtliche Gruppirung, der „Beweis des Glaubens in Gütersloh" (1877. 1. Heft) die „sichere Gründlichkeit" des Verfassers in Beherrschung des umfangreichen Stoffes, die „genaue Kenntniß von Land und Leuten, die sorgfältige Sammlung und umsichtige Verwerthung alles erreichbaren Quellenmaterials, die zutreffende Charakterisirung der vorkommenden historischen Persönlichkeiten, die vielsagende Knappheit und treue Anschaulichkeit" der Darstellung. Im „Pädagogischen Jahresbericht" von Leipzig (1878) wird des „Verfassers Belesenheit" als „eine geradezu großartige" hervorgehoben. Auch nach Erscheinen des zweiten Bandes gestand die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" (1880. Nro. 36), daß der Verfasser „eine in der That staunenswerthe Fülle von alter und neuer Literatur durchforscht" habe; das „Deutsche Literaturblatt von Gotha" aber (1881. Nro. 4) erklärte: „Janssens Werk ist eine Frucht gründlichster Forschung und ausgebreitetster Quellenbenutzung und dabei in klarer, fesselnder Darstellung geschrieben, welche durch zahlreiche Anführungen aus den Quellen selbst an Anschaulichkeit und Überzeugungskraft noch gewinnt." Speciell an dem zweiten Band anerkennt die irenische Zeitschrift „Ut omnes unum", an welcher viele Protestanten betheiligt sind (1880. Nro. 10), die Gründlichkeit und Objectivität der Darstellung: „Der Geschichtschreiber tritt hinter die Geschichte zurück, die Personen stellen sich selbst dar, ihr Charakter erscheint, ohne daß es nöthig ist, demselben subjective Urtheile beizufügen."

Diese Äußerungen verdienen Beachtung, da sie nicht nur das allgemeine Urtheil der katholischen Presse über das Janssen'sche Werk bestätigen und speciell all die Vorzüge anerkennen, welche wir an demselben hervorgehoben haben [1], sondern auch thatsächlich eingestehen, daß sich gegen die Resultate der Janssen'schen Geschichtsforschung nichts Entscheidendes oder auch nur Triftiges einwenden läßt. Das Lob aber, welches diese Äußerungen in sich schließen, darf mit vollem Fug und Recht auch auf den vorliegenden dritten Band bezogen werden. Es zeigt sich hier dieselbe ausgebreitete Quellenkenntniß, dieselbe ernst wissenschaftliche Kritik, dieselbe Beherrschung des ungeheuern Stoffgebiets, dieselbe ruhige Objectivität und dieselbe Kunst der Darstellung, die mehr aus der tiefen Erfassung des Gegenstandes, als aus stilistischer Mühewaltung hervorgeht: nur hat sich der großartige Umfang des gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials [2] noch bedeutend erweitert, und die anschauliche Gruppirung und lebendige Durchdringung desselben verdient um so mehr Bewunderung, je bunter und wirrer die Ereignisse in diesem Zeitraum durcheinander laufen und je verschlungener die chaotische Zeit, das Religiöse und Politische mengend, von den Künsten der ganzen europäischen Diplomatie beeinflußt, sich in der fast unübersehbaren Quellenliteratur darstellt. Janssen

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XVII. S. 200 ff.; Bd. XI. S. 100 ff.

[2] Vgl. das stattliche Verzeichniß der benutzten Bücher S. xxv—xxxviii, das nur die öfter benutzten angibt.

hat dieß labyrinthische Gewirre nicht bloß nach manchen noch unbekannten Seiten hin aufgehellt, sondern auch das Ganze so gründlich entwirrt, daß Jedermann ohne große Mühe einen Einblick in den politischen und religiösen Zusammenhang der äußeren Ereignisse gewinnen mag. In apologetischer Hinsicht ergänzt der dritte Band natürlich den zweiten. Der göttliche Glorienschein, mit welchem die altprotestantische Theologie das Haupt ihrer Väter umwoben, zerfließt hier vollends in das trübe, trostlose Dunkel einer unseligen Revolution, die nur zerstörte, ohne aufzubauen, und keinen Sieg feierte, den sie nicht selbst alsbald betrauern mußte. Die Urheber und Führer der ganzen Bewegung, ihre Lehren, ihre Taktik, ihre Politik, ihre sittlichen, politischen, religiösen, wissenschaftlichen und socialen Errungenschaften stellen sich in dieser zweiten Phase noch ungünstiger dar, als in der ersten, und rechtfertigen vollkommen die Klagen Melanchthons, welche der Verfasser dem Bande als Motto vorsetzt:

„Diese überaus traurige kirchliche Verwirrung bereitet mir solchen Schmerz, daß ich gern aus diesem Leben scheiden möchte. Die Fürsten bringen der Kirche durch unbegreifliche Ärgernisse tiefe Wunden bei und nehmen mit den kirchlichen Würden auch das Kirchenvermögen hinweg; nur wenige unterstützen mit einiger Freigebigkeit die Diener der Kirche und die Wissenschaft. Die Anarchie bestärkt deßhalb die Verwegenheit der Bösen und die Vernachlässigung der Wissenschaft droht neue Finsterniß und neue Barbarei. Die Gegenwart ist voll Verbrechen und Wuth und mehr auf Sykophantenthum erpicht, als es die frühere Zeit war. Ganz offen wächst die Verachtung der Religion. Zur Zeit unserer Vorfahren herrschte noch keine solche Genußsucht, wie sie bei unseren Leuten täglich mehr überhand nimmt. Daher kommen die Kriege, die maßlosen Plünderungen und die anderen großen Calamitäten, weil Alle um die Wette eine **unbeschränkte Freiheit** und die **vollständigste Ungebundenheit für alle ihre Gelüste** zu erhalten suchen."

So urtheilte der gebildetste und sittlich unbescholtenste der sogenannten Reformatoren über die Einführung des „reinen Evangeliums", und daß seine Klagen in den thatsächlichen Zuständen begründet waren, weist der vorliegende Band für den ganzen Zeitraum von 1525 bis 1555 nach. Diese dreißig Jahre bieten ein wahrhaft trauriges Schauspiel dar, eine tiefergreifende Tragödie: wie das wackere deutsche Volk auf die unwürdigste Weise um seinen Glauben betrogen ward und durch die unseligsten politischen Wirren, unter dem gleißnerischen Vorwande einer reinern Religion, seine Macht und Ehrenstellung unter den Völkern Europa's verlor. Durch die actenmäßige, objective Darstellung des wirklichen Sachverhalts entschwindet nicht bloß der göttliche Nimbus, sondern auch der menschliche Glorienschein der sogenannten Reformation. Wir finden hier Nichts von jenen Ideen, welche die moderne Welt blindlings in ihren Vorkämpfern verehrt, weder wahre Geistesfreiheit, noch ächte Menschenliebe, Duldung, Bildung, Gesittung, Vaterlandsliebe, noch was sonst die sogenannte Reformation dem deutschen Volk an geistigen Gütern gebracht haben soll. Blinder Buchstabenglaube und unbedingte Staatshoheit sind unauslöschlich auf ihr Banner geschrieben. Starre Unduldsamkeit,

grausamer Haß, Zügellosigkeit, Sittenverwilderung, geistige Barbarei, Verrath an Kaiser und Reich bezeichnen den Weg ihrer Triumphe.

Das ist das Facit dieser Epoche, wie es aus den zeitgenössischen Berichten, und zwar vorzugsweise den protestantischen, mit unzweifelhafter Gewißheit hervorgeht. Da der Verfasser, mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung, jedwede polemische Äußerung oder Betrachtung vermieden hat, sondern die Zeit aus ihren Documenten schildert und diese hinwieder nur nach den objectiv gebotenen Momenten gruppirt, so wird Niemand ihm vorwerfen können, daß er etwas Anderes angestrebt hat, als die Geschichte des deutschen Volkes in jenem Zeitraum zu schreiben. Die Väter und Helden des Protestantismus schildern sich in seinem Buche selbst, ohne fremde Zuthat und bestätigen in allem Wesentlichen die bisherigen Resultate der katholischen Geschichtsschreibung. In einem Augenblick, wo alle Confessionen sich nach dem Frieden sehnen, ist es peinlich, diese Hauptresultate hervorzuheben. Das muß indeß geschehen, wenn man den Kern des Werkes nicht umgehen und bei unerheblichen Einzelheiten stehen bleiben will. Je ruhiger und vorurtheilsfreier übrigens Katholiken und Protestanten die Zeiten ihrer Trennung in's Auge fassen werden, desto leichter wird es auch sein, gegen gemeinsame Gefahren eine Basis der Verständigung zu finden, nachdem dreihundert Jahre unseliger Entzweiung dem deutschen Volke des Jammers wahrlich genug gebracht. Uns liegt es ebenso fern, wie dem Geschichtsschreiber des deutschen Volkes, durch die Erinnerung an jene entlegene Zeit unsere andersgläubigen Landsleute verletzen zu wollen.

1. Der Anfang des dritten Bandes schildert zunächst, wie sich die neue Lehre in diesem Zeitraum zum politischen, cäsareo-papistischen System, zu einer Revolution von Oben, zu einer reichsfeindlichen Bewegung der abgefallenen Fürsten und Städte gegen die gesammte bestehende Rechtsordnung gestaltete. Wie aus dem zweiten Bande erhellt, hatte die kirchlich-politische Revolution in raschem Sturmlauf die äußersten Consequenzen erreicht, zu welchen der Abfall von der gottgewollten Autorität naturnothwendig führen mußte. Der Aufruhr des Adels gegen Kaiser und Reich hatte sofort den Aufruhr der niederen Stände gegen jedwede Obrigkeit im Gefolge. Die Emancipation der Wissenschaft von der Kirche lief in klägliche Barbarei aus. Der Umsturz der gottgesetzten kirchlichen Hierarchie gab Glauben und Theologie der allgemeinen Willkür preis, entfesselte nach Luthers eigenem Geständniß alle Schwarm- und Rottengeister, löste alle sittlichen und gesellschaftlichen Bande, führte die Einen zur verrücktesten Schwärmerei, die Andern zu offenem Unglauben, bei weitem die Meisten aber zu einer frommmaskirten, aber praktisch sehr weitgehenden Irreligiosität. Der Anstifter des ungeheuren Brandes wußte sich nicht mehr zu helfen, als indem er factisch sein Prophetenthum abdankte, das Schicksal der neuen Lehre der Gewalt der Fürsten überantwortete und sich als bloßes Werkzeug ihnen zur Verfügung stellte. An Stelle des neuen Samuel trat Saul, der theokratische König, doch, ebenso wie jener, ohne Ruf von Oben.

Was eine Fortdauer der revolutionären Bewegung überhaupt ermöglichte,

das war die bedrängte Lage des Reiches, die Franzosennoth und die Türkennoth. Zwischen diesen beiden Erbfeinden eingeklemmt, befand sich das Haupt des Reiches in steter Bedrängniß. Ein ehrvergessener Fürst, der Woywode Zapolya, übernahm in Ungarn die Leitung der türkischen Interessen. Bayern sah mit scheelem Auge auf Österreichs Macht. Kaum war der große Bauernaufstand gedämpft, so erhob sich wider Karl V. eine europäische Coalition, welcher sogar der Papst beitrat, da er, über die Verhältnisse jenseits der Alpen ungenügend unterrichtet und sie deßhalb unrichtig beurtheilend, weniger für seine geistliche Macht in Deutschland, als für die weltliche Selbständigkeit Italiens besorgt war. Clemens VII. wollte vom Bunde mit Frankreich nicht abstehen, weil er auf die Unabhängigkeit Italiens allzu großen Werth legte und sie für weit mehr bedroht hielt, als sie es wirklich war.

Der allerdings nur vorübergehende Zwiespalt zwischen den zwei obersten Häuptern der Christenheit verstattete es der neuen Lehre, sich von ihrem Bankerott zu erholen und sich auf's Neue zu organisiren. Während jener Wirren gestaltete sie sich in einzelnen Theilen Deutschlands zum Landeskirchenthum. Fürsten nahmen die Sache des „Evangeliums" in die Hand und reformirten, wie sie es nannten, ihre Gebiete, d. h. sie rissen die höchste geistliche Gewalt an sich, schickten Prediger aus, um dem Volk das „wahre Wort Gottes" und neben der „innerlichen geistigen" Freiheit den unbedingten bürgerlichen Gehorsam zu predigen, erklärten die schon eingezogenen geistlichen Güter als ihr Eigenthum, zogen die noch übrigen ein, säcularisirten die noch vorhandenen Klöster, Stiftungen, Rechte und Besitzungen der Kirche und brandschatzten, als bei Geistlichen und Mönchen nichts mehr zu haben war, den Adel und die Bauern, unter dem Vorwand des „reinen Gotteswortes". Nachdem die kirchliche Autorität gestürzt war, blieb eben Niemand übrig, um dem „gemeinen Mann" die „evangelische Freiheit" zu erklären, als der Staat. Der weltlichen Obrigkeit wurde deßhalb unbeschränkte Gewaltherrschaft über ihre Unterthanen zugestanden, das Kirchenwesen und Kirchenvermögen eben so unbedingt ihr anheimgestellt. Mit Recht hebt Janssen diese doppelte „neue Lehre" von der absolutistischen Fürstengewalt und von der vollständigen Unterordnung der Kirche unter den Staat als die praktischen Grundlehren des „neuen Evangeliums" hervor. Sie hauptsächlich haben den Protestantismus bis auf den heutigen Tag am Leben erhalten.

Die frohe Aussicht auf Gewinn an Macht, Geld und Gut, Land und Leuten führte diesen Grunddogmen bald angesehene Bekenner zu: den Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Kurfürsten Johann von Sachsen, den Landgrafen Philipp von Hessen, die Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg-Culmbach, die Herzoge Philipp, Otto, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, den Herzog Heinrich von Mecklenburg und den Fürsten Wolfgang von Anhalt, dann eine Anzahl der deutschen Städte.

Auch in der benachbarten Schweiz schlug die Neuerung sofort diese absolutistischen Bahnen ein. Gewissen, Glauben, Rechte, alle kirchlichen Anstalten und Besitzungen wurden der staatlichen Willkür überantwortet. Der

Rath stellte die Prädicanten an, regelte das Kirchenwesen, eignete sich das Kirchengut an und verfügte in Religionssachen ebenso unumschränkt, als in weltlichen Dingen. Hier wie in Deutschland vereinigten sich die neugläubigen Staaten zu politischen Bündnissen, erst um ihre eigenen Annexionen zu beschirmen, dann um das Kirchenwesen innerhalb ihrer Territorien noch weiter zu säcularisiren, endlich um auch gewaltsam die Nachbarstaaten staatskirchlich zu reformiren und einer etwaigen Wiederherstellung der früheren katholischen Rechtsordnung nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen zu können. Diese Bestrebungen liefen einander aber parallel. Wie Zwingli alsbald nach Einführung seiner Lehre in Zürich auf zwangsweise Verbreitung derselben in den katholischen Kantonen bedacht war, mit Venedig und deutschen Fürsten und Städten gegen Kaiser und Reich conspirirte, ja endlich zur Ausrottung des katholischen Glaubens in der ganzen Schweiz bewaffnet zu Felde zog, so traten die neugläubigen Fürsten in Deutschland zu Defensivbündnissen zusammen, bevor irgend Jemand sie angriff, und verwandelten dieselben in Aggressivbündnisse, wann und wo immer eine Hoffnung auf Erfolg war. Die Geschichte dieser Bündnisse gibt die Hauptgrundlinien für die gesammte Zeitgeschichte: Janssen hat sie darum mit Recht zum Eintheilungsgrund der ganzen Periode genommen. In kleineren Fürstenbünden bereitet sich der große schmalkaldische Bund vor (1526—1531). Das ist der Inhalt des ersten Buches. Das zweite Buch zeichnet die Wirksamkeit dieses Bundes, der im Reiche ein zweites protestantisches Gegenreich schuf und die neue Lehre über fast ganz Norddeutschland hin gewaltsam verbreitete (1532—1546). Das dritte Buch endlich schildert die Niederlage des ausgedehnten mächtigen Bundes im schmalkaldischen Krieg und die weiteren Coalitionen der protestantischen Fürsten, bis es ihnen endlich gelang, im sogenannten Augsburger Religionsfrieden eine vielverklauselte Anerkennung des status quo zu erhalten (1546—1555).

2. Wie in ihrem Beginn, so trugen diese antikatholischen Bündnisse auch in ihrem weiteren Verlauf einen durchaus reichsfeindlichen und reichsverrätherischen Charakter. Ihr Hauptstützpunkt waren und blieben die Feinde des Reiches, Franzosen und Türken. Schon auf dem Reichstag zu Speier (1526) trotzten die protestantischen Städte mit Hilfe der Türkennoth das Zugeständniß ab, daß bis zu einem freien allgemeinen Concil Nichts in ihren bisherigen Verhältnissen geändert werden sollte; schon auf diesem Reichstag äußerte Philipp von Hessen den Plan, den vom Kaiser geächteten Herzog Ulrich von Württemberg gewaltsam in sein Land zurückzuführen und dieses zu protestantisiren. Von Franz I. und von Zapolya unterstützt, erklärte Philipp 1528 den Religionskrieg und zog, wie vordem Sickingen, gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zu Felde. Während Sultan Suleiman ganz Ungarn verheerte und plündernd und sengend bis vor Wien rückte, plante Zwingli mit Hilfe des „heiligsten Fürsten" von Hessen den Sturz des deutschen Kaiserthums und die Errichtung eines „evangelischen Kaiserthums" an dessen Stelle. Als dem Sultan die Eroberung Deutschlands mißglückte, fuhren sie fort, gegen Kaiser und Reich zu conspiriren, und es lag nicht an ihnen, daß der französische König den „richtigen Zeitpunkt" noch

nicht für gekommen erachtete. Kaum war der schmalkaldische Bund gestiftet, so traten seine Mitglieder 1531 mit England und Frankreich in Verbindung und bettelten dort Kriegshilfe, um für Ulrich von Württemberg gegen den Kaiser in's Feld zu rücken. Im folgenden Jahre drohte der Sultan mit einem neuen Einbruch in Ungarn und Österreich: die schmalkaldischen Stände verweigerten nicht bloß die Türkenhilfe, sondern Hessen und Sachsen schlossen noch im selben Jahr einen Allianzvertrag mit Frankreich und Bayern gegen den Kaiser. Als ein Gesandter des römischen Königs Ferdinand dem Ibraim Pascha die Macht des Kaisers rühmte, fiel ihm dieser in die Rede: „Welchen Gehorsam hat er denn? hat er mit dem Martin Luther Frieden gemacht?" Noch im Juni überfluthete ein türkisches Heer von 250 000 Mann das unglückliche Ungarn, drang nach Österreich bis über die Enns vor und mordete Tausende von Christen, Männer, Weiber und Kinder, während Zapolya, der „Sklave" des Sultans, der Verbündete Frankreichs und der Freund der schmalkaldischen Stände, Mähren und Schlesien brandschatzte, um dem römischen Könige und der Christenheit die Hilfe der Böhmen abzuschneiden. Die Türken hofften schon bis Regensburg vorzudringen, wo der Kaiser mit den Ständen über die Abwehr derselben verhandelte; die „christlichen Türken" benützten die Nothlage, um dem Kaiser einen „vorläufigen Religionsfrieden" abzutrotzen. Ihre besten Streitkräfte stellten sie ihm aber nicht zur Verfügung. Diese dienten 1534, um einen „evangelischen" Feldzug nach Württemberg zu unternehmen, dem König Ferdinand dieses Land abzutrotzen und den gewohnten Kirchenraub darin zu vollziehen. So geht es weiter. Hoffend aufschauend zu dem Sultan, vor welchem Zapolya sich im Staube krümmte, kriechend vor dem Franzosenherrscher, der ihre Glaubensgenossen in Frankreich selbst mit Schwert und Galgen verfolgte, hatten diese biedern „evangelischen" Deutschen nur dem Kaiser gegenüber eine freche, muthige Stirne. Auch ihre weitere Geschichte ist nur eine endlose Reihe geheimer Conspirationen, treuloser Praktiken und feindseliger Bündnisse mit reichsfeindlichen Mächten, bis endlich der Kurfürst Moritz von Sachsen 1551 dem König Heinrich II. von Frankreich die Freiheit Deutschlands für einige hunderttausend Thaler Kriegssubsidien förmlich verschacherte. In der Bündnißurkunde der Fürsten von Sachsen, Mecklenburg und Hessen erklären diese dem König von Frankreich:

„Es wird für gut gehalten, daß der König auf's Förderlichste sich derjenigen Städte bemächtigt, welche von Alters her zum Reiche gehören, aber nicht deutscher Sprache sind, nämlich Cammerich, Toul in Lothringen, Metz, Verdun und andere mehr, und dieselben als Vicarius des Reiches behalte. Unter diesem Titel sind wir bereit, ihm in Zukunft weiter förderlich zu sein, indem wir jedoch dem Reiche die Rechte vorbehalten, welche dasselbe auf die gedachten Städte haben kann, nur damit solche den Händen und der Macht des Feindes entzogen werden. Gleichergestalt würde es gut sein, wenn der König ein Feuer in den Niederlanden entzünde, damit der Feind an mehreren Orten zu thun hätte und gezwungen werde, seine Kräfte zu theilen. Weil der König sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hilfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhält, werden wir ihm alle Zeit unseres Lebens solches gedenken, ihm mit all unserem Vermögen zur Wiedererlangung der Erbstücke verhelfen, welche ihm entzogen sind (Franche-Comté, Flandern

und Artois) und in Zukunft keinen Kaiser erwählen, der nicht Freund des Königs ist und sich demselben zu guter Nachbarschaft verpflichtet; und wenn es dem König selbst gelegen wäre, ein solches Amt anzunehmen, werden wir gegen ihn lieber als gegen einen Andern Gefallen tragen" (S. 641).

So gestaltete sich die revolutionäre Bewegung zum vollständigen Reichsverrath und zur Hinlieferung Deutschlands an jene Macht, welche dem deutschen Volk von jeher als dessen natürlicher Gegner gegolten hatte. Das ganze düstere Gewebe von politischen Ränken, welches die Häupter der neuen Lehre so weit führte, läßt sich in einer kurzen Skizze nicht wiedergeben. Man muß in dem Werke selbst ausführlich nachlesen, wie „national", „patriotisch" und „deutsch", bieder, ehrlich und treu die „evangelischen" Fürsten dem Kaiser nach und nach den Bestand ihrer separaten Landes- und Staatskirchen mit Daumschrauben abgezwungen haben, bis das Stigma des förmlichen Verraths endlich ihren äußern Triumph besiegelte.

3. Als Beweggrund ihres Widerstandes gegen Reich und Kaiser, ihrer Bündnisse, ihrer Gewaltthaten schützen die „evangelischen" Fürsten und Städte allerdings immer und immer wieder ihr Gewissen, ihre religiöse Pflicht, die Reinheit des Evangeliums, den Willen Gottes, die Forderung der erkannten Wahrheit vor. Auf allen Reichstagen kehrt die Versicherung wieder, daß sie um des Gewissens willen nicht von ihrer Lehre, noch von dem Schutze und der Verbreitung derselben abstehen könnten. Ihre officiellen Proteste sind voll von dieser officiellen Frömmigkeit. Aber wenn man ihre Handlungsweise dagegen hält, so wird es schlechterdings unmöglich, an dieselbe zu glauben. Als nächstes praktisches Ziel erscheint überall die Erhaltung der bereits gewonnenen Macht und dann weitere Annexion kirchlichen Eigenthums an Geld, Gut und Leuten. Schon während des Reichstages zu Augsburg 1525 verfaßten etliche „Liebhaber des geistlichen und zeitlichen gemeinen Nutzens" einen „Rathschlag", der die Aufhebung des geistlichen Reichsfürstenstandes und die Säcularisation aller geistlichen Güter anempfahl. Das war das Programm, nach dem gehandelt wurde. Nur ein geringer Theil des geraubten Gutes wurde dazu verwendet, die Prediger des neuen Evangeliums zu dotiren, und um ein neues Kirchen- und Schulsystem nothdürftig auszustatten. Der Löwenantheil an der Beute wurde den Fürsten, ihren Günstlingen und Helfershelfern zu Theil. Kaum ist die „Reformation" irgendwo eingeführt, so ertönen die Klagen der Prädicanten über unzureichende Besoldung, Verwilderung der Sitten, Abnahme oder gänzliches Aussterben der Barmherzigkeit, Verkommen des Schul- und Kirchenwesens aus Mangel an den nöthigsten Mitteln. In Kursachsen, dem eigentlichen Hauptherde des neuen Evangeliums, wo Luther selbst lebte und predigte, stellte sich schon 1527 und 1529 die vollständigste Zerrüttung alles kirchlichen Wesens heraus. Die Visitatoren, welche im Auftrage des Kurfürsten das Land bereist hatten, fanden den größten Theil der Seelsorger übel bestellt, zahlreiche Pfarreien ganz verwaist, unter den Geistlichen Armuth und Elend, baufällige Pfarrhäuser, offene Friedhöfe, die als Weide benützt worden, die Stiftungen eingegangen oder vom Adel eingezogen, Äcker nnd Wiesen der Pfarrstellen von den Gemeinden veräußert,

die Gelder für verkaufte Kelche uud Monstranzen zu „Zechpfennigen" verwandt oder aus versilberten Monstranzen Wirthshäuser und Braupfannen gemacht. Der Kurkreis Wittenberg hatte auf 145 Pfarrorte und mehrere hundert Filialen nur noch 21 Schulen; Meißen und das Voigtland auf 238 Ortschaften noch **eine** einzige Schule; Thüringen auf 187 Pfarrstellen nur neun Schulen. Bloß in dem fränkischen Theil des Landes waren die Schulen aus der katholischen Zeit her noch in vollem Gang.

Zu Predigern wurden die unfähigsten Subjecte angestellt, zu Ahorn ein Leineweber für zwei Gulden jährlich, in Musel ein Bäckergehilfe, in Seitenrode ein Tischler, der nicht einmal die zehn Gebote kannte. Die Visitatoren fanden unter den Predigern des Evangeliums viele im Concubinat und wilder Ehe, einige sogar in Vielweiberei und „viele" mit Frauen, die sie ihren lebenden Ehemännern entführt hatten. Die Sittenverwilderung, welche in Folge solcher Beispiele im Volke überhand nahm, übersteigt alle Begriffe. Die Visitatoren kamen an manchen Orten zur Überzeugung, daß nur „Henker und Stockmeister helfen könnten", indem sie das Volk zum Land hinausjagen und fromme Leute dahin verpflanzen sollten.

Dieselbe Sittenverwilderung wucherte überall empor, wohin die neue Lehre vordrang, in Hessen, in Preußen, im Herzogthum Sachsen, im Kurfürstenthum Brandenburg. Nachdem das „Evangelium" im letztern Lande 18 Jahre gewirkt, fand der General-Superintendent Agricola die Geistlichkeit roh und unwissend: „Adel und Bürger suchen den Pfarrern das Einkommen zu schmälern; der mehrere Theil der Pfarrer predigt leider nur darum, daß sie ihren Zehnten und Decem verdienen, weiter studiren mögen sie nicht, es sei denn, daß sie das Evangelium im Kruge von den Bauern lernen. Die wenigen wohlgeschickten Pfarrherren werden der Verhältnisse überdrüssig, weil sie sehen, daß es nirgends hin wolle, und Fürsten und Adel nur immer darauf sinnen, Kirchen- und Klostergüter an sich zu reißen" (S. 398).

Ihre traurigste Signatur erhielt diese Reformation der Sitten in der Doppelheirath des Landgrafen Philipp von Hessen, der von 1526 an der rüstigste und thätigste Vorkämpfer, das eigentliche Haupt der „evangelischen" Bewegung war. Dieser Fürst, der nach seinem eigenen Bekenntniß seiner Gemahlin nicht drei Wochen lang die eheliche Treue hielt, fragte schon 1526 bei Luther an, ob ein Christ nicht mehr als ein Eheweib haben dürfe. Als dieser die Polygamie widerrieth, begnügte sich Philipp mit Ehebruch und Unzucht; als er sich aber in Folge seiner Ausschweifungen 1539 die Lustseuche zuzog, verlangte er von Neuem eine Doppelehe einzugehen, und wandte sich deßhalb an Luther und Melanchthon, da die Mutter der zweiten Braut, Margarethe von der Sale, ohne theologische Erlaubniß ihre Einwilligung nicht geben wollte. Die Theologen waren in großer Noth. Sie gaben Philipp das Ärgerniß zu bedenken, „nämlich daß die Feinde des Evangelii schreien würden, wir seien gleich den Wiedertäufern, die zugleich viel Weiber genommen; item die Evangelischen suchten solche Freiheit, Weiber, so viel sie wollten, ihres Gefallens zu nehmen, wie es in der Türkei gehalten wird". Bestehe aber Philipp darauf, noch ein Eheweib zu haben, „so bedenken wir, daß solches

geheim zu halten sei, nämlich daß Ew. Gnaden und dieselbige Person mit etlichen Personen wissen Ew. Gnaden Gemüth und Gewissen beichtsweise". Philipps Hofprediger, Dionysius Melander, der selbst drei lebende Weiber hatte, dachte über die „Schwachheit des Fleisches" noch milder. Er nahm am 4. März 1540 zu Rotenburg an der Fulda die feierliche Trauung vor. Butzer und Melanchthon waren als Zeugen anwesend, derselbe Melanchthon, der unaufhörlich über die Verwilderung der Sitten jammerte, und derselbe Butzer, der an Weihnachten 1539 noch von Marburg aus an Philipp geschrieben hatte:

„Ach Gott, es wird böse Ordnung hier gehalten, denn man weiß, daß Ew. Gnaden mit keinem Nachdruck zur Sache selbst thut. Das Volk verwildert, das so gar unzüchtig Leben nimmt überhand."

Weil nach ältern Reichsgesetzen und auch nach der in Hessen verkündeten Halsgerichtsordnung Karl's V. die Bigamie ein Criminalverbrechen war, das mit Ehrlosigkeit und Confiscation des halben Vermögens bestraft wurde, so war Luther über die Öffentlichkeit der Trauung sehr ungehalten. Er hätte verstanden und gehofft, so erklärte er dem Kurfürsten von Sachsen, der Landgraf würde sich „etwa ein ehrlich Meidlein heimlich auf einem Haus halten, in heimlicher Ehe, ob's gleich für der Welt ein unehelich Ansehen hätte"; aber dazu hätte er nie gerathen, „daß es sollte eine öffentliche Hochzeit werden, dazu, das auch ganz verschwiegen ward, eine Principissa und junge Landgräfin daher kommen sollte".

Obwohl es nicht dazu kam, daß das Reichscriminalgesetz an dem „heiligsten Fürsten" (so nannte ihn Zwingli) vollzogen wurde, das eventuell zu „mehrerer Furcht und Verhütung des Übels" auch Pranger, Halseisen, Ruthenstrafe und Landesausweisung im Fall der Bigamie dem Richter zur Verfügung stellte, so steht Philipp von Hessen und mit ihm seine Theologen und seine ganze Partei durch diesen unsaubern Handel an einem Pranger, von dem sie Niemand mehr befreien kann. Die offene Vielweiberei des Fürsten, die Unehrlichkeit und Immoralität seiner Theologen zeigt den furchtbaren Abgrund, zu welchem die Emancipation aller niedrigen Gelüste nothwendig hindrängte. Umsonst suchte Luther das gestürzte Sittengesetz durch fürstliche Sittenpolizei zu ersetzen; der mächtigste Förderer seiner Lehre durchbrach selbst seine willkürlichen „evangelischen Räthe", welche die heimliche Unzucht guthießen, die öffentliche nur um des Lärmes willen scheuten. Wie die meisten Prädicanten und das Volk das „evangelische" Sittengesetz verstanden, das ist aus den Visitationsberichten und andern authentischen Culturschilderungen zu ersehen, welche mit endlosen Bildern der Schmach und des Sittenverfalls die Schandsäule Philipps von Hessen umkränzen. Um nur ein Beispiel anzuführen, wurden in einer Visitationsordnung der Grafschaft Mansfeld vom Jahre 1554 folgende Laster als allgemeine Laster des Volkes aufgezählt: „Öffentliche Verachtung und Lästerung Gottes; die Sacramente nimmer oder gar selten gebrauchen; seine Kinder nicht taufen lassen; Vollsaufen und Zutrinken im Allgemeinen; Vollsaufen an dem Tag, an dem man das Sacrament empfangen; gebotene Feiertage, selbst den Charfreitag, Ostertag, Pfingsttag

freventlich übertreten mit großem und schrecklichem Ärgerniß; mehr denn ein Mann oder Weib zugleich zur Ehe haben; öffentliche Unzucht und Ehebrechen; Wucher, Meineid oder falscher Eid, und was der öffentlichen Laster mehr seien, damit man Hohn und Spott getrieben und solche Laster nicht für sträflich geschätzet.“ So lauten die Berichte von allenthalben. Die Klagen wohlmeinender Katholiken über den allgemeinen Sittenverfall bleiben weit hinter dem zurück, was protestantische Fürsten, Prädicanten, Visitatoren und Obrigkeiten über die sittlichen Wirkungen der neuen Lehre sich und ihrem Volke officiell eingestehen. Das Culturbild, das sich aus demselben zusammensetzt, sticht furchtbar ab von den Culturzuständen des deutschen Volkes am Ende des 15. Jahrhunderts. Unter den Protestanten selbst entstand Heimweh nach jener glücklichen Zeit.

4. Je unfähiger sich die absolutistische Fürstengewalt erwies, die civilisatorische Aufgabe der Kirche zu lösen, desto unduldsamer, zelotischer und grausamer hieb sie mit dem Schwerte drein und zerstampfte das Glück und die Wohlfahrt von Tausenden, um ihnen den verhängnißvollen Segen des „reinen Wortes“ zu bringen. Es sind traurige Heldenthaten und Feldzüge, welche fast von Jahr zu Jahr das Ränkespiel der reichsfeindlichen Städte, Diplomaten und Fürsten unterbrechen. Wenn man nur die statistischen Daten der Bilderstürmerei zusammenstellte, die sich auf diese 30 Jahre vertheilen, so würde eine furchtbare Klageschrift der christlichen Kunst gegen den „evangelischen“ Vandalismus daraus erwachsen. Eine viel ergreifendere Klageschrift ergäbe sich, wenn man die ganze Reihe der Frevel aufzählte, die an Mönchen und Nonnen, frommen Anstalten und Stiftungen, wohlthätigen Instituten und kirchlichen Schulen, an würdigen Priestern und glaubenstreuen Laien begangen wurden. Humanität ist ein schönes Wort. In tausend Schriften ist zu lesen, daß durch die Reformation ihr Bahn gebrochen worden sei. Daran wird aber wohl Niemand mehr glauben, der aufmerksam diesen Band und die Beweiskraft seiner Documente würdigt. Als die neue Lehre die Thore der Klöster sprengte, da sind wohl die Unwürdigen in nicht geringer Zahl ausgesprungen und machten sich die „evangelische“ Freiheit zu Nutze. Aber die Würdigen blieben und zwar in nicht geringerer Zahl; man mußte sie mit Gewalt aus ihren Zellen schleppen, von den Altären reißen, aus ihren Klöstern verjagen. Und so war es mit den übrigen Anstalten, welche katholischer Glaube, christliche Entsagung und Nächstenliebe gegründet hatten. Das deutsche Volk in seiner weitaus größeren Mehrheit lief durchaus nicht freiwillig und begeistert der ihm verkündeten Reform entgegen, es wurde mit Gewalt von wüthenden Predigern zum Abfall gehetzt und mit Feuer und Schwert von den sengenden Rotten der Landsknechte unter das Joch der neuen Staatskirche gebeugt. Wie diese Landsknechte und ihre Herren, die protestantischen Fürsten und Städte, die „Humanität“ verstanden, zeigt das Leben und Treiben eines Schärtlin von Burtenbach, vor Allem aber die Geschichte der Einführung der neuen Lehre in Preußen (S. 72, 73), in der Schweiz (S. 80 ff.), in Württemberg (S. 273 ff.), in Augsburg (S. 331 ff.), im Herzogthum Sachsen (S. 388 ff.), im Kurfürstenthum Brandenburg (S. 392 ff.), im Erzstift Mainz (S. 399),

in Meißen und Merseburg (S. 478 ff.), in Braunschweig-Wolfenbüttel (S. 488 ff.), der „evangelische Krieg“ Albrechts von Brandenburg (S. 650 ff.) und der „fürstliche Mordbrand“ desselben Herrschers am Main (S. 671), in Worms, Speyer, Mainz, Trier, Luxemburg (S. 673 ff.). In der Darstellung dieser schaurigen Raub- und Plünderungszüge kann man sich vollständig überzeugen, daß die neue Lehre ihre Erfolge nicht ihrer inneren geistigen Macht, sondern der rücksichtslosen Gewalt, Habsucht und Grausamkeit ihrer fürstlichen Vorkämpfer verdankte.

Markgraf Albrecht von Brandenburg rühmte sich des greulichen tyrannischen Mordbrennens, er nannte es „seine beste Kurzweil“. Moritz von Sachsen sah dasselbe für einen Gegenstand des Gelächters an. Für die grauenvollen Leiden des armen, ausgeraubten, gequälten und gemarterten Volkes besaßen diese Fürsten, die sich als Verfechter der deutschen Nation und des wahren Christenthums auspriesen, kein Gefühl. Von Zechgelagen, wo sie sich so betranken, daß sie nicht mehr stehen konnten, zogen sie aus, sengend, brennend und mordend, alle Städte, Dörfer und Höfe einäschernd, die nicht Alles hergaben, was man verlangte. „Am grausamlichsten gequält wurden die armen Bauern, die schandbarsten Thaten gegen Weiber und Mägdlein verübt.“ „Die Kriegsfürsten,“ schrieb Christoph von der Straßen am 1. August 1552, „halten also Haus, daß schier der beste Theil im heiligen Reich verderbet, denn der schwäbische, fränkische und rheinländische Kreis ist fast ganz verödet und verderbt. Es bleibet die Frucht auf dem Felde stehen und der Wein ungearbeitet; so sind die Leute fast aus allen Städten und Flecken gewichen.“ Bei diesem einen Raubzug wurden 27 Dörfer gänzlich vom Erdboden vertilgt, um für die „heilige Libertät“ zu Gunsten des Königs von Frankreich Raum zu schaffen.

5. Die Ausflucht, daß solche Rohheit und Grausamkeit lediglich in der damaligen Zeit gelegen, ist eine leere Ausflucht. Melanchthon selbst schreibt sie der religiösen Anarchie zu und diese war von der Häresie hervorgerufen. Die neue Lehre hatte alle Leidenschaft entfesselt, alle Autorität wankend gemacht; als sie Religion und Kirche den Fürsten überantwortete, vermochte sie der fürstlichen Willkür keine Schranken zu setzen, bis die Erschöpfung der Länder selbst ihnen Halt gebot. Dazu kommt aber noch ein anderes Element. Wie die ersten Urheber der Revolution vordem den Adel und dann die Bauern zur fanatischen Unduldsamkeit gegen die alte Lehre verhetzt hatten, so reizten sie auch die Fürsten und Städte zu unnachsichtlicher Intoleranz gegen alle Andersgläubigen auf — zu aggressivem Vorgehen, zur Ausrottung, wenn möglich, der katholischen Religion. Die Habsucht und Ländergier der Fürsten machte eine solche Mahnung fast überflüssig. Anstatt sich auf den Reichstagen über die Vergewaltigung zu verantworten, die sie gegen die bestehenden Reichsgesetze, an der Kirche verübt, erklärten sie, daß sie den katholischen Götzendienst in ihren Ländern nicht länger dulden könnten. Während der charakterschwache Kaiser mit wahrer Lammsgeduld die herbsten Lästerungen über sich und seinen Glauben ergehen ließ, duldete, zusah, abwartete, alle erdenklichen Versöhnungs- und Unionsversuche anstellte, in vergeblichen Religions-

gesprächen den unverbesserlichen Rebellen stets von Neuem das Wort gab, endlich sogar auf dogmatischem Gebiet vermittelnde Concessionen anzubahnen versuchte, kurz alles für den Frieden that, was Liebe — ja mißverstandene Liebe und Schwäche thun konnte: beuteten die renitenten Fürsten jedes seiner Zugeständnisse unverfroren zu neuen Übergriffen und Gewaltthaten aus, gönnten den geistlichen Fürsten keine Ruhe und Rast, intriguirten, conspirirten, unternahmen bewaffnete Raubzüge, schafften unnachsichtlich den katholischen Cultus ab, vertrieben die katholischen Geistlichen, rissen alle geistlichen Güter an sich, appellirten an ein freies, allgemeines Concil, so lange ein solches noch nicht möglich war, entzogen sich demselben, als es zu Stande kam, trotzten dem Kaiser stets weitere Concessionen ab und erfüllten nie die Bedingungen, welche der Kaiser zur Ermöglichung des Friedens von ihnen gefordert. Diese starre Intoleranz trug über die Milde, Güte und Liebe des versöhnlichen Kaisers den Sieg davon; er raffte sich erst dann zur Abwehr der Gewalt auf, als es zu spät war, und selbst die bei Mühlberg errungenen Vortheile wußte er nicht zu benützen, weil er einerseits nicht die Energie eines wahrhaft großen Fürsten hatte, anderseits aber auch nicht jenen starren Haß, der das Walten der neuen Lehre allüberall charakterisirt. Während er 1547 zu Ulm einen der ärgsten Reichsverräther, Ulrich von Württemberg, wieder in Gnaden aufnahm, kündigten vier Prädicanten dem Rathe ihren Dienst auf, weil die Zumuthung des Raths, für den Kaiser öffentlich zu beten, „dem Gewissen und Gott zuwider" sei; der Kaiser sei „des wahren Antichristes Verfechter und Beschirmer", sie aber seien „Diener Christi" und könnten sich „das Zeichen des Antichristes nicht an die Stirne malen lassen". Aus übertriebener Friedensliebe und einseitiger Hauspolitik wagte er nicht, der Gerechtigkeit fest und consequent zu walten, und leistete dem Fortschritt der Neuerung dadurch den größten Vorschub. Doch lag seiner Handlungsweise auch zum Theil jenes edle Wohlwollen und jene Nachsicht gegen die Irrenden zu Grunde, welches echt christlicher Liebe entspringt und welches sich während dieser ganzen Periode fast ausschließlich auf Seite der Katholiken kundgibt. Für eine Geschichte der „Toleranz" liefert dieser Band ein überaus reiches Material. Er beweist schlagend, daß die religiöse Intoleranz ganz auf Seite der Neugläubigen stand, während die Katholiken die praktische Duldung bis zum Übermaß geübt haben, aber schlecht dafür belohnt worden sind.

6. Der doctrinären Entwickelung der neuen Lehren, Systeme und Religionsstreitigkeiten hat Herr Janssen keine gesonderte Darstellung gewidmet, sondern sie, ihrem objectiven Verlauf gemäß, mit der übrigen Zeitgeschichte verflochten. Es ist dieß, wie wir schon zum II. Band bemerkten, für die richtige Würdigung derselben vom höchsten Vortheil. Systematisch behandelt, wie in „Möhler's Symbolik", nehmen sich diese Lehrgebäude noch recht artig aus, wie kleine Gebetshäuser neben einem großen Dom, wie selbständig gewordene Colonien, die aus dem Mutterland manche gute Einrichtung mit sich gebracht und sie nun zu einem neuen Gemeinwesen gestaltet haben. Jedes hat noch seinen religiösen Gehalt, eine gewisse Einheit und Ordnung, einen officiellen Ernst und ein theologisches Gepräge. Doch das Alles verblaßt,

wenn man diese Lehrsysteme in ihrer thatsächlichen Genesis betrachtet. Da zeigt sich ihre revolutionäre Natur, ihr bloß mechanisches, nicht organisches Wesen. Sie treten nicht wie das mosaische Gesetz oder wie die christliche Offenbarung als ein geschlossenes harmonisches Ganze in die Welt, sondern wie die skeptischen Philosophien aller Zeiten als fragmentarische, zersetzende Gährungselemente. Sie zerstören, reißen ein, ohne daß die Führer bestimmt wissen, was und wie sie nachher wieder aufbauen wollen.

Nicht einmal in ihrem negativen Streben waren sie sich klar und eins unter einander. Als die Landsknechte Rom einäscherten, klagte Melanchthon über das Unglück der „gemeinsamen Mutterstadt aller Völker", Eoban Hessus jubelte über Babylons Fall. Melanchthon behielt zeitlebens diese versöhnlichere Gesinnung bei, er hätte sich wohl die katholische Kirche gefallen lassen, wenn sie nur ein wenig „liberaler" geworden wäre. Luther dagegen bewahrte seinen ganzen unversöhnlichen Haß gegen Rom. Mit unbegreiflicher Wuth fuhr er bis zum Tode fort, den Papst und die hierarchische Ordnung zu befehden. Seine eigenen geistigen Leistungen bieten von 1525—1546 nichts wesentlich Neues mehr: es ist ewig dasselbe Geifern, Schelten, Zürnen, Fluchen, Lästern, die Sprache eines Wüthenden, ja, wie sie dem edeln Willibald Pirkheimer vorkam, eines Besessenen, „genial" nur durch eine Grobheit und Pöbelhaftigkeit, wie sie einzig in der theologischen Literatur aller civilisirten Völker dasteht. Als der Papst das Concil ausschrieb, an das er und seine Anhänger zwei Jahrzehnte lang appellirt hatten, und das dem erschöpften Deutschland endlich den ersehnten Frieden bringen sollte, da ließ er es durch Lucas Cranach in der schmachvollsten Weise in den Koth ziehen. Eine dieser Schandcaricaturen zeigt den Papst in vollem Ornat auf einer Sau reitend und den Koth segnend, nach dem die Sau den Rüssel streckt. Luther selbst lieferte die Unterschrift:

„Saw, du mußt dich lassen reiten
Und wohl sporen zu beiden Seiten,
Du wilt han ein Concilium,
Ja dafür hab dir mein Merdrum."

„Durch die Gnade Gottes" mit einem „höheren Geiste" begabt, wie der Kurfürst von Sachsen meinte, entfesselte er 1545 noch einmal seinen tödtlichen Haß gegen „das ganze Geschwürm des römischen Sodoma" in der Schrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestift". „Die Päpste," so heißt es darin, „sind des Kaisers Phokas, ihres Stifters und Kaisermörders Nachkommen, verzweifelte, durchtriebene Erzspitzbuben, Mörder, Verräther, Lügner und die rechte Grundsuppe aller bösesten Menschen auf Erden." Der Papst und seine Anhänger könnten durch ein Concil nicht gebessert werden, „denn weil sie des Glaubens sind, daß kein Gott, keine Hölle, kein Leben nach diesem Leben sei, sondern leben und sterben wie eine Kuh, Sau und ander Vieh, so ist's ihnen gar lächerlich, daß sie sollten Siegel und Briefe oder eine Reformation halten. Darum wäre das Beste, Kaiser und Stände des Reiches ließen die lästerlichen, schändlichen Spitzbuben und die verfluchte Grundsuppe des Teufels zu Rom immer fahren zum Teufel zu; da ist doch

keine Hoffnung, einiges Gute zu erlangen. Man muß anders hinzuthun; mit Concilien ist nichts ausgericht." Das Papstthum soll blutig ausgerottet werden: „O nun greife zu, Kaiser, König, Fürsten und Herrn, und wer zugreifen kann, Gott gebe hie faulen Händen kein Glück. Und erstlich nehme man dem Papst Rom, Romandiol, Urbin, Bononia und alles was er hat als ein Papst, denn er hat's mit Lügen und Trügen, ach, was sage ich Lügen und Trügen, er hat's mit Gotteslästerung und Abgötterei dem Reiche schändlich gestohlen, geraubt und unterworfen und dafür zu Lohn in das ewige höllische Feuer unzählige Seelen durch seine Abgötterei verführt und Christi Reich verstöret, daher er heißt ein Greuel der Verstörung.

Darnach sollte man ihn selbst, den Papst, Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindel ist, nehmen und ihnen als Gotteslästerern die Zungen hinten zum Halse herausreißen und an den Galgen nageln an der Reihe her, wie sie ihr Siegel an den Bullen in der Reihe herhangen. Wie wohl solchs alles geringe ist gegen ihre Gotteslästerung und Abgötterei. Darnach ließe man sie ein Concilium, oder wie viel sie wollten, halten am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln."

So grüßte Luther das Concil von Trient, während er als Früchte seines eigenen Treibens nur Unheil und Verwirrung vor sich sah und von seinem eigenen Wittenberg an den Fürsten von Anhalt schrieb: „Wir leben in Sodoma und Babylon, Alles wird täglich schlimmer." Er wollte noch in seinem letzten Lebensjahre aus Wittenberg fortziehen; mit allen seinen Amtsgenossen und Waffenbrüdern war er zerfallen, ewige Teufeleien und Gewissensqualen folterten seinen Geist, am Vorabend seines Todes noch polterte er gegen den Papst. Käthe von Bora stand nach seinem Tode verlassen da, erhielt nur von dem König von Dänemark unzureichende Unterstützung und nahm ein klägliches Ende.

Während Luther im Dienste der Fürsten die „evangelische" Agitation besorgte, und deren Erfolg durch seine Unnachgiebigkeit gegen Zwingli zeitweilig sehr in Frage stellte, hielt Melanchthon mit ungeheurer Mühe, mit Ausgleichen und Mittelwegen, Versöhnungsformeln und Friedensunterhandlungen die auseinanderfahrenden Elemente nothdürftig zusammen und versuchte, auf dem lockern Boden ein theologisches Gebäude aufzurichten. Um Möhler richtig aufzufassen, muß man bei Janssen lesen, unter welchen Mühen, Nöthen, Qualen, Thränen die Augsburgische Confession entstanden ist (S. 266 ff.), wie erst „Niemand einen Buchstaben schreiben wollt", wie Melanchthon dann die Sache in die Hand nahm, wie Diplomaten und Theologen durcheinander schrieen, wie der „sächsische Rathschlag" Luthers vom Kanzler Brück umgeformt und umgemodelt wurde, ebenso Melanchthons Apologie tägliche Änderungen erhielt, wie er und Brentz unter Seufzern und Thränen daran besserten, flickten, anders redigirten, bis sie endlich so „glimpflich" war, daß man sie dem Kaiser einreichen zu dürfen glaubte, und so kräftig, daß Melanchthon an Luther schreiben konnte: „Satis est meo judicio vehemens.

Nam Monachos sic satis depexos videbis.“ Es war nicht das Bekenntniß eines von den Aposteln überkommenen unveränderlichen Glaubens, sondern eine diplomatisch berechnete Gelegenheitsschrift, die erst später zum symbolischen Buch erhoben ward. Wie hier, so richtete sich auch später die Theologie nicht nach unabänderlichen Normen, sondern nach dem Postulat der Gelegenheit. So erweiterte sich die Lehre vom Altarssacrament, als Zwingli sich mit Philipp von Hessen verbündete; so erweiterte sich die Lehre von der Ehe, als dieser Fürst eine zweite Gemahlin begehrte. Unverändert blieb nur der Protest gegen das unfehlbare Lehramt der Kirche und der unbedingte Gehorsam gegen die Staatsgewalt. Diese verhinderte eine Rückkehr der Getrennten in den Schooß der Kirche, als die unseligen Früchte der Revolution weit und breit Sehnsucht nach den früheren Zuständen erweckten.

Daß der Verfasser in der Darstellung des Protestantismus nicht von polemischen Absichten, sondern nur von der vorurtheilsfreiesten Wahrheitsliebe geleitet wurde, spricht sich auf jeder Seite aus, indem er völlig hinter den geschichtlichen Zeugnissen zurücktritt, selbst die herausforderndsten Thatsachen mit keiner abwehrenden oder feindseligen Bemerkung begleitet, und die Verschuldungen der Katholiken an dem allgemeinen Unglück des deutschen Volkes mit eben derselben Unparteilichkeit erzählt: die verhängnißvolle Politik Clemens' VII., die Verweltlichung der meisten deutschen Bischöfe und die vielen übeln Folgen, welche dieselbe nach sich zog, das perfide Treiben des „katholischen“ Kanzlers Eck von Bayern, den verderblichen Zwiespalt der bayerischen und österreichischen Fürsten, die Schwäche Karls V., die unehrlichen und unkirchlichen Transactionen seiner Diplomaten, besonders des älteren Granvella, den schändlichen Verrath, durch den mehrere Bischöfe, wie der von Samland u. a., ihre Diöcesen der kirchlichen Einheit entzogen. Was von der Kirche zu einer wahren Reform an Haupt und Gliedern in dieser Zeit geschah, das ist in dem vorliegenden Bande noch nicht ausgeführt, sondern nur angedeutet. Es reicht aber hin, um jedem vorurtheilsfreien Leser zu denken zu geben. In der langsamen Anbahnung des Concils zeigen sich weder verschmitzte Ränke, noch gewaltthätige Unduldsamkeit, sondern die höchste Schonung gegen die Getrennten, loyale Ehrlichkeit und unzerstörbare Langmuth. Die Kirche rechnete nicht auf irdische Gewalten, sondern auf ihren Erlöser und dessen Gnade. Sie ging mit der Reformation bei sich selbst voran, ehe sie die Andern zur Reformation aufforderte.

Möge es dem Verfasser vergönnt sein, zu dem düstern Gemälde dieses Bandes ein ähnliches Gegenbild zu zeichnen, wie es der erste Band theilweise schon enthält, und möge seine treue, unermüdliche Forschung bei unsern getrennten Brüdern nicht bloß wissenschaftliche Anerkennung, sondern auch jenen ernsten und fruchtbringenden Glauben finden, den sie verdient!

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Scriptores ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in imperio Austriaco-Hungarico. 4°. p. CXIX, 600. Vindobonae, sumptibus ordinis (in aedibus L. Woerl), 1881. Preis: *M.* 10.

Dieses Werk verdankt seinen Ursprung dem Wunsche, das vierzehnhundertjährige Geburtsfest des hl. Benedict (1880) durch die Fortsetzung der Literärgeschichte des Benedictinerordens von 1750 an bis auf die Gegenwart zu verherrlichen. Seitdem nämlich Dom Magnoald Ziegelbauer sein prachtvolles Werk: „**Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti**", in vier Foliobänden 1754 in Wien herausgab, wurde dieser Zweig nicht weiter bearbeitet. Schon P. Gall Morel von Einsiedeln hatte an eine Fortsetzung gedacht und dafür gesammelt; die eigentliche und erfolgreiche Anregung dazu ging aber von dem Abt Bonifaz Wimmer, Vorsteher der amerikanischen Benedictiner-Congregation, aus. Einige österreichische Äbte, die sich 1876, bei der Weihe des Erzbischofs von Salzburg, gelegentlich zusammenfanden, gingen mit Wärme auf den Plan ein; auf einer anderen Versammlung zu Wien im December 1878 wurde derselbe näher besprochen und entworfen und von allen Ordensäbten der österreichischen Monarchie gutgeheißen. Warum man von dem ursprünglichen Plane abstand, eine Literärgeschichte des ganzen Ordens zu bearbeiten, erfahren wir nicht; wahrscheinlich liegt der Grund in der Schwierigkeit, das Material aus der ganzen Welt zu sammeln. Thatsächlich erhalten wir jetzt nur die schriftstellerischen (gedruckten oder bloß geschriebenen) Arbeiten der Ordensmitglieder in Österreich-Ungarn verzeichnet; doch haben auch die Schriftsteller von Muri in der Schweiz (Aargau), und zwar nicht erst seit der Ausplünderung des Klosters durch die aargauische Räuberregierung und dessen Übersiedelung nach Muri-Gries, sondern auch die früheren Aufnahme gefunden.

Dem Bande wird eine sehr schöne und werthvolle geschichtliche Einleitung vorausgeschickt. Dieselbe enthält den Ursprung, das Wachsthum und die Schicksale des Ordens in Österreich bis herab zur Gegenwart, ferner dessen Thätigkeit in den Schulen und in der Seelsorge, und endlich eine Literaturgeschichte der Benedictiner in Österreich. — Das eigentliche Werk behandelt in alphabetischer Reihenfolge die Schriftsteller, ihre gedruckten und ungedruckten Werke, ihre Lebensbeschreibung. Es würde zu weit führen, unter den fast 900 hier aufgeführten Schriftstellern die bedeutendsten hervorzuheben. Wir erwähnen jedoch folgende im Fache der Geschichte bedeutende Namen: Hieronymus Pez († 1762), Marquard Hergott († 1762), Martin Gerbert

(† 1793), Ämilian Ussermann († 1798), Ambros Eichhorn († 1820), Trudpert Neugart († 1825), und den noch lebenden, unermüdlichen, durch zahlreiche, besonders für die Geschichte Mährens wichtige Werke rühmlichst bekannten Beda Dudik. Für das Studium der orientalischen Sprachen nennen wir bloß Andreas Franz Oberleitner († 1832) und Pius Zingerle († 10. Januar 1881).

Da doch einmal eine Biographie der Schriftsteller gegeben wurde, so wäre es nicht nutzlos gewesen, in vielen Fällen ihre Geistesrichtung zu bezeichnen, wenn dieselbe auch, wie bei Rautenstrauch und Lichtensteiner, entschieden hätte getadelt werden müssen.

Dem Werke sind drei Inhaltsverzeichnisse beigegeben, die von einer kundigen und geübten Hand verfaßt zu sein scheinen. Zunächst ein alphabetisches der Auctoren mit Angabe des Klosters, dem sie angehörten. Vielleicht wäre es gut gewesen, zugleich das Todesjahr zu vermerken, damit man so einen Anhaltspunkt gewänne, um die nahezu gleichzeitigen Auctoren zusammenzufinden, und um sofort zu sehen, welcher Epoche jeder einzelne angehört. Das zweite ist ein geographisches und enthält alle Klöster und Ortschaften, deren im Verlauf des Werkes Meldung geschieht; es ist durch dasselbe leicht aufzufinden, wie viele und welche Schriftsteller aus jedem Kloster hervorgegangen sind. Das schwierigste war das Fachregister, in welchem die Auctoren nach den Wissenschaften und Fächern aufgeführt werden, in denen sie gearbeitet haben. In vielen Fällen wird zugleich der Titel des Werkes angedeutet, welches dem betreffenden Fache angehört, und wir glauben, das Buch hätte in praktischer Hinsicht viel gewonnen, wenn diese Weise überall befolgt worden wäre. Wenn man nämlich etwa die vita Caroli IV. imperatoris sucht, so weiß man wohl, daß der Name des Verfassers unter den Biographen steht; aber wer hat den Muth, die 90 dort genannten Auctoren zu durchstöbern, um endlich das gesuchte Werk unter Piter Bonaventura zu entdecken? — Dieses letzte Register enthält aber eine glänzende Apologie für die literarische Thätigkeit der österreichischen Benedictiner. In dem sehr gegliederten und detaillirten Fächerkatalog ist kaum das eine oder andere untergeordnete Fach, welches nicht zahlreiche Bearbeiter gefunden hat. Die Verfasser des Werkes haben darum volles Recht, ihre historische Einleitung mit den Worten zu schließen: Familia Benedictina „panem otiosa non comedit“.

A. Bauer S. J.

Harmonische Beziehungen zwischen Scholastik und moderner Naturwissenschaft. Von Dr. **Franz Xaver Pfeifer**, königl. Lycealprofessor in Dillingen. IV u. 100 S. Augsburg, Kremer (A. Manz), 1881. Preis: *M.* 1.20.

Augenblicklich sieht sich die christliche Philosophie vor eine doppelte Aufgabe gestellt: Erstens soll sie den Realismus der gesunden Menschennatur, wie derselbe die Voraussetzung der christlichen Lebensanschauung bildet, vertheidigen gegen alle Angriffe des modernen Idealismus, welcher alles indi-

viduell Reale zu leerem Schein verflüchtigt, um für den Monismus Platz zu gewinnen. Und dann soll sie den ganzen gewaltigen Bau der christlichen Weltanschauung in jenem großartigen Reichthum von Naturkenntnissen erstrahlen lassen, wie ihn der Bienenfleiß der heutigen Naturforschung zusammengetragen hat. Nach beiden Seiten hin ist obige Schrift von Bedeutung, insofern sich der scharfsinnige Verfasser den Zweck gesetzt hat, zu zeigen, daß die heutige Naturwissenschaft zu der Erkenntnißlehre des hl. Thomas von Aquin in schönster Harmonie steht. Zur Charakteristik des Inhaltes der Broschüre wird es genügen, einige der acht Thesen, deren Darlegung den Inhalt bilden, hierherzusetzen:

„Die Scholastiker Albert d. Gr. und der hl. Thomas vertheidigen und begründen die Möglichkeit wissenschaftlicher Naturerkenntniß gegen Heraklit und Plato" (S. 3).

„Scholastik und moderne Naturwissenschaft sind darin einverstanden, daß sinnliche Anschauung und Vorstellung unentbehrliche Vorbedingungen und Hilfsmittel aller wissenschaftlichen Erkenntniß des Menschen im gegenwärtigen Leben sind; aber die Scholastik vermeidet bei dieser Geltendmachung des sinnlichen Fundamentes der Erkenntniß den Sensualismus und Materialismus" (S. 10).

„Die scholastische Erkenntnißlehre betont auf das Nachdrücklichste die natürliche Entwicklung der menschlichen Erkenntniß, und ist insofern eine Entwicklungstheorie der Erkenntniß; aber sie vermeidet die Irrthümer der materialistischen und sensualistischen Entwicklungstheorien" (S. 54).

„Der Formbegriff ist derjenige Punkt, in welchem die scholastische Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie und die moderne Naturwissenschaft convergirend zusammentreffen, aber auch andererseits divergirend auseinandergehen" (S. 74).

Es ist wohl kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß wir da Fragen erörtert sehen, welche für christliche Denker in der Gegenwart das größte Interesse besitzen. Aber nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Art und Weise der Behandlung, deren sich der Verfasser bedient, ist beachtenswerth. Indem er sich nämlich darin gefällt, auf den verschiedensten Gebieten Analogien aufzusuchen, ist er in der Lage, die Auffassung der alten Schule durch neue Vergleiche und zutreffende Bilder den die neueren Naturwissenschaften beherrschenden Conceptionen, sowie überhaupt dem Verständniß näherzubringen. Wir wollen das an einem Beispiele zeigen, welches sich auf die Kernfrage der ganzen Schrift bezieht, auf den Ursprung der Verstandeserkenntniß.

Um die Abhängigkeit der menschlichen Verstandesthätigkeit von der Sinneswahrnehmung zu erläutern, vergleicht Dr. Pfeifer den Verstand mit einem Richter. Einem Richter muß allerdings durch Polizeiorgane irgend ein Fall, ein Object zur richterlichen Entscheidung vorgelegt werden. Trotz dieser Abhängigkeit bildet sich der Richter den Urtheilsspruch lediglich durch seine eigene Einsicht. So müssen auch der menschlichen Intelligenz Objecte durch Vermittlung der körperlichen Organe dargeboten werden; aber den Act der Urtheilsbildung über die dargebotenen Objecte vollzieht die Intelligenz

allein, ohne Beihilfe eines Organs (S. 31). Hieran knüpft der Verfasser einen Ausspruch Tyndalls. „Das wissenschaftliche Verständniß," sagt dieser englische Naturforscher, „gleicht einer Lampe, die nicht eher brennt und leuchtet, als bis sie mittelst des Dochtes der Beobachtung oder des Versuches angezündet worden ist. Das Licht aber, das in Folge des Anzündens ausstrahlt, kann infolge der dem Geiste eigenen Kraft um das Millionenfache das des Dochtes übertreffen, von dem es ausging. Man kann in der That sagen, daß sie in einem unmeßbaren Verhältniß zu einander stehen. Einige wenige unscheinbare und einzelstehende Thatsachen genügen, durch ihre Wirkung auf den Geist Principien von unberechenbarer Anwendung und Ausdehnung zu entwickeln." Mit Recht erinnert Dr. Pfeifer daran, daß Tyndall sogar in Bezug auf das Bild, dessen er sich bedient, mit der Scholastik zusammentrifft. Wie der hl. Thomas dem Bedenken, wie denn eine Wirkung weiter reichen könne, als die Kraft der Ursache, mit der Bemerkung entgegentritt, die sinnliche Erkenntniß sei eben nicht die vollständige Ursache der intellectuellen, und deßhalb sei es nicht zu verwundern, daß diese über jene hinausreiche: ebenso weist Tyndall darauf hin, daß es vermöge der dem Geiste eigenen Kraft geschehe, wenn das Licht, welches die Lampe des wissenschaftlichen Verständnisses ausstrahle, jenes, wodurch es angezündet worden, millionenfach übertreffe. Der Verfasser erwähnt die bekannte physikalische Thatsache, daß, wenn mit einem schon brennenden Lichte oder einer Flamme irgend eine brennbare Substanz (z. B. Magnesiumdraht, der bekanntlich ein sehr intensives Licht gibt) entzündet und dadurch zur Lichtquelle gemacht wird, die Intensität dieses zweiten Lichtes von der Intensität des ersten, wodurch die Entzündung geschah, ganz unabhängig ist. Der Grund liegt offenbar darin, daß die anzündende Flamme nicht die hauptsächliche und nächste, sondern nur die entferntere und beiläufige Ursache des angezündeten Lichtes ist. Letzteres leuchtet, wenn einmal entzündet, mit der ihm eigenen Kraft. Ähnlich verhält es sich nach Tyndall mit dem Lichte des Geistes und der Sinneswahrnehmung; jenes wird zwar durch diese entzündet, aber die Lampe des Geistes leuchtet mit der dem Geiste eigenthümlichen Kraft. Zur weiteren Illustration dieses Gedankens erinnert Dr. Pfeifer daran, daß in der Geschichte der Wissenschaften oft die weittragendsten Entdeckungen dadurch geschahen, daß vereinzelte und ganz gewöhnliche Erscheinungen von genialen Männern (Archimedes, Galilei, Newton, Huyghens u. s. w.) beachtet wurden. „Nicht bloß bei den genialen Koryphäen der Naturwissenschaft, sondern auch bei jenen der Philosophie finden wir dieß, daß bei der Auffindung der fundamentalsten Wahrheiten und Principien nicht die Menge und Qualität der beobachteten Thatsachen, sondern die Tiefe und Schärfe der intellectuellen Auffassung und Verwerthung das am meisten Entscheidende ist. Dieß gilt ganz besonders von dem Fürsten der Scholastik, dem hl. Thomas. Der unvollkommene Zustand des empirischen Wissens seiner Zeit hat ihn nicht daran gehindert, die fundamentalsten speculativen Principien zu erkennen und anzuwenden" (S. 35). Auch kommt der Verfasser auf Tyndalls bekannte Rede „über den wissenschaftlichen Nutzen der Einbildungskraft" zu sprechen,

indem er darauf aufmerksam macht, daß diese Rede im Wesentlichen nichts Anderes sei, als ein vom specifisch-naturwissenschaftlichen Standpunkte ausgehender Nachweis der Nothwendigkeit der Phantasievorstellungen für die Zwecke der Naturwissenschaft, daß sie also principiell mit der These des hl. Thomas zusammentreffe: „Intellectus coniunctus corpori passibili non potest intelligere nisi convertendo se ad phantasmata." Dabei unterläßt er nicht, darauf hinzudeuten, daß bei aller Übereinstimmung dennoch ein bedeutsamer Unterschied zwischen Tyndall's und der scholastischen Auffassung obwalte; während Tyndall sich begnüge, zu behaupten, daß die Intelligenz mehr erfasse, als der Sinn, drücke sich die Scholastik bestimmter dahin aus, daß die Intelligenz in den materiellen Dingen, welche der Sinn wahrnehme, etwas ganz Anderes erfasse, als die Sinne.

Während nun die alten Scholastiker ihre Erkenntnißlehre mit der Analogie des Lichtes beim gewöhnlichen Sehen zu erklären suchten, glaubt Dr. Pfeifer einen besseren Vergleich in der Photographie zu erblicken, also in einem Phänomen, welches den Alten unbekannt war. Wenn auch dem verehrten Verfasser nicht das Verdienst gebührt, sich als der Erste dieses Vergleiches bedient zu haben, so erinnern wir uns doch nicht, daß Jemand vor ihm den Vergleich in seinem zutreffenden Momente so klar und präcis ausgeführt hätte. Das Object, welches photographisch abgebildet wird, verhält sich nicht bloß passiv (als Object der Beleuchtung und als Object der Abbildung): es steht überdieß stets zum Bilde in einem physischen Causalverhältnisse, freilich nicht unmittelbar, aber doch durch Vermittlung des Lichtes. Indem der Gegenstand das Licht reflectirt, ist er die entferntere Wirkursache des entstandenen Bildes. Ähnliches geschieht nun bei der Ausprägung des Verstandesbildes. Das Sinnesbild verhält sich erstens passiv, insofern es Object der Beleuchtung wird, welche vom Lichte des Verstandes (dem intellectus agens) ausgeht. Zweitens kann das Object nur unter dem Einflusse dieses Lichtes (d. h. des intellectus agens) zur Erzeugung der intellectuellen Erkenntniß mitwirken. Drittens besitzt das Sinnesbild, wo es sich um die Erzeugung der intellectuellen Erkenntniß handelt, nicht nur die Function des Objectes, sondern auch die einer wirkenden Ursache. Der Verfasser führt noch weitere Analogien an. Wie beim Photographiren das Object nicht übergeht in das Bild, so bleibt auch im Erkenntnißproceß das Sinnesbild von dem intellectuellen getrennt. Die Photographie läßt die Farben, sowie die dritte Dimension liegen und nimmt das Object nur nach seinem farblosen Flächencharakter: sie abstrahirt; eine ähnliche Abstraction findet beim Erkennen statt, indem der Verstand die materiellen Einzelbestimmungen des Sinnesbildes liegen läßt und nur das allgemein Giltige ab- und ausprägt. Der receptive Intellect (intellectus possibilis) ist zur photographischen Platte in Vergleich zu bringen. Im photographischen Proceß ist die Beschaffenheit der Platte für die Beschaffenheit des entstehenden Bildes, wenn man von dem formellen Inhalt der Darstellung absieht, maßgebend. Omne receptum est in recipiente secundum modum recipientis. Gleicherweise ist das Erkenntnißvermögen (intellectus possibilis) für den Modus des Er-

kennens maßgebend. Das concret Allgemeine ist hier abstract-allgemein geworden.

Ohne Frage hat der geehrte Verfasser durch seine ebenso klaren wie gründlichen Darlegungen das Problem des Ursprungs der intellectuellen Erkenntniß in hellere Beleuchtung gerückt und dadurch die scholastische Erkenntnißlehre selbst von den ihr anhaftenden Dunkelheiten und scheinbaren Schwierigkeiten zum Theil befreit. Wir sagen, zum Theil.

Bezüglich der Mitwirkung des Sinnesbildes zur Erzeugung des im receptiven Intellect aufzunehmenden Verstandesbildes erheben sich nämlich zwei Bedenken: Erstens: Wie kann ein Bild eines individuellen Gegenstandes als Wirkursache thätig sein zur Hervorbringung eines mit Allgemeinheit behafteten Verstandesbildes? Zweitens: Wie kann ein im Organe befindliches, somit materielles Bild einen wirklichen Einfluß ausüben auf den geistigen Verstand?[1] Um diese Bedenken zu heben, genügt es nicht, an die geistige Natur des intellectus possibilis zu erinnern. Hierdurch würde nur das erste der beiden Bedenken tangirt, und auch dieses nur zum Theil gehoben[2]. Unbedingt muß man zum intellectus agens seine Zuflucht nehmen, welcher durch sein Licht die materiellen Sinnesbilder beleuchte und dadurch befähige, in dem geistigen intellectus possibilis ein Verstandesbild von allgemeinem Charakter hervorzubringen[3]. Bis dahin begleitet uns nun der Vergleich mit dem photographischen Processe. Wenn wir jetzt weiter fragen, worin diese Beleuchtung bestehen könne, so werden wir von dem Vergleiche im Stiche gelassen. Wie ein materieller Gegenstand von materiellem Lichte beleuchtet und so befähigt werden könne, auf einer materiellen Platte ein Abbild zu bewirken, das begreifen wir. Was könnte aber ein organisch-materielles Sinnesbild seitens einer rein geistigen Potenz (des intellectus agens) in sich aufnehmen, um dadurch eine Einwirkungsfähigkeit auf den ebenfalls rein geistigen intellectus possibilis zu gewinnen? Wie beim Photographiren das Licht zunächst auf das Object und vermittelst des Objectes auf die Platte einwirkt, so ist auch für den intellectus agens das nächste Object der Wirksamkeit das Sinnesbild, und erst vermittelst des Sinnesbildes wirkt er auf den intellectus possibilis ein[4]. Was bringt denn aber der intellectus agens

---

[1] „Phantasmata quum sint similitudines individuorum, et existant in organis corporeis, non habent eundem modum existendi, quem habet intellectus humanus ... et ideo non possunt sua virtute imprimere in intellectum humanum" (S. Thom., Summa theol., I. q. 85. a. 1. ad 3). Man vgl. Summa c. gent. l. 2. c. 77. Auf die erste Schwierigkeit scheint der hl. Thomas mehr Gewicht zu legen, als auf die zweite; wenigstens erwähnt er sie öfters. Man vgl. Comp. theol. (opusc. 2), c. 82 u. 83. Quaest. disput. de an., art. 4.

[2] „Conditio recipientis non potest transferre speciem receptam de uno genere in aliud" (Quaest. disput. de anima, a. 4. ad 3).

[3] Man vgl. S. Thom. l. c. ad 5; ferner de spirit. creat., a. 10. ad 17; Summ. theol., I. q. 79. a. 3 ad 3.

[4] Man vgl. S. Thom., Quaest. disput. de anima, a. 18. ad 11; de malo, q. 18. a. 12. ad 3; de verit., q. 10. a. 6. ad 7; Quodlib. 8. a. 3.

in dem Sinnesbild hervor? Das Sinnesbild untersteht der „Beleuchtung" seitens des **intellectus agens**: was ist diese Beleuchtung?

Indem wir auf die Unzulänglichkeit des vom verehrten Verfasser herangezogenen Vergleiches hinweisen, haben wir nichts weniger im Sinn, als seine Vorliebe für Bilder und Gleichnisse zu verurtheilen. Freilich haben die Bilder, wie Rud. Eucken[1] bemerkt, viel Verwirrung in die Philosophie gebracht, viel Hemmung verursacht, so daß nicht nur Individuen, sondern ganze Zeiten sie mit wahrem Unwillen zurückgewiesen haben. Dieß kommt daher, daß Bilder leicht aus der ihnen zukommenden Rolle der Illustration heraustreten und als wirkliche Beweismomente angesehen werden wollen. Das Bild bringt wegen seiner Anschaulichkeit die Versuchung mit sich, das, was in Frage steht, als ausgemacht zu behandeln, seine Sinnfälligkeit scheint für die Wahrheit der Sache Bürgschaft zu leisten. Leicht kann es geschehen, daß man nicht nur den Vergleichungspunkt, sondern einfach jegliches, was im Bilde gesetzt ist, auf die Sache übertrage. Dazu erwecken gefällige oder ungefällige Gleichnisse der Sache selbst unberechtigte Sympathien oder Antipathien. Vor allen diesen Fehlern kann man sich aber leicht hüten. **Non est tollendus usus propter abusum.** Gerade die Art und Weise, wie unser Verfasser die Vergleiche handhabt, zeigt, was für eine große Bedeutung dieselben für die Wissenschaft besitzen. Sicherlich wird das menschliche Denken stets zu Bildern und Gleichnissen seine Zuflucht nehmen. Ist ja doch der Mensch von Natur aus zunächst auf das Sinnfällige hingewiesen. Er wird sich um so mehr hingetrieben fühlen, sich in klaren Anschauungen eine Fixirung und Stütze für seine Gedanken zu verschaffen, je schwieriger und tiefgehender diese Gedanken sind. Daher kommt es, wie Eucken (S. 28) bemerkt, daß es vornehmlich die leitenden Denker, die großen schöpferischen Geister waren, die sich der Bilder gern bedienten. Durch das Gleichniß wird offenbar eine gewisse Analogie hergestellt; dieselbe trägt dazu bei, das Unbekannte mit Bekanntem zu verknüpfen, das Problematische annehmbarer zu machen. Was auf dem einen Gebiet sich als Thatsächliches gibt, scheint auf dem anderen denn doch nicht schlechterdings unmöglich zu sein. Die zu illustrirende Wahrheit erscheint als Specialfall eines allgemeinen Vorganges, der uns in dem auf sinnlichem Gebiet liegenden Specialfalle klar vor die Augen tritt. „Auch Aristoteles," bemerkt der genannte Verfasser, „verwendet mehr Gleichnisse, als ihm diejenigen zutrauen dürften, welche in ihm vorwiegend einen nüchternen Verstandesmenschen erblicken; aber es sind diese Gleichnisse immer nur skizzirt und stets dem Gedanken streng untergeordnet. Zum Gesammtcharakter der Aristotelischen Philosophie tragen sie daher wenig bei, aber in den einzelnen Punkten erweisen sie sich bei schlichter Sachgemäßheit und genauestem Zutreffen als sehr wirksam; ein schiefes oder unklares Bild findet sich bei diesem Philosophen nicht" (S. 10). Ja sogar in ihrer Unzulänglichkeit wirken Bilder und Gleichnisse anregend und befruchtend, indem sie neue Fragen auf die Oberfläche bringen, weitere Aussichten eröffnen

[1] Über Bilder und Gleichnisse in der Philosophie. Leipzig 1880. S. 30.

und uns tiefer in die zu lösenden Probleme hineinführen. Nur darf der Denker alsdann am Vergleich nicht festkleben, er muß den Muth haben, den Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat, zu entlassen und ohne die Begleitung des Vergleiches weiterzugehen. So haben es die scholastischen Denker bezüglich des Problems der intellectuellen Erkenntniß gemacht. Der ihnen geläufige Vergleich des intellectus agens mit dem Lichte hat es ihnen ermöglicht, die letzte Frage, um die es sich handelt, in klare und bestimmte Fassung zu bringen. Unabhängig von dem erwähnten Vergleiche, haben sie die Frage nach der illuminatio phantasmatum aufgegriffen und weitergeführt. Hier treffen wir nun — wie das bei einer so schwierigen Frage kaum anders zu erwarten steht — bei den scholastischen Philosophen eine nicht unerhebliche Verschiedenheit der Auffassungsweisen. Nach verschiedenen Seiten hin machen sie verschiedene Momente geltend, welche man indessen nach Abstreifung etwaiger Einseitigkeiten nur nach ihrer wesentlichen Bedeutung zusammenzustellen braucht, um eine sich mit dem wirklichen Sachverhalt deckende Anschauung zu gewinnen. Insbesondere dürfte ein Zurückgreifen und Geltendmachen der teleologischen Weltanschauung, von welcher ja die ganze aristotelisch-scholastische Philosophie getragen ist, zur endgiltigen Lösung vorliegender Frage ein Erhebliches beitragen.

Außer den Vergleichen enthält die Schrift des Herrn Dr. Pfeifer noch manche schätzbaren Hinweise. So macht er z. B. S. 22 die dem modernen Materialismus gegenüber beachtenswerthe Bemerkung, daß das Wesen der Dinge mehr aus den dynamischen als aus den morphologischen Manifestationen zu erschließen sei. Er gibt dem Argumente, welches aus der Verschiedenartigkeit der starken Eindrücke auf die Sinnesfähigkeit und den Verstand hergenommen wird, um die Geistigkeit der menschlichen Seele zu beweisen, eine präcisere Fassung (S. 23 ff.). Er erinnert daran (S. 28), wie die moderne Naturwissenschaft durch ihr Verfahren factisch die Thatsache anerkenne, daß der erkennende Intellect die Objecte entmaterialisire, d. h. gleichsam ihrer rein materiellen Bestimmung entkleide, und daß er somit eine übermaterielle, d. h. geistige Fähigkeit sein müsse u. s. w.

Die Schrift ist in klarer, allgemeinverständlicher Sprache abgefaßt. Zu bedauern ist, daß der enge Rahmen es dem Verfasser unmöglich machte, sich auf die berührten Fragen tiefer und allseitiger einzulassen. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß Herr Dr. Pfeifer überall bis in's Kleinste hinein das Richtige getroffen hätte, so will es uns doch bedünken, daß die Arbeit des Dillinger Lycealprofessors genau in der Richtung steht, nach welcher in der Gegenwart alle Freunde der wahren Philosophie weiterarbeiten sollten. Nur dadurch, daß man in den neueren Wissenschaften das Werthvolle anerkennt, vermag man einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus man die Verirrungen derselben mit Erfolg bekämpfen kann.

T. Pesch S. J.

Für den systematischen Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien.

Zur Abwehr gegen Professor Dr. A. Stöckl's: „Der moderne Re-

ligionsunterricht an den deutschen Gymnasien". Von Professor Dr. **M. Schubach**, Religionslehrer am königlichen Gymnasium in Koblenz. 8⁰. 20 S. Koblenz, Schuth, 1881. Preis: 50 *Pf.*

Der Titel vorstehender Broschüre sagt deutlich, gegen wen sie gerichtet ist, und die einleitenden Worte geben die Gründe der „Abwehr" an. Dr. Schubach sieht in der Schrift Dr. Stöckl's einen kühnen „Handstreich", einen Angriff „auf den Religionsunterricht an diesen [deutschen] Lehranstalten und mittelbar auf die an denselben wirkenden Religionslehrer", und noch mehr einen Angriff auf „die Verfasser der neuesten Lehrbücher" und „die bischöflichen Behörden", welche letztere approbirt haben. Dieser Auslassung gegenüber können wir nur wiederholen, was diese Zeitschrift (XXI, 309 ff.) gleich nach Erscheinen jener Schrift gesagt hat: „Wir hätten nur gewünscht, daß man bei der Beurtheilung sich an die Sache selbst gehalten hätte, statt einzelne Ausdrücke und Nebensachen zu tadeln. Amor modum saepe nescit, sed super omnem modum fervescit. Die Sache aber, um die es sich handelt, ist der Art, daß alle persönlichen Rücksichten zurücktreten müssen, und einzig die Erhaltung und Rettung der Seelen in Betracht kommt." Die Klagen über das „Zuviel" des heutigen Gymnasialunterrichtes mit seinen verderblichen Folgen für Seele und Körper sind allgemein; nicht nur die zunächst Betheiligten, Schüler und Eltern, sondern auch die Lehrer, Ärzte und Abgeordneten haben solche auf ihren Versammlungen offen ausgesprochen und Ähnliches vom Elementarunterrichte behauptet. P. Pachtler hat nun in dieser Zeitschrift über den heutigen Gymnasialunterricht eine ausführliche fachmännische Kritik geschrieben, welcher die Constanzer Generalversammlung der katholischen Vereine ihre Anerkennung aussprach. Mit den andern Fächern ward aber auch der Religionsunterricht auf den Gymnasien in Mitleidenschaft gezogen, und so konnten wir folgerichtig nicht umhin, der von Dr. Stöckl verfochtenen „Sache" unsere volle Zustimmung zu geben. Der Verfasser wollte keinen „Angriff auf den Religionsunterricht an den Gymnasien" machen, sondern im Interesse dieses Religionsunterrichtes eine bestimmte Art desselben kritisiren. Noch weniger wollte er die Religionslehrer oder Verfasser von Religionshandbüchern angreifen. Wenn eine Methode mit Billigung oder gar auf Befehl der zuständigen Behörde allgemein eingeführt ist, so ist es nicht Sache der einzelnen Lehrer, davon abzugehen, und diejenigen sind ebensowenig zu tadeln, welche, vielleicht gar auf höhere Weisung, dieser Methode ihre Lehrbücher anpassen. Ein Angriff auf die Methode ist darum noch nicht ein Angriff auf die Personen, die derselben sich anbequemen müssen. Im Gegentheil, dadurch, daß Herr Stöckl die Fehler der Methode an den beiden Religionshandbüchern von Dreher und König zeigen wollte, hat er diese Bücher als in ihrer Art gut und vortrefflich anerkannt. Wenn man z. B. die Unvollkommenheit der Federzeichnungen nachweisen will, so darf man das nicht an schlechten Mustern thun; man würde sonst die Antwort erhalten, solche Muster zeigen nur die Unfähigkeit ihres Malers, nach jener Manier zu zeichnen, nicht aber die Unvollkommenheit der letztern. Schon durch die Wahl der beiden Lehrbücher

hat also Herr Stöckl ihre relative Güte anerkannt. Zum Überfluß sagt er noch ausdrücklich, daß diese Bücher „ihrem Inhalte nach durchgehends recht gut", in Bezug auf Glaubens- und Sittenlehre „correct, allenthalben von echt kirchlicher Gesinnung zeugen" und auch „die systematische Anordnung des Stoffes zumeist wenig zu wünschen übrig lasse". Hierin stimmt er also vollkommen mit den oberhirtlichen Approbationen überein. Wir haben aus demselben Grunde wiederholt das Lehrbuch von Dreher belobt und stehen keinen Augenblick an, unsere deßfallsige Empfehlung auch auf Dr. Königs Handbuch für den katholischen Religionsunterricht und dessen Lehrbuch, von dem eine zweite verbesserte Auflage[1] jetzt eben erschienen ist, auszudehnen. Also gerade wegen der Güte dieser Werke konnte Dr. Stöckl an ihnen die Fehler des modernen Religionsunterrichtes auf den deutschen Gymnasien zeigen und hat hierdurch keineswegs, wie Herr Schubach ihn beschuldigt, die Verfasser, die Religionslehrer, die approbirenden Behörden angegriffen. Doch nun zu den sachlichen Gründen, welche in vorstehender Broschüre gegen Stöckl geltend gemacht werden. Schubach führt die gegnerischen Anklagen auf drei zurück: 1) Der Lehrstoff ist zu umfangreich; 2) die Lehrbücher sind zu sehr wissenschaftlich gehalten, sie geben philosophische Begriffe und Unterscheidungen, für welche der Schüler kein Verständniß hat; 3) statt der systematischen Darstellung sollte die katechetische Form beibehalten werden. In Bezug auf den ersten Punkt meint Schubach, man könne ja beim Lehren Manches überspringen, das trotzdem im Lehrbuch nicht überflüssig sei, weil es „den wißbegierigen und talentvollen Schüler tiefer und weiter" führt oder „er sich später daran bei gegebener Gelegenheit orientiren kann". Ganz recht; aber ein Lehrbuch soll nicht für einzelne Talentirte, sondern für die Masse der Schüler berechnet sein; überschreitet es erheblich das von diesen geforderte Maß, so verstößt es gegen die alte goldene Regel: Quidquid praecipies, brevis esto. Die Bemerkung, daß auch im Trierer Diöcesankatechismus Manches bei der Katechese übersprungen werden muß, ist richtig. Doch das ist ein Übelstand, der dem Verfasser P. Deharbe sehr zu Herzen ging, so daß er wiederholt beantragte, einen kürzern faßlicheren Katechismus, etwa den Freiburger, als Diöcesankatechismus einzuführen. Am Schlusse des ersten Punktes macht Schubach selbst das Geständniß: „Ich gestehe übrigens gern zu, daß insbesondere bei König Manches hätte wegbleiben, Einzelnes hätte kürzer gefaßt werden können. Auch hier ist Beschränkung Weisheit." Deßgleichen macht er für den zweiten Punkt das Geständniß: „Ich gebe auch hier zu, daß ein Maßhalten geboten und daß es ein Mißgriff ist, wenn z. B. bei Dreher die ‚Einzigkeit' der Seele bewiesen wird." Allerdings ist Maßhalten hier besonders geboten, damit man nicht über die Köpfe der Schüler hinwegschieße und so der aller-

---

[1] Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Zweite, verbesserte Auflage. Erster Kursus. Allgemeine Glaubenslehre. VIII u. 123 S. in 8°. Preis: M. 1.40. — Zweiter Kursus. Die Geschichte der christlichen Kirche. VIII u. 132 S. in 8°. Preis: M. 1.80. Freiburg, Herder.

wichtigste Unterricht vergeblich bleibe. Ob nun hierin in den genannten Lehrbüchern Maß gehalten werde, dafür können wir getrost auf die Recension dieser Zeitschrift (XXI, S. 309) verweisen. Doch sei dem noch eine praktische Erwägung beigefügt. In Drehers Lehrbuch ist nicht einmal der Decalog, ebensowenig eine Formel zur Erweckung der göttlichen Tugenden und der Reue angeführt; natürlich, so etwas gehört in den Katechismus, nicht in ein wissenschaftliches systematisches Religionshandbuch. Freilich, aber was ist die Folge davon? Häufig wissen die Abiturienten, weil sie vier oder sechs Jahre den Katechismus nicht mehr gesehen haben, nicht einmal die zehn Gebote Gottes und die Reueformel auswendig herzusagen. Das ist aber ein großer Übelstand. Von Kindheit an sind die Gläubigen daran gewöhnt, ihr Gewissen nach den zehn Geboten zu erforschen; danach sind die Beichtspiegel angelegt und fragen die Beichtväter aus. Wäre es da nicht angezeigt, selbst auf Kosten systematischer Wissenschaftlichkeit, die Pflichtenlehre an der Hand ihrer faßlichen, von Gott selbst entworfenen Formulirung im Religionsunterricht zu erklären und die Jugend so auf diesem leichten, von Kindheit an betretenen und auch später einzuhaltenden Wege in die Kenntniß der Sittenlehre immer weiter einzuführen? Der Reueact ist aber der allernothwendigste im menschlichen Leben, den man nicht nur vor der Beicht aus einem Gebetbuch, sondern auch sonst, wenn man kein Buch vor sich hat, erwecken muß. Wäre es da nicht nützlich, ja nothwendig, eine Formel, nach welcher man leicht Reue erwecken kann, gut auswendig zu wissen und so gewissermaßen immer bei der Hand zu haben? Man wird uns vielleicht einwenden, daß der Religionslehrer ja im Religionsunterrichte auf diese bekannten Formeln kommen könne, auch wenn sie nicht im Handbuch stehen. Allerdings; aber wenn diese Sachen in den Religionsunterricht gehören, warum nicht auch in dessen Lehrbuch? Mit Unrecht nimmt aber Schubach an, daß seine Gegner meinen, es könne der Unterricht in den oberen Klassen des apologetischen Momentes entbehren. Auch diese Zeitschrift wies in ihrer Recension darauf hin, wie nothwendig es sei, im Religionsunterrichte die Einwürfe zu widerlegen, welche heutzutage von allen Seiten gegen Kirche und Religion erhoben werden. Das kann aber in einem größeren Katechismus geschehen, und das Concil von Spoleto vom Jahre 1849, dessen Seele der jetzige Papst war, gebot, einen solchen Katechismus anzufertigen (Coll. Lac. VI. 744).

Wir kommen nun zum dritten Punkt, wofür Herr Professor Stöckl folgende Gründe anführt: daß die positiven Dogmen als solche in ganz bestimmten, genau formulirten Sätzen dem Schüler entgegentreten müssen, und daß der Religionslehrer katechisiren müsse, um das Verständniß des Vorgetragenen zu erleichtern und zu befördern, was Beides nur mit Hilfe des Katechismus geschehen könne. Hierüber sagt Schubach: „Der Bemerkung Dr. Stöckls über den positiven und auctoritativen Charakter des Religionsunterrichtes auch in den höhern Klassen wird jeder Katholik zustimmen und auch darin übereinstimmen, daß die Aneignung des dogmatischen und moralischen Inhaltes durch die katechetische Form sehr erleichtert werde." Desgleichen scheint er zuzugestehen, daß auch noch in den höheren Klassen katechisirt werden

müsse; doch meint er, das könne „ebenso leicht an der Hand eines systematischen Lehrbuches als eines Katechismus" geschehen. Letzteres ist aber offenbar unrichtig, weil der Lehrer leichter eine bestimmte Methode im Unterrichte einhalten kann, wenn dieselbe auch im Lehrbuch herrscht. Aus den Zugeständnissen des Herrn Schubach folgt also offenbar für den Gymnasialunterricht der Vorzug der katechetischen Form des Lehrbuches über die systematisch-wissenschaftliche. Die Gründe, welche Herr Schubach für letztere anführt, können dieses Resultat nicht aufheben.

1. Der Primaner, sagt Schubach, würde, wenn er neben den Lehrbüchern des Lateinischen, Griechischen, der Mathematik, Geschichte ꝛc. den Katechismus zur Schule tragen müßte, auf diesen mit Geringschätzung herabsehen und somit das Interesse am Religionsunterricht verlieren. Der Einwand wäre begründet, wenn es sich um den Katechismus handelte, welchen der Primaner als Kind gebraucht hat, nicht aber, wenn ein höherer Katechismus eigens für die obern Klassen des Gymnasiums gemacht worden. Man könnte leicht den Schülern erklären, daß wichtige Gründe besonders für den Religionsunterricht die katechetische Methode empfehlen, daß die Abfassung einer Schrift in Fragen und Antworten keineswegs unwissenschaftlich, sondern das wissenschaftlich am höchsten stehende theologische Werk, die Summa des Doctor Angelicus, in Fragen und Antworten geschrieben sei. Mit Unrecht nimmt Schubach an, daß diese Form Gebildeten als verächtlich vorkomme. Wir können dagegen auf die vielen Bücher hinweisen, die gerade heutzutage für Erwachsene in dieser Form geschrieben sind, wie z. B. der Laienkatechismus von Dieringer, ferner Katechismen über kanonisches Recht, Eherecht, sociale Fragen u. s. w. So viel verschwommenes Zeug überschwemmt uns in der Gegenwart, daß die kurze markige Sprache eines Katechismus, welche immer den Nagel auf den Kopf trifft, uns wohlthut.

2. Die für ein Lehrbuch nothwendige Kürze, meint Schubach, wird bei einem Katechismus durch „die ganze Summe der Fragen" beeinträchtigt. Wir antworten: diese Summe ist nicht so erheblich und wird überreichlich durch die Knappheit des übrigen Inhaltes wieder eingebracht.

3. „Es kommt wesentlich in Betracht die Schwierigkeit, einen allgemein befriedigenden Katechismus für höhere Klassen zu schreiben." Schwierig ist derselbe, aber nicht unmöglich. Schwieriger ist sicher ein Katechismus für die Schuljugend, weil in demselben so manche Geheimnisse und übersinnliche Dinge für den noch ungebildeten Verstand der Kinder in der kürzesten, knappsten Form dargestellt werden müssen. Wenn sich also diese Schwierigkeit überwinden ließ, warum nicht viel leichter diejenige, einen Katechismus für die reifere Jugend zu verfassen?

Endlich appellirt Herr Schubach an die Erfahrung. Erfahrungen im großen Stile sprächen nicht für den Vorschlag des Herrn Stöckl. Derselbe berufe sich freilich auf früher e Zeiten, aber wenn er darunter die dreißiger Jahre verstehe, so hätte es damals mit dem Religionsunterricht schlimm ausgesehen (S. 7). Hier irrt Herr Schubach; denn offenbar hat sein Gegner das „früher" nicht auf die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, die seich-

teste Zeit für Schule und Wissenschaft, bezogen, sondern auf jene glänzende Periode der katholischen Schulen ausgedehnt, welche der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorausging. Ebenso unglücklich ist Herr Schubach, wenn er sich auf andere Länder außer Deutschland und Österreich beruft. Er weiß nur Italien anzuführen, in Wahrheit aber nur das moderne Italien, das in Nachäffung der Deutschen das Menschenmögliche geleistet hat. Wie das kirchliche Italien gesinnt ist, ergibt sich aus den neuen Provinzialconcilien, die in ihren Studienordnungen für die Gymnasialklassen nirgends ein Religionshandbuch erwähnen [1].

Nach Allem glauben wir an den früheren Aufstellungen dieser Zeitschrift durchaus festhalten zu müssen. Damit wollen wir nicht sagen, daß keine Gründe für die entgegengesetzte Ansicht sprechen. Wenn es sich um praktische Dinge im menschlichen Leben handelt, so wird man immer Gründe für und wider finden; nicht das ist zu erwählen, wogegen gar kein Grund spricht, sondern jenes, wofür nach ruhiger Erwägung aller Gründe und Gegengründe, aller Vortheile und Nachtheile, das Urtheil der Vernunft sich entscheidet. In strittigen Fragen aber wird dieses Urtheil auch unter Wohlgesinnten leicht differiren. So verargen wir es Niemanden, wenn er betreffs des Religionsunterrichtes auf Gymnasien einer andern Ansicht huldigt. Die moderne Zeit hat den Gymnasialunterricht durch ein verhängnißvolles „Zuviel" corrumpirt, zugleich aber auch die philosophischen Studien ruinirt. Den alten natürlichen Studienplan, wonach zuerst die literarischen Studien auf dem sechsjährigen Gymnasium, dann die philosophischen mit Einschluß der Naturwissenschaften (zwei- oder dreijähriges Lyceum), endlich die Universitäts-Fachstudien kamen, hat man verlassen, das Gymnasium auf neun Jahre ausgedehnt, Lycealfächer in dessen höhere und mittlere Klassen herabgezogen, die theoretische Philosophie discreditirt und die Zeit zu ihrem Studium vorher weggenommen, so daß nach Absolvirung des Gymnasiums nur Wenige mehr durch ernstliches Studium derselben sich auf die Fachstudien vorbereiten. Da schien es natürlich, da die Ober- und Unter-Prima des Gymnasiums der Studienzeit und der wissenschaftlich-systematischen Methode nach an die Stelle des Lyceums getreten waren, nun auch den Religionsunterricht nach derselben Methode, wie andere Fächer, zu geben, um so in etwa die christliche Philosophie, wenigstens inwiefern sie tiefer in die Religionswahrheiten einführt und gegen Einwürfe schützt, zu ersetzen. Ich läugne die Wichtigkeit dieses Grundes nicht, dem auch mehrere meiner Mitbrüder beipflichten, aber er wiegt die Gegengründe nicht auf, die Stöckl in seiner beredten Schrift und auszüglich auch diese Zeitschrift vorgebracht hat. Uns scheint, daß eine solide Kenntniß der Dogmen, wie sie der katechetische Unterricht vermittelt, in Verbindung mit der Lösung

[1] Coll. Lac. VI. 364 u. 794. An ersterer Stelle, wo von dem damals noch Österreich einverleibten Venetien die Rede ist, wird freilich für die siebente und achte Klasse des kleinen Seminars eines vom Bischof zu bestimmenden „Autors" erwähnt, aber diese beiden Klassen sind in Wahrheit ein philosophisches Lyceum, worin Logik, Psychologie, Metaphysik und Ethik nebst den Naturwissenschaften docirt wird.

der gewöhnlich gegen die Religion gemachten Einwürfe, besser den Jüngling schützt und vorbereitet, als jener wissenschaftlich-systematische Religionsunterricht, der eben ein Zwitterding ist und bleibt und darum nichts Solides hervorbringen kann.

G. Schneemann S. J.

Tu es Petrus, seu praecipui ex apostolicis recentiorum summorum pontificum litteris atque orationibus loci, quibus ostenditur romanus pontifex juris defensor, veritatis doctor, morum servator. In usum cleri atque juventutis litterarum studiosae triplici ordine, historico, dogmatico, morali digessit atque edidit *R. Corten,* Rodae, in Seminario minori dioecesis Ruraemundensis professor. Gr. 8⁰. p. XIX, 326. Venlonae, H. Bontamps, 1881. Aachen, R. Barth. Preis: *M.* 3.60.

Wir haben mit Absicht den ganzen etwas langathmigen Titel des vorliegenden Buches vor die Augen des Lesers gebracht, weil eben dieser Titel den Inhalt und Zweck des Werkes nicht minder als die innere Einrichtung desselben und das bei der Abfassung in's Auge gefaßte Publikum mit aller wünschenswerthen Ausführlichkeit darlegt.

Wir haben es hier also mit einer ebenso neuartigen als wirklich zweckmäßigen Anthologie zu thun, welche alle Freunde kirchlicher Literatur mit Freuden begrüßen und mit vielem Genuß durchblättern werden. Gerade unsere Zeit legt für die Briefe und Reden der Päpste ein rührendes und wohlbegründetes Interesse an den Tag. Immer mehr drängt sich auch dem blödesten Auge das Licht und die Erkenntniß auf, daß alle weltbewegenden Fragen der Wissenschaft, Moral und Politik sich schließlich in dem einen Brennpunkte sammeln und condensiren, den Christus der Herr als den Mittelpunkt der Geschichtsentwicklung im römischen Papstthum hingestellt und für ewige Zeiten gefestigt hat. Daher auch das löbliche Unternehmen der verschiedenen Sammlungen, welche die zerstreuten apostolischen Actenstücke, Encykliken, Allocutionen u. s. w. sowohl des jetzt glorreich regierenden Papstes, als auch früher schon seines hochseligen unvergeßlichen Vorgängers in chronologischer Reihenfolge und in ihrer Gesammtheit dem Leser darbieten. Selbst den Feinden der Kirche entgeht keineswegs diese Wichtigkeit der päpstlichen Sendschreiben und Reden, und die Beachtung, welche bis in die neueste Zeit diese Rundschreiben und Allocutionen zu finden pflegen, beweisen zur Genüge, daß sie etwas mehr sind, als die politischen Thronreden irgend eines weltlichen Monarchen.

Was für Pius IX. und Leo XIII. geschehen ist, geschah leider nicht in derselben Weise für die übrigen Päpste, und konnte auch nicht geschehen, weil eben die so entstehende Masse des Gebotenen seiner weiten Verbreitung im Wege gestanden haben würde. Und doch liegt in den Schachten und Stollen des riesigen Bullarium ein solcher Schatz der Weisheit, Frömmigkeit und Wissenschaft vergraben, daß es nicht genug bedauert werden kann, wenn der-

selbe für die Mehrzahl selbst der Priester und „Lehrer in Israel" unbekannt und ungehoben bleibt. Freilich, selbst ein Auszug aus dem ganzen Reichthum dieser einzig dastehenden literarischen Sammlung ist nicht möglich, da er entweder auch wieder eine halbe Bibliothek füllen oder durch die Kürze den Zweck verfehlen würde. Wir können daher Herrn Corten nur Recht geben, wenn er seinem Unternehmen gewisse und wie uns dünkt sehr glückliche Grenzen gesteckt hat. Es muß in der That jeden denkenden Menschen der Gegenwart auf das Höchste interessiren, in kurzen Zügen zu sehen und zu hören, wie sich der „Wächter auf Sion", das römische Papstthum, zu großen Entwicklungsphasen, den modernen Gesellschaftsfragen und Errungenschaften der Cultur seit der französischen Revolution gestellt hat. Ein Studium der neuesten Geschichte vom Standpunkt des „Felsens" aus kann nur lehrreich, wahr und heilsam sein. Wir beginnen mit Pius VI. und seiner Verurtheilung der „Constitutio Civilis", 1791, und verfolgen in Auszügen aus mehr denn hundert der bedeutendsten apostolischen Actenstücke die politische, geistige und religiöse Entwicklung des neuen Geschlechtes bis zur letzten Encyklika Leo' XIII. Welche Zeiten und welche rasche Entwicklung, großer Gott! zwischen diesen Päpsten in nicht ganz einem Jahrhundert! Welche Männer in diesen Tagen und welche Umwälzungen der Völker und des Angesichtes der Erde! Und jede neue Gefahr wird vom gottgestellten Wächter angekündigt, vor jedem Irrweg gewarnt, jedes Weh der Heerde vom Hirten beklagt. O ja, diese Auszüge lassen auch den Unempfindlichsten fühlen, wie Christus im Papst einen „Vertheidiger des Rechtes, einen Lehrer der Wahrheit und einen Hort der Sitten" aufgestellt hat.

Der größeren Klarheit wegen hat der Herausgeber seine Sammlung so geordnet, daß er die Documente je nach ihrem vorwiegend historisch darstellenden, dogmatisch entscheidenden oder moralisch lehrenden und ermahnenden Inhalt zusammenstellte. In den dogmatischen und moralischen Theilen gruppirt Corten seine Auszüge um einzelne Hauptfragen, wodurch die Brauchbarkeit des Werkes nicht wenig gefördert wird. Wir können aus den verschiedensten Gründen diese Anordnung nur billigen, sollte dieselbe auch bisweilen Schuld sein, daß die eine oder die andere Encyklika in ihren einzelnen Theilen in verschiedenen Abschnitten untergebracht wird. Man kann ja über Einzelheiten dieser Art sehr gut anderer Meinung sein, ebenso auch über Zweckmäßigkeit dieses oder jenes Excerptes — im Ganzen aber glauben wir, daß dem verdienstvollen Sammler das Lob einer sinnreichen und praktisch nützlichen Auswahl nicht vorenthalten wird.

Die wenn auch noch so kurzen Praenotanda zum historischen Theile werden sowohl dem Leser als auch in Cortens Voraussetzung dem Lehrer sehr willkommen sein, indem sie alles Nöthige zum Verständniß der päpstlichen Documente summarisch darlegen.

Und nun noch ein Wort über das Publikum, an dessen Adresse das Werk gerichtet ist. Daß der Klerus dasselbe mit Freuden aufnehme und mit Nutzen studire, ist unser Wunsch und unsere feste Hoffnung. Aber auch ein anderes, vom Verfasser speciell in's Auge gefaßtes Publikum, nämlich die

studiosa juventus, dürfte aus der Lectüre dieser Anthologie nicht bloß gesunde und begeisternde Ideen schöpfen, sondern auch für manche moderne Fragen den richtigen lateinischen Ausdruck lernen, während das elegante Latein mancher päpstlichen Manifeste das Seinige zur ästhetisch-oratorischen Bildung durch Privatstudium beitragen wird. Wir wollen hier nicht wieder einen kaum eingeschlummerten Streit erwecken und überlassen es daher einem jeden Leser, nach seiner Meinung zu der vom Herausgeber mit sehr vieler Ruhe und Mäßigung vorgetragenen Ansicht Stellung zu nehmen, wonach sogar eine Einführung des Werkes als Schulbuch sich empfehlen dürfte. Wir können dieß um so leichter, als ja für Deutschland vorerst diese Frage keineswegs eine brennende ist und die altbewährte Methode der ratio studiorum unseres Ordens gegen eine solche Einführung spricht.

Das gut ausgestattete, leider von manchen, sogar sinnstörenden Druckfehlern nicht freie, im Preis äußerst mäßig gesetzte Werk ist dem jetzigen Heiligen Vater gewidmet, mit dessen Segen wir ihm eine weite und gnadenreiche Verbreitung wünschen.

W. Kreiten S. J.

Heimathweisen aus der Fremde, von P. **W. Kreiten.** Vom Verfasser autorisirter Abdruck aus „Aachens Dichter und Prosaisten", herausgegeben von Heinrich Freimuth. Kl. 8⁰. 131 S. Aachen, J. Stercken, 1882. Preis: *M.* 1.50.

Unsere Leser werden hier manche alte, liebe Bekannte wiederfinden, vor Allem die herrlichen Übersetzungen aus dem Provençalischen und aus Sarbiewski, die vor etlichen Jahren zuerst in dieser Zeitschrift erschienen sind. Sie haben sich aber aus ihrem literaturgeschichtlichen Rahmen entrafft und stehen nun selbständig da in einem Kranze von vielen andern Liedern und Romanzen, Sprüchen und Gelegenheitsgedichten, welche genugsam ausweisen, daß der Übersetzer ein Dichter ist, der den südfranzösischen Provençalen mit trauten deutschen Heimathweisen melodisch zu respondiren versteht und mit L. S. Lambert sagen kann:

„Ich bin ein Priester und bin Troubadour!
Du bangest, Freund? Warum denn sollt's nicht sein?
Sind Priester etwa nur zum Pred'gen gut,
Ein Amt zu singen, Sünden anzuhören? —
Mich drängt's zum Liede halt, was will ich machen?
Die Nachtigall wird zum Gesang geboren
Und schmettert ihre Lieder frei in's Land —
Und mir allein wär' dieser Trost versagt?"

Die schönsten, neuen Motive, ebenso innige als originelle Auffassungen bekannter Stoffe, die anmuthigsten, zartesten Stimmungsbilder, die mannigfaltige Natursymbolik und die reiche Fülle tiefreligiöser Gedanken und Empfindungen zeigen, daß das Reichsgebiet des religiösen Troubadours nicht so eng ist, wie verliebte Weltpoeten sich einbilden, daß er gerade so gut alles

Schöne und Herrliche im Himmel und auf Erden empfinden und besingen kann, nur daß sein Lied einen reineren Klang hat und, statt den Geist in die Niederungen der Materie herabzuziehen, die sichtbare Schöpfung im Strahlenglanz der ewigen Liebe schaut und bald jubelnd, bald sehnend, durch alle Strömungen der Seele hindurch, zu ihrem Urquell emporhebt:

„In's Weite hinein! Wohin, wohin
Stehst du, mein fröhlicher Wandersinn?
Die Welt ist so weit, die Welt ist so schön,
So woll'n wir zum Ende der Welt hingeh'n.

„Und als ich kam in den grünen Wald,
Der wieder von tausend Liedern schallt' —
Da blühten die Blumen so duftig bunt,
Da gingen die Bächlein am kühlen Grund.

„Und als ich kam in das Feld hinein,
Da lag auf dem Lande der Sonnenschein,
Da wogten und rauschten die Ähren so schwer,
Da jubelten Lerchen im Äthermeer.

„Und als ich stand auf der Bergeshöh',
Da stieg die Sonne zur rosigen See,
Und küßte die Berge und Blumen sacht
Mit gold'nen Strahlen zur guten Nacht.

„Und als das Glöcklein im Thale klang,
Da kniete ich nieder und betete lang,
Da ward es so still und so feierlich,
In's Herz mir ein süßes Heimweh schlich.

„In's Weite hinein! Wohin, wohin?
Wo alle die Sonnen wie Blumen verblüh'n,
Wohin die betenden Klänge verweh'n
Und Sternenengel am Throne steh'n."

Von so einem Heimweh wird die Seele nicht krank, sondern gesund. Wenn P. Kreiten vielleicht mitunter als ein etwas strenger Censor erschienen sein mag, so tröstet er seine Clienten dafür auch mit seinem guten Beispiel. Die Formvollendung, welche sich bis in's Kleinste zeigt, ist nicht das Werk eines plötzlichen Raptus, sondern jener Herrschaft über Gedanke, Sprache und Reim, die auch der poetische Genius nicht ohne Arbeit und Selbstbeherrschung erlangt. Es ist anzunehmen, daß P. Kreiten statt dieses kleinen, anspruchslosen Heftchens leicht einen dicken Band Poëmata hätte veröffentlichen können. Dafür ist sein Liederkranz auch ein wirklicher Kranz und braucht nicht erst mit Gartenscheere und Heckenmesser ausgeputzt und frisirt zu werden.

A. B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Apologie des Christenthums. Den gebildeten Ständen gewidmet von H. J. Reitmayer, Pfarrer zu Finthen bei Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 12°. 88 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: 90 *Pf.*

Das Büchlein trägt in seiner ganzen Anlage und Durchführung dem Umstande Rechnung, daß nun einmal ein größeres Lesepublikum es für gewöhnlich nicht liebt, ernsten Materien bei gar zu ausführlicher und streng systematischer Darstellung seine Zeit zu widmen. Unter 54 Überschriften, welche insgesammt Kernpunkte der christlichen Apologetik und Polemik bezeichnen, werden in mehr aphoristischer Form sehr beherzigenswerthe Gedanken vorgetragen. Bei der äußerst kurzen Fassung können natürlich die einzelnen Gedanken nicht alle vollkommen überzeugend wirken. Wahren Lichtgedanken begegnet man häufig, mißverständlichen Sätzen sehr selten.

Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal v. Geissel und seine Zeit. Von Dr. Baudri, Weihbischof. Zweite und dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1881. 8°. 328 S. Preis: *M.* 5.

Cardinal v. Geissel war ein Mann von Gott gesandt, ausgerüstet mit hohen Geistesgaben und der ganzen Kraft, die nöthig waren, um die Kirche Deutschlands in den schwierigen Verhältnissen nach den Kölner Wirren zu leiten und sie aus den Stürmen des Jahres 1848 nicht nur unversehrt, sondern auch gekräftigt herauszuführen. Sichert darum schon der Gegenstand dem angeführten Buche eine günstige Aufnahme, so gewinnt dasselbe heute ein doppeltes Interesse, weil es überaus zeitgemäß ist. Es zeigt im unwidersprechlichen Lichte historischer Wahrheit, wie schön der Friede ist zwischen Staat und Kirche, wie dieser Friede dem Staat noch mehr Nutzen bringt, als der Kirche, und wie leicht er zu erreichen ist, wenn nur guter Wille nicht fehlt und echt staatsmännischer Blick die Vorurtheile eines engherzigen Bureaukratismus zu überwinden weiß. Es zeigt aber auch an mehr als einer Stelle, wie schwer es dem staatlichen Bureaukratismus wird, sich jener Vorurtheile zu entledigen und der Kirche jenes volle Vertrauen entgegenzubringen, das allein einen dauerhaften Friedensstand begründen kann. Ist neben dem Gegenstande und der Zeitgemäßheit die Person des Verfassers für jedes Buch bedeutungsvoll, so hat unser Buch den besonderen Vortheil, daß es von einer Hand kommt, die dem Cardinal mehr als zwei Jahrzehnte hindurch in seinen Amtsgeschäften gleichsam als Rechte diente und in alle seine geschäftlichen Beziehungen eingeweiht war. Die ebenso liebenswürdige als charakterfeste Person des hochwürdigsten Herrn Verfassers leuchtet überall hervor. Sie wird zweifelsohne durch das vortreffliche Buch, welches nicht nur an Umfang, sondern auch an innerem Werthe unter den Vereinsschriften des Görresvereins einen hervorragenden Platz einnimmt, vielen Katholiken in diesen schweren Zeiten zur Ermuthigung dienen und ihnen den Weg immer klarer zeigen, auf dem sie, wie der hochselige Cardinal, die Rechte ihrer Kirche zu vertheidigen haben, ohne die des Staates zu schädigen.

Zur Geschichte des Franziskanerklosters, der Kirche und Pfarre zum heiligen Nikolaus in Aachen. Von F. Reu. Mit vier photolithogra-

phischen Abbildungen. Ertrag zum Besten der Kirche. Kl. 8°. 124 S. Aachen, Jacobi, 1881. Preis: *M.* 1.50.

Mehrmals hatte der hochwürdigste Herr Erzbischof Paulus von Köln den Wunsch ausgesprochen, man möchte die Geschichte der einzelnen Kirchen erforschen und feststellen, damit diese Einzelarbeiten außer ihren besonderen Zwecken zugleich auch zu Beiträgen für die beabsichtigte Darstellung einer Geschichte der ganzen Erzdiöcese dienten. Diesem Wunsche hat Herr Kaplan Neu mit obiger Monographie vollkommen entsprochen. Als ein großer Brand 1234 das Kapitelshaus vom hl. Nikolaus zerstört und hierdurch diesem Chorherrenstift ein Ende gemacht hatte, siedelten sich Franziskaner bei der vom Brande verschonten Kapelle an. Sie bauten eine gothische Hallenkirche, welche 1327 consecrirt ward. Im Jahre 1506 nahmen sie die Reform der hl. Koleta, 1636 die noch strengere Observanz der Recollecten an. In ihrem Convent ward Anfangs von zwei, 1760 von drei Lectoren Theologie docirt. Nach der Säcularisation im Jahre 1802 ward die Kirche eine Pfarrei. Ausführlich wird nun die Geschichte des Klosters, der Pfarrei, der Kirche, ihres Schmuckes und ihrer Bruderschaften berichtet. Wir empfehlen das Büchlein, und empfehlen es um so lieber, da wir darin auch das Lob eines unserer größten Wohlthäter in Deutschland, des Herrn Al. Jos. Nellessen, Pfarrers von St. Nikolaus, finden.

Kinderschutz. Von Franz Hattler, Priester der Gesellschaft Jesu. Sechs Schriften über Erziehung, vom Verfasser neu bearbeitet. 12°. VIII u. 424 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Der als echter Volksschriftsteller weithin bekannte Verfasser widmet dieses Buch den Gründern, Förderern und Mitgliedern des Canisius-Vereins zum Schutze der religiösen Erziehung der Jugend. Es umfaßt verschiedene schon früher veröffentlichte Schriften, welche so geordnet sind, daß der erste Theil sich direct an die Eltern und Erzieher wendet, während die zwei anderen alle Kinderfreunde überhaupt in's Auge fassen. Alle Abhandlungen aber zielen dahin, „den Erwachsenen ein wenig das Herz warm zu machen, daß sie thatkräftig zum Schutze der Unschuld, des Glaubens und auch des zeitlichen Wohles der Kinder mithelfen". Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß der hochw. Verfasser bei der Wärme der Überzeugung, wie der Anschaulichkeit und Eindringlichkeit der Sprache, womit er redet, diesen Zweck vollauf bei seinen Lesern erreichen wird. Darum sollte der „Kinderschutz" aber auch von keiner katholischen Familie übersehen werden.

Gaben des katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1881. 8°. 460 S. Graz, Selbstverlag des katholischen Preßvereins, 1881. Preis für Vereinsmitglieder: *M.* 1.04.

In der Diöcese Seckau (Graz) besteht ein katholischer Preßverein, der seit Jahren eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet. Er zählt 4943 Mitglieder, 1317 Pränumeranten und setzt 6681 Exemplare seiner Vereinsgaben ab. Dieselben werden für den beispiellos niedrigen Preis von 52 Kreuzer ö. W. an Vereinsmitglieder abgegeben und umfassen außer den statistischen Nachrichten über den Verein drei Schriften: 1) „Die Geschichte der Offenbarung des Neuen Bundes" (II. Theil), von W. Ambrosi: Das Leben unseres Heilandes in Betrachtungen; 2) „Kurzgefaßte Geschichte Österreichs für das Volk", von Dr. P. Macherl (IV. und V. Bändchen, von 1618 bis 1740); 3) „Du sollst den Feiertag heiligen", eine Erzählung von St. Moser.

Aus diesen Vereinsgaben ersieht man, daß der Preßverein redlich bemüht ist, dem Volke auf die billigste Weise eine erbauliche und unterhaltende Lectüre zu gewähren, und sich so wiederum der hohen Protection und Empfehlung, deren er sich erfreut, würdig macht.

Wellen vom Bodensee. Von Thekla Schneider. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Chr. Schlüter. Sigmaringen, Tappen, 1882.

Das sind keine von den hohen Wogen, welche der Föhn in dem weiten „deutschen Meere“ aufwühlt, sondern nur von artigen kleinen Wellen, deren Silberschaum an schönem Sommerabend träumerisch tändelnd am Gestade spielt, oder, um die Metapher zu verlassen, eine Sammlung Gedichte, die zum Theil am gemüthlichen, träumerischen Gestade des Bodensees entstanden sind und mit solchen spielenden Silberwellen verglichen werden mögen. Manche haben das mit den Wellen gemein, daß sie allzu reflexiv in sich selber zurückkehren und über das eigene „Dichten“ Betrachtungen anstellen:

„Am Bache spielt die Welle
Mir um den Fuß so lang,
Bis ich ein Lieblein werfe
In ihren Silbertang.
Es hat all ihre Strahlen
Die Sonne abgespult,
Mit denen sie so zärtlich
Um ein paar Verse buhlt.
Und, ach, die Sterne schmeicheln
Mit ihrem gold'nen Licht
In diesen Frühlingsnächten
Mir ab manch' lieb' Gedicht.“

Die einfache Naturfreude leidet unter diesen Bemühungen der Natur um Verslein, Lieblein und „liebe“ Gedichte. Doch hat auch diese lyrische Reflexion durchweg eine artige, echt poetische Gestalt gewonnen, z. B. in dem „Ertrunkenen Gedicht“ S. 78. Weitaus die meisten der Gedichte sind davon frei und bestätigen das einleitende Vorwort Professor Schlüters, der nicht ansteht, der jungen Dichterin eine geistige Verwandtschaft mit Annette von Droste-Hülshoff zuzusprechen, und zwar eine selbständige und originelle. Als eine Probe sei das „Frohnleichnamsfest“ mitgetheilt:

„Heut' ist der Herr durch's Feld gegangen,
Es hat sich festlich angethan;
Die Bäume neigten ihre Kronen,
Die Halme beteten ihn an.

„Und im Gebete ganz versunken
Stand Gras und Dolde, Strauch und Hag,
Ein kleines Blümlein auf der Wiese
Allein noch tief im Schlafe lag.

„Doch wie der Herr vorüberschreitet
Mit seines Segens mildem Thau,
Da schlägt die Blume, die verschlafen,
Die Augen auf so himmelblau.

„Die Thräne trat ihr aus der Wimper,
Da sie den Heiland wandeln sah,
Sie betete, sich tief verneigend:
‚Vergiß nicht mein und Gloria!'

„O Herr, ich habe auch geschlafen,
Ich habe Deiner nicht gedacht,
Ich habe nicht zu Dir gebetet,
O, eine lange, lange Nacht.

„Und während And're fromm gewesen,
Hab' ich von Dir noch nichts gewußt,
Du hast die Augen mir geöffnet,
Ich bin der Sünde mir bewußt.

„Und möchte weinen, weinen, weinen,
Daß ich Dich lange nicht geliebt,
Und möchte beten, beten, beten:
‚Vergib mir, daß ich Dich betrübt!'

„Und flehen möcht' ich, immer flehen:
O lieber Gott, vergiß nicht mein,
Und meine Zunge mög' Dich preisen;
O mach' mich fromm, o mach' mich rein!"

Ähnliche tiefreligiöse Klänge, in welchen die warme Empfindung sinnige und anschauliche Gestalt gewinnt, enthält der letzte Theil der Sammlung: „Geistliches", viele. Auch die erste Abtheilung: „Lyrisches", ist mit ernsten religiösen Liedern untermischt, so daß das Weltliche das Religiöse fast etwas stört, und umgekehrt; eine Trennung hätte wohl nicht geschadet, sondern den geistlichen Blumenstrauß Manchen noch lieber gemacht.

Traité de la Comédie et des Spectacles, selon la tradition de l'Église. (Par Armand de Bourbon, Prince de Conti.) Neue Ausgabe von Karl Vollmöller. Kl. 8°. 103 S. Heilbronn, Henninger, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Der sorgfältig ausgeführte Neudruck dieser schon 1667 zu Paris erschienenen Schrift gegen das Theater hat vorwiegend literaturgeschichtliches Interesse. Ihr Verfasser, Prinz Conti, ein Bruder des berühmten Condé, war anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt und studirte Theologie, ging aber, durch den Waffenruhm seines Bruders geblendet, in die militärisch-politische Laufbahn über und kämpfte während der Frondekriege gegen seinen eigenen Bruder. Nach einem weiteren sehr bewegten politischen Leben (seine Frau war eine Nichte des Cardinals Mazarin) zog er sich in seinen letzten Jahren vom Schauplatz der Welt zurück und ergab sich einer sehr ernsten Ascese. In diesen letzten Jahren schrieb er diese kleine Abhandlung gegen das Theater, wie sich ihm dasselbe an dem zwar glänzenden, aber sittenlosen Hofe Ludwigs XIV. darstellte. Da die heutige Bühne, sogar nach der Ansicht Gottschalls, sich sehr den Liebhabereien des altheidnischen Bühnenpublikums genähert hat und vielfach auf die frivolste Unsittlichkeit speculirt, so trifft die Argumentation Conti's in manchen Punkten diese heutigen Mißbräuche der Bühnenkunst. Auch die vielen Aussprüche der heiligen Väter gegen das Theater, welche er im Appendix gesammelt, mögen unter solchen

Umständen praktische Erwägung finden. Auf die dramatische Kunst überhaupt aber darf man seine Mahnungen nur cum grano salis beziehen. Eine „Schmähschrift", wie der Herausgeber sie nennt, möchten wir sie nicht nennen. Sie ist nur eine etwas zu stark aufgetragene Abwehr, wie sie der Mißbrauch des Theaters zeitweilig auch in Italien, Spanien, Deutschland hervorrief, schroff, streng, aber gut und ehrlich gemeint.

Miscellen.

Realien in der Elementarschule. Die königl. preußische Düsseldorfer Regierung hat vor Kurzem (am 26. November 1881) eine Verfügung erlassen, in welcher eine Beschränkung des realistischen Lehrstoffes für die Volksschulen angeordnet wird. Bemerkenswerth ist die Erklärung der Regierung, daß ihre Räthe in den Schulen „Ausschreitungen" gefunden, „welche den neuerdings der Volksschule gemachten Vorwurf einer Überschüttung der Schüler mit realistischem Stoff als nicht ganz unbegründet erscheinen lassen". Daher veranlaßt sie die Schulinspectoren, „gegenüber der hin und wieder zu Tage tretenden einseitigen Bevorzugung des realistischen Unterrichtes mit besonderer Sorgfalt darauf zu halten, daß die Hauptlehrgegenstände Religion, Muttersprache und Rechnen die hervorragende Stellung im Volksschul-Lehrplan überall behaupten und dabei der Gesang, und zwar auch der volksthümliche, die erforderliche Berücksichtigung finde. Insbesondere werden die Herren Kreisschulinspectoren in dieser Hinsicht ihr Augenmerk auf die jüngeren Lehrer zu richten haben, da erfahrungsgemäß dieselben nur zu leicht versucht sind, gerade auf dem Gebiete des Realunterrichtes die Kenntnisse, welche sie zu ihrer eigenen Ausbildung im Seminar sich angeeignet haben, in derselben Ausdehnung auch in die Volksschule zu übertragen". Diese Verfügung ward beifällig aufgenommen; denn der Übelstand, daß die Kinder ob „der Überschüttung mit realistischem Stoffe" Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, also den eigentlichen Lehrstoff für die Elementarschulen, nicht mehr ordentlich erlernten, wurde allgemein empfunden (siehe diese Zeitschrift, XIX. 516). Doch ward von der „Rheinisch-westphälischen Schulzeitung" (1. Jan. 1882) als Ursache jenes Übelstandes „der officielle Lehrplan und insbesondere auch der officielle Stundenplan" angegeben. Auch in der „Kölner Volkszeitung" (6. Januar 1882) wurde, offenbar von fachmännischer Seite, darauf hingewiesen, wie unrecht die Düsseldorfer Regierung daran thue, die Schuld auf die Lehrer zu schieben. Dieselben mußten ja für jedes Semester eine „Pensenvertheilung" anfertigen und solche dem Hauptlehrer, sowie den Schulinspectoren zur Prüfung einreichen. Wenn sie also das Maß bei der Wahl des Lehrstoffes überschritten, so mußten sie getadelt werden. Das geschah aber so wenig, daß sie vielmehr von den Schulinspectoren zu jener Bevorzugung des realistischen Stoffes ermuntert wurden. Es werden verschiedene

Beispiele angeführt, wo das Maßhalten in den Pensen eine Rüge bewirkte, während Pensen über Raumlehre und Physik, deren sich Untersecundaner eines Gymnasiums nicht zu schämen brauchten, mit beifälligen Randglossen begleitet wurden. Die königliche Regierung selbst empfahl in der vorletzten Verfügung die Duisburger Pensenvertheilung für den Zeichenunterricht, indem sie verlangte, daß Volksschüler ein Reißbrett nebst Zubehör, sowie Aquarellfarben mit zur Schule bringen sollten. Da hält es freilich schwer, eine Satire nicht zu schreiben. Die Kinder werden Mathematiker, ohne ordentlich rechnen, Physiker, ohne ordentlich lesen, Maler, ohne ordentlich schreiben zu können; sie wissen von Allem, nur nicht das Allernothwendigste: die Religion; sind altklug, ohne je kindlich gewesen zu sein; und was das Schlimmste und leider nicht selten eintrifft, sittlich verdorben, ohne sich je der Unschuld erfreut zu haben. Würde man sich in der Elementarschule auf das beschränken, was deren Zweck ist: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, so wäre ein achtjähriger Schulzwang unnöthig, weil man zur Erlernung dieser Gegenstände nicht im Allgemeinen acht Jahre braucht. Nun aber, wo diese lange Zeit allgemein vorgeschrieben, sucht man dieselbe mit anderen höheren Lehrgegenständen auszufüllen, und unsere ganze Zeitrichtung treibt zu den realistischen Fächern, und der Liberalismus fördert solches aus allen Kräften, da er die Religion durch die „exacten Wissenschaften“ zu ersetzen sucht. So werden mit „realistischem Stoffe“ die Kinder „überschüttet“ und lernen nicht jene nothwendigen Dinge, die der eigentliche Lehrstoff der Elementarschule sind. Das Volk aber weiß kaum mehr die Communallasten für Schulzwecke aufzubringen. Wäre es da nicht besser, mit dem achtjährigen Schulzwang und dem so kostspieligen Humbug, der sich daranheftet, aufzuräumen? Sollte man da nicht daran denken, das noch gegenwärtig für Rheinpreußen giltige Gesetz, die königliche Cabinetsordre vom 14. Mai 1825 (siehe diese Zeitschrift, XX. 100), welche weder Minister, noch Regierung, noch Schulinspectoren aufheben können, endlich einmal auszuführen? Nach diesem Gesetz ist nicht eine bestimmte Schulzeit vorgeschrieben, sondern der Seelsorger hat darüber zu befinden, ob ein Kind die zu seinem Stand nothwendigen Kenntnisse besitze und deßhalb aus der Schule zu entlassen sei. Wir freuen uns, constatiren zu können, daß eine große Autorität im Schulfach, der ehemalige württembergische Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens und jetzige Kanzler der Universität Tübingen, Dr. v. Rümelin[1], dem jener Cabinetsordre zu Grunde liegenden Principe vollständig beistimmt. Nach ihm liegt es unzweifelhaft in der Consequenz einer richtigen Begründung des Schulzwanges, daß, wer wirklich den Nachweis liefern könnte, er habe dasjenige gelernt, was in den Volksschulen gelernt wird — das obligatorische Minimum für Alle —, dem Gesetze genüge gethan hätte und weitere Anforde-

---

[1] In einem Artikel: „Das Object des Schulzwanges“, den er 1868 zuerst in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft und kürzlich in seinem Werke: Reden und Aufsätze von G. Rümelin (Freiburg und Tübingen, 1881) veröffentlichte.

rungen an Kind oder Eltern unter diesem Titel nicht erhoben werden dürften. Statt dessen hat man allgemein an die Stelle eines solchen Schulzwanges das schulpflichtige Lebensalter vom 6. (7.) bis zum 13. oder 14. Lebensjahre gesetzt. Letzteres System scheint Rümelin sowohl das Gesetz der bürgerlichen Gleichheit zu verletzen, als auch die berechtigte Ungleichheit nicht zu beachten. Wichtiger aber als diese beiden oben beregten Mängel und gegen das ganze System entscheidend ist für Rümelin das Moment, „daß die rücksichtslose, innerhalb derselben Gemeinde gleichmäßige Forderung eines bestimmten Quantums von Schulzeit die Volksschule innerlich lähmt und zu einem schwerfälligen, stagnirenden Institut herabdrückt. Alles erfolgreiche menschliche Thun bedarf eines fest vor die Augen gestellten Zieles, eines naheliegenden treibenden Motivs. Der Volksschule fehlt ein solcher wirksamer psychologischer Impuls, und zwar für Eltern, Lehrer und Schüler. Kein Eifer vermag den Bann des Gesetzes abzukürzen, kein Stumpfsinn und keine Indolenz ihn zu verlängern. Der Begabte bleibt mit dem Unbegabten an dieselbe Bank gefesselt, jener wird nicht weitergeführt, dieser nothdürftig nachgeschleppt, bis endlich beiden die Stunde der Befreiung schlägt". „Es gibt notorische Dinge, die Niemand sich getraut auszusprechen; eine besonders gewagte, mit der Gefahr der Mißdeutung und der heftigsten Reclamationen verbundene Sache ist es, über die Leistungen eines Instituts oder Standes ein anderes als ein günstiges Gesammturtheil zu fällen. Die Fachmänner wollen nicht, daß ganz dasselbe, was sie unter sich gestehen und gelten lassen, von einem Dritten öffentlich gesagt werde. Es ist auch unbedingt einzuräumen, daß jedes generelle Urtheil dieser Art vielfältiger Restrictionen bedarf; aber dennoch möchte ich auf Grund zahlreicher directer und indirecter Zeugnisse von urtheilsfähigen Männern, sowie nach eigenen, wenn auch schon älteren Wahrnehmungen die Überzeugung aussprechen, daß das deutsche Volksschulwesen im Großen und Ganzen ein unverhältnißmäßig kleines Resultat an wirklicher Volksbildung liefert." Übereinstimmend mit diesem Cultusminister urtheilen andere Männer, sogar Parteigänger des reinsten Liberalismus (siehe diese Zeitschrift, XIX. 515 bis 517). Den bereits mitgetheilten Kritiken wollen wir noch ein Urtheil neuesten Datums aus der hochliberalen allgemeinen „Deutschen Lehrerzeitung" (Nr. 36) hinzufügen: „Der Schule an sich hat die liberale Schulgesetzgebung dadurch geschadet, daß sie dieselbe mit Lehrstoff überbürdet und damit eine von nachhaltigem Erfolge begleitete Volksbildung unmöglich gemacht hat. Die gewöhnliche Dorfschule kann den seitens der neueren liberalen Schulgesetzgebung gestellten Anforderungen nur auf Kosten der Gründlichkeit genügen. Unsere Jugend wird dadurch blasirt, nicht gebildet."

Eine alte Rechnung. Die Vikare des Stiftes der Victorskirche zu Xanten bildeten seit Alters eine Bruderschaft. Die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben „dieser Bruderschaft des hl. Johannes des Evangelisten der Vikare der Kirche von Xanten" haben sich zum größten Theile erhalten. Sie stehen im Xantener Archiv in langer Reihe, die mit dem Anfange des fünf-

zehnten Jahrhunderts beginnt und mit dem Ende des achtzehnten schließt. In den älteren Rechnungen kehrt von Jahr zu Jahr ein Posten wieder, der die Aufschrift trägt: „Ausgaben beim Festmahle am Tage des hl. Johannes des Evangelisten“. Alle Canonici waren dazu geladen, und die Zahl der Theilnehmer wird um 40 betragen haben. Die Mittheilung dieses Postens aus einer der ältesten Rechnungen, der von 1426, dürfte nicht ohne Interesse sein. Wir lassen sie in wortgetreuer Übersetzung folgen, bemerken aber vorher, daß in jener Zeit eine Mark 12 Solidi hatte, ein Solidus aber 12 Denare. Ein tüchtiger Handwerker verdiente damals zu Xanten im Winter ungefähr $2^1/_2$, im Sommer $3^1/_2$ Sol. Tagelohn, ein Tagelöhner im Winter $1^3/_4$, im Sommer $2^3/_4$ Sol. Rechnen wir den Tagelohn in unserer Zeit zu durchschnittlich 2 Mark, was gewiß eher zu viel als zu wenig ist, dagegen den zu Xanten 1426 durchschnittlich zu $(2^1/_2 + 3^1/_2 + 1^3/_4 + 2^3/_4)\ ^1/_4 = 2^1/_2$ Sol., so wären im Jahr 1426, der Taglohn als Maß zur Vergleichung der früheren und der jetzigen Preise gerechnet, $2^1/_2$ Sol. oder 30 Denare = 2 Mark heutigen Geldes, also 1 Denar = $6^2/_3$ Pfennige, 1 Sol. = 80 Pfennige, 1 Xantener Mark = 9,60 heutige Mark.

Die Rechnung lautet nun also:

„Erstens für 14 Kapaune 2 Mark 6 Den.
Item für 2 Schinken von 10 Pfund 5 Sol.
Item für 19 Pfund Schweinefleisch 9 Sol. 6 Den.
Item für Spezereien 6 Sol.
Item für 15 Quart Wein 2 Mark 22 Den.
Item für Weiß- und Schwarzbrod 7 Sol.
Item für Bier 2 Sol.
Item für Holz und Kohlen im Ofen 6 Sol.
Item für den Koch (Lohn) 2 Sol. 6 Den.
Item für Erbsen, Äpfel, Eier, Käse, Butter, Senf, Salz, Milch und anderes 8 Sol.“

Das Festmahl bestand, wie die andern Rechnungen noch klarer zeigen, aus drei Gängen; beim ersten reichte man die Kapaune, beim zweiten die Schinken, beim dritten das Schweinefleisch, das mit den „Spezereien“ zu einem „piperatum, d. h. gepfefferten Braten“, bereitet war. Mehr als 100 Jahre blieb dieser Küchenzettel derselbe, ein Zeichen der conservativen Sitten jener Zeiten. Als Zukost kamen die Erbsen, welche die Stelle unserer Kartoffel vertraten, und die Äpfel.

Vergleichen wir die Preise der Lebensmittel mit den Tagelöhnen, so kostete 1426 den Handwerksmann, der $2^1/_2$ Sol. verdiente, ein Pfund Schweinefleisch (Schinken) 6 Denare, d. h. $^1/_5$ seines Lohnes, während heute dem Manne, der 2 Mark verdient, ein solches Pfund 0,75 Mark, d. h. $^3/_8$ seines Lohnes zu stehen kommt. Damals kostete ein Kapaun 21 Denare, d. h. $^2/_3$ des Tagelohnes, heute 2 Mark, d. h. den vollen Tagelohn.

Populäre Assyriologie. Kaum dreißig Jahre zählt die Assyriologie, und doch hat sie der Entdeckungen und der Räthsel sehr viele zu Tage ge-

fördert, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich ziehen. Eine neue Civilisation, eine ganze Geschichte von Assyrien und Babylonien, ein chronologisches System für mehr als dreihundert Jahre, eine neue Sprache in Babylonien, deren Name früher nicht einmal bekannt war, astronomische Beobachtungen der Chaldäer u. s. w., dieses Alles läßt von der Assyriologie noch großartige Resultate für die Geschichte des Alterthums und namentlich der Heiligen Schrift erwarten. Um dieser Erwartung zu entsprechen, haben leider viele Assyriologen die nothwendige Kritik und Genauigkeit öfters bei Seite gelassen. Sie waren nur darauf bedacht, recht viel Neues und Interessantes dem Publikum zu bieten, das ja doch nicht im Stande war, alle die Gründe zu würdigen und abzuschätzen. Ja manche haben es selbst gewagt, über jene Entdeckungen so zu schreiben und die Resultate der Forschungen zu verwerthen, als ob die Erklärung sämmtlicher Inschriften bereits gesichert wäre. Bei dem gegenwärtigen Stande der assyriologischen Literatur ist es aber solchen, welche nicht mit den Originalinschriften sich beschäftigen, fast unmöglich, das Richtige in einem einzelnen Falle zu finden; denn die Assyriologie hat noch nicht jene Vollendung erhalten, die ihr z. B. Ménant in seinem Manuel de la langue assyrienne zuerkennt. Dieser Gelehrte hält es bereits für überflüssig, für die Behauptungen noch Belege aus den Inschriften beizubringen, so daß jenes „wissenschaftliche" Handbuch einfach blinden Glauben erheischt. Kein Wunder daher, daß gründliche Kenner der semitischen Sprachen ganz bedenklich den Kopf schütteln über manche großartigen Entdeckungen. Daß es aber in dieser neuen Wissenschaft der Beweise noch vielfach bedarf, zeigt die Vergleichung der bereits bestehenden Übersetzungen, insoweit sie nicht alle von einem ersten Versuche abgeschrieben sind. Wer könnte z. B. die Übersetzung des Wortes us-bar auf guten Glauben hinnehmen, wenn er sieht, daß es der Eine mit „Schwiegervater", der Andere mit „foulon" (Walker), ein Anderer mit „fertility" (Fruchtbarkeit), ein Anderer endlich mit „Webestuhl" übersetzt? Man findet in assyriologischen Werken den Stern kak-s'i-di mit Polarstern aus folgendem Grunde übersetzt: kak-s i-di ist in einer Inschrift mit sukunu erklärt, arabisch sukûn die Ruhe, also der ruhende, unbewegliche Stern, der Polarstern. Es ist aber an betreffender Stelle der publicirte Text unrichtig, es heißt dort im Original des Britischen Museums sukudu. Wie nun? Gab man die auf der offenbar falschen Lesart fußende Deutung auf? Weit gefehlt! Man hielt an der alten Errungenschaft fest, legt diese alte Deutung dem richtig gelesenen neuen Worte bei und folgert daraus: der Polarstern heißt im Assyrischen sukudu. Auf eine ähnliche Weise sieht es mit sehr vielen Wörtern aus. Eine der neuesten assyrischen Übersetzungen läßt sogar die Götter „auf Eiszapfen" sitzen. Wie wäre es da möglich, richtige Schlußfolgerungen aus den assyriologischen Resultaten zu ziehen, um sie für andere Wissenschaften zu verwerthen? Freilich, wer einmal geprahlt hat, daß er assyrische Inschriften so leicht wie einen Zeitungsartikel lese, der will später nicht eingestehen, daß er geirrt, und eine solche Handlungsweise macht es allen, die nicht specielle Forscher sind, fast unmöglich, die Errungenschaften der Assyriologie zu verwerthen. In dieser Hinsicht hat Professor v. Gutschmid

in seinem Werke: „Die Assyriologie in Deutschland“, manche gute Rathschläge gegeben, wenn sie auch in etwas derber Weise vorgebracht sind und Verschiedenes übertrieben ist.

Es liegt uns ein Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ vor: „Die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament, von Dr. Rudolph Buddensieg. Dresden.“ Diese Broschüre zeigt, wie schwer es ist, assyriologische Resultate zu verwerthen. Der Verfasser selbst wirft freilich dem gerade durch wissenschaftliche Akribie ausgezeichneten Professor Engelbert Lor. Fischer vor, daß er in der übereilten Benützung der „neuesten wissenschaftlichen Forschungen“ kritiklos aufnehme, was seinen Zwecken diene, und eine große Anzahl katholischer Hauptdogmen auf den Monumenten dargestellt finde. Bei diesem Vorwurf nimmt es sich aber sonderbar aus, wie Buddensieg gleich Fischer S. 34 die biblische Schlange auf den altbabylonischen Darstellungen findet. „Auch bildliche Darstellungen bezeugen diesen Kampf Bels mit einem Drachen, und sprachliche Gründe gestatten allerdings die Annahme, daß die Vorkämpferin im Götterkampfe eine Schlange, ein Drache sei. Dann wird man Smith auch weiter folgen und behaupten dürfen, daß die Tiamat, der ‚schuppichte Drachen‘ (Schlange oder Fisch), das Äquivalent für die biblische Schlange sei. Diese Annahme erscheint um so berechtigter, als sich im Britischen Museum wirklich eine altbabylonische Gemme befindet, auf welcher zwei menschliche Figuren dargestellt sind, die zur Seite eines Baumes sitzen und die Hände nach seinen Früchten ausstrecken; hinter der einen Figur — der Frau — befindet sich eine Schlange. — Diese bildliche Darstellung ist allerdings ein überraschendes Seitenstück zu Gen. 3 und legt die Vermuthung nahe, daß bereits in der babylonischen Tradition und nicht erst auf jüdischem Boden die verführende Schlange in Verbindung mit der Sünde des Menschen gesetzt ist.“ Selbst das Alter jenes altbabylonischen Siegels zugegeben — was archäologisch sehr schwer zu bestimmen ist, da solche Siegel meistens aus der Zeit nach der babylonischen Gefangenschaft oder gar nach Christi Geburt, nämlich aus der Achämeniden- oder Sassanidenzeit, wenn nicht noch später, sind —, gehört doch eine glückliche Phantasie dazu, aus der etwas gebrochenen Begrenzungslinie des gedachten Siegels eine Schlange zu construiren und dann darin „ein überraschendes Seitenstück zu Gen. 3“ zu entdecken. Freilich bei einer starken Vergrößerung, wie im Werke von Vigouroux, ist es ein Leichtes, der Bruchlinie einen Schlangenkopf aufzusetzen. Solch' voreilige Schlüsse zu Gunsten der Bibel nützen nichts, müssen vielmehr den Zweck der Archäologie wesentlich beeinträchtigen. — Daß Herr Dr. Rud. Buddensieg, trotz des „wissenschaftlichen Apparates“ im Anhange, keinen klaren Begriff der assyrischen Denkmäler hat, zeigen manche Beschreibungen, z. B. des Britischen Museums (S. 11), des Cylinderbildes von Khorsabad (S. 73), worunter der Verfasser wohl das kolossale Hautrelief im Louvre (gegen 15 Fuß hoch) verstehen will, oder den winzigen Thonabdruck im Britischen Museum u. s. w. Wie der Verfasser (S. 21) die Lehre vom Scheol und „sehr viele jehovistische Cultusformen“ in den assyrischen Denkmälern oder Inschriften finden will, ist für Einen, der die Inschriften kennt,

unbegreiflich; er kann darum Andern nicht vorrücken, nach Gefallen „das Purgatorium" aus den assyrischen Thonfragmenten herauszulesen. — Endlich lesen wir S. 63, daß die Angabe der Heiligen Schrift, Sennacherib sei von seinen Söhnen Abramelech und Sarezer im Tempel Nisrochs erschlagen worden, mit den Inschriften harmonire, sowohl was die erwähnte assyrische Gottheit als auch die Nachfolge Esarhaddons betreffe. Leider aber haben die Assyriologen bis jetzt diesen Gott Nisroch noch nicht gefunden, es sei denn, man wolle den Gott, welchen die Assyriologen Ea (Professor Oppert Kin) nennen, und welcher fast nur in Babylonien bekannt ist, damit identificiren. Daß aber die betreffende Inschrift auch jene Namen der Söhne Sennacheribs enthalten habe, scheint auf der Conjectur von Fox Talbot zu beruhen, welcher in Records of the Past, vol. III. p. 103 sagt: „Wäre [die ganze Inschrift] noch erhalten, so würden wir möglicherweise darin die Namen von Abramelech und Sarezer und manche Einzelheiten des tragischen Ereignisses gefunden haben." Das bezeugt aber doch nicht eine wirkliche Übereinstimmung der Heiligen Schrift mit den vorhandenen Inschriften.

Es ist immer lobenswerth, die alten Denkmäler zu erforschen und die Resultate mit der Heiligen Schrift zu vergleichen; aber Theologen können hierbei nicht vorsichtig genug sein, wie das Beispiel verdienstvoller und nichts weniger als kritikloser Gelehrten zeigt. Gesicherte Resultate sind in der Assyriologie leider meist nur Fachgelehrten zugänglich, so lange die vielen und schwierigen Vorfragen der Philologie und Archäologie noch nicht gründlich gelöst worden. Für jetzt ist die Hauptaufgabe der Assyriologie, kritische Textausgaben zu besorgen und das Material für künftige Studien zu sichten und andern Gelehrten zugänglich zu machen. Ohne diesen festen Boden bleiben die interessanten Entdeckungen für weitere Studien wohl unbrauchbar und können nur zu leicht zu Irrthümern führen.

Die römische „Frage“.

I. Geschichtlicher Überblick.

Der Weheruf der deutschen Katholiken über die piemontesische That vom 20. September 1870 erstickte unter dem Viktoriaschießen über die Niederlagen der Prätorianer Bonaparte's III. Zwar hoffte man — und man berief sich auf hohe Versprechungen —, daß, nach Vollendung des Krieges mit Frankreich, auch das räuberische Piemont ein Wort zu hören bekommen werde, aber vox faucibus haesit[1]. Kaum waren die Kanonen kalt geworden, da zeigte sich in der ersten Sitzung des deutschen Reichstages (21. März bis 15. Juni 1871) schon bei der Adreßdebatte der Abscheu vor jeder „Einmischung in das innere Leben fremder Staaten“, d. h. kalte Gleichgiltigkeit gegen Rom, und in der zweiten Sitzung (16. October bis 1. December) im Lutz'schen Kanzelgesetze der offene Krieg gegen Rom. Der Kanzelparagraph war „nur ein Bollwerk, welchem bei Revision des Kirchen-Staatsrechtes andere folgen mußten“.

Preußen regte sich nicht gegen die sacrilegische That Piemonts am Kirchenstaate. Ja im Jahre 1872, als der Krieg gegen das Papstthum zu heller Lohe angefacht war, u. d. 14. Mai, erließ Bismarck seine vertrauliche Note an die Vertreter des deutschen Reiches bei den fremden Regierungen in Betreff der zukünftigen Papstwahl, in welcher er, noch bei Lebzeiten unseres unvergeßlichen Papstes Pius IX., erklärte, daß „ein Papst, welchem die Gesammtheit oder die Mehrzahl der europäischen Souveräne glaubte die Anerkennung versagen zu müssen, so wenig denkbar wäre, wie es denkbar ist, daß ein Landesbischof (!) Recht ausübe, ohne von der Staatsregierung anerkannt zu sein.“ Denn die bischöf-

[1] Denkschrift über die an dem Papst und der katholischen Kirche durch die Occupation Roms vollbrachte Gewaltthat, verfaßt im Auftrage der Katholiken-Versammlung in Fulda vom 12. October 1870. Mainz, Dr. v. Sausen.

liche Jurisdiction sei in der päpstlichen aufgegangen (!), die Bischöfe seien nur noch des Papstes Werkzeuge, seine unverantwortlichen Beamten; deßhalb müßten sich die Regierungen fragen, ob die Wahl und die Person des neuen Papstes die nöthigen Garantien gegen den Mißbrauch solcher Gewalt biete[1].

Wahrscheinlich waren neben dieser Note noch vertraulichere und noch speciellere Weisungen an die preußisch-deutschen Vertreter, wenigstens bei den Großmächten, ergangen. Die „Gazzetta d'Italia", das Organ der italienischen Gemäßigten, erhielt nämlich unter dem 16. März 1878 einen römischen Bericht, der in wunderlicher Weise das Verhältniß Bismarck's zur eventuellen Papstwahl um 1872 behandelte. Er habe sehnlichst die Verlegung des Conclave nach Nizza, Malta oder Miramare gewünscht, in der Erwartung, daß dann sofort eine römische Volksversammlung mit etlichen Geistlichen sich einen eigenen „Papst" machen, und Crispi denselben schleunigst im Vatican installiren werde. Schon Pius IX. habe den Candidaten gekannt und ihm den Namen „Packträgerpapst" gegeben. Daß nun alles so ganz anders gekommen sei, habe den Reichskanzler über die Maßen geärgert. Sei doch das Papstthum damals der „unerträglichste Alp seiner Nächte" gewesen, und nun (1878) habe er gar einen Papst, „welcher Krieg gegen Preußen führen könne, ohne ihn gegen Italien zu führen", was sehr mißlich sei für die (damalige) deutsch-italienische Allianz („Köln. Volksztg.", 26. März 1878). Wie viel von der Mittheilung der „Gazzetta" Thatsache, wie viel auf Rechnung der südländischen Phantasie zu setzen sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber immerhin war bei der damaligen Katholikenhetze und dem glühenden Hasse gegen die Person des nun in Gott ruhenden Papstes vieles, ja alles möglich[2].

Gesteht doch die heimgegangene Culturkämpferzeitschrift „Im neuen Reich" in ihrer letzten Nummer (52; Jahrg. 1881) offen als Plan jener unglückseligen Zeit ein: „Man wollte, daß die evangelische Krone

---

[1] R. Siegfried, Actenstücke, betreffend den preußischen Culturkampf. Freiburg, Herder, 1882. S. 99 f.

[2] Damals (1872) erschien im Verlage van Muydens eine (officiöse?) Broschüre: „Ein Wort über die Papstwahl", voll Schmähungen gegen den „von den Jesuiten mißleiteten Pius IX.", wo man S. 6 liest: „Die Vernichtung der alten Selbständigkeit der Bischöfe, die absolute Herrschaft des Papstes über die Kirche und der damit ganz von selbst gegebene eminente politische Einfluß sollten den Ersatz für die Herrschaft über die geringe Zahl von Quadratmeilen bieten, welche dem päpstlichen Scepter bisher unterworfen gewesen waren."

Preußen in Deutschland ein Ende mache mit der Souveränetät des Papstthums, und man stellte denen, die darüber klagten, daß die stricte Befolgung der Maigesetze gegen ihre katholische Glaubensüberzeugung verstoße, kategorisch den Satz entgegen, daß das weltliche Gesetz des Staates vor Gott und den Menschen schlechterdings niemals bekämpft werden dürfe.“

Es handelte sich also — und man darf wohl die genannte Zeitschrift „für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst“ in dieser Frage wohlunterrichtet nennen — für die preußische Regierung nach Absicht der Culturkämpfer nicht nur nicht um Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, sondern sogar um Vernichtung jener nebelhaften und heuchlerischen „Souveränetät“, die noch im piemontesischen Garantiegesetze zur Täuschung Europa's paradirte.

Dahin zielte der § 1 des Gesetzes vom 11. Mai 1873, demzufolge „ein geistliches Amt nur einem Deutschen übertragen werden darf“, und § 1 des Gesetzes vom 12. Mai 1873: „Die kirchliche Disciplinargewalt über Kirchendiener darf nur von deutschen kirchlichen Behörden ausgeübt werden.“ Wenigstens innerhalb des deutschen Reiches sollte die „Souveränetät“ des Papstes, auch in geistlichen Dingen, aufhören.

Aber auch das Ausland sollte gegen alle und jede päpstliche Souveränetät gewonnen werden. Wir verdanken die Enthüllungen dem ministeriellen „Diritto“, der sie erst 7 Jahre später, um Neujahr 1882, ausplauderte in dem berühmten Artikel „Deutschland, Italien und der Papst“. Nachdem das halbamtliche Organ des piemontesischen Ministeriums des Auswärtigen (Mancini) auf die im Arnimprozesse bekannt gewordene Papstwahldepesche Bismarcks von 1872 und auf deren Fiasco hingewiesen, fährt es wörtlich fort:

„Da der Weg (im Auslande) sich aussichtslos erwies, begann Fürst Bismarck, im Stich gelassen, den Kampf Mann gegen Mann im Inlande. Der Papst reizte zum Aufruhr auf. Da wandte sich der Kanzler zwischen 1874 und 1875 noch einmal an's Ausland. Man kann eine Macht nicht zulassen, sagte er, welche souveräne Rechte im Hause Aller ausübt, welche ihre vermeintlichen Rechte in eine wirkliche Beleidigung der Souveränetät Anderer umgestaltet, ohne daß letztere Souveränetät in der Lage ist, gegen die Angriffe sich zu vertheidigen und den Angreifer zur Vernunft zu bringen oder, wo es nothwendig ist, ohnmächtig zu machen. Der Papst ist heute unverantwortlich und unangreifbar. Dieß ist eine Anomalie und ein Absurdum. Will Italien und wollen die übrigen katholischen Mächte die Freiheit und

Unabhängigkeit des Papstes vertheidigen, — nun wohl, so sind sie verantwortlich für den illegitimen und subversiven Gebrauch dieser Freiheit und dieser Unabhängigkeit. Ich muß mich an Jemand halten können, wenn der Papst auf die Bürger meines Staates eine Action ausübt, welche dem Staat selbst zum Schaden gereicht. Jetzt kann ich mich an den Papst nicht halten, weil er, obwohl moralisch mächtig, materiell unangreifbar ist. Ich kann mich nicht an die Mächte wenden und noch weniger an Italien, weil diese und dieses, wenn sie auch die Freiheit des Papstes garantirt sehen wollen, doch nicht daran denken, für den Gebrauch, der von dieser Freiheit gemacht wird, die Verantwortung zu übernehmen. Unter diesem Gesichtspunkt war der Papst mit einer weltlichen Herrschaft vorzuziehen. Damals konnte man ihm den Krieg erklären. Ein Kriegsschiff in den Gewässern von Civita-Vecchia konnte dafür genügen. Heute ist die Sachlage in jeder Hinsicht unzulässig. Sie muß geregelt werden!"

Der officiöse „Telegraph", welcher einen Auszug aus dem sensationellen „Diritto"-Artikel gebracht, hatte den vorstehenden Passus wohlweislich unterdrückt, denn derselbe hätte profanen Augen einen allzu deutlichen Einblick in die Karten des deutschen Reichskanzleramtes gestattet [1]. Wie die Note über die Papstwahl bei den Mächten ohne Wiederhall geblieben war, so richtete auch die deutsche Klage über die zu große Freiheit, welche dem Papste vom Garantiegesetze gelassen sei, im römischen Quirinal nichts aus. Denn weder Italien, noch Frankreich, Oesterreich oder Spanien sahen sich veranlaßt, den Völkern durch neue Unthaten gegen den Heiligen Stuhl Grund zu gerechten Klagen zu geben, und die letzten Reste von Freiheit des Stellvertreters Christi zu confisciren.

Daher ergoß sich Bismarck im Reichstage zu Berlin, 16. April 1875, in den folgenden Klagen ohne diplomatisches Geheimniß:

„Unter diesem Regime (der alten Kirchenpolitik) hat sich ein Staat im Staat gebildet. An der Spitze dieses Staates im Staat steht der Papst mit autokratischen Rechten, welcher durch das Vaticanum die bischöfliche Gewalt in sich aufgenommen und sich selbstherrlich an deren Spitze gestellt hat. Dieser Monarch befindet sich außerdem bei uns an der Spitze einer geschlossenen Partei, die wählt und abstimmt nach seinem Willen, der durch die von ihm abhängigen, nie anders wie der Papst zu denken berechtigten Priester kundgegeben wird. Der Papst hat in Preußen seine officiöse Presse besser bedient wie die des Staates, wohlfeiler, ausgedehnter, zugänglicher; er hat in dieser officiösen Presse die Möglichkeit, seine Decrete amtlich, wenigstens mit amtlicher Glaubwürdigkeit zu verkünden und die Gesetze unseres

[1] „Germania", 31. December 1881.

Staates für null und nichtig zu erklären; er hat außerdem auf unserm Boden ein Heer von Geistlichen, er zieht Steuern ein, er hat uns mit einem Netz von Vereinen und Congregationen übersponnen, deren Einfluß sehr wirksam ist; kurz, es gibt kaum, seitdem wir verfassungsmäßig sind, Jemanden, der in Preußen persönlich und autokratisch so mächtig wäre, wie dieser hohe italienische Prälat, mit seinem Rath des italienischen Clerus umgeben — so mächtig, wie er mit jenem Apparat, kann kaum eine andere Persönlichkeit auf unsere preußischen Verhältnisse einwirken. Eine solche Stellung, mit so viel Machtmitteln umgeben, wäre an sich eine sehr gefährliche und für den Staat kaum erträgliche, wenn sie einem Inländer verliehen und garantirt wäre, und zwar einem solchen, der dieselben Ziele erstrebt wie der Staat, aber vielleicht mit andern Mitteln. Wir wissen ja, wir Alle erstreben dieselben Ziele, aber nicht immer mit denselben Mitteln, und unsere Kämpfe um die Mittel sind ja oft recht heftige; also selbst dann wäre eine so mächtige Stellung gefährlich. Hier aber steht die Macht einem Ausländer zu, gewählt von italienischen oder mehr als zur Hälfte italienisirten Prälaten, die mit dem Deutschen Reiche und mit dem Königreich Preußen sehr wenig zu thun haben."

Wir bitten unsere Leser, den „unverantwortlichen und unangreifbaren" Papst und das „Kriegsschiff" vor Civita-Vecchia wohl im Gedächtnisse zu behalten. „Der Papst mit einer weltlichen Herrschaft ist dem depossedirten und auf den Vatican beschränkten vorzuziehen, weil man ihn mit physischen Mitteln fassen und mürbe machen (?) kann." Dieser Gedanke erklärt uns alle folgenden Schachzüge der Berliner Diplomatie.

Am 7. Februar 1878 entschlief Papst Pius IX. zum ewigen Lohne; am 20. Februar darauf wurde Leo XIII. erwählt und am 3. März gekrönt. Wie einst Pius IX. von den Mazzinisten umjubelt wurde, so feierte seinen Nachfolger die europäische Diplomatie als einen Mann des Friedens und der Versöhnung. Die Beweggründe waren beide Male dieselben, der Erfolg deßgleichen. Rom mit seiner nach Jahrhunderten rechnenden Erbweisheit läßt sich nicht durch Eintagsfliegen hinter das Licht führen.

Das Leben des neuen Papstes im Vatican und den angrenzenden Gärten wurde mit jedem Jahre, schließlich mit jeder Woche unerträglicher. Verschiedene Momente trugen hiezu bei. Hatte man im neunten Pius noch den früheren thatsächlichen Monarchen ehren müssen, so fiel diese Rücksicht beim neuen Papste weg, der im eroberten Rom, nach vollbrachter Thatsache, erwählt und gekrönt worden war. Sodann hatte der neue König Umberto, schon zu Lebzeiten seines Vaters sehr un-

populär, den Halt im italienischen Volke noch nicht gewinnen können; er fristet heute noch seine prekäre königliche Existenz nur als Spielball der Parteien und durch Zugeständnisse an die Linke; seine Minister sind im Herzen republikanisch gesinnt, können und wollen die Dynastie nicht ehrlich schützen, vollends am wenigsten den Hort der gesetzmäßigen Gesellschaftsordnung, den Papst. Im Grunde ist im schönen ausonischen Lande der von den Geheimbünden gegängelte Pöbel Herr und Meister.

Und wessen dieser süße Pöbel fähig ist, bewies er in der Nacht vom 13./14. Juli 1881 beim Leichenbegängnisse zu Ehren Pius' IX. Diese allen menschlichen Gefühlen hohnsprechende Orgie war das Werk der Umsturzvereine und zielte nicht bloß gegen den Altar, sondern vielleicht noch mehr gegen die Monarchie und jedes geschichtliche Recht. Sie war seit Jahren die schreiendste Demonstration jenes Umsturzgeistes, der unseren Erdtheil untergraben hat, und der sich am bubenhaftesten in Italien hervordrängt. Der ganze Hochsommer des vergangenen Jahres verlief unter unausgesetzten Versammlungen (bald „Meetings", bald „Privat-Conferenzen" je nach der Willigkeit der Polizei) der **Lega della democrazia Italiana**, z. B. zu Forli, zu Massa und Orbitello (beide am 18. Sept.), zu Imola. An letzterem Orte zählte man 800 Zuhörer der „Privat-Conferenz"; am meisten ward in der Rede des Redacteurs Fratti vom „**Dovere**" der Passus bejubelt, in welchem die Zukunft begrüßt wurde als jene glückliche Zeit, „in der die Menschheit sich selbst regieren wird, ohne einem bürgerlichen oder sittlichen Zwange zu unterliegen". Das war nichts Anderes als die Verkündigung der allseitigen Zügellosigkeit, also der Commune, des bürgerlichen und religiösen Nihilismus. Auf dem Lehrercongresse zu Mailand sprach eine einzige Lehrerin für Beibehaltung des Religionsunterrichtes. Sofort erhob sich der Unterrichtsminister Baccelli und verlangte den Ausschluß jeglichen Religionsunterrichtes aus der Elementarschule; die Pflege zarter Gefühle gereiche zwar dem weiblichen Geschlechte zur Ehre, aber Hauptsache sei es, daß die Jugend an der Hand der Erfahrungswissenschaften erzogen werde. „Die Religion," sagte Baccelli wörtlich, „hebt uns über die Wolken, sie fordert von dem menschlichen Geiste Glauben und blinde Unterwerfung, während die empirische Wissenschaft den Gebrauch der Vernunft verlangt. Wenn der römische Papst, durch unser Garantiegesetz geschützt (?), vom Balkon des St. Peter (!) der Welt und der Jugend die Nothwendigkeit des Glaubens predigen kann, so müssen wir von unseren Lehrstühlen die Ideen des Fortschritts und der Freiheit

verkünden, und wir werden dereinst sehen, welcher von den beiden Wegen den besten Erfolg aufweist."

War der Papst trotz seiner „Souveränetät" den schnödesten Unbilden der Gasse in seinem eigenen Palaste ausgesetzt, so ging es den Pilgern aus Spanien, Italien (16. October) und Frankreich nicht besser, wenn sie entweder durch Roms Straßen hinaus in's Leoninische Viertel zogen oder heimkehrten. Schreiend war besonders der Überfall der heimreisenden Rompilger aus Frankreich zu Pisa am Weihnachtsfeste. Sie wurden von den Pisaner Studenten und vom Pöbel thätlich insultirt. Um nämlich dem Gottesdienste beizuwohnen, hatten sie sich in die Kathedrale begeben, wo ein Prälat eine französische Predigt hielt. Inzwischen versammelten sich Universitätsstudenten in der Kirche, eilten, sobald sie französisch predigen hörten, auf die Straße und machten dem „Volke" vor, der Prediger spreche von der Zerschlagung der italienischen Einheit und von der Wiederherstellung des Kirchenstaates. Sofort versammelten sich die Pöbelmassen, die nebst den Studenten unter heillosem Tumulte den französischen Pilgern auf ihrem Wege nach dem Bahnhofe folgten. Die Franzosen waren gezwungen, sich eiligst in die Waggons einzuschließen; denn der nachdrängende Haufen trotzte der Polizeiwache, drang bis an das Bahngeleise vor und bewarf mit Steinen und Knütteln die Waggons unter den Rufen: „Nieder mit den Klerikalen! Nieder mit Pecci!" Die Polizei mußte eingreifen, es entstand eine Schlägerei, die erst nach einer halben Stunde von der mit blanker Waffe vorgehenden Gensdarmerie beigelegt wurde. Andernfalls wäre ein förmlicher Angriff auf die französischen Pilger in den Coupé's gemacht worden.

Darum erhob Papst Leo XIII. bei der Weihnachts-Gratulation des Heiligen Collegiums 1881 die begründete Klage: „Wenn fromme Pilger, getrieben von kindlicher Liebe, nach Rom kommen, um Unserem Vaterherzen Stärkung zu bringen und Uns ihre unveränderliche Hingebung zu bezeugen, dann werden sie oft die Zielscheibe für die Beschimpfungen der Presse und die Gewaltthätigkeit des Pöbels."

Wir müßten eine Liste ähnlich dem Schiffskataloge Homers in der Ilias aufführen, wollten wir auch nur entfernt alle Verunehrungen klassificiren, welche mittelbar oder unmittelbar Revolutions-Italien dem Heiligen Stuhle in der zweiten Hälfte des Jahres 1881 entgegenschleuderte. Nicht ohne Ursache erhob sich daher auf's neue das Gerücht von einer baldigen Abreise des Papstes aus Rom (December), und nordische Beschränktheit sprach bereits von Fulda als dem neuen Avignon, obgleich

für diesen Fall bereits am Ende September 1870 ein ganz anderer Ort in Aussicht genommen ist, und die römische Prälatur den Heiligen Vater ganz gewiß nicht vom Regen in die Traufe bringen will. Ja als am 21. December die zwei päpstlichen Staatswaggons, ein Geschenk des dritten Bonaparte an Pius IX., im Bahnhofe von Rom standen, um geputzt zu werden, gerieth die Bevölkerung der ewigen Stadt über die „Abreise des Heiligen Vaters" in namenlose Aufregung; die Polizei- und Militärwachen wurden verstärkt, alle Vorbereitungen gegen einen Volksauflauf getroffen; und wer hiebei am meisten zitterte, war Umberto mit seinem Kabinet.

Jedoch hatten die Injurien der Secte gegen die höchste Würde auf Erden noch eine andere ungleich wichtigere Folge: die römische „Frage" kam wieder in Fluß, nachdem sie elf Jahre lang diplomatisch geschlafen hatte.

Wir sagen „diplomatisch", denn im Herzen aller Katholiken war sie stets wach geblieben, ja war sie niemals eine „Frage", sondern ein durch die einfachsten Sittlichkeitsnormen selbstverständliches Axiom. Solange die Sache nach ihrem Eigenthümer schreit (res clamat domino), solange schreit das ewige Rom nach seinem einzig legitimen und einzig möglichen Beherrscher, nach seinem Papst-König.

Die Auferstehung der römischen „Frage" begann mit zwei sensationellen Broschüren, ganz in der Weise Bonaparte's III. und seines Laguerronnière.

Die erste, die im November 1881 zu Paris in französischer Sprache erschien und den Titel führte: „La situation du Pape et le dernier mot sur la question Romaine", war scheinbar in katholisch-transigentem Sinne geschrieben und machte großes Aufsehen[1]. Sie behandelte die römische Frage in dem Sinne, wie etwa ein bis zu den äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit gehender Katholik sie auffassen könnte, stellt das italienische Garantiegesetz als ungenügend hin, plädirt auch für die territoriale Unabhängigkeit des Heiligen Vaters, verläßt aber kaum das rein-theoretische Gebiet. Eine bald darauf dementirte Sage wollte die Autorschaft der Broschüre dem Fürsten Karl von Isenburg-Birstein zuschreiben; wer jedoch den edlen Kavalier kannte, bedurfte keiner Berichtigung.

---

[1] In deutscher Übersetzung erschien sie im December im Verlage der „Germania" zu Berlin.

Noch wichtiger war die zweite Broschüre, die in italienischer Sprache unter dem Titel „Il Papa e l'Italia" bald nachher erschien und zum Beweise, daß System in solcher Literatur lag, das Gebiet der Theorie verließ, um greifbare praktische Vorschläge zu machen. Um das Publikum recht aufmerksam zu machen, ließ sich das „Berliner Tageblatt" „aus Rom" telegraphiren, daß die Verfasser der Schrift „zwei päpstliche Geheimsecretäre" seien, und daß der Heilige Vater eigenhändig die Correctur des Druckes besorgt habe; Beweis genug, daß man in erster Linie die deutschen Katholiken belehren und bekehren wollte. Damit dieß ja recht gelinge, wurde einer Berliner Agentie „aus Rom von unterrichteter Seite" mitgetheilt, daß die betreffende Schrift eine über das Maß des Alltäglichen hinausgehende Bedeutung habe, was wir gewiß nicht läugnen wollen. Sie schlug eine zu empfindsame Saite der katholischen Welt an, als daß sie nicht südlich und nördlich von den Alpen einen lebhaften Anklang gefunden hätte, obgleich die Ultramontanen sofort begriffen, daß solche Zugeständnisse, welche dem päpstlichen Eide in Betreff des Patrimonium Petri widersprechen, nimmermehr aus dem Vaticane kommen konnten.

Wir müssen näher auf den Inhalt der Schrift eingehen. Statt der Conciliation des Papstes mit Revolutions-Italien, wie sie von Curci und den Gemäßigtliberalen vorgeschlagen wird, räth die Schrift zu einer Reconciliation, d. h. zur Wiederherstellung einer landesherrlichen Souveränetät des Papstes über Rom und nächste Umgebung und zur Verlegung der italienischen Hauptstadt außerhalb des päpstlichen Gebietes, so daß „ein souveräner Papst im souveränen Italien" wohne. Für volle Wiederherstellung des früheren Kirchenstaates tritt sie nicht ein. Auf jeder Seite spricht sie den Wunsch aus, daß Italien sich diese denkbar gnädigsten Forderungen des Papstes nicht durch auswärtige Mächte aufzwingen lassen möchte; denn weder ein deßhalb angefachter Krieg, noch selbst eine zum Schutze der päpstlichen Rechte veranstaltete Besetzung Roms durch auswärtige Truppen liege im Interesse des Heiligen Stuhls und der italienischen Dynastie. Die Broschüre will also Jedermann genügen: sie wünscht den Papst unabhängig von Italien und umgekehrt; sie ist der italienischen Einheit freundlich gesinnt und befürwortet keine Wiederherstellung der Throne von Neapel, Toskana, Modena oder Parma, geht folgerichtig noch über den Züricher Frieden von 1859 hinaus, welcher einen Bund der selbständigen italienischen Staaten unter Vorsitz des Papstes anstrebte. Der Verfasser entschul-

digt den Zwiespalt zwischen Papstthum und Königthum mit dem Streite zwischen Religion und Civilgewalt, Staat und Kirche, der bis zu den Uranfängen der Kirche hinaufreiche; aus demselben suche in Italien der politische Radicalismus Nutzen für seine Zerstörungspläne zu ziehen. Aber ebendaselbst drehe sich der Kampf noch um Höheres: der Papst war Souverän gerade in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Weltkirche, und diese Stellung ist ihm heute noch zur vollen geistlichen Regierung nothwendig; deßhalb schließt die Herabwürdigung des Papstes zum Unterthan des Königs eine Vergewaltigung der ganzen katholischen Kirche des Erdballs ein. Vor diesem allgemeinen Rechte müsse sich selbst ein italienisches Specialrecht, wenn ein solches je existirte, beugen, umsomehr, da die Päpste in allen Jahrhunderten die wärmsten Patrioten für Italien gewesen. Hierauf kritisirt der Verfasser die verschiedenen Vorschläge für die römische „Frage“, indem er die Italianissimi in drei Kategorien theilt. 1. Die Gemäßigten (Curci und parlamentarische Rechte) fordern vom Papste die Anerkennung des jetzigen Zustandes als einer vollbrachten Thatsache, ein Grundsatz, der vom Heiligen Stuhle nie könne anerkannt werden, und der jeden Gerichtshof überflüssig mache. 2. Die Radicalen wollen nicht allein die weltliche, sondern auch die geistliche Macht des Papstes vernichten; mit ihnen ist eine Discussion unmöglich. 3. Die liberalen Royalisten glauben die Lösung des Streites im Garantiegesetze gefunden zu haben; dieses aber sei ungenügend, wie die Erfahrung zeige. — Ebenso werden hierauf die Katholiken in drei Klassen getheilt. 1. Die Ungeduldigen wünschen eine bewaffnete Intervention; jedoch könne ein wahrer Katholik einen Krieg nicht fordern, um der Kirche den Frieden zu geben; ohnehin würden sofort nach dem Abzuge der fremden Truppen die Verschwörungen von vorne beginnen. 2. Die Versöhnlichen behaupten, die Vorsehung habe Rom zur Hauptstadt Italiens vorherbestimmt und in ihrem unergründlichen Rathschlusse die Wegnahme der ewigen Stadt durch die Piemontesen zugelassen, also müsse der Papst sich diesem Weltplane beugen. Da aber eine Versöhnung (conciliazione) dieser Art nicht möglich sei, so bleibe 3. nur die Wiederaussöhnung (riconciliazione) übrig, d. h. man müsse sich an den Papst mit der Erklärung wenden, er solle frei im freien Italien sein, ihm und dem Königreiche solle die Souveränetät gesichert werden. Andernfalls müßte der Papst der Gefangene Italiens und Italien die Gefangene des Papstes bleiben. „Denn keine Macht, heißt es, wird mit Italien eine Allianz abschließen

können, ohne die begründete Furcht, sich dadurch diejenigen ihrer eigenen Unterthanen zu entfremden, welche die katholische Mehr- oder Minderheit in ihrem Lande bilden.“ Sonach lautet der Wahlspruch des Verfassers „Il Papa Sovrano nell' Italia indipendente“. Leo XIII. sei ganz der Mann zur Herbeiführung solcher Wiederversöhnung. Italien möge sich eine andere Hauptstadt suchen und frühzeitig in Unterhandlung mit dem Heiligen Stuhle treten, dann werde sich eine Lösung für dieses schwierige Problem finden lassen, von welcher Italiens Zukunft weit mehr abhänge als jene des Papstthums.

Die Broschüre machte allenthalben ungeheures Aufsehen. Der „Osservatore Romano“ schloß eine Ankündigung derselben mit den Worten: „Leichtsinnige Gemüther werden darüber lachen und, weil sie die Beweise des Verfassers nicht zu entkräften vermögen, vielfache Vermuthungen über den Autor aufstellen. Aber der Spott wird schwinden, und das Problem bleiben. Dieses Problem jedoch beschäftigt die Gewissen aller Katholiken der ganzen Welt. Wir schließen: Sobald das christliche Gewissen befriedigt ist, wird auch die Welt Ruhe finden.“

Sollen **wir** eine Vermuthung über den Verfasser aufstellen, so möchten wir lieber gleich zwei, einen Theologen und einen Diplomaten, voraussetzen; der Theologe bearbeitete den Passus über die relative und moralische Nothwendigkeit eines Territorial-Besitzes für die kirchliche Oberregierung; der Diplomate den politischen Theil und den Ausgleichs-Vorschlag. Soviel aber glauben wir dreist behaupten zu dürfen, daß weder ein römisch-gebildeter Theologe, noch die „zwei Geheimsecretäre“ des „Berl. Tagebl.“ an der Schrift thätig gewesen sind, daß sie überhaupt in **keinem**, **gar keinem** Zusammenhange mit dem päpstlichen Hofe steht. Sie ist nicht vom spirito Romano, um mit Arnim zu sprechen, eingegeben, da sie der Revolution zu viele Zugeständnisse macht, da sie nicht auf Principien, sondern auf dem politischen Utilitarismus aufgebaut ist, da sie die eben verurtheilten modernen Grundsätze, wie z. B. das fait accompli, doch inkonsequenter Weise wieder zur Grundlage weitgehender Folgerungen macht, und da kein römischer Katholik „sich mit einer Erklärung an den Papst wenden“ würde, daß der Heilige Stuhl dieß oder jenes thun solle. Vom Vatican ist die Schrift nicht ausgegangen, weil **kein** Stellvertreter Christi das Erbtheil Petri um ein Linsenmus an Piemont verschachert; der päpstliche Eid lautet ganz anders. Endlich wäre es wirklich etwas Neues unter dem Monde, wenn die

Berliner Officiösen wohlwollend auf eine ultramontane Schrift aufmerksam machen würden.

Wohl aber rührt die Broschüre von einer weltlichen Macht her, die ein Bedürfniß hat, „mit Italien eine Allianz abzuschließen", die jedoch „die katholische Mehr- oder Minderheit im eigenen Lande" hiedurch nicht vor den Kopf stoßen möchte, welcher der Heilige Vater in seiner piemontesischen Hülse zu unnahbar, zu unverantwortlich, zu unangreifbar ist, welche einen physischen Punkt zum Stehen wünscht, um so den katholischen Erdkreis in Bewegung zu setzen. Und diese Macht ist höchst wahrscheinlich Preußen, das ein literarisches Bureau auch am Tiberflusse hat.

Die römische „Frage" war einmal im Gange, und so konnten auch die Anhänger des Heiligen Stuhles nicht stumm bleiben. Es erschien die dritte, dießmal die katholische Broschüre, richtiger: die berühmte Reihe von zwölf Artikeln des „Osservatore Romano", die als Broschüre „Rom als Hauptstadt von Italien" in deutscher Übersetzung (Freiburg i. B., bei Herder) erschienen. Dieselbe beweist die Unvereinbarkeit des Doppelcharakters Roms als kirchlicher und italienischer Hauptstadt, was noch mehr dem Interesse Italiens als jenem der Kirche widerspreche, also auf die Dauer unhaltbar sei. Aber sie hütet sich, territoriale Vorschläge zu machen, offenbar, um der piemontesischen Ländergier keine Handhabe und dem päpstlichen Stuhle kein Präjudiz zu schaffen. Wer dieselbe für päpstlich-officiös halten will, mag es thun; wenigstens dürfte der Heilige Vater nicht gegen den Inhalt sein, und jeder Katholik kann die Sätze der Broschüre unterschreiben. Sie ist durchaus im „römischen", die vorhergegangene im „deutschen" Geiste verfaßt.

Jetzt war der Boden vorbereitet, man konnte die römische „Frage" auch an der Spree in die Öffentlichkeit bringen. Sie wurde, wie alle Versuchsballons, (December 1881) im Botschafterblatte „Post" untergebracht; dießmal war kein „Krieg in Sicht", sondern Friede mit dem Papst; denn, hieß es, dem leitenden deutschen Staatsmanne scheine jetzt (nach elf drangvollen Jahren) die Freiheit des Papstes zu wenig gesichert; er betrachte es als einen ernsthaften Gegenstand der politischen Erwägung, „ob es der europäischen Gesammtordnung förderlich sei, das Papstthum und damit das Schicksal der römischen Kirche von einer Anzahl Lokal-Entscheidungen, d. h. von den Gesetzgebungen der Einzelstaaten abhängig zu machen und selbst die Frage nach der persönlichen Unabhängigkeit des Papstthums als Lokalfrage zu behandeln." Also Er

wirft dem Königreiche der südlichen Revolution den Vorwurf an den Kopf: Ihr Minister Welschlands meint, ihr allein dürfet über Freiheit oder Unfreiheit des Oberpriesters im Vatican entscheiden! Nein! Das Papstthum ist eine Welteinrichtung, viel weiter als eure italienische Landzunge, also muß ganz Europa darüber gehört werden und entscheiden. Und vollends ist mir euer Garantiegesetz ganz gleichgiltig. — Die „Post" gelangte schließlich zu dem Zugeständnisse, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Lage des Papstes in Rom sich bis zur Unerträglichkeit gestaltet habe, und zog daraus die Folgerung, daß der Papst Italien vor das Dilemma stellen könne: „ob es ihm eine anders geartete Existenz, als die jetzige, auf italienischem Boden sichern oder ihn nöthigen wolle, Italien zu verlassen"; daß aber dann „Italien dazu kommen würde, einen Theil der päpstlichen Forderungen anzunehmen".

Da Bismarck unlängst zuvor die Revolutionszustände in Italien vor den deutschen Reichsboten hart angegriffen hatte, so mußten die Erörterungen des Botschafter-Organs um so durchschlagender wirken: die gesammte deutsche Presse behandelte mit einem Male die römische „Frage". Zwar nannte die „Kreuzzeitung" die „Post"-Artikel über Wiederherstellung einer weltlichen Macht des Papstes nichts Anderes als Versuchsbälle und Signalschüsse, politische Schach- und Winkelzüge gegen Italien [1]; aber trotzdem glaubten Viele, daß dießmal etwas an der Sache sei. War auch die deutsche katholische Presse längst gewitzigt und daher wenig vertrauensvoll, so rumorte es desto mehr in Frankreich und Italien. Die französische Correspondenz „Tablettes d'un Spectateur" wollte bereits von einer Anweisung Bismarcks an die deutschen Botschafter zur Sondirung der Mächte wissen, ob sie einen europäischen Congreß beschicken wollen zur Regelung der Papstfrage, etwa mit den Grundzügen: 1) Rom als freie Stadt mit dem Papst unter der Garantie der Mächte; 2) Bezeichnung der Macht, welche mit der Ausführung der Congreßbestimmungen beauftragt werden soll [2]. Daß an der Sache nichts war, müssen wir nicht erst bemerken. Italien aber gerieth in Feuer und Flammen, je nach der Parteistellung. Die Katholiken der Halbinsel hofften eine unerwartete Freude, und der verdiente Margotti von der „Unità cattolica" befürwortete eine Massenübersendung von Visitenkarten der dortigen Katholiken an den König zu Weihnachten und Neujahr, mit der Aufschrift: „Majestät, fröhliche Feiertage und baldige Aussöhnung mit

[1] „Deutsche Reichszeitung" vom 31. December 1881.

[2] „Germania" vom 31. December 1881.

dem Papst!" Manche katholische Blätter Roms aber nahmen in Betreff Preußens eine Haltung ein, welche uns deutsche Katholiken fast an ihnen irre machte; sie waren weniger gewitzigt gewesen, als wir. — Dagegen war die **Lega della democrazia Italiana** nebst den verschiedenen „antiklerikalen Vereinen" vor Wuth über das scheinbar bekehrte Preußen völlig aus Rand und Band. Z. B. wurde in einer solchen antiklerikalen Versammlung des römischen Viertels des Marsfeldes folgende Resolution (14. December) gefaßt: „Das Papstthum ist eine beständige Beleidigung für die Civilisation, es ist ein Hinderniß für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und eine unaufhörliche Gefahr für die Integrität des Vaterlandes; folglich ist ein Vergehen der Beleidigung des Papstes unmöglich und unhaltbar." Dieser Ausbruch von Raserei war zugleich dadurch veranlaßt, daß kurz vorher die demokratische Lega wegen Papstbeleidigung verurtheilt worden war. Nun aber am 14. December fand sich keine Behörde, die es gewagt hätte, gegen obige Resolution das Garantiegesetz anzuwenden; man ließ vielmehr ruhig gewähren, daß der Pöbel den Heiligen Vater als vogelfrei erklärte. — Kein Wunder; denn in der größten Aufregung war im Grunde das Ministerium Umberto's selbst, vorzüglich sein Auswärtiger, Mancini, der gegen den Vatican und gegen Berlin seine Preßhusaren ausbot. In seinem „Diritto" (1. Januar 1882) sandte er dem Papste folgenden Neujahrsgruß: „Wir müssen das Ultimatum stellen, daß dieser Zustand aufhöre, müssen es mit dürren Worten sagen, daß unser Garantiegesetz den Stellvertreter Christi schützt, aber nicht das Oberhaupt der kosmopolitischen Verschwörung; wir müssen der Welt darlegen, daß wir (?) dreißig Millionen Italiener im schlimmsten Fall unser Hausrecht zu wahren entschlossen sind. Und damit sind wir der einzig möglichen Lösung der römischen Frage nahe gekommen: daß der Vatican aufhöre, der Mittelpunkt politischer Wühlereien zu sein, und daß der Papst sein Augenmerk ausschließlich auf das richte, was seines Amtes ist." Dieß also soll die „Freiheit" des gefangenen Papstes sein, daß ihm ein unwürdiger Minister Piemonts vorschreiben darf, was er thun und lassen müsse! Dem Auswärtigen Amte zu Berlin widmete sodann Mancini eine officielle und viele officiöse Auseinandersetzungen. Eine amtliche Note vom 10. December, die wenige Tage darauf zum unsterblichen Ärger Italia's im Mailänder „Secolo" wortgetreu abgedruckt wurde, ging an den piemontesischen Botschafter Grafen de Launay nach Berlin und wiederholte die alte Behauptung, die römische „Frage" sei

eine innere italienische Angelegenheit; ließe Italien hierin auch nur einmal die geringste ausländische Einmischung zu, so läge ein Präcedens vor, zu welchem Italien nie die Hand bieten könne; als Staat von dreißig Millionen müßte es jede Intervention mit den Waffen abwehren, eine solche würde auch dem Papste schaden und das Nationalgefühl schrecklich gegen ihn aufregen. Dann heißt es wörtlich: „Der Minister (Mancini) constatirt freudig, daß sich aus den herzlichen Beziehungen und aus der Sprache des Reichskanzlers nicht der geringste Anlaß zu der Meinung ergebe, als ob ein solcher Gedanke in den Intentionen der deutschen Regierung liege; aus gewissen Mittheilungen des Gesandten ergebe sich nur der einfache Eindruck, daß der Reichskanzler aus Rücksichten auf die eigenen inneren Schwierigkeiten seiner Regierung, sowie des deutschen Reichstages die Lage des Papstthums in Erwägung ziehe.“ — Dießmal hatte der Italiener den Nagel auf den Kopf getroffen. War er in seiner Note noch diplomatisch artig, so war er desto gröber hinter der spanischen Wand seines „Diritto“, in welchem er Bismarcks „Kriegsschiff“, „verantwortlichen und greifbaren Papst“ den staunenden Zeitgenossen vorführte und diplomatische Geheimnisse verrieth, die er hätte verschweigen müssen. Noch stärker trieben es andere dienstbare Blätter der Halbinsel, welche in tönenden Alarmartikeln die Papst-„Frage“ behandelten zum deutlichen Beweise, daß über den „Post“-Auslassungen den Italianissimi die Angst in die Glieder gefahren war, so daß die „République française“ Gambetta's über sie spottete und die angeblichen Pläne Bismarcks kaltblütig Chimären nannte [1]. Und auch sie hatte Recht.

Nun entsteht die große Frage, ob der deutsche Reichskanzler wirklich und im Ernste die römische „Frage“ studirt habe, als er sie 1881 auf's Tapet bringen ließ? Wir glauben mit Ja darauf antworten zu müssen. Aber Bismarck studirte sie in seiner Weise, gerade so, wie er die Schutzzölle für die heimische Industrie, die Unfallversicherung für die Arbeiter und früher die „Gesetze“ des Culturkampfes studirt hatte, d. h. so, daß der Löwenantheil einer etwaigen Lösung der bureaukratischen Staatsallmacht zufallen sollte. Zu diesem Zwecke war ihm früher der Liberalismus und ist ihm jetzt in seiner „conservativen“ Periode der Staats-Socialismus, schließlich auch der Ultramontanismus gut genug: er nimmt die Hilfe, wo er sie findet.

[1] „Germania“ vom 31. December 1881.

Wohl mag ihm Angesichts des heranstürmenden europäischen Radicalismus auch der Gedanke gekommen sein, daß der Erdtheil in den Banden des Weltumsturzes gefangen liegen werde, so lange das heilloseste Denkmal der Revolution, die Wegnahme Roms, als Triumph der Rechtlosigkeit vor den Augen der Zeitgenossen dastehen werde. Aber wer wollte in Berlin katholischen Conservatismus suchen? Was sich dort als Partei der Erhaltung aufthut, erblickt das Heil der Welt im starken „evangelischen Staat", in der Enthaltung von jeder Opposition gegen das Ministerium und in der schlagfertigen Armee oder im Militarismus; wenn je „christliche Principien" und „christlicher Staat" genannt werden, so denkt man einzig an die „evangelische Landeskirche", an das bischöfliche Königthum, an das orthodoxe Muckerthum. Wiegen wir uns in keine Selbsttäuschung ein! Der unabhängige Papst steht nicht im Berliner Wörterbuch, und der Protestantismus hat keine Ahnung von der Freiheit, welche der wahren Kirche Christi zukommt.

Vielmehr glauben wir, daß man von Berlin aus den Papst territorial souverän machen wollte, einzig in der Absicht, um ihn unter europäische Vormundschaft zu stellen und sein Non possumus durch physische Mittel zu brechen. Der „Diritto" hatte in der angeführten Nummer das Richtige getroffen in den Worten: „Der Fürst Bismarck begann den inneren Kampf (gegen das Papstthum); da dieser aber heute mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist und die Kräfte des Reiches sich dafür unzulänglich erwiesen, weil die Thatkraft des Papstthums zu wirksam war, so nimmt Bismarck seine ursprünglichen Pläne (von 1872 und 1874) wieder auf in neuer Form, in einer Form, von der er sich heute einen besseren Erfolg verspricht. Will er also einen freien und unabhängigen Papst? Einen Papst, der noch stärker ist, als der heute existirende? Das mag der Papst glauben, wenn's ihm beliebt, und die Klerikalen mögen es glauben. Fürst Bismarck will vor allen Dingen, und zwar einzig und allein, einen verantwortlichen Papst. Er will einen Papst, gegen den er sich vertheidigen kann und den er angreifen kann, wenn es nothwendig ist." — Wie Bismarck die preußischen Bischöfe unter die discretionäre Gewalt des Ministeriums, so will er den römischen Papst unter die discretionäre Gewalt Europa's, d. h. der sechs Großmächte stellen. Aber der „Diritto" hat nur einen Theil, nicht das Ganze der römischen „Frage", wie sie zu Berlin in Fluß gebracht wurde, ausgesprochen.

Eine diplomatische Action wird desto werthvoller, je mehr Zwecke sie mit Einem Zuge erreicht, oder, wie das Sprüchwort sagt, je mehr Fliegen sie mit Einem Schlage trifft. So hatte auch Bismarck im Herbst 1881 bei Aufwerfung der römischen „Frage“ mehrere Zwecke zu gleicher Zeit; wir wollen sie in reinpolitische und kirchenpolitische eintheilen.

Unter den reinpolitischen stand obenan die zweifelhafte Haltung Italiens im europäischen Concert. Das treulose beato regno hatte nämlich trotz Tunis, Bokhos und Pestalozza, trotz Durchprügelung seiner Unterthanen in Marseille und an anderen französischen Orten gerade wieder im December 1881 eine starke Zuneigung zu Frankreich gefaßt, so daß die Wiener „Politische Correspondenz“ sich augenscheinlich halbamtlich unter dem 23. December aus Paris schreiben ließ, daß „sich zwischen Frankreich und Italien neuerdings wieder eine entschiedene Annäherung manifestire“. Den Kennern der Halbinsel und der jetzt am Ruder befindlichen Parteien war dieß bereits seit Monaten kein Geheimniß gewesen; denn Deutschland genießt bei den Italianissimi durchaus keine Sympathie mehr, wohl aber das republikanische Frankreich. Was lag nun dem deutschen Reichskanzler näher, als Mancini an der wundesten Stelle zu fassen, das heißt die Romfrage zu stellen? Diese aber bedeutet: Ihr Kinder Europa's da unten müßt fein artig sein und dürft mit dem revanchesüchtigen Frankreich nimmermehr liebäugeln; denn nach der neuesten Volkszählung hat Preußen neun, ganz Deutschland über 15 Millionen Katholiken, in deren Namen ich euer Gewissen in Betreff der ewigen Stadt erforschen kann. Das Auswärtige Amt in Berlin wäre also um einen Vorwand zum Kriege gar nicht verlegen, wenn es je zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mit euch aus irgend einem anderen Grunde veranlaßt würde. Genau in diesem Sinne verstand das Cabinet Depretis-Mancini die literarischen Leistungen Berlins, steifte sich daher auf die 30 Millionen Italiener und deren festen Entschluß, eine auswärtige (preußische) Intervention mit den Waffen abzuwehren.

Sodann schwankte Italien in der Orient-Frage bis heute unentschieden zwischen den zwei mitteleuropäischen Kaiserreichen und den drei anderen Großmächten hin und her. Allianz-Anträge müssen, sei es von Berlin, sei es vom Quirinal aus, gemacht worden und von deutscher Seite insbesondere der Bruch mit dem südländischen Liberalismus verlangt worden sein. Denn Mancini führt in seiner obengenannten Note

vom 10. December aus: „Gerade in den liberalen Institutionen erblicke er die beste Stütze der Monarchie; die Minister würden daher durch ein Vorgehen gegen den Liberalismus einen Verrath an der Monarchie begehen.“ Dann schreibt Mancini dem deutschen Reiche die Bedingungen vor, unter welchen Italien gnädigst Deutschland näher treten werde: „Wenn man uns eine Allianz auf Kosten unserer liberalen Institutionen anböte, so könnte und würde keine Regierung darauf eingehen.“ Er führt endlich aus, daß die Allianz durch die gemeinsamen Interessen wünschenswerth erscheine, daß aber eine Übereinstimmung der inneren Politik für den Abschluß derselben durchaus nicht nothwendig sei. In diesem Sinne möge der Botschafter Launay seine Unterredungen mit Bismarck einrichten. Der deutsche Kanzler weiß nun viel besser als wir, wo diese italienische Sprödigkeit ihren Haken habe, daß nämlich der von Cavour herangebildete und in den Orient-Fragen wohlbewanderte Ritter Nigra, seit 1876 italienischer Botschafter in Petersburg, mit dem Cabinet an der Newa sehr intim steht, und daß, so lange es eine europäische Türkei gibt, Piemont lieber mit Rußland als mit Deutschland geht. So erklärt sich die Papst-„Frage“, die an Italien gerichtet wurde, von selbst.

Endlich hat aus bekannten Gründen Berlin den Liberalismus an die Wand gedrückt, den Fortschritt aber in Acht und Aberacht erklärt, und es führt diesen Kampf, wie ehedem den Culturkampf, auch jenseits der Reichspfähle, allerdings nicht in Frankreich, wo der Fortschritt gegen Bourbonenthum und Ultramontanismus treffliche Dienste leistet, aber desto lieber in Italien, wo er durch innere Nothwendigkeit der Bundesgenosse des europäischen Republikanerthums ist und über kurz oder lang bei der „Romanischen Gesammt-Republik“ ankommen wird. Bismarck aber ist Royalist und Feind jeglicher Demokratie, was man ihm neuestens als „Conservatismus“ auslegt; er wollte daher den italienischen Radicalismus an seiner Achillesferse, der römischen „Frage“, fassen, und das Wehegeschrei der demokratischen „Lega“ bewies, daß er richtig gegriffen hatte. Oder phantasiren wir? Nun, die „Post“ (30. December 1881) legte dar, daß infolge des definitiven Sieges der Republik in Frankreich und des Anschlusses dieses republikanischen Landes an die gesinnungsverwandten Elemente in Italien das Königthum Carignan in die Klemme zwischen Papstthum und Republikanismus gerathen sei, und daß in dieser Situation die Erhaltung des italienischen Königthums und der italienischen Unabhängigkeit die „Regulirung der Papstfrage“ fordere.

Mehr bedürfen wir nicht zum Beweise unserer Sätze. Daß Italien an diese deutschen Sympathien nicht glaubte, war zu erwarten.

Wohl noch mehr als die reinpolitischen Beweggründe bestimmten die kirchenpolitischen den deutschen Kanzler zur Stellung der römischen „Frage“.

Die Artikel der „Post“ waren in einem den Katholiken so wohlwollenden Tone geschrieben, und die europäische Kuratel, unter welche das Oberhaupt der Kirche gestellt werden sollte, war so leise berührt, daß Manche nahe daran waren, mit vollen Freuden den dargereichten Blumenstrauß anzunehmen, ohne Ahnung davon, daß in demselben eine giftige Natter sich ringle. In dieser Beziehung sind wir dem „Secolo“ und „Diritto“ für ihre Enthüllungen zu Dank verpflichtet. Salus ex inimicis nostris. — Wir wollen jedoch diese diplomatischen Hintergedanken möglichst bei Seite lassen, vorherrschend das Gute an jenen halbamtlichen Arbeiten in's Auge fassen und sehen, aus welchen kirchenpolitischen Gründen sie entsprungen sind.

Unläugbar lag dem deutschen Kanzler viel daran, die deutschen Katholiken für seine discretionären Vollmachten zu gewinnen, also drei Factoren, den Papst, den deutschen Klerus und das Centrum, hinter welchem die Katholiken Deutschlands stehen, mürbe zu machen. Hierzu aber war nichts dienlicher, als die Aufwerfung der römischen „Frage“.

Beim Papste sprach im December 1881 der preußische Ministerialbeamte Busch vor, der eben „zufällig“ auf einer Erholungsreise im Süden war, und Schlözer hatte damals schon den Befehl erhalten, seinen Posten bei den Freistaaten Nordamerika's mit dem beim Vatican zu vertauschen; zwei Bischöfe in vinculis waren bereits installirt, bezw. in feste Aussicht genommen, weitere standen zu erwarten und der Gesetzesvorschlag für die discretionären Gewalten war ohne Zweifel festgestellt: der Culturkampf sollte versumpfen. Alles gelang, wenn der Heilige Vater gewonnen werden konnte. Nun aber haften protestantische Kreise zähe an dem Wahne, der Heilige Stuhl könne und dürfe bei einigem guten Willen nachgeben, weil ja der Papst seit dem 18. Juli 1870 „absolut“ sei; sie ahnen gar nicht, daß der Nachfolger Petri durch Dogma, Moral und die Rücksicht auf die unverletzlichen geistlichen Interessen der Kirche und der Gläubigen unsäglich mehr gebunden ist, als je ein weltlicher Herrscher durch das Staatsgrundgesetz, und daß das Non possumus Sache des Gewissens, nicht der Halsstarrigkeit ist. Daher hoffte man, durch Aufwerfung der römischen „Frage“ eine solche Stim-

mung im Vatican hervorbringen zu können, daß endlich der Papst, wenn auch ungern, doch sein Jawort gebe. Er sollte ja keine principiellen Zugeständnisse machen, sondern nur die Opposition gegen die thatsächlichen Zustände aufgeben und das preußische Ministerium gewähren lassen. In diesem Falle hätte der deutsche Klerus aus Ehrerbietung vor Rom gleichfalls nachgeben, mindestens schweigen müssen; das katholische Volk hätte sich mit der Wiederherstellung der geordneten Seelsorge zufrieden gegeben und allmählich mit dem neuen Kirchenrechte versöhnt; und auf diese Weise wäre das Centrum binnen weniger Jahre von selbst verschwunden. Preußen aber hätte über Roms Erbweisheit triumphirt.

Daß dieß der Beweggrund zu der allerdings nur akademischen Behandlung der Rom-„Frage" war, ist in den „Grenzboten" jetzt eingestanden[1]. In denselben vertheidigt der Officiöse den deutschen Kanzler, welchem die Liberalen Wandlungen im Culturkampf vorwarfen. Keineswegs sei Bismarck inconsequent, sondern er steure noch nach demselben Ziele. Falk wollte sein Ziel durch „nationale Erziehung" erreichen, hätte aber hierzu eine einmüthigere Unterstützung von den Liberalen und mehr Kraft der „evangelischen" Kirche zur Seite haben müssen. Daher sei für Bismarck die Frage entstanden, ob es nicht richtig sei, denselben Faden, aber in einer feineren Nummer, weiterzuspinnen; ob man den weitaussehenden Gedanken, die Feindschaft des Klerus durch Veränderung der Erziehung abzustellen, nicht vertauschen solle mit dem Gedanken, die politische Neutralität des Klerus, bei staatlicher Nachgiebigkeit in Wiederherstellung der Seelsorge, durch den Papst herbeizuführen, ohne sich der Mittel zu berauben, den alten Weg zu betreten, wenn der neue sich als Irrweg erweisen sollte. Inconsequenz sei nicht zu finden, wenn die Wege vervielfältigt würden, wo das Ziel die Hauptsache sei. — Also „politische Neutralität des Klerus", wie die „Grenzboten" sagen; „passive Haltung des Klerus bei den politischen Wahlen" nach den Worten der „Politischen Correspondenz"! Dieß war und ist der preußische Plan. Zu diesem Zwecke wurde die römische „Frage" gestellt. Hätte das Ausland darauf eingebissen, und wäre Rom je wieder päpstlich geworden, so drohte dem Heiligen Vater die Gefahr, nicht bloß die piemontesische, sondern auch die europäische Oberaufsicht leiden zu müssen. Blieb aber Europa gegen den Vorschlag kalt, so

[1] „Deutsche Reichszeitung" vom 12. Februar 1882.

waren doch die Katholiken und der Papst für die preußische Güte gewonnen und zu Unterhandlungen geneigter.

An ein Nachgeben hat Preußen nicht gedacht. Windthorst hat es im Berliner Landtage (Sitzung vom 7. Februar 1882) schlagend in den Worten nachgewiesen:

„Ich constatire, daß überall im Hause, wenigstens bei so vielen Fractionen, als nöthig gewesen wäre, eine stattliche Majorität herbeizuführen, eine Revision der Maigesetze verlangt wird, und daß deßhalb nur auf Grund einer Revision der Friede herzustellen ist. Wenn die Regierung trotzdem, trotz dieser Geneigtheit, die sich hier manifestirt und noch deutlicher im deutschen Reichstage sich manifestirt hat, mit verschränkten Armen stehen bleibt, so constatire ich hiermit vor Europa, daß die preußische Regierung keinen Frieden machen will."

Ganz das Nämliche gilt von der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Heiligen Vaters. Preußen spricht kein Wort mehr davon; aber die bloße Nennung des Wortes hat eine ungeheure Aufregung im Erdtheile hervorgerufen — Beweis genug, daß über der Rom-„Frage" noch kein Gras gewachsen ist. Jetzt schweigt allerdings die Diplomatie davon, aber die katholische Presse darf nicht schweigen.

Wir werden daher in einer Reihe von Aufsätzen darthun, daß der Kirchenstaat in piemontesischen Händen eine Gefahr für Italien, für Europa, für die menschliche Gesellschaft ist.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Ein Vorläufer des Thomas von Kempen.

(Zur Entscheidung der Imitatio-Frage.)

Spitzen hatte in seinem vortrefflichen Werke: Thomas a Kempis, Schrijver der Navolging van Christus, wozu jetzt eine bemerkenswerthe Nachlese (Nalezing op mijn Thomas a Kempis, Utrecht 1881) erschien, zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser der Imitatio den Brief des Johannes von Schoonhoven an seinen Neffen in Eymsteyn benutzt habe. Aber da er nicht den, wie es scheint, gänzlich unbekannten lateinischen Urtext, sondern nur eine holländische Übersetzung

dieses Briefes einsehen konnte, vermochte er auch den Beweis nicht stringent zu führen, ja das kräftigste Argument stützt sich mehr auf eine Quelle des Briefes Schoonhovens, die Schrift des Johannes de Tambaco, als auf den Brief selbst (siehe diese Zeitschrift, XX, 441. 442). Wir haben nach dem Vorgang Spitzens in der angezogenen Recension dieser Zeitschrift gleichfalls auf den Brief aufmerksam gemacht; weil uns aber gegenwärtig der lateinische Text desselben zu Gebote steht, so glauben wir noch einmal darauf zurückkommen, das merkwürdige Document charakterisiren und die aus ihm begonnene Beweisführung für die Autorschaft des Kempensis vollenden zu sollen, damit die leidige Frage, so Gott will, der Entscheidung nähergebracht werde.

Der Brief mit der Unterschrift: Incipit Epistola Fratris Johannis de Schonovia Canonici Viridis Vallis ad Fratrem Simonem Canonicum in Eymsteyn cognatum suum, befindet sich in einem Codex der Imitatio, welcher, antiquarisch erworben und ungewisser Herkunft, gegenwärtig zur Bibliothek der „Stimmen aus Maria-Laach" gehört und darum einfachhin als Codex Lacensis bezeichnet werden kann [1]. Von

[1] P. Gietmann S. J., welcher, um eine kritische Ausgabe der Imitatio zu machen, die Codices verschiedener Länder verglichen hat, theilt uns Einiges über diese und einige andere Handschriften mit, das auch die vielen gelehrten Freunde der Imitatio interessiren dürfte. Der Codex Lacensis ist nicht datirt, gehört aber, seiner Schrift nach, der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an. Seine Recension ist nicht dieselbe, wie Cod. Antverp., sondern steht zwischen diesem und der Musica ecclesiastica in der Mitte, ohne aber zur letzteren zu gehören. Die von P. Gietmann verglichenen Handschriften der Musica (einer Recension der Imitatio) sind:

1. British Museum, Royal Collection, vol. VII (Titelbild: mit dem Papst vor einem orgelähnlichen Instrument; ein Cardinal handhabt den Blasebalg; zwei Bischöfe hinter dem Papst singen aus einem Buche);

2. Bruxelles, Bibl. Royale, 1538;

3. u. 4. in der Bodleyan Library zu Oxford;

5. im Magdalen College ebendaselbst. Diese Handschrift ist von 1537.

Alle Abschriften sind nur eine Recension: das ergibt sich aus der Übereinstimmung in vielen eigenthümlichen Varianten.

Zahlreiche Anhaltspunkte weisen auf den Karthäuser Walther Hylton in dem reclusorium regium zu Schene bei Bethlehem, besonders Bale's Zeugniß in Scriptorum illustrium Britanniae Catalogus, ed. 1559, p. 569, wo unter anderen Werken Hyltonii auch Musica ecclesiastica, l. 1: „Qui sequitur me non ambulat", mit dem Beisatz: „Claruisse fertur sub Henrico sexto Anglorum rege" [1422—1461].

Wenn Johann van Schoonhoven in seinem Briefe die geistliche Lesung die cithara David nennt, so liegt in dieser Anschauung wohl der Grund, welcher die Bezeichnung „Musica" zunächst veranlaßt hat. Der den Psalmen nachgebildete Parallelismus der Satzglieder in Gedanke und Klang (das „metrice" des

der Imitatio sind nur die drei ersten Bücher darin enthalten, denen der Brief Schoonhovens angehängt ist. Doch scheint der Schluß etwas abrupt, so daß, vielleicht beim Einbinden, ein Blatt ausgefallen ist. Der Codex ist von Papier, incorrect, aber leserlich geschrieben und enthält außer den bezeichneten drei Büchern noch einen Tractat über die Liebe Gottes.

Johannes Dirks van Schoonhoven, Verfasser jenes Briefes, war ein Augustiner des Klosters Groenendael in der Nähe Brüssels, welches der berühmte Mystiker Ruysbroek gegründet und als erster Prior geleitet hatte. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, es scheint zwischen 1340 und 1350 zu liegen. Er ward mit der Zeit Subprior und Prior in Groenendael. An der Vereinigung der Brabanter Klöster mit der rasch aufblühenden Windesheimer Congregation scheint er großen Antheil genommen zu haben, und so ward ihm, als die vielen, von einigen seiner Mitbrüder gemachten Schwierigkeiten 1412 endlich überwunden waren, in dem ersten darauf gehaltenen Generalkapitel von Windesheim (1413) die große Ehre zu Theil, die Ansprache an die versammelten Vorsteher zu halten. Noch öfters trat er später als Redner der Generalkapitel auf. So berichtet der bekannte Augustiner Johann Busch (siehe diese Zeitschrift, XX, 439), welcher 1417 sein Ordensleben in Windesheim begann, daß er ihn mehrmals im Generalkapitel von Windesheim habe sprechen hören. Die letzte Rede ist vom Jahr 1426, worin er schon von den Wirren des über die Diöcese Utrecht hereingebrochenen Schisma spricht. Bald darauf (1431) starb er in hohem Alter.

Außer seinen Reden und geistlichen Schreiben hat er noch andere kleine Schriften über das Ordensleben [1] verfaßt [2]. Von seinen geistlichen

---

de Gut) ist eine Folge davon. Die ursprünglich halbmusikalische Interpunction (den sogen. Hakenpunkt) hat P. Gietmann in den fünf collationirten Musicae ecclesiasticae nicht wiedergefunden, wohl aber in anderen Handschriften: in einem alten Psalterium und (was besonders bezeichnend ist) in Orationen und Postcommunionen, nicht aber in den nie gesungenen Secreten des Missale.

[1] Über seine literarische Thätigkeit siehe besonders Dr. Acquoy, Het Klooster te Windesheim en zijn invloed (Utrecht 1875—1880), II, 89. 318, und Spitzen, Thomas a Kempis, 59 u. a. a. O.

[2] In einem von mir eingesehenen Manuscript: Beckers, Beschreyving der Kloosters en Canonike Regulier bysonder van de Vergaderingh van Wendeszen, werden folgende aufgezählt: Geestelijke opweckinge, van den loop der Religieuse, van deszelfs voortganck, bescherming van Ruysbroek, van de Passie des Heere, van de veraghting des werelds, Verhandelingh van de geestelijke wandelingh, een Praedicatie, gehouden in het jaar 1413 etc.

Schreiben sind noch drei vorhanden: eines an seinen Neffen Wilhelm, Karthäuser bei Utrecht, zwei an seinen Neffen Simon, Augustiner in Eymsteyn bei Dortrecht. Das erste dieser beiden ist nun der Brief, welchen der Verfasser der Imitatio, wie wir beweisen werden, offenbar benutzt hat. Über die Zeit der Abfassung läßt sich nichts Genaues festsetzen. Offenbar ist der Adressat eben erst in den Ordensstand getreten. Da er nun 1387 bereits Prior in Eymsteyn wurde, so hat Spitzen Recht, wenn er den Brief spätestens um 1383 geschrieben glaubt. Auch Simon ward in der Folge ein großer Redner.

P. Schoonhoven war nun von diesem Neffen um eine Belehrung über das Ordensleben gebeten worden. Seine Demuth schreckt ihn davon zurück, weil er in seiner Armseligkeit doch nur eine tönende Schelle sei und über das nicht belehren könne, was er selbst nicht gelernt. Nur Liebe bewege ihn, auf den Wunsch des geliebtesten Neffen einzugehen, weil Gottes Güte ihm zu dem, was er aus Liebe unternehme, Kraft geben werde. Da er dasselbe aber nicht aus sich vermöge, so wolle er seine Augen zu den Bergen erheben, d. h. zu den heiligen Vätern und zu den Lehrern, aus deren Sprüchen er mit Hilfe Gottes etwas Weniges für die Andacht des Neffen gesammelt habe. Wir haben diese Einleitung auszüglich wiederholt, weil sie den ganzen Charakter des Briefes und Briefstellers sehr gut kennzeichnet. Der Brief ist eine Blumenlese aus der heiligen Schrift, die er mystisch zu erklären liebt, und aus anderen Schriftstellern, mit kurzen Erwägungen untermischt, während der Verfasser der Imitatio mehr den Erguß des eigenen Herzens und die Aussprache des eigenen Seelenlebens bringt. Auch aus heidnischen Schriftstellern, besonders aus Dichtern, werden Stellen angeführt. Doch wird nur Seneca und der Philosophus (Aristoteles) namentlich citirt, nicht aber die Dichter, deren Verse er vielmehr als Worte des Alanus hinstellt: Item Alanus: Quaeritis, Aegisthus quare sit factus adulter. — In promptu causa est: desidiosus erat. Item idem: Neglectis urenda filix innascitur arvis. Die erste Stelle ist aus Ovid (Remedia amoris, 161), die zweite aus Horaz (Sat., 1. 3. 37). Es ist also offenbar, daß er die Verse heidnischer Classiker, welche er auch nie namentlich aufführt, dem Alanus entlehnt hat, dessen Werke ein Repertorium für das Mittelalter bildeten, da Alanus die schönen Stellen, welche ihm beim Lesen der verschiedensten Schriftsteller aufgestoßen waren, gesammelt und geordnet hat.

In Worten und Gedanken findet sich nun die auffallendste Har-

monie zwischen dem ersten Buche der Imitatio und dem Briefe Schoonhovens. Beide handeln auch über denselben Stoff, ja haben fast dieselbe Aufschrift. In dem ältesten der sicher datirten Codices der Imitatio, der Gaesdoncker Handschrift, heißt der Titel des ersten Buches: Liber exhortatorius ad vitam spiritualem[1]. Ebenso antwortet Schoonhoven auf die Bitte seines Neffen, ihm doch einige Ermahnungen über das Ordensleben zu schreiben: Aliqua exhortatoria ... tibi scribere attentabo. Zuerst fordert er zum Eifer in der Erfüllung der religiösen Pflichten auf und warnt eindringlich gegen Lauheit; dann gibt er eine ziemlich ausführliche Belehrung über die Versuchungen und die Mittel gegen dieselben, sowohl im Allgemeinen als im Besondern; ferner eine Ermunterung zur Ausübung einzelner Tugenden, nämlich der Demuth, der Geduld, des Gehorsams und der Discretion. Endlich kommen acht Punkte zur Erlangung der Vollkommenheit im Ordensleben.

Zur weiteren Charakterisirung Schoonhovens wollen wir einige Proben aus seinem Briefe geben.

Er mahnt, in Versuchungen seine Zuflucht zu Christus zu nehmen, indem er also schreibt: „Wenn das Schiff deiner Seele von den Fluthen der Versuchungen und Trübsale hin- und hergeworfen wird, so wecke Jesus, der in dir schläft, wenn du träge und nachlässig handelst; und da deine Seele schlummert, d. i. vor Überdruß erschlafft ist, so rufe: ‚Herr, hilf mir, daß ich nicht zu Grunde gehe, denn der Sturm der Versuchung begräbt mich in den Wogen!‘ Und wenn du das gethan, wird er sofort beistehen und dem Meere und den Winden gebieten, auch alle Fluthen der Versuchungen, die wider dich anprallen, stillen. Denn mögen auch die Fluthen des Meeres wunderbar und die Strafen der Trübsale und Widerwärtigkeiten groß und erstaunlich sein: wunderbar ist auch Gott in der Höhe, dem es leicht ist, sobald es ihm gefällt, alle Beschwerden der Versuchungen zu lindern und erträglich zu machen. Am meisten aber befreit das Andenken an das Leiden Christi von der Heftigkeit der Versuchung. Deßhalb steht zum Beweise dieses geschrieben, daß die Söhne Israels durch den Anblick der ehernen Schlange, welche Moses aufgerichtet, von den Bissen der feurigen Schlangen geheilt wurden. So wird, wer auch immer mit den Augen der Liebe und des Mitleidens Christus am Kreuze angeblickt hat, von allen Geschossen des Teufels befreit und gerettet. Ihm sagt der hl. Bernhard in der Erklärung des Hohenliedes, nichts sei so wirksam zur Heilung der Seelenwunden und zur Reinigung der geistigen Sehkraft, als die emsige Betrachtung der Wundmale Christi. Ebenso der hl. Augustin: ‚In allen meinen Widerwärtigkeiten finde ich kein heilsameres Mittel, als die Wunden Jesu Christi; dort schlafe ich sicher und ruhe furchtlos.‘

[1] Siehe diese Zeitschrift, XX, 447.

Ebenso Gregorius: ‚Wenn das Leiden Christi in's Gedächtniß gerufen wird, so gibt es nichts so Hartes, das nicht mit Gleichmuth ertragen wird.' Um diese Wunden aber zu betrachten, ladet der Bräutigam die Braut im Hohenlied mit den Worten ein: ‚Steh' auf, eile, meine Freundin! meine Schöne, in den Ritzen des Felsen, in der Höhlung des Gesteins.' Der Fels ist Christus, die Ritzen des Felsen die Male der Nägel in Händen und Füßen. Die Höhlung aber des Gesteins ist jene Wunde, die der liebreichen Brust die Lanze des Soldaten schlug, woraus der Preis unserer Erlösung floß. Zu diesen Wunden also, wie zur festesten Schutzstätte, fliehe vor dem Feinde und dort verberge dich in der Heimlichkeit des Antlitzes deines Bräutigams Christus, bis die Gottlosigkeit vorübergegangen."

Die Wahrheit, daß Beleidigungen den Menschen zur Einkehr in's Innere und zu Gott führen, erläutert Schoonhoven also:

„In Tobias heißt es, daß Sara, Raguels Tochter, der Magd nicht antwortete, welche ihr vorrückte: ‚Mörderin deiner Männer, wir werden fürder nicht Sohn oder Tochter von dir sehen!' Aber auf dieses Wort stieg sie in das Obergemach ihres Hauses und bat weinend den Herrn, sie doch von jener Schmach zu befreien. Hiermit werden wir belehrt, daß wir nach erlittener Beleidigung nicht sofort vor Zorn aufwallen und durch Rückgabe der Schmähung außer uns gerathen dürfen, sondern in das Obergemach unseres Hauses aufsteigen, d. h. in unseres Herzens Innerstes gehen, unser Elend und unsere Armseligkeit anerkennen und Gott um Geduld zur Ertragung jeglicher Widerwärtigkeit bitten müssen. Denn es ist geschrieben: In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen. ... Du darfst also nicht allzu große Beschwerde darüber haben, wenn du einige der Mitbrüder weniger eifrig wandeln siehst, weil nach dem Zeugniß des hl. Augustinus in jeder Congregation Gute und Böse gefunden werden. Ebenso Hieronymus." (Hier werden die Worte dieses heiligen Vaters angeführt und dann mehrere Stellen des hl. Gregor, der überhaupt am meisten citirt wird.)

Schoonhoven hört auch nicht auf, seinen Neffen zu mahnen, daß er seine Freude einzig in Gott suche:

„Halte dich fern von der Vertraulichkeit mit jeglicher Person und lebe allein für dich, ohne Beimischung einer äußeren Liebe, nämlich deinem Bräutigam, der unter Lilien weilt, d. i. zwischen keuschen Neigungen, an denen allein er Freude hat. Dionysius: ‚Die Einigung mit Gott geschieht durch Verläugnung jeglicher Creatur.' Gregorius: ‚So viel entfernt sich Jeder von der höheren Liebe, als er sich hienieden in den Geschöpfen ergötzt.' Augustinus im Buche der Bekenntnisse: ‚Zu wenig, Herr, liebt der dich, welcher etwas mit dir liebt, das er nicht deinetwegen liebt. Denn die Liebe Gottes ist so lauter, daß sie keiner anderen Liebe beigemischt sein will.' Ein Heiliger sagt (quidam sanctus dicit): ‚Drei Dinge gibt es, welche sich für einen Mönch ziemen, nämlich wenig sprechen, viel beten und wenig Vertraute haben.'"

Wir haben mit Absicht aus Schoonhoven solche Wahrheiten ausgehoben, über welche auch die Imitatio fortwährend handelt. Aber während Jener dabei immerfort auf Andere recurrirt, spricht in dieser bei denselben Wahrheiten das eigene Herz seine Erfahrungen, Leiden, Erleuchtungen aus. Dieser Unterschied hindert aber nicht die ganze Harmonie der Gedanken, die bisweilen auch durch eine solche Übereinstimmung der Worte sich zeigt, daß nothwendig der Eine den Andern benutzt hat. Wir wollen also hier aus dem Briefe Schoonhovens und dem ersten Buche der Imitatio die betreffenden Stellen einander gegenüberstellen, indem wir in der Aufeinanderfolge nach dem Briefe Schoonhovens vorgehen.

Epistola Joannis de Schonhovia.	*De Imitatione Christi l. I.*
1. Dilectissimo in Christo Simoni ... salutem et de bono semper in melius proficere (Überschrift).	Et hoc deberet esse negotium nostrum ... quotidie ... in melius aliquid proficere (cap. 3).
2 Carissime (Einleitung und sonst sehr häufig).	Carissime (wiederholt in cap. 23).
3. Aliqua exhortatoria ... tibi scribere attentabo (Einleitung).	Liber exhortatorius ad vitam spiritualem (Überschrift des ersten Buches in der ältesten Recension).
4. Fuge ergo longius vitia, si vis pervenire ad gaudia, et laborem, qui est pro virtute, libenter amplectere. Modicum enim laborabis et multam requiem invenies[1].	Igitur ad profectum ferveas, quia mercedem laborum tuorum in brevi recipies ... Modicum nunc laborabis et magnam requiem, immo perpetuam laetitiam invenies (I, 25).
5. De pugna adversus diabolicas suggestiones.	Cap. 13. De tentationibus resistendis.
In primis ergo scire debes, quod vita nostra in peregrinatione hac non potest esse sine periculo et tentatione, quia, ut dicit B. Job, militia est vita hominis super terram.	Quamdiu in mundo vivimus, sine tribulatione et tentatione esse non possumus. Unde in Job scriptum est: Tentatio est vita humana super terram.
Nullus etiam sibi innotescit, nisi tentatur. Unde dicit Gregorius: Nemo quantum profecit nisi inter ardua cognoscit.	Nescimus saepe quid possumus, sed tentatio aperit, quid sumus. ... In tentationibus et tribulationibus probatur homo quantum profecit.
Statim principiis tentationum toto nisu resistas nec aliquem hostem contra te per morosam delec-	Vigilandum est tamen, praecipue circa initium tentationis, quia tunc facilius hostis vincitur, si ostium men-

[1] Diese Worte sind aus Eccli. 51, 35 hergenommen, wo es heißt: Modicum laboravi et inveni mihi multam requiem.

tationem invalescere permittas juxta dictum poetae dicentis:

Principiis obsta, sero medicina paratur, Quum mala per longas invaluere moras. . . . De hoc dicit B. Hieronymus: Lubricus est antiquus serpens, et nisi teneatur, totus statim illabitur.

Verum si manus tuae fuerint graves, pone eas [ut Moses, quum contra Amalec pugnaretur] in lapide adjutorii, i. e. in firmitate Christianae fidei, et sustentent eas Aaron, qui interpretatur mons fortitudinis, et Hur, qui interpretatur ignis. Viriliter autem cum fervore insistendum est bonis operibus, qui fervor intelligitur per ignem. Si enim actio tua sublevata fuerit his duobus, scilicet constantia sive fortitudine et fervore sive devotione, absque dubio de hostibus tuis triumphabis.

6. De humilitate.

Humilitas, ut dicit S. Bernardus, virtus, in qua quis in sui verissima cognitione sibi vilescit. Item alius dicit: . . . facile se ipsum despicit, qui se ipsum cognoscit.

7. Juxta verbum S. Augustini ama nesciri. O verbum breve, sed dulce et gloriosum et in corde semper, nonnumquam vero in ore cujuslibet religiosi merito revolvendum.

8. Tutius est latere quam apparere.

Unde poeta: Crede mihi, bene qui latuit bene vixit. [Ovid. Trist. 3. 4. 25.]

Item quidam sanctus: Nemo secure apparet, nisi qui libenter latet. Nemo secure praeest,

tis nullatenus intrare sinitur, sed extra limen statim, ut pulsaverit, illi obviatur. Unde quidam dixit:

Principiis obsta, sero medicina paratur, Quum mala per longas invaluere moras.[1] . . . Paulatim ingreditur hostis malignus ex toto, dum illi non resistitur in principio. Et quanto diutius ad resistendum torpuerit, tanto . . . fit . . . hostis contra eum potentior.

Illi maxime . . . proficiunt, qui ea, quae sibi magis gravia et contraria sunt, virilius vincere nituntur. . . . Duo specialiter ad magnam emendationem juvant: videlicet, subtrahere se violenter ad quod natura vitiose inclinatur, et ferventer instare pro bono, quo amplius quis indiget (cap. 25).

Cap. 2. De humili sentire sui ipsius.

Qui bene se ipsum cognoscit, sibi ipsi vilescit.

Si vis utiliter aliquid scire et diligere, ama nesciri et pro nihilo reputari.

Facilius est domi latere quam foris se posse sufficienter custodire.

Qui igitur intendit ad interiora et spiritualia pervenire, oportet eum cum Jesu a turba declinare.

Nemo secure apparet nisi qui libenter latet. Nemo secure loquitur, nisi qui libenter ta-

[1] Der zweite Vers: quum mala etc., wird in verschiedenen Handschriften (auch in der de Advocatis) weggelassen.

nisi qui libenter subest. Nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet[1].

cet. Nemo secure praeest, nisi qui libenter subest (cap. 20).

9. Sed juxta doctrinam Senecae cunctis esto benignus, nemini blandus, paucis familiaris, omnibus aequus.

Cum divitibus noli blandiri. . . . Caritas habenda est ad omnes, sed familiaritas non expedit (cap. 8).

10. Stude . . . supportare . . . infirmitates fratrum tuorum, tam morum quam corporum. . . . Nihil melius quam quae corrigi nequeunt aequanimiter tolerare. Gregorius: Patienter illatam injuriam tolerat, qui pie meminit, quod fortasse ex se adhuc habeat, quo debeat ipse tolerari. . . . Dominus permittit, ut boni exerceantur per malos. Pensa, quaeso, ubi erit patientia, si deest quod toleretur.

Quae homo in se vel in aliis emendare non valet, debet patienter sustinere, donec Deus aliter ordinet. . . Stude patiens esse in tolerando aliorum defectus et qualescumque infirmitates, quia et tu multa habes, quae ab aliis oportet tolerari. . . . Si essent omnes perfecti, quid tunc haberemus pro Deo pati? (cap. 16.)

11. Hieronymus: Tantum virtutes tibi adjicies, quantum voluntati propriae detraxeris.

Tantum proficies, quantum tibi ipsi vim intuleris (cap. 25).

12. Tertium est, ut non te misceas hominibus . . . in quantum potes bono modo, sed tene te solitarium sponso tuo Christo. . . . Seneca: Quoties inter homines fui, minor homo redii. Ideo dictum fuit [Sancto] Arsenio . . .: Arseni, si cupis salvari, fuge homines. . . .

Maximi Sanctorum humana consortia, ubi poterant, vitabant et Deo in secreto vivere eligebant. Dixit quidam: Quoties inter homines fui, minor homo redii. . . .

Versus: Pax est in cella, foris autem non nisi bella.

In cella invenies, quod deforis saepius amittes. . . . Mane [cum Jesu] in cella, quia non invenies alibi tantam pacem (cap. 20).

---

[1] Diese Sätze bei Joannes de Tambaco, Consolatorium theol., heißen: Inde (aus den citirten Worten verschiedener Schriftsteller) sunt tres regulae: Prima est, quod nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet. Nemo secure aliis praeest, nisi qui libenter subest. Et nemo secure apparet, nisi qui libenter latet. Ich entnehme dieses Citat aus Spitzen, Thomas a Kempis. Johannes de Tambaco war ein frommer Dominicaner aus dem 14. Jahrhundert. Karl IV. ernannte ihn zum Kanzler der Prager Universität, 1366 erhob ihn Urban V. zur Würde eines Magister s. palatii. Elssius nennt in seinem Encomiasticon Augustinianum (Bruxellis 1654) p. 368 einen Augustiner Joannes de Tumbaco, welcher gleichfalls ein Werk: De consolatione, geschrieben. Was nun die drei aus der Imitatio citirten Stellen betrifft, so lassen die Codices de Advocatis und Bobiensis die beiden Sätze: Nemo secure loquitur etc. und Nemo secure praeest etc., weg, der Codex Cavensis aber nur den ersten Satz. In den meisten anderen Handschriften finden sich beide Sätze.

Wir könnten noch andere Stellen bringen, worin sich Anklänge zwischen dem Briefe Schoonhovens und der Imitatio finden; aber wir glauben, die gebrachten genügen vollständig, um zu zeigen: 1) daß Einer von Beiden dem Andern Ausdrücke entlehnt hat, und daß 2) dieß der Verfasser der Imitatio ist.

Das Erste würden wohl auch die Gerſeniſten zugeben. In der That, eine solche Übereinstimmung kann nicht zufällig sein. Aber auch eine gemeinschaftliche Quelle liegt nicht für Beide vor; denn die Sätze, in denen wörtliche Übereinstimmung herrscht, ziehen sich durch den ganzen Brief Schoonhovens, von der Überschrift bis zum Schlußkapitel, durch diesen Brief, welcher von Anfang bis zu Ende sehr eigenartig ist; und man darf doch nicht annehmen, daß der angesehene, beredte Ordensmann seinen ganzen Brief, einschließlich der Überschrift, aus einem Autor hergenommen. Da er ferner seine Quellen nennt, so hätte er auch sicher diesen Schriftsteller genannt. Allerdings gibt es für einige Stellen einen dritten Schriftsteller, der Einiges hat, was in beiden steht, nämlich Johannes de Tambaco und Alanus. Und schon früher (siehe diese Zeitschrift, XX, 442) zeigten wir, wie der Erstere die fraglichen Worte nicht aus anderen Autoren abgeschrieben, sondern als seine eigenen Schlüsse aufstellt. Aber Schoonhoven und die Imitatio stimmen selbst in dem Citate aus Tambaco so in Kleinigkeiten unter sich überein, daß sicher der Eine diese Worte vom Anderen, nicht aber Beide sie unmittelbar aus Tambaco geschöpft haben; denn Beide unterdrücken dieselben Worte Tambaco's: 1) Prima est, 2) aliis und 3) Et, endlich setzen sie 4) die Worte „Nemo secure apparet“ zum Unterschiede von Tambaco an erster Stelle. Aus Alanus hat Schoonhoven allerdings einige Citate genommen, aber dieser kann nicht die gemeinschaftliche Quelle für Alles sein, worin die Übereinstimmung herrscht, weil die augenfällige Übereinstimmung sich auch auf das bezieht, was nicht bei Alanus ist, nämlich auf eigene Reflexionen Schoonhovens.

Wir gehen nun zu dem zweiten Satze über, nämlich daß, wenn Einer aus dem Andern, der Verfasser der Imitatio aus Schoonhoven geschöpft hat. Dieß ist nun evident. Denn die wörtliche Übereinstimmung herrscht in mehreren Stellen, die Schoonhoven aus andern Schriftstellern citirt. Schoonhoven hat sie also nicht aus der Imitatio genommen, denn er nennt ja nicht die Imitatio, sondern andere Schriftsteller als seine Quelle. Also, wenn Einer aus dem Andern, muß der Verfasser der Imitatio aus Schoonhoven geschöpft haben.

Verweilen wir etwas bei dieser Beweisführung.

Schoonhoven nennt den Verfasser, dem er jene drei Regeln (siehe n. 8) entnommen, einen Heiligen. Wäre nun das der Verfasser der Imitatio gewesen, so könnte man nicht erklären, warum Schoonhoven sich nicht öfter ausdrücklich auf diesen „Heiligen“ oder auf die „Imitatio“ beruft, besonders da er in der Einleitung sagt, er wolle die Sprüche Anderer anführen, und da er auch in mehreren Sätzen fast wörtlich mit der Imitatio übereinstimmt. Freilich citirt er auch anderswo noch (siehe oben S. 258) einen sanctus quidam, aber dieß Citat ist nicht aus der Imitatio genommen.

Aber Schoonhoven nennt nicht nur nicht die Imitatio, sondern geradezu Andere als seine Quellen, aus denen er die Sätze, worin er mit der Imitatio übereinstimmt, genommen hat. So hat er die Stelle „ama nesciri“ (siehe n. 7) aus Augustin. Der Satz, daß die Versuchung den Menschen sich selbst kennen lehrt (n. 5), hat er aus Gregorius, aus welchem Citate die auch in der Imitatio stehenden Worte „quantum profecit“ stammen. Die Worte der Imitatio: Qui se ipsum cognoscit, sibi ipsi vilescit (n. 6), sind gar aus zwei Citaten Schoonhovens zusammengesetzt, nämlich aus den Worten des hl. Bernhard und eines andern Schriftstellers. Ebenso finden sich wörtliche Anklänge in der Imitatio aus den Citaten, welche Schoonhoven aus dem hl. Gregor (n. 10), aus dem hl. Hieronymus (n. 5 u. 11), aus Seneca (n. 9) bringt.

Nun ein zweites Argument! Führen zwei Schriftsteller, von denen einer aus dem andern geschöpft hat, die Worte eines dritten an, so hat derjenige offenbar unmittelbar aus diesem dritten geschöpft, der die Worte genauer oder bestimmter anführt. Das thut nun Schoonhoven sowohl bei Eccli. 51, 35, als bei der Benedictiner-Regel c. 72 (siehe n. 4 u. 10). Sehen wir uns die erstere Stelle an. Schoonhoven und die Imitatio verändern zwar in gleicher Weise dieselbe, indem sie 1) statt des Perfectum das Futurum und 2) statt der ersten Person die zweite setzen, 3) die Wortstellung der Schrift umkehren (requiem invenies für inveni requiem), endlich 4) den Dativ (mihi) auslassen. Aber Schoonhoven gibt die Worte genauer, da die Imitatio „multam“ in „magnam“ verändert und mehrere Worte (nunc und immo perpetuam laetitiam) einschiebt. Die unter n. 10 gebrachten Stellen enthalten Worte aus dem 72. Kapitel der Benedictiner-Regel (s. Vita et regula SS. P. Benedicti, Ratisbonae 1880, p. 73): „Honore se invicem praeveniant, infirmitates suas sive corporum sive morum patientissime tolerent.“

Beide, Schoonhoven und die Imitatio, stimmen nun darin überein, daß sie die betreffenden Worte mit Stude einleiten. Aber der Erstere referirt bestimmter die Worte der Regel, indem er schreibt: „Stude te omnibus affabilem et mitem exhibere, supportare non solum patienter, sed etiam libenter infirmitates fratrum tuorum tam morum quam corporum“, wogegen die Imitatio, mit gänzlicher Übergehung des Honore se praeveniant, statt des sive corporum sive morum das unbestimmte qualescumque setzt. Der Superlativ der Regel patientissime ist wenigstens dem Sinne nach in den Worten Schoonhovens: non solum patienter, sed etiam libenter, ausgedrückt, wie das Honore se praeveniant in den Worten: Stude te omnibus affabilem et mitem exhibere. Man wende gegen das Gesagte nicht ein, daß die Imitatio das tolerare der Benedictiner-Regel habe, anstatt dessen Schoonhoven supportare setze. Denn die Imitatio konnte dieses Wort sehr gut auch aus der betreffenden Stelle Schoonhovens entnehmen, die viermal tolerare oder patienter tolerare hat (s. oben n. 10). Ferner verändert die Imitatio ein namentliches Citat Schoonhovens in ein unbestimmtes; denn die Stelle, welche Schoonhoven sehr frei, aber namentlich aus Seneca citirt, findet sich wörtlich in der Imitatio, doch ohne die namentliche Angabe. Es ist nun auch erklärlich, wie sich die beiden Citate aus heidnischen Classikern in die Imitatio verirrt haben, wo sie sich ausnehmen, wie Pilatus im Credo. Thomas fand sie bei dem von ihm so hochverehrten Schoonhoven und nahm sie deßhalb herüber.

Wir wollen gern zugeben, daß eine oder die andere Stelle, wenn sie ganz für sich allein stünden, anders erklärt werden können. Aber einen Zufall bei einer so großen Anzahl von Sätzen, und selbst von langen Sätzen, anzunehmen, ist absurd. Resümiren wir also noch einmal unsern Beweis. Zweifellos hat entweder Schoonhoven aus der Imitatio oder diese aus Schoonhoven geschöpft. Schoonhoven hat aber nicht aus der Imitatio, sondern aus andern Schriftstellern die Sätze, worin Übereinstimmung herrscht, geschöpft. Also hat der Verfasser der Imitatio aus dem um 1383 geschriebenen Briefe Schoonhovens geschöpft. Damit ist die Annahme, daß Abt Gersen um das Jahr 1230 die Imitatio verfaßt, über den Haufen geworfen. Der Verfasser gehörte offenbar der mystischen Schule der Niederlande, dem Kreis der Windesheimer Congregation, worin Schoonhoven so großes Ansehen besaß, an. Dann ist er aber kein Anderer, als der jüngere Ordensgenosse Schoonhovens, Thomas von Kempen, der allein von diesem Kreis als Verfasser in der

constantesten Weise genannt worden ist[1]. Thomas hat sicher Schoonhoven persönlich gekannt und hoch verehrt und als Novizenmeister den Brief benutzt, in welchem Schoonhoven in ausgezeichneter Weise einen Novizen über den Ordensstand belehrt. Ohne Zweifel wird er dieses Schreiben seines gefeierten Ordensgenossen gelesen, betrachtet, seinen Novizen erklärt haben, so daß er ganz vertraut mit demselben wurde und dessen Worte ihm wiederum bei seinen Betrachtungen und geistlichen Ermahnungen in den Sinn kamen. Bei dieser Annahme erklärt sich Alles ganz natürlich, während die entgegengesetzte Annahme, die den Gersenisten einzig übrig bleibt, daß Schoonhoven aus der Imitatio geschöpft, rein unmöglich erscheint.

G. Schneemann S. J.

Das Privatgrundeigenthum bei den ältesten orientalischen Völkern.

Wollen wir die ursprünglichen Eigenthumsformen in Bezug auf das gesammte Menschengeschlecht kennen lernen, so dürfen wir offenbar nicht, wie Herr de Laveleye und Andere, uns damit begnügen, Untersuchungen über die russischen Dorfgemeinden, über die Markgenossenschaften der alten Germanen oder die Gebräuche der Javanesen anzustellen. Solche Forschungen mögen interessant und belehrend sein, aber sie führen nicht zum Zwecke. Von allen diesen Völkern wissen wir ja aus der Zeit vor Christus fast oder gar nichts. Erst lange nach der Fülle der Zeiten treten sie aus dem Dunkel der Fabeln und Mythen in den Bereich der Geschichte. Wir müssen uns vielmehr an jene Völker wenden, bei denen die Geschichte der Menschheit beginnt und von denen uns die ältesten geschichtlichen Denkmäler erzählen. So verlangt es die historische Methode. Dabei versteht es sich von selbst, daß unter diesen geschichtlichen Denkmälern die heiligen Bücher die erste Stelle einnehmen. Auch vom Standpunkte des ungläubigen Historikers verlangen sie wenigstens jene Achtung, welche wir den Werken eines Herodot, Thucydides, Livius und Tacitus zollen.

---

[1] Siehe hierüber diese Zeitschrift, XX, 432 ff., wo die hauptsächlichsten Gründe für die Autorschaft des Kempensis zusammengestellt sind.

Bevor wir jedoch uns in diese geschichtlichen Studien einlassen und den Beweis antreten, daß das Privateigenthum, nicht nur an beweglichen Gütern, wie Waffen und Arbeitsgeräthen, was Niemand läugnet, sondern auch an Häusern und Grundstücken bei allen alten orientalischen Völkern bis in die frühesten Zeiten hinaufreicht, müssen wir einer Begriffsverwechslung vorbeugen, der wir im gegnerischen Lager gar oft begegnet sind.

Bekanntlich sprechen auch die Kirchenväter nicht selten von Gemeineigenthum, und selbst der Ausdruck, anfänglich sei alles Irdische gemeinsam gewesen, ist ihnen ganz geläufig. Ja mehrere von ihnen sprechen sich in einer Weise gegen das Privateigenthum aus, wie man es heute nicht mehr thun dürfte, ohne stark in den Verdacht geheimer Bundesgenossenschaft mit der rothen Internationale zu gerathen. So sagt z. B. der hl. Ambrosius, von Natur aus sei Allen Alles gemeinsam, erst durch Aneignung sei das Privatrecht (Privateigenthum) entstanden[1]. Der hl. Hieronymus steht sogar nicht an, zu erklären: „Mir scheint die Behauptung ganz richtig zu sein, daß der Reiche entweder selbst ungerecht oder der Erbe eines Ungerechten ist.“[2] Was könnte heute ein socialistischer Volkstribun à la Lassalle Schlimmeres behaupten, um gegen die „kapitalistischen Ausbeuter“ loszuziehen? Man hat deßhalb schon allen Ernstes die Kirchenväter und mit ihnen selbst den Apostel Jakobus[3] communistischer Tendenzen bezichtigt. Kein Geringerer als ein Mitglied des französischen Institutes, der Nationalökonom Heinrich Baudrillart, hat die ausführliche Begründung dieser Anschuldigung unternommen[4].

Aber wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: si duo dicunt idem, non est idem. Der Tadel, den der hl. Hieronymus an die Reichen richtet, gilt nicht dem Reichthum als solchem, sondern der höchst ungerechten Art und Weise, wie er namentlich damals, zur Zeit des unter-

---

[1] De Offic. Ministr. l. 1. c. 28. n. 132. Migne tom. 16. col. 62: „Natura enim omnia omnibus in commune profudit. Sic enim Deus generari jussit omnia, ut pastus omnibus communis esset et terra foret omnium quaedam communis possessio. Natura igitur jus commune generavit, usurpatio jus fecit privatum.“

[2] Epist. 120. Migne tom. 22. col. 984: „Unde illa vulgata sententia mihi videtur esse verissima: dives aut iniquus aut haeres iniqui.“

[3] Jak. 5, 1 ff.

[4] Im „Journal officiel“ vom 30. März 1878, p. 3686: „Etudes morales: La satire chrétienne aux premiers siècles.“

gehenden römischen Reiches, von den habsüchtigen und in Sinnlichkeit versunkenen Römern meistens erworben wurde. Wenn ferner die Kirchenväter von der ursprünglichen Gütergemeinschaft reden, so verstehen sie darunter meist das, was die Scholastiker seit dem hl. Thomas die negative Gütergemeinschaft (communio bonorum negativa) genannt haben, d. h. jenen ursprünglichen Zustand, in welchem die Erde noch Niemandem zu eigen angehörte, also noch herrenloses Gut war. Wirft Jemand von der Höhe eines Balkones Nüsse oder Geldstücke unter Knaben, so kann man diese Gegenstände, während sie noch in der Luft sind, allen Knaben gemeinsam nennen, d. h. sie gehören noch keinem im Besonderen und können deßhalb von jedem angeeignet werden, dem es glückt, zuerst in ihren Besitz zu gelangen. Sobald sich aber Einer derselben bemächtigt hat, sind sie sein Eigenthum geworden und die Übrigen dürfen ihm dieselben ohne Rechtsverletzung nicht mehr entreißen. Ähnlich verhielt es sich nun mit der Erde am Anfang der Geschichte. Gott hatte sie gewissermaßen als herrenloses Gut für alle Menschen hingelegt, sie gehörte noch Niemandem zu eigen, war also in gewissem Sinne allen Menschen gemeinschaftlich, insofern Jeder nach Willkür ein Grundstück für sich in Besitz nehmen konnte, bis endlich auch das letzte Stück Boden seinen Eigenthümer gefunden.

In einem ganz anderen Sinne reden die Socialisten und ihre Rechtsanwälte auf den Kathedern von der ursprünglichen Gütergemeinschaft. Sie verstehen darunter die positive Gütergemeinschaft, welche darin besteht, daß Mehrere gemeinsam und mit Ausschluß aller Anderen ein Gut besitzen. Bei dieser Gütergemeinschaft kann nicht von herrenlosem Gute die Rede sein, nur ist der Herr des Gutes nicht mehr eine einzelne Person, sondern eine Vielheit von Personen oder eine moralische Persönlichkeit. So gehört z. B. in der Schweiz die Allmende der Gemeinde, in den meisten Ländern gehören viele Waldungen dem Staat, d. h. der Gesammtheit der Staatsangehörigen. Bei der positiven Gütergemeinschaft kann der Einzelne nicht mehr frei über das gemeinsame Eigenthum verfügen, das Verfügungs- wie das Eigenthumsrecht gehört der Gesammtheit als solcher zu. In diesem Sinne also soll die Erde nach socialistischer Ansicht anfänglich Gemeineigenthum der Menschheit oder vielmehr der verschiedenen Gemeinwesen, in welche sie zerfiel, gewesen sein.

„Die Geschichte beweist," sagt de Laveleye, „daß die Erde nie von den Menschen als res nullius angesehen wurde. Das Jagdrevier der

Jägerhorden oder die Triften der Hirtenvölker sind stets als Gemeineigenthum betrachtet worden, und dieser Collectivbesitz dauert auch fort, nachdem der Ackerbau angefangen hat, die Erde zu befruchten. In keinem Augenblicke ist das nicht occupirte Land herrenloses Gut gewesen. Überall, ehedem wie heute, wurde es als Gemeinde- oder Staatseigenthum angesehen, es konnte also ehedem ebenso wenig als heute eine Besitzergreifung herrenlosen Landes stattfinden." [1]

Wie es mit dem hier gerühmten geschichtlichen Beweise bestellt ist, haben wir zum Theil schon gesehen [2] und unsere weiteren Ausführungen werden hoffentlich noch mehr Licht darüber verbreiten. Einen Punkt möchten wir aber aus der obigen Stelle hier besonders hervorheben. De Laveleye behauptet, nirgends sei Grund und Boden je herrenloses Gut gewesen, weil überall und jeder Zeit der gesammte Boden als Gemeineigenthum der Stämme oder Völkerschaften betrachtet worden sei. Aus der Zuversicht, mit welcher der gelehrte und scharfsinnige Professor diese Behauptung ausspricht, müssen wir schließen, daß er keine Ahnung hatte von dem großartigen Nonsens, den sie enthält.

Auch Herr de Laveleye wird gewiß nicht behaupten, daß die Menschen von Ewigkeit her die ganze Erde bevölkert und als Gemeineigenthum besessen haben. Wenn es aber eine Zeit gab, wo die Menschen noch nicht existirten, also noch viel weniger über die ganze Erde verbreitet waren, wie kommen wir nun dazu, auf einmal und zur selben Zeit die ganze Erde mit Jägerstämmen zu bevölkern? Denn nur unter dieser Voraussetzung wäre die Annahme gerechtfertigt, nie und nirgends habe es herrenloses Gut gegeben, die Erde sei immer und überall als Gemeineigenthum der Stämme und Völkerschaften angesehen worden. Die Behauptung de Laveleye's schließt die Möglichkeit aus, daß an einer oder mehreren Stellen Völkerstämme entstanden seien und von dort aus sich über die Erde verbreitet haben. Dann hätten wir gleich sehr viel herrenloses Gut. Oder wie könnte es Stämmen in Kleinasien oder Italien einfallen, England, Skandinavien, China und Japan als ihr Eigenthum zu betrachten? Ja noch mehr, selbst Hunderte von Stämmen würden nicht genügen, die ganze Erde derart in Beschlag zu nehmen, daß es keine unbevölkerte Gegend und kein herrenloses Gut mehr gäbe. Ein Volksstamm wird immer nur ein

[1] De la propriété etc., p. 381.

[2] Vgl. oben S. 24 ff.

solches Gebiet als sein Eigenthum in Anspruch nehmen, das er überschauen, benützen und gegen andere Stämme behaupten kann. Das ist aber ein verhältnißmäßig kleines Gebiet. Für einen Flächenraum von der Größe Deutschlands bedürfte es mithin schon einer großen Anzahl von Stämmen, um ihn so zu bevölkern, daß kein herrenloses Gebiet mehr vorhanden wäre. Wie viele Stämme hätten wir erst nöthig, um die ganze Erde unter sie zu vertheilen! Wir müssen also, um die Behauptung de Laveleye's gegen den Vorwurf der unbegreiflichsten Gedankenlosigkeit zu schützen, annehmen, nach seiner Ansicht seien in allen fünf Welttheilen gleichzeitig unzählige Völkerstämme entstanden und hätten zur selben Zeit angefangen, das von ihnen bewohnte Gebiet als ihr ausschließliches Eigenthum anzusehen und zu behandeln. Wem aber eine solche Annahme nicht zu stark ist, der sollte sich etwas weniger unbescheiden über katholischen Aberglauben auslassen, als de Laveleye zu thun pflegt.

Doch wenden wir uns jetzt an die Geschichte und befragen wir vor Allem den ältesten und ehrwürdigsten Geschichtschreiber der Welt über die ursprünglichen Grundeigenthumsverhältnisse. Schon von dem Sohne des ersten Menschen, von Kain, berichtet Moses, daß er Ackerbau getrieben [1] und eine Stadt erbaut habe, die er nach seinem Sohne Henoch benannte [2]. Tubalkain, der Sohn Lamechs, wird als „Hämmerer und Schmied in allem Erz- und Eisenwerk“ geschildert [3]. Von Noe heißt es, daß er Ackerbauer gewesen und Weinberge gepflanzt [4]. Diese Thatsachen widerlegen nicht nur die Fabeln von dem ursprünglichen, unstäten Jägerleben aller Menschen, sondern sie lassen uns auch das Privatgrundeigenthum als die ursprüngliche Eigenthumsform erkennen, da sich dasselbe aus ihnen naturgemäß ergibt. Aus dem Berichte der Genesis erhellt, daß Kain und Abel getrennte Wirthschaft besaßen. Während Abel die Viehzucht betrieb, lag Kain dem Ackerbau ob, und zweifelsohne betrachtete Kain den von ihm bebauten Boden als sein ausschließliches Eigenthum, auf dem Abel seine Herden nicht durfte weiden lassen. Gerade das streng geschiedene „Mein“ und „Dein“ hatte die Eifersucht und schließlich den Brudermord zur Folge.

Von den Söhnen Noe's lesen wir, daß sie zahlreiche Städte bauten und daß bei der raschen Zunahme der Familien einzelne Glieder derselben sich abzweigten, neue Wohnsitze aufsuchten und die Gründer

[1] Genes. 4, 2. [2] Genes. 4, 17.
[3] Genes. 4, 22. [4] Genes. 9, 20.

neuer Völkerschaften wurden. In allen diesen Fällen haben wir ursprünglich Privateigenthum des Stammvaters der Familie, das bei seinem Tode gewöhnlich an den Erstgeborenen gelangt. Wir sehen somit schon das Erbrecht in vollem Bestande. Als Abraham in vorgerückten Jahren kinderlos war, bat er den Herrn um einen Leibeserben, damit nicht der Sohn seines Sklaven Eliezer ihn einst beerbe[1]. Auch sein Sohn Ismael, den ihm die Agar geboren, wird von der Erbschaft ausgeschlossen, so daß das gesammte Vermögen Abrahams, also gewiß auch dessen Ackerfelder und Wohnungen, an Isaak übergeht.

Daß auch die Brunnen und Cisternen als Privateigenthum dessen angesehen wurden, welcher sie gegraben, geht aus mehreren Stellen der Heiligen Schrift hervor. So macht Abraham dem König Abimelech in Gerara den Vorwurf, seine Knechte hätten ihm einen Brunnen mit Gewalt widerrechtlich entrissen[2]. Er sah also diesen Brunnen als sein Eigenthum an, das man ihm nicht ohne Rechtsverletzung nehmen konnte. Das mosaische Gesetz verhängt eine schwere Strafe über jeden Eigenthümer einer Cisterne, der dieselbe unbedeckt läßt und dadurch Schuld ist, daß fremdes Vieh hineinfällt[3]. Hier ist wohl zu bemerken, daß das Gesetz das Eigenthum an der Cisterne nicht erst einführt, sondern als bestehend voraussetzt und auf Grund desselben eine Strafbestimmung trifft.

Ganz entscheidend aber für den Bestand des Privateigenthums an Grund und Boden sind das 23. und 33. Kapitel der Genesis. Nach dem Tode Sarahs wollte Abraham ihre Leiche im Lande Kanaan beisetzen und bat deßhalb die Söhne Heth um ein erbeigenes Begräbniß, seine Todten zu bestatten. Sie antworteten ihm: „Keiner von uns mag es dir weigern, daß in sein Grabmal deinen Todten du bestattest." Abraham aber entgegnete: „Höret mich und legt Fürsprache für mich ein bei Ephron, Seors Sohne, daß er mir die doppelte Höhle gebe, welche er besitzt am Ende seiner Ackerflur (agri sui). Um den ganzen Silberwerth möge er sie mir überlassen . . . unter euch zu erbeigenem Begräbniß." Ephron wird hier offenbar als Privateigenthümer eines bestimmten Ackers angesehen und ihm das Recht zuerkannt, denselben frei zu veräußern. Was antwortet nun Ephron dem Abra-

[1] Genes. 15, 2. 3.

[2] Genes. 21, 25. Hierzu Biblischer Commentar über das Alte Testament von Keil und Delitzsch. Zweite Ausgabe. Bd. I. S. 182.

[3] Exod. 21, 34.

ham? Wie es noch heute im Oriente vielfach Sitte ist, macht er das freilich nicht ernst gemeinte Anerbieten [1], ihm den Acker sammt der Höhle unentgeltlich zu überlassen. „Ich übergebe dir den Acker und die Höhle, welche darin ist." Abraham aber will den Preis dafür bezahlen. Da erwiedert ihm Ephron: „‚Höre mich, das Land, welches du forderst, ist 400 Sekel Silbers werth; das ist der Kaufpreis zwischen mir und dir, aber was ist das? Begrabe deinen Todten!' Da Abraham dieß gehört hatte, wog er das Silber dar in geprobter, gangbarer Münze. Und es ward zuerkannt der einstige Acker Ephrons, in welchem die Höhle, Mambre gegenüber, lag, sowohl dieser, als auch die Höhle und alle Bäume auf selbem, die ringsum an dessen Saum standen, dem Abraham als Eigenthum. . . . Und der Acker ward erstanden, und die Höhle in demselben für Abraham zum erbeigenen Begräbniß von den Söhnen Heth." [2]

Ein ausdrücklicheres und formelleres Zeugniß für den Bestand des erblichen, frei veräußerlichen Privatgrundeigenthums schon zu Zeiten Abrahams, also 20 Jahrhunderte vor Christus, ist kaum denkbar. Mit Recht bemerkt C. Fr. Keil [3] zu dieser Stelle, daß der Handelsvertrag, durch den sich Abraham den Acker zum Erbbegräbnisse „in aller Form Rechtens" erwarb, „umständlich sozusagen mit juridischer Genauigkeit" erzählt wird. Wie gewissenhaft der Vertrag gehalten wurde, beweist die Thatsache, daß nicht nur Sarah und Abraham, Isaak und Rebekka dort bestattet wurden und Jakob die Lia dort beisetzte, sondern daß Jakob selbst fast zwei Jahrhunderte nach dem Tode Sarahs in der Familiengruft bei Mambre seine letzte Ruhestätte fand [4]. Besondere Beachtung verdient noch der Umstand, daß der ganze Hergang des Vertrags zwischen Abraham und Ephron nicht als etwas Neues und Ungebräuchliches geschildert wird, sondern als etwas Selbstverständliches, was sich in die Anschauungen und Gewohnheiten der Betheiligten längst eingebürgert hatte. Wir schließen daraus mit Recht, daß sowohl in Kanaan, als in Chaldäa, der Heimath Abrahams, der Kauf und Verkauf von Grundstücken, welcher das Privateigenthum an Grund und Boden zur nothwendigen Voraussetzung hat, etwas längst Bekanntes

---

[1] S. Dieterici, Reisebilder aus dem Morgenlande, Bd. II. S. 168 ff.

[2] Genes. 23, 15—18 u. 20.

[3] S. Biblischer Commentar über das Alte Testament von Keil und Delitzsch a. a. O. Bd. I. S. 190.

[4] Genes. 49, 29 u. 50, 13.

gewesen sein muß. Wenn trotzdem de Laveleye das volle Privatgrundeigenthum une institution très-récente [1] nennt, so ist diese Äußerung des gelehrten Professors jedenfalls cum grano salis zu verstehen.

Vom Patriarchen Jakob, welcher gewiß ebenso wenig als Abraham zu den „neuern Zeiten" gerechnet werden darf, berichtet die Genesis, er habe in der Nähe der Stadt Salem einen Theil des Feldes, auf welchem er seine Zelte aufgeschlagen, um hundert Lämmer gekauft [2]. Ungefähr ein halbes Jahrtausend später wird dieses Feld der ererbte Besitz der Nachkommen Jakobs genannt und zur Grabstätte des Patriarchen Joseph ausersehen [3].

Daß das Privateigenthum an liegenden Gütern seit der Verkündigung des mosaischen Gesetzes beim israelitischen Volke allgemein bestand, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen. Es genüge hier, an das 9. Gebot des Dekalogs zu erinnern: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten . . . Haus oder Acker" [4], sowie an das strenge Verbot, die Marksteine auf den Feldern zu entfernen oder zu verrücken [5]. Ja da weder aus der Zeit der Patriarchen noch aus den spätern Perioden irgend eine Andeutung auf Collectiveigenthum an Grund und Boden schließen läßt, so ist man wohl zur Annahme berechtigt, öffentlicher gemeinschaftlicher Grundbesitz sei überhaupt beim Volk der Hebräer ganz unbekannt gewesen. Denn der Umstand, daß die Vererbung der Güter an bestimmte Bedingungen geknüpft war und im großen Jubeljahre die Felder und Häuser mit wenigen Ausnahmen wieder an die Familie des ursprünglichen Besitzers zurückkehrten, hebt das Privateigenthum nicht auf, gerade so wie die gesetzlichen Beschränkungen des Verfügungsrechtes über die Fideicommißgüter diesen den Charakter des Privateigenthums nicht nehmen. Ebenso wenig hinderte der Umstand das Eigenthumsrecht, daß Jehova sich eine Art Obereigenthumsrecht an dem Lande Israel vorbehielt [6]. Denn auch nach christlichen Begriffen soll der Mensch das Obereigenthumsrecht Gottes anerkennen und seinen Besitz als eine Art göttliches Lehen betrachten. — Nur brachte Gott, entsprechend dem theokratischen Charakter des alten Bundes, dem israelitischen Volke gegenüber dadurch sein Obereigenthumsrecht mehr zur Geltung, daß er ihm einen

---

[1] A. a. O. S. 380. [2] Genes. 33, 19.
[3] Jos. 24, 32. [4] Deuter. 5, 21.
[5] Deuter. 19, 14 u. 27, 17.
[6] S. Handbuch der biblischen Archäologie von C. Fr. Keil, Bd. II. S. 208.

Theil des freien Verfügungsrechtes entzog und ihm so sein Lehensverhältniß zu Gott lebendiger im Bewußtsein erhielt.

Aus den obigen Ausführungen wird der Leser jetzt vielleicht begreifen, warum de Laveleye in seinen geschichtlichen Studien mit keiner Sylbe des israelitischen Volkes gedenkt und die Heilige Schrift als ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch behandelt.

Über die Grundeigenthumsverhältnisse bei den alten Ägyptern findet sich bei de Laveleye nur ein einziger Satz, und wir bedauern, hinzufügen zu müssen, daß derselbe unrichtig oder wenigstens sehr ungenau ist. Zur Zeit der Pharaone, meint der gelehrte Professor, gehörte der Boden, wie es scheint, dem Souverän; der Koran habe dann diese Anschauung geheiligt [1]. Als Beweis für seine Behauptung dient ihm eine Stelle aus Herodot [2], derzufolge Sesostris den Boden von Ägypten gleichmäßig unter seine Unterthanen vertheilte und dafür von ihnen eine jährliche Grundrente erhielt. Aber zuverlässigere und ältere Nachrichten, als der griechische Geschichtschreiber, hat uns Moses über die ägyptischen Grundbesitzverhältnisse aufbewahrt.

Wohl waren die Pharaone absolute Selbstherrscher über Ägypten, ohne deren Willen Niemand im ganzen Lande Hand oder Fuß regen durfte [3]. Trotzdem war nicht das ganze Land ihr Eigenthum. Den ägyptischen Joseph setzte Putiphar als unumschränkten Verwalter über sein Vermögen, und Gott segnete, sagt die Heilige Schrift, um Josephs willen das Haus des Ägypters und mehrte sowohl im Hause als auf dem Felde dessen gesammtes Eigenthum [4]. Putiphar war somit ein Grundeigenthümer nach modernem Schnitt. Daß er nicht der einzige Grundbesitzer war, ist schon an und für sich überaus wahrscheinlich, erhellt aber mit voller Gewißheit aus den weiteren Schicksalen Josephs in Ägypten. Zur Zeit der sieben Nothjahre kamen die Ägypter zu Joseph, um Getreide zu kaufen. Zuerst gaben sie als Preis Geld, dann ihre Herden. Im zweiten Jahre kamen sie wieder und sprachen: „Unser Geld ist hin und dahin ist auch unser Vieh; auch dir ist's nicht unbekannt, daß wir außer unseren Leibern und dem Erdboden nichts haben. Warum sollen wir sterben vor deinen Augen? Wir sowohl als unser Erdboden mögen dein werden. Kaufe uns als Leibeigene des Königs; aber gib uns Getreide, damit nicht, weil die Ackersleute aus-

[1] De la propriété, p. 367.
[2] Hist. l. II. c. 109.
[3] Genes. 41, 44. [4] Genes. 39, 5.

gestorben sind, das Land zur Einöde werde.' Da kaufte Joseph den ganzen Boden Ägyptens, indem Jeder seine Liegenschaften verkaufte (vendentibus singulis suas possessiones) wegen der Noth. Und er machte ihn zu eigen dem Pharao und die ganze Bevölkerung auf demselben . . . ausgenommen den Boden der Priester, welcher diesen vom König überlassen worden war. Da ihnen nämlich als Besoldung auch Getreide aus den öffentlichen Kornhäusern verabreicht wurde, so waren sie nicht gezwungen, ihre Liegenschaften zu verkaufen. Da sprach Joseph zum Volke: ,Wohlan, wie ihr sehet, besitzt Pharao euch sowohl als euren Boden zu eigen; nehmt Getreide in Empfang und bestellt die Äcker, daß ihr ernten könnt. Den fünften Theil gebt ab an den König; die vier übrigen gestehe ich euch zu für die Aussaat und den Unterhalt eurer Familien und Kinder.' . . . Von jener Zeit an bis auf diesen Tag wird im ganzen Lande Ägypten den Königen das Fünftel gereicht und besteht dieß als Gesetz, nur nicht für den Boden der Priester, welcher frei von dieser Verbindlichkeit blieb." [1]

Also durch freien Vertrag begaben sich die Ägypter in der Hungersnoth ihres Grundeigenthums und erhielten dasselbe als erbliches Lehen vom König zurück gegen die jährliche Entrichtung des Fünftels des Gesammtertrages, so daß von da an eine Art Feudalsystem durch ganz Ägypten bestand. Bis zur Zeit Josephs war somit das Privatgrundeigenthum ganz allgemein, und zwar auch bei der Landbevölkerung. Denn Ackerbauer sind es, welche ihren freien Besitz an Joseph verkaufen; sonst wäre ja die Befürchtung der Ägypter unbegründet, die Ackersleute möchten aussterben, wenn man ihnen nicht Getreide gebe und sie als Leibeigene des Königs kaufe (V. 19). Vielleicht lassen sich die aus mündlichen Berichten ägyptischer Priester geschöpften Angaben Herodots über die Vertheilung des Landes unter König Sesostris auf die eben aus der Bibel geschilderte Thatsache zurückführen. Soviel geht ferner aus den Berichten des Geschichtschreibers von Halikarnassus [2], ebenso wie aus den späteren Nachrichten Diodors von Sicilien [3] hervor, daß wenigstens zur Zeit der römischen Republik sowohl die Priester als die Soldaten in Ägypten reichen und steuerfreien Grundbesitz hatten. Zwei Drittel des Bodens gehörten ihnen als Eigenthum

[1] Genes. 47, 18 ff.
[2] Hist. lib. II. c. 168 u. 177.
[3] Biblioth. lib. I. c. 73. Edit. Didot, 1842, col. 59.

an, während das übrige Drittel die königlichen Domänen bildete, aus welchen das Staatsärar seine Einkünfte bezog. Wie sehr speciell noch zu den Zeiten Diodors von Sicilien das Sondergrundeigenthum in der Kornkammer des römischen Reiches scharf ausgebildet war, leuchtet aus dem Umstande hervor, daß nach ihm die Geometrie besonders deßhalb in Ägypten zu so hoher Blüthe gelangte, weil die jährlichen Nilüberschwemmungen die Grenzen der Felder verrückten oder unkenntlich machten und in Folge der darob entstehenden Zwistigkeiten häufige und genaue Feldmessungen nothwendig wurden.

Vielleicht wird Herr de Laveleye über unsere bisherigen Ausführungen vornehm die Achsel zucken. Wir entnahmen ja unsere Beweise fast nur der Heiligen Schrift, und über solche Beweise sind unsere starken Geister himmelhoch erhaben. Doch wir können dem gelehrten Nationalökonomen auch mit Beweisen aus der Profangeschichte dienen. Die ägyptische Archäologie liefert auf Grund der zuverlässigsten Denkmäler den Beweis, daß schon in den allerältesten Zeiten der Boden, wenigstens zum Theil, Privateigenthum war. Schon aus der Zeit der vierten memphitischen Dynastie liegt nach dem Zeugnisse Mr. Birch', des Conservators der ägyptischen Alterthümer im Britischen Museum und eines der gründlichsten Kenner derselben, ein Beweis dafür vor. Auf einer Tafel aus der Regierungszeit des Königs Senefru (Soris), des Gründers der genannten Dynastie, berichtet ein Beamter mit Namen Amten, er habe seine Ländereien theils von seinen Vorfahren ererbt, theils vom König geschenkt erhalten[1]. Also erbliches Privatgrundeigenthum schon beim Beginn der vierten ägyptischen Dynastie, welche nach allgemeiner Annahme der Archäologen und Historiker sehr lange vor Abraham regierte. Da gehört in der That der ganze Mannesmuth eines selbstvertrauenden Professors dazu, Angesichts solcher monumentaler Zeugnisse das private Grundeigenthum eine moderne Institution und eine Erfindung des römischen Rechts zu nennen.

Nach Maspero[2] richteten sich schon in den allerältesten Zeiten die meist in Naturalien bestehenden Abgaben in den einzelnen Provinzen

---

[1] Cf. Ancient History from the Monuments. Egypt from the earliest times to B. C. 300. By S. Birch, L. L. D. etc. London, Society for promoting christian knowledge. p. 31.

[2] Histoire ancienne des peuples de l'Orient par G. Maspero, professeur de langue et d'archéologie égyptiennes au Collége de France. 2^{me} édition. Paris 1876. p. 19.

(Nomen) nach dem Verhältnisse des Grundbesitzes, was häufige Volkszählungen und Anfertigungen von Catastern zur Folge hatte. Die Abbildungen auf den Grabdenkmälern der reichen Ägypter aus der Zeit der vierten und fünften memphitischen Dynastie zeigen uns Ackerbau, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Zahlreich sind besonders die bildlichen Darstellungen von Scenen aus dem Ackerbau, wie Pflügen, Säen, Zusammenbinden der Garben u. s. w.[1] Auf einer Abbildung aus der genannten Periode wird ein Verstorbener dargestellt, wie er sitzend die Gaben in Empfang nimmt, welche ihm mehrere Reihen von Personen darbringen. Es sind dieß seine Landgüter, welche ihm ihre Producte darbieten und ihn durch Todtengaben ehren. „Mit Hilfe dieser Abbildungen," sagt Lenormant[2], „können wir in alle Geheimnisse des patriarchalisch-feudalen Lebens der ägyptischen Großen vor 60 (?) Jahrhunderten eindringen. Wir besuchen ihre ausgedehnten und blühenden, auf ihren Domänen zerstreuten Farmen; wir kennen ihre Schäfereien und erfahren die Zahl ihrer Rinderherden, welche nach Tausenden von Köpfen zählten. Wir schauen ihre Parkanlagen, wo Antilopen, Schwäne und Gänse jeder Art gepflegt werden. Wir erblicken die Herren selbst in ihren eleganten Wohnungen, umgeben von der Achtung und dem Gehorsam ihrer Vasallen."

Daß neben diesem Reichthum und Luxus der Großen das Loos des „kleinen Mannes" nicht eben ein rosiges war, versteht sich wohl von selbst. Das Elend folgt überall dem großartigen Reichthum, wie der Schatten dem Menschen, als wollte es ihn an seine Pflichten und seine Vergänglichkeit mahnen. In der That lassen auch die Angaben der Denkmäler die Lage nicht nur der Sklaven, sondern auch der freien Handwerker und Geschäftsleute als eine sehr gedrückte erkennen. Besonders interessant für die Beurtheilung der socialen Lage Ägyptens vor etwa 4000 Jahren ist eine Ermahnung, welche zur Zeit der zwölften ägyptischen Dynastie ein Schreiber an seinen Sohn richtet. Es handelt sich um eine Standeswahl. Der Vater will den Sohn bestimmen, sich dem Gelehrtenstande zuzuwenden, weil dieser der Weg zu großen Ehren und zu den wichtigsten Ämtern sei. Zu diesem Zwecke schildert er ihm in den grellsten Farben das Elend und die Noth der Handwerker. „Der Steinmetz," sagt er ihm unter Anderem, „sucht Arbeit — in

[1] Maspero l. c. p. 63.

[2] Manuel d'Histoire ancienne de l'Orient jusqu'aux guerres Médiques. Paris 1869. tom. I. p. 339.

jeder Art von hartem Stein. Wenn er die Arbeiten seines Handwerks fertiggestellt — und seine Arme abgenutzt hat, dann (erst) ruht er aus; da er von Sonnenaufgang an niedergekauert sitzt, so sind seine Kniee und sein Rückgrat gebrochen. — Der Barbier rasirt bis in die Nacht hinein: wenn er zum Essen geht, (dann erst) legt er sich auf seinen Elbogen (um auszuruhen); er geht von Haus zu Haus, um seine Kunden zu suchen; er bricht sich die Arme, um den Magen zu füllen, wie die Bienen, welche das Product ihrer Arbeit verzehren. — Der Schiffer fährt hinab bis nach Natho, um seinen Lohn zu verdienen; wenn er Arbeit auf Arbeit gehäuft, wenn er Gänse und Flamingos getödtet und mühsam geschanzt hat: — kaum langt er in seinem Obstgarten an, langt er in seinem Hause an: so muß er (wieder) fort."[1] So werden der Reihe nach die verschiedenen Handwerke und Gewerbe durchgegangen und in wenig schmeichelhafter Weise geschildert. Von dem Schuster heißt es beispielsweise noch: er „ist recht armselig; er bleibt ewig ein Bettler, seine Gesundheit ist die eines todten Fisches; er nagt am Leder"[2].

Wohl nicht mit Unrecht bemerkt Maspero zu diesen Schilderungen des ägyptischen Handwerkerstandes, wir dürften nicht außer Acht lassen, daß dieselben von einem alten, pedantischen, auf seinen Stand eingebildeten Schreiber herrühren, der seinem Sohn das Handwerk verleiden und ihn zur Ergreifung des Gelehrtenstandes bewegen will. Immerhin können wir aus ihnen entnehmen, daß die Handwerker, trotz der persönlichen Freiheit, deren sie sich erfreuten, sich nur mühsam durch's Leben schlugen. Zugleich sehen wir aber auch, daß sie, mit Ausnahme eines Hauses und vielleicht eines kleinen Gemüse- oder Obstgartens, kein Grundeigenthum besaßen. Wir schließen daraus mit Recht, daß das Gemeineigenthum an Grund und Boden in Ägypten nicht bestanden haben kann. In der That geschieht auch, so viel wir erfahren konnten, nirgends in den veröffentlichten Denkmälern Erwähnung irgend einer Art eigentlichen Collectiveigenthums, so daß wir annehmen dürfen, diese Institution sei den Ägyptern ebenso unbekannt gewesen, als den Hebräern und als den Assyriern und Babyloniern, wie wir gleich sehen werden.

Die älteste Geschichte Babyloniens ist zwar in politischer und chronologischer Beziehung, trotz aller Ausgrabungen und Forschungen, bis heute noch ein in tiefes Dunkel gehülltes Gebiet. In Bezug auf die damaligen Culturzustände und socialen Verhältnisse geben uns aber

[1] Cf. Maspero l. c. p. 123.
[2] Maspero l. c. p. 124.

die erhaltenen altbabylonischen Denkmäler viele interessante Aufschlüsse. So illustriren sie beispielsweise in bitter ironischer Weise die Behauptung des Lütticher Nationalökonomen, das Privateigenthum an liegenden Gütern sei eine Institution aus neuerer Zeit und Erfindung der habsüchtigen Römer. Im Britischen Museum werden über 100 altbabylonische, auf Thontäfelchen geschriebene Privatverträge, zum größeren Theil aus der Zeit der Könige Rim-Sin, Hammurabi und Samsi-iluna, aufbewahrt[1]. Nach allgemeiner Annahme stammen diese Verträge sämmtlich spätestens aus dem 13. Jahrhundert; von manchen Archäologen werden sie bis in das 16. oder gar in das 18. Jahrhundert vor Christus verlegt. Von den ca. 100 Verträgen haben 70 den Verkauf von Häusern und Gärten, sieben den Verkauf von Gärten und Begräbnißstätten zum Gegenstande. Als Beispiel lassen wir hier die Übersetzung eines solchen Vertrages aus der Regierungszeit des Königs Rim-Sin folgen:

„Ein Garten und Haus, Grundbesitz und Eigenthum des Sini-Naná, Eigenthum und Erbe (?) der Söhne des Ubar-Sin, ist durch Vertrag zugesichert; ebenso durch Vertrag das Haus des Sin-azu, mit Minani, dem Sohne des Mikrat-Sin, und Nini-ituram (oder Ilani-ituram), seinem Sohne. Sini-Nana, der Sohn des Nini-sun, und Apil-nini, sein Bruder, schätzen es ab; 3½ mana Silber als vollständigen Preis bezahlen sie. Über den bestimmten Tag soll der Zahlungstermin nicht hinausgeschoben werden und sie sollen den Termin nicht überschreiten. Den Namen seines Königs soll er anrufen (schwören)."

Dann folgen noch, wie es bei allen übrigen Verträgen der Fall ist, die Unterschriften des Gerichtsvorstandes, der Schreiber, der Contrahenten und mehrerer Zeugen. Die Contracte sind mit Siegeln versehen, auf denen wir die Namen der Eigenthümer und verschiedener babylonischer Gottheiten lesen. Man sieht, mit welcher Ängstlichkeit und gewissenhaften Sorgfalt man schon damals, also lange bevor die römischen Juristen die Begriffe verwirren konnten, das „Mein" und „Dein", auch in Bezug auf den Grundbesitz, zu schützen suchte.

Aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. liegt eine Inschrift von Merodach Baladan III. vor, welche erwähnt, der König habe einem Beamten

[1] Die folgenden Mittheilungen über Babylon verdanken wir der Güte des hochw. P. Straßmaier S. J., welcher sich mehrere Jahre mit dem Studium und der Übersetzung der altbabylonischen Inschriften in London und Paris befaßte. Der Text des Vertrages, den wir weiter unten mittheilen, ist zuerst von P. Straßmaier übersetzt und dem letztjährigen Orientalisten-Congreß in Berlin vorgelegt worden.

Namens Maraduk-zakir-iskur zur Belohnung für geleistete Dienste 90 Morgen Landes für ewige Zeiten geschenkt. Die Rückseite des Steines enthält das Bild einer Gottheit, mit der Anrufung, das Eigenthum zu beschützen und diejenigen zu bestrafen, welche die Marksteine entfernen sollten[1].

Noch interessanter ist eine im „Cabinet des Médailles“ zu Paris (n. 702) aufbewahrte Schenkungsurkunde. Dieselbe ist ein großer eiförmiger Basaltstein, welcher am Tigris in der Nähe der alten Stadt Ktesiphon aufgefunden wurde und nach ihrem Finder der Stein Michaux heißt. Außer zahlreichen symbolischen Darstellungen enthält der Stein (wahrscheinlich ein Grenzstein) zwei lange Columnen in Keilschrift. Die erste beschreibt genau die Lage und Größe des Feldes[2]. „Das Feld,“ heißt es wörtlich, „liegt in der Nähe der Stadt Kar-Nabu am Ufer des Flusses Mekaldan und gehört zum Eigenthum Kilnamandu's. Das Feld wird gemessen wie folgt: drei Stadien lang nach Osten in der Richtung der Stadt Bagdad; drei Stadien lang nach Westen, neben dem Hause Tunamissah's; ein Stadium und 50 Klafter breit nach Norden, angrenzend an das Eigenthum Kilnamandu's; ein Stadium 50 Klafter nach dem Süden, neben dem Eigenthum Kilnamandu's.

„Sirusur, Kilnamandu's Sohn, schenkte es für alle zukünftigen Tage der Dur-Sarginaiti, seiner Tochter, der Braut Tab-asap-Marduk's, des Sohnes Ina-e-saggil-irbu's, der dieses schrieb; und dem Tab-asap-Marduk, dem Sohne des Ina-e-saggil-irbu, welcher dieses schrieb, um ununterbrochen die Erinnerung an diese Schenkung zu verewigen, und auf diesem Stein den Willen der großen Götter und des Gottes Serah erwähnte.“[3]

In der zweiten Columne folgen dann die Verwünschungen gegen alle diejenigen, welche die Marksteine des Feldes verrücken, dasselbe für sich oder ihre Vorgesetzten beanspruchen oder irgendwie seine Grenzen und seine Oberfläche verändern sollten, mögen es nun Verwandte oder Fremde, Männer oder Frauen sein. „Möge Ninip,“ so lautet eine Verwünschung, „der Sohn des Zenith, des Sohnes El's des Erhabenen, seine Länder, Grundstücke und Grenzen hinwegnehmen; möge Bin, der große Wächter Himmels und der Erde, der Sohn des Kriegers Anu, sein Feld überschwemmen!“

---

[1] Cf. Records of the past. Being english translations of the Assyrian and Egyptian Monuments. London, Sam. Bagster and son. Vol. IX. p. 29 sqq.

[2] Cf. Records of the past. l. c. p. 92.

[3] Records l. c. p. 94.

Die ebengenannte Steinurkunde wird von den bedeutendsten Archäologen übereinstimmend in die Zeit vor das Jahr 1000 v. Chr. versetzt. Aus der späteren babylonischen Zeit seit dem achten Jahrhundert liegen Tausende von Kaufverträgen und Schenkungsurkunden vor. Viele derselben hat der Orientalist Julius Oppert in Paris übersetzt und herausgegeben, so z. B. einen aus dem Jahre 559 v. Chr., dem Regierungsantrittsjahre des Königs Nirgal-sar-usur, betreffend den Verkauf eines Feldes bei der Stadt Babylon, dessen Lage, Grenzen, Ertrag an Korn, Datteln u. s. w. genau angegeben werden [1].

Ähnlich wie für Babylon bekunden auch für Assyrien die ältesten geschichtlichen Nachrichten und Denkmäler den Bestand des Privatgrundeigenthums. Schon die vielfachen Berührungen der Geschichte der zwei mächtigen Völker, welche so lange Zeit hindurch abwechselnd das Scepter über Asien führten, gestatten uns, mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Eigenthumsverhältnissen Babylons auf diejenigen Assyriens zu schließen, um so mehr, da die gesammte assyrische Civilisation überhaupt sich auf die babylonische stützt und ihr ihre Muster entlehnt. Speciell von Assyrien schreibt George Smith, dessen grundlegende Arbeiten auf dem Gebiete der Assyriologie noch heute das höchste Ansehen genießen: „Es bestand Grundeigenthum, welches in vielen Fällen bei derselben Familie verblieb. Die Assyrier besaßen eine Art Pachtsystem, demzufolge das verkaufte Land zu seinem ursprünglichen Besitzer zurückkehrte. Die Pachtverträge enthalten Clauseln für den Wechsel der Bepflanzung, um die Erschöpfung des Bodens zu verhüten.“ [2]

Auch für Assyrien haben uns die aufgefundenen Denkmäler Kaufverträge über Häuser und Grundstücke in großer Anzahl aufbewahrt. Viele dieser Verträge haben Sayce, Oppert u. A. veröffentlicht [3]. Andere sind noch nicht publicirt. Mit Rücksicht auf diese zahlreichen Steinurkunden schreibt Lenormant: „Die ältesten dieser (Kauf- und Mieth-) Verträge stammen aus den allerfrühesten Zeiten des ursprünglichen Chaldäerreiches, aus der Regierung Sin-Said's; die jüngsten, auf denen man die Namen der drei Seleuciden: Seleucus Philopator, Antiochus

[1] Les tablettes juridiques de Babylone, par M. J. Oppert. Extrait du Journal asiatique (n. 5, 1880), p. 6.

[2] George Smith, Ancient History from the Monuments. Assyria from the earliest times to the fall of Nineveh. London, Society for promoting christian knowledge. p. 14.

[3] Vgl. mehrere derartige Verträge in Records of the past. vol. I. p. 139; vol. VII. p. 111 sqq.

Epiphanes und Demetrius Nicator liest, aus der griechischen. Es existiren daher solche Verträge aus allen Perioden der ungeheuren Dauer der chaldäischen Civilisation. Wir ersehen aus ihnen, mit wie vielen religiösen und bürgerlichen Garantien das Grundeigenthum in Assyrien umgeben war. Die Übertragung desselben durfte nur unter bestimmten, mit einer religiösen Weihe umgebenen Formen und auf Grund einer von einem öffentlichen Beamten in Gegenwart mehrerer Zeugen angefertigten Urkunde stattfinden. Wurde eine Summe Geldes als Bürgschaft für die Ausführung des Vertrages hinterlegt, so bewahrte man sie im Schatze des Tempels auf, dessen Priester bei der Abschließung des Vertrages zugegen waren. Ein sorgfältig angefertigter Cataster, in den die fortlaufenden Änderungen eingetragen wurden, diente zur Controle für den Zustand des Grundbesitzes und zur Grundlage für die Steuererhebung. Die zahlreichen über das Land vertheilten Kanäle, denen dasselbe seinen blühenden Ackerbau verdankte, waren die Quelle vielfacher Servituten und gegenseitiger Verpflichtungen unter den Eigenthümern, deren Regelung den Ausgangspunkt der meisten vor den assyrischen Gerichtshöfen verhandelten Processe bildeten.“ [1] Seitdem Lenormant dieß geschrieben, sind viele neue Verträge aufgefunden worden, welche weiter hinauf und tiefer hinab (bis in das erste Jahrhundert vor Christus) reichen.

Doch wozu so lange gelehrtes Material herbeischleppen? Die beigebrachten Zeugnisse sind in der That mehr als genügend, um keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, daß das volle Privateigenthum an Grund und Boden seit den frühesten Zeiten der Geschichte ganz allgemein bestanden. Ja überblicken wir die angeführten Beweise, die wir leicht um viele hätten vermehren können, und bedenken wir zugleich, daß uns neben den zahlreichen Zeugnissen für den Bestand des privaten Grundeigenthums auch nicht eine Spur von öffentlichem Gemeineigenthum begegnet: so nimmt sich die Behauptung de Laveleye's, die Römer hätten das Privateigenthum an Grund und Boden erfunden und erst spät habe das Sondereigenthum das Collectiveigenthum verdrängt, gar sonderbar aus. Ebenso gut hätte der gelehrte Professor die Engländer beschuldigen können, daß sie den Handel, und uns Preußen, daß wir die Kriegskunst und das Pulver erfunden hätten.

Victor Cathrein S. J.

[1] Manuel d'Histoire Ancienne. Paris 1869. tom. II. p. 141 sqq.

Die „Urlinge“ des organischen Lebens.

Leben die Repräsentanten der Urahnen unseres Pflanzen- und Thierreiches heute noch? Das ist die große Frage, welche jene Kreise vor Allen bewegt, denen die Darwin'sche Descendenztheorie als ausgemachte Thatsache, als bewiesene Wahrheit gilt.

Und doch gibt es kaum eine andere Frage, in der die Entwicklungslehre bisher entschiedener Fiasko gemacht hat, als gerade in der Aufstellung dieses Urahnen. In Anbetracht der thatsächlich existirenden niedrigsten Formen organischen Lebens können unsere Theoretiker hier kaum tief genug greifen, und wir können noch von Glück reden, wenn der Übergang vom Organischen zum Unorganischen nicht ohne Weiteres als ein gewöhnliches Glied in der großen Reihe verschwindet. Für diesen im Darwinismus so hochwichtigen Posten des Urahnen aller Lebewesen gab es bis jetzt drei Prätendenten, von denen der erste nur als Fossil, der zweite nur als Leiche, der dritte endlich im lebenden Zustand sich repräsentirte. Indessen hatte der erste das vor den beiden anderen voraus, daß wir hier wenigstens den Prätendenten selbst, wenn auch nur in seinen altehrwürdigen Überresten, vor uns gehabt hätten, während im zweiten und dritten Falle höchstens ähnliche Formen, wohl kaum Nachkommen vorlägen.

Bekanntlich waren die Resultate der Geologie in ihren Einzelzügen den Darwinisten nie hold, und so ging es auch mit dem ersten „Urling“ des organischen Lebens, als er aus den Schichten der Ur-Formation hervorgeholt wurde. 1863 entdeckte Logan in krystallinischen Kalken des laurentischen[1] Gneises in Canada Nester, welche aus parallel-welligen, unregelmäßig concentrischen Bändern und Streifen von Serpentinkörnchen bestehen, die mit Lagen von körnigem Kalk abwechseln. Dawson und Carpenter, welche diese Gebilde genauer untersuchten, deuteten sie als Überreste einer großen Foraminifere, nicht unähnlich denen, deren Schalen unsere Kreide lieferten. Die Serpentinsubstanz sei im Verstei-

[1] Mit dem Namen „laurentische Formation“ bezeichnen die Geologen den ältesten, bisher fossilleeren Schichtencomplex, der als erstes Glied der sogen. azoischen Periode mit deren zweitem Glied der „huronischen Formation“ alle anderen fossilienführenden Schichten unterlagert.

nerungsproceß an Stelle des ursprünglichen Protoplasma's oder der Sarkode getreten, die allein diesen Thierleib aufbaute, während die Kalklamellen die Scheidewände der einzelnen Kammern ersetzt hätten. Somit glaubte man mit Recht in diesen, aus den ältesten Erdschichten gezogenen Resten diejenigen des ersten Lebensbürgers vor sich zu haben, der dann auch mit dem Prunknamen „Eozoon“ begrüßt und an die Spitze der ganzen Entwicklungsreihe, wenigstens des Thierreiches, gestellt wurde. Aber wie bald sollte die Stellung dieses Urahnen erschüttert werden! Nicht genug, daß King und Rowney schon gleich zu Anfang gegen die organische Natur des Eozoon sich erklärten, griffen sie in die inzwischen in Amerika, England und Deutschland heftig entbrannte Fehde 1867 zum zweiten Male ein. Jetzt brachten dieselben Forscher eine solche Fülle von Gründen aus der Chemie, Mineralogie, Paläontologie und Morphologie gegen das Eozoon vor, daß heute kaum noch von einem ernsten Forscher dessen organische Natur anerkannt wird[1]. Nachträglich stellte sich obendrein noch heraus, daß die echten Eozoon-führenden Schichten Canada's nicht dem laurentischen Gneis angehören, sondern spätere Ablagerungen von gangartiger Bildung seien[2]. Somit war auch das hohe Alter eingebüßt, und das Eozoon canadense hatte selbst für den begeistertsten Darwinisten seinen Reiz verloren.

Jäher noch war der Sturz des zweiten Prätendenten. Im Jahre 1868 wurde von den englischen Naturforschern Thomson und Carpenter auf dem Kriegsschiffe „Porcupine“, welches zu Tiefsee-Lothungen beordert war, ein Schlamm untersucht, der aus 14 600 Fuß Tiefe im Meerbusen von Biscaya heraufgebracht war. In diesem Schlamm fielen kleine Flocken wie von geronnenem Schleime nieder, wenn derselbe mit schwachem Weingeist geschüttelt wurde. Sofort wurden mehrere Fläschchen mit diesem Schlamme unter Zusatz von starkem Alkohol gefüllt und versandt. Der englische Zoologe Huxley glaubte in diesem geronnenen Niederschlage freies, formloses Protoplasma vor sich zu haben und gab dem vermutheten, sehr einfachen Lebewesen den verhängnißvollen Namen Bathybius Haeckelii. Der Jenaer Professor war nämlich um die richtige Deutung und Würdigung dieses in Weingeist conservirten Materials äußerst interessirt und bemüht gewesen. Schien ihm doch mit der Existenz des formlosen Bathybius jener Urschleim gefunden, aus dem alles Organische hervorgegangen und der nach Oken im Verfolge der Planeten-

[1] Quart. Journal of the Geolog. Soc., 1866, p. 185, und 1867, p. 257.
[2] Proceedings of the Boston Society, 1871, p. 190.

Entwickelung aus organischer Materie im Meeresgrund entstanden sei[1]. Da kam die großartige englische Challenger-Expedition zur Tiefsee-Lothung aller Meere in den Jahren 1873—1876. Die sehr genaue und umfassende Untersuchung dieser Expedition — deren Director der oben erwähnte Thomson selbst war —, welche in den Tiefen der verschiedenen Oceane sorgfältig nach dem Bathybius suchte, hat ihn nirgends wiedergefunden. Hören wir den Absagebrief, womit Huxley seine frühere Ansicht vom Bathybius widerrief. In der englischen Zeitschrift „Nature“ (19. August 1875) erklärt derselbe: „Professor Wyville Thomson theilt mir mit, daß die besten Bemühungen der Challenger-Forscher, lebenden Bathybius zu entdecken, fehlschlugen, und daß ernstlich vermuthet wird, das Ding, dem ich diesen Namen gab, sei wenig mehr als schwefelsaurer Kalk, in flockigem Zustande aus dem Seewasser durch den starken Alkohol niedergeschlagen, in welchem der Tiefseeschlamm aufbewahrt wurde.... Professor Thomson spricht sehr vorsichtig und sieht das Schicksal des Bathybius noch nicht als ganz entschieden an. Aber da ich hauptsächlich für den eventuellen Irrthum verantwortlich bin, diese merkwürdige Substanz in die Reihe der lebenden Wesen eingeführt zu haben, so glaube ich richtiger zu verfahren, wenn ich seiner oben mitgetheilten Ansicht größeres Gewicht beilege, als er selbst.“ Und hiermit ist der berüchtigte Ur-Organismus zu Grabe getragen, der nach Haeckel „in Form einer zusammenhängenden dicken Schleimdecke die größten Tiefen des Oceans zwischen 3000—30000 Fuß bedeckte“[2].

Doch Haeckel gesteht ja selbst: „Der Fehler, den wir begingen, bestand darin, daß wir ... allzu rasch generalisirten und überall den Boden des tiefen Oceans mit ähnlichen Moneren bedeckt zu sein erwarteten.“[3] Noch etwas Anderes aber hatte Haeckel gelernt, und das war die Einsicht, einen Posten von so „außerordentlich principieller Bedeutung“, wie der eines Urahnen alles organischen Lebens, nie mehr bloß auf zwei Augen

---

[1] Haeckel, Das Protistenreich, S. 73.

[2] Haeckel, Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte. Erstes Heft, S. 35. Man traut seinen Augen kaum, wenn man mit jener „Schleimdecke“ auf dem Boden des Oceans die exacte Angabe vergleicht, unter der auch Haeckel ein Fläschchen jenes Schlammes zugesandt erhalten hatte: „Dredged of Professor Thomson and Dr. Carpenter with the steamer Porcupine on 2435 fathoms. 22. July 1869. Lat. 47° 38″, Long. 12° 4″.“ Wehe den Naturwissenschaften, wenn ihre Vertreter den Fortbau so betreiben! Bathybius Haeckelii wird nicht die letzte Niederlage bleiben.

[3] Haeckel, Das Protistenreich, S. 77.

zu stellen. „Mit oder ohne Bathybius! Die echten Moneren bleiben ein fester Grundstein der Entwicklungslehre.“ [1] Obwohl er selbst schon 1864 im Mittelmeere bei Nizza einen „denkbar einfachsten Organismus“ beobachtet hatte, den er auch „in Anerkennung seiner fundamentalen Bedeutung Protogenes primordialis — den Erstgeborenen der Urzeit —“ nannte [2] — obwohl ihn sein Freund Dr. Emil Bessels nach dem traurigen Fall von Bathybius mit einem neuen Fund von der Küste Grönlandes bediente, den derselbe „seiner spartanischen Einfachheit“ wegen sogar Protobathybius nennen zu müssen glaubte [3], so mußte es nach dem Erlebten ungleich sicherer sein, „die wichtigen Thatsachen und die daraus sich ergebenden weitreichenden Folgerungen für alle Moneren ohne Ausnahme gelten“ zu lassen [4].

Was haben wir uns nun unter den Moneren, den jetzt geltenden Prätendenten, vorzustellen? Haeckel selbst hat eine weitläufige „Monographie der Moneren“ geschrieben, zu der später von ihm und Cienkowski Beiträge geliefert wurden. In dem „System der Protisten“ stellt Haeckel die Moneren oder Urlinge als erste Klasse hin und gibt uns kurz folgende Beschreibung: „Organismen ohne Organe. Der ganze Körper dieser einfachsten und niedrigsten Organismen besteht in vollkommen entwickeltem Zustande aus weiter nichts, als aus einem Stückchen Plasson oder „Urschleim“, einer eiweißartigen Verbindung, die noch nicht in Protoplasma und Nucleus (Zellkern) differenzirt ist [5]. Diese absolute morphologische Einfachheit, der Mangel jeder Zusammensetzung aus verschiedenen Organen, das ist es gerade, was den Moneren nach Haeckel die fundamentale Bedeutung gibt. Für die „hochwichtige Frage von der Urzeugung“ wurde es klar, „die ältesten Organismen, welche durch Urzeugung aus anorganischer Materie entstanden, konnten nur Moneren sein“ [6], und von hier aus „bleiben die echten Moneren ein fester Grund-

---

[1] Ebendas. S. 85. [2] Ebendas. S. 70.
[3] Ebendas. S. 87. [4] Ebendas. S. 83.
[5] Wissenschaftlicher Anhang zum Protistenreich. Leipzig 1878.
[6] Ebendas. S. 84. In einem Vortrag von 1870: „Das Leben in den größten Meerestiefen“, glaubte sich Haeckel rücksichtlich der Ernährung „jener ansehnlichen Protoplasma-Massen“ des Bathybius auf dem Meeresgrund auf den einzigen Ausweg der Urzeugung, „der spontanen, mechanischen Entstehung des Lebens“, hingedrängt. „Theoretisch,“ meinte er damals, „hat diese tiefgreifende biologische Grundfrage keine Schwierigkeiten mehr“, und „überhaupt liege der Schwerpunkt dieser Frage nicht auf dem Gebiete der experimentellen Empirie, sondern auf dem der consequenten Philosophie“ (vgl. Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung, 1870, S. 550. 555). Es ist

stein der Entwickelungslehre" [1]. Aber gerade diese echten Moneren, welche sind es? Haeckel ist bis jetzt der einzige Classificator derselben, und so hat er denn drei Ordnungen bei ihnen untergebracht: die der Lappen-Urlinge, der Wurzel-Urlinge und der Geißel-Urlinge. Von diesen werden die letzten als Schizomyceten, Spaltpilze oder als die bekannten Bacterien von den Botanikern allen Ernstes zurückverlangt; die beiden ersten jedoch von den Zoologen noch mißtrauisch als selbständige Formen betrachtet. Von hier an gewinnt denn auch die Entwickelungsgeschichte erst ihre vermeintliche Grundlage. „Wenn wir nun zunächst unter unseren Protisten diejenige Gattung aufsuchen," meint Haeckel [2], „welche uns auf der Höhe ihrer Entwickelung die einfachste Form eines solchen einzelligen Organismus, gewissermaßen das Ideal der Zelle, darstellt, so treten uns vor allem Anderen die berühmten Amoeben entgegen." Wir fragen uns, wie sich dieser neue „einzellige Organismus als einfachste Form" mit den soeben als „festen Grundstein der Entwickelungslehre" ausgegebenen Moneren vertrage? Nur Geduld. Thatsächlich die schönste Harmonie, wie wir noch sehen werden. Aber Haeckel mußte es darauf ankommen, nach zwei Seiten hin entsprechende Verbindungsglieder aufzuweisen. Zur Überbrückung der nach ihm „übertriebenen Kluft zwischen Organischem und Anorganischem" konnten die Uranfänge des Lebenden nicht tief genug angesetzt werden, und so müssen sich denn die Moneren gefallen lassen, als „vollkommen einfache mikroskopische Schleimklümpchen ohne alle Structur und Organisation" ausge-

übrigens charakteristisch, zu sehen, wie sich Haeckel zur Urzeugung je nach Bedürfniß zu stellen weiß. In einem Vortrag über die Entstehung des Menschengeschlechtes sagt er: „Die Frage von der ersten Entstehung lebendiger Wesen kann empirisch nur entschieden werden durch den Nachweis der sogen. Urzeugung oder generatio aequivoca, d. h. der freiwilligen (!) oder spontanen Entstehung von Organismen der denkbar einfachsten Art. Solche sind die Moneren ..." (vgl. Gesammelte Vorträge, I. S. 35). In seiner Anthropogenie dagegen heißt es: „Bewiesen kann aber die Theorie von der Urzeugung durch das Experiment auch nur sehr schwierig werden: und wenn noch heute tagtäglich Moneren durch Urzeugung entstünden (was sehr möglich ist!), so würde der sichere empirische Nachweis dieses Vorganges äußerst schwierig, meistens wohl unmöglich sein" (S. 401).

[1] Haeckel, Das Protistenreich, S. 85.

[2] Haeckel, Das Protistenreich, S. 19. — Ein Reich der Protisten zwischen Pflanzenreich und Thierreich einzuschalten, war von jeher ein Lieblingsplan Haeckels. Es ist weniger das Bedürfniß, für lebende Wesen, die etwa zwischen beiden Reichen schwankten, ein Unterkommen zu finden, als vielmehr die Descendenz-Theorie, welche eine gemeinsame Wurzel für den Stammbaum beider Reiche fordert und darum zu diesem Plan, der bisher noch wenig Beifall fand, antreibt.

geben zu werden[1]. Als plausibele Grundlage für eine fortschreitende Entwickelung aber empfahl es sich, wenigstens eine in Kern und Protoplasma differenzirte Zelle aufzustellen. Dieses aber um so mehr, als ja das Haeckel'sche Grundgesetz der organischen Entwickelung lautet: „Die Ontogenie ist die kurze und schnelle Recapitulation der Phylogenie, bedingt durch die physiologischen Functionen der Vererbung und Anpassung, d. h. das organische Individuum wiederholt während des raschen und kurzen Laufes seiner individuellen Entwickelung (Ontogenie) die wichtigsten von den Formveränderungen, welche seine Voreltern während des langsamen und langen Laufes ihrer paläontologischen Entwickelung (Phylogenie) nach den Gesetzen der Vererbung und Anpassung durchlaufen haben."[2] Dieses angenommene Entwickelungsgesetz stellt Haeckel als „biogenetischen Grundsatz" auf und folgert daraus, „daß alle Thiere mit Inbegriff des Menschen ursprünglich von einem einzelligen Organismus abstammen .... — ist ja der Organismus des Menschen und der höheren Thiere in der frühesten Jugend einzellig — dieser Organismus ist die Amoebe"[3]. Wohl zum Überfluß werden wir da noch belehrt, daß wir hier „keine gewagte Hypothese, sondern eine ganz nüchterne Schlußfolgerung machen, wenn wir gerade die Amoebe als denjenigen einzelligen Organismus betrachten, welcher uns eine ungefähre Vorstellung von der alten gemeinsamen einzelligen Stammform aller vielzelligen Organismen gibt"[4]. Somit muß es für uns von besonderem Interesse sein, diesen alten Urahnen des Näheren kennen zu lernen. Wir werden dann im Stande sein, selbständig über ihn zu urtheilen und vielleicht auch etwas Licht in das genannnte „biogenetische Gesetz" hineinzutragen.

---

[1] Haeckel, Sammlung populär-wissenschaftlicher Vorträge, S. 35.

[2] Haeckel, Anthropogenie. Erste Vorlesung, Vorwort.

[3] Ebendas. S. 115.

[4] Ebendas. S. 118. — Soeben erfahren wir (Kosmos, 1881, neuntes Heft, S. 217) zur Abwehr gegen amerikanische und deutsche Naturforscher, die sich über Haeckels Stammbäume lustig machen, „daß dieselben ja nie etwas Anderes haben vorstellen wollen, als hypothetische Ausdrücke unseres augenblicklichen, wenn auch noch so lückenhaften Wissens über die Herkunft einer Formengruppe, als Forschungsprogramme, deren man nicht entbehren kann und die gleich nützlich sind, ob sie bestätigt oder widerlegt werden". Doch wehe dem, der sich unterfangen wollte, auch hier ein ignorabimus auszusprechen. Sein Urtheil ist bereits von Haeckel gesprochen, denn „ganze Reihen seiner dualistischen Trugschlüsse stürzen unter den Kettenschüssen der monistischen Artillerie haltlos zusammen" (vgl. Vorwort zur ersten Auflage der Anthropogenie).

Es gibt verschiedene Arten von Amoeben, welche auch in unseren Süßwasser-Tümpeln leben. Zur näheren Betrachtung derselben bedürfen wir jedoch des Mikroskopes. Denn wenn auch einige Individuen vorkommen, die dem aufmerksamen Auge gerade noch als weiße Pünktchen sich verrathen, so kann man selbst solche Riesenformen, die selten 1 mm überragen, nur dann mit freiem Auge wieder erkennen, wenn man sie vorher schon vergrößert gefunden hatte. Einen solchen Fund wollen wir also jetzt mit Hilfe des Mikroskopes näher beobachten; es ist die von Ehrenberg benannte Amoeba princeps. Ein Tropfen Wasser aus einem holländischen Sumpfmoore zwischen zwei Glasplättchen, das ist das Heim unserer Amoebe, allerdings in ungewohnten Umständen. Hier tritt uns nun die Amoebe so entgegen, daß wir in der That für den ersten Anblick keinen entsprechenderen Ausdruck finden können, als den eines Schleimklümpchens. Wenn wir indessen genau zusehen, so wird der Eindruck alsbald ein anderer werden.

Der winzige Organismus, den wir in der Bildfläche des Mikroskopes sich bewegen sehen, wird, so klein er auch ist, dennoch in seiner Art den Anforderungen gerecht, welche die elementärsten Lebenserscheinungen stellen; und hiermit ist er von vornherein der ganzen Stellung entrückt, welche ihm als „gemeinsamem einzelligen Stammorganismus" für das ganze Thierreich, den Menschen mit inbegriffen, zugedacht war. Zur Klarlegung dieses Satzes müssen wir uns den Bau und sodann die Functionen dieses Organismus näher ansehen.

Die Amoebe, von der wir zunächst hier reden (Amoeba princeps), besteht aus Protoplasma- oder Sarkode-Masse [1], welche von keinerlei Zellwand oder Haut umschlossen ist. Diese Sarkode ist chemisch allerdings eine eiweißhaltige Substanz. Nach den neuesten Untersuchungen von Reinke [2] darf man dieses jedoch keineswegs so verstehen, als wäre mit der Bezeichnung stickstoffhaltiger organischer Körper die thatsächliche Zusammensetzung dieses Eiweißkörpers chemisch erschöpft. Der Farbe nach ist das Protoplasma oder diese Sarkode eigentlich wasserhell, ja an sich noch durchsichtiger wie Wasser, und es ist nur die Einlagerung

[1] Mit dem Worte Sarkode bezeichnet man die gallertartige, contractile Substanz, die sich gerade an unseren Amoeben als das einfachste Substrat thierischen Lebens ausweist. Ob sie völlig identisch sei mit dem einfachsten Substrat pflanzlichen Lebens, dem Protoplasma, muß als sehr fraglich, jedenfalls noch als unentschieden angesehen werden. Im Sprachgebrauch bedient man sich annoch beider unterschiedslos.

[2] Studien über das Protoplasma von Reinke und Rodewald. Berlin 1881.

zahlreicher Körnchen in diese helle Masse, welche derselben eine weißgraue Farbe gibt. Man kann nämlich an diesem Protoplasma zunächst zwei Elemente unterscheiden: einmal den äußerst wasserhellen Stoff und sodann scharf umrandete, elliptische oder runde Körperchen. Der erste Bestandtheil ist trotz seiner Zähflüssigkeit dennoch staunenswerth beweglich. Allerdings kann man nur das Resultat, nicht aber den Vorgang der Bewegung an diesem mehr denn wasserhellen Stoff beobachten; indessen gestatten uns die runden Körperchen, wie wir noch sehen werden, den erwünschten Einblick in den Mechanismus dieser Bewegung. Es sind nämlich diese kleinen Körnchen in jene Grundmasse so eingebettet, daß sie alle, auch die schwächsten Bewegungen derselben mitmachen. Jedoch kann man von ihnen nicht sagen, daß sie etwa wie die Blutkörperchen im Blut von der Bewegung mitgerissen würden, vielmehr bilden sie in unserem Fall mit der Grundsubstanz das einheitlich bewegte Protoplasma. Es gibt aber in jeder Amoebe noch andere deutlich erkennbare Körper, von denen man thatsächlich behaupten kann, daß ihre Bewegung eine passive ist. In erster Linie ist hier der Zellkern zu nennen. In Pflanzenzellen glaubte man an demselben Eigenbewegungen beobachten zu können. Der Zellkern im Amoebenkörper verräth nichts dergleichen. Buchstäblich wird er von der Strömung des Protoplasma mit fortgerissen, fortgeschoben, fortgewälzt. Die verschiedene Gestalt, welche man demselben gegeben, hat ihren Grund in der Lage, die er gerade im Momente der Skizzirung einnahm. Er hat nämlich die Gestalt eines etwas massiven Knöpfchens; auf der breiten Fläche aufliegend, erscheint er kreisrund, auf der Kante stehend oval mit schwach convexen Flächen. Neben diesem Zellkern, welcher wegen seiner hellweißen Farbe jedem Beobachter bald auffällt, enthalten die größeren Formen unserer Amoebenart meistens auch noch hellbraune, stark glänzende Kügelchen; wir werden dieselben später als Sporen kennen lernen. Diese, sowie auch etwaige Nahrungsreste, wie z. B. kieselschalige Algen, sind alle von einer hellglänzenden Protoplasmaschicht umrandet, die beim Zellkern fehlt. So kommt es, daß derselbe in unmittelbare Berührung mit der ganzen Körpermasse tritt, jene anderen Körper aber nicht. Dem bis jetzt beschriebenen Material können wir nun, was die äußere Gestalt betrifft, in unserer Vorstellung eine Form geben, wie wir wollen, in seiner stets wechselnden Gestalt hatte er jede derselben gewiß schon oft angenommen. Bald ist die Amoebe kugelig, bald eiförmig, bald lang walzenförmig; jetzt bildet sie eine compacte Masse, jetzt gabelt sie sich in zwei oder

mehrere Äste aus; hier liegt sie ausgebreitet mit vielen Lappen in einer Horizontal-Ebene, dort steht ein Arm vertical von den anderen ab; ja in die verschiedensten Richtungen droht sie oft auseinander zu gehen.

Da haben wir nun das, was Haeckel „die einfachste Form eines einzelligen Organismus auf der Höhe seiner Entwickelung", „das Ideal einer Zelle", aber vor Allem „den festen Grundstein der Entwickelungslehre" nennt, vor uns. Wie so denn letzteres? Gibt denn etwa eine solche Amoebe durch Metamorphose oder Generationswechsel noch besonderen Anlaß zu sanguinischen Hoffnungen? Keineswegs. Im Gegentheil, trotz aller Theorie über ihre bis in's Unendliche mögliche Lebensdauer scheinen ihrem individuellen Leben nur wenige Tage gegönnt zu sein. Nein, auch jener „feste Grundstein" basirt in der Theorie. „Omne vivum ex ovo", sagt ein altes Sprüchwort, und die Neuzeit ist beflissen, dasselbe noch genauer zu fassen in dem Satz: „Omne vivum a cellula", d. h. jeder lebende Organismus hat als Ausgangspunkt seiner Entwickelung eine Zelle. Im gewöhnlichen Sinne verstanden, so nämlich, daß jeder auch noch so vielzellige und complicirt gebaute Organismus in seiner ersten Anlage, aus welcher er individuell sich heraus entwickelte, nur einzellig war, ist dieser Satz ein sicheres Ergebniß der Wissenschaft. Indessen die Descendenztheoretiker machen mehr daraus. Nach ihnen gilt das omne vivum a cellula nicht bloß vom Individuum, sondern von der ganzen Reihe der organischen Wesen zusammengenommen. Dem oben genannten Haeckel'schen Grundgesetz zufolge ist ihnen die Individual-Entwickelung aus einem einzelligen Gebilde, eben weil sie für alle Organismen gilt, das sicherste Zeichen der stattgehabten Arten-Entwickelung aus einer ebenso einzelligen Form. Eine solche Form muß aber ein amoebenartiger Organismus gewesen sein, weil gerade dieser mit dem frühesten ontogenetischen Entwickelungsstadium aller Organismen, dem noch einzelligen Ei, die größte Ähnlichkeit habe.

So großartig und, wir dürfen es wohl sagen, bestechend für unsere heutigen Naturforscher, welche besonders für Inductionen aus analogen Bildungen eine eigene Vorliebe haben, dieses Gesetz der Stammesentwickelung nun auch ist, so wird doch zum Beweis desselben absolut kein anderes Moment beigebracht, als gerade die Ähnlichkeit, welche zwischen der Amoebe und dem noch einzelligen Ei herrschen soll. Ein anderer Beweis kann aber auch nicht angeführt werden. Ein directer Beweis, der in einem experimentellen Vergleich der Stammes- und Individual-Entwickelung bestände, ist von vornherein ausgeschlossen; denn

von ersterer wissen wir absolut nichts, haben für ihre Existenz nicht einmal eine Bürgschaft. Es bliebe also noch ein indirecter, hypothetischer Weg übrig. Gesetzt, könnte man sagen, es habe eine Stammesentwickelung stattgefunden, dann muß dieselbe den Verlauf genommen haben, welchen die heutige Individualentwickelung anweist. Weßhalb? Nun, wenn sich eben die organischen Wesen aus einander entwickelten, die höheren aus den niederen, so kommen wir offenbar in der phylogenetischen Entwickelung schlußweise oder indirect ebenso auf den einzelligen Anfang, wie bei der ontogenetischen direct. Zeigt uns dann die unmittelbare Beobachtung volle Gleichwerthigkeit beider Formen, so schiene der Beweis gelungen. Aber vergessen wir doch ja nicht, daß die Bedeutung des einen Vergleichsobjectes eine vollständig bedingte ist: Wenn die Stammesentwickelung — das ist die streng logische Form des Beweises — Thatsache wäre, so müßte die Amoebe der älteste Urahne sein, weil eine ähnliche organische Form, die Eizelle, Ausgangspunkt der Individuumsentwickelung ist, die ihrerseits ja nur eine kurze Recapitulation der Stammesentwickelung sein kann. Es fehlt hier allerdings nicht an Voraussetzungen und Bedingungsfällen, aber noch so viele Bedingungen gehäuft bringen nichts Absolutes zu Stande; und das auch nicht in dem Falle, wenn der für das Bedingte angezogene Grund sich bewahrheitete. So wäre auch in unserem Falle mit dem Nachweis der schlagendsten Ähnlichkeit zwischen Ei und Amoebe durchaus nichts gewonnen. Das ganze Schlußgebäude hinge nach wie vor an den zwei „Wenn“, deren innerste Natur in keiner Weise von dieser Ähnlichkeit auch nur im geringsten berührt wird Indessen, wie auf vielen anderen Punkten der Parallele, hofft man auch vielleicht zu Gunsten dieses Ausgangspunktes, daß im Glanze der strahlenden Ähnlichkeit das Bedingte zum Thatsächlichen werde.

Sehen wir uns demnach, wenn auch zum Überfluß, die Amoebe im Vergleich mit dem noch einzelligen Anfang irgend eines hochentwickelten Organismus näher an. Welches ist die Ähnlichkeit? Antwort: Absolut gar keine. Zum besseren Verständniß der Rechtfertigung dieser apodictischen Form müssen wir beachten, daß wir auf einer so niedrigen Organisationsstufe, wie hier die Amoebe, dort das noch einzellige Ei einnehmen, wo überhaupt noch wenig Stoff, geschweige denn differenzirter vorliegt, jede, auch die kleinste, aber constante Verschiedenheit beachten müssen. Andererseits kann es ebenso wenig zweifelhaft sein, daß gerade die beiderseitige Stoffarmuth und Einfachheit an sich schon eine gewisse Ähnlich-

keit ist. Die wesentlichsten Bestandtheile und somit auch Erkennungszeichen des einzelligen Eies sind ja, wie bekannt, der Dotter, das Keimbläschen und an diesem der Keimfleck. Mag die Zelle nun kugelrund sein oder nicht, das ist thatsächlich von keiner Bedeutung. Die wesentlichen Bestandtheile einer einzelligen Amoebe aber sind die oben erwähnte Sarkode-Masse und der Zellkern, dem jedoch alle Kernkörperchen, die Haeckel'schen Analoga des Keimfleckes, fehlen [1]. Nur in dem ersten Jugendstadium bildet die spätere Concavität des Zellkerns ein kleines, scharf umgrenztes, rundes Grübchen, das jedoch mit einem Kernkörperchen nichts zu thun hat. Wir können eher und mit viel mehr Grund den gewöhnlichen Vergleich des einfachen Eies mit jeder beliebigen typischen Zelle, sei es Pflanzen- oder Thierzelle, festhalten. Denn hier tritt in der That das Protoplasma zum Dotter, der Zellkern mit seinen Kernkörperchen zum Keimbläschen und Keimfleck in unmittelbaren Vergleich. Indessen mit Bildungen, aus denen keine Descendenz, sondern vielmehr ein einheitlicher Bauplan spricht, ist den Darwinisten nicht gedient.

Bedeutend ungünstiger stellt sich aber noch der Vergleich zwischen dem einzelligen Ei und der Amoebe heraus, wenn wir nicht bloß bei den morphologischen Verhältnissen stehen bleiben, sondern auch noch die biologischen in Betracht ziehen. Allerdings wird man uns die Berechtigung dazu vollständig abstreiten und Eizelle und Amoebe von diesem Standpunkte aus als incommensurable Größen darstellen wollen. Jedoch ganz vergebens. Denn nach descendenz-theoretischer Auffassung hat die Eizelle ihre von der Amoebe völlig verschiedene biologische Bedeutung nichts Anderem als den mechanisch in ihr wirksam gewesenen Stoffkräften zu verdanken. Daß sie nicht mehr wie ehedem, oder jetzt noch die Amoebe, in dem einzelligen Zustand verbleibt, sondern von Stufe zu Stufe in steigender Differenzirung zum vollkommenen Säugethier-Organismus auswächst, dazu war außer der stetigen Vererbung ihrer mechanischen Stoffkräfte nach Darwin und Haeckel nichts nothwendig. Auch für den ersten Anfang, als eine von den vielen Amoeben anfing, sich

[1] Merkwürdiger Weise stellt Haeckel in allen seinen Publicationen nichtsdestoweniger die Amoebe mit Zellkern und Kernkörperchen dar, offenbar, um durch diese schematische Aufbesserung und Ergänzung seine Idee besser zum Ausdruck zu bringen (vgl. z. B. S. 178 des ersten Heftes der Gesammelten Vorträge, S. 19 des Protistenreiches, S. 380 der Natürlichen Schöpfungsgeschichte). Neben dieser objectiven Unrichtigkeit wird auch in der Wiedergabe des Amoebenbildes dem Leser die Differenzirung der Sarkode in die helle Masse und jene Körnchen vorenthalten, offenbar zu Gunsten derselben Idee.

über ihre Genossen hinaus, eine Stufe höher zu erschwingen, kann und darf es nach Haeckel nicht eine Veranlagung zu Höherem, sondern einzig und allein nur Zufall gewesen sein, welcher gerade dieses Exemplar in dieser Richtung voranbrängte. Vom Glück minder begünstigte Individuen sind eben damals geblieben, was ihre Nachkommen auch heute noch sind, einzellige Amoeben; während ihre besser begünstigten Rivalen heute in schnellem Lauf, gleichsam im Triumph noch einmal die ganze Bahn durcheilen, in welcher sie im langsamen und unsichern Tempo des Zufalls Generationen hindurch vorangeschoben wurden. Was sie jetzt, so lange sie einzellig sind, von ihren früheren Kameraden, unseren heutigen Amoeben unterscheidet, darf demnach, wie morphologisch, so auch physiologisch nicht von Belang sein. Ja selbst die ganze Entwickelungsreihe, die einer solchen Eizelle thatsächlich bevorsteht, können unsere Gegner höchstens als latente Summe angeerbter, mechanisch wirksamer Stoffkräfte in Anschlag bringen. Jedenfalls sind wir aber befugt, nicht nur eine anatomisch-morphologische Parallele zwischen Amoebe und Eizelle zu ziehen, sondern auch einem physiologischen Vergleich beider unser Facit zu entnehmen. Mit dem einzelligen Ei, dem aber eine reiche Entwickelung bevorsteht, sind wir bald fertig. So lange hier Einzelligkeit herrscht, ist von charakteristischen Fähigkeiten oder Leistungen nichts vorhanden. Von einem Organismus aber kann noch gar keine Rede sein; es ist nur die Anlage eines solchen vorhanden, dem noch jegliche Selbständigkeit der Ernährung und des Wachsthums fehlt.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit unseren wahren Amoeben. Hier haben wir einen wirklichen einzelligen Organismus, ausgerüstet mit allerdings kargen, aber für seine Bedürfnisse völlig ausreichenden Mitteln, um einen genau abgegrenzten Lebenslauf zurückzulegen. Für die allen lebenden Organismen gemeinsame Elementarfähigkeit der Ernährung und Fortpflanzung steht unseren Amoeben — und dadurch sind sie scharf genug als Thiere gekennzeichnet — das Doppelvermögen der Ortsbewegung und Empfindung zu Gebote, und das in einer bei allem Mangel an stofflicher Gliederung staunenswerthen Weise.

Beginnen wir zunächst mit der Ortsbewegung. Unsere Süßwasser-Amoebe (Amoeba princeps) ist uns mittlerweile aus dem Gesichtsfelde des Mikroskopes herausgekrochen. Indessen ist die Bewegungsart kein Kriechen im eigentlichen Sinn; richtiger bezeichnen wir dieselbe mit dem Worte Fließen. Denn Kriechen heißt ja in allen Fällen ein Sichfortbewegen mittelst abwechselnder Stemmung gegen eine feste Unterlage.

Anders ist aber der Mechanismus bei den Amoeben. Hier fließen in stetigem Wechsel die End- und Massentheilchen zwischen durch und vor die vorderen, welche zusammen gleichsam einen Kanal für jene bilden. Es ist zwar nicht so ohne Schwierigkeit, aus dem stetigen Fluß der Leibesmasse, welche sich ganz in Bewegung aufzulösen scheint, oder gar aus dem Gesammteindruck und Verlauf der Bewegung diesen Vorgang herauszuerkennen. Allein von wesentlichem Dienst sind hier die oben erwähnten rundlichen, scharf umrandeten Körnchen, welche in der flüssigen Sarkode-Masse so eingebettet sind, daß sie Richtung, Dauer und Stärke auch der geringsten Bewegung unmittelbar zur Anschauung bringen. Verfolgt man aufmerksam den Lauf eines solchen, dann stellt sich heraus, daß es, bis zur äußersten Spitze vorgeschoben, sofort von seinem Nachfolger zur Seite geschoben wird, der sich dann gleich wieder vor ihn hinlagert. Hier bleibt es, soll dieselbe Richtung beibehalten werden, liegen, bis ungefähr alle Körnchen unterhalb vorbeigezogen, dann kommt das unsrige wieder an die Reihe u. s. f.; soll dagegen die Bewegung in einer anderen Richtung erfolgen, so läßt sich ganz genau beobachten, wie dieselbe durch einen solchen Körnchenstrom eingeleitet wird. Dank der vollsten morphologischen und anatomischen Gleichwerthigkeit des Sarkodeleibes in allen seinen Theilen ist mit diesem Mechanismus eine nach Richtung so allseitige, an Schnelligkeit so mannigfache und Präcision so staunenswerthe Bewegung möglich, wie wir dieselbe an einem so niedrig organisirten, einzelligen Lebewesen nicht vermuthen sollten. Geradezu entgegengesetzte Bewegungsrichtungen, die man oft genug beobachtet, können sich nun freilich auf die Dauer (außer im Theilungsfalle) nicht halten, doch kommen häufig mehr oder minder starke Richtungsdivergenzen vor, wenn dasselbe einzellige Individuum in zwei oder mehreren Strömen sich fortbewegt; auch in solchem Falle müssen natürlich die anderen Richtungen zu Gunsten einer, oder alle Ströme zu Gunsten eines neuen einlenken. In derselben Richtung bewegen sich ohne jegliche Schwierigkeit mehrere Ströme eines Individuums, die wie die Zinken einer Gabel ein Ganzes ausmachen, zugleich voran, sowohl ohne als mit Contact, und selbst noch im letzten Fall ohne und mit Anastomose. Ja ein und dasselbe Strombett, sozusagen, hat Platz für verschiedene Abstufungen, die hier in Schnelligkeit, dort im Ausweichen vor dem Zellkern u. s. w. bestehen. Vorzügliche Bewunderung müssen die Schnelligkeit und Präcision der Bewegung erregen. Allerdings kommt unseren nach weiten Dimensionen messenden Augen das Stückchen Weg, welches eine Amoebe etwa in

einer Viertelstunde zurücklegt, winzig vor und dem entsprechend halten wir die Bewegung für ein träges Kriechen. Doch nichts von alledem. Da ist ein Leben, eine Eile, eine Überstürzung an den Körnchen wahrzunehmen, die es allein erklärlich machen, wie eine am Millimeter zu messende Masse mit dem ihr eigenen Bewegungsmechanismus noch so schnell aus dem Gesichtsfeld des Mikroskopes entschwinden kann. Und dabei genügt das leiseste Zucken an einer Stelle, sei es im ruhenden oder fließenden Organismus, eine augenblickliche Bewegung oder Ruhe der nächsten Theile, oft sogleich des ganzen Thieres herzustellen. — Nehmen wir zu dieser Flußbewegung noch einen Taucher- oder Steiger-Apparat einfachster Art hinzu, und unsere Amoebe ist im Stande, in jeder beliebigen Höhe und Richtung sich fortzubewegen. Man beobachtet nämlich inmitten des Protoplasma-Leibes zuweilen einen oder mehrere kugelrunde Hohlräume, offenbar mit irgend einer Luftart gefüllt. Dieselben werden contractile Blasen genannt, und es hängt von der Amoebe ab, dieselben zu bilden oder aber verschwinden zu lassen, wie dieselbe auch, wenn vorhanden, mit den sie bildenden Protoplasma-Theilen voranbewegt wird. Das Resultat ihrer Entstehung resp. Neubildung kann nicht zweifelhaft sein, die Amoebe wird nach oben gerissen, wie sie beim Eingehen dieser Vacuole sinken muß.

Den Gebrauch dieses Bewegungsmechanismus, der dadurch besonders merkwürdig ist, daß sein Betrieb mit so wenig Stoffaufwand hergestellt und unterhalten wird, leitet, soviel sich beobachten läßt, der eine Tastsinn allein. Von irgendwie eigenthümlich ausgestalteten Organen ist ja überhaupt keine Rede, und von den niedrigsten Formen anderer Sinnesorgane, Pigmentfleckchen oder Gehörbläschen, kann nichts beobachtet werden. Aber auch beim Tastsinn, dessen Sitz, da die Außentheile des Thieres ja stets wechseln, die ganze Sarkode-Masse sein muß, ist keine Überleitung des Reizes durch Nerven auf Muskeln nöthig. Die anatomische Gleichwerthigkeit zieht auch die functionelle nach sich und so ist hier von einer Theilung der Arbeit noch keine Spur zu finden. Und dennoch kann man nicht behaupten, daß die Amoebe für ihre Verhältnisse mit nur dem einen Tastsinn stiefmütterlicher bedacht sei, als die höchst entwickelten Wirbelthiere mit ihren fünf Sinnen. Sehen wir uns nur einige Augenblicke den Kampf an, welchen eine solche Amoebe stundenlang mit einer Schiffchenalge (Navicula) führen kann. Letztere hat auch Eigenbewegung, die meistens in der Richtung der Längsachse ausgeführt wird. Da diese einzelligen Algen auch zu den Nahrungs-

mitteln der Amoeben gehören, so kann man oft beobachten, wie sie, sobald ihnen eine Navicula begegnet, dieselbe sogleich umfließen, um den eingeschlossenen Gast sofort allen Angriffen der Verdauung auszusetzen. Vor der unmittelbaren Wirkung schützt indeß der unverdauliche Kieselpanzer und so mag es der Alge gelingen, sich der schleimigen Umarmung des Amoebenleibes zu entziehen. Ihre Bewegungsfähigkeit ermöglicht Fluchtversuche mittelst Durchbruch, und zu solchen kommt es ohne Unterlaß. Da hat die Amoebe harten Stand, ihre Beute zu behaupten. Oft ist sie so klein, daß die gesammte Leibesmasse kaum genügt, die ganze Schiffchenalge mit einer dünnen Schicht zu umspannen, und doch ist es nöthig, der fliehenden Navicula in der Richtung des Durchbruches schnell einen Theil derselben als Riegel vorzuschieben. Dadurch wird aber die Flucht auf der entgegengesetzten Seite möglich und sofort muß ein Vorstoß dahin ab, um die auch schon veranlaßte zu vereiteln. In anderen Fällen ist zwar die Amoebe bedeutend größer, sie verwendet jedoch nur einen kleinen Theil ihrer Leibessubstanz, um ihre Beute gleichsam wie in Fesseln hinter sich herzuziehen. Da kreuzen sich dann nicht selten die zwei Interessen, einmal durch möglichst allgemeine Betheiligung aller Theilchen am Bewegungsmechanismus schnell voranzukommen und zugleich den widerspänstigen Gefangenen genügend einzuschließen. Die Folge ist, daß die Amoebe oft aufgehalten wird; denn die schnelle Verstärkung der Eskorte ist bei der Einzelligkeit des Thieres gleich einem Sich-Rückwärts-Concentriren des ganzen Organismus. Auch hier ist es die große Schnelligkeit und Präcision, womit jedem Entkommen vorgebeugt wird, welche eine nicht minder große Ausbildung eines Tastsinnes voraussetzen, wie sie unmittelbar ein erstaunliches Bewegungsvermögen beobachten lassen. — Doch auch zur allgemeinen Sicherstellung ihres Amoebenlebens dient der Tastsinn. Ein leiser Druck auf das obere Deckgläschen des Präparates genügt, um wahrzunehmen, wie die Amoebe ihre Marschbewegung sofort einstellt und ihre Leibesmasse durch Zusammenziehen in Kugelform möglichst zu schützen sucht. Ist der Druck nur vorübergehend, so bleibt es auch bloß bei diesem Sicherheitsversuch; dauert derselbe dagegen an, so ballt sich die gesammte Sarkode-Substanz, den Kern in der Mitte, in eine Kugel zusammen und setzt rund herum pustelähnliche Knötchen gleichsam zur Vertheidigung an. Ganz ähnlich verhält sich die Amoebe, wenn man dem Wasser ein wenig Alkohol zusetzt. — Auch das Licht scheinen die Amoeben besonders zu lieben, doch auch hierfür bleibt uns nur der ganze durchsichtige Leib als Empfindungs-

organ und eine sehr allgemeine Veranlagung des Tastsinnes als Empfindungsart. Es ist nämlich leicht zu beobachten, daß die Amoeben mit eintretender Dunkelheit, schon ziemlich früh, sich in der oben beschriebenen Art zusammenziehen, jedenfalls aber sehr träge sind, ja an trüben Tagen kommen sie fast gar nicht aus diesem Zustand heraus. Ist es dagegen hell oder scheint die Sonne, wenn auch nur mit auffallendem Licht auf das Object unter dem Mikroskop, dann sind sie lang und weit ausgebreitet und äußerst geschäftig im Kriechen. An dunkeln Tagen oder des Abends genügt selbst das Petroleumlicht, um abermals neues Leben anzuregen.

Doch genug hiervon. Es mußte uns vor Allem darauf ankommen, zwei Thatsachen festzustellen: Erstens, daß die Amoebe außer einer bestimmten organischen Entwicklung, die sie als Individuum durchmacht (von der wir gleich noch sprechen werden), sich durch bestimmte Lebensthätigkeiten, Bewegung und Empfindung, auszeichnet; Thätigkeiten, welche das Vergleichsobject Haeckels, das einzellige Ei, nicht hat. Zweitens, in welchem Grade der Vollkommenheit diese Functionen auf so geringer Stufe der Differenzirung oder stofflichen Gliederung noch möglich seien. Vorzüglich in letzterer Beziehung sind die beobachteten Thatsachen von Wichtigkeit, indem sie uns klar zeigen, daß der Schwerpunkt des erfaßbaren Unterschiedes zwischen der organischen und anorganischen Natur keineswegs in das Gebiet der Morphologie oder Anatomie, sondern geradezu in das der Physiologie fällt. Nicht als sollte bei Bewegung oder Empfindung etwas ohne stoffliche Kräfte vor sich gehen, keineswegs — wohl aber, daß deutlich zu Tage tritt, die ausreichende Ursache, die Grundlage der Functionen ist in vielen Fällen eine solche, die mit unseren nur Mechanik und Stoff anzeigenden Beobachtungsmitteln weder aufgehellt wird noch aufgehellt werden kann. Nirgendwo, möchte ich sagen, ist das Object günstiger als in unserem Falle, wo weder Undurchsichtigkeit des Stoffes noch Complication von Organen den Einblick trüben. Und gerade hier ist es, wo wir die Verwendung eines Bewegungsmechanismus so elementärer Natur, wie das geringe Material ihn nur gestattet, in der Spontaneität und zweckdienlichen Bestimmtheit sehen, welche einzig und allein lebenden Wesen eigen ist.

Auch die Amoebe hat endlich, wie jeder selbständige Organismus, ihre eigene und eigenthümliche Entwicklung, als deren Höhepunkt eben unsere beschriebene einzellige Form dasteht und als deren Bedingung eine im äußeren Verlauf mehr als einfache Ernährung vorliegt. Wir brauchen es wohl

kaum hervorzuheben, daß, wenn irgendwo, gerade hier die Haeckel'sche Parallele zu Schanden werden muß, wenn man überhaupt da noch im Ernst eine solche anstellen will. Schon allein die Thatsache: die Amoebe hat eine selbständige Ernährung, macht jeden Vergleich mit dem einzelligen Ei, der über die Einzelligkeit beider hinausgeht, unmöglich. Nur so lange, als ich von Ernährung, Wachsthum, specifischer Entwicklung völlig absehe, bleibt in dem abstracten Begriff der Einzelligkeit etwas Gemeinsames. Allerdings hat auch die Eizelle Ernährung, aber nur in und durch einen anderen Organismus; sie hat Wachsthum, aber nur mit unmittelbarem Verlust ihrer Einzelligkeit; sie hat eine specifische Entwicklung, die sie aber je höher desto weiter von dem Amoebentypus entfernt. Kurz, die Verschiedenheit ist hier in allen Punkten so groß, daß, schwört man nicht vorher schon auf die Entwicklungslehre, jeder ernste Vergleich geradezu lächerlich, weil unverständlich wäre; auf dem Standpunkt derselben aber kann man hier keinen besseren Beweis oder Beleg finden, als das allbekannte darwinistische Axiom: Nach einander im System = Von einander in der Entstehung, dessen Richtigkeit nie erwiesen, sondern schlechthin vorausgesetzt wird — und doch ist das nichts Anderes, als den Satz in anderen Worten zum Beweis machen.

Die Ernährung der Amoeben geht nun, in vollem Gegensatz zur Ernährung des einzelligen Eies, nicht exclusiv durch Diffusion wässeriger Lösungen, sondern vorzugsweise durch Aufnahme und Einschluß fester Körper, fremder Organismen vor sich. Das größte Nahrungs-Contingent stellen die Vibrionen oder Zitterthierchen und die kleinen Diatomeen oder Schiffchenalgen. Wie die letzteren von den Amoeben gefangen werden, haben wir schon kennen gelernt. Den Vibrionen bilden sie einfachhin Gruben, indem unter denselben die Sarkode-Masse schlundförmig zurückweicht und dann über denselben allmählich zusammenschlägt. Auch das geht nicht ohne lebhafte Gegenwehr, besonders in den letzten Momenten, vor sich, jedoch meistens ohne Erfolg. Der kleine Leib einer solchen Vibrione ist dann in Zeit von fünf Minuten zersetzt und in kleine Theilchen aufgelöst, ähnlich so vielen anderen, die dann nach weiteren Umwandlungen, welche sich aber der Beobachtung entziehen, im Organismus ihre Verwerthung finden. Bei weitem länger widersteht die Schiffchenalge dem Zersetzungsproceß der Verdauung. Doch auch hier erliegt das in Kieselschalen eingeschlossene Protoplasma nach mehreren Stunden des schleimigen Verschlusses wenigstens der Erstickung; dabei kann es fraglich bleiben, ob die Amoebe je wirkliche Nahrung von

der Schiffchenalge gewinnt. Den regungslosen Kieselpanzer schleppt sie oft noch zwei Tage mit herum.

Blicken wir endlich noch kurz auf den Lebenslauf einer Amoebe, so schwindet, wie gesagt, jeglicher Anhaltspunkt für Vergleiche mit dem einzelligen Ei. Diesem steht zwar auch ein Lebenslauf bevor, doch damit stellt es sich uns als Anfangsstadium einer größeren Entwicklungsreihe dar, während die kurz entworfene Gestalt der Amoebe der Höhepunkt, das letzte Glied ihrer eigenthümlichen Entwicklung ist. Auch hier wiederum kann nur unter Voraussetzung des Haeckel'schen Satzes, daß die Ontogenie eine kurze Recapitulation der Phylogenie sei, die Höhe des Amoebentypus zur Grundlage einer ganzen Stammesentwicklung gemacht werden. Von einem Beweis der Descendenz kann also gar keine Rede sein. Einer kühnen, geradezu verwegenen Genialität gegenüber ist aber Vorsicht doppelt nöthig, denn ein Kriterium der Wahrheit liegt darin gerade nicht. Auf jeden Fall bleibt das, worauf auch von competenter Seite aufmerksam gemacht wurde, zu erwägen, weßhalb die Recapitulation gar so wählerisch ausfalle, einige supponirte Entwicklungsstadien nur so eben streife, die meisten unrecapitulirt liegen lasse, und schließlich „ein von der Wissenschaft noch gar nicht gewürdigter Umstand, daß nämlich in der Ontogenie Bildungen auftreten, von denen die Stammesentwicklung gar nichts weiß"[1]. Von diesen Vorwürfen kann natürlich nur der erste in das Stadium des Vergleiches fallen, welches wir vor Augen haben, wo es sich auf der ersten Stufe der Ontogenie um ein einzelliges Ei, auf jener der Phylogenie um die stellvertretende Amoebe handelt. Hier streift in der That das Anfangsglied der Ontogenie das erste Stadium der supponirten Phylogenie so schwach, daß die Ähnlichkeit rein statisch und, wir möchten sagen, momentan ist. Der geringste Schritt in der ontogenetischen Entwicklung, und es ist aus mit allen Anhaltspunkten, denn dieser erste Schritt macht aus einer Zelle zwei. Die Amoebe aber ist und bleibt ihr ganzes Leben einzellig.

Man findet nicht selten stark entwickelte Amoeben, welche in ihrer Leibessubstanz bis gegen 10 braune, stark glänzende Kügelchen hin und her wälzen. Jedes derselben ist von einer hellen Sarkode-Schicht umgeben; es sind Sporen, oder Knospen könnten wir besser sagen, welche später isolirt sich allmählich zu Amoeben entwickeln. Meistens scheint sich die alte Amoebe einfachhin aufzulösen, zu zerfließen und dadurch diesen

[1] Kölliker, Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. Zweite Auflage. S. 6.

Sporen oder Knospen Selbständigkeit zu geben. Die frühere helle Protoplasma-Schale entsendet nun feine Protoplasma-Strahlen radienartig von der Kugel aus, Tentakeln, die sich deutlich bewegen und Nahrungsmittel fassen können; eine schwache Rollbewegung der ganzen Spore kommt hier zu Hilfe. In diesem Stadium bleibt die Amoebe ungefähr einen Tag; während dessen geht eine Auflösung der einzelnen größern Körner in viele kleine Körnchen vor sich, so daß gegen Ende eine kleine Kugel vorliegt, die deutlich aus hellem Protoplasma und feinen Körnchen besteht. Diese kleine Kugel vermag sich auch zu bewegen; doch ist es noch nicht das ruhige Fließen der vollkommen entwickelten Amoebe, sondern ein hastiges Ausstülpen von Kugelkappen, welches sie voranbringt. Auch fehlen in diesem Stadium noch der Zellkern und die contractile Vacuole. Nach ebenfalls einem Tag derartiger Überstürzungen tritt abermals die ganze Masse in Kugelform zusammen. Ortsbewegung fehlt total, aber im Inneren gährt es, wie die tanzende Bewegung der feinen Körnchen verräth. Offenbar geht hier eine Organisation des Materials vor sich, denn die körnige Masse zieht sich in der Mitte zusammen; gelegentlich kann man jetzt den jungen Zellkern wahrnehmen und ebenso die Vacuole, welche hier zum ersten Mal gebildet werden kann. Von Zeit zu Zeit werden Ausstülpungen der hellen Sarkode-Massen versucht, bis es allmählich ernst wird und eine von diesen den Anfang der oben beschriebenen Fließbewegung bildet. Nun ist der Typus erreicht, Ernährung und Wachsthum können jetzt das Weitere besorgen. Vorzüglich in den ersten Tagen kommen, und auch wohl wiederholt, die Theilungen in zwei Organismen vor. Keineswegs indeß trifft es zu, wenn man wollte glauben, die dürftige Organisation ermögliche es, daß jedes beliebig abgetrennte Protoplasma-Stückchen ungestört weiter lebe. Die Beobachtung lehrt, daß nicht nur diese kleinen Theilchen sofort absterben, sondern daß selbst der größere Organismus der Verwundung erliegt.

Somit hätten wir denn die Amoeben betreffs ihrer Anwartschaft auf den Titel Urahnen des organischen Lebens untersucht. Wäre dieselbe irgendwie in der Wirklichkeit begründet, so hätte das Resultat ein total verschiedenes sein müssen. So aber mußte es sich herausstellen, daß dieser Titel, denselben nur im Lichte und auf Grund eines vorher angenommenen Standpunktes zuerkannt, in der Beobachtung nicht nur keine Stütze, vielmehr directe Angriffe findet. Allerdings hat die antidarwin'sche Beobachtung kein anderes Material, als die Anhänger Darwins be-

sitzen, und sowohl pro als contra kann aus demselben unmittelbar nur auf Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung mit den Forderungen, welche die Annahme stellt, erkannt werden. Das Endergebniß aber ist seiner Natur nach ein total verschiedenes. So schwach auch die Übereinstimmung zwischen Amoebe und einzelligem Ei für die Wirklichkeit einer phylogenetischen Entwicklung eingetreten wäre, hätte sich wirklich eine solche ergeben — vom „kann" zum „ist" läßt sich mit analogen Bildungen keine Brücke schlagen —, so stark spricht die gefundene Differenz dagegen. Denn der ganz im Sinne unserer Gegner geführte Nachweis der Unmöglichkeit jener Entwicklung schließt um so mehr jede Wirklichkeit derselben aus. Doch wollten wir selbst im Interesse der gesunden Logik nicht so weit gehen, das Eine bleibt bestehen: der versuchte Beweis Haeckels ist total mißlungen. Als Urahnen des organischen Lebens gehören die Amoeben in dieselbe Klasse mit Eozoon und Bathybius — als niedrigste Formen unseres Thierreiches haben sie ein hohes Interesse für Naturwissenschaft und Naturphilosophie.

Hermann Jürgens S. J.

Dichterklänge aus Westphalen. III.[1]

Wer kein ganz sauberes Gewissen oder nicht ganz Vorzügliches zu melden hat, soll die Leute nicht allzu lange auf sein Kommen oder auf seine Gabe warten lassen, denn nichts gibt dem Menschen eine solche Neigung zum Kritisiren und Räsonniren, als die Ungeduld des Wartens. Daß der Dichter von „Dreizehnlinden" uns Jahr um Jahr auf seine kleineren Dichtungen hat warten lassen, war seinen Freunden gegenüber nicht schön, aber von seinem Standpunkte aus mag es wohl klug gewesen sein. Er wollte der größeren Arbeit erst Zeit lassen, sich in Deutschland einzubürgern. Daß dazu volle drei bis vier Jahre nöthig waren, dürfte einem Ausländer wohl etwas merkwürdig erscheinen, wenn er die Hunderte von stoffbedürftigen kritischen Organen bei unserer kritischen Nation betrachtet und die anerkannt geringe Anzahl wirklich tüchtiger Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur in Erwägung zieht. Aber es scheint, daß die Telegraphen gewisser Redactions-Bureaux für gewisse Depeschen versagen und daß es bedeutender Umwege und langer Verzögerungen bedarf, um beispielsweise eine katholische Dichtung wie „Dreizehnlinden" in Leipzig oder Berlin anzumelden. Glück-

---

[1] Gedichte von F. W. Weber. 8°. 333 S. Paderborn, F. Schöningh, 1882. Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXI. S. 74 ff. u. 173 ff.

licherweise ist jedoch bis heute wenigstens kein Vorschlag zur Monopolisirung der Kritik und Recension gemacht worden, und so haben wir Katholiken noch das Vergnügen, uns des Schönen wenigstens ein paar Jahre früher freuen zu dürfen, ehe es den Großpächtern der nationalen Ästhetik gefällt, uns die eigene Waare anzubieten.

Aber endlich sind sie nun doch gekommen, die liberalen Empfehlungen „Dreizehnlindens“ und — F. W. Webers Gedichte. Mit welcher Erwartung wir das Büchlein aufgeschlagen und durchflogen haben, läßt sich nicht so leicht sagen. Viel Neugierde war dabei im Spiele, aber auch eine gewisse Besorgniß, es könne ja absolut möglich sein, daß an dem Bilde des Dichters, wie es die Phantasie und Liebe sich ausgemalt, doch mancher Zug zu geschmeichelt sei und die neue bunte Sammlung Dinge enthalte, welche diese ideellen Züge unbarmherzig verwischen müßten. Gott sei Dank! die „Gedichte“ haben uns über den Sänger von „Dreizehnlinden“ keineswegs enttäuscht. Was in dem Epos in bunter Verschmelzung des epischen, lyrischen und didaktischen Elementes nur dem secirenden Verstande zum Bewußtsein kam, das liegt in der Gedichtsammlung auch dem Alltagsleser klar und abgeschlossen in sich vor Augen; die drei Gruppen: Lieder, Sprüche und Balladen, weisen Weber in jeder der drei Dichtungsarten einen hohen, unbestreitbaren Platz an.

Es fehlt nicht an Stimmen, welche bei aller Hochachtung vor „Dreizehnlinden“ im Ganzen doch Einzelnes tadeln zu sollen glauben. Wir selbst haben zur Zeit freimüthig ausgesprochen, daß neben anderen Mängeln ein zu starkes Hervortreten des didaktischen Momentes mit den störenden Anspielungen auf moderne Übelstände nicht gerechtfertigt sei. Andere meinen — und wir möchten nicht sagen, mit Unrecht —, daß trotz des ausgesprochen epischen Charakters der Erzählung die eigentlichste Schönheit derselben doch mehr in dem malerischen und lyrischen Element liege, welches mit einer seltenen Meisterschaft und Feinheit behandelt ist. Wie dem auch sein mag, „Dreizehnlinden“ hat einen unbestrittenen Vorzug vor hundert und aberhundert „epischen“ Dichtungen der Neuzeit: es hat, wie man zu sagen pflegt, „durchgeschlagen“. Die „alten Herren“ mögen mit ihren Praeceptis und Regulis kommen und dieß zu kurz und das zu lang finden, diesen Passus in das genus lyricum, jenen in das didacticum weisen und mit vieler Gelahrtheit und Belegschaft aus Aristoteles, Horatius, Vida 2c. darthun, daß „Dreizehnlinden“ keinen Anspruch auf ein classisches Epos machen könne. Pacem habeatis amici, wenigstens müßt ihr gelten lassen, daß die Dichtung wie das Genie den Erfolg für sich hat, während das Talent mit all seinen Regeln es nie zu so etwas bringen wird. Aber die Mode!? Hat nicht einst die „Amaranth“ einen noch merkwürdigeren Erfolg gehabt und die gesunde Kritik doch später eingesehen, daß wir mit dieser Theeblüthe auf dem falschen Wege waren? Es wäre wirklich eine lohnende Aufgabe, eine Studie darüber zu schreiben, in welchen Elementen die Dichtungen Redwitz' und Webers sich berühren, in welchen sie auseinandergehen und welchen von beiden sie ihren großen Erfolg zu verdanken haben. Der religiöse Grundton und die Liebe

sind beiden gemeinsam — und doch wie verschieden treten sie bei beiden in die Erscheinung! Um den außerordentlichen Erfolg der „Amaranth“ richtig zu erklären und dem eigentlichen Verdienst der Dichtung selbst näher zu kommen, müssen wir uns die Zeit vergegenwärtigen, in welcher sie erschien. Die geistige Abspannung nach der fieberhaften Erhebung des Jahres 1848 war wie eine Brutatmosphäre für die ungesunde Sentimentalität, gleichwie zur Zeit der Blutrevolution die tändelndsten Schäfereien an der Mode waren. Dann aber — und das ist die Hauptsache —, sowohl Katholiken als gläubige Protestanten fühlten sich gehoben und begeistert, als sie so unerwartet einen Dichter erstehen sahen, der, wie kaum ein zweiter bis dahin seit einem Jahrhundert, die christliche Lebensanschauung zum Grundton seines Liedes gemacht, ja das Kreuz mit männlichem Muthe als Kampfeszeichen gegen die ungläubige Kunstrichtung erhoben hatte. Daß man neben einem so unbestrittenen Vorzug die zahlreichen und radicalen Mängel übersah, läßt sich nur zu leicht begreifen; leicht begreifen aber auch, daß nach der ersten Begeisterung ein sehr gefährlicher Rückschlag erfolgen mußte, wie er denn auch keineswegs ausgeblieben ist. Daß später wieder Einige in der Verurtheilung ebenso das richtige Maß überschritten, liegt in der Natur der Sache. Nehmen wir dagegen „Dreizehnlinden“. Zu läugnen ist nicht, daß bei einem guten Bruchtheil der Leser der Hauptvorzug des Gedichtes in der polemischen Stellung desselben zu dem „Culturkampf“ liegt. Wie ein befreiender Blitz und Donnerschlag erscheint dieses Trutzlied an dem religiös-politischen Himmel Deutschlands, an dem freilich die elektrische Spannung in jenen Tagen auf's Höchste gestiegen war. Daß die polemische Tendenz bei der Dichtung und dem Dichter Absicht sind, liest sich nicht nur aus ersterer unzweifelhaft heraus, sondern ist auch von letzterem bei einer feierlichen Gelegenheit ausdrücklich betont worden. Diese selbe Tendenz, die ja an und für sich erlaubt, künstlerisch berechtigt und dichterisch fruchtbar ist, hat trotzdem den Dichter verleitet, wirkliche Auswüchse an seiner herrlichen Schöpfung zu dulden — weil eben diese Auswüchse seiner Tendenz in den Augen Vieler weit trefflicher dienten, als die in der Dichtung selbst hervortretende, freilich nur dem aufmerksameren Leser verständliche, weil echt künstlerisch aufgelöste Energie der Thatsachen. Diese Auswüchse nun werden mit der Zeit, die ihr Entstehen bedingte und ihre Fehlerhaftigkeit gewissermaßen in einen Vorzug verkehrte, auch ihr Prestige verlieren, wie sie schon keineswegs auf das Urtheil der liberalen Kritiker haben angenehm einwirken können. Es muß also etwas Anderes gewesen sein, was trotz dieser Tendenz der Dichtung auch drüben Eingang und Anerkennung verschafft hat. Und gerade in diesem „Anderen“, wir meinen in der tiefen, männlich gesunden Lyrik, der poetischen und ganz christlich-religiösen Lebensauffassung und der originalen, seltenen Gestaltungskraft nebst der homogenen Sprachbeherrschung, ist nicht bloß der jetzige allgemeine Erfolg „Dreizehnlindens“ zu suchen, sondern wird auch der dauernde Erfolg desselben begründet sein. Da „Dreizehnlinden“ nichts Übertriebenes, Überspanntes hat wie „Amaranth“, wird auch kein Rückschlag zu fürchten sein. Die Mode hat „Dreizehnlinden“ nicht groß gemacht, aber

die Mode wird es auch nicht veralten lassen. In „Dreizehnlinden" pulsirt vom ersten Vers bis zum letzten gesundes dichterisches Leben; dieses Leben aber wird frisch und lebendig bleiben, so lange noch Herzen schlagen und noch mit dem letzten Menschen ein letzter Kunstfreund auf Erden weilt. Ob nun „Dreizehnlinden" ein strenges Epos im Sinne der Alten, eine romantische Erzählung im Sinne des Mittelalters oder ein modernes Mischgenus ist, lassen wir unerörtert — es ist ein interessantes Gedicht und trägt die Berechtigung seiner Art in seinem, keinerlei Nebenumständen zuzuschreibenden Erfolg.

Für den Dichter der „Amaranth" wurde das Erscheinen seiner anderen Schöpfungen fatal. Selbst den besten Freunden machte „das Märchen" schon große Ungelegenheiten, und die Feinde triumphirten, daß in diesem Werke das Ungesunde seiner älteren Schwester so unverhohlen zu Tage trat und das Tändeln mit Sonnenschein und Waldesduft, mit Vogelgesang und Wellengeriesel als das erschien, was es schon in der „Amaranth" gewesen war — ein Abirren der Kunst, eine geistige Kraftlosigkeit des Dichters. Die „Gedichte" vermochten das wankende Gebäude des Redwitz'schen Ruhmes ebenfalls nicht zu stützen; schon durch die unkritische Auswahl des Gebotenen und die allzugroße Menge des Unbedeutenden konnten sie die innere Schwäche nicht verbergen.

Anders bei F. W. Weber. Die „Gedichte" beleuchten auch hier, wie dem nicht anders sein kann, in ihrer Weise die früher erschienene Erzählung, aber mit ganz anderem Erfolge, als bei Redwitz. Was in der Erzählung wegen seiner in etwa unkritischen Mischung Bedenken erregt hatte, das tritt uns in den Gedichten, jedes für sich, als Ausfluß einer seltenen Kunstfülle, einer ungewöhnlichen Kraft dichterischer Begabung entgegen.

Lyrik, Didaktik, Epik, die drei Grundelemente von „Dreizehnlinden", bilden auch die drei Hauptgruppen der „Gedichte". Und, seltsam! die Didaktik, sonst die große Schwäche selbst hervorragender Poeten, bildet unläugbar ebensowohl den Glanzpunkt der „Gedichte", wie sie die Hauptanziehungskraft der Erzählung ausmachte. In der Lyrik darf Weber kühn mit jedem Modernen um die Palme ringen: an Tiefe des Gefühls, Klarheit des Gedankens, Bilderreichthum und Ideenschwung weicht er ebenso wenig Jemanden, als er in der Melodie der Sprache und Weichheit des Verses keinem unserer besten Meister nachsteht. In der Epik bietet er uns Beispiele der Ballade jeglicher Art: orientalisch, altclassisch, mittelalterlich, modern; Erzählungen jeglichen Inhalts: phantastisch, realistisch, lyrisch, dramatisch, komisch und tragisch — und in Ballade wie Erzählung dürfen sich seine Leistungen kühn in jeder Anthologie zeigen, auch in unmittelbarster Nähe Göthe's, Schillers und Uhlands. Eine Fülle des Gefühls, eine diamantreine Klarheit der Entwicklung und des Gedankens vereinen sich hier wie nur selten mit jener classischen Nüchternheit — d. h. meisterhaften Mäßigung in der Ausführung. Dieses Lob mag als übertrieben erscheinen; wir glauben aber nicht, daß die Zeit ihm widersprechen wird. Ebenso wenig fürchten wir eine Einwendung, wenn wir ferner behaupten, daß die originalste Seite der Weber-

schen Kunst die Didaktik, d. h. die poetische Betrachtung, die Spruchpoesie in weiterem und höherem Sinne ist. In unserer Literatur seit Opitz spielt die Didaktik eine bedeutende Rolle, da nach des Meisters Grundsatz ja die Kunst vor Allem nützen, d. h. belehren sollte. Leider flossen aber im Allgemeinen die Kunstwässerlein zu jenen Zeiten durch sandige Bette, und vor lauter Lehrbegierde ward das Gedicht philisterhaft und knöchern. Die französischen Muster thaten das Ihrige, und so erhebt sich denn meistens das Lehrgedicht nur selten zur Poesie. Die Meister unserer neuclassischen Periode: Herder, Göthe, Schiller rc., vernachlässigten das Genus nicht ganz und erhoben es, wie die übrigen Gattungen, in idealere Regionen. Im Allgemeinen jedoch fand mit Ausnahme des Epigramms und der Satire die Gedankenpoesie wenig Freunde in unserem Jahrhundert der Lyrik, und da kommt Weber wie gerufen, uns durch sein Beispiel wieder auf die schönen Spruchdichtungen des Mittelalters hinzuweisen. Viele seiner Sprüche reihen sich würdig in Ton und Gehalt den Übersetzungen an, welche er uns als Proben der Vorzeit gegeben hat. Melodisch wie ein Lied, nachdrucksvoll wie die Mahnung eines Vaters, tief aus dem Herzen quellend und ganz getaucht in christkatholische Lebensanschauung, voll gesunden Humors und glücklicher Bilder, bald elegisch angehaucht, bald keck mit dem Ellenbogen sich Platz machend, werden die meisten dieser Sprüche eine Lieblingslectüre besonders des gereiften Mannes werden, der aus eigener Lebenserfahrung gelernt hat, welch eine Fülle der Wahrheit und des Lebens in diesen Zeilen verborgen liegt.

Der Gesammteindruck der Weber'schen „Gedichte" bei aller Verschiedenheit der Gattungen ist und bleibt ein durchaus einheitlicher, sie verrathen alle im Dichter den charakterfesten, mit Gott und allen guten Menschen in Frieden lebenden, geprüften und gereiften Mann, der mit sich und der Welt im Klaren ist. Dieser Eindruck ist nicht hoch genug anzuschlagen, weil er sich wie der Duft ungesehener Blumen unwillkürlich des Gemüthes bemächtigt und die Seele vom Dunst des Alltagslebens erfrischt und zum eigenen Kampfe stärkt. Wenn im Allgemeinen gegen Dichter und Dichtungen beim gesunden Volke das Vorurtheil herrscht, als ob beides „leichte Waare" sei, so sind die Dichter im Durchschnitt an dieser Ansicht nicht ganz unschuldig. Um so wohlthuender muß es daher sein, wenn der Träger der schönen Himmelsgabe, seines hohen Berufes eingedenk, vor Allem Sorge trägt, ein Charakter und ein Mann zu sein, der die nach außen in Kunstschöpfungen wiederzugebende Harmonie zuerst in seiner eigenen Seele durch ernsten Kampf und einheitliches Streben nach oben hergestellt hat.

Fragen wir nun nach dem vorhin angedeuteten Grundton der Dichtungen, so müssen wir als solchen, dem eben Gesagten zufolge, einen seltenen Lebensernst bezeichnen, der lieber zu einer milden Schwermuth als zu unbefangener Lebensfreude neigt. Selbst in den zwei oder drei Liebesliedern verläugnet sich dieser Grundaccord keineswegs. „Den Leichtlebigen" (122) ruft Weber zu:

„Ihr lacht, derweil die Zeit verstreicht,
Leer bleibt der Kopf, das Herz noch leerer:

Gewiß, das Leben ist euch leicht,
Das Sterben wird euch um so schwerer."

Und über das „Todtlachen" (127) hat er noch ein bittereres Wort:

„Todtlachen scheint ein Widersinn,
Und doch ist mehr Verstand darin,
Als Manche meinen.
Oft bringt das Lachen Leid und Noth;
Es lachen sich mehr Menschen todt,
Als sich todtweinen."

Aber nicht in dumpfem Hinbrüten und faselnder Melancholie soll das Leben verstreichen, auch nicht in leerem Wortgefecht und redseliger Faulheit. Den Schwätzern widmet er ein gutes Sprüchlein in's Stammbuch:

„Was Einer spricht,
Sei kurz und schlicht,
Nicht phrasenhaft,
Fraubasenhaft.
Nun merke das:
Ein leeres Faß
Gibt lauten Schall,
Und Redeschwall
Zeigt Jedermann
Den Lügner oder Thoren an." (136)

Immer und immer wieder kommt der Dichter auf ein Thema zurück, das er mit einer seltenen Energie bei dem prosaischsten aller Namen nennt. „Arbeit!" ja wer das unserer Jugend genugsam zurufen und auch dem erwachsenen Geschlecht eindringlich genug an's Herz legen könnte! Doch soll es eine geheiligte, christliche Arbeit sein (112):

„Das Leben ist eine große Noth,
Noch eine größ're ist der Tod.
Für das Leben und für das Sterben
Vier Dinge muß man erwerben:
Für das Leben ein Haus, ein Kleid und Brod,
Und Gottes Huld für den bitt'ren Tod. —
Doch irdisch Streben und himmlisch Ringen,
Wie sollen die zusammenklingen?
Ein frommer Sinn durch die Wolken strebt,
Und weltlich Trachten am Staube klebt. —
Nun schaffe nur leise, leise
Ein Jeder in seiner Weise
In seinem Kreise früh und spät:
Die Arbeit ist das beste Gebet."

Die Arbeit ist Gebet, wenn und weil sie aus Gehorsam gegen Gott geübt wird, und da sie zugleich eine von Gott bestimmte Strafe der Sünde ist, so trägt sie nothwendig den Charakter der Sühne — die Bitterkeit. Sich der sauren Arbeit entziehen wollen, hieße sich selbst täuschen (131):

„Beschäftigung ist Manchem lieb und werth,
Gemächlich mag er dieß und das verrichten:
Das Tasten und das Tappen frommt mit nichten,
Nur saure Arbeit ist's, die ehrt und nährt."

Wie hoch und edel denkt der Dichter besonders von der Handarbeit (133):

„Gar manches Knopfloch ist verziert,
Weil Mancher dieß und das vollführt
Mit Klingen und mit Kielen.
Jedweder Leistung Ehr' und Preis:
Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen."

Und will Jemand erfahren, was er thun soll (134):

„Wenn du am Scheidewege stehst
Und Pflicht und Wunsch den Kopf verwirren,
Du wirst im Pfad nur selten irren,
Wenn du den unbequemsten gehst."

Aber bei allem Schweiß und aller Bitterkeit „nur Muth" (133):

„Und soll es sein und muß es sein,
Da hilft kein Zieren und Flennen;
Greif' in die Nesseln frisch hinein,
So werden sie dich nicht brennen."

Einen stichhaltigeren Trostgrund gibt uns freilich der Dichter an einer anderen Stelle in dem schönen Spruch: „Eine That" (100):

„Auf Adlerschwingen stürmt die Zeit: es naht
Ihr Schnitter dir, der Tod, mit leisem Schweben.
Dein Staub gehört dem Staub; dein beff'res Leben
Gott und der Welt, und Beiden deine That.
Ihr Schuldner bist du längst, schon längst gewesen:
Was säumst du noch, dein altes Pfand zu lösen?
O Jüngling, eine That, so lang noch heiß
Und ehrbegierig deine Pulse schlagen!
Mann! eine That, ein frommes, frisches Wagen,
O, eine That noch vor dem Sterben, Greis!
Und kannst du nicht durch Denken oder Dichten
Auf deiner Bahn ein stolzes Mal errichten;
Und kannst du nicht mit Meißel oder Schwert
Für späte Enkel in die gold'nen Scheiben
Der Weltgeschichte deinen Namen schreiben:
Bescheide dich! des Werks Verdienst und Werth
Wird nach des Mannes Sinn und Kraft gemessen:
Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen.
Grab' einen Quell aus dürrem Wüstensand,
Pflanz' einen Baum in ödes Haideland,
Auf daß ein Wand'rer, der nach vielen Jahren
An deinem Born sich labt und Früchte bricht
Von deinem Baume, froh dich segnend spricht:
Ein guter Mensch ist dieses Wegs gefahren."

Mit einer solchen Ansicht vom Werth, von der Nothwendigkeit und Bitterkeit der Arbeit, d. h. der Pflichterfüllung in jedem Stande, kann sich nur ein hoher Lebensernst vereinen. Daß derselbe beim Dichter bisweilen zur Schwermuth neigt, mag neben der persönlichen Anlage wohl hauptsächlich in dem Beruf des Dr. Weber seinen Grund haben. Ein Arzt lebt in so vertrautem Verkehr mit der traurigen Kehrseite des Lebens, ist so unaufhörlich Zeuge menschlichen Elends an Leib und — Seele, daß er entweder bald gegen jedes Leid Anderer abgestumpft werden muß, oder aber einer gewissen, gewohnheitsmäßigen Schwermuth und Trauer anheimfällt. Wie weiß uns Weber aber oft in kurzen Zügen eine Sterbebetts-Scene voll ergreifender Trauer (124: „Bitterer Tod") oder zarter Rührung (123: „Das sterbende Kind") zu entwerfen! Man fühlt, er hat an diesen Todeslagern selbst gestanden. Auch will uns bedünken, als könne nur ein Arzt auf seinem täglichen Rundgang zu den Kranken seines Landbezirkes auf eine so drastische, lebensvolle „Frühlingstrauer" verfallen. Ihn muß vor Allem der Widerstreit in Natur und Menschenleben ergreifen, wenn er so von Schmerzenslager zu Schmerzenslager wandert — draußen das warme, frohe, weiche Locken der tausend Lebensstimmen, und drinnen das kalte, bange Stocken der Lebensgeister, das Abschiednehmen und das Sterben . . .:

„Mein Herz ist unmuthsvoll und schwer,
Und trauern muß ich immer mehr,
Daß bei des Lenzes Auferstehn
So Mancher soll zu Grabe geh'n."

Eine fernere Ursache zu der traurigen Grundstimmung der Gedichte mag dann auch wohl manches persönliche Leid gewesen sein. Nicht als ob in den lyrischen Gedichten irgend ein Kokettiren mit selbsterlebtem Schmerz sich breit machte, oder als ob der Dichter den Leser viel mit sich und seinen Angelegenheiten beschäftigte; aber so gänzlich läßt sich doch nicht alles Persönliche zurückdrängen, daß es nicht bisweilen auch unwillkürlich sich in Worten Luft machte. So sagt der Dichter in dem schönen Gedicht: „Wallfahrer":

„Die Stirne glüht! der Weg war schattenlos,
Wie alle Wege, die ich wandern muß;
Steil war der Berg und hoch, wie alle Berge,
Die ich ersteigen muß." (51)

Und wie unsäglich rührend, tieftraurig und heimwehvoll ist das Lied: „Beim Tode meines Bruders" (48):

„. . . Dir that so unsanft diese Welt,
Vergiß sie unter'm Palmenzelt,
Vergiß sie in der andern; —
Ich muß noch wandern.

„Und bring' der Mutter Gruß auf Gruß
Von Ihrem, der noch wandern muß,
Und sag', er sei im Lieben
Ihr treu geblieben.

„Und sag', sein Kopf sei greis und alt,
Wohl käm' er gern, wohl käm' er bald:
Zwei Blumen hab' er im Garten,
Der müss' er warten."

Mit dem „Kreuzfahrer" singt auch der Dichter das herrliche „Abendlied" mit dem einfachen und doch so rührenden Refrain:

„O Gottesstadt, du hehre,
Die mir mein Traum versprach,
Durch Wüsten und durch Meere
Zog ich dir sehnend nach.
Wo ragen deine Zinnen
Golden in's Morgenroth?
Wann werd' ich dich gewinnen,
Wann endet meine Noth?
Ich will zur Herberg' fahren." (39)

Dem in der Jugend geträumten, aber nicht eingetroffenen Glück widmet Weber eines seiner schönsten Lieder („Das Glücksschiff", 22). Aber statt des „Glückes" hat der Mann etwas Besseres gefunden, und das eben ist es auch, was diese Lieder, so traurig sie oft auch klingen mögen, wie ein gesundes Salz vor der Fadheit des Weltschmerzes und thränenseliger Melancholie, d. h. vor weibischer Schwäche bewahrt. Hören wir es den Dichter selbst in seiner körnigen Sprache uns verrathen (109):

„Was gift'ge Zungen dir auch zischelnd künden,
Was eitle Blätter dir auch rauschen mögen:
Eins mußt du tief und treu im Herzen hegen,
Daß nirgend Heil, als nur im Kreuz zu finden.

„Trau' du den Weisen nicht, die Thorheit lehren,
Nicht falschen Worten, die das Wort verkehren.
Und schlaf' ich längst schon unter Friedhofslinden,
Das sollst du stets bewahren im Gedächtniß
Als meiner Liebe theuerstes Vermächtniß:
Es ist kein Heil, als nur im Kreuz zu finden."

Und wie weiß der Dichter die Klage zurückzuweisen, als ob das Kreuz eine unverdiente Last, eine zu schwere Sühne sei:

„Du senkst den Blick mit unmuthschwerem Grollen,
Du weinst und klagst dein unglücksel'ges Loos:
O Erdenkind, ist denn dein Leid so groß?
Was menschlich ist, das mußt du dulden wollen.
Der bleiche Engel, der die Schmerzen trägt
In jedes Haus, in Königsburg und Hütte,
Auf seid'ne Pfühle und des Bettlers Schütte
Stillweinend seine Dornenkränze legt;
Der, von des Mondes Dämmerlicht umflossen,
An jeder Wiege seufzend niederkniet
Und singt das alte, lange Trauerlied

Dem Köhlerkinde wie dem Fürstensprossen:
Soll er vorübergeh'n an deiner Thür'?
Ward dir beim Eintritt in dieß arme Leben
Ein Freibrief, ward ein Glücksbrief dir gegeben,
Vor allen Staubgebornen einzig dir,
Du ungestümer Forderer? Sprich, wofür? ..." (97)

Und wo und wie sucht der Dichter wieder Trost in all dem Leiden? Immer und immer wieder klingt der Grundton seiner männlichen, tiefreligiösen Seele durch: Gebet und Arbeit, Ora et labora!

„... Dieß Eine aber lernt' ich klar erfassen,
Daß auf der Fahrt im wüsten Lebensmeere
Allein Gebet und Arbeit Trost gewähre.
Nun will ich, bis erlahmen meine Nerven,
In hartem Dienste fort und fort mich mühen,
Und, da so hoffnungsreich die Sterne glühen,
Im Sternenmeer vertrauend Anker werfen." (103)

Das ist, meinen wir, echter Lebenswein in goldener Schale. Und jene kernige, gesunde Demuth des Herzens, wie sie dem Manne der Selbsterkenntniß und Lebenserfahrung geziemt, wie redet sie so ungeschminkt aus dem herrlichen „Bettlerlied"! Wie spreizt sich da zuerst der Stolz mit seinen Forderungen:

„Was Gott uns gibt aus reiner Huld,
Das däucht uns auf verjährte Schuld
Abschläglich nur entrichtet;
Denn wir, Halbgötter von Beruf,
Wir sind doch Wir, und der uns schuf,
Der ist uns auch verpflichtet!"

Trefflich wird nun in einer späteren Strophe jenes arrogante „Wir sind doch Wir!" in den Mund der Demuth gelegt, und da klingt es freilich etwas anders:

„Du lieber Gott! wir sind nur Wir!
Verzeih' uns Trotz und Ungebühr,
Wie frech wir uns erkühnen!
Betracht' uns mit Barmherzigkeit
Und gib: Du gibst uns jederzeit
Viel mehr, als wir verdienen." (115)

Ähnliche Gesinnung spricht das Gedicht „Seefahrt" aus; allein wir können unmöglich alles Schöne hier weiter berühren und machen zum Schluß unseres Rundganges noch kurz auf die Mahnung zur Nächstenliebe aufmerksam, die zwar wohl zunächst sich an Eheleute, dann aber auch an uns Alle richtet:

„Zwei Schiffer im kleinen und morschen Schiff,
Die sollen einander nicht knuffen und schlagen.
Das ist der Weisheit Inbegriff,
Daß wir der Eine den Andern tragen

Mit vieler Huld und großer Geduld,
Und dann: ‚Vergib uns unſ're Schuld!‘
Zum lieben Gott zu ſagen.“

Unter dieſer „Liebe“ iſt keine falſche Toleranz zu verſtehen. Das weiß auch der Dichter und mahnt uns:

„Du reichſt nicht aus mit: ‚Bitte ſchön!‘
Die Welt iſt grob und ungezogen
Und liebt es, dir im Weg' zu ſteh'n.
‚Hübſch Raum, ihr Herrn!‘ — Man will nicht geh'n?
Schaff' Raum: du haſt zwei Ellenbogen.“ (138)

Allein dieſe unliebſame Art ſoll nicht angewendet werden, wo Nachſicht und Duldung am Platze wäre:

„Greift Jemand deinen Glauben an,
Du ſchweigſt als duldſam milder Mann;
Doch rührt er an deine Meinung,
Gleich fährſt du auf zur Verneinung.“

Unter den Gründen, welche wohl des Dichters Trauer und Ernſt erklären können, haben wir einen zu erwähnen vergeſſen. Weber hat einen Blick in das große Lebensgetriebe gethan, und dieſer Blick hat ihn mit Bitterkeit gegen die ganze große Lüge der Welt erfüllt. Wie ein Stück aus den beſten Scenen des „Fauſt“ lieſt ſich jene Standrede auf die „Weltgeſchichte“:

„Lies die Geſchichte im Ganzen und Großen,
Du wirſt dich nicht zu ſehr erboſen,
Dich unterweilen ſogar erbau'n
An braven Männern und guten Frau'n.
Doch wenn du in's Beſond're gehſt,
Der Dinge Zuſammenhang verſtehſt,
Und ſpürſt die Liſt der Inſceneſetzer,
Gedungene Hetzer, beſtellte Schwätzer,
Couliſſenſchieber und Maſchiniſten,
Souffleure, Lampenputzer, Statiſten,
Und all den Plunder der Gaukelei,
Bezahltes Ziſchen und Lobgeſchrei;
Der Großen Heucheln und Gleißen und Lügen,
Der Kleinen Schmeicheln und Bücken und Biegen:
Dann ekelt es dir vor der ganzen Bande! —
Der Menſchen Geſchichte iſt ihre Schande.“

Das iſt offenbar in ſeiner Allgemeinheit zu bitter. Weber beeilt ſich, in einem folgenden Spruch ein herrliches Gegenbild zu liefern:

„Und ärgern dich die Großen ſehr,
Die Stolzen und Reichen noch viel mehr,
Getröſte dich der Kleinen,
Die kaum zu athmen ſcheinen,
Der Armen, ſonder Gunſt und Gaben,
Der Leute, die keine Geſchichte haben.“ (121)

Auch dem, „was faul ist im Staate Dänemark", d. h. im lieben deutschen Vaterland, stellt Dr. Weber wiederholt eine sehr genaue Diagnose; das Recept ist auch dabei. Aber die Prognose ist meistens sehr wenig vertrauenerweckend, weil der Patient das bittere Tränklein nicht nehmen will.

Doch genug der ernsten Auszüge. Es könnte sonst wahrlich den Anschein haben, als biete die Sammlung nur solche prächtigen Nachtblüthen, während wir kaum irgend eine einzelne Dichtergabe kennen, die allen Aspirationen und Affecten eines Herzens gleich gerecht würde.

Die Freude an der Natur und ein freudiges Mitleben mit ihr bildet noch einen Hauptzug dieser Gedichte.

Wenn wir zum Schluß noch einmal die wunderschöne Sprache eigens hervorheben, so geschieht es, um auch bei Weber noch einmal zu constatiren, was wir bereits bei Grimme hervorhoben. Weber wie sein Landsmann fußt unmittelbar auf dem Volksliede. Es bedürfte nicht seines herrlichen Gedichtes „An das Volkslied", das wirklich eine poetische Literaturgeschichte des Volksliedes bei allen Völkern enthält, um uns des Dichters Begeisterung für dasselbe und seine eingehende, liebevolle Beschäftigung mit demselben zu beweisen. Dafür legt jede Seite der Sammlung Zeugniß ab, und vollends die Nachdichtungen, welche wir im dritten Buche finden, sind derart, daß es wohl kritischerer Augen bedurft hätte, als es jene der Wunderhorns-Sammler waren, um diese herrlichen Gartenblüthen Webers nicht für echte Feldblumen der Volksdichtung anzusehen. Und doch, sieht man genauer zu, wie tiefer Sinn schaut dann aus den dunklen Augen dieses gleichsam vom Dichter erzogenen und gebildeten „Mädchens aus dem Volke". Eine so herrliche Personification der Welt, wie Weber sie uns z. B. in dem Liede: „Der Wandergeselle", gibt, dürfte wohl lange ihres Gleichen suchen.

Doch wir müssen ein Ende machen. Um alles Schöne zu berühren, müßten wir das ganze Büchlein abschreiben, und doch sollen ja diese Zeilen keinen anderen Zweck haben, als die „Gedichte" selbst in des Lesers Hand zu bringen. Wir sind sicher, diese Gedichte werden sich ebenso Bahn brechen, wie „Dreizehnlinden", und selbst das Todtschweigen wird nicht gut angehen, denn (141):

„Wenn Einer wollte die Wahrheit begraben,
Der müßte viel Hacken und Schaufeln haben."

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Einleitung in die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Von Dr. **Franz Kaulen.** Erste Hälfte (Allgemeine Einleitung), 1876. Zweite Hälfte, erste Abtheilung (Besondere Einleitung in das Alte Testament), 1881. Freiburg, Herder. Preis: *M.* 5.

Wir begrüßen im vorliegenden Werke eine ausgezeichnete Erscheinung, eine Zierde der katholischen Wissenschaft. Die Lektüre des Buches hat uns überzeugt, daß es auf den umfassendsten Studien und auf einer größtentheils selbständigen Durchforschung des ungemein weitschichtigen Materials beruht. Dem Herrn Verfasser ist es gelungen, eine Anzahl Einleitungsfragen bedeutend zu fördern und ein Buch herzustellen, das durch den Reichthum des Inhaltes, die Gründlichkeit der Behandlung, die Methode und Übersichtlichkeit der Darstellung seinem Zwecke bestens entspricht.

Das Werk zerfällt in drei Theile: einen grundlegenden, einen allgemeinen und einen besondern. „Was die Methode der Einleitungswissenschaft betrifft, so handelt dieselbe zuerst von der Inspiration der heiligen Schrift, insofern dieser Begriff dem der Kanonicität zu Grunde liegt. Hieran schließt sich die Lehre vom Kanon, oder vom Umfange der heiligen Schrift. Es folgt dann die Lehre von der Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift... Dieser Beweis wird doppelt geführt: erst wird die Unverfälschtheit der heiligen Bücher dargethan, d. h. es wird gezeigt, daß dieselben im Wesentlichen die nämliche Gestalt haben, in welcher sie auch verfaßt worden sind. Dann wird ihre Authentie bewiesen... Der Beweis für die Unverfälschtheit fraglicher Bücher kann im Ganzen geführt werden, weil alle oder doch ganze Klassen derselben seit ihrem Entstehen den nämlichen Schicksalen unterlegen sind; die Authentie dagegen muß bei jedem Buche besonders nachgewiesen werden, weil bei jedem einzelnen die Entstehung und der Inhalt zu berücksichtigen ist“ (S. 5. 6).

Diese Sätze geben uns die Eintheilung des Buches, die Vertheilung und Gruppirung des Stoffes und weisen zugleich auf die höheren leitenden Gesichtspunkte hin, die man gerade bei dem enormen Detail der biblischen Einleitungsfragen stets vor Augen haben muß. Es darf mit besonderer Anerkennung hervorgehoben werden, daß der Herr Verfasser diese leitenden Gesichtspunkte stets vor Augen hält und auch den Leser in recht passender Weise immer wieder auf sie zurückführt. So wird der Zersplitterung und Verwirrung vorgebeugt, so wird der anscheinend bunten Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Materials die Signatur der Einheit und Zweck-

mäßigkeit aufgeprägt und dem Leser trotz all der verschlungenen Pfade der Einzelfragen oder mühsamer Voruntersuchungen die richtige und, weil methodische, auch recht wohlthuende Orientirung gegeben.

Der grundlegende Theil bietet zwei Abschnitte: Inspiration und Kanon. Die Lehre von der Inspiration wird nur deßwegen gestreift (nicht ihrer ganzen Entwickelung nach erschöpfend behandelt), weil „die Lehre vom Kanon darauf beruht"; „demnach erklärt die Einleitung die Bedeutung dieses Ausdruckes, läßt sich aber nicht in Untersuchung über den Umfang oder die Wirkung der Inspiration ein." In der That füllt diese Erörterung nur etwas über 2 Seiten (größtentheils Kleindruck)[1]. Daran schließt sich die Lehre vom Kanon, d. i. die Mittheilung und Erklärung der kirchlichen Entscheidung über die zur heiligen Schrift gehörigen Bücher und deren Umfang, und die Darlegung der Gründe, welche jene Entscheidung wissenschaftlich rechtfertigen. Beachtenswerth sind hier u. A. die auf Seite 19 hervorgehobenen Momente, welche den Herrn Verfasser zu der Ansicht bestimmen, daß die sogenannten deuterokanonischen Bücher des Alten Testamentes ursprünglich auch zu dem Kanon der palästinensischen Juden gehört haben und erst später aus einseitiger Befangenheit von diesen ausgeschlossen worden seien. Die hier gegebene Beweisführung wird in der speciellen Einleitung zu den betreffenden Büchern noch durch schätzenswerthe Zugaben verstärkt. Ist im grundlegenden Theil der Beweis für die Kanonicität der deuterokanonischen Bücher in Lehre und Übung der ersten christlichen Jahrhunderte bloß summarisch gegeben, so wird dagegen in der speciellen Einleitung zu den einzelnen deuterokanonischen Büchern durch ausgiebige Angaben das dort Mangelnde reichlichst ersetzt. Den Abschluß des zweiten Abschnittes bildet eine recht gute Übersicht über die Apokryphen.

Der allgemeine Theil wird treffend mit „Vorbemerkungen" eröffnet, welche für das reiche und mannigfaltige Material der nun folgenden Darstellung orientiren und ihm Einheit und inneren Zusammenhang verleihen. Es wird in Betreff der Frage nach der unverfälschten Überlieferung die kritische und dogmatische Integrität unterschieden; „als Kriterien zur Erkenntniß von der Beschaffenheit eines Schrifttextes und insbesondere der biblischen Texte dienen a. innere: Sprachcharakter und Schrift; b. äußere: das Verhältniß der einzelnen überlieferten Exemplare zu einander, die anderweitig vorkommenden Citate aus den betreffenden Schriften und die Übersetzungen derselben in andere Sprachen" (S. 41). Hierin sind ebenso kurz, als treffend und übersichtlich, die Punkte bezeichnet, die in den folgenden eingehenden Erörterungen abgehandelt werden, und ist zugleich deren innere Zusammengehörigkeit und Bedeutung für den Zweck der Einleitungswissen-

---

[1] Zur Richtigstellung der hier noch (S. 14) gegebenen Darstellung der Lehre des Lessius, die auch von der Tübinger Quartalschrift (1876, S. 731) adoptirt wurde, vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1874, Bd. VI. S. 287; Bickell in der Innsbrucker Zeitschrift, I. S. 119, und ganz besonders den Appendix zum Werke des P. Schneemann, Controversiarum etc., p. 357 s., 386 ss., 463 ss.

schaft gekennzeichnet. Überdieß weist der Herr Verfasser bei Besprechung der einzelnen Gegenstände noch ausdrücklich auf diesen ihren Zusammenhang und ihre Tragweite hin, indem er z. B. die inhaltsreichen und interessanten Erörterungen über die Sprachen der heiligen Schrift (hebräisch, chaldäisch, griechisch) stets mit dem Facit schließt: „Das Resultat, welches die Beleuchtung der hebräischen Sprachform im Alten Testamente liefert, ist demnach die Überzeugung, daß die betreffenden Texte mit Ehrfurcht behandelt und mit Genauigkeit überliefert worden sind. Dieß spricht sowohl für ihre kritische als für ihre dogmatische Unverfälschtheit" (S. 46), ähnlich für die chaldäischen Texte (S. 48) und für die griechischen (S. 51). Demselben Ziele dienen die belehrenden Abschnitte über den Schriftcharakter in der heiligen Schrift, über hebräischen, chaldäischen und griechischen Schriftzug und Eintheilung des Textes. Die Resultate sind auch hier kurz und klar zusammengefaßt; z. B.: „Die Umschreibung des hebräischen Textes aus dem alten in den neuen Schriftcharakter ist nicht ohne Einfluß auf die kritische Beschaffenheit des Textes geblieben, hat aber dessen dogmatische Integrität nicht verletzt" (S. 53). Die zur Erläuterung beigefügten Beispiele der durch Umschreibung, Vokalisation u. s. f. gebrachten kritischen Veränderungen sind recht belehrend und zeugen zugleich, mit welchem Fleiße der Herr Verfasser die Originaltexte und die meisten der Übersetzungen selbständig durcharbeitete.

Je mehr wir voranschreiten, desto mehr wird der Beweis für die wesentlich richtige Überlieferung der Schrifttexte ergänzt und allseitig beleuchtet, desto mehr aber auch die Vielheit der Ursachen aufgedeckt, welche zu den zahllosen zufälligen kritischen Verderbnissen geführt haben. Die Besprechung der Handschriften und der Übersetzungen liefert dafür das ergiebigste Material. Letzterer Abschnitt ist der bei weitem umfänglichste (S. 72—152); er behandelt die griechischen, samaritanischen, chaldäischen, syrischen, lateinischen, koptischen, äthiopischen, gothischen, armenischen Übersetzungen ausführlich, in kurzen Andeutungen die georgischen, die verschiedenen arabischen, slavischen, persischen Übersetzungen. Am Schlusse sind die Resultate kurz und übersichtlich zusammengestellt; z. B.: „Nach dem, was im Vorstehenden ausgeführt worden, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bücher des Alten sowohl als des Neuen Testamentes inhaltlich unverfälscht bis auf die Gegenwart gekommen sind. Ebenso sicher ist es auch, daß die kritische Integrität der biblischen Originaltexte bloß im Wesentlichen, nicht aber in allen Einzelheiten nachgewiesen werden kann" u. s. f. Dem Abschnitt über die Übersetzungen gebührt unter den vielen trefflichen Ausführungen des allgemeinen Theiles unstreitig die Palme. Hier zeigt sich Dr. Kaulen als Meister in den Sprachen; er kennt die Übersetzungen, weil er sie selbständig durchgearbeitet und mit den Originaltexten und unter sich verglichen hat. Das setzt freilich eine Sprachenkenntniß voraus, wie sie selten gefunden wird, und einen Fleiß und eine Hingabe an das Studium der biblischen Texte, die allein alle Anerkennung verdient. In beiden wird nicht so leicht ein Zweiter dem Dr. Kaulen nahe- oder gleichkommen. Daher ist denn auch sein Buch nicht etwa eine Compilation des in den verschiedenen Einleitungsbüchern zerstreuten

Materials, oder eine Gruppirung der traditionell gewordenen Beispiele und Urtheile; nein, namentlich der Abschnitt über die Übersetzungen zeigt überall den selbständigen, unermüdlichen Forscher. Diese Partie allein würde hinreichen, dem Buche einen alle übrigen Einleitungen weit überragenden Werth zu sichern.

Aufgabe des besonderen Theiles ist, die Authentie jedes einzelnen Buches nachzuweisen. Hierbei ist die Entstehung und der Inhalt zu berücksichtigen. Nach den Bemerkungen über Anordnung und Eintheilung des Alten Testamentes werden zuerst die Bücher geschichtlichen Inhalts, dann die Lehrbücher, schließlich die prophetischen Bücher abgehandelt. Die hier befolgte Methode ist zweckmäßig und lichtvoll. Vorausgeschickt wird bei jedem einzelnen Buche eine klare und recht gut orientirende Inhaltsangabe; daran schließt sich dann die Untersuchung über den Verfasser, deren Gang je nach der Beschaffenheit des in Frage stehenden Buches ein verschiedener ist. Ist so die äußere Zuverlässigkeit des Buches dargethan, dann wird seiner inneren Glaubwürdigkeit und der Erörterung der hauptsächlich dagegen erhobenen sachlichen und kritischen Schwierigkeiten Rechnung getragen. Auch hier wird die Beziehung der einzelnen Detailfragen und Erörterungen auf die großen leitenden Gesichtspunkte stets klar hervorgehoben. Hierzu trägt auch die im ganzen Buche eingehaltene Methode der Druckeinrichtung bei. Der Herr Verfasser stellt nach Thesenart kurze, aber inhaltsreiche Sätze hin; nach diesen folgt dann in Kleindruck die nähere Ausführung und Begründung. So ist auf verhältnißmäßig kleinen Raum eine Fülle von Stoff zusammengedrängt. Ob aber dieser so ungemein häufige Kleindruck (ist ja oft auf einer Seite kaum ein vierzeiliger Text im gewöhnlichen Druck) allgemeine Billigung findet, bezweifeln wir. Die Methode, überall allgemeine, positive Sätze aufzustellen, scheint auch bewirkt zu haben, daß die kritischen Aufstellungen der Neuzeit manchmal wohl zu kurz besprochen wurden. So sind z. B. alle neueren Theorien über Abfassung des Pentateuchs sammt den dafür vorgebrachten Gründen und deren Widerlegung auf zwei Seiten Kleindruck abgemacht. Um den Verfasser des Pentateuchs ausfindig zu machen, beginnt Herr Dr. Kaulen passend mit dem Nachweis des einheitlichen Planes[1]; zeigt dann, daß nach inneren Kennzeichen der Pentateuch in derjenigen Zeit verfaßt ist, welche zwischen der Verkündigung des Gesetzes auf Sinai und der Besitznahme Palästina's liegt; ja, daß auch äußere Gründe die Abfassung vor der Besitznahme wahrscheinlich machen. So ist der Weg gebahnt. Nun wird Moses aus inneren und äußeren Gründen direct als Verfasser erwiesen, jedoch mit der selbstverständlichen doppelten Einschränkung: „Hiermit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß Moses schon ältere Schriftstücke vor-

[1] S. 163 heißt es: „Im Pentateuch steht Gen. 1, 1—2, 3 augenscheinlich ohne Zusammenhang mit dem späteren Text"; dagegen S. 157: „Erst die Geschichte der Welt 1, 1—2, 3; dann die Geschichte der Erde 2, 4—14", und S. 158: „Schon bei der Weltschöpfung ist in dem Sechstagewerk der uranfängliche Grund der Sabbathheiligung als der wichtigsten jüdischen Observanz angegeben"; also ist Zusammenhang mit dem Folgenden da, und vgl. obendrein Ex. 20, 11.

gefunden und in seine eigene Darstellung aufgenommen habe; sicher ist auch, daß in den heutigen Pentateuch Zusätze aus nachmosaischer Zeit zur Vervollständigung der Geschichtserzählung aufgenommen sind" (S. 163). Schon früher (S. 44) wurde noch auf eine andere Möglichkeit hingewiesen, die wohl im Stande ist, manche Bedenken gegen die mosaische Abfassung zu heben: „Diese ältesten Urkunden, nämlich der Pentateuch und das Buch Josue, sind uns schwerlich in ihrem ursprünglichen Ausdruck erhalten. Es ist eine oft beobachtete Thatsache, daß die Texte von Büchern, welche mit dem Leben eines Volkes innig verwachsen sind, in jeder sprachgeschichtlichen Periode dem jeweiligen Ausdruck angepaßt, gleichsam in denselben übersetzt werden." Nimmt man dazu noch die Thatsache der Umschreibung des alten Textes aus dem ursprünglichen in den neuen Schriftcharakter (vgl. Tübinger Quartalschrift 1870, S. 642) — was ohnehin nicht ohne Einfluß auf die kritische Beschaffenheit bleiben konnte (S. 53) —, so dürfte auch so mancher kritische Anstoß sich zu Gunsten der Festhaltung an mosaischer Urheberschaft beseitigen lassen. Einen ähnlichen Ausweg deutet Dr. Kaulen auch für die Frage nach dem Verfasser des Ecclesiastes an: „Der Inhalt umfaßt nichts, das der Persönlichkeit Salomons nicht entspräche" (S. 272); dagegen „prägt sich beim ersten Einblick in den hebräischen Text des Buches jedem Kundigen die Überzeugung auf, daß das Hebräische hier die Kennzeichen einer viel späteren Sprachperiode als der salomonischen, überhaupt als der classischen Zeit jüdischer Literatur, an sich trägt".... „wenn nicht der heutige Text als eine Umschreibung des ursprünglichen in die nachexilische Sprachform anzusehen ist, so muß die Annahme, daß der Prediger, gleich dem Buch der Weisheit, von einem nachexilischen Schriftsteller dem König Salomon in den Mund gelegt worden sei, immerhin berechtigt erscheinen" (S. 274). Trotz der Mahnung Himpels: „Daß Josua das nach ihm genannte Buch schrieb oder nur schreiben ließ, wird man schwerlich mehr im Ernst behaupten" (Tübinger Quartalschrift 1876, S. 733), hält Dr. Kaulen fest, das Buch Josue verdanke seine Entstehung sicher dem Manne, dessen Wirksamkeit es berichte; gesteht aber natürlich zu, daß das Buch in seinem jetzigen Umfange nicht von Josue herrühre, sondern daß das von Josue verfaßte Schriftwerk schon in der ersten Zeit nach seinem Tode von anderer Hand erweitert worden sei (S. 175. 176). Die für erstere Annahme angeführten inneren Gründe verdienen alle Beachtung; sie wiegen jedenfalls bedeutend mehr, als die sogenannten inneren Gründe, auf die von rationalistischer Bibelkritik sonst so oft gepocht wird.

Der Herr Verfasser bestimmt den Begriff der Authentie der heiligen Bücher so, daß er darunter die Glaubwürdigkeit ihrer übernatürlichen Entstehung versteht und der Nachweis der Authentie der Beweis für diese Glaubwürdigkeit sei (S. 6). Das ist richtig, wenn man „Glaubwürdigkeit..." so faßt, daß damit nur gesagt sein soll: der anderswoher und aus ganz anderen Quellen bezeugten Thatsache der übernatürlichen Entstehung des Buches steht von Seite des Inhaltes u. s. f. nichts entgegen. Und so meint es größtentheils auch der Herr Verfasser, wie aus dem speciellen Theile erhellt; z. B.: „Die Glaubwürdigkeit des Richter-

buches ist äußerlich unantastbar; es erzählt auch nichts, was innerlich unmöglich erscheinen müßte" (S. 182); oder noch klarer: „Der Inhalt des Pentateuchs ist innerlich und äußerlich glaubwürdig und es kann von dieser Seite her kein Einwand gegen den inspirirten Charakter des Buches erhoben werden" (S. 169) — „Der kanonische Charakter des Buches der Sprüche kann mit inneren Gründen nicht angefochten werden und ist auch äußerlich wohl bezeugt" (S. 270) — „Gegen den inspirirten Ursprung des Predigers sind nur innere Gründe vorgebracht worden, welche die Richtigkeit der gewöhnlichen Überzeugung nicht beeinträchtigen können" (S. 274; und vgl. S. 284. 290. 320). Anderswo freilich scheint der Herr Verfasser mehr zu wollen. So lesen wir S. 265: „Die Psalmen haben alle inneren Eigenschaften, welche für den kanonischen Charakter derselben sprechen können", und dazu die Erläuterung: „In allen Psalmen offenbaren sich die übernatürlichen Tugenden, welche nur als Wirkung des heiligen Geistes zu begreifen sind" ... ähnlich, wenn S. 292 in vielen Stellen des Ecclesiasticus „eine so erhabene Auffassung und Darstellung" gefunden wird, „daß das Wehen des heiligen Geistes wohl daran zu erkennen ist". Dieselbe Auffassung, als wären die Nachweise der Einleitungswissenschaft directe Beweise für die Inspiration und Kanonicität, tritt schon S. 5 klar hervor, wenn es bei Beschreibung der Methode heißt: „Es folgt dann die Lehre von der Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften als Beweis für den im Voraufgegangenen ermittelten Sachverhalt" (d. h. für Inspiration und Kanon); oder: „Dann wird die Authentie bewiesen, d. h. es wird dargethan, daß die biblischen Bücher wirklich diejenigen Merkmale an sich tragen, welche zu ihrem kanonischen Charakter erforderlich sind."

Allein diese Beweise kann die Einleitungswissenschaft nicht erbringen, und es gehört dieses auch gar nicht zu ihrer Aufgabe. Die Thatsache nämlich, daß ein Buch inspirirt ist, sowie Zahl und Umfang der so inspirirten Bücher lernen wir nicht aus ihrer Beschaffenheit, sondern einzig und allein durch göttliche Offenbarung kennen, die uns auf die zuverläßigste Weise und vollständig nur durch das unfehlbare Lehramt der Kirche, durch Lehre und Zeugniß der Kirche, der Gott diese Bücher als inspirirte übergeben hat, übermittelt wird. Die Einleitungswissenschaft hat für diese Lehre der Kirche nur die auf ihrem Gebiete liegende wissenschaftliche Apologie zu erbringen, d. h. aus ihren wissenschaftlichen Mitteln nachzuweisen (auch gegen solche, die die lehramtliche Unfehlbarkeit der Kirche nicht annehmen), daß jene Lehrbestimmung im Einklang steht mit der Lehre, Anschauung und Übung der alten noch zu Recht bestehenden Synagoge (soweit dieses geschehen kann), aber ganz besonders mit der beständigen Übung und Lehre der katholischen Kirche; und daß aus dem Inhalt der Bücher nichts vorgebracht werden könne, was jene vorausgesetzte Thatsache der göttlichen Inspiration von vorneherein unmöglich erscheinen ließe. Allein von dem Erweise: das Buch ist wahr, fromm, belehrend, nützlich und selbst: es enthält wahre Weissagungen, es lehrt übernatürliche Tugenden u. s. f. — bis zu dem Satze: es ist inspirirt, ist noch ein weiter Schritt und

den kann die Einleitungswissenschaft aus ihren Principien nicht machen; diese Thatsache lernt sie von der Dogmatik. Nach Dr. Kaulen gehört die Einleitungswissenschaft in den allgemeinen oder apologetischen Abschnitt der Dogmatik; ganz gut; in diesem Theile kommen die heiligen Bücher als historisch glaubwürdige Documente zur Verwerthung, und die Einleitung hat ihrer Aufgabe vollständig genügt, wenn sie z. B. Pentateuch und Evangelien als von Moses, von Matthäus u. s. f. geschrieben und als glaubwürdige, unumstößliche Berichte allseitig erweist. Dann ist der historisch sichere und unangreifbare Boden für die in jenen Büchern berichteten übernatürlichen Thatsachen gegeben, und die Apologetik kann die Gründung der Kirche und die ihr von Christus verliehene Unfehlbarkeit beweisen.

Das Gesagte motivirt genügend, warum wir der S. 4 gegebenen Definition nicht beipflichten können; sie lautet: „die biblische Einleitung ist der Nachweis von dem inspirirten und kanonischen Charakter der heiligen Schrift." Soll Nachweis nur heißen, daß der betreffenden Lehre der Kirche nichts Sonstiges entgegengestellt werden könne, so ist der Gedanke zwar richtig, allein ist dadurch der Begriff der biblischen Einleitung erschöpft? Mit Rücksicht darauf sind auch Ausdrücke mißverständlich, wie: „Die innere und äußere Glaubwürdigkeit des Buches Ruth rechtfertigt durchaus dessen Aufnahme in den Kanon" (S. 186. 349).

Was Rufinus (Apol. 2, 33) sagt: Petrus librorum instrumenta Ecclesiae ipse tradidit, kann nach dem ganzen Zusammenhange nur von der LXX gelten; von ihr ist unmittelbar vorher die Rede, von ihr wiederum im Folgenden; sie wird dem hebräischen Texte gegenübergestellt; von einer lateinischen Übersetzung der LXX als von Petrus der Kirche übergeben, wie Dr. Kaulen will (S. 109), oder gar von Petrus als dem Urheber der Itala (S. 113), ist im Texte des Rufinus nichts zu finden (man vgl. nur n. 32, n. 33 im Anhang; Migne, P. lat. t. 21. c. 611). Zum Beweise, daß es mehrere lateinische Übersetzungen vor Hieronymus gegeben hat, dürfte der Satz des hl. Augustin nicht angeführt werden: qui enim scripturam ex Hebraea lingua in graecam verterunt, numerari possunt; latini autem interpretes nullo modo, noch weniger Ausdruck: latinorum interpretum infinita varietas. Oder darf man denn wirklich annehmen, es habe sich in den primis fidei temporibus eine solche Schreibwuth geoffenbart, daß an den lateinischen Übersetzungen unzählige Übersetzer thätig gewesen seien, und daß jeder, dem nur ein griechischer Codex in die Hände kam und der aliquantulum facultatis utriusque linguae zu besitzen glaubte, gleich eine Übersetzung angefertigt habe? Und trotz dieser infinita varietas der Übersetzer, die wir annehmen sollen, hören wir zugleich, daß alle Reste dieser Übersetzungen „denselben sprachlichen Charakter und dieselbe Übersetzungsweise zeigen" (S. 110). Interpretari heißt eben nicht bloß übersetzen, sondern auch emendiren, und solche emendatores, die einzelne Wörter und Ausdrücke in ihrem Bibelexemplar nach dem Griechischen ändern, übersetzen, hat Augustin im Auge. Das erhellt aus dem abwechselnden Gebrauch von interpretes latini und codices latini (vgl. z. B. Tübinger

Quartalschrift 1862, S. 254 u. f.), aus der classischen Stelle c. Faust. 11, 2, wo man in der kritischen Stufenleiter neben der collatio codicum nothwendig die Vergleichung der Übersetzungen erwarten müßte, wenn mehrere Übersetzungen dem hl. Augustin bekannt gewesen wären. Die emendatio des Buches Job heißt auch interpretatio (cf. Migne t. 22, c. 833), und Hieronymus schreibt von seiner Psalmenverbesserung nach dem heraplarischen Texte: a nobis in latinum sermonem fideliter versa est (ep. 106, 2), was er dann n. 12 erläutert: emendantes psalterium, ubicunque sensus idem est, veterum interpretum consuetudinem mutare noluimus. Wie oft spricht sodann Hieronymus von einer antiqua interpretatio, latinus interpres, translatio latina? Allerdings redet er auch oft in der Mehrzahl; allein, da interpres eben beides in sich begreift, was wir Revisor und Übersetzer nennen, wer gibt uns das Recht, es nur im strengen Sinne für eigentliche Übersetzer zum Unterschiede von Revisoren zu nehmen? Oder wenn Hilarius schreibt: hymnos (psalmos) aliqui translatores nostri carmina nuncuparunt; plerique autem hymnos ex ipsa graecitatis usurpatione posuerunt (in Ps. 54; Migne 9, 347), muß man da wirklich an eine bedeutende Zahl von selbständigen Psalmenübersetzern denken? Es wird natürlich nicht in Abrede gestellt, daß man bei jenen Büchern, von denen verschiedene Texte vorliegen, von verschiedenen Übersetzungen reden könne; allein eine Mehrzahl lateinischer Bibelübersetzungen vor Hieronymus scheint uns noch nicht genügend bewiesen.

Mit Rücksicht auf die in Dr. Kaulens verdienstvollem Buche „Geschichte der Vulgata" S. 453 gegebene Darstellung hätten wir gewünscht, der Herr Verfasser hätte sich in der Einleitung S. 126 noch viel deutlicher dahin ausgesprochen, daß Sixtus V. bei seinen Textfeststellungen wirklich nicht auf die ihm verliehene Unfehlbarkeit recurrirte. In welchem Sinne er in der Bulle auf die Unfehlbarkeit zurückgreift, lehrt der Eingang der Bulle; daß er bei der kritischen Textfeststellung auch subjectiv sich bewußt war, keine unfehlbare Entscheidung zu geben, und daß er eine solche gar nicht geben wollte, lehrt der Zusatz: er wolle den Text in seiner ursprünglichen Reinheit, qualis primum ab ipsius interpretis manu stiloque prodierat, herstellen, quoad ejus fieri potest; denn eine unfehlbare Entscheidung mit der Einschränkung: quoad ejus fieri potest, ist jedenfalls ein logisches Unding. Die im ganzen Werke mit so viel Fleiß und so passender Wahl gegebenen Beispiele der Textkritik, der Textemendation, verdienen alles Lob; mit allen Vorschlägen wird man zwar nicht einverstanden sein; manchmal läßt sich wohl streiten, ob nicht die verworfene Leseart besser in den Context passe, und was z. B. S. 65 zu Gen. 7, 3 als bessere Lesart anerkannt wird, findet sich mit Recht S. 168 als ganz unbegründete Correctur verworfen. S. 118 oben ist Bethlehem zu streichen. — Man hat früher mit den angeblich von Moses anticipirten Resultaten der Geologie, Physik u. dgl. soviel Mißbrauch getrieben, daß schon aus diesem Grunde wir die auf S. 170 betonte Anticipation der Ergebnisse der heutigen Sprachwissenschaft lieber nicht gelesen hätten; ob die einfachen verba und labium in der That wohl die grund-

gelehrte Auslegung zulassen von der Unterscheidung von Stoff und Form in der Sprache? Ja Gen. 11, 6. 7 soll klar angeben, daß alle heutigen Sprachen im Stoff identisch und nur in der Form verschieden sind. — Ein Nachtrag zur zweiten Hälfte des besonderen Theiles wird uns wohl belehren, welche Stellung Kaulen dem Buche von Fr. Delitzsch gegenüber: „Wo lag das Paradies?" einnehme in Bezug auf das S. 170 Gesagte. Die Thätigkeit von Esdras und Nehemias wird unter Artaxerxes II., Esdras als noch mit Alexander dem Großen gleichzeitig angesetzt: „Esdras konnte als Hundertjähriger die Belagerung von Gaza erleben." Als maßgebend für die Chronologie der Begebenheiten zu Esdras' Zeit wird hervorgehoben (S. 211): „daß der Neh. 2, 19 u. f. genannte Samaritaner Sanaballat noch unter Darius Codomannus zum Satrapen von Samaria ernannt wurde und später zu Alexander dem Großen überging; Jos. Ant. 11, 7, 2 s." Man wünschte, daß das Gewicht dieser Beweisführung deutlicher hervorgehoben würde, besonders da über denselben Zeitraum (S. 210) in Betreff der Angaben des Josephus gesagt ist: „Ganz unbrauchbar für die Zeitrechnung des betreffenden Geschichtsabschnittes ist Josephus, der nur willkürliche Combinationen vorbringt." Sein Zeugniß allein dürfte also für die Identität jenes Sanaballat kaum befriedigen. Die Zeit, wann Nehemias wirkte und die Erlaubniß zum Aufbau der Mauern Jerusalems erhielt, ist von Bedeutung wegen der berühmten Weissagung Daniels, daß vom Ausgang des Wortes, Jerusalem aufzubauen, bis auf Christus 69 Jahreswochen verfließen sollten. Haben Esdras und Nehemias so spät gewirkt, so erwächst der jetzt ziemlich allgemeinen Erklärung ein gewaltiges Hinderniß. Aber schon Petavius glaubt, daß bei Josephus ein Irrthum vorliege, was nach Dr. Kaulens eigenem Urtheil über die Joseph'schen Combinationen jener Zeit sehr glaublich klingt. Ob Saulcy, auf den sich der Herr Verfasser beruft, andere Beweismomente beibringt, können wir nicht angeben, da uns dessen Buch nicht zur Hand ist.

Sehr dankenswerth sind die vielen Belege und Beispiele über den kritischen Bestand, die zahlreichen Abweichungen und Verschiedenheiten der parallelen Berichte in Namen und Zahlen, die interessanten Nachweise der Quellen für Entstehung der Fehler in den Abschriften und Übersetzungen; dabei bilden aber gerade diese Beispiele selbst wieder den durchschlagendsten Beweis, daß im Wesentlichen der Sache und in dogmatischer Hinsicht die Überlieferung eine unverfälschte war. Der Herr Verfasser versäumt nicht, zu gelegener Zeit darauf hinzuweisen; z. B.: „Die Glaubwürdigkeit wird dadurch nicht aufgehoben, daß die Zeitangaben in den Büchern der Könige theilweise unhaltbar sind; die Bücher zeigen hierbei die nämlichen Folgen kritischer Vernachlässigung, welche auch an manchen anderweitigen Stellen zu erkennen ist" (S. 199), oder: „Die vorher angeführten Beispiele können als Repräsentanten jeder Art von Beobachtung gelten, welche in Bezug auf die Überlieferung des Textes zu machen ist. Mithin beeinträchtigen die vorhandenen Unvollkommenheiten die geschichtliche Treue desselben nur in Nebensachen, während die Glaubens- und Sittenlehre dadurch in keiner Weise berührt wird" (S. 65).

Wir schließen mit den schönen Worten **Bickells** bei Anzeige der ersten Hälfte vorliegenden Werkes (Innsbrucker Theologische Zeitschrift 1877, I. S. 123): „Das Werk sei hiermit nicht nur den Studirenden, sondern auch allen Theologen, die sich für das Bibelstudium interessiren, auf's Wärmste empfohlen. Dem hochverehrten Verfasser aber, welcher mit aufopferungsvoller Selbstverläugnung, rein aus übernatürlichen Beweggründen, in der bescheidensten aller akademischen Stellungen ausharrt [1], möge, nächst dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, die dankbare Anerkennung aller wahren Katholiken für die unermüdliche Thätigkeit in Wort und Schrift in seinem dornigen, aber segensreichen Wirkungskreis lohnen."

J. **Knabenbauer** S. J.

Actenstücke, betreffend den preußischen Culturkampf, nebst einer geschichtlichen Einleitung. Von **Nikolaus Siegfried**. 8⁰. CX u. 441 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 4.50.

Diese Zeitschrift hat sich (XXI. 524) schon eingehend mit dem Stümperwerk beschäftigt, welches den Titel trägt: „Geschichte des Culturkampfes in Preußen, in Actenstücken dargestellt von Ludwig Hahn"; es wurde gezeigt, wie das keine Geschichte sei, wie dasselbe eine nochmalige Überarbeitung des nämlichen Stoffes nicht nur nicht überflüssig mache, sondern geradezu herausfordere. Man kann indessen eine Entschuldigung für die Verstümmelungen, Entstellungen und Parteilichkeit des Hrn. Verfassers darin finden, daß er eben auch ein Ober-Geheimrath in vinculis ist. Herr Pfarrer Schulte von Erwitte hat es darum mit vollem Rechte unternommen, die Hahn'schen Verstümperungen in einem Buche gleichen Titels zu berichtigen, zu ergänzen und richtig zu stellen. Wir werden, wenn das Werk einmal vollständig vorliegt, darüber Bericht erstatten.

Ein gleiches Ziel hat sich das Werk gestellt, welches wir hier besprechen. Dasselbe war schon viel früher, ja lange bevor Hr. Hahn seine Schrift der Öffentlichkeit übergab, in Angriff genommen und theilweise in den Druck gegeben. — Das Buch enthält 198 Actenstücke, von denen jedoch mehrere ganze Complexe verwandter Documente umfassen; der Zeit nach erstrecken sie sich vom 14. Juli 1866 bis zum Januar 1881. Voraus geht (S. XIX—CX) eine ziemlich ausführliche geschichtliche Einleitung über den Ursprung und Verlauf des Culturkampfes, welche das Verständniß und den Zusammenhang der Actenstücke vermittelt. Diese selbst sind in der Reihenfolge gedruckt, wie sie in der Einleitung erwähnt und mit Nummern bezeichnet werden. Es kann somit von dem historischen Überblicke weg sehr leicht das jeweilige betreffende Actenstück und umgekehrt ebenso leicht die Entstehung, Bedeutung und Stellung eines Actenstückes in der historischen Einleitung gefunden werden; mit andern Worten, die Geschichte und die Actenstücke greifen sehr

[1] Erst 1881 ist Dr. Kaulen nach 18jähriger verdienstvoller Thätigkeit als Privatdocent endlich zum außerordentlichen Professor promovirt worden. Solche Facta beleuchten die Parität in Preußen.

gut in einander. Durch diese Anordnung ist freilich die streng chronologische Reihenfolge der Actenstücke ein wenig verschoben worden; aber diesem Übelstande, wenn es einer ist, wird am Schlusse des Werkes durch ein genaues chronologisches Verzeichniß abgeholfen, ebenso erleichtert ein alphabetisches Register den Gebrauch des Werkes.

Die geschichtliche Einleitung ist gut gelungen, reichlich mit Thatsachen genährt, klar und ruhig gehalten und sehr übersichtlich. Ihr Zweck ist, das Verständniß der in dem Buche gegebenen Documente, ihren Zusammenhang, die Folge und Tragweite derselben in schlichter Erzählung zu vermitteln. Aus diesem Gesichtspunkt muß der Werth oder Unwerth der Darstellung beurtheilt werden. Es bilden also die officiellen, öffentlichen Acte, die der Culturkampf von feindlicher oder freundlicher Seite her zu Tage gefördert, den Hauptinhalt der Abhandlung. Die Erlasse, Verfügungen der Regierung, die Gesetze, die Denkschriften, Proteste und Erklärungen der Bischöfe sind in reicher Fülle durcheinander gewoben, so daß die einfache Erzählung ein deutliches Bild der Entstehung des Culturkampfes, seiner Vertiefung und Verschärfung, seiner Ausdehnung und allmählichen Ermattung gewährt.

Eine vollständige Geschichte des Culturkampfes mit all dessen Phasen zu schreiben, lag nicht in der Absicht des Verfassers und es ist auch kaum jetzt schon möglich, eine solche zu liefern. Wie der Culturkampf in den einzelnen Diöcesen und Gemeinden gewüthet, wie er die katholischen Anstalten geknickt, zerstört, welche Opfer und Leiden er dem Volke aufgezwängt, welcher Opfermuth aber auch von Seiten der Bischöfe, der Priester, des ganzen katholischen Volkes dabei zu Tage getreten, das sind nicht die Seiten, welche in diesen Blättern ausführlich beschrieben werden. Ebenso sind nicht die ewig denkwürdigen und für die Katholiken überaus glorreichen Kämpfe, wie sie im Reichstag, mehr noch im Landtag durchgefochten wurden, noch auch das eben so feste, entschlossene und standhafte wie männliche und würdevolle Auftreten der Centrumsfraction Gegenstand der Darstellung. Es war auch nicht die Absicht, hier zu schildern, wie in der Folge des Culturkampfes alle Parteien, die sich als Hammer gegen das Centrum brauchen ließen, allmählich sich selbst aufrieben, zerbröckelten und abnützten, während das Centrum allein, das zerrieben werden sollte, fest und unentwegt mit Gottes Hilfe stand und noch steht.

Wer aber den Culturkampf geplant und angefangen, das ist hier zu lesen, klar und deutlich, und wir sind dem Verfasser dankbar, daß er diese Frage fest und sicher behandelt hat, eine Frage, die man auch dann im Gedächtniß behalten, nicht in Nebel und Dunst einhüllen soll, wenn es sich dereinst ernster und aufrichtiger als gegenwärtig um Herstellung eines loyalen Friedens handelt. — Den Haupttheil und den eigentlichen Werth des Buches bilden aber die Actenstücke. Hier kann man freilich, je nach persönlichem Geschmack, darüber streiten, welche und wie viele aus der fast unübersehbaren Menge von Actenstücken hätten aufgenommen werden sollen. Alle insgesammt, auch diejenigen, die kaum anderes als locales Interesse haben, zu bringen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wir glauben, der Verfasser habe

kein irgendwie bedeutendes Document allgemeinerer Natur aufzunehmen vergessen, und diejenigen, die er bringt, gibt er vollständig in extenso, nicht verstümmelt nach Hahn'schem Muster. Für diesen Theil, glauben wir, kann er absolute Genauigkeit beanspruchen. In dem geschichtlichen Theil dagegen sind, wie sich das fast bei jedem ähnlichen Buche findet, einzelne Ungenauigkeiten eingeflossen, aber unerhebliche und wenig belangreiche, wie z. B. wenn er sagt, der Protestantenverein sei nach der Niederwerfung Österreichs 1866 entstanden, während er thatsächlich ein Jahr älter ist und sich schon am 7. Juni 1865 in Eisenach constituirte. Freilich erhielt er Bedeutung erst nach der Besiegung Österreichs.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieses so nützliche wie zeitgemäße Buch in recht viele Hände gelangen und seinerseits dazu beitragen möge, tiefe Scham und Reue über eine solche Mißgeburt, wie der Culturkampf war, zu verbreiten.

R. Bauer S. J.

Vittoria Colonna. Leben, Dichten, Glauben im 16. Jahrhundert. Von **Alfred von Reumont.** 8⁰. XVI u. 288 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 4.

Vittoria Colonna gehört einem jener mächtigen Baronialgeschlechter an, deren Schicksale, abwechselnd zu Heil und Unheil, auf's Innigste mit den Geschicken Roms und der römischen Kirche verkettet waren. Sciarra Colonna hieß der grimmige Verfolger Papst Bonifaz' VIII., Marcantonio Colonna hieß der Sieger von Lepanto. Die Wahl Oddo Colonna's zum Papste machte zu Konstanz dem abendländischen Schisma ein Ende; der Cardinal Pompejus Colonna, ein Vetter Vittoria's, ist einer jener Männer, in welchem sich der übertriebene Humanismus und die Verweltlichung des päpstlichen Hofes im Zeitalter der Medicäer am traurigsten verkörpert hat. Die Familie war noch sehr mächtig, als Vittoria 1490 auf dem Castel Marino am Albanersee geboren ward. Ihr Vater Fabrizio, Herr von Paliano, später Fürst von Tagliacozzo, war ein Großneffe Papst Martin' V. und Großconnetable von Neapel, einer der kriegskundigsten Feldherren seiner Zeit. Ihre Mutter Agnese war die Tochter Herzog Federigo's von Urbino und einer Sforza von Pesaro. So stand das römische Edelfräulein (illustris domicella romana), wie sie im Hochzeitspact genannt wird, mit den angesehensten Familien Italiens in näherer Verwandtschaft. Dieser glänzende Kreis erweiterte sich noch, als sie 1507 mit Ferrante Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, dem Sprößling eines vornehmen in Neapel eingebürgerten, spanischen Geschlechtes, vermählt ward. Die Hochzeit wurde am 27. December 1509 auf der Insel Ischia gefeiert. Die Mitgift der Braut betrug 14 000 Ducaten, während sie Hochzeitsgeschenke im Werthe von 4666 Ducaten erhielt. Der höchste Adel von Neapel wohnte der Hochzeit bei. Doch nur kurze Zeit lebte Vittoria mit ihrem Gemahl zusammen, der, wie sein Schwiegervater, ebenfalls zu den kriegskundigsten Generalen jener Zeit gerechnet ward. Schon im September 1510 brach Fabrizio Colonna nach Mittelitalien auf,

um gegen Ferrara und die mit ihm verbündeten Franzosen zu kämpfen. Im nächsten Jahre folgte ihm Ferrante d'Avalos. Beide wurden in der Schlacht von Ravenna (1512) Kriegsgefangene der Franzosen. Obwohl bald befreit und nach Neapel zurückgekehrt, verweilte Ferrante hier nicht lange. Im folgenden Jahre kämpfte er schon wieder in der Lombardei, dann kam er wieder nach Neapel, um dem Vicekönig bei der Krisis zur Seite zu stehen, welche der Tod Ferdinands von Aragonien hervorrief. 1517 ging er in einer diplomatischen Mission zu Karl V. nach Brüssel. 1521 wurden er und Prospero Colonna zu Oberbefehlshabern des kaiserlich-päpstlichen Heeres ernannt, welches den Franzosen das Herzogthum Mailand entreißen sollte und es ihnen auch wirklich entrissen. Pescara erntete dabei glänzende Erfolge; nicht so in der Provence, wohin er, ohne kaiserliche Aufforderung, dem Connetable von Bourbon gefolgt war. Dagegen erwarb er sich das größte Verdienst bei der großen Schlacht von Pavia (1525), indem er nicht nur Lannoy zum Angriff drängte, sondern auch den entscheidenden Plan des Angriffs entwarf und selbst, aus drei Wunden blutend, gegen das Ende der Schlacht hin noch im Handgemenge focht, als gegen seine und de Leyva's Truppen die Blüthe des französischen Adels die letzten verzweifelten Anstrengungen machte, bis die Meisten fielen und Franz I. sich ergab. Karl V. gratulirte Vittoria selbst zu den glänzenden Waffenthaten und Verdiensten ihres Gemahls. Aber der schwer verdiente Lohn blieb aus, obschon Vittoria den Kaiser mahnte, daß er noch Pescara's Schuldner sei. Pescara selbst wurde sehr mißvergnügt über des Kaisers Haltung und die ungerechte Bevorzugung Lannoy's. Frankreich benützte die Uneinigkeit der kaiserlichen Generale, um sich von Neuem geltend zu machen. Rom, wo unter Clemens VII. französische Sympathien wieder Oberwasser erhalten hatten, unterstützte seine Bemühungen. Mehrere italienische Staaten traten zu einem Bündniß zusammen. Der mailändische Kanzler Girolamo Morone bot dem mißvergnügten Marchese von Pescara im Namen des Papstes die Krone von Neapel an, wenn er an die Spitze eines italienischen Heeres gegen seinen bisherigen Kriegsherrn, den Kaiser, treten wollte, um Italien von der Fremdherrschaft zu befreien. Pescara wies den Antrag nicht einfach zurück, erklärte aber doch, daß er wegen seiner Stellung zum Kaiser nicht darauf eingehen könnte. Während die Verbündeten seine Bedenken zu überwinden suchten, verständigte er sowohl Bourbon als den Kaiser über ihre Praktiken, und traf die nöthigen Maßregeln, um von ihnen nicht überrumpelt zu werden. Der Kanzler Morone wurde, als er am 14. October den kranken Pescara wegen weiterer Unterhandlungen in Novara besuchte, von de Leyva gefangen genommen. Am 2. November besetzten Pescara und sein Vetter del Vasto Mailand und machten auch den Herzog Francesco Sforza zum Gefangenen. Doch ehe die Sache zum Austrag kam, erlag Pescara den bei Pavia erhaltenen Wunden und den Aufregungen der darauf folgenden Zeit. Er starb in Mailand den 25. November 1525, erst 36 Jahre alt. Vittoria hatte er, da er den Tod herannahen fühlte, zu sich beschieden, doch zu spät. Die Todesnachricht ereilte sie schon unterwegs in Viterbo. Nach Paolo Giovio hätte sie hauptsächlich ihn gemahnt, dem Kaiser treu zu

bleiben und die verlockende Krone von Neapel von sich zu weisen. Doch weist von Reumont nach, daß sich die Treue Pescara's am einfachsten aus seinem Charakter selbst erklärt.

Während die zwar kurze, aber glänzende militärische Laufbahn ihres Gemahls Vittoria Colonna mit Papst und Kaiser, mit den größten Ereignissen und Kämpfen der Zeit in Verbindung brachte, ja sogar ihr ein Königsdiadem in Aussicht stellte, so daß fast die ganze Zeitgeschichte zum Rahmen ihres Lebensbildes wird: floß dieses Leben selbst zum größern Theil in stiller Abgeschiedenheit meist auf der Insel Ischia dahin. Nur selten hatte sie die Freude, ihren Gemahl, den sie auf's Innigste liebte, bei sich zu sehen. Auch diese Freude scheint dadurch getrübt worden zu sein, daß Ferrante d'Avalos ihre Liebe nicht recht erwiederte, wozu ihre Kinderlosigkeit beigetragen haben mag. Das hielt sie aber nicht ab, ihm nicht bloß die vollste Treue, sondern auch die innigste Liebe und Hingebung zu bewahren. Sie machte seinen Waffenruhm zum Gegenstand ihrer Freude und Begeisterung, und besang als Dichterin denjenigen, dessen Gegenwart sie so schmerzlich entbehrte. Dieß ist das zweite Element, was das Leben Vittoria Colonna's überaus interessant macht. Sie widmete ihre Einsamkeit der Pflege der Literatur und Poesie und trat mit jenem großen Kreise von Gelehrten und Dichtern in Beziehung, welcher der Renaissancezeit ihren glänzenden Platz in der Literaturgeschichte verschafft hat. Schon in Ischia traf sie mit Sannazar und Bernardo Tasso zusammen; in Rom scheint sie bald darauf Bembo, Sadolet und Fr. M. Molza kennen gelernt zu haben. Auch der berüchtigte Pietro Aretino und Francesco Berni traten in den Kreis ihrer Bekanntschaft. Doch während Pietro Aretino gleichsam die äußerste Linke bezeichnet, zu welcher der medicäische Humanismus verliederlicht und ausgeartet ist, bezeichnet Vittoria Colonna die äußerste Rechte, in der sich das höhere ideale Streben jener Periode in schönster Reinheit und Würde entwickelt hat. Leider ist jenes „Haupt der Hetärenliteratur", wie Reumont den Aretino mit Recht nennt, mehr bekannt und nachgeahmt worden, als die edle Dichterin, deren Werke nur einmal unvollständig und ungenügend in's Deutsche übersetzt worden sind [1], so daß der Verfasser sich genöthigt sah, biographisch wichtige Proben selbst zu übersetzen. Wie ihr erstes Gedicht eine poetische Epistel an ihren bei Ravenna verwundeten Gemahl war, so blieb dieser bis zu seinem Tode die „Sonne" ihrer Dichtung. Auch wo sie die Geschicke Italiens oder Kaiser Karl V., den Hort ihrer Heimath und der gesammten Christenheit, besingt, schwebt stets der geliebte Gatte vor ihrer Seele. Des Kaisers Siege erfreuen sie nur halb und scheinen ihr unvollkommen, als Pescara nach der Schlacht von Pavia, verwundet und krank, nicht mehr die kaiserlichen Schaaren führt. Da redet sie den Kaiser also an:

„Den Blick zu meiner Sonne fest gekehrt,
Hätt' Euer Aar glorreiches Ziel errungen;
Zu ihrer Sphäre freudig aufgeschwungen,
Hätte sein Fittig zwiefach Kraft bewährt.

[1] Von Bertha Arndts. Schaffhausen 1858.

„Nun mit dem Licht ist Hoffen ihm verwehrt,
Da hellem Glanze folgen Dämmerungen;
Seht, wie der erste Eifer ist verklungen,
Wie nicht das Höchste mehr der Flug begehrt.

„Triumphe wohl, Trophä'n und reiche Beute,
Um ihn gereiht von so viel Siegeszügen,
Entzieh'n der Nacht, was sonst ihr fiel zu eigen.

„Am Tag, dem letzten, strahlet in die Weite
Noch hell sein Ruhm; doch, schwer verletzt, zum Fliegen
Hebt er die Schwingen, ohne aufzusteigen."

Jene unruhige Buntheit von stets neuen Motiven, Situationen, Bildern und Vorstellungen, welche der neueren Poesie eigen und lieb ist, geht der Dichtung Vittoria's ab; aber wie die treue Liebe zu ihrem Gemahl ihren Charakter im schönsten Lichte zeigt, so athmet ihre Poesie wahre, tiefe Empfindung und entbehrt ebenso wenig als Petrarca's vielbewunderte Sonette schöner, harmonischer Abrundung in Sprache und Form. Nach Ferrante's Tod aber wandte sie ihr Herz und ihre Poesie ganz dem religiösen Gebiete zu und leistete auf diesem Gebiete das Schönste und Vollendetste, was die italienische Lyrik dieser Zeit aufzuweisen hat.

Die Kunstvollendung ihrer religiösen Dichtungen wurde von den tüchtigsten Dichtern ihrer Zeit, wie Bembo und Ariosto, bewundert und besungen, während die fromme Innigkeit derselben, voll demüthigen Glaubens und lebendiger Gottesliebe, noch heute zum Herzen spricht. So drückt sie z. B. die Ahnung von der Freude des Himmels in folgendem Sonett aus:

„Wenn flücht'ger Ton, geschaffen, zu durchdringen
Die schwanke Luft, die ihn empfängt mit Beben,
Verschmelzend Geist und Sinn, zu raschem Leben
Aus schwacher Brust gelöst, so süß kann klingen,

„Mit solchem Zauber kann das Herz bezwingen,
Von Sorgen frei es himmelwärts zu heben,
Dem Menschengeist ein Sporn zu kühnem Streben,
Um leichten Fluges sich emporzuschwingen:

„Was wird die reine Seele dann gewahren,
Wenn sie vernimmt die Harmonie der Sphären,
Mit innerm Ohre lauscht dem ewig Wahren,

„Im Gnadenhimmel, in des Höchsten Glanze,
Wo Ton und Maß nach ew'ger Regel währen,
Und voller Einklang stets beherrscht das Ganze?"

Zwanglos und ungesucht ist diese Blüthe religiöser Poesie dem innern Leben entsproßt, welchem Vittoria sich nach dem Tode ihres Gemahls mit noch größerem Ernst als früher hingab. Zwar vergönnten ihr die unruhigen Zeitläufte, sowie die Schicksale ihrer Familie nicht, bleibend an einem Ort zu weilen. Wir begegnen ihr in den nächsten Jahren im Kloster San Silvestro in capite zu Rom, auf Ischia, in Arpino, dann wieder in Rom und

wieder auf Ischia, später am Hofe von Ferrara, in Rom, Orvieto, Viterbo, zuletzt abermals in Rom. Doch führte sie überall ein anspruchsloses, zurückgezogenes Leben, Werken der Frömmigkeit und ernster geistiger Beschäftigung geweiht. Auch schweres Leiden blieb ihr nicht erspart, besonders als ihre Familie mit Papst Paul III. in ernstes Zerwürfniß gerieth, ein päpstliches Heer gegen ihren Bruder Ascanio Colonna ausrückte, ihn überwand, seine Burgen zerstörte und die Macht seiner Familie für immer brach. Während der Ernst ihres Charakters Vittoria schützend gegen die Verirrungen des Humanismus gewaffnet hatte, schirmte er sie nicht vor einer andern Gefahr, welche bald nach dem Tode Ferrante's an sie herantrat. Das waren die ersten Regungen des Protestantismus in Italien. Wie viele andere edle Gemüther fühlte auch sie auf's Tiefste die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform und die Beseitigung jener sittlichen Mißstände, welche die durch ihren Glanz berauschende Herrlichkeit der medicäischen Ära gezeitigt hatte. Mit Freude begrüßte sie Stimmen, welche dasselbe zu fordern schienen und eine Neubelebung des innern religiösen Lebens verkündeten. Die ersten „Reformatoren" Italiens traten nicht schroff, nicht aggressiv auf. Mit den vorzüglichsten derselben, Valdez, Ochino, Carnesecchi, ward Vittoria persönlich bekannt, ohne daß sie Verdacht geschöpft oder für ihre eigene Rechtgläubigkeit gefürchtet hätte. Noch auf der Flucht nach Zürich schrieb Ochino an sie. Da erst gingen ihr über die Bestrebungen dieser Männer die Augen auf und sie zögerte nicht, mit ihnen zu brechen. Nicht weniger interessant, als diese ihre Beziehungen zu den italienischen Reformatoren, ist ihr Verhältniß zu den bedeutendsten Cardinälen jener Zeit: Bembo, Sadolet, Reginald Pole, Contarini, Morone, Cervini und Federigo Fregoso. Wie ihr demüthiger, kindlicher Glaube sie der Gefahr der Häresie entriß, so klärte der Rath und die Leitung dieser Kirchenfürsten sie über die richtigen Ziele und Mittel kirchlicher Reform auf, stärkte sie in neuen Prüfungen, welche über ihre Familie hereinbrachen, und förderte ihr eigenes inneres Leben. Sie selbst war zuvor schon in harten Tagen die freundliche Trösterin Michelangelo's gewesen und hatte auf seine künstlerische Thätigkeit wohlthätigen Einfluß ausgeübt; der Verkehr mit dem greisen Künstler erneuerte sich, als sie 1544 wieder nach Rom kam. Sie wohnte hier im Kloster der Benedictinerinnen Sant' Anna de' Funari, bis zunehmende Kränklichkeit sie nöthigte, in den benachbarten Palast Cesarini überzusiedeln. Hier starb sie 1547, am 25. Februar. Zu Vollstreckern ihres letzten Willens hatte sie sich die Cardinäle Pole, Sadolet und Morone erbeten.

Diese wenigen Andeutungen mögen hinreichen, um zu zeigen, wie groß und bedeutsam der Gesichtskreis ist, den das Leben Vittoria Colonna's umspannt. Sie ist nicht nur materiell eine Zeitgenossin Luthers, sondern eine überaus merkwürdige Repräsentantin des katholischen Italiens, das dem deutschen „Reformator" gegenüberstand. Als Dichterin und Gönnerin der Kunst gehört sie dem glänzenden Kreise des medicäischen Humanismus an, sie ist die Wortführerin seiner edelsten und schönsten Bestrebungen. Ihr frommes Privatleben dagegen gehört dem Kreise der kirchlichen Reform und

Reaction an, welche auf die Renaissanceblüthe und deren Verirrungen folgte. Beide Richtungen erscheinen in ihr versöhnt. Tiefe Religiosität bewahrte sie vor den Ausschreitungen des Humanismus, feine humanistische Bildung schützte sie vor einer trüben, einseitigen Spiritualität. Das versöhnende Element aber war ein aufrichtiger, demüthiger Glaube, der sich ebenso wenig dem verführerischen Glanze des medicäischen Zeitalters gefangen gab, als er sich an der Autorität der Kirche durch die Fehler und Gebrechen ihrer zeitweiligen Innehaber irre machen ließ. Zwischen den Extremen der Zeit, frivolem Heidenthum und pharisäischer Häresie, bewahrte sie die Gnade nicht auf der Bahn eines willkürlichen Juste-milieu, sondern auf dem einzig sicheren Pfade der katholischen Kirche.

Man begreift, wie das Leben einer solchen Frau das Interesse eines unserer größten katholischen Historiker fesseln konnte. Die ganze Zeit spiegelt sich in ihrem Lebensbild. Nur ein so ausgezeichneter Kenner der gesammten italienischen Geschichte und Literatur, wie Herr von Reumont, war übrigens im Stande, dieß Lebensbild mit solcher Vollendung zu zeichnen, wie es in dem vorliegenden Werke geschehen. Der Reichthum und die kritische Genauigkeit wie die Meisterschaft der Darstellung hat bereits allgemeine Anerkennung gefunden. Nur die Darstellung des religiösen Lebens Vittoria's hat Prof. Benrath in der „Augsb. Allg.“ in sehr hämischer Weise angegriffen, indem er andeutete, Herr von Reumont hätte ihm „unbequemes“ Material unbenützt gelassen und Vittoria sei eigentlich innerlich protestantisch gewesen und nur aus Feigheit nicht zum Protestantismus übergetreten. Beide Insinuationen hat Herr von Reumont gründlich heimgeschickt; die zweite ist übrigens documentarisch durch das Werk selbst widerlegt. Seine Replik ist aber auch in dieser Hinsicht von großem Werth, weil sie einmal recht klar exemplificirt, welche Art von „Objectivität“ die protestantische Geschichtsbaumeisterei noch immer auszeichnet. Während uns Katholiken ewig Geduld, Vertragsamkeit und Langmuth gepredigt wird, geben sich diese protestantischen „Forscher“ nie die Mühe, sich in katholische Verhältnisse hineinzudenken, sondern reiten mit unverfrorener Selbstgenügsamkeit auf dem alten Hexenbesen des protestantischen Vorurtheils umher: Babel, Fabel, Papist, Antichrist! — Doppelter Dank aber gebührt dem treuen Forscher, der, unbeirrt durch diese Art von Wissenschaftlichkeit, die katholische Sache nur mit den Waffen der Wahrheit vertheidigt!

A. Baumgartner S. J.

Die St.-Nicolai-Pfarrkirche in Calcar, ihre Kunstdenkmäler und Künstler. Archivalisch und archäologisch bearbeitet, mit drei Original-Photographien, von **J. A. Wolff.** 4⁰. 91 S. Calcar, Selbstverlag des Verfassers, 1880. Preis: *M.* 6.

Wo für den fahrplanmäßigen Tourismus die Welt aufhört, da fängt sie manchmal erst recht an, da öffnet sich noch manche herrliche Naturscenerie, deren Besuch John Bull nicht zu den vorgeschriebenen guten Werken rechnet, da prangt noch manches bedeutsame Kunstwerk, das Bruder Jonathan nicht

gesehen zu haben braucht, um als gründlicher Kenner der alten Welt nach Amerika zurückzukehren. Zu diesen glücklichen Stätten gehören die beiden niederrheinischen Städte Xanten und Calcar, obwohl sie von der großen Heerstraße der Touristen eigentlich nicht sehr weit abliegen und Museen besitzen, die in Bezug auf kirchliche Kunst mit denjenigen weit größerer und vielbesuchter Städte siegreich wetteifern können. Freilich Museen eigener Art — keine kunstencyklopädischen und archäologischen Lagerhäuser, in welchen man durch einen antiken Porticus in ein christliches Altarmagazin gelangt und „unsern lieben Herrn", wie unsere Vorväter den Erlöser nannten, und seinen glorreichen Hofstaat mit allem Göttergesindel des antiken Olymps und den Götzenbildern des gesammten Orients in moderner Toleranz und „Wissenschaftlichkeit" beisammen findet. Das sind noch Museen vom alten Schlag, d. h. Gotteshäuser, in welchen eine dem tiefsten Glauben entsprossene Kunst die sacramentale Gegenwart des menschgewordenen Gottes mit den schönsten Gebilden der Architektur, Sculptur und Malerei zu feiern bemüht war, um das gläubige Volk durch den künstlerischen Ausdruck der erhabensten Geheimnisse zu Gott emporzuraffen. Wenige Kirchen weit und breit vergegenwärtigen diese Kunstauffassung des einstigen katholischen und ungetrennten Deutschlands in solcher Fülle, Einheit und Lebendigkeit, wie die beiden Kirchen von Xanten und Calcar. Durch eine merkwürdige Fügung blieben sie fast unversehrt, als das „reine Evangelium" weit und breit die schönsten Dome und Kirchen verwüstete. Die folgenden Jahrhunderte haben ihnen ihre werthvollsten Kunstschätze belassen und verhältnißmäßig wenig angekrustet, was die Einheit des Ganzen störte. Die herrlichen Altäre sind nicht der frivolen Neugier eines herumwandernden Publikums geweiht, sondern im Sinne ihrer Stifter der Darbringung des heiligen Opfers. Noch heute freut sich eine fast ganz katholische Bevölkerung bei jedem Gottesdienst an den herrlichen Werken der Malerei und Bildnerkunst, womit die Frömmigkeit und der Opfersinn ihrer Vorfahren das Haus Gottes geschmückt. In der schönsten Weise fortlebend und fortwirkend, in der ein Kunstwerk fortwirken kann, geben diese Werke zugleich Zeugniß von jener blühenden religiösen Kunstthätigkeit, welche dem Ausbruch der unseligen Glaubensspaltung fast unmittelbar voranging und welche für die Beurtheilung derselben nicht ohne tiefe Bedeutung ist.

Hiermit ist ungefähr der Gesichtspunkt bezeichnet, welcher der vorliegenden Schrift — einer Frucht langer, gründlicher und mühsamer Einzelstudien — nicht nur für Künstler und Kunstkenner, sondern auch für einen weiteren Leserkreis Interesse verleiht. Sie ist ein Detailbild aus jenem umfassenden Gemälde, das Janssen von der Kunstthätigkeit des deutschen Volkes am Ausgange des Mittelalters entworfen hat, bis in's Kleinste mit archivalischem Fleiße ausgeführt. Wir erhalten eine ausführliche Beschreibung der noch vorhandenen Kunstschätze der Kirche von Calcar, die genaue Geschichte ihres Ursprungs und damit zugleich ein culturhistorisches Bild von den religiösen und ökonomischen Verhältnissen jener Zeit, endlich Alles, was sich aus den Archiven von Calcar über Leben und Wirken der damaligen Künstler auf-

finden ließ. Jeder Leser wird darüber erstaunen, eine wie ausgebreitete Kunstthätigkeit diese einzige kleine Stadt von nur etlichen Tausend Einwohnern im Laufe eines einzigen Jahrhunderts entfaltete. Von höchstem Interesse aber ist der Nachweis, daß diese Kunstthätigkeit hauptsächlich von einer Seite her angeregt und gefördert wurde, auf welche die moderne Kunstgeschichte von ihrem olympischen Richterstuhle sehr hochnäsig und verächtlich herabzuschauen pflegt — von frommen Bruderschaften nämlich, welche mit der Pflege der Andacht und Nächstenliebe zugleich den innigsten Eifer für Würde und Schönheit des Gottesdienstes verbanden. Ein marianischer Männerbund, die Bruderschaft U. L. Frau, war es, der Calcar seine schönsten Kunstwerke dankt. Diese Bruderschaft, 1348 errichtet, stiftete schon in den ersten Jahren ihres Bestandes zwei Kapellen und Vicarien an der Pfarrkirche, verwandte ihre reichlichen Einkünfte größtentheils auf die innere künstlerische Ausstattung der Kirche und am Anfang des 15. Jahrhunderts auf deren Neubau. Von ihr ging der Plan aus, den 1418 eingeweihten Hochaltar durch einen neuen, schönern zu ersetzen. Sie sammelte Mittel und Material dafür. Ihr Vorstand, an dessen Spitze der Bürgermeister der Stadt war, machte mit dem damaligen Stadtpfarrer eigens Reisen, um die Altäre im Stifte Utrecht, namentlich in Zütphen, Deventer und Zwolle, zu studiren und nahm einen Zeichner mit, der die schönsten Schnitzwerke zur Benützung skizziren und darnach Entwürfe liefern mußte. Die Confraternität entschied über den vorgelegten Plan, warb die zur Ausführung nöthigen Meister an, vertheilte die Arbeit, führte die geschäftliche Verwaltung und unterstützte die Künstler in freigebigster Weise. Den Gesammtbetrag, den der Maler Johann Joest für seine Malerei am Hochaltar erhielt, veranschlagt Hr. Wolff nach den nur unvollständig vorliegenden Rechnungen auf einen heutigen Geldwerth von etwa 12 000 M. Nicht minder interessant sind die zahlreichen Angaben über Donationen, welche sowohl der Ausführung des Hauptaltares als auch anderer Altäre und anderweitigen Kunstschmuckes zu Hilfe kamen, und die Kunst in ihrem segensreichen Bunde mit dem religiösen Privat- und Volksleben zeigen. Der Klerus und die Autoritäten der Stadt, Volk und Künstler wirkten in der gemüthlichsten Weise zusammen.

Die Schrift besteht aus zwei Theilen, von denen der erste das Geschichtliche, der zweite die Beschreibung der Kirche und ihrer Kunstschätze umfaßt. Von den drei beigegebenen Photographien zeigt die erste als Titelbild das Porträt des berühmtesten Calcarer Malers, Johann Joest, und eine Zeichnung des prächtigen städtischen Rathhauses, die zweite den Grundriß der Kirche, die dritte das Mittelschiff mit dem kostbaren, aus Eichenholz geschnitzten und polychromirten Muttergottesleuchter, aus dessen zierlichen Guirlanden ein liebliches Madonnenbild hervortritt, während aus den Blüthenkelchen seiner Äste zwölf Könige aus Juda's Stamm zu der Verheißenen emporschauen, das Kranzgewinde selbst auf die Gestalt Jesse's zurückführt. Außer diesen drei Photographien ließ Herr Wolff schon 1868 durch den Kgl. Pr. Hofphotographen F. Brandt die wichtigsten Kunstschätze Calcars in 90 Blättern aufnehmen, die ein ebenso werthvolles als prachtvolles Album bilden und die

es im höchsten Grade verdienen, weiter bekannt zu werden. Für vermögliche Leute ein herrliches Festgeschenk!

Die Hauptzierde dieses Albums wie der Kirche selbst ist der prachtvolle Hochaltar, der an Reichthum nicht leicht von einem andern übertroffen werden dürfte. Auf eine Höhe von 5,91 m und eine Breite von 4,8 m des Schreines enthält derselbe von innen und außen im Ganzen 55 Darstellungen, 30 gemalte und 25 geschnitzte, mit 216 gemalten und 208 geschnitzten Figuren. Die 14 Compartimente der geschlossenen Thüren bilden gleichsam eine Einleitung in die Passionsgeschichte, indem sie die Hauptmomente aus dem Jugendleben Christi (Verkündigung Mariä, Geburt, Beschneidung, Epiphanie, Darstellung im Tempel, der zwölfjährige Knabe Jesus im Tempel) mit einigen Hauptscenen des öffentlichen Lebens (Taufe und Versuchung Christi, Verklärung, Christus am Jakobsbrunnen und Auferweckung des Lazarus) zusammenstellen. Die drei Darstellungen des Untersatzes leiten dann auf die Passion über: Einzug in Jerusalem, Feier des Osterlamms, Fußwaschung. Nun öffnen sich die Thüren und vor dem erstaunten Blicke enthüllt sich das ehrwürdigste Sanctuarium des Lebens Christi, seine Passion, in dreizehn kunstvoll ausgeführten Gruppen, während von den zehn innern Compartimenten der geöffneten Thürflügel vier an der Evangelienseite in Malereien die Passionsdarstellungen vervollständigen, vier an der Epistelseite die glorreiche Frucht der Passion zeigen (Auferstehung Christi, Himmelfahrt, Ausgießung des heiligen Geistes, Tod Mariä), die zwei obern Compartimente aber die Kreuzigung Christi mit ihren zwei bevorzugtesten alttestamentlichen Typen (Opfer Abrahams und Eherne Schlange) zusammenstellen. Vierzehn kleinere geschnitzte Gruppen endlich umgeben, mit zierlichem Laubwerk verbunden, die dreizehn Gruppen der mittleren Passionsdarstellung und bezeichnen in den Erscheinungen des Auferstandenen und den übrigen Geheimnissen des Ostercyclus den herrlichen Sieg des Gekreuzigten. Als Abschluß dieser Randbilder dient links und rechts ein messianischer Prophet, der, wie die typischen Bilder oben, die Vollendung des Erlösungswerkes mit deren Vorbereitung im Alten Testamente verknüpft. Die Menge der gemalten und geschnitzten Figuren, besonders die Zusammenstellung der Leidensstationen zu einem Gesammtbilde, in dessen einzelnen Gruppen dieselben Personen wiederkehren, wirkt auf den ersten Blick fast betäubend und verwirrend. Sobald man aber das höchst einfache Princip der Anordnung gefunden hat, so gestaltet sich die bunte Fülle zur tiefsinnigsten Vision, in der das irdische und verklärte Leben Christi gleichsam als Wurzelgeäste und Blüthenkrone den Stamm seines heiligen Kreuzes und die Geheimnisse seines Leidens, die Haupt- und Grundlehre des Christenthums, umrankt. Und so ist denn dieser Altar im schönsten Sinne ein Altare Salvatoris, ein Altar des Weltheilandes. Das ganze Erlösungswerk steht in seiner mystischen Anordnung und Verkettung künstlerisch verkörpert vor uns. Auch die Beziehung zur Gegenwart fehlt nicht. Das Mittelbild des Untersatzes stellt die Feier des Osterlammes dar und vor ihm breitet sich der Altartisch aus, auf dem das blutige Kreuzesopfer sich jeden Tag unblutiger Weise erneuert.

Die geschnitzten Darstellungen gehören zu den vollendetsten Meisterwerken ihrer Art. Sie sind sämmtlich in Eichenholz und nicht polychromirt. Die Gemälde auf den zwanzig Compartimenten der Flügelthüren sind von dem Calcarer Maler Johann Joest, dessen biographische Skizze Herr Wolff S. 17—20 mittheilt. Sein eigenes Porträt hat der Maler auf einem der Gemälde, dem Ecce-Homo-Bild, angebracht. Ob derselbe aber ein Calcarer Bürger war, dafür geben die vorhandenen Documente keine volle Gewißheit, doch machen es dieselben wahrscheinlich. Damit vereinigt Herr Wolff auch die Annahme des englischen Archäologen James Weale, daß Johann von Calcar seine spätere Ausbildung in Harlem genossen hat und somit der berühmten Malerschule von Harlem beigezählt werden muß.

Sowohl durch Reichthum der Composition, als durch Fülle des Bildwerks und der Ornamentik, wie auch durch die technische Vollendung werden die Sculpturen des Hochaltars noch durch jene des Altars von den sieben Schmerzen Mariä übertroffen. Der Untersatz bildet die „Wurzel Jesse's“, ein von einer reichen Fülle von Zweigen, Blättern und Blüthen durchschlungenes, fein stilisirtes Wurzelgeäste, das die Gestalten Abrahams, Jesse's und Davids, der drei großen Ahnherren Maria's, beherbergt. Aus dieser Wurzel rankt sich in leichter, vollendeter Zeichnung die reich ornamentirte Einfassung des Schreines empor, erweitert sich zu zierlichen Netzgewölben über den sieben Gruppen, von denen jede ein vollendetes kleines Meisterwerk ist, und gipfelt endlich in dem lichtumstrahlten Bilde der Himmelskönigin, die mit königlicher Krone, das Scepter in der Rechten, Christus auf dem linken Arme, den Mond zu ihren Füßen, der Schlange das Haupt zertritt. Ähnlich wie auf dem Hochaltar bilden die Typen der Vorbereitung und die Geheimnisse der Glorie den Rahmen zu den schmerzenreichen Geheimnissen, durch welche die Königin der Martyrer sich die Krone des höchsten Triumphes errang. Die tiefe Andacht, womit die einzelnen Geheimnisse erfaßt und durchgeführt sind, vollendet die ergreifende Poesie, welche die ganze Anlage des Altars durchhaucht und Darstellung und Ornamentik zum lebendigen Ganzen verbindet.

Von großem Interesse sind auch die übrigen Altäre und Kunstgegenstände der Kirche: der Altar zu den hhl. Johannes Baptist und Johannes Evang.; der Altar zum heiligen Ritter und Martyrer Georg, dessen Flügel auf der innern Seite die Legende der hl. Ursula zur Anschauung bringen; der Altar zu den sieben Freuden Mariä, ein schönes Pendant zu jenem der sieben Schmerzen; der Altar zu den hhl. Crispin und Crispinian, den Patronen der Weber und Schuster; der anmuthige Altar zur hl. Anna, dessen Schnitzwerk die heilige Familie in liebreichster Weise darstellt, während das Mittelbild des Flügelgemäldes den Tod Mariä zeigt u. s. w.; vor Allem das reich ornamentirte Chorgestühle, das der Calcarer Meister Heinrich Bernts 1505—1508 verfertigte. — Die Mannigfaltigkeit der Darstellungen, ihre tiefe Frömmigkeit, poetische Auffassung, künstlerische Ausführung, obwohl nicht immer von gleicher Tiefe und Vollendung, verstärken doch den mächtigen Eindruck, den schon der Hochaltar hervorruft. Ja es ist etwas Anderes um diese echte, solide, christliche Kunst, als um den schablonenmäßigen Fabrik-Kirchenschmuck, mit dem

uns die zwar erfindungsreiche, aber poesiearme Neuzeit beglückt hat! Möchte darum diese Monographie nur recht viele Leser zum Studium jener gedankenreichen, technisch so hochstehenden Kunst anregen und begeistern!

Wie die Kunstwerke Calcars übrigens hauptsächlich unter dem Einfluß eines tüchtigen, würdigen Klerus entstanden sind, so war es einem anspruchslosen Geistlichen vorbehalten, die Neuzeit wieder an ihre Bedeutung zu erinnern. Die „wissenschaftliche Kunstgeschichte“ wußte fast nichts von den Calcarer Künstlern und ihren Werken. Sie empfand zwar die „bedauerlichen Lücken“, welche in Bezug auf deutsche Künstler noch immer zu Tage träten, überließ es aber einem katholischen Priester, mitten unter den Mühen und Leiden des Culturkampfes, mit eisernem Fleiß diese Kunstwerke selbst zu studiren und ihre Geschichte durch weitschichtige, archivalische Forschungen zu entziffern. Um so mehr verdient der uneigennützige Gelehrte die Anerkennung aller Katholiken, daß er dem frommen Kunst- und Gemeinsinn unserer Vorfahren, mitten unter den trostlosen Wirren der Gegenwart, dieses werthvolle geschichtliche Denkmal errichtet hat.

A. B.

Mireia. Provençalisches Gedicht in zwölf Gesängen von **F. Mistral**, übersetzt in Versen von Frau B. M. Dorieux-Brotbeck. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1880. Preis: *M.* 5.

Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch einiger Mittheilungen, welche wir in dieser Zeitschrift vor Jahren über die neuere Literatur der Provence gemacht haben. Unter den damals besprochenen Werken ragte das ländliche Epos „Mireio“ von Mistral ganz besonders hervor, und gaben wir darum auch nicht bloß eine ausführliche Analyse desselben, sondern auch einige Proben einer versuchten Verdeutschung [1]. Der Dichter selbst wünschte eine Übersetzung seines ganzen Werkes, aber vergebens hoffte er auf einen Freund, der seine geniale Schöpfung in Deutschland einführte. Und doch ist Deutschland das classische Land der Übersetzungen — und was wird nicht Alles für Schund übersetzt! Da hörten wir plötzlich ganz nebenbei von einer poetischen Übertragung Mireio's durch eine Dame reden und waren schließlich so glücklich, durch einen Freund ein Exemplar der Übersetzung zu erlangen. Wenn irgend Jemand, so waren wir zur Nachsicht bei Beurtheilung eines Werkes gestimmt, dessen ganze Schwierigkeit wir aus Erfahrung kannten; eine erträgliche Verdolmetschung hätte uns schon ein halbes Meisterwerk geschienen, denn, noch einmal, die Schwierigkeiten, die zu bewältigen waren, sind außerordentliche. Die Übersetzerin macht sich denn auch in dieser Hinsicht keinerlei Illusionen und sie weiß wohl dem geneigten Leser an's Herz zu legen, welche Mühe es ihr „rein im Interesse der Kunst gekostet“, „welche Opfer jeder Art sie dafür gebracht hat“, um dem deutschen Publikum den

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. IX. S. 165. Der Name lautet im Provençalischen Mereio; die Uebersetzerin schreibt Mireia, wahrscheinlich um den weiblichen Namen leichter als solchen erkennen zu lassen.

Genuß des provençalischen Meisterwerkes zu vermitteln. Neben den allgemeinen Schwierigkeiten gab es für sie noch eine besondere. So sagt sie: „Im ersten Gesang macht sich einige Unsicherheit, ein Schwanken aus Ungeübtheit fühlbar; an mehreren Stellen des Gedichtes konnte ich mit dem besten Willen nicht ganz Herr über meinen Stoff werden, wodurch der Originaltext einige Abschwächungen erlitt; die Provinzialismen, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, erklären sich durch meine Geburt und mein Leben, welches fern von Deutschland verfließt. Über diesen letzteren Punkt habe ich jedoch meine eigenen Ansichten: ich bilde mir nämlich ein, daß ich gewissermaßen gerade durch meine schweizerische Nationalität befähigt war, in den Geist der fast unmittelbar aus dem Volksleben entspringenden, in Sprache und Ausdruck so gedrängten Dialektdichtung einzudringen; nichtsdestoweniger bedauere ich lebhaft jeden etwaigen (sic!) Verstoß gegen die Reinheit der deutschen Sprache" (S. 72 f.). Es dürfte sich selten der bei Frauen so häufige Mangel an Logik in einer drastischeren Form finden, als in dieser Excuse. Keine Arbeit und Mühe hat die Dame gescheut, aber den ersten Gesang noch einmal umzuändern, als sie durch die elf andern schon Übung genug besaß, das war ihr zu schwer. Doch das schönste ist das Folgende: „Ich kann mich zwar als geborene Schweizerin und als eine im Ausland lebende Frau durchaus nicht auf die Kenntniß meiner deutschen Muttersprache verlassen, aber eben deßhalb bin ich die berufenste Übertragerin eines sehr schwierigen Werkes in dieselbe deutsche Sprache." Zum Zeichen, daß Frau B. M. Dorieux-Brotbeck an der Richtigkeit dieser ihrer „Einbildung" festhält, wiederholt sie den Satz unter anderer Form noch einmal: „Fühlte ich auch oft schmerzlich während meiner langen Arbeit, daß es mir, losgetrennt von allem deutsch-nationalen Geistesleben, an den für den Dichter so wohlthätigen, anfeuernden Elementen fehlte, so erhob mich doch wieder über alle Niedergeschlagenheit der begeisternde Gedanke, daß ich, eben durch meine eigenthümliche Stellung, zur Offenbarerin der Schönheit des Mistral'schen Werkes in Deutschland berufen sei" (ebend.). Uns scheint, wenn die Dame sich ihrer Schwäche im Deutschen bewußt war, hätte sie besser gethan, ein so schweres Unterfangen besseren und berufeneren Kräften, als sie es „durch ihre eigenthümliche Stellung" war, zu überlassen.

So sehr wir daher uns freuten, als uns eine vollständige Übersicht Mireio's angekündigt wurde, ebenso sehr waren wir nach 5—6 Seiten dieser Übersetzung der betrübten, aber festen Ansicht, daß uns mit ihr nicht gedient ist, indem sie eher alles Andere, als eine „Offenbarung der Schönheit" Mireio's sein könnte.

Zu einer guten Übersetzung gehört an erster Stelle doch wohl, daß sie verständlich sei. Ob man aber folgenden Gallimatthias noch zu den unter Menschen gebräuchlichen Verkehrsmitteln rechnen könne, ist sehr zweifelhaft. Wir copiren mit allergrößter Genauigkeit:

„Dann, hastig, wie sich Schafe bücken
Nach frischem Gras, sie gierig pflücken
Das schöne Werk das, Blume, ihrer Hand entsprießt;

Und, reicht zum Strauß der Fund am Orte,
Entzückt sie zeigen's Gott: zum Horte,
Sie hebend zur Sanct-Petrus-Pforte,
Wird solcher Strauß." (S. 99.)

So starke Zumuthungen werden freilich selbst in diesem Buche nicht oft gestellt, aber Verrenkungen im Satzgefüge, welche wenig zur Klarheit — von der Schönheit ganz zu geschweigen — beitragen, finden sich fast auf jeder Seite. Das lieblich zarte und doch so kräftige Idyll schwebt in dieser Form nicht mehr gleich der Heldin Mireia selbst über die sonnige Provencer-Haide, sondern schwankt unbeholfen wie ein vom Übermaß des Lichtes und der Wärme Betäubter, seinen unsicheren Weg dahin. Besser als durch das Bild des schwankenden, taumelnden Ganges kann auch die ganze unglaubliche Prosodie nicht wiedergegeben werden, welche die Musterleistung auszeichnet. — In dieser Beziehung kann man wohl mit Göthe sagen: „Greif nur hinein in's volle Buch — und wo du's aufschlägst, gibt's was zu tadeln."

Z. B. S. 181: „Johanna-Maria, wild schmähend".

S. 82: „Ein Eber, der aus seinen Sträuchen
In die Einöd' sich ließ verscheuchen
Wild rennend auf des Olymps Gipfeln, stellt den Borst (!).
Auf die Hündinnen" 2c.

S. 127: „Der Nordwestwind der gleich Rohrschäften" 2c.

S. 129: „Was sagt ihr? Narr! Reichthum und Armuth sind Antwort."
(Reimt auf „dort".)

S. 146: „. . . Schwingungen all gleichzeitig stampfend, sich im Tanz" u. s. w.

Da reimt: „Kleeblatt" mit „nie satt", „Nahtstriche" mit „Nadelstiche" und „Farbabstiche", „Dürance-Kanälen" mit „auswählen", „Auffahr" (!) mit „Lämmerschaar" 2c. Wir sind sicher, nicht einmal die treffendsten Beispiele dieser Art hier verzeichnet zu haben; allein aus diesen wenigen Belegen geht zur Genüge hervor, daß der Übersetzerin jegliches Gefühl für Wohllaut im Jambus (denn die oben citirten Verse müssen alle jambisch skandirt werden) und jegliche Kenntniß des Reimes abgeht. Daß sie es anderwärts mit den verschiedenen Flexionsformen nicht so genau nimmt, fällt bei einer so gänzlich mißglückten Übersetzung nicht mehr ferner in's Gewicht. „Mutter" bildet im Genitiv „Mutters"; „erleiden" bildet „erleibet" im Perfect:

„Die Ziege, die nie das Melken hat erleibet."

„Speisen" bildet: „ich spies"! Das genüge!

Selbst die „Kölnische Zeitung", welche meint, „daß die Übersetzerin ihre Aufgabe in Bezug auf treue Wiedergabe des Textes, glückliche Wahrung des Localtons (!?) und strenges Festhalten an der Originalform glänzend gelöst hat", scheut sich, ihr auch „den vierten Vorzug" zuzuerkennen, nämlich „Reinheit des Reimes, des Rhythmus und der Sprache". Die Schweizer aber werden der Uebersetzerin wenig Dank wissen, daß sie, neben dem einen oder andern Provinzialismus, alle ihre grammatikalischen Sünden und

ohrenquälenden Reime höchst ungalant und ungerecht als schweizerisches Nationalgewächs ausgibt.

So leid es uns also auch thut, gestehen müssen wir es: mit dieser Übersetzung ist dem provençalischen Meisterwerk schlecht gedient, und es wäre wirklich traurig, falls, wie die Übersetzerin ankündigt, in Zukunft keine andere bessere Übertragung Mireio's geduldet werden dürfte.

W. L.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Calendarium manuale utriusque Ecclesiae orientalis et occidentalis, Academiis clericorum accommodatum. Auctore Nicolao Nilles S. J. Tom. II. p. XXXVIII et 814. Oeniponte, typis et sumptibus Feliciani Rauch, 1881. Preis: *M.* 9.

Mit großer Genugthuung können wir den Lesern dieser Zeitschrift die Vollendung des in Bd. XVIII. S. 213 ff. eingehend recensirten Werkes zur Kenntniß bringen. Dieser zweite Band tritt dem ersten würdig zur Seite. Zumal durch die Zulagen des armenischen, koptischen, syrischen, chaldäischen Kalendariums hat er den Umfang des ersten Bandes erheblich überschritten; ein sehr vollständiges Sach- und Namenregister erschließt den reichen Inhalt der beiden Bände auch denen, welche das Werk außerhalb eines zusammenhängenden Studiums zur gelegentlichen Benutzung gebrauchen wollen. — Den Hauptinhalt vorliegenden Bandes bildet die Erläuterung der beweglichen Feste und ihrer liturgischen Feier in der lateinischen und griechischen Kirche, mit selbstverständlicher Bevorzugung der weniger gekannten griechischen Feier. Die beweglichen Feste klingen wie der Grundton der kirchlichen Festfeier durch das ganze Jahr hindurch; so ist denn dieser Band von besonderem Interesse, um die Abweichungen der verschiedenen Riten innerhalb der Kirche zu verfolgen. Bei aller Verschiedenheit in der äußeren Entfaltung der Feier bekundet sich doch ein und derselbe Geist, der bei der Normirung der altehrwürdigen Riten gewirkt hat. Um die Mysterien des Heilandes als Centrum und Brennpunkt gruppiren sich die anderen Feste wohl vielfach anders in der orientalischen Kirche, doch auch in recht sinniger Weise, wie wenn z. B., gleichsam um das Mysterium sich schaarend, der Sonntag unmittelbar vor Weihnachten der Feier der Heiligen der ganzen vorchristlichen Zeit und der Propheten, der Sonntag unmittelbar nach Weihnachten der Verehrung des heiligen Nährvaters Joseph, des hl. Jakobus und des königlichen Propheten David gewidmet wird. — Als Verdienst des Verfassers muß noch speciell hervorgehoben werden, daß er bei passender Gelegenheit aufmerksam macht auf die von den Schismatikern angestrittenen dogmatischen Lehrpunkte, zu deren Gunsten sich klare und frappante Beweise aus ihrer Liturgie selbst ergeben, wie aber auch auf die Verunstaltungen, die sich beim Schisma hier und da eingeschlichen haben. Mit Wärme bemüht sich der Verfasser auch, die orientalische Kirche für die Feier und Andacht zum göttlichen Herzen Jesu zu gewinnen. Gewiß muß diese Andacht überall sympathisch sein, wo sich warme Begeisterung für die Person des Gottmenschen findet. Diese zeigt sich aber in der orientalischen Li-

turgie und Festfeier stark ausgeprägt. Kaum anders als aus dieser schwungvollen Begeisterung läßt sich die Anomalie erklären, daß selbst für den Charfreitag die Feier der heiligen Messe festgesetzt wird, wenn das Fest Mariä Verkündigung auf diesen Tag fällt: man sieht, dieser Tag, welchen die lateinische Kirche hauptsächlich als Marienfest begeht, während sie die andere Seite des Geheimnisses an Weihnachten mitanknüpft, gilt in der orientalischen Kirche in eminentem Sinne als Fest des Herrn. Doch wir können kaum auf Einzelheiten eingehen; das Gesagte möge genügen, um dem werthvollen Werke manche Freunde zu gewinnen. Daß es auch unter dem griechischen Klerus nicht unbeachtet geblieben ist, davon zeugt die warme Empfehlung, welche der Bischof Bugliari von Calabrien und Basilicata ihm angedeihen ließ, und die günstige Recension, welche es in der griechisch redigirten Wochenschrift Κλειώ gefunden hat.

Mariologia seu potiores de s. Deipara quaestiones ex SS. Patrum ac Theologorum mente propositae a Christiano Stamm, ss. Theologiae Doctore nec non Consiliario Ecclesiastico. Cum permissu Superiorum. p. XIII et 666. Paderbornae, Junfermann, 1881. Preis: *M.* 7.

Das vorliegende Werk soll, wie der hochw. Herr Verfasser in der Vorrede sagt, ein Versuch und eine Vorarbeit sein für eine neue und vollständige Darstellung der Lehre von der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter. Es behandelt darum in drei Abschnitten fast Alles, was die Kirche über ihre Königin lehrt und was die Überlieferung des christlichen Volkes erzählt. Im ersten Abschnitt wird die unbefleckte Empfängniß und die aus ihr folgende Sündenlosigkeit, die Geburt und Darstellung im Tempel, dann die Jungfrauschaft, die Verlobung und der Bräutigam Maria's behandelt. Im zweiten findet man, was sich auf die Würde der Gottesmutter bezieht, also Abhandlungen über Maria's Verkündigung, Heimsuchung und Mutterschaft. Der dritte Abschnitt handelt über Maria's Tod und Himmelfahrt, sowie über ihre Verehrung und Feste. Der hochwürdigen Geistlichkeit wird dieses Buch zur Vorbereitung auf Predigten im Maimonat und an Marienfesten die besten Dienste leisten, indem es ihnen die Lehre guter Theologen in ziemlicher Vollständigkeit vorlegt und in klarer Übersichtlichkeit so reichen und gründlichen Stoff bietet, daß es nicht schwer wird, das für jeden Fall Nöthige auszuwählen und zurechtzulegen. Wenn bei Auswahl der Väterstellen die Kritik nicht immer zu ihrem vollen Rechte kam; wenn hin und wieder einzelne Beweise mehr homiletisch gehalten sind und darum nicht die volle theologische Schärfe haben; wenn endlich zuweilen neuere Erscheinungen der einschlägigen Literatur weniger berücksichtigt sind: so muß man das zum großen Theil den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart und dem Zwecke des Buches zu gute halten, seinen praktischen Werth kann es nicht in Frage stellen.

Die moralische Tugend der Religion, in ihren unmittelbaren Acten und Gegensätzen dargestellt von Dr. J. B. Wirthmüller, Professor der Moraltheologie an der königl. Universität München. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Gr. 8°. XII u. 644 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 7.

Eine neue Bereicherung der moraltheologischen Literatur. Ein weitreichendes Stück der betreffenden Disciplin, einschließlich der Sacramente, wird hier einer eingehenden Behandlung in bündiger Form unterzogen. Der Verfasser beabsichtigt, den behandelten Gegenstand auch dem gebildeten Laienkreise zugänglich zu machen. Diesen

Zweck wird er nicht gerade verfehlen, doch, glauben wir, wird der weitaus größte Theil der Leser dem theologisch gebildeten Kreise angehören. — Wenn wir auch nicht für alle und jede Meinung des Verfassers eintreten, so müssen wir doch zugeben, daß sich im Allgemeinen bei Beurtheilung und Entscheidung der Einzelfragen ein gewiegtes Urtheil kundgibt. Sollen wir noch einen Wunsch äußern, so möchte derselbe auf eine zuweilen gefälligere Diction lauten und auf eine hie und da entschiedenere Stellungnahme des Verfassers in controversen Fragen unter Begründung seiner Position.

Arbeiterwohl. Organ des Verbandes katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde. Redigirt vom Generalsecretär Franz Hitze. Erster Jahrgang. Heft 1—12. 8°. 218 S. Köln, J. P. Bachem. Preis: *M.* 6.

Die Kluft, welche heute die Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager scheidet, läßt sich nicht dadurch ausfüllen, daß die Reichen einige Groschen von ihrem Überfluß durch die Fenster unter die Besitzlosen werfen, sondern nur dadurch, daß die Wohlhabenden sich selbst zu den Armen herablassen und durch persönliche Einwirkung dieselben religiös und wirthschaftlich zu heben suchen. Hiezu ist natürlich wahre Religiösität und Nächstenliebe erfordert, welche den Reichen, namentlich den Fabrikbesitzern, zum Bewußtsein bringen, daß die Arbeiter nicht da sind, um ausgebeutet zu werden, sondern daß man ihnen gegenüber auch Pflichten hat, ja daß dem Fabrikherrn die wichtige sociale Mission obliegt, mit väterlichem Wohlwollen für das zeitliche und geistige Wohl seiner Untergebenen zu sorgen und zwar vor Allem durch persönliche Einwirkung. Eingesehen hat man dieß zwar schon lange und manche anerkennenswerthe Bestrebungen einzelner Fabrikanten sind schon früher zu Tage getreten. Aber an einer umfassenden Organisation in dieser Richtung fehlte es bisher unter den deutschen Katholiken. Das Verdienst, eine solche geschaffen zu haben, gebührt dem vor etwa zwei Jahren gegründeten „Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde". Derselbe kann sich, wie aus dem Berichte des Generalsecretärs auf der ersten Generalversammlung in Bonn (5. September 1881) erhellt, schon recht erfreulicher Resultate rühmen. Nicht zu den geringsten Leistungen des Verbandes gehört die Gründung eines Centralorgans unter dem Namen „Arbeiterwohl", redigirt von dem durch seine trefflichen socialpolitischen Schriften bekannten Franz Hitze. Schon nach dem Erscheinen der ersten Hefte hatten wir die freudigsten Erwartungen an die Zukunft des „Arbeiterwohl" geknüpft. Jetzt liegen uns der erste Jahrgang (12 Hefte, zusammen 218 S. 8°) vollständig und auch die beiden ersten Hefte des zweiten Jahrganges vor, und wir gestehen, daß unsere Hoffnungen noch übertroffen wurden. Sowohl was die Auswahl der Themata, als den Inhalt und die Form betrifft, verdienen die gelieferten Arbeiten unsere volle Anerkennung. Namentlich zeichnen sich dieselben durch ihren praktischen Charakter aus. Das „Arbeiterwohl" will nicht unpraktische Politik treiben und ganz neue Organisationen in's Leben rufen, sondern im Anschluß an die gegebenen Verhältnisse die Industriellen und Arbeiterfreunde veranlassen, wo es geschehen kann, zum Wohle der Arbeiter mitzuhelfen. Wir zweifeln nicht, daß die im „Arbeiterwohl" gegebenen Winke und Anregungen der Same zu manchem praktischen Versuch zur Lösung der Arbeiterfrage sein werden. Es gibt gottlob noch viele edle Menschen, denen das Christenthum kein leerer Name ist, die nur der praktischen Anleitung und Anregung bedürfen, um überall, wo sie können, selbst mit mannigfachen eigenen Opfern und Mühen, heilend und helfend einzugreifen.

Über die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner Freiherrn v. Haxthausen zu Bökendorf, 1833. Unveränderter Abdruck mit einer Lebensskizze, nebst Porträt und Facsimile des Verfassers. Neu herausgegeben von seinem Schwiegersohn. XXXIX u. 248 S. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1881.

Der Verfasser hätte seiner Schrift auch den Titel geben können: „Die Grundlagen der ehemaligen und der heutigen Verfassungen". Wenn auch seine Ausführungen zunächst für Westfalen selbst bestimmt waren, so beanspruchen sie doch ein ganz allgemeines Interesse für alle Länder und bringen eine scharfe und eingehende Kritik der modernen constitutionellen Staatsverfassungen aus einer Zeit, wo auch katholischerseits nur Wenige das innerste Wesen derselben durchschauten. Sie klingen wie der ernste Mahnruf eines Mannes, der an der Grenzscheide zweier Zeiten steht. Mit Trauer sieht er die letzten Reste der alten ständischen Ordnung, auf der die Gesellschaft so lange fest geruht, vor dem Andrange der neuen Ideen in Trümmer sinken; und nur mit Bangen blickt er in die Zukunft, deren Schicksale er in den politischen Principien fast prophetisch vorherschaut. Zwei Richtungen namentlich sieht er sich gegen die alte Ordnung erheben: einerseits ist es der verderbliche, alles selbständige Leben perhorrescirende Beamten-Bureaukratismus, der auch die Beamten selbst durch das sogen. Collegialsystem zu willenlosen Gliedern in dem großen mechanischen Räderwerk des Beamtenthums stempelt; andererseits ist es das moderne Repräsentativsystem mit seiner allgemeinen Vernunft und seinem souveränen Volkswillen, das alles organisch Gegliederte auseinanderreißt und alle gesellschaftlichen Unterschiede nivellirt. Die neuere Erfahrung beweist übrigens, daß diese beiden Richtungen sich sehr wohl nebeneinander vertragen. Sie haben eben, wie Werner v. Haxthausen zeigt, dieselbe Wurzel und Grundlage. Es ist der jeder Pietät gegen göttliches und historisches Recht bare Hochmuth, der alle menschlichen Verhältnisse der Willkür des oder der eben am Ruder Befindlichen überliefert. Zu den trefflichsten Partien der Schrift gehört der geschichtliche Rückblick auf die Entstehung und sociale Bedeutung der mittelalterlichen vier Stände: der Geistlichkeit, des Adels, des Bürger- und Bauernstandes, deren Wiedererweckung und Neubelebung v. Haxthausen befürwortet und von einer einsichtsvolleren Zukunft erhofft, freilich in einer den neueren Bedürfnissen angepaßten Weise. „Wir wollen," schreibt der Verfasser, „das Mißverständniß der deutschen Maler nicht theilen, welche die altdeutsche Kunst des 15. Jahrhunderts wieder zu beleben hofften, wenn sie ihren Bildern die Steifheit und alten Gewande, die schlecht gezeichneten Hände und Füße ihrer Vorbilder gaben, aber die Rückkehr des verschwundenen Geistes und innern Lebens, wie es aus den Werken unserer Väter uns anspricht, nicht zu beschwören vermochten" (S. 236). Die vielen geistreichen und von einer feinen Beobachtungsgabe zeugenden Bemerkungen über die ehemaligen ständischen Verfassungen verdienen um so mehr die volle Beachtung, als sie von einem Manne herrühren, der zu seiner Zeit in seiner Heimath noch viele Reste der alten Ordnung um sich her erblickte, während wir heute fast nur noch in Geschichtswerken davon lesen können. Daß die philosophischen Ausführungen nicht immer bis zur vollen Klarheit durchdringen, wird der Leser der Zeit zu gute halten, in welcher der Verfasser gelebt und in welcher die katholische Wissenschaft sich noch nicht genügend von der sogen. deutschen Philosophie emancipirt hatte. Es thut dieß auch dem Werthe der socialpolitischen Schrift, welche des Nützlichen, Schönen und Interessanten so viel bietet, durchaus keinen Eintrag. Eine recht erwünschte Zugabe bildet auch die in der Einleitung gegebene interessante Lebensskizze des Verfassers.

Ein wahrer Robinson, oder: Die Abenteuer Owen Evans'. Herausgegeben von V. H. Anderdon S. J. Nach dem Englischen von M. Hoffmann. Mit einem Holzschnitt und zwei lithographirten Figurentafeln. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 3.

Die gewöhnlichen Robinsonaden laufen auf phantastische Abenteuer und banale Humanitäts-Pädagogik hinaus. Das Erstere ist heutzutage die Hauptsache. Owen Evans, der Held der vorliegenden Erzählung, äußert deßhalb im 55. Kapitel das Bedenken, ob seine Blätter überhaupt einen Leserkreis finden möchten. „Ein mir befreundeter Buchhändler," sagt er, „dem ich einen Theil meines Manuscriptes vorlegte, benahm mir allen Muth, meine Erzählung weiter fortzusetzen, indem er mir sagte, mit einem monotonen Berichte wirklich dagewesener Thatsachen sei dem Publikum nicht gedient. Ich würde ungleich mehr Erfolg haben, wenn ich irgend eine Mordgeschichte, einen Zusammenstoß mit Seeräubern oder sonst ein grausiges Abenteuer erzählte, wobei einige Dutzend Menschen abgeschlachtet oder ein ganzes indisches Dorf niedergemetzelt würde, so daß dem Leser die Haare zu Berge ständen." So effectvoll schaurig sind die Abenteuer dieses neuen Robinson nicht. Owen Evans ist ein angehender Schiffschirurg, der wider sein Vermuthen auf das Schiff eines Piraten geräth und von diesem mit vier englischen Seeleuten und einem spanischen Priester auf einer öden Insel ausgesetzt wird. Hier erleben sie allerhand Jagd- und andere Abenteuer, wie sie mit einem primitiven Naturleben verbunden sind; die Hauptsache aber ist, daß der spanische Missionär Don Manuel der Freund und Tröster der fünf protestantischen Insulaner wird und sie dann langsam in den Schooß der Kirche zurückführt. Diese Conversionsgeschichte hat P. Anderdon, selbst Convertit und Anverwandter des Cardinals Manning, mit tiefer Kenntniß des Menschenherzens und des Gnadenlebens, in einfacher und doch ungemein spannender Weise durchgeführt. In der Charakteristik Don Manuels spiegelt sich nicht nur eine specielle Individualität, sondern der Beruf und die Würde, das Walten und Wirken des Priesters überhaupt im Dienste der göttlichen Gnade. Don Manuel ist weder ein romantischer Padre Cristoforo noch ein banger Don Abbondio, sondern ein schlichter, einfacher und braver Priester, der aber in seiner einfachen Bescheidenheit das priesterliche Ideal in anziehendster Weise verwickelt. Die religiöse Verwicklung, mit den Abenteuern der Insulaner anmuthig verwoben, gibt der Robinsonade einen ernsteren, tieferen Gehalt und macht sie zu einer sehr „wahren" Geschichte. Die Erzählung verdient darum als jugendliche Unterhaltungslectüre die wärmste Empfehlung. Sie unterhält nicht nur, sie belehrt auch und tritt in ebenso liebenswürdiger als wirksamer Weise dem öden, confessionslosen Humanitätswesen entgegen, das noch immer einen großen Theil der Jugendlectüre beherrscht. Die Übersetzung ist gelungen. In dem spanischen Sprüchwort S. 209: El mozo, for non saber, muß es heißen: por non saber.

Außerdem empfehlen wir folgende **liturgischen Werke:**

Rituale Romanum Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum. Cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio secunda accuratissima a Sacr. Rituum Congregatione adprobata. 12°. X, 398 et 228 p. Ratisbonae, Pustet, 1881. Preis: *M.* 3.60.

Breviarium parvum ex Breviario Romano collectum et ad usum quotidianum in festis per annum accommodatum. Accedunt orationes

ante et post Missam dicendae. Cum approbatione R^mi Episcopi Rottenburgensis. Editio altera. 12°. VIII, 68 et 28 p. Campoduni, Koesel, 1881. Preis: *M.* 1.

Officium Majoris Hebdomadae a Dominica in Palmis usque ad Sabbatum in Albis juxta ordinem Breviarii et Missalis Romani cum cantu pro Dominica Palmarum, triduo sacro et Paschate, quem curavit S. Rituum Congregatio. Editio stereotypa. 8°. 346 p. Ratisbonae, Pustet, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Psalmi officii **Hebdomadae Sanctae,** quos meditationum et finalium initiis distinctis in psallentium usum edidit Joseph Mohr. Editio stereotypa. Ratisbonae, Pustet, 1881. Preis: 50 *Pf.*

Cantus sacri ad I. Nocturnum Tridui Sacri a Joanne Diebold. (Inhalt: Neun Responsorien für die heilige Charwoche, für vierstimmigen gemischten Chor nach alten Handschriften in Partitur gebracht. Drei Lamentationen für vierstimmigen Männerchor. Drei Lamentationen für vierstimmigen gemischten Chor.) Gr. 4°. 38 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 3.

Miscellen.

Brehm über „die frömmsten Gläubigen". Um die Eintönigkeit seiner endlosen Thierbeschreibungen etwas zu mildern, bringt Brehm in seinem „Thierleben", wie manche Romanschreiber, da und dort einen kleinen Hieb auf die „Pfaffen" an. „Die Pfaffen", so witzelt er u. A. (2. Aufl. II, 326), „erklärten den Biber für ein ‚fischähnliches Thier'", und über die „frömmsten Gläubigen" spottet er, daß sie „noch in unseren Tagen glauben", es dürfe „der Fischotter zu den Fischen und nicht zu den Säugethieren gezählt werden". Der Witz ist höchst wohlfeil, weil schon oft gemacht, und zeigt im Grunde nur die Unkenntniß des Spötters, der weder die Bedeutung des kirchlichen Abstinenzgebotes noch den deutschen Sprachgebrauch im beregten Punkte kennt. Die Kirche verbietet für Abstinenztage das Fleisch der Landthiere (S. Thom. Summa II, II q. 147 a. 8), und dieß deßhalb, weil es im Allgemeinen am schmackhaftesten ist und somit die freiwillige Enthaltung von dieser Speise uns in der Beherrschung der Sinnlichkeit übt. Welche Thiere nun im Sinne des Gebotes zu den Landthieren und welche zu den Wasserthieren gehören, das hat schon von den ältesten Zeiten an das kirchliche Gewohnheitsrecht festgestellt, und zwar nicht nach anatomischen oder physiologischen Principien, sondern lediglich nach dem augenfälligsten und leichtfaßlichsten Kriterium, nämlich nach dem gewöhnlichen Aufenthalt der Thiere. Dieß Kri-

terium bildet freilich kein inneres Classifications-Princip der Thiere; aber darauf ist es ja auch in unserem Fall nicht abgesehen; es leistet aber das, worauf es für Befolgung allgemeiner Kirchengesetze ankommt, indem es ein leicht erkennbares Unterscheidungszeichen an die Hand gibt. Dasselbe ist auch nicht so ganz und gar unwissenschaftlich. Es hat der Wissenschaft früher gute Dienste geleistet und kommt auch bei der heutigen Naturbeschreibung immer noch in Betracht, da der gewöhnliche Aufenthalt der Thiere stets in enger Beziehung zu deren Organisation steht. Schon Aristoteles, dessen naturhistorische Ansichten das größte Ansehen für die alte Zeit und das Mittelalter besaßen, rechnet dort, wo er die Thiere nach ihrer Lebensweise in Land- und Wasserthiere scheidet, den Fischotter zu letztern, aber so, daß er ihn, weil er außer dem Wasser gebiert und Athem schöpft, den Fischen gegenüberstellt (Histor. animalium, ed. Berol. 1831, 487, 20 sqq.). Ebenso sagt Brehm in seinem Thierleben vom Fischotter: „daß er ein echtes Wasserthier ist", und nennt das Wasser seine „eigentliche Heimath". Auch bezeugt er, daß das Otterfleisch „so wenig versprechend und schwer verdaulich" ist und deßhalb „an vielen Orten für werthlos erachtet" wird (Thierleben, 2. Aufl., II, 114. 115. 124). Die „Pfaffen" sündigen also nicht wider die Wissenschaft, wenn sie den Fischotter mit den Fischen, Krebsen, Muscheln zu den „Wasserthieren" gerechnet haben; aber auch die „frömmsten Gläubigen" begehen ebenso wenig einen wissenschaftlichen Unsinn, wenn sie bisweilen den Fischotter zu den „Fischen" und „Fischspeisen" zählen. Da ganz Deutschland einmal katholisch war und das kirchliche Abstinenzgebot anerkannte, so hat das Wort „Fisch, Fischspeise" außer seinem stricten Sinn auch eine weitere Bedeutung erlangt, welche dem kirchlichen Gewohnheitsrecht entspricht; es wird nämlich auch im Sinne von Abstinenz- oder Fastenspeisen genommen. Deßhalb sagt Sanders in seinem großen „Wörterbuch der deutschen Sprache", Leipzig 1860, Bd. I. S. 450: „Namentlich in der katholischen Kirche gelten auch manche, von Fischen sich nährende Thiere selbst, im Gegensatz zu Fleisch, für Fische, das heißt für erlaubte Fastenspeise, z. B. das Fleisch der Fischotter, Tschudi, Th. 145." In diesem Sinne wird auch das Fleisch der Muscheln Fisch genannt; siehe Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1862, Bd. III. S. 1681: „Fisch in Muscheln, concha, man begriff Conchilien und Krebse auch unter den Fischen". Wenn also Katholiken, gemäß diesem von den größten Lexikographen anerkannten deutschen Sprachgebrauch, Fischotter, Krebse und Muscheln zu den Fischspeisen rechnen, so wollen sie damit nur sagen, daß sie „Fastenspeisen" sind, was kein vernünftiger Mensch einen zoologischen Irrthum nennen wird. Niemals aber habe ich einen Katholiken gefunden, der den Fischotter für einen Fisch im eigentlichen Sinne des Wortes gehalten hätte. Und doch habe ich in Gegenden gelebt, wo Fischotter gefangen und gegessen wurden, und sicher tausendmal mehr mit den „frömmsten Gläubigen" verkehrt als Herr Dr. Brehm. Wenn letzterer aber dennoch einen oder den andern Katholiken gesprochen hätte, der wirklich diesen Unsinn angenommen, so hat er kein Recht, denselben im Allgemeinen den gläubigen Katholiken zuzuschreiben. Auf welcher Seite

ist also die Dummheit: auf Seiten der „Pfaffen und frömmsten Gläubigen“, welche mit den berühmtesten Zoologen, von Aristoteles bis auf Brehm herab, den Fischotter zu den „Wasserthieren“ zählen, oder aber auf Seiten Brehms, der nicht einmal den deutschen Sprachgebrauch in dem von ihm verspotteten Punkte kennt? Wir können es darum nur lobend anerkennen, wenn bei der zweiten Auflage von Brehms Thierleben an einer anderen Stelle dieses Werkes (VIII, 173) derselbe Witz (daß „die kirchengelahrten Thierkundigen Fischotter u. s. w. noch zu den Fischen zählen“), der sich in der ersten Auflage (V, 593) fand, weggelassen wurde, und empfehlen dieselbe Procedur für weitere Auflagen des II. Bandes. Auch andere Spöttereien über das kirchliche Fastengebot, so der Ausfall über die „heilige“ Inquisition, „diesen Inbegriff pfäffischer Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit“ (V, 507), sind dort bei der zweiten Auflage gestrichen; nur ist ebendaselbst die falsche geschichtliche Notiz über die Abstinenz des Samstags in Spanien, deren Unrichtigkeit aus Bened. XIV. de synodo dioec. XI, 5, n. 6—8, erhellt, stehen geblieben. Doch genug. Wir wollten nicht auf alle für Katholiken anstößigen Stellen aus Brehms Thierleben aufmerksam machen — da hätten wir noch viel zu thun —, sondern nur an einem Beispiele zeigen, wie seicht die Spöttereien der „modernen Wissenschaft“ über die Katholiken sind. Dem sittlichen Fortschritt Deutschlands kann es sicher nur wenig frommen, wenn der Glaube und die religiöse Gewissenhaftigkeit von Millionen Menschen verspottet wird, während man das Leben der Thiere in reizender anthropomorphistischer Weise schildert, ihre Mutterliebe poetisch verherrlicht und den Kampf der Männchen um die Weibchen zum Roman gestaltet. Ist das Wissenschaft? — — Als Kaiser Joseph II. seine Unterthanen angeblich wegen des theuren Preises der Fastenspeisen vom Abstinenzgebot befreien wollte, schrieb der vielgerühmte Herzog Karl August von Weimar: „Was die Berechnung der theuern Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so für mich sorgte. Denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, welches ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche für meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müsse.“ So meinte ein protestantischer, sehr aufgeklärter Fürst, der aber wenigstens noch eine Idee hatte, daß die Reinheit des Glaubens auch noch etwas werth sein könnte, nicht bloß die „Wissenschaft“ und die Reinheit der Flintenriemen.

G. S.

Der Selbstmord und die Mißhandlung der Statistik.

Das vorige Jahr hat wirklich ein Übermaß literarischer Producte über das Thema „Selbstmord“ auf den Büchermarkt gebracht. Die reichhaltigsten derselben sind wohl: „Der Selbstmord, ein Kapitel aus der Moralstatistik, von Heinrich Morselli, Professor der Psychiatrie an der Universität Turin und erstem Arzt der königl. Irrenanstalt daselbst. Leipzig, Brockhaus“, und: „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation, von Dr. Thomas Garrigue Masaryk, Docent der Philosophie an der Universität Wien. Wien, C. Konegen“.

Bei allem traurigen Ernst der Sache selbst, die eine so trostlose, weitverbreitete Degeneration bei unserem heutigen Geschlechte nachweist, ist es doch fast drollig, zu sehen, wie man im ungläubigen Lager unserer Tage sich angesichts der statistisch constatirten Thatsachen aufrafft und wehrt; wie Schriftsteller und Publicisten, wenn sonst auch gründliche Lobpreiser der ungläubigsten Tendenzstatistik, eifrigst von der modernen Civilisation die Schuld an einer solch monströsen Erscheinung abzuwaschen suchen.

Diese Mühe wollen wir Andern überlassen. Was uns bestimmt hat, dieses trostlose Thema des Selbstmordes hier zur Sprache zu bringen, ist gerade die tendenziös glaubenswidrige Behandlung der Statistik, wie sie heutzutage auf nicht bloß Einem Gebiete ihr Unwesen treibt.

Das meistgelobte Werk über Selbstmord liefert speciell ein eclatantes Beispiel, wie frivol man Statistik mißhandelt und mißbraucht, um gott- und religionslose Ziele zu verfolgen. Wir meinen das genannte Morselli'sche Buch. Kaum war dasselbe italienisch erschienen, so fand es auch einen deutschen Übersetzer, resp. Bearbeiter für eine eigens autorisirte Ausgabe; es wurde dieser gar die Auszeichnung zu Theil, als fünfzigster Band der internationalen wissenschaftlichen Bibliothek einverleibt zu werden.

Daß in diesem Werke ein reichhaltiges Material an statistischen Daten aufgehäuft ist, läßt sich nicht läugnen; dieß ist aber auch Alles, was es an Werth besitzt. Auf Grund seiner Zahlen und Berechnungen sucht der Verfasser den Selbstmord als ein Stück Kampf um's Dasein zu charakterisiren; seine eigenen Worte besagen dieß unverhohlen. S. 315 der deutschen autorisirten Ausgabe heißt es: „Der Selbstmord ist ein Ergebniß des Kampfes um's Dasein und der Auslese, welche sich im Menschengeschlechte kraft des Gesetzes der Culturentwicklung vollziehen", und vorher S. 314: „Der Selbstmord ist nicht eine von der Willkür des Individuums abhängige Handlung, sondern eine sociale Thatsache, nicht minder und nicht unähnlich, wie Geburten und natürliche Todesfälle, Verbrechen und Geisteskrankheiten." Die Erweiterung der Darwin'schen Theorie und ihre Feststellung auf socialem Gebiete zu versuchen, ist das Ziel, welches der Herr Professor sich vorgesetzt hat, und die Läugnung der menschlichen Freiheit die Hauptetappe in diesem Versuche.

Sogar die Zeitschrift „Unsere Zeit", die gewiß frei ist von scrupulöser Gewissenhaftigkeit bezüglich christlich-religiöser Fragen, findet jene tendenziöse Mißhandlung der Statistik (Jahrg. 1881, S. 671) lächerlich, indem sie sagt: „Man hat früher, wie bei den bevölkerungsstatistischen Ziffern überhaupt, so auch bei denen des Selbstmordes viel Gewicht darauf gelegt, Regelmäßigkeiten oder sogenannte Gesetzmäßigkeiten zu entdecken, die man dann als Ausdrücke ‚wunderbarer Ordnung im Haushalte der Natur' und unter ähnlichen wohlklingenden Namen dem staunenden Publikum vorführte, mit denen man sogar gegen die Lehre vom freien Willen zu demonstriren unternahm." Aber, nebenbei bemerkt, wenn das der verehrlichen Zeitschrift mit Recht abgeschmackt vorkommt, wie konnte sie dann unter andern Schriftstellern auch ein Werk wie das des Morselli „als gediegene Untersuchungen zum Studium lebhaft empfehlen", und zwar nur wenige Zeilen vor dem Verdict über die abgeschmackte Tendenz, etwas gegen die menschliche Freiheit daraus zu eruiren?

Doch das ist schließlich nicht unsere Sache. Lehrreicher wird es sein, uns den Beweisgang anzusehen, den Morselli nimmt, um seine These zu erhärten, da sie als mustergiltiges Beispiel des Statistik-Mißbrauches überhaupt gelten kann.

Bei all dem Bienenfleiß, mit welchem das mögliche Material von allen Ländern her über Selbstmordziffern gesammelt ist, und bei allen erdenklichen Combinationen, in denen der Verfasser sich erschöpft, um

tabellenmäßig festzusetzen, wie mit Rücksichtnahme auf alle möglichen und unmöglichen Einflüsse die Selbstmordziffern sich vertheilen, hat derselbe stets sein Ziel vor Augen, „eine gewaltige Waffe“ zu liefern, „um gegen die Vorstellung von der Willkürlichkeit der menschlichen Handlungen anzukämpfen und die Meinung zu verfechten, daß in der moralischen Welt dieselben Gesetze wie in der physischen gelten“ (S. 3). Natürlich, ist der Beweis einmal erbracht, vor Allem im Sinne solcher Herren, dann ist der Sprung in den Abgrund gethan, und es ist nicht mehr eine so waghalsige Strecke bis zur Pfütze, wo Materialisten und Darwinisten mit Affen und Unken brüderlich im Schlamme wühlen. Diesem Zwecke, eine Waffe gegen die menschliche Freiheit zu liefern, dienen dann in der That all die sieben statistischen Abschnitte von 313 Seiten, in welchen die Selbstmorde je nach den verschiedenartigen wahren oder vermeintlichen Einflüssen registrirt sind. Die Waffe spitzt sich schließlich in dem Satze zu: „Überall begegnen wir einer progressiven Zunahme und einer Regelmäßigkeit bei den Selbstmordziffern, d. h. constanten Gesetzen“ (S. 16). „Wo aber Gesetze sind, ist keine Freiwilligkeit, da ja, wenn dem so wäre, der Geist die ihm gesetzten natürlichen Schranken überschreiten könnte, was anzunehmen einfach absurd ist“ (S. 245).

Sehen wir uns die einzelnen Glieder dieser Behauptungen oder dieses Argumentes an; denn so auf's Wort glauben wir dem gelehrten Professor und Irrenarzt doch nicht, auch nicht auf die Gefahr hin, von ihm unter das noch „metaphysisch angekränkelte Publikum“ gerechnet zu werden (S. 245).

Also im Vordergrunde steht die Behauptung, welche ihren Beweis von der Statistik hernehmen soll, betreffs einer nach constanten Gesetzen erfolgenden Regelmäßigkeit der Selbstmorde. Wie läßt sich nun dieser Beweis an? Es muß da schon ein wenig auffallen, daß so unterschiedslos alle und jegliche Selbstmorde verzeichnet werden, um das Gesetz herauszufinden, nach welchem die moralischen Handlungen ebenso wie die physischen sich richten müssen. Anerkanntermaßen fallen sehr viele Selbstmorde auf Geistesstörung und Irrsinn; diese alle wären doch auszumerzen, wenn man gewissenhaft mit Ziffern umgehen und die richtige Regelmäßigkeit darthun will. Oder sind etwa die Irren auch moralische, zurechnungsfähige Handlungen zu setzen im Stande? Doch diese Unterscheidung gehört wohl in das Kapitel der „angekränkelten Metaphysik“; und es wäre höchst fatal, eine auch nur annähernd sichere Statistik der überlegten Selbstmorde liefern zu sollen, da es so un-

endlich schwer ist, in den Einzelfällen zu unterscheiden, ob und wie viel Geistesstörung vorhanden war. Damit kommt also die ganze, aus noch so zuverlässigen statistischen Quellen geschöpfte Regelmäßigkeit stark in's Schwanken. Doch hiervon wollen wir großmüthig absehen.

Die traurige Frequenz der Selbstmorde wird von allen Statistikern unabweisbar gewiß gemacht. Morselli rechnet für Deutschland 8000 bis 9000 jährlich. Masaryk in seiner Schrift: „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation", verallgemeinert in der Vorrede S. V die Angabe: „Bei uns in Österreich (Cisleithanien) werden jährlich 2600 Selbstmorde constatirt, in Deutschland etwa 9000, in Frankreich gegen 7000; in allen europäischen Ländern, aus denen wir officielle Berichte haben, zählt man jährlich mindestens 22000 Fälle. Sollte es wahr sein, wie Viele glauben, daß die statistischen Daten höchstens die Hälfte der verübten und versuchten Selbstmorde ausweisen, so würden in den civilisirten Staaten Europa's jährlich etwa 50000 Menschen Hand an sich legen." Die Vertheilung auf die einzelnen Länder ist sehr ungleichartig. Nach Morselli's Berechnung und Reducirung auf eine Million Einwohner gestaltet sich die Zahl in den einzelnen Perioden:

Für:	Jahre									
	1831—35	1836—40	1841—45	1846—50	1851—55	1856—60	1861—65	1866—70	1871—75	1876—77
Schweden	69	66	66	67	71	57	76	85	81	—
Norwegen	97	109	107	110	107	94	85	76	70	—
Dänemark	—	213	232	258	272	276	288	277	258	—
Großbritannien ungef.	63		62	62		65	67	67	—	—
Preußen	94,8	102,7	110,8	99,3	130	123	122	133,2	133,1	173,6
Sachsen	—	158	198	199	248	245	264	297	268	377
Bayern	—	—	55	73		80		90	90	103—127
Frankreich	64	76	85	97	100	110	124	135	150	—
Italien	—	—	—	—	—	—	30,8	31	32	37
Spanien	—	—	—	—	—	14	15	17	13	—

Ein Blick auf diese Zahlen zeigt freilich im Allgemeinen ein hohes Anwachsen der Selbstmorde, eine zu große Regelmäßigkeit findet sich jedoch nicht; beispielshalber für Schweden befindet sich die Ziffer 57 zwischen 71 und 76, in Norwegen deckt sich ein beständiges Abnehmen gegen das sonstige allgemeine Zunehmen auf, in allen andern Ländern bei allgemeiner Zunahme doch ein Balanciren zwischen Zu- und Abnahme, mit Ausnahme von Frankreich. Doch — das geben wir gerne zu — bei den verschiedenartigsten Einflüssen, die sich nach dieser Richtung geltend machen, ist eine derartige Unregelmäßigkeit weder ein Beweis für noch

gegen die Freiheit. Das Einzige, was wir hier betonen, ist, daß die Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit doch gar nicht so zu Tage liegt: das aber ist's, was Morselli zunächst beweisen muß.

Das Material wird aber noch weiter verarbeitet und detaillirt. Da wird untersucht, wie viel Selbstmorde in den einzelnen Ländern auf die verschiedenen Monate, auf die verschiedenen Wochentage, auf die verschiedenen Tagesstunden fallen, und dann daraus der „determinirende" Einfluß der Temperatur, des Lichtes u. s. w. bestimmt. S. 82 u. 83 liefert Morselli dem Leser Monatscurven für die verschiedenen Länder. Da geht's freilich kraus und bunt durcheinander, wiewohl im Allgemeinen in den Monaten Mai, Juni, Juli die Zahl sich erheblich größer ausweist, als in der kälteren Zeit. Hieraus nun aber den Schluß ziehen auf eine constante Verursachung des Selbstmordes durch Hitze oder unvermittelten Temperaturwechsel, wird schon durch andere Tabellen als albern widerlegt.

Drolliger noch wird es, wenn der Verfasser S. 118 u. ff. sich allen Ernstes bemüht, ein Wechselverhältniß zwischen Körperlänge und Selbstmordfrequenz statistisch aufzudecken. Da könnte man ja schließlich auch noch statistische Tabellen anfertigen, um die Wechselbeziehung zwischen der Rückläufigkeit des Jupiter und der guten oder schlechten Weinlese herauszufinden! Wirklich controlirt der Verfasser S. 120 u. 122 in zwei Tabellen für Italien und Österreich und deren einzelne Provinzen die Selbstmordfrequenz mit der Körpergröße der Rekruten und der Zahl derer, die wegen Mindermaß zurückgestellt wurden, und kommt zu dem Resultate, daß in Italien das größere Körpermaß mehr zum Selbstmord disponirt. „Wir sehen also, wie die Gruppe mit den größten Staturen und den wenigsten Zurückstellungen die höchste Selbstmordziffer hat", daß aber in Österreich das Umgekehrte stattfinde.

Zu denselben werthlosen Curiosa vorgeblicher Gesetzmäßigkeit rechnet „Unsere Zeit" mit Recht, wenn man ferner durch Zusammenstellung der statistischen Daten gefunden haben will, daß in Norddeutschland „gesetzmäßig" unter den Selbstmördern 60 % sich erhängen, 20 % sich ertränken, 10 % sich erschießen u. s. w., während anderswo der Procentsatz anders lautet. Doch Morselli findet eben als guter Darwinist überall Gesetzmäßigkeit und Causalnexus, nur nicht da, wo ein solcher besteht.

Mit etwas mehr Grund kann der Verfasser mit andern Statistikern dazu übergehen, die Selbstmordfrequenz mit den individuellen Beweg-

gründen zu vergleichen; denn da haben wir doch einmal einen unbezweifelbaren inneren Nexus, und es hat einen vernünftigen Sinn, darüber vergleichende Tabellen anzufertigen. Ob und wie sich daraus eine „Gesetzmäßigkeit“ im Sinne Morselli's ergibt, das ist eine spätere Frage.

Nun, gerade bei diesem wichtigsten Kapitel der Selbstmordstatistik sind die Statistiker eingestandenermaßen recht hilf- und rathlos. Bei Manchen ist nicht so fast nach Motiv, als nach physischem Grunde zu fragen, bei denen, welche im Zustande der Geistesstörung Hand an sich legten — und gerade die können zum beabsichtigten Zwecke eines Beweises gegen die Freiheit nicht verwendet werden. Mag nun auch wohl der Procentsatz der Selbstmörder, welche als geistesverwirrt angegeben werden, eher übertrieben sein, weil die Angehörigen durch Vorschützen solcher Sachlage die Schmach, welche durch den Selbstmord eines Mitgliedes auf die Familie fällt, gerne abwälzen mögen; so ist doch sicher, daß gerade die starke Zunahme der Irren auch eine starke Zunahme der Selbstmorde bedingt: sehen wir ja augenscheinlich nach Ausweis der statistischen Tabellen als Grund der Selbstmorde meist zwischen 20—30 % als „Geisteskrankheit“ verzeichnet, von denen doch ein großer Theil nicht auf bloß vorgeschütztem Grunde beruhen kann, und selbst mit Zunahme der Irren steigt sogar der Procentzuwachs derjenigen, deren Selbstmord dem Irrsinn zugeschrieben wird. Und Morselli selbst glaubt, in Italien sei noch eine Masse derjenigen Selbstmorde, welche unter der Rubrik „unbekannte Ursachen“ stehen, der Geisteskrankheit, nämlich dem in Folge des Polenta-Genusses häufig auftretenden Pellagra, zuzuschreiben.

Von den sonstigen vom Selbstmörder selbst vorher angegebenen Motiven sind jedenfalls manche so unsicheren Gehaltes, daß darauf ein irgendwie zuverlässiger Calcul sich gar nicht bauen läßt. Oder welchem vernünftigen Menschen wird es einfallen, auf das Zeugniß dessen viel zu geben, der sich nicht scheut, im selben Augenblicke den elementarsten Anforderungen des Sittengesetzes Hohn zu sprechen?

Es bleibt also zur richtigen Erforschung der Motive nur ein mäßiger Procentsatz all derer übrig, welche thatsächlich als Selbstmörder figuriren, nämlich diejenigen, aus deren etwaigen Umständen sich mit moralischer Sicherheit der sie bewegende Grund ermitteln läßt: allein bei Anfertigung der Statistiken werden diese nicht ausgesondert, sondern es wird Alles durcheinander genommen, wie es die amtliche Liste aufgezeichnet hat.

Nehmen wir jedoch das in dieser Hinsicht so zweifelhaft richtige Zeugniß der amtlichen Listen als glaubwürdig an, so stellt sich gerade hier wie bei keiner andern Zusammenstellung eine solche Unregelmäßigkeit heraus, daß der Blödeste sagen muß, von „Gesetzmäßigkeit" ist keine Rede. Bei einer sogen. Gesetzmäßigkeit müßte natürlich der Procentsatz der einzelnen Motive sich annähernd gleich bleiben; allein das geschieht nicht. Morselli gibt für Italien eine sehr detaillirte Tabelle von den einzelnen Jahren von 1866—1877. Nun, von tausend Selbstmördern ist als Grund angegeben bei Männern:

1. Elend und Furcht vor Elend in den einzelnen Jahren: 44,6. 54,1. 64,6. 66,3. 50,3. 64,3. 95,1. 85. 82,7. 43,9. 67,9. 100,5.
2. Verlust von Arbeit und Dienst: 6,4. 4,9. 3,2. 16,6. 4,9 u. s. w.
3. Finanzielle Verluste: 108,3. 137,7. 134,1. 128,4. 110,4. 140,4 u. s. w.
4. Häusliche Mißhelligkeiten: 48,8. 80,2. 64,6. 99,4 u. s. w.
5. Unglückliche Liebe: 31,8. 41. 66,2. 45,5. 39. 36,6. 44 u. s. w.
6. Abscheu vor dem Militärdienst: 12,7. 16,4. 21. 2,1. 3,2. 8,8. 13 u. s. w.
7. Lebensüberdruß: 14,9. 18,1. 25,4. 31. 21,1. 30,7 u. s. w.
8. Physische Leiden: 67,9. 137,7. 45,2. 47,6. 60,1 u. s. w.
9. Geisteskrankheiten und -störungen: 214. 157. 258. 217. 284. 178. 213 u. s. w.
10. Unbekannte Ursachen: 397. 313. 270. 279. 303. 248 u. s. w.

Wie angesichts dieser Tabelle Morselli (S. 252 u. 256) noch von „Regelmäßigkeit" sprechen kann, ist kaum erfindlich; es heißt das doch etwas stark auf die Blindheit des Lesers speculiren. Doch der Verfasser weiß noch einen guten Rath. „Diese Regelmäßigkeiten finden auch da statt, wo Ziffer und Art der Motive sich ändern. In diesen Fällen sind die Verschiebungen langsamer und gleichsam fortschreitende. Die sociale Atmosphäre nämlich verändert sich ja auch zwar beständig, aber allmählich." Zur Erhärtung dieses Satzes werden dann drei Zeitperioden aus der preußischen Statistik angeführt. Aber warum sollte es uns unerlaubt sein, auf die detaillirtere italienische zu schauen und nach dem Einmaleins zu glauben, eine Reihe wie 44. 54. 64. 66. 50. 64. 95. 82. 43 u. s. w. und ähnlich die anderen Reihen seien weder allmählich aufsteigende noch allmählich absteigende Reihen.

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß wir von unserer Seite nicht ein so hohes Gewicht darauf legen, eine Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit zu constatiren, wir wiederholen dieß hier; das nachher zu ziehende Facit ist davon ziemlich unabhängig: allein dem

Gegner gegenüber fordern wir's mit Recht; wenn er seine vermeintlichen Argumente auf die „Regelmäßigkeit" aufbauen will, so muß diese doch zuvor auf festerem Fundamente stehen. In anderen Fällen geben wir gerne eine gewisse Regel- oder Gesetzmäßigkeit zu: nämlich mit Zunahme der Geisteskranken wächst auch die Zahl der aus Geisteskrankheit verübten Selbstmorde; mit Zunahme der Trunkenheit und Ausschweifung wächst auch die Zahl derer, welche in Folge dieser Ausschweifungen zum Selbstmorde greifen. Nichts natürlicher als das. Damit ist aber das „Wie" des Einflusses nicht erklärt, am allerwenigsten ist erwiesen, daß der Entschluß, welchen der Wüstling schließlich gefaßt hat, in derselben Weise von seiner moralischen Versunkenheit hervorgebracht wurde, wie die That des Narren von seiner Narrheit. Das müssen aber Morselli und Consorten beweisen, wenn „in der moralischen Welt dieselben Gesetze wie in der physischen gelten" und wenn „die heutige Wissenschaft die Einheit der Kraft in aller todten und lebendigen Natur darthun will" (S. 3).

In dem süßen Gedanken würden wir den gelehrten Statistiker gerne sich wiegen lassen, wenn er vermeinen sollte, eine selbst nach mathematischen Formeln berechenbare Regelmäßigkeit in den statistischen Zahlen gefunden zu haben oder deren Fund noch erhoffen zu dürfen: das würden wir als eine überspannte Fachliebhaberei ansehen. Aber wenn solch theoretische Schrulle den Eckstein bilden soll, um eine in's Leben eingreifende, Glauben und Vernunft zerstörende Theorie von der Unfreiheit des Menschen aufzubauen, dann beginnt der unverantwortlichste Mißbrauch, der mit Zahlen und Daten der Statistik jemals getrieben werden kann. Mit kluger Berechnung werden alle Daten, welche die Beobachtung liefert, auf die etwa stattfindenden Einflüsse vertheilt; es fehlt nur noch, daß man für die einzelnen Einflüsse den Procentsatz festsetzt, für jede sündhafte und verbrecherische That so und so viel Procent Schuld auf Klima, so und so viel auf Nahrung, Beschäftigung, Bildung u. s. w. auswirft, und die Summe auf Hundert bringen kann: dann sind alle Factoren verzeichnet — die Freiheit ist überflüssig; es ist ja ohne sie das Rechenexempel fertig geworden.

Doch, wir wollen uns die Mühe geben, es ein wenig zu revidiren. Dem Gegner gegenüber wollen wir einmal großmüthig die gepriesene Regelmäßigkeit im Auftreten des Selbstmordes annehmen. Ist damit denselben geholfen? Sie glauben: ja. „Wo Gesetze sind," argumentirt Morselli — und das bildet den Kernpunkt seines Raisonnement —,

„wo Gesetze sind, ist keine Freiwilligkeit“. Und der Beweis hierfür? Nun, der ist leicht und kurz: „Da ja,“ heißt es weiter, „wenn dem so wäre, der Geist die ihm gesetzten natürlichen Schranken überschreiten könnte, was anzunehmen einfach absurd ist. Da nicht positiv bewiesen werden kann, daß die Entschließungen des Individuums unabhängig vom physischen Substrat (der grauen Gehirnsubstanz) entstehen, dürfen wir leichten Herzens die Schlußfolgerung der psychologischen Physiologie acceptiren, daß es sich mit dem freien Willen im Mikrokosmos der Einzelmenschen ebenso verhalte, wie mit dem Zufall im Makrokosmos. Gewiß ist, daß das Vorhandensein von individuellen Motiven, welches für den vulgären Beobachter das zunächst Wahrnehmbare ist, wahrzunehmen verhindert, wie in den scheinbar freiwilligen menschlichen Bethätigungen feste Gesetze herrschen, die in der großen Menge der individuellen Zufälligkeiten eben nur verhüllt bleiben.“ Das ist die ärztliche und philosophische Weisheit Morselli's (S. 245). Wir müssen gestehen, sie stellt hohe, uns zu hohe Anforderungen an's menschliche Denken; wir fürchten fast, wenn wir dem Professor folgen, dem Arzte zu verfallen. Wir wollen deßhalb bloß mit unserem bescheidenen Maße von Denkfähigkeit die ausgesprochenen Gedanken nachdenken.

Entkleiden wir die Behauptungen des Gegners ihrer Phraseologie, so sind die drei nackten Sätze folgende: 1. Die nachgewiesene Regelmäßigkeit der Selbstmorde involvirt eine Nothwendigkeit derselben. 2. Der Mensch ist in seinem Wollen nicht unabhängig vom Gehirn; also übt das Gehirn und dasjenige, was das Gehirn afficirt, einen nöthigenden Einfluß auf den Menschen aus. 3. Die individuelle (freie) Bethätigung erstreckt sich nur auf den engen Rahmen gewisser Modalitäten (S. 314); das Hauptresultat (d. h. der Selbstmord) kann nicht aufgehalten werden.

Es scheint wirklich Morselli bezüglich der Modalitäten, d. h. bezüglich der Zeit, des Ortes, der Art und Weise der Entleibung, vielleicht auch bezüglich des nächsten Motivs eine freie Selbstbestimmung anzunehmen: allein das Endresultat, der Selbstmord so oder so, ist eine unausbleibliche und physische Nothwendigkeit. Oder aber er spielt mit dem Worte „freiwillig“, mit dem Geständniß, „daß der Mensch über sich eine Herrschaft ausüben kann“ (S. 332), und will damit nur solche Handlungen bezeichnen, welche nicht von der Außenwelt veranlaßt werden, sich aber im Innern des Menschen „im Organismus“ (S. 249) nothwendig entwickeln.

Da ist's nun wirklich schwer, all die Widersprüche aufzuzählen, in welche sich die paar Sätze verwickeln. Der Mensch soll sich „ohne Mithülfe der Außenwelt" selbst bestimmen können, aber nothwendig bestimmt werden durch die Affectionen des Gehirns! Wer bringt denn die Affectionen des Gehirns hervor, eine äußere Ursache, oder der Wille des Menschen selber? Da eine äußere Ursache ausgeschlossen wird, so haben wir schließlich den Willen als Product der Gehirnaffection und als Ursache derselben zugleich, d. h. mit andern Worten, Jemand kann sein eigener Vater und sein eigener Sohn sein!

Was soll es ferner heißen, der Mensch ist in seinem Wollen nicht unabhängig vom Gehirn? Wir können allgemeiner sagen, der Mensch sei in keiner seiner Handlungen unabhängig vom Körper. Das kann einen sehr vernünftigen Sinn haben. Der Wille ist freilich eine seelische Fähigkeit, aber Seele und Leib stehen beim Menschen in so innigem Verhältniß, daß bei seelischen Functionen der Körper, bei körperlichen die Seele in Mitleidenschaft gezogen wird. So äußern besonders die Affectionen des Gehirns ihre Rückwirkung auf die Seele, und die innersten seelischen Thätigkeiten bleiben nicht ohne Einfluß auf das Gehirn. Der Mensch kann nicht denken, ohne daß die Gehirnsubstanz afficirt wird, keine Willensthätigkeit setzen, ohne irgend welche Alteration der Nerven und des Gehirns. Folgt aber daraus, daß er durch das Gehirn genöthigt wird? Wo hat denn die Physiologie bewiesen, daß es nicht der Wille ist, welcher die Gehirnsubstanz in Schwingungen versetzen, oder ihren Schwingungen Einhalt thun kann? Der Mensch ist auch im Wahrnehmen der äußeren Gegenstände abhängig vom Lichte und von den Schwingungen des Sehnerves: folgt aber daraus, daß er nicht freiwillig seine Augen öffnen und schließen kann, um eine Landschaft anzuschauen? Oder ist der italienische Professor extra so eingerichtet bezüglich seines Gehirns, daß er bei jedem neuen Gedanken einen bestimmten Willensentschluß fassen muß, dem er platterdings nicht ausweichen kann? In gewissem Sinne abhängig sein, kann sehr wohl mit derjenigen Unabhängigkeit bestehen, welche eine physische Nöthigung ausschließt. Morselli war auch bei Abfassung seines Buches abhängig von Tinte und Papier: genöthigt wurde er deßhalb von denselben nicht.

Der verehrte Statistiker vermißt einen „positiven" Beweis dafür, daß der menschliche Wille nicht im Abhängigkeitsverhältnisse des Genöthigtwerdens zu den körperlichen Gehirnfunctionen stehe. Will er mit diesem Beweis, den er vermißt, etwa einen auf physischen Experimenten

beruhenden Nachweis fordern, so daß er auf Mangel eines solchen Beweises hin „leichten Herzens" die Freiheit des Menschen leugnen zu dürfen glaubt? Dann weiß ich kein anderes Mittel als das Zugeständniß: es ist auch solch positiver Beweis für den Verstand des gefeierten Statistikers, für seine Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe noch nicht erbracht; also so lange der geehrte Herr uns seine graue Gehirnsubstanz nicht präsentirt und an ihr die genannten Fähigkeiten und Eigenschaften nachweist, dürfen wir „leichten Herzens" zugestehen, daß es sich mit dem Verstande, der Ehrenhaftigkeit, der Wahrheitsliebe im Mikrokosmus desselben ebenso verhalte, wie mit dem Zufall im Makrokosmus.

Und wenn wirklich einerseits jede Alteration im körperlichen Organismus eine nöthigende Kraft bezüglich des Willens besitzt, andererseits aber ohne Alteration des körperlichen Organismus eine Willensfunction nicht möglich ist: wie können auch da nur die geringsten Modalitäten einer menschlichen That, also für unsern Fall die Wahl des Ortes, der Zeit, der Weise des Selbstmordes der Freiheit des Menschen unterstehen? Dann dehnen wir's sofort auch nothgedrungen auf alle menschlichen Acte aus; merzen wir aus die Namen Verantwortung, lobwürdige und strafwürdige Handlung, Tugend und Laster und Verbrechen: alles das sind dann eitle Namen ohne Gehalt, Überbleibsel der metaphysisch angekränkelten Vergangenheit; öffnen wir alle Gefängnisse und lösen die Fesseln der Räuber und Mörder, sie verdienen keine Strafe, denn sie thaten nur, was sie thun mußten, lassen wir allem Diebsgesindel und jeder Frechheit ihren Lauf: sie können ja nicht anders handeln, als sie thun.

Der Kernpunkt der Behauptung an der Pseudostatistik hat sich also, nach dem Gehalte der Beweismomente zu schließen, als ganz schaal herausgestellt. Damit könnte er bei Seite geworfen werden. Doch schauen wir ihn noch in sich selber an. Also: „wo Gesetze, d. h. Regelmäßigkeit, da ist keine Freiwilligkeit." Wir müssen wieder den überwundenen Standpunkt der Metaphysik und Logik einnehmen, sei es auch zum Verdruß unseres Gegners. Wo physisch nöthigende Gesetze sind, da ist keine Freiheit, das geben wir gerne zu, das braucht aber nicht einmal als ein feierliches Princip festgenagelt zu werden, um daran den ganzen Prunk positiver Wissenschaft zur Schau auszuhängen. Wenn's aber keine physisch nöthigende Gesetze sind, so ist der Satz eine petitio principii und eine grobe Unwahrheit.

Christkatholischen und theologisch gebildeten Lesern könnten wir hier Beispiele aus der geoffenbarten Glaubenswahrheit vorführen: darnach ist

es Gesetz, untrügliche Glaubenswahrheit, daß kein zur Vernunftentwickelung gekommener Mensch sich sein Leben hindurch vor jeder geringen Sünde hüten kann — es sei denn, daß er wie die seligste Jungfrau Maria ein spezielles Gnadenprivileg von Gott erhielte — und doch ist es eben so sichere Glaubenslehre und Vernunftforderung, daß bei alledem und in jeder noch so geringen Sünde die Freiheit gewahrt bleibt. Noch mehr, ohne göttliche Gnade kann der Mensch schwere Versuchungen nicht überwinden, und er ist deßhalb gehalten zu beten; aber dieses Gesetz schließt die Freiheit, welche eine nothwendige Unterlage der Sündenmöglichkeit ist, nicht aus; ohne Gnade kann der Mensch freilich einer schweren Versuchung durch Sünde unterliegen.

Allein von solchen Beispielen, welche den höchsten Anforderungen der Denkfähigkeit der Darwinianer nicht entsprechen, wollen wir weiter nicht reden. Die Regelmäßigkeit, mit welcher gewisse Handlungen in der menschlichen Gesellschaft auftreten, soll ihre nöthigende Gesetzmäßigkeit beweisen! Curios! Nehmen wir an, in der Stadt A. speist man regelmäßig um 12 Uhr zu Mittag, da haben wir ein Gesetz, welches sich mit dem besten Gesetz der Statistik messen kann; und nun muß uns Dr. Morselli sagen, die Leute sind genöthigt, sind nicht frei, eine Viertelstunde früher oder später zu essen — oder er muß von seinem Princip abfallen!

Der Leser muß uns verzeihen, daß wir mit so trivialen Vergleichen eine Sache abmachen, welche in so manchen mit Gelehrtenschein umgebenen Büchern zu Markte getragen wird und gegen die Grundwahrheit nicht bloß aller christlichen, sondern jeglicher natürlichen Sittenlehre, die menschliche Freiheit, so leichten Herzens in's Feld rückt; auch bei Widerlegung gegnerischer Angriffe gilt eben der Satz: Jedem das Seine. Doch Etwas können wir aus dem vielen werthlosen Raisonnement, mit welchem Morselli seine statistischen Daten umgibt, endlich herausschälen, das einer etwas ernsteren Behandlung zugänglich ist, und dessen Behandlung das statistisch stereotype Thema der Einflüsse der äußeren Natur, der biologischen, socialen, psychologischen Eigenschaften des Individuums u. s. w. auf den Selbstmord ihrem wahren Werthe nach herstellen kann.

Wir geben also zu, die äußere Natur, die Charaktereigenthümlichkeit des Individuums, die dasselbe berührenden Ereignisse üben einen Einfluß, einen mächtigen Einfluß auf den Willen und die Willensentschließungen aus: der Mensch ist insofern recht abhängig von seiner äußeren Umgebung im allseitigsten Sinne. Aber wie geartet ist jener

Einfluß? Es ist ein Anregen, ein Sollicitiren, ein Drängen des Willens auf einen bestimmten Gegenstand hin. Der Mensch kann sich nicht immer nach Belieben die ihn umgebenden Dinge, die ihn umgebenden Ereignisse schaffen; und so wenig er sich manchmal erwehren kann, daß die Dinge sich seinem Verstande, seiner Phantasie aufdrängen, so wenig kann er die unwillkürlich sich daran schließenden Affectionen des Begehrungsvermögens meistern. Allein diese sich erhebenden Affecte unterhalten oder unterdrücken, steht manchmal in seiner Gewalt, dem unwillkürlich, unfreiwillig anstürmenden Drange widerstehen, in ihn nicht einwilligen, von ihm nicht zur That sich fortreißen lassen, das steht immer in seiner Gewalt: es sei denn, daß in seltenen Fällen die niedern Affecte so den Geist einnehmen und umnachten, daß die Unterscheidungsfähigkeit und die Überlegung suspendirt würde. So wie der Mensch trotz des mächtigsten Spornes zum Guten nicht genöthigt wird, das Gute zu thun, so wird er auch trotz des heftigsten Dranges zum Bösen nicht genöthigt, das Böse zu thun: er kann eben und muß kämpfen gegen sich selbst und die sich in seinem Innern erhebenden sittlichen Stürme. Daran mahnte der Herr schon den Brudermörder Kain, nicht über ihm, sondern unter ihm, d. h. unter dem vernünftigen Willen müssen seine Begierden sein; er habe sie zu beherrschen und zu meistern.

Und weßhalb ist der Mensch so veranlagt, daß er mit seinem vernünftigen Willen die auf ihn einstürmenden Begierden und sich selber bändigen kann? Weil er eben vernünftig ist, und an den ihm vorschwebenden Dingen nicht bloß die Eine individuelle Seite, die ihn gerade anzieht oder abstößt, betrachten kann und muß, sondern auch andere Seiten, welche darnach angethan sind, das Begehrungsvermögen in die richtige Lage zu bringen. Kein Ding, das sich seiner Seele aufdrängt, ist so sehr ein Gut für ihn, daß es nicht auch nach einer andern Seite hin ein Übel involvirte: darum kann der Mensch sich der einen oder der andern Seite zuwenden, mithin auch derjenigen schnurstracks entgegen, welche sich unwillkürlich zuerst seinem Geiste aufgedrängt hatte; nur das reine und vollkommene Gute fesselt ihn. Wird er also zu einer unsittlichen That gedrängt, um irgend ein Gut zu erhaschen oder ein Übel zu vermeiden, so kann und muß er sich von der Kehrseite des ihn sollicitirenden Gutes beeinflussen lassen, er muß das Sittlichgute des Sieges über sich selbst, des Gehorsames gegen das göttliche Gebot, die Belohnung der Tugend, er muß die schlimmen Folgen für Zeit oder Ewigkeit, welche mit der schlechten That, wozu es ihn reizt, verwachsen sind,

auf sich einwirken lassen, und so die Macht der unwillkürlichen Reize brechen. Wird er im Gegentheil angeregt zu einer tugendhaften Handlung und von deren Güte in sich und ihren Folgen angezogen, so kann er von dem in ihrem Gefolge auftretenden Übel für die niedere Natur, den Beschwerden und dergleichen, sich beeinflussen und bestimmen lassen, muß es aber nicht, sondern muß vielmehr, wenn es sich um eine pflichtgemäße Sache handelt, diesen Einflüssen Sinn und Herz verschließen.

So kann der Mensch handeln, und wenn es ihm bei Versuchungen schwer dünkt, der Stimme des Gewissens, welche ihm immer in etwa wenigstens die Kehrseite des sündhaften lockenden Gutes zeigt, hurtig Folge zu leisten, so ist er gehalten, Gott flehentlich anzugehen um kräftigenden Gnadenbeistand: dem gläubigen und vertrauensvollen Gebete hat der Allgütige diese Erhörung zugesichert. Aber leider handelt der Mensch nicht immer so. Nur zu Viele lassen sich blindlings von ihren Leidenschaften leiten, sie denken nicht an Kampf gegen sich selbst, sie haben die Ehrfurcht und den Gedanken an Gott weggeworfen, und sind gerade dadurch ein Spielball ihrer Leidenschaften geworden, eine Wetterfahne, welche sich dreht und wendet, je nachdem die Luft eitler Ehre, schnöder Habsucht, sinnlichen Genusses weht und sie nur anhaucht. Natürlich, wer den Thieren gleich nur auf den Trog schaut, wer nicht Höheres kennt, als was vor seinen Sinnen liegt: der wird unfehlbar sich von all den niedern Lüsten oder sinnlicher Unlust leiten lassen; er wird nur fragen, was mehr oder weniger seiner thierischen Lust zusagt, und darnach handeln. Aber daß nicht noch wenigstens ein Funke höhern Lichtes und höherer Wahrheit im Geiste des Menschen, und sei er noch so versunken, aufleuchten sollte, daß er nicht höher blicken *könnte* zum Unvergänglichen hin, wenn auch noch so sehr das vergängliche Wohl und Weh ihn niederzieht, daß er das Ewige und Unvergängliche in freier Wahl nicht höher schätzen und praktisch vorziehen *könnte*: das kann kein Determinist, kein Materialist im Ernste läugnen. Es bleibt auch heute noch wahr, was so drastisch von den altheidnischen Philosophen der heilige Geist durch den Apostel sagt: „Da sie Gott erkannten, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm Dank gesagt; sondern sie wurden eitel und leer in ihren Gedanken, und es verfinsterte sich ihr unverständiges Herz. Obgleich sie nämlich sich für Weise ausgaben, sind sie zu Thoren geworden.... Gott hat sie den Begierden ihres Herzens und der schmählichen Lust überliefert, .. welche da die Wahrheit Gottes zur Lüge ver-

kehrt und dem Geschöpfe eher als dem Schöpfer Ehre und Dienst gezollt haben" (Röm. 1, 21—25).

Also daraus, daß so Viele thatsächlich ihren Trieben und den Eindrücken ihrer Leidenschaften folgen, wird nicht im Geringsten bewiesen, daß sie denselben folgen müssen. Daß aber alle die diesen Eindrücken und den Leidenschaften, wenn dieselben heftig auftreten, folgen werden, welche keinen moralischen Halt mehr finden in überzeugungstreuer Annahme der ewigen göttlichen Wahrheiten, ist selbstverständlich; das zu erkennen und vorherzusagen, dazu bedarf es keines besonderen Scharfsinnes. Wo sich also massenhaft der wahre sittliche Ernst verloren hat, da wird unter den gleichen äußern Einflüssen sich auch eine regelmäßige Äußerung der verschiedenen menschlichen Leidenschaften kundgeben; es kommen in regelmäßiger Weise diese und jene Ausschreitungen, Verbrechen zum Vorschein — eine Nöthigung ist keineswegs vorhanden. Oder, wenn man will, ja, es ist eine Nothwendigkeit, eine Nothwendigkeit, von der der Heiland spricht: „Ärgernisse müssen zwar kommen, aber wehe dem, durch welchen Ärgerniß kommt," nämlich eine Nothwendigkeit, entweder in sittlichem Ernste den Kampf aufzunehmen und durchzufechten gegen die verkehrten Neigungen des Herzens in Demuth und im Vertrauen auf Gottes Hilfe, oder schmählich zu unterliegen und ein Raub der entwürdigendsten Triebe zu werden. Dieß Entweder — Oder liegt beim Menschen selbst; wer aber das Erste nicht will, der wird unfehlbar dem Zweiten verfallen.

In diesem Lichte sehen wir nun auch die Bedeutung der statistischen Angaben und den Nutzen solcher Sammlungen: sie sind ein unverkennbares Merkmal und ein Gradmesser, wie weit in den einzelnen Kreisen die Fäulniß sittlicher Principienlosigkeit eingerissen ist; wie weit und in welchem Grade diese oder jene Leidenschaft in den socialen Verhältnissen ihre Nahrung findet und großgezogen ist: insofern kann die Statistik die moralischen Wunden der menschlichen Gesellschaft recht bloßlegen und zur richtigen Anwendung von Heilmitteln mahnen, um die Quelle der seuchenhaft sich mehrenden Laster zu verstopfen und ihrem Weitergreifen möglichst Einhalt zu thun.

Wer einen nöthigenden Einfluß der äußeren Verhältnisse, der innern Leidenschaftlichkeit auf den thatsächlichen Entschluß einer sittenlosen That, mag sie Selbstmord heißen oder wie immer anders, und auf dessen Vollzug behaupten will, der müßte doch ganz andere statistische Daten liefern können. Er müßte statistisch beziffern können, wie Viele unter denselben concreten Verhältnissen gestanden, von denselben äußern Einflüssen be=

drängt, von derselben Macht innerer Leidenschaftlichkeit aufgeregt und sollicitirt worden; wären dann Alle sammt und sonders zu demselben, von der Vernunft nicht zu billigenden Entschlusse gekommen, so würde selbst dann noch nicht die Nothwendigkeit solchen Entschlusses und der entsprechenden Ausführung bewiesen sein, aber es wäre doch ein nicht zu unterschätzendes und mit großem Schein umgebenes Präjudiz für den Mangel an Freiheit geschaffen; wenn aber auch nur Einer unter Hunderten, trotz der ihn treibenden Macht der Versuchung siegreich widerstand, so ist damit der klare Beweis für die Freiheit erbracht, und es gilt dann für Alle, die dieselbe menschliche Natur besitzen, das Wort des hl. Augustin: „Wenn die und die es können, weshalb nicht auch du?" Daß nun factisch, um auf unser specielles Thema des Selbstmordes zurückzugreifen, Manche von weit härtern Übeln bedrängt, von weit stärkerer innerer Versuchung angereizt werden und dennoch zu jenem verzweifelnden Mittel nicht greifen, wie Andere, welche widerstandslos sich dem drängenden Versucher in die Arme werfen, ist bei einigermaßen vernünftiger Betrachtung der statistischen Angaben mehr als wahrscheinlich. Weder die äußern socialen Verhältnisse und Ereignisse, noch das menschliche Herz mit seinen natürlichen Trieben weist solche exorbitante Verschiedenheiten auf, daß der auf Morselli's Selbstmordkarte zehn- und fünfzehnmal blutiger sich abhebende Fleck Sachsen, Dänemark u. s. w. auch ein zehnmal härter getroffenes, oder, wie der Verfasser lieber will, gegenüber den Geschicken und Mißgeschicken feinfühligeres Volk darstellte, als es z. B. die Bewohner Spaniens und Irlands sind.

Um jedoch den Schwierigkeiten, welche aus einer gewissen Regelmäßigkeit der Wiederkehr oder des Fortschreitens bestimmter Verbrechen gegen die menschliche Freiheit erhoben werden, allseitig zu begegnen, wollen wir auch noch die wenigstens nicht so plump materialistisch ausgedrückten Bedenken Dr. Masaryk's zu heben versuchen. Es bietet uns das Gelegenheit, die in ungläubigen Kreisen weit verbreitete Auffassung des Freiheitsbegriffes, der sich auch bei Morselli wiederfindet, zu corrigiren. Auch Masaryk glaubt, um „wissenschaftlich" zu sein (S. 237), dürfe er sich vom „deterministischen" Standpunkt nicht trennen. Er gibt zu und behauptet, daß „wir immer dem stärksten Motive folgen" (S. 236), doch deshalb seien wir weder blind, noch unverantwortlich und unfrei. Nicht blind, denn es wirken auf uns auch andere Motive als das endgiltige, wir überlegen vor der Entscheidung und suchen dasjenige Mittel aus, welches dem Zweck am Besten entspreche; nicht un-

verantwortlich und unfrei; denn die Wahl und die Stärke des Einflusses eines Motives hänge von unserm Charakter ab; den aber bilden wir zum großen Theil selbst und wir können ihn allmählich wenigstens durch Angewöhnung modificiren.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint sich diese Doctrin prächtig zu empfehlen, sie scheint die Läugner und die Vertheidiger der Freiheit zu versöhnen. In der That ist das aber nur Schein. Masaryk will also keine unmittelbare, sondern eine mittelbare Freiheit und Verantwortlichkeit.

Verantwortlich kann der Mensch freilich sein für Ereignisse und Handlungen, welche nicht unmittelbar frei sind, sondern nur frei in ihrer Verursachung. Darin stimmt jeder katholische Theologe und eigentlich jeder vernünftige Mensch überein. Die Moral lehrt es, und der vernünftige Mensch weiß es durch die Stimme seines Gewissens, daß er z. B. verantwortlich ist für die Schädigung, den Todschlag, den er voraussichtlich im Zustande der Trunkenheit vollführen wird; er wird verantwortlich dafür in dem Augenblicke, wo er frei und bewußt sich dem Zustande der Trunkenheit überantwortet, und doch ist jener Todschlag, wenn er erfolgt, nicht eine in sich unmittelbar frei vollzogene Handlung. Allein das Zurückverlegen der Verantwortlichkeit und der Freiheit auf eine frühere Handlung oder eine Reihe von Handlungen nützt nichts, wenn wir nicht schließlich auf unmittelbar freie Handlungen gelangen, bei denen wir nicht durch das stärkste Motiv unabweisbar determinirt werden. Jedes Mittelbare setzt doch logisch etwas Unmittelbares voraus. Nur eitel Schein ist es, durch die Charakterbildung, die großentheils in unserer Hand liegt, die ganze Verantwortlichkeit und Freiheit der Handlungen erklären zu wollen. Davon will ich schweigen, daß diese Auffassung dem Selbstbewußtsein des Menschen direct in's Gesicht schlägt; ist ja der Mensch auch bei noch so fehlerhafter Charakterbildung sich selbst bewußt, daß, wenn er sich entschließt, zu stehlen und zu morden, er auch unter den gegebenen Umständen zu Diebstahl und Mord nicht genöthigt wird, daß er diese Verbrechen auch im gegebenen Augenblicke unterlassen kann; müßte man ja sonst auch nicht eigentlich die Räuber und Mörder einkerkern und bestrafen, sondern diejenigen, welche durch ihre Charakterbildung sich zu solchen Verbrechen veranlagt hätten. Eine nur mittelbare Verantwortlichkeit und Freiheit mag *scheinbar* genügen, in Wirklichkeit erklärt sie schließlich gar nichts. Wie soll denn eine allmähliche Ausbildung oder Modificirung des Charakters in

meiner Hand liegen, wenn ich doch in jedem einzelnen Falle dem stärksten Motive folgen muß? Den Charakter kann ich nicht ausbilden oder umbilden, ja keinen einzigen Strich kann ich zu dieser Aus- oder Umbildung thun, ohne von Motiven geleitet zu werden. Wie komme ich aber zur Erfassung und Abwägung dieser verschiedenen Motive? Entweder drängen sie sich unwillkürlich meinem Geiste auf; dann bin ich nicht frei in der Wahl desjenigen Motives, welchem ich schließlich als dem stärksten folge; oder die Auffassung und Erwägung der Motive erfolgt durch einen freiwilligen Entschluß; aber wie bin ich dann zu diesem freien Entschluß gekommen? Sicher nicht ohne irgend ein Motiv, da ein Entschluß ohne Motiv kein vernünftiger, kein menschlicher Entschluß ist. Da wiederholt sich aber dieselbe Frage, ob ich diesem Motiv als dem stärksten nothwendig folgte, oder ob schließlich meine freie Wahl es gewesen ist, welche den Ausschlag gegeben und es zum determinirenden Motive gemacht hat. Dieß Letzte allein, d. h. die Verwerfung des Determinismus, rettet die Verantwortlichkeit und die Freiheit des Menschen; es allein steht im Einklange mit Erfahrung, mit gesunder Wissenschaft, mit der untrüglichen Glaubenswahrheit. All die von Außen und von Innen sich aufdrängenden Motive, welche den Menschen zu einer Handlung hindrängen oder wegziehen, üben eine sollicitirende, aber keine determinirende Gewalt; was determinirt, ist schließlich der Wille selbst; darum und nur dadurch ist er frei.

Aber nun soll diese Lehre, welche den Determinismus verwirft, oder der sogen. Indeterminismus, „die Erziehung und Bildung des Willens unmöglich machen“; Regeln und Anleitungen zum Handeln seien überflüssig, denn er (der Indeterminist) könne ja gar nicht wissen, ob er sie später werde befolgen können; es sei kein Zusammenhang zwischen Subject und Handlung; für den Indeterministen gebe es keine Zwecke, sein Wille handle ohne alle Ursache, die Causalität sei aufgehoben, es herrsche ein moralisches Chaos, ein blindes Fatum[1]. Ob sich Dr. Masaryk den Inhalt dieser Anklage wohl klar gemacht hat, als er sie niederschrieb?

Um zunächst bei dem Letzten anzufangen: vorausgesetzt, der Wille sei selbst allen anreizenden Einflüssen der ihn umgebenden oder seinem Geiste vorschwebenden Dinge entzogen, so folgte doch wahrlich nicht, daß er ohne Zweck, ohne Ursache, blindlings, in moralischem Chaos handle. Gott ist in der That ganz unabhängig von Allem außer ihm, und doch

[1] S. 236 u. 237.

ist in ihm die eminenteste Ordnung, die eminenteste, lichteste Klarheit und Einsicht, die höchste Zweckmäßigkeit in seinem Handeln. Je mehr ein Wesen in sich selbst den Zweck und die Ursache seines Handelns trägt, desto freier, aber auch desto vernünftiger, zweckvoller ist sein Handeln. Solche Anklagen gegen die Gegner des Determinismus sind also Wörter ohne Gehalt. Freilich sind wir weit entfernt, den creatürlichen menschlichen Willen so hoch hinaufpotenziren zu wollen; nein, er ist sehr abhängig von Allem, was ihn umgibt, auch das bloße Scheingut reizt ihn und wirkt auf ihn ein — aber wir anerkennen eben noch eine andere Einwirkung als eine unabweisbar bestimmende; Neigung zu einer Sache ist noch nicht Determinirung zu derselben; die schließliche Determinirung, sei es gegen die auftretende Neigung, sei es ihr parallel, vindiciren wir eben der Macht des Willens selbst. Wohl wird, je größer die Neigung zu irgend Etwas ist, um so schwerer und um so seltener die Entschließung zum Gegentheil erfolgen. Darum ist es auch ein arges Mißverständniß, als ob dann Regeln und Anleitung zum Handeln umsonst wären, als ob eine Kräftigung und Stählung des Willens zwecklos würde. Keineswegs; die Kräftigung und Stählung des Willens, die Erwerbung von moralischen Tugenden ist bei all denen von unendlichem Belange, welche den Determinismus im Sinne des Dr. Masaryk läugnen und für die Freiheit und Herrschaft des Willens über und bei seinen einzelnen Handlungen eintreten. Dazu bedurfte es nur des Aufschlagens irgend eines beliebigen katholischen Auctors. Diese Neigung zum sittlich Guten, zu einer bestimmten Richtung des sittlich Guten, erleichtert es ja bei den Einzelfällen dem Menschen gar sehr, den Anregungen zu folgen, welche er für vernunftgemäß erkennt, denen sich aber andere unsittliche Regungen entgegenstellen. Eine absolute Unmöglichkeit jedoch, von den Regeln der Tugend abzufallen, läugnen wir allerdings. Wir machen also freilich — und das nicht bloß nach Forderung des Glaubens, sondern auch der Vernunft und der Erfahrung — keinen noch so sehr durch lasterhafte Gewohnheit verkehrten Charakter zum unverbesserlichen Teufel, noch auch einen noch so erprobten und tugendhaften Menschen zu einem unsündbaren Engel.

Mit der Läugnung der menschlichen, freilich unvollkommenen Freiheit scheint in der That Masaryk die Freiheit der Sündenlosigkeit dem Menschen als ein hier auf Erden erreichbares Ziel zuzuschreiben. „Wir haben die Freiheit, durch das Gute als Gutes bestimmt zu werden, das Gute kann von uns geliebt werden, wir können die Freiheit der sitt-

lichen Vollkommenheit, der Heiligkeit erreichen" (S. 235). So weit haben sich selbst die Heroen der christlichen Heiligkeit und Vollkommenheit nicht vermessen, daß sie sich zutrauten, nur das Gute könne sie bestimmen; sie waren der Worte des heiligen Geistes immer noch eingedenk: „Wer zu stehen glaubt, der sehe zu, daß er nicht falle" (1 Kor. 10, 12), und „Wirket euer Heil in Furcht und Zittern" (Phil. 2, 12).

Damit fällt auch die letzte, den Sociologen einer gewissen Richtung wichtigste, uns freilich unwesentlichste Schwierigkeit: „Ohne Determinismus sind sociale Reformen nicht möglich, weil überflüssig; es gibt keine Wissenschaft der Sociologie, weil für das indeterminirte Auftreten des Willens der Menschen keine Regeln festgestellt werden können" (S. 237). Nun, wenn dem so wäre, so müßte eben die Sociologie als Wissenschaft den Platz räumen: das wäre die natürlichste Folgerung. Allein die Furcht braucht die Sociologen doch nicht zu befallen; nur die von uns bekämpfte Richtung der Sociologie und Statistik ist als Unkraut herauszureißen. Regeln können freilich festgesetzt werden für das Gute sowohl, wie auch für das Böse; aber keine nöthigenden Regeln. Der Mensch folgt leider zu häufig den Reizen, denen er unterworfen ist — das berechtigt zur Aufstellung von Regeln wiederkehrender Handlungen unter bestimmten Verhältnissen, und es berechtigt zur Vornahme einer Besserung herrschender Verhältnisse; aber wenn auch die Menschen voraussichtlich so und so handeln werden, so folgt denn doch noch keineswegs, daß sie sich selbst nicht anders determiniren könnten.

Von welcher Seite wir also nur immer das Schreckbild betrachten, welches eine gewisse Art von Statistikern aus ihren Zahlenreihen zusammenfügen, die menschliche Freiheit zu scheuchen: es ist ein leeres Gespenst, nur Solche kann es schrecken, welche im folgerichtigen Denken die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten haben. Bei vernünftigem Nachdenken gestalten sich vielmehr all die Zahlen und Reihen, welche die Statistik über verschiedene menschliche Handlungen, verbrecherische zumal, aufdeckt, zu einem eclatanten Beweise für die Freiheit der menschlichen Natur, aber eine Freiheit, welche im Kampfe sich bewähren muß, aber leider gar oft in's Wanken und Schwanken kommt, ja in Unfreiheit der Sünde sich verkehrt, wenn die Hilfe Gottes nicht durch demüthiges Gebet herabgefleht wird. Diese Unfreiheit der Sünde, worin so Manche ihre Wahlfreiheit gleichsam begraben, dieser Stolz und Hochmuth, welcher sie die göttliche Gnade als Schutzwehr gegen die Sünde nicht ergreifen läßt, ist schließlich der Grund, weshalb auch sonst fähige Geister sich so weit

herabwürdigen, die Freiheit zu läugnen, die ihnen lästig auf dem Gewissen brennt, und sich in Sophismen gegen sie zu erschöpfen. Wo Sünde und Unglaube herrscht, bewährt sich immer das Wort der heiligen Schrift (Röm. 1, 21): „Eitel und leer sind sie in ihren Gedanken geworden.“

A. Lehmkuhl S. J.

Dorothea von Schlegel.

(Fortsetzung.)

5.

Zu Köln fand Friedrich Schlegel eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Die angesehensten und vornehmsten Leute luden ihn ein, ihnen eine literaturgeschichtliche und eine philosophische Vorlesung zu halten. Wohlwollende Freunde und Anhänger umdrängten ihn. Ungeachtet des harten Druckes, welchen die Franzosen ausübten, herrschte in der Stadt munterer Humor und fröhliches Wesen. Gegen Jena und andere Herde der Aufklärung war freilich ein großer Abstand. Die Leute ließen nichts drucken und machten kein Geschrei von sich, waren aber, nach Dorothea's Urtheil, „nur um desto mehr werth“. Die Stadt selbst fand sie weder sehr angenehm, noch sehr amüsant, aber höchst merkwürdig und interessant durch die vielen geschichtlichen Erinnerungen und Überreste der trefflichsten einheimischen Kunstwerke, welche sie in Wirklichkeit zu einem deutschen Rom machten. Dazu versprach sie sich viel Vergnügen von den zahlreichen interessanten Orten des Rheinlandes, wie Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Mainz, Crefeld u. s. w., die zu Land und zu Wasser sich leicht und ohne große Kosten besuchen ließen. Letzterer Punkt erheischte noch immer Berücksichtigung. Denn zu Geld war Schlegel in Paris nicht gelangt; er hatte sich nur eben knapp durchgeschlagen. In Köln trug man sich zwar mit Errichtung einer großen Specialschule auf dem Fuß einer deutschen Universität, was bei dem Mangel einer ähnlichen Schule in der ganzen umliegenden Gegend ein durchaus wohlbegründetes Project war. Schlegel hoffte durch seine neuen Kölner Freunde an dieser Anstalt eine Professur zu erlangen. Allein das Alles war noch Project, und die Hoffnungen wurden durch das Walten und

Schalten der Franzosen sehr gedämpft. Durch Aufhebung der Stapelgerechtigkeit erlitten viele der angesehensten Handelshäuser den empfindlichsten Schaden, und wenn der neue Kaiser der Stadt nicht einen Freihafen gewährte, so stand ihr das Loos bevor, zu einem unbedeutenden, wenn auch großen Dorf herabzusinken. Schlegel hatte also vorläufig keine Stellung und nur das spärliche Einkommen, das ihm vereinzelte Privatvorlesungen und seine literarischen Arbeiten einbrachten.

Dem kleinen Philipp, der von solchen Sorgen noch nichts ahnte, gefiel es in Köln weit besser, als in Paris. Den großen Rhein, die Bilder und überhaupt die ganze Stadt fand er sehr schön und prächtig. Der Dom erschien ihm als das Schönste, was es gibt, und auf dem Rheine sah er ein Floß, so groß wie ein Dorf, mit Häusern, Bänken und 500 Menschen darauf, für die jeden Tag ein ganzer Ochse geschlachtet wurde. Philipp hoffte, in der deutschen Schule jetzt ebenso den Preis zu erhalten, wie es ihm in der französischen zu Paris gelungen war. Auf dem Gymnasium, das er besuchte und das etwa 200 Schüler zählte, gesellte sich zu dem Unterricht im Lateinischen, Naturgeschichte, Mathematik und Schreibekunst auch das Griechische, täglich eine Stunde. Schlegel gab ihm in dieser Sprache auch noch Privatunterricht. Die Aufmerksamkeit des talentvollen Knaben war jetzt schon viel auf Gemälde gerichtet. „Hier gibt es," schreibt er seinem Vater Simon Veit, „sehr viele schöne Bilder, welche bei Schuhflickern und Schneidern stecken und da, wo man es gar nicht denkt."

Schlegel hatte indeß nicht die Geduld, die Entwicklung des Kölner Schulprojectes in der Rheinstadt abzuwarten. Am 19. September 1804 reiste er von Köln ab, um seinen Bruder Wilhelm in Genf aufzusuchen, die Bekanntschaft der Frau von Staël zu machen, bei welcher dieser lebte, und dann in Paris weitere Sanskritforschungen zu treiben. Als er eben einsteigen wollte, ließ ihm der Präsident der Schulcommission noch ein Billet zustellen, worin ihm die Anstellung in Köln fast sicher zugesagt wurde. Er ließ sich jedoch nicht von seiner Reise abhalten, sondern nahm bloß provisorisch und bedingungsweise an, wenn nämlich die Anstalt wirklich zu einer Specialschule, d. h. zu einer Art von Universität erhoben würde.

Seinen Bruder in Genf fand er sehr munter und guter Dinge. Daß er sanfter geworden, schrieb er dem behaglichen Gefühl seiner günstigen Lage zu, während die Frau von Staël hierin eine Frucht ihrer

Erziehung zu erblicken glaubte. Dorothea fand diese Eitelkeit sehr lächerlich:

„Wie viel Frauen haben nun schon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt. Hört nun der Druck einmal auf oder läßt nach, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander."

Auch auf Friedrich machte die Staël nach den Illusionen des ersten Empfangs den Eindruck einer sehr eiteln und prätentiösen Dame; doch konnte er ihr vortreffliches Benehmen gegen Wilhelm nicht genug rühmen und war ihr dafür sehr dankbar. Er selbst reiste schon im November nach Paris, erkrankte aber hier, gerieth in große Noth und mußte all sein Reisegeld aufzehren.

Dorothea, die mit der innigsten Zärtlichkeit an ihm hing und sich nach seiner Abreise ganz „griesgram und eisgrau" vorkam, mußte sich mittlerweile manche Einschränkung gefallen lassen und war nicht frei von Sorge. Doch trug sie ihre aufrichtige Liebe und ihr edler Sinn über all diese Schwierigkeiten hinweg, welche ein schwächeres Gemüth wohl ganz darniedergebeugt haben würden. So wünschbar es ihr erschien, daß Friedrich endlich zu einem ruhigen und gesicherten Auskommen gelangen möchte, schrieb sie doch wohlgemuth ihrer Freundin Karoline Paulus in Würzburg:

„Wenn ich mein auserwähltes Glück, wornach Millionen Frauen sich vergeblich sehnen, nicht erkennen oder weniger schätzen sollte, wäre ich da nicht das undankbarste Geschöpf unter der Sonne? ... Das Nothwendige, Speise und Trank und reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, hat uns noch nie gemangelt. ... In der That, Liebe, war es recht wunderbar, wie uns in großer, dringender Noth bei irgend einem Bedürfniß plötzlich eine Hilfe kam. ... Das schönste Glück einer Frau ist mir auf Erden geworden. Keine Macht, kein Geschick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte. Ich trage es für die Ewigkeit. Zwei gute Dritttheile meines Lebens sind wahrscheinlich vorbei. Ist dieser geringe Theil, der noch zurückbleibt, wohl noch großer Sorge werth? ..."

Mit regem Interesse und tieferem Verständniß folgte sie nicht nur den wissenschaftlichen Studien ihres nunmehrigen Gemahls, sondern auch allen wichtigeren Erscheinungen und Bewegungen auf literarischem Gebiet. Ihre frühere enthusiastische Göthe-Verehrung hatte in diesen wenigen Jahren bedeutend abgenommen. Ihr Urtheil aber über den vielvergötterten Dichter ist, wenn auch von persönlichen Rücksichten beeinflußt, doch von einem tiefen Einblick in seine wirklichen Schwächen getragen:

„Ich habe," so schreibt sie (8. December 1804), „seitdem ich Göthe kenne, immer eine Art von Mißtrauen gegen ihn gehabt. Man darf ja auch nur den (Wilhelm) ‚Meister' recht aufmerksam lesen und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so wird man es ja schon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen als von einem hervorstechenden Talente hält, und wie er nur so viel Sinn von den Menschen verlangt, daß sie seine Ideen, aber gerade nur seine Ideen, auszuführen im Stande sind, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Er behandelt die Universität wie sein Theater und die Professoren wie seine Schauspieler, die er dressirt, so Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht Jeden auf seine Weise, sondern hübsch harmonisch, daß ein Jeder für sich eben nicht viel, aber Alle zusammen das Kunstwerk bedeutend bedeuten. . . . Alt war der alte Herr schon längst, sonst hätte er die ‚Eugenie'[1] nicht dichten können; aber nicht Alle, welche alt werden, sind deßhalb so veraltet, wie er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh', er hat kein Gemüth und keine Liebe, und wenn es damit nicht richtig ist, kann Alles auf die Länge nicht gut werden."

In einem anderen Briefe schreibt sie:

„Den ‚Winkelmann' von Göthe habt ihr doch gewiß schon gelesen. Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidenthum? Ich gestehe Dir, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Göthe's Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt."

Wer den Charakter Göthe's genau studirt, dem wird es kaum entgehen, daß diese scharfen Urtheile einen wirklich wunden Punkt berühren, jenen philiströsen Egoismus nämlich, der schon im Jugendleben Göthe's hervortritt, seinen Friederike-Roman sehr prosaisch abschließt, dann seine zehnjährige Correspondenz mit Frau von Stein in dem berühmten Kaffeebrief enden läßt und auch den ganzen „Wilhelm Meister" in nicht geringem Grade durchweht. Ihm Gemüth und Liebe abzusprechen, ist unzweifelhaft zu viel; aber ebenso unzweifelhaft litt Beides bei ihm unter jenem egoistischen Philisterthum, das überaus prosaisch mit dem Leben rechnete und ihn immer mehr den christlichen Idealen entfremdete, bis er als alter Herr endlich den orientalischen Kaftan anzog, um noch einmal eine künstliche Jugend zu erliebeln.

Treffend scherzt Dorothea in demselben Briefe über die Aufklärung, die in Bayern sogar gegen den hl. Nikolaus zu Felde zog:

[1] Die natürliche Tochter.

„Auch habe ich gehört, euer Landesherr will den Kindern nichts mehr zum hl. Nikolaus bescheren lassen. Das nenne ich Aufklärung. Die armen Würmer müssen nun auch schon aufgeklärt sein! Da ist mein Philipp sehr weit zurück. Der hat zum Nikolaus beschert gekriegt, weil es nun hier einmal so Gebrauch ist — und das Schlimmste ist, er hat sich gefreut damit."

Obwohl ihr die hochmüthige Systemmacherei der neueren Philosophen herzlich leid war, schüttete sie doch nicht das Kind mit dem Bade aus, sondern erkannte richtig die Aufgabe dieser Wissenschaft, sich im Anschluß an die Vergangenheit zu regeneriren:

„Da sei Gott vor, daß Du der heiligen Philosophie entsagtest und ihr feindselig würdest um der Afterphilosophie willen. Sie, die Göttliche, ist ewig und war von Ewigkeit her; aber glaube nur ja nicht, daß unter dem hochmüthigen, streitsüchtigen Pöbel der Messias erwachen wird. ... Es gibt keine Weisheit, die nicht schon längst verkündigt worden wäre. ... Wer Dir sagt, er habe ein neues System erfunden, oder dergleichen, den darfst Du dreist auslachen. Was Plato und Spinoza und Jakob Böhme und die Apostel gelehrt haben, das können sie jetzt umbacken und kneten und in neue Formen gießen; aber etwas Neues lehren sie nimmermehr."

In der Ungewißheit indeß, welche über der Anstellung Friedrichs zu Köln und somit über seiner ganzen Zukunft schwebte; in den weiteren Sorgen, die seine lange Abwesenheit und Krankheit mit sich brachte, begnügte sich Dorothea nicht mit flauem philosophischem Troste, sie sah sich auch nach tieferem, religiösem Troste um. Am schönsten zeigt dieß ein poetisches Stimmungsbild: „Der Sonntag-Morgen", das sie im Jahre 1804 verfaßte und das die innigste Hinneigung zur katholischen Kirche ausspricht:

„Die dichten Nebel mußten sinken,
Hell glänzt der freud'ge Sonnenschein,
Im Silber läßt die Wellen blinken
Der herrliche, der alte Rhein.

„Und drüben in der Ferne liegen
Die Berge in dem blauen Duft;
Sich Schifflein auf dem Strome wiegen
Und oben Wimpel in der Luft.

„Die lärmenden Gewerbe schweigen,
Heut' scheint die Sorge nicht so nah';
Im Putze sich die Frauen zeigen,
Die Straße lieget festlich da.

„Nur Schwalben schweben hin und wieder
Und tummeln sich im Sonnenschein,

Bald hoch und dann zur Erde nieder,
Laut zwitschernd fliegend aus und ein.

„Es läuten Glocken nah und ferne,
Verkündigend das Osterfest,
Sie laden freundlich: O entferne
Dich nicht, o komm' zum schönen Fest!

„Des Menschen Herz vernimmt das Rufen,
Wie im Geläut' die Stimme spricht.
Wer eilte zu des Altars Stufen,
Wer zu dem frohen Gastmahl nicht,

„Wo alle Gäste sind willkommen?
Der große Tempel wird zu klein;
Noch vor dem Eingang knie'n die Frommen,
Dringt Andacht doch zum Innern ein.

„Herüber ziehen die Gesänge,
In Liedern einigt sich der Chor,
Der Orgel hohe Geisterklänge
Begleiten sie zu Gott empor.

„Es sind die süßen Melodien:
‚O Königin, o Maria!'
Es sind der Engel Harmonien:
‚Gegrüßet seist du, Maria!'

„Da mußt' ich des Entfernten denken,
Und heißer floß der Thränen Fluth,
Die Seele wollte sich versenken
In Andacht und in Liebesgluth.

„Mit diesen festlich frohen Tönen
Vereint sich mein Gebet für ihn,
Daß den geliebten Freund, den schönen,
Du schützest, milde Königin!"

Als aber Schlegel zu Paris erkrankte, da schickte sie ihm nicht bloß unverzüglich alles Geld, das sie hatte und dessen sie habhaft werden konnte, sondern gab den letzten Rest ihres Vermögens preis und nahm noch sogar Geld auf, um ihm alle nöthige Pflege und glückliche Rückreise zu ermöglichen. Zum Glück lief bald darauf ein unerwartetes Honorar ein, das ihr ermöglichte, das aufgenommene Geld wieder zurückzuerstatten.

Anfangs März (1805) kehrte Schlegel, wieder ziemlich hergestellt, aus Paris zurück. Da die Frage über seine definitive Anstellung als Professor noch immer nicht erledigt war, eröffnete er in Köln eine ganze Reihe von Privatvorlesungen über Philosophie und Geschichte. Ende Juli des folgenden Jahres besuchte er für einige Zeit seinen Freund

Karl von Hardenberg in Unterzell bei Würzburg, im October ging er nach Dresden, im November abermals seiner Sanskritstudien wegen nach Paris. Dort verschaffte er sich das nöthige Material und arbeitete dann ein halbes Jahr ungestört auf dem Schlosse Accosta der Frau von Staël in der Normandie an seinem für das Sanskritstudium Epoche machenden Werke über die Sprache und Weisheit der Inder. Erst im März 1807 kam er wieder nach Köln zurück, um aber auch dießmal nur ein Jahr daselbst zu verweilen.

Ein Versuch, in Bayern zu einer seinen Talenten entsprechenden Anstellung im höheren Lehrfach zu gelangen, war schon im Sommer 1805 gescheitert. Mehrere angesehene Kölner, besonders der hochverdiente Geistliche Wallraff, boten Alles auf, ihm endlich die erwünschte Stelle in Köln zu verschaffen. Dorothea erschien „das Leben hier in der alten, merkwürdigen, alterthumsreichen, katholischen Stadt Köln, besonders für Friedrich und seine Studien und seine Wirksamkeit, vortrefflich". Im November 1806, während er selbst schon auf dem Wege nach Paris war, langte seine Ernennung zum Professor von Paris aus in Köln an:

„Le Ministre de l'Intérieur, en vertu de l'arrêté du 19 vendémiaire an 12, et du décret du 22 brumaire an 14, arrête ce qui suit: Le Sieur Schlegel est nommé professeur de la seconde chaire de belles-lettres de l'École secondaire communale (de second degré) de la ville de Cologne, dpt. de la Roër."

Ein beigelegter Schulplan mit einigen weiteren Bogen bureaukratischer Auseinandersetzungen erklärte, daß der ernannte Professor täglich drei Stunden (zwei Stunden deutsch und französisch und eine Stunde alte Sprachen) zu halten habe, erwähnte aber nichts von dem ihm angesetzten Gehalt. Also Gymnasiallehrer — nicht Universitätsprofessor, wie ihm in Aussicht gestellt worden war! Dazu nicht einmal ein Fixum. Umsonst bemühten sich Wallraf und die andern Kölner Freunde, ihn zur Annahme zu bewegen und die Stelle selbst annehmbarer zu machen. Er richtete seinen Blick nun auf Österreich, mußte aber auch mit diesem Plane lange in peinlicher Ungewißheit schweben, bis er den Entschluß fassen konnte, definitiv dort ein Unterkommen zu suchen.

Mit ungebeugter, bewunderungswürdiger Energie setzte er trotz dieser langen und bangen Ungewißheit, mitten im Wirrwarr der kriegerischen Zeitläufte, wegen seiner katholisirenden Richtung vielfach angefeindet und beschimpft, fast ohne thätige Unterstützung Anderer, seine vielseitigen Studien auf dem Gebiete der Geschichte, der Kunstgeschichte,

der Ästhetik, Philosophie und Sprachwissenschaft fort und begründete in seinem bahnbrechenden Werke über indische Sprache und Philosophie einen ganz neuen Wissenszweig, die vergleichende Linguistik und Mythologie.

6.

Dorothea war während dieser vier Jahre auf ihr stilles, zurückgezogenes, häusliches Leben angewiesen. Die Einsamkeit fiel ihr indeß durchaus nicht beschwerlich. „Es ist nichts," schreibt sie, „was so stärkt, so erhebt und eigentlich erfrischt, als Einsamkeit, wenn man einsam zu sein versteht, und sie kann ordentlich zur Leidenschaft werden, wie Liebe zur Gesellschaft. Je einsamer ich lebe, desto mehr sehne ich mich darnach." Von ihrem früheren Gemahl Simon Veit hatte sie erwirkt, daß ihr jüngerer Sohn Philipp vorläufig noch bei ihr bleiben durfte, während der ältere, Jonas, bei Verwandten in Hamburg erzogen wurde. Wenn dieser dann nach Vollendung seiner Schulstudien etwa in zwei oder drei Jahren nach Berlin zurückkehren würde, wollte sie auch Philipp wieder zu seinem Vater gehen lassen, damit er im Einverständniß mit ihm eine Berufswahl träfe. Kaufmann zu werden, zeigte er wenig Lust. Zum Gelehrten wollte sie ihn nicht erziehen. In Rücksicht auf seine Hinneigung zum ländlichen Stillleben meinte sie, er könnte später etwa botanischer Kunstgärtner oder etwas Ähnliches werden. In dieser anspruchslosen Gesinnung, die man nicht allzu häufig trifft, leitete sie des Knaben Erziehung zu Hause, während er am Gymnasium einen guten Unterricht genoß. Sie legte den höchsten Werth auf ernste, sittliche Bildung, mäßigte seinen Hang zu kindischen Spielereien, dämpfte sogar, was man von einer Dichterin kaum erwarten sollte, seine Liebe zum Kasperltheater und suchte ihn an treue Benützung der Zeit zu gewöhnen. Vor Allem aber flößte sie ihm eine tiefe Religiösität ein, hielt ihn zum Gebet an, nahm ihn fleißig mit zum Gottesdienst, unterrichtete ihn in den Wahrheiten der Religion und begründete ihn so in guten, echt christlichen Grundsätzen, daß die „abgeschmackten Reden", die er nachher in Berlin zu hören bekam, ihn nicht nur nicht wankend machten, sondern sogar befestigten, ja daß die Mutter ihn später oft zu Geduld und Mäßigung des Eifers ermahnen mußte, um confessionelle Streitigkeiten in der Familie des Vaters zu verhüten.

Es mag der treuen Mutter sehr hart geworden sein, als am 29. Juli 1806 die verabredete Zeit abgelaufen war und Schlegel den fröhlichen, geistvollen Knaben mit sich nach Frankfurt nahm, von wo er

nach Berlin abgeholt werden sollte. Sie begleitete ihn noch eine Strecke den Rhein hinauf. Charakteristisch für sie ist es aber, daß ihre nächsten Briefe keine Abschieds-Lamentationen oder sonstige Sentimentalitäten enthalten. An die Stelle des persönlichen Verkehrs tritt nun eine häufige, herzliche Correspondenz voll frohen Muthes, praktischen Sinnes und einer Liebe, die auf das wahre, ewige Wohl des Kindes gerichtet ist. Sie beginnt mit der folgenden schönen Mahnung:

„Lieber Sohn! Halte Dich brav, sei gefällig und nachgiebig, besorge Deine körperliche Reinlichkeit pünktlich, und über Alles erinnere Dich der Lehren des Herrn Renner, die wir künftig immer unter dem Namen Moral verstehen wollen; denn in der That gibt es keine andere Moral, so wenig als eine andere Philosophie, und unter dieser Benennung können wir immer davon sprechen, ohne daß wir uns verrathen. Ich empfehle Dich jeden Augenblick in den höchsten Schutz Gottes und der heiligen Mutter Gottes. Du stehst gewiß unter diesem hohen Schutz, unter welchem wir uns wohl auch noch in diesem Leben wieder vereinigen. Lebe wohl, mein Kind, denke oft an Deine Mutter."

So begleitete die noch protestantische Frau ihr geliebtes Kind in das Haus des noch jüdischen Vaters, in das ungläubige Berlin. Ihr Vertrauen auf die Mutter der Gnade sollte nicht zu Schanden werden.

Vorläufig befand sie sich nun gänzlich vereinsamt. Denn sie hatte wenig Verkehr mit anderen Frauen, nicht einmal eine Magd oder Aufwärterin. Ein alter kölnischer Bürger besorgte die nöthigsten Hausgeschäfte. Sie kam sich wie eine verzauberte Prinzessin vor, fühlte sich indessen gar nicht unglücklich darüber. Im stetigen geistigen Verkehr mit Friedrich und in der innigsten Antheilnahme an all seinen Studien hatte ihr feingebildeter Geist nicht nur einen ausgebreiteten belletristisch-literarischen Gesichtskreis gewonnen, sondern auch eigentlich wissenschaftlichen Ernst, ein scharfes, gediegenes Urtheil, männliche Kraft und Tiefe. Sie begnügte sich nicht damit, viel zu lesen, über die Tagesliteratur auf dem Laufenden zu sein, allenfalls etwas Schöngeistiges für sich daraus abzuschöpfen, oder gar mit obligater Bewunderung Alles, was von Weimar kam, selig anzulächeln und zu verhimmeln — sie erlaubte sich über Alles ihre eigenen, auch kunstpolizeiwidrigen Gedanken. Sie war über Fichte's und Schellings Philosophie orientirt. Calderon und Cervantes las sie im spanischen Grundtext. Der ganzen Tagespolitik folgte sie mit regstem Interesse. Wie Friedrich sie über die Herausgabe seiner philosophischen Vorlesungen zu Rathe zog, so entwickelte sie ihm ihre Ansichten über das

Project, Alfred von England und Karl V. literarisch zu behandeln, schlug Bücher für ihn nach, sammelte Notizen aus alten Chroniken und seltenen Büchern für ihn, schrieb seine philosophischen Vorträge in's Reine, wobei sie sich über Alles Rechenschaft zu geben suchte. Sie hat die Rittergeschichte „Lother und Maller“ bearbeitet, die er 1805 zu Frankfurt unter seinem Namen herausgab. Auf seinen Wunsch übersetzte sie die „Corinna“ der Frau von Staël. Auch an seinen Studien über Kunst, besonders altdeutsche Kunst, nahm sie den innigsten Antheil, wie sie auch während Friedrichs Abwesenheit mit Wallraf und Boisserée in Verkehr blieb. Sie hat die drei Sonette über das Kölner Dombild gedichtet, welche Friedrich Schlegel in den „Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden“ veröffentlichte und die nicht ohne Interesse für ihre Conversionsgeschichte sind:

I.

„Ein gold'ner Glanz liegt blendend aufgeschlossen,
Maria sitzt auf hohem Himmelsthrone,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Vom reinen Blau des Mantels weit umflossen.

„Und zarte Blümlein sind dem Grün entsprossen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Inbrunst knie'n, in Andacht hingegossen.

„Fromm reichen sie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen süßes Düften,
Dem Kinde, hohen Ernstes voll, erhaben.

„Und wie die Männer dort in Einfalt schauen,
Die Englein jubiliren in den Lüften:
Blüht Hoffnung auf und seliges Vertrauen.“

II.

„Wer naht in muth'ger Zuversicht dem Orte,
Gerüstet, stark, als ob ihn Siegs gemahne,
Das Kreuz goldflammend auf azur'ner Fahne,
Freudig im Geist, vertrauend fest dem Worte?

„Sanct Gereon, der Tapfern Licht und Horte,
Enteilend frei des Todes düsterm Wahne,
Tritt hier getrost auf lichter Himmelsbahne
Voran der glaubend folgenden Cohorte.

„Muthvoll und freudenvoll, getreu und sinnig,
Vertrauend so dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!

„Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die, treu vereint, als Brüder, fest und innig
Im Glauben zu Maria's Throne schreiten."

III.

„In königlichem Schmucke, reich umgeben
Von holder Jungfrau'n auserles'nen Schaaren,
Vom Todespfeile frei und von Gefahren,
Erscheint Sanct Ursula im klaren Leben.

„Sie nahet demuthsvoll, doch ohn' Erbeben.
Der Jüngling, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angesicht, mit gold'nen Haaren,
Wohl durfte nach der heil'gen Braut er streben.

„Mit zarter Sorge schaut er auf sie nieder;
Er hat den Martyrtod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron sich wieder.

„Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüßen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten,
Führt sie die Liebe zu Maria's Füßen."

Zum Studium und zu den literarischen Arbeiten gesellte sich aber auch die beste, fruchtreichste Würze der Einsamkeit, dasjenige, was Ravignan's Ausspruch: „Le silence est la patrie des forts", allein genügend begründet und rechtfertigt; dasjenige, an was viele Gelehrte und Schöngeister gar nicht oder doch zuletzt denken: das Gebet.

7.

Weil Friedrich von Schlegel klarer, bestimmter, wissenschaftlicher und universeller als irgend ein Anderer der Romantiker die Rückkehr zur katholischen Kirche als die Grundbedingung gedeihlicher Wiedererneuerung und wahren Fortschritts für Kunst, Poesie, Literatur und Wissenschaft proclamirte, entschiedener als alle Andern gegen Göthe und sein sächsisch-weimarisches Heidenthum Front machte und den Abgott sogar als deutschen Voltaire zu bezeichnen wagte, ist er auch ärger als die andern Romantiker in Acht und Bann gethan, beschimpft und mißhandelt worden[1]. Es ist indeß hier nicht der Ort, alle Beschimpfungen

[1] Um seine fatale Universalität hinwegzuspotten, welche doch diejenige Göthe's auf wissenschaftlichem Gebiet weit übertrifft, hat ihn Gottschall als den „Annoncenmohr" seiner Literaturperiode stigmatisirt, ein Prädicat, das viel besser auf den Herrn von Gottschall selbst paßt, der sich sogar herabläßt, die schmutzigsten französischen Operetten und deren anatomisch-mimische Vorzüge zu „annonciren".

und Vorwürfe zu besprechen, mit welchen echt protestantische Berserkerwuth den edeln Convertiten überhäuft und selbst noch im Tode geschändet hat. Die letzteren Mißhandlungen hat der alte Görres noch verdientermaßen zurückgewiesen. Andere Entstellungen hat Rosenthal widerlegt. Vieles bleibt noch einem Biographen Schlegels zu thun übrig.

Aus Rosenthals Schilderung erhellt übrigens zur Genüge, daß Schlegel nicht durch irdische Interessen, sondern durch langes, ernstes Ringen auf den Pfad zur katholischen Kirche gelangt ist. Hätte er seine glänzenden Talente, sein vielseitiges Wissen und seine Selbständigkeit dem dominirenden Zeitgeist zur Verfügung gestellt und seine idealen Bestrebungen mit realistischeren Anschauungen vertauscht, so hätte er wohl nicht um einer Anstellung willen im halben Europa herumirren müssen; er hätte schon sein warmes Plätzchen gefunden. Dazu war er aber zu ideal und zu selbständig. Er wollte nicht nachtreten, nicht sich hofmeistern lassen. So arbeitete er auf den verschiedensten Gebieten, ähnlich wie Lessing, als kühner Schwimmer auf eigene Faust voran. Sein großes Problem, die gesammte Poesie und Bildung auf eine neue, lebenskräftige Grundlage zu stellen, faßte er, mit ungestümem Forscherdrang, mit eiserner Energie und scharfer Kritik auf den verschiedensten Punkten zugleich an. Er studirte selbständig die ganze hellenische Welt, mit deren Ideen und Formen Göthe eine neue deutsche Renaissance zu schaffen versuchte. Unbefriedigt von der Antike, spannte er sein Segel nach den gelobten Ländern der romantischen Kunst aus, nach Spanien, Italien, Shakespeare's England, dem mittelalterlichen Deutschland. Dieß Letztere thaten allerdings auch die andern Romantiker. Was ihn aber sehr vortheilhaft von ihnen unterscheidet, ist, daß er nicht die „blaue Blume“ im Traumland der Phantasie und des Gefühls suchte, sondern vor Allem einen philosophischen und theologischen Boden zu gewinnen bemüht war, auf dem eine neue Poesie und Literatur ersprießen könnte. Darum sah er sich auf dem ganzen, weiten Gebiete der Philosophie um, studirte neben den Philosophen und Volksmythologien des Alterthums auch die Philosophie, Theosophie und Theologie der neueren Zeit bis herab auf Fichte und Schelling, zog auch die historisch-politische Bedeutung der Systeme mit in Rechnung und beschloß, da alle früheren Systeme nach dem Orient hinweisen, die europäische Bildung in ihren uralten asiatischen Quellen zu erforschen. So weit nun auch der Umkreis war, nach dem seine Studien ihn auseinanderführten, so lenkten sie ihn doch wieder, ohne daß er es beabsichtigt hätte, nach und nach auf denselben Mittel-

punkt zurück, auf das große Centrum der gesammten Weltgeschichte, das Christenthum und seine sichtbare Verkörperung in der katholischen Kirche. Seine vergleichenden Religionsstudien führten ihn auf das Christenthum als die einzige von Gott geoffenbarte und dem ideellen Streben des Menschen völlig entsprechende Religion, auf die katholische Kirche als auf die alleinseligmachende, die einzige, „die das köstlichste Geheimniß der Seligkeit allein ganz und gar unzerstört verwahrt", ohne die es „überhaupt längst kein Christenthum mehr geben" würde und außer der es ein „reines, reelles Christenthum" nicht gibt. Seine philosophischen Untersuchungen führten ihn auf die scholastische Philosophie, diese „Christianisirung der Philosophie", auf ihre größten Lehrer: Augustinus, Bonaventura, Thomas, auf das Ungenügende aller Philosophie, welche nicht vom Lichte des Glaubens geleitet und vor Abwegen bewahrt wird [1]. Seine ästhetischen Forschungen mündeten auf denselben, allein richtigen Pfad:

„Das religiöse Gefühl, Andacht und Liebe und die innigste, stille Begeisterung war es, was den alten Malern die Hand führte, und nur bei einigen wenigen ist auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöse Gefühl in der Kunst einigermaßen ersetzen kann: das tiefe Nachsinnen, das Streben nach einer ernsten und würdigen Philosophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer sich, freilich nach Künstlerweise, doch ganz deutlich meldet. Vergeblich sucht man die Malerkunst wieder hervorzurufen, wenn nicht erst die Religion oder eine auf diese gegründete Philosophie wenigstens die Idee derselben wieder hervorgerufen hat. ... Wer das innere Leben nicht hat, der kann es auch als Künstler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, sondern bewegt sich nur mit fort in dem verworrenen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz wesenlosen und eigentlich nichtigen Daseins; statt daß uns die Kunst gerade aus diesem herausrücken und in die höhere, geistige Welt emporheben sollte. Er dient, als falscher Modekünstler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuschung, und ein solcher erreicht niemals, ja er berührt auch nicht einmal die Region des echten Schönen." [2]

Wie er die „subjective Religion des Gefühls", welche seine Zeitgenossen sich je nach ihrem Privatbedarf zurechtstutzten, herzhaft geradezu als „irreligiös" und „egoistisch" verurtheilte und es als Thorheit bezeichnete, eine neue Religion stiften zu wollen, erkannte und bezeichnete er ebenso scharf die Grenzen der heidnischen Kunst und die Unmöglichkeit, ohne das Glaubensleben des Christenthums sie zu überschreiten und höhere Ziele zu verwirklichen:

---

[1] Rosenthal, Convertitenbilder, I. 1. S. 134 ff.

[2] Sämmtliche Werke. Wien 1846. VI. S. 167.

„Die heidnische Kunst geht aus von der Vollkommenheit der organischen Gestalt, nach dem positiven Begriff eines fest bestimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigsten Entfaltung aller gebildeten Formen wie von selbst den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein sinnlicher Reiz, als eine geistige Anmuth der Seele. Will die antike Kunst höher steigen, so geht sie über in die titanische Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernst der tragischen Schönheit, und dieses ist die äußerste Linie, welche sie erreichen kann und wo sie das Ewige am nächsten berührt. So stehen für sie an dem verschlossenen Eingang des ewig Schönen auf der einen Seite der titanische Übermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erstürmen will, ohne daß er dieses je vermag; auf der anderen Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtsein der eigenen unauflöslichen Verschlossenheit unwandelbar versenkt. Das Licht der Hoffnung ist es, was der heidnischen Kunst fehlt und als dessen höchsten oder letzten Ersatz sie nur jene hohe Trauer und tragische Schönheit kennt; und dieses Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des seligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnsucht schmerzlich hervorbricht, ist es, was uns aus den Gebilden der christlichen Kunst, in göttlicher Bedeutung, als himmlische Erscheinung und klare Anschauung des Himmlischen entgegentritt und anspricht, und wodurch diese hohe, geistige Schönheit, welche wir eben darum die christliche nennen, möglich und für die Kunst erreichbar wird." [1]

So lenkten ihn Malerei und Poesie, Literatur und Geschichte, Philosophie und Mythologie auf einen gemeinsamen Mittelpunkt hin: das christliche Glaubensleben in der katholischen Kirche. In den „Fragmenten" aus den Jahren 1805 und 1806 nahm diese theoretische Erkenntniß auch eine unverkennbar praktische Fassung an:

„Ohne Religion zu leben, ist so traurig als unglücklich. Die katholische ist die einzige, die man ergreifen kann, unstreitig wenigstens die bessere. Die todte Erstorbenheit und Erschlaffung, die auch in der katholischen Welt sich jetzt erblicken läßt, ist keineswegs ein Grund, nicht überzutreten, sondern im Gegentheil eine Hoffnung mehr, sie werde durch die Neubekehrten neu belebt werden, wie das mit so manchen Kirchenvätern der Fall war.

„Die Erhaltung der Einheit der Kirche (daß sich das Christenthum nicht ganz in Ketzerei auflöse) ist fast noch wunderbarer, als ihr Sieg über die neuplatonische Dämonenreligion. So wird denn auch jetzt wohl das geschehen, was Vielen unwahrscheinlich ist: nicht eine neue Religion wird entstehen, sondern die katholische wird mit neuer Glorie sich erheben und wieder auferstehen.

„Katholisch werden heißt nicht die Religion verändern, sondern überhaupt nur sie anerkennen."

---

[1] Ebend. S. 168.

Diese Einsicht, hauptsächlich geweckt durch eifriges Studium der Kirchenväter und der katholischen Lehre überhaupt, wurde nicht wenig gehoben durch den persönlichen Umgang mit katholischen Freunden und Bekannten, wie Bertram, Boisserée, Wallraf, durch liebevolles Studium der katholischen Kunst, durch nähere Fühlung mit katholischem Leben in allen seinen Richtungen hin. Auch der merkwürdige Gegensatz zwischen seinen jetzigen katholischen Freunden und seinen früheren Genossen blieb nicht ohne tiefe Wirkung auf ihn. Als Karoline Paulus seiner Gattin ihre katholisirende Richtung zum Vorwurf gemacht hatte, fügte er der einläßlichen Antwort folgende bedeutsame — auch apologetische — Nachschrift bei:

„Wenn Sie uns für etwas partheiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß dieß zum Theil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutisch-theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt."

Dorothea's Antwort betont andere Momente: die schreiende Intoleranz der Protestanten, die Liebe und Duldsamkeit der Katholiken, die religiöse Jugendkraft der katholischen Poesie, das ehrwürdige Alter des Katholicismus, den Zusammenhang der deutschen Kunst mit der Kirche, den Zusammenhang ihres Verfalls mit der Reformation.

„Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen," sagt sie u. A.; „es ist noch nichts Gutes, nein, nichts von ihr hergekommen. Schon weil er so uralt ist, zieh' ich den Katholicismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion, oder besser die Confession, noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntniß abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. ... Ungeachtet aber, daß wir für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mäßigung und seine Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigten. ... Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer. ... Ob ich glaube, fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholicismus seien? Aller-

dings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholicismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht auf's Wort glauben, so lies die alten Geschichten ..." (Brief vom 23. Februar 1806.)

Schon an Weihnachten hatte sie die Angriffe der Freundin auf die „moderne katholische Wuth" mit fulminanter Schärfe zurückgewiesen und ihr schließlich erklärt:

„Ich behaupte, Du bist im Grunde ganz unbewußt katholisch gesinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du Dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unserer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht. Zu dieser gehört die Neutralität zuerst, alsdann Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, gedankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litanei? Gott, sie ist so gut, als Deine gegen den Katholicismus! Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht. Die sind wenigstens ebenso geschmacklos, als die Katholiken. Ich meinte, das Beste wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, Alles im griechischen Costüm — das wäre für unser Zeitalter gewiß am passendsten!"

Trotz dem vollständigen Bruch Friedrichs mit dem Protestantismus und mit der seichten Aufklärerei seiner Tage, trotz der hellen Einsicht in das Wesen und die Wahrheit der katholischen Kirche, säumte und zögerte er noch von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Er sah das Ziel vor sich: die Mittel wagte er nicht zu ergreifen. Wie hundert Andere, denen ähnliche Erleuchtung zu Theil geworden, scheute er die Menschen und ihr Gerede, das Aufsehen, das ein förmlicher Übertritt haben könnte. Er fürchtete auch, die Pietät gegen seine Verwandten zu verletzen. Ohne die Gnade von sich zu stoßen, schob er ihre Forderungen von Tag zu Tag hinaus und übertäubte im bunten Wirrwarr neuer Arbeiten ihren vernehmlichen Ruf. Dorothea faßte die große Lebensfrage weit weniger akademisch und wissenschaftlich, aber dafür um so tiefer und praktischer auf. In häufigem Gebet hatte sie die Pflicht des Übertritts klar erkannt und säumte nicht (schon 1806), Friedrich allen Ernstes daran zu gemahnen:

„Was nun das Bekenntniß oder den Übergang zur Kirche selbst betrifft, so muß ich Dir wohl bekennen, ich wünschte nicht, daß Du Dich von irgend

einer geheimen oder öffentlichen Rücksicht länger von der wirklichen Ausführung abhalten ließest. Laß uns nicht, geliebtester Freund, das Ungewisse, Unsichere in unserer äußeren Lage — das doch immer auf irgend eine Art ungewiß und schwankend bleiben muß — uns durch die innere Unsicherheit unerträglicher machen. Hier muß ja jede Rücksicht schweigen und nur die innere Stimme herrschen. Die Rücksicht freilich wegen der Mutter ist heilig; um ihretwillen müssen wir sehr schonend zu Werke gehen, um sie nicht heftig zu kränken; aber ganz hemmen darf uns diese Rücksicht, so heilig sie ist, dennoch nicht. Kannst Du vorher wissen, welchen Eindruck Dein Bekenntniß, im Fall es ihr bekannt würde, machen wird? Müssen wir nicht glauben, daß das, was uns entzündet, in jedes guten Menschen Seele einen Funken entzünden kann? Können wir denn so gewiß sein, daß sie uns fluchen wird, und müssen wir nicht vielmehr hoffen, daß der heilige Geist sie erleuchten kann, wie er uns erleuchtet hat? Aber die ganze Besorgniß ist übrigens überflüssig. Wenn Du selber es nicht absichtlich öffentlich ankündigst, so wird nicht der geringste Lärm davon entstehen. Der Act geschieht in der größten Stille; keine Pflichten des katholischen Christen sind öffentlich; der Gottesdienst ist von Anbruch des Tages an, man kann die Stunde wählen, welche man will, und nur im Nothfall ist es Pflicht, öffentlich zu bekennen. Daß Du dem Geiste nach längst katholisch bist, das weiß die ganze Welt; Charlotte weiß es auch; vor zwei Jahren glaubte sie ja schon, daß Du zur Kirche schon übergegangen wärest, und sie hat nicht die geringste Unzufriedenheit geäußert, auch nichts von der Mutter wurde darüber erwähnt. Entweder man hat diese schon mit Deinen Gesinnungen bekannt gemacht und sie findet sich darein, oder sie erfährt ganz und gar nichts davon, was mir auch sehr wahrscheinlich ist. . . . Wilhelm hat davon keine richtige Vorstellung; dieses geräuschvolle Bekanntmachen ist ganz dem katholischen Wesen entgegen, ist vielmehr protestantisch."

Wo die edle Frau diese klare Erkenntniß, diese liebevolle Schonung und männliche Festigkeit schöpfte, ist aus einem längeren Briefe ersichtlich, mit dem sie um eben diese Zeit den in sehr trauriger Lage befindlichen Schleiermacher zu trösten suchte:

„Sie verlangen etwas von mir über mein Leben zu hören. Meinen Sie das äußere oder das innere Leben? Das eine ist so überschwänglich reich, als das andere arm ist. . . . Die Einsamkeit wird mir durch die Gewohnheit immer werther. . . . Trost, Mittheilung, Liebe, Musik, Malerei und wohlthätige Thränen finde ich in der Kirche. . . . Oft fand ich schon, daß gerade dasjenige, was mich am meisten schmerzte, in der Folge eine neue Quelle von Glück für mich war. Niemand hat wohl mehr als ich Ursache, sich ganz ohne Widerstreben der leitenden Hand der Vorsehung zu überlassen."

So schrieb die Convertitin an den „großen" protestantischen Theologen, der in der Stunde der Prüfung und des Leidens an seiner Ge-

fühlsreligion keine Stärkung fand und sich um Trost wie immer an Frauenzimmer wandte. Daß sie selbst keine melancholische, ewig weinende Büßerin ward, sieht man aus ihren ebenso herzlichen und gemüthlichen Briefen an Friedrich und an ihre Kinder, in welchen munterer Humor, ungezwungener Scherz und heiterer Frohsinn mit würdiger Behandlung des Ernsten und Wichtigen abwechselt. Als Sophie Brentano, die erste Frau des Dichters, starb, schrieb sie zur Todesnachricht (4. Jan. 1807) an Friedrich: „Du hast nun eine gute Freundin weniger auf Erden und eine mehr im Himmel. Ich war doch recht erschreckt, als ich es hörte, und habe heute in der Messe ihrer in meinem Gebete gedacht. Pater Albert und die Familie Debêche empfehlen sich Dir und wünschen Dir ein glückliches neues Jahr; ich auch, obgleich ich böse bin." Denn Friedrich hatte ihr die ganze Festzeit über nicht geschrieben. Ihrem Sohn Philipp beschreibt sie die Epiphanie-Feier im Dom:

„Heute wird im Dom das Dreikönigsfest gefeiert. Der neue Pastor richtet es so prächtig als möglich ein. Alle Musikliebhaber der Stadt haben diesen Morgen in der Messe gespielt und gesungen. Es war recht schön, die Messe war von Haydn und das Orchester ziemlich stark besetzt. Diesen Abend wird Tedeum sein und der Hymnus von Wallraf. Im Chor allein sind über 300 Kerzen und Alles so prächtig, als es bei dem Ruin des Domes möglich ist. Am Eingange des Chores stehen doch zwei Altäre, einer mit der Statue der hl. Anna, der andere mit der der hl. Barbara; diese sind neu restaurirt und verziert, der eine mit silbernen, der andere mit vergoldeten Gefäßen. Das nimmt sich, mit vielen Kerzen erleuchtet, vom Haupteingang herein sehr schön aus. Dabei haben sie aber den großen Christoph aus einer übertrieben guten Meinung ganz neu bunt angestrichen und lackirt; das sieht höchst lächerlich und abominable aus. Du kannst Dir denken, wie der gute Wallraf sich darüber erbost. Lebe wohl, liebes Kind! ein andermal mehr von Deiner Dich liebenden Mutter."

Friedrich Schlegel, der sich um diese Zeit als Gast bei Frau von Staël in der Normandie aufhielt, bewährte nicht denselben Muth und dieselbe Energie, der gewonnenen Überzeugung und dem Ruf der Gnade zu folgen, wie ein Brief seiner Frau vom 18. Januar zeigt:

„Wie es scheint, hast Du es wirklich aufgeben müssen, in die Messe zu gehen. Ich bedauere Dich — was soll ich aber zu der Hartnäckigkeit dieser Frau sagen, die an Verstand und großen Gaben so ihr ganzes Geschlecht übertrifft! — Möchte der heilige Geist doch die Binde von ihren Augen nehmen! Ich habe heute in der Messe mit aller Kraft meiner Seele für sie gebetet. Du kannst mich Dir jeden Sonntag zwischen 9 und 11 Uhr Morgens in dem Dom denken; ich versäume das Hochamt niemals, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Dort bete ich für Dich und für Alles, was mir lieb

und werth auf Erden ist. Aber eigentlich thue ich das immer und in jedem Augenblick und an allen Orten; Sonntags in der Kirche wird dieß beständige Gebet nur laut und erhält gleichsam Worte, sowie ein Gedicht machen ja auch nur der Ausbruch, die sichtbare Erscheinung und Blüthe des inneren Dichtens ist. Niemals aber komme ich ohne Trost und Stärkung vom Altar, und die Kraft und Wunder des Gebets offenbaren sich meiner Seele immer mehr und immer neu."

Als Schlegel noch immer zögerte, mit dem Übertritt Ernst zu machen, drang sie auf's Neue in ihn und bestürmte ihn voll Liebe und Zärtlichkeit, aber auch voll Ernst und Muth, mit den mächtigsten Gründen:

„Mein lieber Friedrich! Es darf keines Menschen Überzeugung die Deinige bestimmen, auch die meinige nicht. Du hast nichts zu bedenken, als die Stimme Gottes; laß alles Andere schweigen, es ist ja Alles so nichtig; es dauert ja nicht lange, sagt Pater Albertus. Auch nicht verschieben, lieber Friedrich! Wer steht uns für den nächsten Tag? und Du bist gerade jetzt in dem Alter, wo Du anfangen mußt, was Du zur Ehre Gottes vollenden willst. — Diese Ostern war ich in rechter Versuchung, Dir voranzugehen, aber ich hielt mich. Ohne Noth trenne ich mich nicht von Dir. Gott gab Dich mir zum Führer; ich folge Dir, aber bedenke, daß Du nun für zwei Seelen Rechenschaft geben mußt."

Hätte Schlegel so treu und demüthig gebetet, wie sie, so hätte sich die Conversion wohl kaum mehr lange verzögern können. Hier, und nicht in apologetischen Schwierigkeiten, liegt der große Graben, über welchen Lessing nicht hinüberkam, an welchem hundert Conversionen sich verzögern und scheitern. Nachdem Schlegel nach Köln zurückgekehrt, vertagte er den entscheidenden Schritt noch ein volles Jahr.

Erst am 16. April 1808 endlich legte er am Muttergottes-Altar im Dom zu Köln mit Dorothea das Glaubensbekenntniß von Trient ab, in Gegenwart des Dechanten Dumont, des Seminarpräses H. Förster, des Kaplan Gumpert und des Kirchmeisters H. Debêche. Am 18. April empfingen sie im Seminarium die erste heilige Communion; an demselben Tage segnete der Dechant Dumont, kraft des in das kanonische Recht aufgenommenen paulinischen Privilegs (1 Kor. 7, 15), mit specieller bischöflicher Vollmacht ihre Ehe im Dome ein.

Drei Tage später reiste Schlegel von Köln ab, um nach Österreich überzusiedeln, wahrscheinlich um allem Gerede in den ihm bekannten Kreisen möglichst zu entgehen. Denn eine Anstellung hatte er noch keineswegs erhalten, noch auch verbindliche Zusagen. In Wien angelangt, mußte er nach langen Mühen mit einer Wohnung im vierten Stock vor-

lieb nehmen, monatelang harren und sich gedulden, bis er nur endlich eine Vorlesung halten konnte. Was darum von Metternich'schen und österreichischen Einflüssen auf seine Conversion gefaselt wird, gehört zu den gewöhnlichen „unbefangenen" Künsten, mit welchen sich der Protestantismus gegen das „ansteckende" Beispiel zu schützen sucht. Es ist gerade so viel daran, als an der Versicherung Mundts, das Studium der indischen Selbstpeiniger und Büßer hätte Schlegel in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Seine Conversion erklärt sich theilweise, wie schon Rosenthal nachgewiesen, aus seinem religiösen und wissenschaftlichen Entwicklungsgang; aber nur theilweise. Den Hauptantheil hatten, wie aus der Correspondenz Dorothea's unzweifelhaft erhellt, Gebet und Gnade. Zuvorkommende Gnade riß die beiden Phantasirenden aus den Verirrungen ihres Herzens und dem Wirrwarr der zeitgenössischen Philosophie heraus. Ernstes Ringen und Forschen wirkte ihr mit; treues Gebet kam diesem zu Hilfe, als es vor irdischen Rücksichten säumte und erschlaffte; und die Gnade vollendete, was nur sie allein beginnen konnte, indem sie dem Zaudernden über seine weltlichen Bedenken hinweghalf. So betrachtete Dorothea ihre Conversion und forderte ihren Gemahl zum innigsten Dank gegen Gott auf.

„Geliebter Freund!" schrieb sie ihm am Pfingstfest 1808, „ich wünsche Dir von Herzen ein recht frohes Pfingstfest; ich zweifle nicht, daß Du nach Deiner mir bekannten Weise gewiß Gelegenheit gefunden hast, ungeachtet des Tumults, der Dich gewiß jetzt umgeben muß, eine Stunde für Dich allein zu haben und Dich dem Gebet und den Betrachtungen zu überlassen. Voriges Jahr waren wir zusammen in der hohen Messe im Dom; ich konnte mich damals der Thränen nicht enthalten, als ich neben Dir kniete und den heiligen Geist um seine Gaben anrief und um Hilfe bat für unser Vorhaben. Du frugst mich, warum ich geweint hätte, ich hatte aber keinen rechten Muth, es Dir zu sagen; ich ward aber erhört! Dieses Jahr vergieß' ich frohe Thränen des innigsten Dankes für mein großes, nie verdientes Glück."

Während Friedrich in seiner precären äußeren Lage und unter den vergeblichen Bemühungen, sich derselben zu entringen, noch viel von Traurigkeit und Schwermuth geplagt wurde, hielt sie, obwohl jetzt wieder vereinsamt in Köln, das Banner der Hoffnung hoch und fest und suchte auch ihm die innere Gottesfreudigkeit einzusprechen, mit der sie der Zukunft entgegensah:

„Fasse immer wieder neuen Muth, mein Geliebter! Denk' doch zurück, wie Vieles wir erreicht; ja mehr haben wir erreicht, als wir uns Anfangs

gar vorgesetzt. Unsere Augen trugen uns ja nicht so weit, als wir wirklich durch himmlische Hilfe nun erreichten. Friedrich, wer kann uns denn jetzt schaden? Und auf Zeit meines Lebens arm zu sein, bin ich wenigstens mehr als je gefaßt. ... Der Wunsch, immer mehr Gottes Willen zu erkennen und nach allen Kräften zu erfüllen, der wird Dich nicht verlassen und in immer anderer Gestalt Dich stärken und antreiben bis zum Tod. So ist auch Dein Streben und Deine Sendung keine irdische und auf nichts Irdisches gerichtet. ... Thue Dir also selber nicht das Unrecht an, Deinen Beruf als etwas Irdisches anzusehen und Dich von ihm beschränken zu lassen!"

Als treuer Schutzgeist stand sie ihm in dieser schwierigen Übergangsperiode mit ihrem Gebet und ihrem Rathe bei. Im August folgte sie ihm nach Wien und theilte persönlich seine Sorgen.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Die römische „Frage".

(Fortsetzung.)

II. Das piemontesische Rom eine beständige Gefahr für Italien.

In den Londoner „Times" (15. October 1881) erklärte ein italienischer Staatsmann: „Rom ist für uns eine Last, eine Verlegenheit, eine geographische, diplomatische und politische Absurdität. Haben wir einmal eine andere Hauptstadt gefunden, die naturgemäßer und den Dingen entsprechender ist, dann werden alle Verlegenheiten und Gefahren der gegenwärtigen Situation gehoben sein." Dieß ist das Urtheil der ganzen gebildeten Welt.

Die spanischen Senatoren (1881) erklärten, daß die letzten elf Jahre Piemonts in Rom nur eine Probezeit gewesen, daß die „italienische" Regierung die Probe nicht bestanden und dem Papste weder Ehrerbietung noch Schutz zu gewähren verstanden habe. Sogar die deutsche Publicistik des Nordens und Südens hat in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres immer lauter die Stimme gegen Rom als Hauptstadt Italiens erhoben und die grellen Mißstände dieses unverzeihlichen Fehlers schlagend nachgewiesen. Insbesondere brachte die Augsburger „Allgemeine Zeitung" im vergangenen December eine Reihe dahin zielender Abhandlungen aus nicht-katholischer Feder, die allenthalben berechtigtes Aufsehen

machten. Ein kleiner Auszug aus einem der Artikel möchte hier ganz am Platze sein[1].

„Schon ist es," führt der Verfasser aus, „von nicht Wenigen anerkannt, daß die Art der Installirung der italienischen Regierung, wie sie 1870 erfolgte, ein Fehler gewesen ist. Gewiß haben sich selten ein Hof und eine Regierung in ihrer Hauptstadt so unbequem und unbehaglich installirt gefunden, wie der Hof und die Regierung Italiens in Rom. Es fehlt an den geeigneten Baulichkeiten; das jetzige Rom hat sich mit der Kirche und durch die Päpste gebildet, wird immer als eine Verkörperung der Kirchen- und Papstgeschichte dastehen und weigert sich, diesen Stempel, den ihm die Jahrhunderte aufgedrückt haben, durch einen anderen verwischen zu lassen. An keinem geringeren Orte, als im italienischen Parlament, ist es ausgesprochen worden: ‚Wir sind in Rom wie in einer Herberge, nicht wie in unserem Hause.' Die anfängliche Meinung, daß man in den zahlreichen eingezogenen päpstlichen Palästen, geistlichen Gebäuden, Klöstern ꝛc. passende und wohlfeile Räume zur Aufnahme der Regierungsbehörden finden werde, hat sich als eine gründliche Täuschung erwiesen. In den eingezogenen Gebäuden haben mit großen Kosten Umbauten vorgenommen werden müssen, um sie den neuen Zwecken nothdürftig anzupassen. Daß es nur nothdürftig und ungenügend gelungen ist, geht daraus hervor, daß das Parlament und die Commune sich zur Bewilligung großer Summen behufs umfassender Neubauten haben entschließen müssen. Weder die Ministerien, die Gerichte, das Parlament, die Universität, noch die Kasernen, die Schulen, Hospitäler ꝛc. haben bisher Räumlichkeiten finden können, welche mehr als nothdürftig ihrem Zweck entsprechen. Soeben ist die Commune beschäftigt, im Einvernehmen mit der Regierung den Plan zu großartigen Neubauten und einer umfassenden Straßenregulirung festzustellen, welche 100 Millionen verschlingen und die bauliche Physiognomie auch der älteren Stadttheile gründlich umgestalten wird. Wenn man vor zehn Jahren vielleicht genöthigt war, sich nolens volens in's alte Rom hineinzuzwängen, so mußte man doch von dem Augenblick, in welchem der Plan für die Neubauten auf dem Quirinal entworfen war, von der Erkenntniß durchdrungen sein, daß hier eine neue Stadt entstehen werde; und in jenem Augenblicke hätte man sich aus den schon angeführten und anderen wichtigen Gründen entschließen müssen, für ‚Neu-Rom'

---

[1] S. „Kölnische Volkszeitung", 29. December 1881.

nicht innerhalb, sondern außerhalb des alten eine Stätte zu suchen." — So der Mann der Augsburger „Allgemeinen Zeitung".

Wir sehen vorderhand von der sittlichen Qualität der That vom 20. September 1870 ganz ab — wir kommen später darauf zu sprechen —, aber rein objectiv betrachtet, war sie eine Absurdität, eine Erkenntniß, die nicht erst in neuester Zeit, sondern schon längst auch jenen Italianissimi einleuchtete, die über der politischen Leidenschaft nicht ihren Verstand eingebüßt hatten.

Bereits Cavour, das diplomatische Werkzeug der „italienischen Einheit", hatte zwar Rom als Hauptstadt proclamirt, aber nur in der Absicht, um den Radikalen eine Waffe zu entreißen, und mit dem Hintergedanken, der König solle Rom einzig als päpstlicher Statthalter besetzen. Mamiani verlangte, das Königreich solle aus Hochachtung vor dem Papste sich in Frascati sein neues Rom erbauen. Massimo d'Azeglio rieth eindringlichst von Rom als Hauptstadt ab und sagte alle Mißstände vorher, die sich jetzt nach der unglückseligen Gewaltthat eingestellt haben. Kurz, Rom als Hauptstadt Italiens ist eine „geographische, diplomatische und politische Absurdität".

1. Die Hauptstadt Rom eine geographische Absurdität.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte Italiens beweist uns, daß der Schwerpunkt der Halbinsel in Ober-Italien liegt, dort, wo das Festland von den Ostabhängen des Monte Rosa bis zu den Lagunen Venedigs am massigsten auftritt, wo der mächtigste Fluß Ausoniens strömt, wo die Schlachten gegen hereinbrechende Feinde geschlagen worden sind, wo der Bodenreichthum in einer fabelhaften Fülle das Auge erfreut, wo eine Kette der schönsten Städte und der lachendsten Fluren uns überzeugt, daß kein europäisches Land sich mit Oberitalien messen kann. Dort inmitten der blühendsten Landwirthschaft und Industrie, wo der Alpenwall, die vielen Flüsse und Festungen, die größte Landesausdehnung Schutz bieten — dort und nirgends anders muß die Hauptstadt liegen, wenn je Italien eine Einheit geworden. Schon das administrative Genie des ersten Bonaparte hatte dieß erkannt: als er das Königreich Italien errichtet hatte, wies er dem Vicekönige Mailand als Haupt- und Residenzstadt an. Rom dagegen mit seiner öden Campagna, ein farbenprächtiges Mosaik in einem Rahmen von Peperino, paßt wohl als friedliche Hauptstadt des Papstes und seines Kirchenstaates, nimmermehr als Capitale Italiens. Es liegt dem Meere zu fern, als daß es durch Seebefestigungen geschützt werden könnte, und doch wieder zu nahe, um vor

feindlichen Flotten und Landungstruppen sicher zu sein. Von den umliegenden Höhen kann es beschossen werden, seine Campagna reicht im Falle eines Krieges zur Verproviantirung nicht hin, noch kann es, wie Paris, durch einen mehrfachen Gürtel von vorgeschobenen Forts gehalten werden. Eben jetzt arbeitet man mit fieberhafter Hast an der Befestigung der Tiberstadt; aber je umfassender die Werke werden, desto mehr Truppen muß man in denselben verzetteln, während der Hauptangriff am Südabhange der Alpen zu pariren ist. Erst hinter dem Po beginnt die zweite strategische Hauptlinie. Was soll also Rom als Festung ersten Ranges anderes, als eine in Ober-Italien nothwendige Armee für seine Rettung beherbergen und so die Gesammtvertheidigung schwächen? Vollends wäre die Lage schlimm, wenn in der nämlichen Zeit, da ein starkes Heer von den Alpen herabsteigt, ein zweites an der langgestreckten tyrrhenischen Küste landen und Rom bezwingen würde. Wer baut die Hauptstadt eines Reiches von 30 Millionen Einwohnern an eine so bloßgestellte Gegend? Ja, solange das alte Rom erobernd sich weiter ausdehnte, so lange die Wölfin mit eisernem Gebisse die Völker zermalmte, so lange das ganze Mittelmeer ausschließend römische Provinzen bespülte und bei den alten Handwaffen: da konnte die urbs wenige Stunden vom Meere am schiffbaren Tiber liegen. Aber sobald das abendländische Reich verfiel, zogen sich seine schwachen Kaiser nach Ravenna, Mailand, ja nach Trier zurück; die neuen Eroberer aus dem Norden wohnten lieber in Pavia, wie die Longobardenkönige, oder in Verona, wie der Ostgothe Theodorich, als in der gefährlichen Wolfsfalle am gelben Tiber. Erst Neu-Italien, verblendet vom Hasse gegen Christus und seinen Stellvertreter, hat den Unsinn „Roma Capitale" sich zu eigen gemacht, als hätte es absichtlich eine Stelle gewünscht, die allen Angriffen Englands, Frankreichs, Spaniens rc. ausgesetzt ist.

Wenigstens zehn italienische Städte eignen sich, wie der „Osservatore Romano" ausführt, besser zur Hauptstadt, als Rom: Turin, Mailand, Venedig, Bologna, Neapel, Ravenna, Pavia, Verona, Brescia und Florenz bieten weit bessere topographische und strategische Verhältnisse, und fast an alle knüpfen sich die Erinnerungen militärischen Ruhmes. So kommt der genannte „Osservatore" zu dem Schlußergebniß: „Rom kann das Herz einer Nation nicht sein, welches im entscheidenden Augenblicke alle militärische Kraft und politische Weisheit in sich concentrirt; es läßt sich vielmehr unschwer einsehen, daß im Falle eines Krieges Rom als Hauptstadt eher eine Verlegenheit bereitet, als daß es Mittelpunkt

der Kraft wäre; daß es, statt alle Widerstandskraft in sich zu sammeln, vielmehr die Kriegspläne durchkreuzen und die Truppen trennen würde, weil man genöthigt wäre, niemals einen festen Kriegsplan zu haben, und vielmehr alle Operationen mit Rücksicht auf dessen Schutz stattfinden müßten, zum offenbaren Nachtheil der Strategie und nicht ohne empfindliche Störung auch in Bezug auf die Taktik, wenn die Aufstellungen des Heeres in der Nähe Roms stattfinden." [1]

Zur Geographie im weiteren Sinne gehört auch die Ethnographie. Nun bedeutet Rom als Hauptstadt die strammste Centralisation des Einheitsstaates; es entsteht daher die Frage, ob das italienische Volk diesen einheitlichen Nationalstaat wünsche, ob es für denselben die natürlichen Vorbildungen in seinem Charakter und in seiner Geschichte besitze, ob derselbe überhaupt ein Entschuldigungsgrund für die Gewaltthaten und Rechtsumstürze Neu-Italiens sei. Will das italienische Volk den Nationaleinheitsstaat? Nein! und ewig nein! Freilich, das amtliche Italien (l' Italia ufficiale) stellt diesen Satz als Axiom auf, das keines Beweises bedürfe, und droht jedem Zweifler mit dem Strafgesetze. Hören wir aber das wirkliche Italien (l' Italia reale), so lautet die Antwort ganz anders. Wie Bismarck über die Reichsebbe, so klagt die italienische Regierung noch tausendmal mehr über den „Regionalismus" und Provincialismus, welcher der Einheit jeden moralischen Halt in der Nation raube. Sicilien will nicht zum Festlande gehören, Neapel klagt über Zurücksetzung, Mittelitalien denkt an seine alten Fürsten, und Oberitalien theilt sich noch heute in Piemontesen, Lombarden und Venetianer, von kleineren Unterabtheilungen ganz abgesehen. Dieß aber ist kein Wunder, sondern beruht auf sehr wirklichen natürlichen Vorbedingungen; bietet doch kaum ein Land Europa's eine so bunte Mischung von Nationalitäten, wie die Apennin-Halbinsel. In Piemont begegnen uns die alten Allobroger, weiter östlich die Langobarden von der Niederelbe, die sich heute noch durch ihre großen Füße und durch die Aussprache des s (= sch) verrathen, dann die Veneter, die ursprünglich Slaven gewesen sein sollen. Weiter im Süden treffen wir die Nachkommen der Etrusker, die unsägliche Völkermischung der ewigen Stadt, das vorherrschend griechische Unteritalien, ehemals „Groß-Griechenland" genannt, und Sicilien mit seiner griechisch-arabisch-italienischen 2c. Völkermischung. Und zudem ist Italien seit mehr als einem Jahr-

[1] S. „Rom als Hauptstadt von Italien", S. 11 f.

tausend seiner ganzen Länge nach mit deutschem Blute untermischt. Und nun gar die Geschichte! Die schöne Halbinsel blühte, so lange sie aus Communen mit größerem oder kleinerem Hinterlande bestand; sie verkommt immer mehr, seitdem sie in das Prokrustesbett des Einheitsstaates gespannt ist. Der hochrothe Brofferio hatte seiner Zeit die volle Wahrheit gesagt in den Worten: „Die italienische Nationalität besteht in der Achtung vor ihren Municipien, und vergeblich werdet ihr diese niedertreten wollen." Und entrüstet wiederholte er: „Nein, niemals wird die so ersehnte italienische Nationalität auferstehen aus der Vernichtung der Nationalität der Venetianer, Piemontesen, Ligurer, Lombarden, Römer, Sicilianer, Neapolitaner; das sind Nationen, die existirt haben und immer existiren werden, so lange wenigstens, als man nicht mit Feuer und Schwert ihr Andenken vertilgt." Demnach ist die heutige italienische Einheit eine Chimäre und das Symbol derselben, die Roma Capitale, die Ausgeburt der Chimäre.

Die einzig mögliche Einigung Italiens ist ein Staatenbund, der Föderalismus, der in der Configuration des Landes, im Nationalcharakter und in der Geschichte begründet ist. Alles Andere ist Hirngespinnst, und ganz besonders wird der jetzige Centralismus mit der durchaus unpassenden Hauptstadt nachgerade von einigen Liberalen selbst als verderbliche Fiction erkannt. Noch im Beginne des laufenden Jahres 1882 gestand z. B. der Mailänder „Secolo", daß der Zwist des Regionalismus, die Gegensätze zwischen Nord- und Süd-Italien einzig durch eine Föderation beigelegt werden können, und schloß mit den Worten: „Dieß Alles kann man nicht mit der Decentralisation erreichen, mit jenem nebelhaften und unbestimmten Worte, das Viele nur aus Bequemlichkeit im Munde führen, um ihre innerste Überzeugung nicht kurz und bündig offenbaren zu müssen. Man stößt auf noch radikalere Vorschläge, die in dem anderen Begriffe enthalten sind, welchen Manche still im Herzen tragen, aber sich nicht auszusprechen getrauen. Zur Beschwörung des sittlichen und materiellen Niedergangs, zur Zerstreuung der Mißverständnisse, zum Steuer gegen die Geldverschleuderung und schlechte Verwaltung bedürfen wir des Föderalismus. Die Einheit im bisherigen Sinne ist eine Gewaltthat gegen die Geschichte und gegen die Natur; der Staatenbund befriedigt die rechtmäßigen Wünsche Aller, versetzt das Volk wieder auf seine bewährte Bahn und gestattet ohne Zaum und Zwangsmittel die Entfaltung seiner Kräfte und natürlichen Anlagen."[1]

[1] Civiltà cattolica, quad. 758, 21 genn. 1882, p. 203, nota.

Überhaupt ist das Nationalitätsprincip, wie es seit der großen Revolution aufgekommen ist, mit seiner einzigen Rücksicht auf die Sprache ein durchaus irriges und reicht in keiner Weise hin, die sinnlose Centralisation zu rechtfertigen. Wenn es aber eine italienische „Nationalität" gibt, so verdankt sie ihr Dasein einzig den Päpsten, so daß A. von Reumont bekennt: „Die einzige nationale Macht (Italiens) war die des Papstthums, und die Entwickelung und Kräftigung dieser Macht hemmten Italiener noch mehr als Fremde." [1] Ein wahres Wort auch seit 1870!

2. Die Hauptstadt Rom eine diplomatische Absurdität.

Je unrechtmäßiger ein Staat seinen Länderbesitz erworben hat, desto diplomatisch schwächer wird er, wenn er nicht etwa zu so überwältigender Macht gekommen ist, daß alle übrigen Reiche ehrerbietiges Schweigen ihm gegenüber beobachten müssen. Von Italien, der kleinsten und schwächsten unter den sechs Großmächten, kann Niemand behaupten, daß es durch materielle Macht im europäischen Areopage besonders hervorrage. Zu dieser physischen Schwäche kommt nun eine zweite, die moralische, die in der gewaltthätigen Wegnahme des päpstlichen Roms liegt, und welche den diplomatischen Verkehr Italiens mit dem Auslande äußerst heikel macht.

Nachdem die südliche Revolution im Widerspruch mit dem Natur- und Völkerrechte, ja mit allem positiven Rechte und der gesunden Vernunft in den Jahren 1859 und 1860 dem Papste $^5/_6$ seines Staates brutal durch Waffengewalt genommen hatte, hat sie es gewagt, im September 1870 ohne allen und jeden Vorwand die ewige Stadt selbst zu bombardiren, zu erobern und den Papst innerhalb des Vaticans wie einen Gefangenen einzuschließen. Zu welch erbärmlicher Schwäche im Verkehre mit dem Auslande ist das Königreich der Revolution dadurch herabgesunken! Es kann zur Rechtfertigung seiner Unthat nur das nagelneue Recht der „vollbrachten Thatsache" anführen, ein Recht, das jeden Dieb und Mörder straflos macht für den Fall, daß ihm die That gelungen ist! Noch einen Monat vor dem Bombardement Roms hatte die Regierung zu Florenz Frankreich gegenüber die förmliche Verpflichtung eingegangen, die Convention von 1864 einzuhalten, d. h. Rom und den kleinen Rest des Kirchenstaates nie mit bewaffneter Hand anzugreifen; aus dem Munde der Minister erscholl zu gleicher Zeit vor dem Parla-

[1] Geschichte der Stadt Rom, Bd. II. S. 235. Berlin 1867.

mente die feierliche Erklärung, daß ein Angriff auf Rom und eine Eroberung der Stadt vermittelst Kanonen eine weltkundige Ungerechtigkeit und selbst eines Sultans der Berberei unwürdig wäre. Von alledem geschah nach wenigen Wochen das gerade Gegentheil, obgleich weder in den Umständen eine Veränderung, noch von Seite des Papstes die geringste Herausforderung erfolgt war.

Wie schwach und unwürdig steht die Diplomatie „Italiens“ vor dem Erdtheile da, so lange das vergewaltigte Rom gegen dieselbe zum Himmel schreit! Wer kann mit ihr noch ehrlich verkehren, wer von ihr Treue in Haltung eingegangener Verpflichtungen erwarten, so lange ihr das Brandmal „Rom“ an der Stirne klebt?

Daher kommt es, daß die welsche Regierung vor jedem rauschenden Blatte bange wird. Man hat es ja vom Juli 1881 an gesehen, als die römische „Frage“ in der europäischen Presse, wenn auch bloß akademisch, discutirt wurde, und als gegen Ende des Jahres die deutsche Reichsregierung einige Lust bekundete, die Angelegenheit diplomatisch zu regeln. Die „Post“ (30. December 1881) legte die diplomatische Schwäche „Italiens“ bar in der Ausführung, daß infolge des definitiven Sieges der Republik in Frankreich und infolge des Anschlusses dieses republikanischen Landes an die gesinnungsverwandten Elemente in Italien das savoyische Königthum in die Klemme zwischen Papstthum und Republikanismus gerathen sei, und daß in dieser Lage die Erhaltung des italienischen Königthums und der italienischen Unabhängigkeit die Regelung der Papst-„Frage“ fordere. Noch bedeutungsvoller ist die Schlußausführung der „Post“, daß nämlich Italien, wenn es bei dieser Regulirung europäische Verpflichtungen übernehme, auch dafür einer gefährlichen Verantwortung ledig werde. Mit anderen Worten: Die Wegnahme Roms war nicht bloß eine Sünde, sondern auch ein schwerer, politischer Fehler; die neue Hauptstadt ist eine politische und diplomatische Absurdität, welche den Italienern eine „gefährliche Verantwortung“ vor dem Ausland auferlegt, alle Beziehungen zum Auslande vergiftet, das Königthum und die Unabhängigkeit der Halbinsel in Frage stellt.

Diese Aufstellungen sind nicht etwa blauer Dunst, sondern schauerliche Wirklichkeit. Die „Hauptstadt Rom“ ist für jede Macht, die aus anderen Gründen mit den Italienern anbinden will, ein stets bereitliegender Kriegsvorwand. Jeder Staat, der auch nur wenige Millionen katholischer Unterthanen hätte, könnte die Herausgabe Roms verlangen

und im Weigerungsfalle Gewalt anwenden. Auch der unpopulärste Krieg würde millionenfache Sympathien im In- und Auslande wecken, wenn der kriegslustige Theil die Rückgabe Roms in sein Manifest aufnehmen wollte. Die Hauptstadt Rom ist die Achillesferse Italiens.

So aber ist das Königreich bei jeder Action nach außen unfrei und gebunden. Ganz richtig hatte Bismarck erkannt, daß zwischen dem radikalen Frankreich und Revolutions-Italien, trotz aller scheinbaren Zwistigkeiten, ein intimes Freundschaftsverhältniß bestehe, was eben jetzt (Februar 1882) durch Gambetta's Reise nach Florenz und Rom neu bestätigt wird; er hatte daraus begründeten Argwohn geschöpft: was that er? Er griff Italien an der schwächsten diplomatischen Stelle an — bei der Papst-„Frage", und siehe da, das ganze südländische Wespennest kam in Aufregung. In der Verzweiflung flüchtete Mancini in seiner Note vom 10. December 1881 hinter die aberwitzige Ausrede: die päpstliche Frage sei eine innere italienische und gehe das Ausland nichts an, d. h. er vertheidigte einen Unsinn durch einen zweiten noch dreisteren und kam vom Regen in die Traufe. Das einzige Wort Deutschlands, das Papstthum sei auch eine deutsche und „einheimische Institution", widerlegte den zagenden Mancini.

Noch mehr! Die „Hauptstadt Rom" hat Italien allianzunfähig gemacht. Keine Macht, die auch nur eine katholische Minderheit innerhalb ihrer Grenzpfähle besitzt, kann ein Bündniß mit Leuten eingehen, welche dem Vater der Christenheit seine Residenzstadt weggenommen haben und als seine Bedränger vor der Welt dastehen. Selbst für das in radikalen Händen befindliche Frankreich wäre eine Allianz mit Italien unpopulär und würde mit dem Sturze des Hauses Carignan endigen. In dieser Überzeugung suchte König Umberto um ein Zusammentreffen mit dem Kaiser Franz Joseph in Wien an; nach langen Bemühungen wurde er zwar freundlich und mit königlichen Ehren, aber nicht herzlich in der Hofburg empfangen; dieser von den Katholiken Deutschlands vielfach mißverstandene Besuch führte jedoch zu keiner Allianz, ja wurde bisher nicht erwiedert, obgleich man dem österreichischen Herrscher eine Reise wenigstens nach Turin, als dem legitimsten Besitze Umberto's, so dringend nahegelegt hatte. Ein Besuch der piemontesischen Majestät in Berlin ist versucht, aber bis heute nicht möglich geworden. Die von der „Politischen Correspondenz" (23. December 1881) angemeldete „Annäherung zwischen Frankreich und Italien" war die welsche Antwort auf die Kälte der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte, welche den

letzten Versuch Umberto's zur Behauptung seines Thrones so wenig unterstützten, oder richtiger nicht unterstützen konnten, so lange die Revolution am Tiber gegen den Papst sündigt. Da nämlich der arme König vor den heranrollenden Wogen der Weltverschwörung nicht Stand halten kann, da der Feuerherd im Süden über kurz oder lang exploodiren wird, und da keine legitime Regierung die Wegnahme Roms sanctioniren darf, so kann die deutsche Reichsregierung den ausonischen Radikalismus nicht länger gewähren lassen. Wird doch aus naheliegenden Gründen der Revolutionsgeist nicht minder argwöhnisch in Berlin als in Petersburg beobachtet und überwacht. Man kann und darf es nicht dulden, daß der Rechtsumsturz in Italien sich verewige und zu weiteren Fortschritten stärke. Man muß im Gegentheil, will man sich selbst nicht ruiniren, die conservativen Grundsätze ersten Ortes wieder am päpstlichen Rom in Geltung bringen. Der deutsche Reichskanzler glaubt an eine nicht zu ferne Restauration der päpstlichen Herrschaft in Rom; denn nur aus diesem Grunde konnte er eine „europäische Garantie“ für die Souveränetät des obersten Hirten der Kirche vorschlagen; eine Garantie, die wir als Katholiken freilich ganz und gar ablehnen müssen.

Soviel ist klar, daß Rom als italienische Hauptstadt eine diplomatische Absurdität ist, welche den Verkehr Piemonts mit dem Auslande lähmt, umstrickt und fast unmöglich macht. Um unsere Leser vollkommen zu überzeugen, führen wir noch den ultra-liberalen Exminister Bonghi an, der sich im Februar 1882 in der „Nuova Antologia“ mit der Papst-„Frage“ beschäftigt hat [1]. Derselbe legt der in Paris erschienenen Broschüre: „Die gegenwärtige Lage des Papstes“, sowie den römischen Veröffentlichungen eine große Bedeutung bei. Alle Nationen und sämmtliche Staatsmänner seien der Meinung, daß die päpstliche Frage durch Bomben und durch das Garantie-Gesetz nicht zu lösen ist. Der Versuch, diese internationale Frage durch das Gesetz eines Landes zu lösen, sei ein unverantwortlicher Fehler gewesen. Dann schreibt er wörtlich: „Entweder existirt das Papstthum und dann hat es Interesse für alle Staaten, oder es existirt nicht und dann braucht man nicht davon zu sprechen. In der That erfordert der universale Charakter des Papstthums, dessen Träger den katholischen Unterthanen der einzelnen Länder auf den höchsten (religiösen) Lebensgebieten Gesetze gibt, daß der Heilige Stuhl souverän sei.“ Weil man das nicht beobachtet habe, sei die Lage

[1] „Germania“, 16. Februar 1882.

immer verwirrter geworden. — Kurz, Rom war seitdem für Piemont die Quelle endloser diplomatischer Verlegenheiten.

3. Die Hauptstadt Rom ist eine politische Absurdität.

Auch in Beziehung auf die innere Politik hat sich Piemont durch die Wegnahme Roms und durch die Verlegung der Hauptstadt an den Tiber in ein Labyrinth von Schwierigkeiten verirrt.

Vor Allem hat es die geistige Einheit der Nation zerrissen. Ein „glorreiches Papstthum" war von jeher der Stolz Italiens, das sich überaus geehrt fühlte, daß der erhabenste und ehrwürdigste aller Monarchen der Welt in seiner Mitte wohne; ja die Einbrecher vom 20. September 1870 selbst ergossen sich in endlosen Versprechungen, wie das geeinigte Italien fortan zur Verherrlichung des Nachfolgers Petri mit vereinten Kräften beitragen werde. Und was ist geschehen? Was hat man in den Schmutzblättern, in den halbamtlichen Zeitungen, in den Gassen, ja in der unmittelbaren Nähe des Vaticans, bei der Übertragung der Leiche Pius' IX. nach San Lorenzo, bei der Ankunft und Abreise der Pilger zugelassen, befördert und gar theilweise provocirt! [1] Dieß Alles wirkt wie Messerstiche auf die Herzen der besten und solidesten Italiener. Noch im Jahre 1870 entschuldigte mancher sonst nicht üble Katholik der Halbinsel die Annexionen mit den bekannten Schlagwörtern; begeisterte Anhänger des Heiligen Stuhles wähnten, wenn die nationale Einheit nur einigermaßen werde hergestellt sein, dann werde eine conservative und christliche Regierungsweise obenan kommen und das rothe Gespenst in den Tartarus gestürzt werden. Nur die strengen Legitimisten wollten von einer Aussöhnung nichts wissen, während Ober-Italien, wo man das Lombardo-Veneto wenigstens durch Abtretung von Seiten Österreichs errungen hatte, für den neuen Stand der Dinge so ziemlich gewonnen war. Da geschah der unentschuldbare Fehler und Frevel an Rom — und ein Schrei der Entrüstung drang durch das christliche Italien, von den blödesten Augen fiel es wie Schuppen, Rom als Hauptstadt galt als Bollwerk der physischen Macht gegen die göttliche Einrichtung des Papstthums, der geistige Riß war unheilbar geworden. Auf Seite der Regierung steht nur die kleine Schaar der Interessirten, der Ungläubigen und Geheimbündler, der Männer mit dem elastischen Gewissen; gegen die Regierung steht die ungeheure Mehrheit der Italiener, die mit kindlicher Liebe am Stellvertreter Christi

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1881, Bd. XXI. S. 149. 150.

hängen. Es ist das Gegentheil von Übertreibung, wenn wir sagen, daß kaum ein Fünftel der Nation mit dem jetzigen Zustande, mit Rom als Hauptstadt, zufrieden ist[1]. Aber, um des Himmels willen, wie kann ein innerlich so zerrissenes Staatswesen auch nur etliche Jahrzehnte währen? Wahrlich, um diesen Preis war der Rest des päpstlichen Staates nebst Rom zu theuer erkauft.

Und nun gar die finanziellen Nachtheile in der ohnehin bis auf's Äußerste ausgesogenen Nation! Bevor die Tiberstadt die Capitale wurde, mußten zwei wichtige Städte, Turin und Florenz, dem Untergang anheimfallen. Turin, ehedem Haupt- und Residenzstadt eines wohlgeordneten Königreiches, sank mit der Verlegung der Regierung nach Florenz herab zu einer Provinzialstadt und gleicht einer trauernden Wittwe, wie die einstige polnische Hauptstadt an der Weichsel, das alte Krakau mit seinem herrlichen Dom und seinem königlichen Jagellonenschloß. Florenz hatte sodann, als es italienische Hauptstadt wurde, unerschwingliche Opfer gebracht, um den neuen Ansprüchen zu genügen, in der Hoffnung, daß es als Mittelpunkt eines größeren Reiches mit der Zeit seine Schulden werde abtragen können. Aber der neue Stern leuchtete ihm nur wenige Jahre; unter Aufbietung vieler Millionen Lire wurden die Archive und Kanzleien mit dem Heere von Beamten nach Rom geschafft; und die schöne Stadt am Arno mit ihrer feingebildeten, fleißigen und christlich-rechtschaffenen Bevölkerung mußte Bankerott machen. In Rom begann dasselbe Spiel von vorne: die früher fast schuldenfreie Commune zählt jetzt ihre Schulden nach Millionen und contrahirt noch jährlich neue Anlehen, bis es ihr ergeht, wie der Stadt der Mediceer[2]. Wenn das Königreich der Revolution sein Gold aus dem Adriatico schöpfen könnte, würde es kaum toller wirthschaften als jetzt, wo es die letzte Lira aus den Taschen seiner verzweifelnden Bürger preßt und die Verzinsung nur seiner Staatsschulden jährlich eine halbe Milliarde Francs verschlingt.

Speciell Rom als Hauptstadt kostete namenlose Summen für die allernothwendigsten Neubauten, Straßenverlegungen, Anpassungen der

---

[1] Die heute im Abgeordnetenhause sitzenden „Onorevoli" vertreten nur 650 000 Wahlberechtigte, von welchen kaum ein Drittel thatsächlich das Wahlrecht ausübt. Durch das neue Listenscrutinium vom Februar 1882 werden fortan über $2^1/_2$ Millionen Italiener wahlberechtigt. Und selbst in der bisherigen Kammer waren nicht alle für die neue Ordnung der Dinge.

[2] Vgl. diese Zeitschrift, 1881, Bd. XXI. S. 15 ff.

geraubten Ordenshäuser zu ihren neuen Zwecken, für endlose Umänderungen der alten Gebäude, welche für die päpstliche Regierung groß genug, für die neue zu klein waren. Seit dem Herbste 1881, als gerade wegen Rom der Schrecken in die Glieder gefahren war, rüstet Italien unausgesetzt zum Kriege. Jetzt erkennt es, wie schwach die neue Hauptstadt gegen einen auswärtigen Feind sei; es vermöbelt den Rest des eingezogenen Kirchengutes (asse ecclesiastico) um jeden Preis, nur um Geld zu haben für die Festungswerke, mit welchen es das wehrlose Rom umgibt, und welche bei einem ernsten Angriffe zwar die Agonie verlängern, aber die Stadt nicht retten werden, besonders da es einer feindlichen Landung längs der tyrrhenischen Küste kaum widerstehen kann.

Woher diese Angst, diese Vergeudung der letzten Finanzen? Die ministerielle „Opinione" vom Neujahr 1882 sagt es uns mit den Worten: „Wir haben allen Grund zur Betrübniß über das Wiedererwachen einer Frage, die wir für endgiltig gelöst angesehen hatten." Diese Frage ist die römische. Und wenige Tage vorher hatte der noch ministeriellere „Diritto" (1881, Nr. 358 ff.) Alarmrufe in der nämlichen Sache an die liberalen Parteien gerichtet: „Eines ist unzweifelhaft: Italien kann (wegen Rom) vielleicht in etlichen Tagen, vielleicht in etlichen Monaten in einen sehr schweren Streit (in una gravissima controversia) verwickelt werden." Zum Schlusse hieß es: „Italien wird in dieser Frage entweder Andere überrumpeln, oder selbst überrumpelt werden." Man werde die Lösung der Frage entweder mit oder gegen Italien bewerkstelligen; und da Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren sei, so möge man doch als letzte Rettung eine Allianz mit Deutschland und Österreich nicht länger abweisen und nicht mit Frankreich liebäugeln. Aber die Hühnerpredigt des welschen Reineke wirkte weder diesseits noch jenseits der Alpen, und so ist Italien auf sich selbst, d. h. auf den Ruin seiner Finanzen behufs der Behauptung Roms angewiesen. Qui mange du Pape, en meurt.

Die neue Hauptstadt ist für die italienische Finanz-Wirthschaft zur blutenden Wunde geworden, aus welcher alle Kraft des Organismus abfließt. Daher stammt jene Steuer-Überbürdung, die einer Zwangs-Enteignung gleichkommt und die Bevölkerung ärger mitnimmt, als der schonungsloseste Socialismus. Das deutsche Hospiz bei St. Peter, der Campo Santo, zahlt z. B. ein Viertel seines Einkommens als Steuer. Noch grausamer ist der Landbau überbürdet, so daß die Grundbesitzer nicht nur nichts gewinnen, sondern noch draufzahlen müssen und viel-

fach die Regierung bitten, sie möge die volle Nutznießung der Güter übernehmen und den Besitzern bloß das Eigenthumsrecht vorbehalten. Hieraus aber ergibt sich ein schreiender socialer Übelstand: die ländlichen Arbeiter sind so schlecht bezahlt, daß sie kein menschenwürdiges Dasein führen können und elender daran sind, als die Iren und die Negersklaven. Auf Gottes weiter Erde lebt keine ländliche Arbeiter-Bevölkerung so elend, wie in Italien[1]. Daher die massenhafte Auswanderung aus der schönen und von Gott so gesegneten Halbinsel. Nur die amtlichen Register weisen 1879 eine Auswanderung von 126 273 und 1880 eine solche von 119 901 Köpfen auf; und wenn man bedenkt, daß kaum die Hälfte die amtlichen Formalitäten über sich nehmen mag, und daß die Meisten ohne Weiteres ihrem Vaterlande den Rücken kehren, so darf man die genannten Zahlen getrost verdoppeln.

Eine dritte Schwierigkeit ist die armselige Stellung des Königthums neben dem Papst in Rom. Angesichts der päpstlichen Würde verschwindet die königliche, weßhalb Konstantin d. Gr., sobald er das Christenthum befreit hatte, nicht neben dem Nachfolger Petri am Tiber wohnen wollte, sondern die Hauptstadt an den Bosporus nach Byzanz verlegte. Ein römisches Sprüchwort lautet: „Zu Rom werden Wachsfackeln zu Kerzen und Kerzen zu Zündwächschen", d. h. die Erhabenheit des Papstes überstrahlt jede menschliche Würde. In Turin oder Mailand könnte das Königthum wie eine Wachsfackel leuchten, in Rom wird es zur unscheinbaren Kerze. Während sich im Vatican der in- und ausländische Adel zusammendrängt, während dichte Pilgerzüge und zahlreiche Deputationen zum Vater der Christenheit eilen, wohnt der arme König einsam oben im Quirinal, der nicht einmal sein, sondern Eigenthum der Kirche und des Papstes ist. Von dort sieht er hinüber zum St. Peter und dem imposanten Vatican, wo der rechtmäßige Landesherr und das Haupt von 216 Millionen Katholiken wohnt, wo ein Thron aufgerichtet steht, gegen welchen die Mächte der Hölle nichts vermögen. Welch ein Wohnsitz, welch ein Ausblick für den König! Kein Wunder, daß Victor Emmanuel, der bei seinem emancipirten Leben immerhin noch Glauben hatte, in gesunden Tagen keine einzige Nacht im Quirinal schlafen wollte, daß er sich gegen die Übersiedelung nach Rom lange sträubte, und daß auch jetzt nur jene Mitglieder des Königshauses daselbst residiren, die eben nicht anders können.

[1] Die ländliche Bevölkerung macht 19 612 605 Köpfe aus. Bekannt ist die mancherorts eingetretene physische Entartung derselben infolge der Noth.

Wir sehen also, Rom als italienische Hauptstadt ist eine große, ja die größte Verlegenheit und Gefahr für das südliche Königreich. Es ist eine Löwengrube geworden, in welche die Revolution sich hineingewagt, aus welcher sie nicht mehr mit Ehren herauskann. Nur ein ehrenvoller Rückzug wäre möglich: wenn die Mehrheit der Nation um Rückgabe des römischen Gebietes an den Papst bitten wollte, so daß eine Art von allgemeiner Abstimmung (suffrage universel), die auch vor einer Revolutionsregierung gilt, den Rückzug beschönigen würde. Und wirklich hat Leo XIII. in väterlicher Güte und Weisheit dem Feinde diese goldene Brücke gebaut durch seine Encyklika an die Bischöfe Italiens von Mitte Februar 1882[1]. In derselben legt der Papst die Übel dar, von welchen die Kirche heimgesucht ist, und sagt, es sei für die christliche Sache von höchstem Interesse, daß der oberste Hirte bei Leitung der Kirche frei von allen Gefahren, Bedrückungen und Fesseln sei. Zur Erzielung dieses Resultates sei eine Petitionsbewegung einzuleiten und innerhalb der gesetzlichen Schranken Alles aufzubieten, um dem Papste thatsächlich die Freiheit wiederzugeben, an welche das Heil der Kirche, die Wohlfahrt Italiens und der Friede der Christenheit geknüpft sei.

Es ist höchste Zeit, daß die Apennin-Halbinsel sehr bald erkenne, was ihr zum Frieden diene, und daß Rom als Hauptstadt für sie eine geographische, diplomatische und politische Gefahr sei. Jeder Stein der ewigen Stadt verkündet es, daß Rom dem Papste und sonst Niemanden gehöre.

Wir schließen mit den schönen Worten des Cardinals Bonnechose, Erzbischofs von Rouen, in einem Hirtenbriefe vom Januar 1882[2], in welchem er mit kräftigen Worten für Wiederherstellung des Kirchenstaates eintritt und an Italien die glühende Apostrophe richtet:

„Italien, Italien! Du geweihtes, von Gott und den Menschen geliebtes Land; du, welches wir schon in unserer Kindheit zu bewundern gelernt haben; du, nach welchem jedes edle Herz sich sehnt, um dich nur desto mehr zu lieben, je genauer es dich kennt, Land des Entzückens und der bezaubernden Schönheit, welches uns durch Ehrfurcht und Liebe immer auf's Neue anzieht und fesselt; du, so groß und so ruhmreich in deiner Vergangenheit — warum lehnst du die herrliche Bestimmung ab, welche deiner noch harrt? Willst du, daß der Allmächtige dir Glück und Segen gewähre? Dann gehorche, wie der große Konstantin, den Be-

[1] „Germania", 17. Februar 1882.
[2] „Deutsche Reichszeitung", 22. Januar 1882.

fehlen Seiner Vorsehung: lasse Rom dem Statthalter Christi und verlege die Hauptstadt deines Reiches anderwärts. Ganz Europa wird dir Beifall zollen, und weit entfernt, darin einen Act der Schwäche zu erblicken, vielmehr deine Stärke und Weisheit bewundern. Schon finden, Gott sei Dank! diese ernsten Erwägungen, wie es scheint, bei den auserwählten Geistern, welche von den Banden und Vorurtheilen des Parteiwesens sich frei halten, eine günstige Aufnahme. Schon verbreitet sich Licht über diese großen Fragen selbst da, wo sie in das tiefste Dunkel gehüllt schienen. Schon regt sich in den hohen politischen Kreisen eine geheimnißvolle Bewegung zu Gunsten des Papstthums und läßt bereits den Wunsch durchblicken, den Heiligen Stuhl in seine normalen Existenz-Bedingungen zurückzuversetzen. Beten wir zu Gott, welcher die Herzen neigt, daß er die Wünsche der Fürsten und Völker in diese Richtung lenke! Hoffen wir, daß das heutige Geschlecht nicht vergehen wird, ohne erlebt zu haben, daß Rom den Römern zurückgegeben und unter der väterlichen Herrschaft seines Papst-Königs wieder die freie Hauptstadt der christlichen Welt geworden ist!"

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Der hl. Cyrill und der hl. Method.

(Schluß.)

Neu gestärkt durch den Segen des Stellvertreters Christi auf Erden, ausgerüstet mit den weitgehendsten Vollmachten, welche der Apostolische Stuhl zu gewähren pflegte, wohl bewußt seines Rechtes und seiner Autorität als Legat a latere, machte sich der hl. Method nach einem letzten Besuche des Grabes seines Bruders Cyrill, in dem er einen mächtigen Fürbitter bei Gott gewonnen hatte, von Rom auf den Weg in seine zweite Heimath, das großmährische Reich, und begab sich sofort an den Hof des Fürsten Rastislaw. Welch freudiger Empfang seiner harrte, bedarf keiner Beschreibung. Von da durchwanderte er mit verdoppeltem Eifer das ganze Reich, stürzte Götzenbilder, bekämpfte die heidnischen Anschauungen, baute Kirchen, predigte unermüdlich, bestrebt, die Segnungen des Christenthums überall zu verbreiten. Der Wider-

spruch, auf welchen er von Seite der Heiden stoßen mußte, war nicht der einzige; nicht mindere Opposition kam von der deutschen Partei, welche fürchtete, um den ganzen Einfluß, den sie bis dahin besaß, gebracht zu werden. Freilich hatte dieß so lange wenig zu bedeuten, als sein Gönner, Fürst Rastislaw, regierte; allein zu seinem großen Leidwesen war dessen Herrschaft nur noch von kurzer Dauer. Ein Aufstand der Slaven, den Rastislaw[1] gegen die Deutschen angezettelt, endete auf eine für ihn höchst traurige Weise; die Slaven wurden besiegt, und Rastislaws eigener Neffe Swatopluk (Zwentibald) war es, welcher den siegreichen Karlmann, Sohn König Ludwigs, Statthalter in Bayern und Kärnten, um Gnade anflehte, sich gegen seinen Oheim wendete, ihn (870) gefangen nahm und den Deutschen auslieferte, worauf derselbe auf einem Fürstentage zu Regensburg unter Ludwig dem Deutschen (870) zum Tode verurtheilt, jedoch, mit Milderung der Strafe, seines Augenlichtes beraubt und in ein Kloster gesteckt wurde, Swatopluk dagegen sich vollständig den Deutschen unterwarf und das mährische Reich aus ihrer Hand als Lehen nahm. Jetzt mußte auch der hl. Method nach Deutschland wandern, um sich vor das Gericht der Bischöfe der Kirchenprovinz Bayern zu stellen. Der mit diesen Ereignissen zusammenfallende Zeitpunkt ist mit Sicherheit zu bestimmen, denn es war $2^1/_2$—3 Jahre[2] vor der Ankunft des päpstlichen Legaten Paul im Frühjahr 873, mithin das Jahr 870[3].

Eifersucht habe, sagt Cardinal Bartolini, die Geistlichen des Salzburger Erzbisthums, zu dessen Sprengel das mährische Reich gehörte, gleich Anfangs beim ersten Auftreten Cyrills und Methods gegen diese aufgebracht, da die beiden Apostel sich eines weit besseren Erfolges in der Mission erfreut hätten. Die Erhebung Methods zur Metropolitanwürde habe die Eifersucht nur vermehrt und die Einführung der sla-

---

[1] Assemani, Calendaria, T. III. p. 102—107. — Schafarik, Slawische Alterthümer, Bd. II. S. 461. — Damberger, Synchronistische Geschichte, Bd. III. S. 545. 567. — Gfrörer, Byzantinische Geschichten, Bd. II. S. 94.

[2] Drei Jahre in runder Zahl gibt die päpstliche Instruction an den Legaten (873) bei Ewald a. a. O., S. 302, Note 20: „A sede tribus annis pellentes, Apostolicam sedem per ipsum triennium pluribus missis proclamantem." Die pannonische Legende, edirt von Dümmler S. 161, berichtet das Concil und schließt: „Illum vero miserunt in Suevos et detinebant annos duos et dimidium."

[3] Somit wurden die Klagen gegen Method nicht „erst 871" erhoben, wie Dümmler S. 184 will, und fand eine neue Romreise nicht 870 statt; noch weniger darf mit Dr. Krause (Geschichte der südöstlichen Slaven ꝛc.) im Programm des Gymnasiums zu Schrimm 1872, S. XXVII, an das Jahr 873 gedacht werden.

vischen Liturgie den Anlaß dazu gegeben, daß der Heilige vor dem Tribunal Adalwins, Erzbischofs von Salzburg, erscheinen mußte. Es soll nun allerdings nicht bestritten werden, daß derlei menschliche Armseligkeiten möglicher Weise auch mit im Spiele gewesen sind, jedoch waren sie jedenfalls nur von untergeordneter Bedeutung. Die eigentliche Wurzel des Conflictes lag viel tiefer, es handelte sich um die kirchliche Jurisdiction über Pannonien. Bis dahin hatten der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Passau sie ausgeübt; seit der Rückkehr von Rom aber unterwarf sich der hl. Method nicht ferner mehr derselben, und zwar mit Fug und Recht; denn ihm war sie jetzt als Metropolitan Mährens und Pannoniens von Rom übertragen. Daher mußte ihm auch damals des Salzburger Erzbischofs Stellvertreter oder Generalvicar von Pannonien, der Erzpriester Richbald zu Moosburg, der Residenzstadt Kozels, weichen. Dieser flüchtete nach Salzburg, nicht etwa nur, weil die Slaven den slavischen Gottesdienst dem deutschen vorzogen, sondern auch, und zwar vorzugsweise, weil es mit seiner Auctorität, die er bis dahin rechtmäßig ausgeübt, zu Ende war. Eine Denkschrift[1] über den Conflict, welche zu Salzburg im Interesse dieses Erzstiftes ausgearbeitet wurde, erhebt hierüber bittere Klage. Vermuthlich hielten es die deutschen Colonisten mit Richbald und klagten gleichfalls, und ihre Zahl war nicht gering. Also Abhilfe war nöthig, und endgiltige Entscheidung ward darüber begehrt, wem die Jurisdiction zustehe. Der Streit um diese, das ist der Kern und der Angelpunkt der Frage, das erhellt aus der Natur der Sache. Das bezeugt aber auch positiv der Verfasser der pannonischen Legende, welcher, vergessen wir es nicht, für einen Schüler des hl. Method gehalten wird und dessen einfache, natürliche Sprache gerade bei der Beschreibung dieses Conflicts im Wesentlichen das Gepräge der Wahrheit an der Stirne trägt. Wohl hat Ginzel[2]

[1] De conversione Bagoariorum et Carantanorum libellus, ed. Pertz, M. G. SS. XI. p. 13: „Quem (Altfridum) Adalwinus (Erzbischof von Salzburg) archipresbyterum ibi constituit, commendans illi claves ecclesiae curamque post illum totius populi gerendam. Similiterque eo defuncto Rihpaldum constituit archipresbyterum. Qui multum tempus ibi demoratus est, exercens suum potestative officium, sicut illi licuit archiepiscopus suus, usque dum quidam Graecus Methodius nomine etc. . . . Quod ille ferre non valens sedem repetivit Juvavensem.“ Unter dieser Ankunft Methods ist seine zweite zu verstehen, nachdem er Erzbischof geworden, a) weil sonst auch des Cyrill erwähnt worden wäre, b) weil bis zu dieser letzteren der Erzbischof von Salzburg laut der Denkschrift (S. 14) unangefochten seine Jurisdiction in Pannonien ausübte.

[2] A. a. O. S. 55 ff.

versucht, die Glaubwürdigkeit dieser Darstellung in Zweifel zu ziehen; allein die mehrfach erwähnten, neu aufgefundenen Briefe Papst Johanns VIII. haben jenen Bericht vollständig bestätigt[1] und über den dunkeln Vorgang neues Licht verbreitet. Insbesondere stimmt Papst Johanns VIII. Instruction an seinen Legaten Paul, Bischof von Ancona, durchaus darin mit dem Berichte überein, daß in beiden ausschließlich von der Jurisdiction über Pannonien als Ursache des Zerwürfnisses der Bischöfe mit Method die Rede ist. Vernehmen wir den Hergang zuerst nach jenem Berichte der pannonischen Legende.

Der alte Feind alles Guten, erzählt sie, und der Widersacher der Wahrheit habe das Herz des Königs[2] und der Bischöfe gegen Method und seine slavischen Jünger eingenommen. Es ist unser Sprengel, sagten die Bischöfe, in welchem du lehrst. Er aber entgegnete: Wäre das der Fall, so würde ich von hinnen ziehen; er untersteht aber vielmehr dem hl. Petrus (Rom). Sollte euch jedoch Herrschsucht oder Ehrgeiz verleiten, wider alles canonische Recht die alten Grenzen eures Gebietes zu überschreiten, so gebt Acht, daß ihr nicht mit euren gegen Gott gerichteten Bestrebungen den Kopf wie an einem eisernen Fels zerschellet. Vergebens habe der König die Hitze der Streitenden zu mäßigen gesucht; man sei dem Method die Antwort auf seine Rechtfertigung schuldig geblieben und habe den Streit damit geendet, ihn zu den Schwaben in's Exil zu schicken.

Wir sehen also hier die Bischöfe förmlich auf dem Concil versammelt, vor welchem Method erscheinen mußte. Ebenso drückt sich Papst Johann aus, welcher die Versammlung ausdrücklich als „Concil" bezeichnet[3]. Das Concil war nicht ein Concil der deutschen Bischöfe, sondern der Bischöfe jener Kirchenprovinz, um deren Sprengel es sich handelte, d. i. der bayerischen oder Salzburger Kirchenprovinz, welche als

---

[1] Hiermit wird die Auctorität der Legende bedeutend verstärkt. Ohne Zweifel hätte Cardinal Bartolini sowohl noch günstiger über dieselbe sich ausgesprochen, als auch seine Darstellung des Conflictes modificirt, wenn ihm Ewalds Regesten vollständig vorgelegen wären; er kannte sie wohl nur aus dem Resumé bei Ratschki.

[2] Die Worte sind unklar: incitavit cor hostis Moravici regis cum omnibus episcopis contra nos (c. IX). Ist der Feind des mährischen Fürsten gemeint, also König Ludwig der Deutsche oder sein Sohn Karlmann? Warum ist in diesem Falle sein Name nicht ausgedrückt? Ist also Swatopluk zu verstehen? Vom Grund, aus dem er hostis genannt würde, später, doch s. S. 409.

[3] „Episcoporum concilium", ed. Ewald l. c. n. 21. p. 303, Cum omnibus episcopis, s. vorhergehende Anm. 2.

Suffraganstühle Seben (später nach Brixen verlegt), Passau, Freising und Regensburg umfaßte[1]; sollte es aber eine bayerische Nationalsynode gewesen sein, so wäre Eichstädt beizuzählen, welches in kirchlicher Beziehung zur Mainzer Metropole gehörte. Die Bischöfe dieser Provinz erschienen, sagten wir, alle auf der Synode. Denn zur Annahme, daß einer weggeblieben, ist kein Grund vorhanden. Das Gegentheil läßt sich vielmehr aus dem Berichte des slavischen Biographen entnehmen. Den Umstand, daß alle Bischöfe der Synode ohne Ausnahme ein baldiger Tod ereilt habe, würde er sicherlich nicht verschwiegen haben. Aber dieses Strafgericht Gottes, wie er annimmt, ist nach seinem ausdrücklichen Zeugniß, nur an „vier[2] von den Bischöfen" vollstreckt worden; es muß somit mindestens außerdem noch ein fünfter, und mithin die Vollzahl der Bischöfe unserer Kirchenprovinz als gegenwärtig angenommen werden. Die vier vom „Gericht des hl. Petrus" ereilten waren demnach Adalwin von Salzburg, Hermanrich von Passau, Hanno von Freising, Leutfried von Seben, welche alle um 873—875 starben, während Emmerich von Regensburg erst 891 und Otkar von Eichstädt um 881 verschieden. Auch Bischof Witger von Augsburg, Suffragan von Mainz, dessen Sprengel einen Theil von Bayern umfaßte, starb erst 887. Die drei erstgenannten sind in der That jene, deren Verhalten der Papst, wie wir bald sehen werden, indignirt auf das Schärfste verurtheilte.

Auch Fürsten waren zugegen. Nach Wattenbach[3] und Dümmler[4] hätte sich König Ludwig der Deutsche selbst auf dem Concil eingefunden. Freilich könnte der König[5], von dem der slavische Biograph Methods spricht, der mährische Fürst, also Swatopluk, sein; waren aber einmal Fürsten gegenwärtig, dann haben gewiß auch König Ludwig und jedenfalls sein Sohn Karlmann, der damals über die Bayern gebot, theilgenommen. Im Jahre 871, bis zu welchem Jahre sich das Concil verzog, befand sich gerade Swatopluk, wie der Annalist von Fulda[6] erzählt,

---

[1] Hefele, Conciliengeschichte, IV. (1860) S. 68. 119. 563.

[2] Non sunt absoluti a judicio sancti Petri, nam quatuor ex illis episcopis obierunt.

[3] Pertz, SS., XI. 2 (1854); s. seine Beiträge rc. a. a. O. S. 35.

[4] Pannonische Legende, S. 190. Beide, Wattenbach und Dümmler, mit Berufung auf diese pannonische Legende; denn, sagt Dümmler, unter dem „König" können wir uns, da Karlmann bei Lebzeiten seines Vaters nie den Königstitel führte, nur Ludwig den Deutschen denken.

[5] S. oben S. 403, Anm. 2. Auch weisen besser auf Swatopluk die folgenden Worte des Königs: Ne fatigetis Methodium meum.

[6] Ed. Pertz, SS., I. 383.

nach einem für ihn unglücklich ausgefallenen Kriege in Karlmanns Gefangenschaft, aus der dieser ihn im Juni des Jahres 871 entließ. Die Streitfrage, in welcher das politische Interesse mit dem kirchlichen auf das Innigste verknüpft war, läßt die Gegenwart der Fürsten begreiflich erscheinen, wie denn auch Papst Johann VIII. nach der Synode nicht minder an König Ludwig und Karlmann, als an die bayerischen Bischöfe in unserer Angelegenheit sich wendete. Swatopluk aber, der Gefangene, ein Fürst, der den Mantel nach dem Winde kehrte, heuchelte Freundschaft gegen die Deutschen und mochte deßhalb Method preisgegeben haben [1].

Die bereits erwähnte Salzburger Denkschrift war ohne allen Zweifel zu dem Zweck verfertigt worden, um zur Klarstellung der Sachlage und zur Fällung eines Entscheides sowohl den Fürsten [2] als den Bischöfen auf dem Concil zu dienen. Sie weist auf das Jahr 871 [3]; denn 75 Jahre, heißt es in ihr [4], seien verflossen, seitdem Pannonien den Erzbischöfen von Salzburg unterstehe, wie Kaiser Karl angeordnet habe. Jenen aber sei es bis zur Drave damals von Kaiser Karls Sohn, Pipin, übergeben worden, als dieser im Jahre 796 die Hunnenmacht in Pannonien gebrochen habe. Die 75 Jahre seit 796 ergeben sonach das Jahr 871 [5]. Der Gegenstand der Denkschrift aber ist genau derselbe, um

---

[1] So würde sich der Ausdruck der pannonischen Legende: hostis, erklären; siehe oben S. 403, Anm. 2. Von späterer Feindseligkeit dieses Fürsten gegen Method weiter unten.

[2] Wattenbach bei Pertz, SS., XI. 2 sagt von ihr: „Salisburgensium jura solis regum et imperatorum concessionibus tuetur, vix ullo pontificum Romanorum habito respectu, ut appareat eum haec regi, non Romanae sedi legenda destinasse."

[3] Herbst 871 sagt Dümmler a. a. O. S. 190. Auch Wattenbach schreibt a. a. O. S. 2 a. 871, fügt aber irrig hinzu: „Quarto post instauratam in Methodii gratiam dioecesem Pannoniae." — Im Herbst dieses Jahres wäre nun Swatopluk laut dem Fuldaer Annalisten allerdings nicht mehr in Bayern gewesen. Einen ferneren Grund für Herbst 871 s. unten S. 411, Anm. 1.

[4] A. a. O. S. 14 n. 14.

[5] Kopitar, Ginzel (gegen Assemani, Calend., III. 67, und gegen Wattenbach, Beiträge, S. 4) u. A. m. erklären sich für das Jahr 873 als Zeit der Abfassung. Das stimmte allerdings zu der Annahme, die Schrift sei zur Vertheidigung für Rom oder den päpstlichen Legaten (873) geschrieben worden, wie man zuweilen annimmt. Allein a) die Denkschrift selbst gibt als Ausgangspunkt der Salzburger Thätigkeit das Jahr 796, nicht 798, an; b) die Salzburger Annalen, edirt von Pertz, SS. III. p. 122, deßgleichen: a. 796 Huni se dederunt et Zotan baptizatus est; c) der päpstliche Legat Paul erhielt schon im Frühjahr 873 von Rom die Antwort auf die Einwendungen der Denkschrift; d) im Jahr 873 hätte man sich gegen die Anklage

welchen es sich auf der Synode handelte: das Recht des Salzburger Erzstiftes auf Pannonien mit Ausschluß des Methodius. Dieses wird nun ausführlich zu begründen versucht.

Erstlich beruhe es auf der Anordnung Kaiser Karls, der das heidnische Land erobert habe. Sogleich sei es von ihm zum Zweck der Christianisirung dem Salzburger Stift überwiesen worden. Dieß ist denn auch in der That eine unbestrittene Thatsache, eine Verfahrungsweise, welcher wir überall im fränkischen Reiche begegnen. Sobald ein heidnisches Reich unterjocht worden, war es das angelegentlichste Bestreben der Bischöfe der deutschen angrenzenden Länder, alsbald für Einführung des Christenthums daselbst Sorge zu tragen, wobei sie kräftig von Kaiser Karl dem Großen unterstützt wurden, um die durch Waffengewalt niedergeworfenen Heiden für den christlichen Glauben zu gewinnen und dauernd an das Reich zu ketten. Kaum hatte er demnach Pannonien erobert, als er auch schon ein Gesetz erließ, welches jedem Besitzfähigen gestattete, daselbst Grund und Boden in erblichen Besitz zu nehmen. Kriegsleute wurden dahin gesandt und schützende Burgen angelegt, und zahlreich strömten insbesondere aus dem angrenzenden Bayern Schaaren dahin, um Colonien anzulegen. Bisthümer, wie Salzburg, Freising, Regensburg, Passau, und Klöster, von welchen wir namentlich Niederaltaich hervorgehoben finden, erwarben sich bedeutenden Grundbesitz [1], welchen Priwina und sein Sohn Kozel durch fromme Schenkungen mehrten. Die Bischöfe Bayerns aber nahmen sich gleicherweise der Hunnen (Avaren) und der Deutschen, sowie der Slaven an, welche noch zahlreicher als die Deutschen das Land überschwemmten.

Zweitens stützte sich die Salzburger Denkschrift auf das Recht der Verjährung, indem das Erzstift Salzburg seit Einführung des Christenthums in Carantanien und dem östlichen Pannonien bis damals, d. i. 75 Jahre und darüber, im ungestörten Besitze der Jurisdiction sich befunden, bis Methodius angelangt sei. Diese Thatsache wird durch Tradition und Geschichte, ältere Berichte der Chroniken und Documente bewiesen; es sind herrliche Zeugnisse mit eingehenden Details über die

Roms wegen der an Method verübten Gewaltthätigkeit rechtfertigen müssen. Gerade das von Wattenbach, Pertz, SS. XI. p. 2 betonte eigenthümliche Schweigen der Denkschrift betreffs der Erhebung Methods auf den wiederhergestellten erzbischöflichen Stuhl von Pannonien findet in unserer Voraussetzung seine Erklärung; diese Erhebung mußte möglichst ignorirt werden, um einen Entscheid gegen Method herbeizuführen.

[1] Vgl. z. B. Monum. Boica, XXVIII. 1. p. 52 et p. 70, XI. p. 119; coll. Pertz, SS., XI. p. 13.

segensvolle Wirksamkeit der Bischöfe, die Christianisirung Carantaniens und der anstoßenden Lande bis zur Drave; die Namen der Auxiliarbischöfe, welche Salzburg dahin sandte, werden mitgetheilt. Der Schluß endlich lautet: kein Bischof habe außer dem Salzburger dort Macht ausgeübt, und keinem Geistlichen, der anderswoher gekommen, sei gestattet worden, ohne dessen Erlaubniß länger als drei Monate da zu weilen.

Das Stift Passau hat ohne Zweifel gleicherweise seine Gründe für sein Recht auf das nordwestliche Pannonien vorgebracht. Seine Bischöfe hatten sich dessen Bekehrung zum heiligen Glauben nicht minder angelegen sein lassen. Ihre Aussichten gestalteten sich um so hoffnungsreicher, als schon im Jahre 803 slavische Grenznachbaren [1] der Avaren dem Kaiser Karl zu Regensburg huldigten. Zwei Jahre darauf wurde ein Avarenhäuptling [2], wie es scheint von Bischof Urolf von Passau, getauft; noch mehr wird der Erfolg des Bischofs Reinhar [3] (818) gepriesen; Moimir, der Gründer des großmährischen Reiches, Rastislaws Oheim, und eine große Masse des Volkes bekehrte sich. Kurz, die Diöcese Passau ist es, sagen die Bischöfe Bayerns in einer Denkschrift [4] an Papst Johann im Jahre 900, zu welcher die mährischen Slaven gehören, seitdem das Christenthum bei ihnen Eingang gefunden hat.

Demnach konnte es den Bischöfen von Salzburg und Passau gewiß nicht schwer fallen, die Anwesenden auf dem Concil davon, worauf sie, freilich mit Unrecht, das Hauptgewicht legten, zu überzeugen, daß die beiden, dem Christenthum neugewonnenen Reiche in Mähren und Pannonien bis dahin unbestritten ihren Hirtenstühlen unterstanden haben. Das war eine geschichtliche Thatsache, über welche selbst die neuere Sprachforschung ein überraschendes Licht verbreitet hat, deren Resultate Dümmler [5], gestützt auf die Untersuchungen von Kopitar, Haupt u. A. m., also zusammenfaßt: „Die deutschen Worte in der slavischen Kirchensprache

[1] Wohl Mähren; s. Dudik, Geschichte Mährens, I. S. 94. Ein von Karl besiegter mährischer Fürst wurde schon 791 getauft; Schafarik a. a. O., II. S. 457.

[2] Annal. Juvav., ed. Pertz, SS., III. p. 122.

[3] Rinharus ep. Patav. „baptizat omnes Moravos“; Boczek, Cod. diplom. Morav., I. p. 11.

[4] Edirt von Ginzel a. a. O., Anhang S. 68, u. I. S. 31; Boczek l. c. I. p. 11; Assemani, Calendar., III. p. 291. 123 sq.; Damberger, Synchronistische Geschichte, III. S. 457, IV. S. 210 ff.

[5] Pannonische Legende, S. 170; Dümmler fügt als Schluß bei, daß der Biograph des hl. Clemens fälschlich berichtet, die Bibelübersetzung sei zuerst für die Bulgaren geschehen. Nach Bulgarien wurden die slavischen Kirchenbücher erst aus Pannonien durch Methods Schüler gebracht.

beweisen unwiderleglich, daß Konstantin (der hl. Cyrill) unter einem von Deutschland aus zur römisch-katholischen Kirche bekehrten Volke zu lehren und die Bibel zu übersetzen begann." Durch die jüngsten Untersuchungen Miklosich's[1] hat diese Wahrheit noch an Gewißheit gewonnen. Cyrill und Method haben in Pannonien bereits eine christliche Terminologie vorgefunden und aufgenommen, welche, der deutschen oder lateinischen Sprache entnommen, durch deutsche Missionäre eingeführt und verbreitet worden war. Beispielshalber[2] seien komkanije, die heilige Communion, vom lateinischen communicare, poganin, der Heide, vom lateinischen paganus, crky, die Kirche, aus dem althochdeutschen chiricha erwähnt. Hat doch Undolskij[3] (1840) unter andern slavischen Handschriften des 12. bis 13. Jahrhunderts Homilien des Clemens[4], des Schülers Cyrylls, und mitten unter diesen, also vermuthlich von demselben Verfasser, eine ganze Homilie gefunden, welche auf lateinischen Ursprung hinweist, und vielleicht von Clemens selbst aus dem Lateinischen in's Slavische übersetzt ist. In dieser begegnen wir einzelnen Theilen, welche mit den bekannten, aus paläographischen Gründen dem 9. oder 10. Jahrhundert zugesprochenen, unschätzbaren Freisinger Denkmälern unverkennbar übereinstimmen, mithin auf deutschen Ursprung weisen. Es sind Theile der allgemeinen Beichte oder offenen Schuld, welche noch heutzutage in gewissen Gegenden Bayerns von dem Priester nach der Predigt vorgebetet und von dem Volke nachgesprochen wird, aber auch bei den Slovenen Kärntens, Krains und des westlichen Ungarns bekannt ist; dorthin wurde sie von den ersten deutschen Glaubensboten aus Bayern gebracht; dort auch lernte Clemens die Formel kennen, während sie der griechischen Kirche vollkommen fremd ist.

Doch kehren wir zu unserer Synode zurück. Mit welcher Hitze beiderseits gestritten wurde, hat uns der slavische Biograph gezeigt; mehr noch zeugen davon des Papstes Johann neuaufgefundene Briefe[5] an die Hauptbetheiligten, die Bischöfe von Salzburg, Passau und Freising. Method konnte kaum zu Worte kommen. Gleich einem Fremden, einem dahergelaufenen Griechen, wie ihn die Salzburger Denkschrift[6] schon be-

---

[1] In den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Kl., Bd. XXIV. Wien 1876.

[2] Miklosich a. a. O. S. 9 ff.

[3] Miklosich a. a. O. S. 3 ff.

[4] S. oben S. 42. Historisches Jahrbuch, 1880, I. S. 95—97.

[5] Ewald a. a. O. S. 301 ff., n. 19. 21. 22.

[6] Quidam Graecus, ed. Pertz l. c. p. 13.

zeichnet hatte, einem rechtlos Eingedrungenen ward er behandelt. Besonders war es die „tyrannische Grausamkeit und Brutalität“ des Bischofs Hermanrich von Passau, welche Papst Johanns Brief uns kundthut. Ja, thätlich vergriff man sich an unserm Heiligen, und noch weiter wäre Hermanrich in seiner Gewaltthätigkeit gegangen, hätten ihn nicht die übrigen Bischöfe zurückgehalten. Dieses vom Papste in der Folge verurtheilte, alles Maß überschreitende, empörende Vorgehen dürfte weder durch die Barbarei jener Zeit, in welcher selbst Bischöfe mit in den Krieg zogen, noch durch die Meinung der Bischöfe von ihrem vermeintlichen Recht hinlänglich zu erklären sein, vielmehr müssen die gesammten Zeitverhältnisse mit in Anschlag gebracht werden. In Method sah man den Slaven, den Nationalfeind. Welches die Beziehungen der Slaven zu den Deutschen waren, zeigen die fortwährenden Kriege zwischen den beiden Nationen und die von den erstern wiederholten Versuche, das verhaßte Joch abzuschütteln; kurz vorher noch, 869, war ein allgemeiner Slavenaufstand gegen die fränkische Herrschaft ausgebrochen. Sollte, wie wahrscheinlicher ist, die Synode erst im Herbste (871) stattgefunden haben, dann mußte die Erbitterung gegen die mährischen Slaven den höchsten Grad in Bayern erreicht haben, weil gerade durch den Verrath des aus der Gefangenschaft entlassenen Swatopluk ein bayerisches Heer vernichtet und das Land in die tiefste Trauer und Aufregung versetzt worden war; jedenfalls hatte aber die mährische Empörung unter dem Presbyter Sclagamar schon ihren Anfang genommen[1]. Sodann war mit der politischen Frage die kirchliche auf's Engste verknüpft. In Konstantinopel arbeitete man möglichst auf das Ziel los, alle slavischen Völker von jedem Verband mit dem Abendlande loszureißen, dazu sollte selbst die Kirche als politisches Werkzeug dienen; daß von da bis zum Schisma nicht weit sei, hatte soeben Photius gezeigt, und laut hatten daher die deutschen Bischöfe vor Kurzem zu Worms ihrem Unmuth gegen die Griechen Luft gemacht. Auf diese Art war es gerade in unsern Tagen (870) gelungen, das Bulgarenland, welches bis Pannonien, also bis zum Deutschen Reich sich erstreckte, und das man gern dem byzantinischen Scepter unterworfen gesehen hätte, von seinem rechtmäßigen Patriarchen, dem römischen, loszureißen, um es dem griechischen unterzuordnen. Und dazu gab sich selbst Ignatius, ein sonst heiliger Mann, her, der doch seinen Patriarchenstuhl Rom verdankte. Deßhalb bedrohte ihn, den schon Papst Ha-

[1] Annales Fuld. l. c. p. 383; Annales Bertin., ed. Pertz, I. p. 492.

drian[1] gewarnt, dann scharf zurechtgewiesen hatte, Papst Johann[2] mit Anathem und Entsetzung und forderte, daß der durch „griechische Perfidie" eingesetzte „schismatische" Erzbischof Bulgarien verlasse. Die Bischöfe unserer Synode waren aber hierbei um so mehr in Mitleidenschaft gezogen, als gerade einer derselben, Bischof Hermanrich von Passau, vor wenigen Jahren ausersehen war, an der Spitze lateinischer Missionäre nach Bulgarien zu ziehen[3]. Man begreift also leicht, welche Stimmung auf unserer Synode vorherrschen mußte. Nach den heftigsten Scenen ward Methodius festgenommen und in strengen Gewahrsam gebracht.

Aber war er denn nicht Erzbischof? nicht päpstlicher Legat? Wie konnte man sich über alle Bedenken, ja über alles Recht hinwegsetzen? Hat man seinen Documenten nicht getraut? Hat man seine Wahl für erschlichen gehalten? Über alles dieses verlautet nichts. Thatsache ist, daß der hl. Method[4] gegen das Gericht der Bischöfe protestirte und den Schiedsspruch des Papstes anrief. In der Haft gelang es ihm wiederholt, nach Rom[5] Kunde von dem Geschehenen gelangen zu lassen, und der Papst, stets bereit, für unterdrückte Gerechtigkeit und Wahrheit einzutreten, säumte nicht, wider die Schuldigen einzuschreiten. Rechtmäßig angegangen, hätte er sich nicht geweigert, Beschwerden der Bischöfe anzuhören und nach Befund Recht zu gewähren; was er aber weder dulden konnte noch wollte, das war solch ein eigenmächtiges gewaltthätiges Vorgehen. Kaum hatte Johann VIII. (December 872) den päpstlichen Thron bestiegen, so ernannte er den Bischof Paul von Ancona deßhalb zum päpstlichen Legaten und gab ihm die präcisesten Instructionen[6]. Adalwin, Erzbischof von Salzburg, und Hermanrich, Bischof von Passau, sollten so lange suspendirt sein, als sie[7] den Method fern von seinem Stuhl gehalten; über letzteren wurden seiner Grausamkeit wegen insbesondere scharfe Censuren verhängt, und er und Hanno,

---

[1] Jaffé, Regest. n. 2212. 2237; Bischof v. Hefele, Conciliengeschichte, IV. (1860), S. 412 ff., 421.

[2] Hefele a. a. O., IV. S. 432; Jo. VIII., ed. Migne, PP., t. 126. 763 sqq.; Regesten bei Ewald a. a. O. S. 300. n. 7. 9, S. 308. n. 34, S. 309. n. 37.

[3] Damberger, Synchronistische Geschichte, III. S. 457.

[4] S. oben S. 402 f. Papst Johann an den Bischof von Freising: Methodio „petente ... S. Romanae sedis judicium concedi, minime permisisti" (Ewald l. c. n. 22).

[5] (Methodium) Apostolicam sedem per ipsum triennium plurimis missis et epistolis proclamantem, Papst Johanns Instruction (Ewald n. 20).

[6] Edirt von Ewald a. a. O. n. 20.

[7] Es sind jene Beiden, die Methods Sprengel als den ihrigen betrachtet hatten.

Bischof von Freising, wurden wegen der Haft[1], in der sie Method gehalten, zur Verantwortung nach Rom citirt. Zudem mußte der Salzburger Erzbischof, als der Urheber von Methods Entsetzung, denselben auf seinen erzbischöflichen Sitz persönlich zurückführen; und so lange sollte dieser ihn in Ruhe und unbehelligt einnehmen, als er desselben beraubt gewesen. Dann, aber auch nur dann erst[2], wolle der Papst die Klagen beiderseits vernehmen und richten. Die Strafe war streng, aber auch die Unbild groß. „Ohne kanonische Sentenz“ habt ihr, lautete die Instruction, einen Bischof verurtheilt, den der Apostolische Stuhl gesandt hatte. Als Erzbischof und als mit der Würde eines päpstlichen Legaten bekleidet, habe man[3] ein Gericht sich angemaßt, welches nur dem Vorgesetzten, dem „Patriarchen“, dem „Apostolischen Stuhle“ zugekommen.

Dem König Ludwig dem Deutschen, welcher vermuthlich zur Rechtfertigung des Geschehenen die Salzburger Denkschrift überreicht hatte, antwortete der Papst in einem eigenen Schreiben[4], um die vorgebrachten Rechtsgründe zu widerlegen. Die pannonische Diöcese habe von ihrem Ursprung an (bevor Pannonien von Karl d. Gr. erobert worden) direct, unmittelbar dem römischen Stuhl unterstanden. Das Recht der Verjährung oder der Besitz von 75 Jahren könne dagegen nicht geltend gemacht werden, denn das Recht der römischen Kirche könne durch die Zeit nicht beeinträchtigt werden und selbst nach dem römischen Recht würden zur Verjährung 100 Jahre erfordert. König Ludwig möge demnach die Rechte der Kirche achten. Der Legat mußte das weiter

[1] Die Haft war, wie es scheint, eine doppelte; auf die erste, in der Zeit bis zum Concil, weisen die Worte im Schreiben an Hermanrich: „Carceralibus penis afficiens et sub divo diutius acerrima hiemis et nimborum immanitate castigans atque ab ecclesiae sibi commissae regimine subtrahens et adeo in insaniam veniens, ut in episcoporum concilio equino flagello percuteres, nisi prohiberetur.“ Nach dem Concil war er wohl in der Haft Hanno's; die erste begann 870, das Concil hiermit 871; von Herbst 871 bis Frühjahr 873 waren anderthalb Jahre, auf welche etwa das per annum et dimidium in der päpstlichen Instruction 873 deutet.

[2] Tanto tempore credito sibi episcopatu inconcusse ac sine questione fruatur, quanto constat illum vobis facientibus eo fuisse privatum. Sicque demum si habueritis in invicem, conveniatis, et coram sede apostolica pars audiatur et judicetur utraque (l. c. n. 20).

[3] Annoni ep. l. c. n. 22.

[4] Jaffé n. 2247. c. 874, richtiger ohne Zweifel gleichzeitig mit den Schreiben an die bayerischen Bischöfe, also 873; Timon, Imago antiq. Hung., p. 164 sq.; Ewald l. c. n. 30. p. 307.

erörtern. Seine Sendung hatte den gewünschten Erfolg. Method erlangte seine Freiheit und den Metropolitanstuhl des mährischen Reiches wieder. Eine Zusammenkunft Ludwigs mit dem Papste in der Nähe von Verona um Juni 874 und sein Forchheimer Friede mit Swatopluk, der ihr unmittelbar folgte, dürfte die letzten Anstände beseitigt haben. Um in Kozels von Karlmann abhängigem pannonischen Reich die Schwierigkeiten, die sich Anfangs ergaben[1], hinwegzuräumen, forderte Papst Johann[2] auch Karlmann auf, Method frei seines Amtes walten zu lassen. Hiermit brach für diese slavischen Reiche eine neue Zeit herein, es war die Glanzperiode des mährischen Reiches in politischer wie in religiöser Hinsicht. Unser Heiliger widmete jetzt seine ganze Thätigkeit der Vollendung seines apostolischen Werkes, der Heranbildung des Klerus, der Bekehrung der Reste der Heiden, der Umgestaltung des Volkes durch die christliche Lehre und Anleitung zu einem neuen Leben.

Nochmals sollte sich ein gewaltiges Ungewitter über Method entladen. Da wir jedoch bis jetzt schon zu ausführlich in unseren Erörterungen gewesen, so sei hier nur kurz bemerkt, daß er auf neue Anklagen hin, welche wieder von deutscher Seite und zwar dieses Mal gegen seinen Glauben und seine Messe in slavischer Sprache erhoben wurden, eine neue Romreise antreten mußte. Papst Johann, der ihn hierzu durch ein Schreiben[3] im Jahre 879 aufgefordert hatte, stellte ihn selbst zur Rede. Method aber rechtfertigte sich in Gegenwart der Bischöfe und erklärte seine Übereinstimmung, insbesondere betreffs der zwischen Griechen und Lateinern entstandenen Controverse über den Ausgang des Heiligen Geistes, mit dem Glauben der heiligen römischen Kirche. Juni 880 berichtete der Papst[4] darüber dem Fürsten Swatopluk, in welchem wieder eine Wandlung seiner Gesinnung vorgekommen war. Ein Alemanne, Wiching, hatte es verstanden, sein Vertrauen vollkommen zu erwerben und für die deutsche Partei umzustimmen. Eben diesen hatte er mit Klagen gegen Method nach Rom gesandt und vermuthlich Abstellung des

[1] Pannonische Legende, Nr. 10.

[2] Timon l. c. p. 165; Jaffé n. 2258. c. a. 875, besser a. 873.

[3] Jaffé n. 2486. 2487.

[4] Methodius „professus est se juxta evangelicam et apostolicam doctrinam, sicuti sancta Romana ecclesia docet et a Patribus traditum est, tenere et psallere. Nos autem illum in omnibus ecclesiasticis doctrinis et veritatibus orthodoxum et proficuum esse reperientes“ (cf. Jaffé n. 2540). Dümmlers Schluß (S. 195), daß Method in der Lehre vom heiligen Geist der griechischen Kirche folgte, ist nicht berechtigt.

slavischen Ritus, Entfernung Methods und dessen Ersetzung durch Wiching zu erreichen gesucht. Denn Papst Johann, der keinen Grund hierfür vorfand, bestätigte in diesem Schreiben Method als „Erzbischof der heiligen mährischen Kirche“ und den Gebrauch der slavischen Sprache in der heiligen Messe, und weihte nach dem Wunsch des Fürsten Wiching zum Bischof der neuerrichteten Diöcese Neutra mit dem Bemerken, es möge zudem noch ein zweiter Suffraganbischof Methods für die mährische Kirche aufgestellt werden; auch gestattete er dem Fürsten, daß die heilige Messe lateinisch celebrirt werde, wenn ihm und seinen Großen das besser zusage [1]. Die Erfindung der slavischen Schrift durch Konstantin (Cyrill) wird neuerdings gepriesen. Auch erfahren wir aus demselben Schreiben, daß Swatopluk Petrus den Apostelfürsten zum Schutzpatron des Reiches erwählt hatte.

Wiching spielte eine höchst traurige Rolle. War auch der Plan des ehrgeizigen Mannes, an die Spitze der mährischen Kirche gestellt zu werden, durch Roms Klugheit und Festigkeit durchkreuzt worden, so fuhr er dennoch fort, Schwierigkeiten jeder Art dem Method in den Weg zu legen. Er behauptete, vom Papste an Swatopluk insgeheim einen Brief ganz verschiedenen Inhalts von dem, welchen Method ihm von Seiten des Papstes überbracht hatte, und weitere geheime Aufträge erhalten zu haben, zu deren Ausführung er sich selbst eidlich habe verpflichten müssen. Cardinal Bartolini meint demnach, Wiching dürfte diesen Brief gefertigt [2] haben, um Method zu stürzen und einen angeseheneren Stuhl als den von Neutra zu erhalten. Auf briefliche Klage Methods über jenes Vorgeben tröstete ihn Papst Johann in einem freundlichen Schreiben vom 23. März 881 [3], in welchem er die Angaben

[1] Mit der Sprache ist nicht der Ritus zu verwechseln. Folgten unsere beiden Heiligen dem lateinischen oder dem griechischen Ritus? Den von Ginzel a. a. O., II. Theil, in dieser viel discutirten Frage vorgebrachten Argumenten zu Gunsten des lateinischen kann man nur beistimmen. Doch fügt Cardinal Bartolini S. 140 bei, die Heiligen dürften sich nach dem in verschiedenen Ländern vorherrschenden Ritus, bei Chazaren und Ruthenen nach dem griechischen, in Kärnten, Pannonien rc. nach dem lateinischen gerichtet haben.

[2] Ganz unabhängig von Cardinal Bartolini kommt Dr. Ratzinger in einer vortrefflichen Arbeit über die sogenannten Lorcher Fälschungen im „Katholik“ (1880, II. S. 587 ff.) zu einem gleichen Schlusse, Wiching möchte Documente gefälscht haben, in der Absicht, einen höheren hierarchischen Rang einzunehmen, und zwar, um Passau, dessen Stuhl er inne hatte, angeblich als Erben Lorchs zur Metropole zu erheben und ihr Pannonien unterzuordnen. Doch gehört dieser Plan einer späteren Zeit an; vgl. auch Dudik a. a. O., I. S. 281. 330 ff.

[3] Jaffé, Regesta no. 2566.

Wichings als aller Wahrheit entgegen bezeichnete. Doch dieser ruhte nicht, solange Method am Leben war, und reiste im Jahre 885 selbst nach Rom, wo er bei Papst Stephan V., Nachfolger Papst Johanns VIII. (seit September 885), geneigteres Gehör fand. In einem Schreiben[1] desselben an Swatopluk geschieht Wichings mit großer Anerkennung Erwähnung, Methods dagegen auf eine Art, welche auf schwere, gegen ihn erhobene Anklagen schließen lassen, so daß der Papst[2] Bedenken trägt, vollen Glauben beizumessen. Die Liturgie in slavischer Sprache wird fortan untersagt[3], die Predigt in derselben gestattet. Man hatte bis jetzt dieses Schreiben ziemlich allgemein[4] als unächt verworfen. Allein die von Papst Stephan einer nach Mähren bestimmten Gesandtschaft mitgegebene Instruction[5], welche unter den neu entdeckten päpstlichen Briefen des britischen Museums aufgefunden wurde, stimmt mit jenem in den angegriffenen Stellen überein, spricht also zu seinen Gunsten und bestimmt den Zeitpunkt, der die größte Schwierigkeit bot[6], genauer.

---

[1] Zuerst veröffentlicht von Wattenbach, Beiträge, S. 43 ff.; Jaffé n. 2649; Beide irrig „c. 890". Die richtige Zeitbestimmung, 885—886, erhellt aus P. Martinovs ausgezeichneter Abhandlung: S. Methode l. c. p. 384 sqq.; bei Migne, PP. ed. t. CXXIX. p. 801.

[2] Methodium superstitioni, non edificationi, contencioni, non paci insistentem audientes, plurimum mirati sumus, et si ita est, ut audivimus etc.

[3] Divina officia et sacra misteria ac missarum solemnia, quae idem Methodius Sclavorum lingua celebrare presumpsit, quod ne faceret supra sacratissimum B. Petri corpus juramento firmaverat, sui perjurii reatum perhorrescentes nullo modo deinceps ab aliquo presumatur. P. Martinov (S. 391) zweifelt, ob dieß Method versprochen, und wünscht das Dunkel aufgehellt. In der That, laut den Briefen Papst Johanns von 880 und 881 konnte er solches zu Rom nicht versprochen haben; auch daß derselbe Papst unmittelbar darauf, 881—885, solch ein Versprechen von Method verlangt habe, ist kaum glaublich. Daß aber Wiching bei seinem Aufenthalt in Rom dem Papst diesen Glauben beigebracht, ist nach dem Gesagten nicht unmöglich. Man beachte, die kaum annehmbare Stelle „supra ... Petri corpus" (d. i. zu Rom) fehlt in der unten (Anm. 5 und S. 414 Anm. 2) zu besprechenden päpstlichen Instruction.

[4] So Erben, Ginzel, Ratschki, Dudik, Card. Hergenröther, Woronov, Ratzinger. Dümmler widerspricht sich betreffs desselben S. 198 u. 199.

[5] Commonitorium Dominico etc. euntibus ad Sclavitos (Sclavos), Fragment, edirt von Ewald a. a. O., Nr. 31, S. 408. Cardinal Bartolini kannte es noch nicht und erörterte überhaupt nicht unsere Streitfrage.

[6] Dieß war die einzige Schwierigkeit, welche Ewald noch hatte (a. a. O. S. 408). P. Martinov löste sie zu seiner vollen Befriedigung (Archiv für deutsche Geschichte, 1881, Bd. VI. S. 470). Auch Dümmlers (S. 198) Ansicht, als sei Methods Todestag in der pannonischen Legende irrig gegeben, fällt hiermit in sich zusammen.

Method war bereits todt. Den Slaven Gorazd hatte er unmittelbar vor seinem Scheiden als seinen Nachfolger ausersehen[1]. Dagegen erhebt der Papst durch jene Gesandtschaft Einspruch und fordert, daß derselbe vor Allem in Rom sich stelle. Sie muß also bald nach dem Tode Methods abgegangen sein. In dieselbe Zeit fällt Papst Stephans Brief, denn er sendet Wiching zurück, um die mährische Kirche[2] zu leiten. Wenn nach demselben Briefe alle Widerspänstigen, d. i. die slavischen Gegner Wichings, Methods hervorragendste Schüler aus dem Schooße der katholischen Kirche ausgeschlossen erklärt werden, und wenn König Swatopluk befohlen wird, dieselben aus seinem Reiche zu entfernen, so stimmt das ganz zu Wichings Absichten; er hat sie zu Rom und bei Swatopluk durchgesetzt[3]. Gorazd, Clemens, Naum, Sabbas und andere Schüler des hl. Method wurden von Wiching nach seiner Rückkehr aus Rom als Schismatiker verschrieen und (886) gewaltsam über die Grenze geschafft[4]. Sie wurden Apostel Bulgariens; leider[5] hat Wichings ehrgeiziges und hinterlistiges Benehmen ihnen eine Makel aufgedrückt, welche bis heutzutage nur zuviel Glauben gefunden hat.

Doch kehren wir zu Methods Thätigkeit zurück. Die Anfeindungen, welchen er sich bei Swatopluk ausgesetzt sah, mögen ihn um so mehr angespornt haben, das Licht des Glaubens bis an die äußersten Grenzen seines Sprengels zu bringen. In Böhmen, Galizien und Polen[5] lebt

---

[1] Pannonische Legende, Nr. 17. Leben des hl. Clemens, Kap. 6, bei Dümmler S. 198.

[2] „Wichingum ... vobis ad regendam sibi commissam a Deo ecclesiam remisimus" (Migne l. c., col. 802. D.). Hierin könnte denn doch eine Dissonanz unserer beiden Documente vorhanden, mithin nicht jeder Scrupel an der Echtheit des Briefes beseitigt sein. Denn laut Instruction des Papstes scheint Gorazd noch nicht definitiv als Erzbischof aufgegeben. Dasselbe gilt bezüglich a) des Eides zu Rom (s. oben S. 414 Anm. 3), b) bezüglich des von Wichings Gegnern Gesagten. Auch Dümmler kann sich des Verdachtes, der Brief sei „ein Machwerk Wichings", nicht entschlagen; vgl. auch Dudik a. a. O. Ein sichereres Urtheil läßt sich erst abgeben, wenn wir statt der Fragmente Ewalds die vollständigen Briefe der Päpste vor uns haben.

[3] „Wichingus Maravensis ab apostolico destinatus episcopus" (Ann. Fuld. l. c. p. 414).

[4] Dudik a. a. O., I. S. 284 ff.

[5] Vgl. Martinov, Annus eccles. graeco-slav., p. 156. 180. 187. Lah im Archiv für Kirchenrecht, Bd. 40. S. 276. 292; Bd. 42. S. 102. 117. Historisches Jahrbuch, I. S. 96.

[6] Dudik bemerkt über die Rubrica missarum ... eccles. Olomuc. et Cracovien. (leider unvollständiges Manuscript) c. a. 1396: „Der Rest der Übereinstimmung des kirchlichen Directoriums dieser zwei Diöcesen erlaubt den Schluß, daß sie

sein Andenken fort im dankbaren Andenken des Volkes. Daß er, der apostolische Legat, auch Südrußland, d. i. dem Missionssprengel, welcher einst seinem Bruder Cyrill angewiesen war, seine Aufmerksamkeit zugewendet, ist an sich schon anzunehmen und hat zudem die Tradition für sich. Im Süden rühmen sich nicht nur das öfter besprochene Kärnten und Krain[1], sondern auch Croatien und Dalmatien seines Apostolats. Doch müssen wir über all das hinwegeilen, da wir den unserer Aufgabe durch die Zeitschrift gesteckten Rahmen schon weit überschritten haben, und das um so mehr, als nur durch die genaueste Zusammenstellung und Prüfung der einzelnen historischen Nachrichten das nur mehr oder minder Wahrscheinliche von dem Gewissen geschieden werden kann. Daß wir demnach nicht weiter auf das Verdienst des Heiligen um die Ruthenen Nordungarns aufmerksam machen, versteht sich; eines jedoch möchten wir beifügen. Wie bemerkt, gehörte Sirmien zum Sprengel unseres Erzbischofs; hier lag die freilich schon verfallene Metropole Pannoniens, die er geerbt; man darf mit Grund annehmen, daß er sie nicht unbeachtet gelassen. In einer späten russischen Legende wird als Sitz des Method ausdrücklich Caon oder Canaon (Cavaon?) genannt, „ein für uns durchaus räthselhafter Name", bemerkt Dümmler[2]. Blumberger hat mit Andern diesen Sitz in der Nähe von Sirmium gesucht. Da er aber von der irrigen Auffassung ausging, daß des Method Erzbisthum „Morabos"[3] (d. h. Mähren) eine Stadt bezeichne, die er in der Nähe von Sirmium zu finden glaubte, so hat seine Ansicht mit Recht keinen Anklang gefunden. Wohl aber existirte in Sirmien ein Ort, dessen Namen an Caon erinnert, Keu, auch Köv, Cuchet &c. (jetzt Cherevics) genannt. Er muß von hervorragender Bedeutung gewesen sein, da er sofort bei Wiederherstellung des Bisthums Sirmien als bischöflicher Sitz in Aussicht genommen ist. Am 20. Januar 1229[4] gestattet Papst Gre-

einen und denselben Ursprung hatten und daß demnach die Tradition, die heiligen Cyrill und Method seien ihre Begründer gewesen, doch irgend einen Grund haben müsse" (Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie, philos.-histor. Kl. Wien. Bd. 95. S. 339).

[1] Laibach und Krainburg stiften 1495 den vier Doctoren- oder Slavenaltar, später das Beneficium der heiligen Cyrill und Method genannt, für einen slowenischen Kaplan im Münster zu Aachen. Quix, Beschreibung der Münsterkirche in Aachen, Anhang n. 5 ff.; Kessel, Mittheilungen über die Heiligthümer der Stiftskirche zu Aachen, S. 189.

[2] Pannonische Legende, S. 188; Dudik a. a. O., I. S. 194.

[3] Das griechische Leben des hl. Clemens, Kap. 3.

[4] Potthast, Regest. RR. PP. i. h. d., und 18. September 1247 Ep. de Keu,

gor IX. dem Erzbischof Ugrin von Colocsa, hier, im Kloster Cuchet, ein Bisthum zu errichten, und noch im 14. Jahrhundert finden wir Landschaft und Bisthum Sirmien auch Köv genannt. Möglicherweise hatte also jener Verfasser dieses Köv im Auge. Den Slaven und Ungarn Sirmiens sei es überlassen, durch weitere Nachforschungen hierüber genauere Aufschlüsse zu bieten.

Vor seinem Tode kehrte Method wieder in sein Mähren zurück. Am letzten Feste der Apostelfürsten, das er erlebte, weihte er die Kirche der hl. Petrus und Paulus zu Brünn. Am 6. April 885 endete er, im 25. Jahre seines Pontificats, sein thatenreiches Leben; er wurde in seiner Haupt- oder Cathedralkirche, also in Welehrad[1], begraben. Das mährische Reich zerfiel bald. Denn schon erschienen die Magyaren, um als gewaltiger Keil zwischen die Nord- und Südslaven sich zu drängen. Die vorzüglichste Stätte der Wirksamkeit unserer beiden Apostel wurde von den Heiden mit Ruinen bedeckt. Wiching erreichte sein Ziel nicht, Metropolit zu werden, er fiel bei Swatopluk in Ungnade, ward dann Bischof von Passau, aber auf einer Synode der bayerischen Bischöfe entsetzt. Papst Johann IX. versuchte noch im Jahre 899 die Hierarchie in Mähren zu reorganisiren, aber der Versuch scheiterte mit der Herrschaft der Magyaren, er mußte dem Gesuche der Bischöfe Deutschlands willfahren und Mähren dem alten Sprengel Passau wieder überlassen. Für die Südslaven errichtete Rom statt Sirmiens den Primatialstuhl Ochrida in Bulgarien.

Ein Kapitel Cardinal Bartolini's über die Gräber der beiden Apostel und ihre Reliquien, von hohem Interesse, sehr reich an positiven Daten, müssen wir übergehen. Es genüge zu wissen, daß von den leider wenigen Reliquien, die von den beiden Heiligen erhalten sind, die größte sich im Benedictinerkloster Raigern in Mähren befindet[2]. Deß-

---

ibid, s. Spruner (Historischer Atlas, Ungarn Nr. 5); ein anderes Kev, oder Kubin, in dessen neuer Auflage von Menke (Nr. 75), ist südöstlicher nördlich der Donau; als Grenzstadt der Ungarn gegen Bulgarien an der Donau wird Keve von Papst Innocenz III. 1204 bezeichnet. Theiner, Monum. Slav., p. 34; vgl. dazu Pray, Hierarchia Hungar., II. p. 374; Timon, Imago novae Hungar., p. 16, und laut einer Mittheilung P. Weisers S. J. in Kalocsa, Bd. XI des Archiv für Geschichte der Südslaven. Zagrab 1872. S. 53 ff.

[1] Nicht aber in Rom; s. Cardinal Bartolini, S. 189 ff. (gegen Baronius u. A.). S. oben S. 162.

[2] Eine zweite, sagt P. Martinov (Polybiblion, October 1881, S. 349), befindet sich in der Kathedrale St. Veit zu Prag, welche von derselben etwas (1863) abgetreten habe, pour être donné à Moscou.

gleichen müssen wir auf den hochverdienten Verfasser selbst verweisen bezüglich eines sehr alten Gemäldes der Apostelfürsten mit einer slavischen Inschrift zu St. Peter in Rom, von dem er im Anhange handelt. Auf demselben sieht man eine Scene, in welcher die Einen den Kaiser Konstantin, Andere mit Kukuljevich den hl. Method und Papst Hadrian II. erkennen wollen, vielleicht vom hl. Method selbst gefertigt. Für letzteres entscheidet sich der Cardinal, doch nicht ohne des Agramer Domherrn Ratschki Meinung vorzubringen, nach welcher das Gemälde erst im 13. oder 14. Jahrhundert gefertigt sein kann; daß der hl. Method repräsentirt sei, will derselbe übrigens nicht in Abrede stellen. Nach Kukuljevich ist es jedenfalls das älteste Monument des slavischen Christenthums. Wir fügen hier nur dieses bei, daß es laut dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, des slavischen Biographen Cyrills [1], gewiß ist, daß alsbald nach dessen Tode sein Bild über seinem Grabe aufgestellt wurde.

Werfen wir nochmals einen Rückblick auf das Ganze, so muß uns der Thatenkreis der beiden Slavenapostel mit Bewunderung erfüllen. Sie sind das leuchtendste Gestirn, die wahren Väter und Hirten, die großen Wohlthäter der slavischen Völker. Mit dem Christenthum dieser ist der Name jener unzertrennbar verbunden. Sie schufen denselben auch die Schriftsprache und führten sie ein in die Reihen der gebildeten Nationen. Sind sie aber der Stolz der slavischen Welt, so sind sie vor Allem der Ruhm der katholischen, der römischen Kirche. Von Rom haben sie ihre Sendung erhalten; nach Rom sind sie geeilt, um mit der Auctorität des Hirtenamtes bekleidet zu werden. In Rom wollte Cyrill bleiben, um an dieser heiligen Stätte seine Tage zu schließen. Rom prüfte das Bekenntniß ihres Glaubens. In Rom suchte Method Trost und Ermunterung und Kraft gegen alle seine Feinde. Von Rom sprach man jene vielbewährten Worte: Gegen den Felsen Petri anrennen, heißt sich den Kopf zerschellen. Rom befreite ihn aus dem Kerker, schützte ihn mit der Macht seiner geistigen Waffen, übertrug und bestätigte ihm seine erzbischöfliche Würde und die eines päpstlichen Legaten.

Die schlagendste, die herrlichste Beleuchtung dieser Wahrheit — diese Bemerkung können wir zum Schlusse nicht unterdrücken — ist uns durch die neu aufgefundenen Briefe der Päpste zu Theil geworden. Wahr-

[1] „Ubi multa miracula fieri coeperunt, quibus visis Romani magis eum adorare et honorare studuerunt et imagine ejus picta super sepulchrum ejus coeperunt lumina“ etc. (Legende des hl. Cyrill, edirt von Miklosich und Müller a. a. O. S. 246).

lich unwillkürlich erinnert man sich da der Worte von Pertz: „Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins.“ Seiner Eminenz, dem Cardinal Bartolini, dem Präfecten der ehrwürdigen Congregation der Riten, dem gelehrten Verfasser des besprochenen Werkes, möge es noch oft gefallen, uns mit den verdienstvollen Erzeugnissen seiner Muße zu erfreuen.

Daniel Rattinger S. J.

Zur Evangelienkritik Volkmars.

Wie die Augsburger „Allgem. Zeitung“ (9. September 1881) ihren Lesern erzählte, hat Dr. Gustav Volkmar „seit einem Menschenalter mit seinem unermüdlichen Forschertrieb fortgearbeitet und bietet nun die Resultate dieser umfassenden Arbeiten dem deutschen Volke als Frucht seines Lebens dar.“ Wir haben schon neulich[1] des Näheren geprüft, wie ihm die sogen. Lehrpoesie der Evangelien Voraussetzung und Grundlage zu seiner Forschung schaffen mußte. Heute nun wollen wir uns die Evangelienkritik etwas ansehen. Neben der Annahme der evangelischen Lehrpoesie und deren Folgerungen bildet ja gerade die Kritik der Evangelien den Weg zu jenen „Resultaten“.

Welcher Art ist nun diese Kritik? Sie erschöpft sich in dem Bestreben, in den Evangelien Widersprüche, absichtliche Erdichtungen, hellen und klaren Unsinn in Hülle und Fülle aufzudecken. Die Mittel aber sind freilich nicht viel besser, als jene, welche Göthe schon in „den neuesten Offenbarungen“ des Dr. Karl Friedrich Bahrdt benützt fand:

„Da kam mir ein Einfall von ungefähr —
So red't ich, wenn ich Christus wär'.“

I.

Als leitender Grundsatz, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht, gilt: was ein Evangelist nicht ausdrücklich anführt, das weiß er auch nicht, oder will es wenigstens durch sein Stillschweigen in Abrede stellen. Herr Volkmar macht sich nun die Sache recht bequem. Das Evangelium des hl. Marcus ist das kürzeste. Deßhalb wird es an die

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1882, Bd. XXII. S. 121.

Spitze gestellt und als Maß und Norm für die übrigen betrachtet. Obigem Grundsatz zufolge enthält es alles, was Marcus und folglich auch dessen ganze Zeit von Jesus wußte; dieser Inhalt selbst wird durch die bekannte Theorie der Lehrpoesie erst noch recht verdünnt und aufgelöst. Nach diesen so gewonnenen „Resultaten" werden jetzt die drei anderen Evangelisten vorgenommen. Was sie mehr haben als Marcus, ist obigem Grundsatze entsprechend, freie Dichtung, tendenziöse Erfindung, oft auch Reproduction des mißverstandenen Marcus oder gedankenloses Weiterspinnen von Thatsachen oder Gedanken, die sie aus Mißkenntniß des Charakters der Lehrpoesie in Marcus vorzufinden glaubten. Das ist demnach für unser neues Züricher Licht „rein geschichtliches Bestreben und urkundlicher Boden"! Man wende doch dasselbe Verfahren auf Profanschriftsteller oder Profanquellen an: alles, was irgendwie über den kürzesten Bericht und das kürzeste Document hinausgeht, bekundet sich eben damit als Dichtung und freie Composition. Wie liegt doch die Welt der Forschung im Argen, daß man bisher mit aller Naivetät glaubte, verschiedene Berichte, Quellen, Angaben könnten sich gegenseitig ergänzen und bereichern, und es sei Pflicht des Forschers, aus der bedächtigen Durchforschung aller Dokumente sich das Bild vergangener Verhältnisse zu entwerfen!

Marcus hat die Erzählung von Christi Geburt nicht: also weiß er nichts von einem übernatürlichen Vorgang, also ist die ganze Erzählung bei Lucas und Matthäus Erfindung, und die Aufgabe des Forschers beschränkt sich darauf, nachzuweisen, was dem Lucas und Matthäus behilflich sein mochte, eine solche „poetische Vorhalle" für Jesu Leben aufzurichten. Nun hält es gar nicht schwer für einen richtigen Forscher, jeden Stein dieser Vorhalle genau nach seiner Herkunft zu bezeichnen, und somit den ganzen Bau als einzig von Lucas und Matthäus ausgedacht und ersonnen darzustellen. Man führe nur die angeblichen Thatsachen auf ihre Idee zurück. Die Jungfrauengeburt findet sich der Idee nach ja schon bei Isaias 7, 14, wo zu lesen ist, daß „eine Jungfrau den Immanuel gebären mußte", sie findet sich bei dem „Jungfrau-Weib der Apokalypse" (12, 1) — Lukas brauchte diese Idee nur zu historisiren (Vorbilder für das Beiwerk einer Engelbotschaft gibt es ja ohnehin genug im Alten Testament!) — und ein beträchtlicher Theil der „poetischen Vorhalle" steht fix und fertig da. Für den noch restirenden Theil liefert ihm ein paulinisches Wort das nöthige Baumaterial. Paulus schrieb einmal den glücklichen Gedanken nieder, daß Gott seinen

Sohn sandte unter das Gesetz gethan (Gal. 4, 4) und aus dem Reichthum des göttlichen Wesens in die Armuth der Zeitlichkeit (2 Kor. 8): was ist nun klarer, als daß die Herberge der Armen, die Krippe der armen Hirten bei Lucas nur die praktische Verwerthung und plastische Ausmalung des paulinischen Gedankens sei? Ebenso hatte Lucas nur den ersteren Gedanken vor der Unterthänigkeit unter das Gesetz zu analysiren, und siehe da, die Vorhalle steht: a) vermöge der israelitischen Bestimmung muß er als Messias aus der Familie und Stadt Davids hervorgehen, also speziell aus Bethlehem (Luc. 2, 1—7); b) er kommt unter das Gesetz der Beschneidung (2, 21); c) unter das Gesetz des Opferns, daher er in den Tempel gebracht wird, „nach dem Gesetze Moses'" (2, 22—40); d) unter das Gesetz des eigenen Tempelbesuches, das den Israeliten vom zwölften Jahre an verpflichtete (2, 41—52; vgl. Marcus und die Synopse S. 41. 258, Jesus Nazarenus S. 34. 47. 48).

Ähnlich verfuhr Matthäus, um sich eine Kindheitsgeschichte zu construiren. Die Heidenwelt, die den Heiland zu suchen begann, und die Weissagung, daß die Könige von Saba kommen werden, um dem Gotteskönig zu huldigen unter Darbringung ihres Goldes und Weihrauches (Ps. 71, 10. 11. 15 und Js. 60, 6), reichte vollständig hin, ihm die Erzählung von der Ankunft der Magier zu inspiriren. Die Apokalypse aber, die 12, 1—5 das Messiaskind vom Drachen der Weltmacht auf den Tod verfolgt zeigte, brachte ihm den Gedanken bei vom Drachen Herodes, der ja allzeit seine Entthronung gefürchtet hat, deßhalb die eigenen Kinder erwürgen ließ und nun auch noch leicht die Rolle des Messiasverfolgers übernehmen konnte; die Flucht in's alte Asyl Israels, nach Ägypten, verstand sich von selbst; ebenso flieht er dann vor dem grausamen Nachfolger Archelaus, als dem neu erstandenen Drachen aus dem Gotteslande (Judäa) nach dem verborgenen Nazareth (J. N. S. 49).

Daß nun das alles gerade so sei, muß nach den angeführten Belegen jedem Leser einleuchten. Wäre aber ein Leser besonders hartköpfig, so braucht er nur noch zu erwägen, daß der vierte Erzähler, der an letzter Stelle schrieb, von dieser ganzen Kindheitsgeschichte wieder nichts erzählt. Das ist doch der klarste Beweis, daß ihm die ganze Jungfrauengeburt mit der Gnosis seiner Zeit „für eine Kinderei" gilt (J. N. S. 48). So gehen Blasphemie und seichteste Oberflächlichkeit Hand in Hand, und das nennt Herr Volkmar „rein geschichtliches Bestreben

und urkundlichen Boden!" Für jetzt nur eins: wie kommt es doch, daß die christlichen Zeitgenossen des Matthäus und Lucas sich etwas dem christlichen Bewußtsein so absolut Neues ruhig haben vorerzählen lassen?

Hat sich das kritische Genie in Beseitigung der Kindheitsgeschichte so glänzend bewährt, so ist nach dieser Musterleistung es eine bare Kleinigkeit, mit allen Erzählungen bei den drei Evangelisten aufzuräumen, respective sie als mißlungene Versuche nachzuweisen, die Lehrpoesie des Marcus drastischer und plastischer zu gestalten. Marcus sagt in seiner lehrhaften Weise: „er war in der Wüste 40 Tage und 40 Nächte und wurde versucht vom Satan und er war mit den Thieren und Engel dienten ihm" (1, 13). Mehr also wußte kein Mensch, und man konnte selbstverständlich auch nicht mehr wissen. Doch Lucas wollte diese Versuchung in der Wüste zum ersten „Werke" aufbauschen, das Jesus „voll des heiligen Geistes" vollbringt. Deßwegen mußte der kurze Zug des Marcus „zu einer stattlichen Geschichte ausgeführt werden". „Prosaisch genommen, oder als ein Geschehen für Jesu eigenes Leben hatte und hat der Zug „er war in Gesellschaft der Thiere" wenig Sinn; die Lebensgefährdung, die darin lag, mußte „versucherisch" angebracht werden: der Gottessohn dürfe sich selbst jeder Lebensgefahr aussetzen, in jede „stürzen". Die Engel aber, „die ihm dienten", können dabei ebenso versucherisch verheißen werden" (vgl. Luc. 4, 9. 10 und Ps. 90, 11). Damit haben wir schon die Entstehung der concreten Versuchungsgeschichte erklärt. Denn es ist ja zu einleuchtend, daß der Kritiker den Gedankengang des evangelischen Erzählers haarscharf getroffen hat. Ebenso leicht aber erklärt sich die Entstehung der Versuchung: „befiehl, daß diese Steine Brod werden". Sie „legt sich nahe vom Boden der Wüste aus, beim Blick auf den Steinboden, beim Gedanken der langen Tage der Einöde, also der Entbehrung in ihr, beim Reflex auf die doch zum Speisebringen bei Marcus bereitstehenden Engel", denn diese erinnern „mit Recht lebhaft an das Zudienen der Engel in der Wüste Israels mit dem Brod, das Ps. 78, 25 im griechischen Text ‚Engelbrod' heißt" (Marcus und die Synopse S. 56). In gleicher Weise finden wir heraus, wie Lucas die andere Versuchung „alles das will ich dir geben . . ." erdenken konnte. Denn die einzelnen Anschauungen, auf denen sie gegründet ist, kommen ja auch sonst in der Apokalypse, in den Paulusbriefen, bei Marcus und im 5. Buche Moses' vor. Es sind klar folgende: Satan ist der Herr dieser Welt, er thront

in den Lüften; von da aus kann man die Herrlichkeit der Welt überschauen; da schon Marcus die Idee hat, Christus sei schließlich emporgehoben, aufgenommen worden, und zudem in der Apokalypse ganz ähnlich gesagt ist: „und er erhob mich im Geiste auf einen großen und hohen Berg" (21, 10; vgl. 17, 3), so brauchte Lucas nur all das zusammenzubrauen und die Versuchungsgeschichte war fertig, das Wort der Überwindung ist ohnehin aus Moses (Deut. 6, 13) genommen. — Selbstverständlich darf nach dieser genialen Auslegung kein Leser mehr an ihrer unumstößlichen Wahrheit zweifeln oder gar nach Beweisen fragen. Die kritischen Erörterungen Herrn Volkmar's sind wie die Sonne, die durch ihr eigenes Licht leuchtet und ihre Lichtnatur bekundet und keines Beweises außer dem eigenen Dasein bedürftig oder fähig ist.

Ein anderes Beispiel dieser strengen Wissenschaft, „die alles hinwegschwemmt, was auf Sand gebaut ist" (Augsburger Allgem. Zeit. 1881, Beil. Nr. 252). Marcus erzählt die Jüngerberufung in der einfachsten und ganz summarischen Weise: Jesus sieht am Ufer des See's Tiberias Simon und Andreas, wie sie die Netze in den See auswarfen. Er spricht: folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen. Und sogleich verließen sie ihre Netze und folgten ihm (1, 16—18). Lucas berichtet die Jüngerberufung ausführlicher, mit genauer Angabe einzelner Umstände. Wäre nun Lucas ein Profanschriftsteller, so würde kein Mensch zweifeln, daß er über den Vorgang Genaueres wußte, weil er eben einläßlicher darüber Bericht erstattet. Und es würde keinem Menschen einfallen, an dieser Voraussetzung zu rütteln, besonders da Lucas am Anfang seiner geschichtlichen Darstellung so geflissentlich und nachdrücklich betont: er habe sich nach den am meisten und einzig authentischen Quellen, die es geben kann, mit aller Genauigkeit umgesehen, er habe die Nachrichten und Erzählungen Anderer durch eben diese Nachforschungen bei den Augen- und Ohrenzeugen ergänzen und berichtigen wollen, um durch genaue Darlegung des Sachverhaltes jene unerschütterliche Gewißheit dem Leser zu bieten, die durch verschiedene in Umlauf gesetzte Darstellungen in etwa gefährdet scheinen konnte. So der Sinn und die Tragweite der an der Spitze des Lucas-Evangeliums stehenden Erklärung des Schriftstellers. Sprechen Herodot und Thucydides von angestellten Untersuchungen, so glaubt man ihnen; es fällt keinem bei, zu behaupten, sie hätten ihre Leser absichtlich täuschen und ihre Erdichtungen mit dem Schein historischer Wahrheit und gewissenhafter

Erforschung umgeben wollen. Berichten Livius, Nepos, Cicero, Cäsar Tacitus, Suetonius umständliche Thatsachen, so haben sie, bis ein recht triftiger Gegengrund erbracht wird, bei allen Forschern die Annahme für sich, daß sie als sachkundige Männer auf gute Information hin ihre Angaben bringen.

So hält es die Kritik mit heidnischen Profanschriftstellern. Wie aber geht man mit den Evangelisten um? Bei Lucas wird gleich von vornherein Erdichtung angenommen. Man höre nur Herrn Volkmar über die Lucas-Parallele zu der oben skizzirten Marcus-Erzählung: „Lucas' prosaisches Bedenken fand sich nicht darein, daß der erste Jüngerkreis diesergestalt berufen sei. Unmöglich, denkt der Chronik suchende Pauliner, kann Jesus beim ersten Begegnen die Jünger sofort berufen haben; unmöglich können sie sofort ihm gefolgt sein, ohne daß Etwas vorgegangen war, was sie überwältigte. Das Stück könne erst nach dem ersten Wunderthun in der Synagoge, wie im Haus und in der Stadt der Jünger, in Kapharnaum gefolgt sein .... An der neuen Stelle aber kann das Stück (so reflectirt Lucas weiter) auch ein Neues werden, und das große Wort an Petrus „ich will euch zu Menschenfischern machen", kann noch besser dahin explicirt werden: daß diese alten Apostel erst längere Zeit vergebens gefischt und erst auf besondere Anleitung Jesu die große Menge der Menschen haben fahen können. So entsteht der wunderbare Fischzug" (Marcus und die Synopse S. 81). Dergleichen kritische Manipulationen bringt Volkmar auf jeder Seite.

II.

Besonders ergiebig ist die Idee der Erneuerungen. Lucas mag sich noch so feierlich und ausdrücklich auf seine genauen Nachforschungen bei den Augen- und Ohrenzeugen berufen, und auf diese hin die unantastbare Gewißheit seines Berichtes in den Vordergrund stellen (1, 3. 4), Herr Volkmar straft ihn ungescheut auf jeder Seite Lügen. Erneuerung heißt das kritische Zauberwort, das alle über Marcus' Bericht hinausgehenden Erzählungen als Erfindungen ihrer Erzähler beweist. Marcus schreibt 1, 40—45 von einem Aussätzigen; also sind alle Stellen, in denen Lucas und Matthäus etwas von Aussätzigen berühren, Erneuerungen, d. h. Umdichtungen, Variationen des einen von Marcus gebotenen Thema's; so entstand Luc. 4, 27; 7, 22; 17, 11—19 und Matth. 11, 5. Zur Verbrämung seiner Darstellung nimmt

Lucas noch Rücksicht auf das Alte Testament, auf Naaman zu des Elisäus' Zeit und auf Isaias' Prophetie (35, 1—10).

Marcus 2, 1—13 berichtet die Heilung des Gichtbrüchigen, dem Jesus unter dem Murren der Pharisäer die Sünden nachläßt. Diese eine Erzählung hat nun Lucas nicht bloß an der Parallelstelle (5, 17 u. f.); sie muß ihm auch Material liefern für 7, 18 u. f. für die Erdichtung eines Gleichnisses 14, 13—21, und bringt ihm ebenso den Gedanken bei, in der Apostelgeschichte den Paulus durch die gleiche That zu verherrlichen, sie dem Petrus ebenfalls zuzuschreiben und zwar zu wiederholten Malen und überhaupt solche Heilungen als tagtägliche Erscheinungen der ersten Apostelzeit hinzustellen. So entstehen also aus Umdichtung von Marcus 2, 1—13: Apostelgesch. 3, 2 u. f. 8, 7; 9, 32 u. f. 14, 8 u. f.

Noch bunter treibt es Matthäus. Er „hat seine besondere Freude an der greiflichen sinnlichen Erfüllung des Jesu-Wortes, daß die Lahmen sich aufrichten sollen und kann nicht genug darauf hinweisen. Er thut dieß in doppelter Form: A) gibt er einzelnen Lahmen Heil: so 8, 5 u. f., 9, 1 u. f. Dann B) auch solchen insgemein (cap. 4. 11. 15. 21)".

Marcus beschreibt 2, 14—17 die Berufung des Levi und führt Jesu Wort an über die Berufung der Sünder. Dieses große Thema hat nun Lucas „mit großer didaktisch-poetischer Begabung" erneuert: er schildert Christum als den Freund der bußfertigen Zöllner (7, 29—35) und läßt zur Abwechslung auch eine Sünderin begnadigt werden (7, 36—50); denselben Gedanken kleidet er in die Parabel vom messianischen Mahle mit den Elenden (14, 1—24) und vom verlorenen Sohn (15, 1—32) und bringt schließlich noch als Variation des gleichen Thema's die Erzählung vom gerechtfertigten Zöllner (18, 9—14) und vom Erzzöllner Zachäus (19, 1—10). „In so vortrefflicher, reicher Variation (ruft da Herr Volkmar über seine eigene Erdichtung erstaunt aus) hat Lucas den bei Marcus berufenen Zöllner nach immer neuen Seiten hin dargestellt. Er ist 1) der Erste unter den Zöllnern, die Jesus berufen hat — er ist 2) der Bruder der Sünderin — er ist 3) der Führer der Elenden und Krüppel — 4) der verlorene Sohn — 5) der betende Zöllner — schließlich 6) der Erste der Zöllner, der nun der Reine oder Zachäus geworden ist. — Durch alle diese reiche, poetisch so hervorragende Ausführung hat Lucas das einfach große Marcus-Thema recht zu Tage gebracht" (vgl. Marcus und die Synopse S. 156—164).

Daran schließt sich Matthäus an, nur in seiner Weise etwas ummodelnd und einschränkend; so entstehen als Variationen bei Matthäus 11, 12—19; 18, 11; 21, 28—32; 22, 1—14.

Marcus erzählt 3, 1—6, wie Christus am Sabbath den Mann mit der verdorrten Hand heilte. Lucas hat an dieser Idee Gefallen; er bringt das Stück nicht bloß, er variirt es auch: denn die Heilung der gekrümmten Frau am Sabbath (Luc. 13, 10—17) und die Heilung des Wassersüchtigen am Sabbath (Luc. 14, 1—6) ist nur eine weitere Umschreibung des Lehrbildes bei Marcus, indem eben Lucas die zu Grunde liegende Idee noch durch besondere und mehrfache Abbilder recht zum Ausdruck bringen will.

Marcus schildert Christi Allgewalt plastisch durch die Stillung des Sturmes, durch Dämonenaustreibung, durch Überwindung heilloser Qual und des Todes selbst (4, 35—5, 43). Nach den voranstehenden Kritikproben weiß der Leser schon, daß nun alle Erzählungen bei Lucas, deren Grundgedanke irgendwie mit dem angeführten eine findbare Ähnlichkeit hat, als „Erneuerungen" von Lucas erdichtet worden sind. Lucas versichert zwar, alles genau erforscht zu haben; allein was kümmert das einen modernen Kritiker und sein „rein geschichtliches Bestreben"? Diese beigebrachten Beispiele, die sich sehr leicht verzehnfachen ließen (vgl. a. a. O. 208. 262. 269. 309. 314. 320. 326. 397. 405 u. s. f. u. s. f.) mögen hinreichen, um den recht wohlfeilen Weg zu kennzeichnen, der zu den „Resultaten" der kritisch geläuterten Wissenschaft führt.

Eines nur muß hier noch beigefügt werden. Es charakterisirt die bodenlose Willkür der Volkmar'schen Kritik von ihrem eigenen Standpunkte aus. Herr Volkmar nämlich stößt an mehr als einer Stelle das grundlegende Princip seiner ganzen Evangelienkritik selbst um, indem er annimmt: a) Lucas habe noch specielle und sichere Kunde aus der mündlichen Überlieferung gehabt (Marc. 108. 165); b) das Schweigen des Marcus und Johannes sei nicht immer auf Rechnung der Unkenntniß zu setzen oder als gewollte Verneinung der übergangenen Thatsachen auszulegen (a. a. O. S. 71; J. R. S. 92).

Diese beiden Sätze enthalten für Jeden selbstverständliche Wahrheiten. Daß also Herr Volkmar dem gesunden Menschenverstande diesen Tribut entrichtet, ist sicherlich kein Verdienst. Aber unbegreiflich ist, wie ein Kritiker diese Sätze annehmen und aussprechen kann und dann trotzdem mit souveräner Sicherheit und Ungenirtheit die von Lucas berichteten Thatsachen in der oben skizzirten Art als Ausspinnungen und Ge-

dankenspiele des Lucas hinstellt; warum? weil in Marcus alles, was man über Christus wissen kann, beschlossen und enthalten ist, weil Schweigen soviel als directe Läugnung ist (vgl. z. B. Marcus und die Syn. S. 45. 60. 234. 245. 252. 523). Und doch ist bei der summarischen Erzählungsweise des Marcus und in Anbetracht der mehr als dreijährigen Wirksamkeit Christi das Gegentheil so sonnenklar, daß selbst Volkmar schreibt z. B. zu Marc. 1, 31: „in wieviel andern (sic!) Familien ist er noch eingetreten mit seinem Licht und seiner Kraft, die so mannigfach auch äußerlich wirkte, wie oft auch rein geistige Fieberzustände der Verzweiflung oder Verbitterung hebend, und wie manche andere Frauen, Schwestern, Mütter, Wittwen, von Schwachheiten aufrichtend zum frohen Dienen in Haus und Gemeinde!" Gut; aber welch Hirngespinnst und welche Absurdität ist dann, Herr Volkmar, in Kraft dieser Ihrer eigenen Worte, Ihre Theorie der „Erneuerungen"? Und solchen Firlefanz nennen Sie „urkundlichen Boden"? Was man doch Ihrem gebildeten Leserkreise bieten darf?!

III.

Ja, was man einem Theil der „Gebildeten" bieten darf, zeigt diese Kritik in dem Unmaße von Hohn und Spott, der mit ekelhafter Frivolität über die Evangelisten ausgeschüttet wird. Man verdreht deren Worte, legt sie falsch aus, um dann über Unsinn und Tollheit der Evangelisten sich nach Harlequinsart lustig zu machen. Einige Beispiele mögen die Wahrheit dieser unserer Anklage beweisen und darthun, daß diese Kritik den Worten der Evangelisten gegenüber nicht einmal jenen Grad von Anstand beobachtet, den man in einer bürgerlichen Gesellschaft nie vermißt.

Nach Matthäus kann Johannes, obgleich im Gefängniß, dennoch mit seinen Jüngern verkehren. Was sieht nun unser Kritiker in dieser Möglichkeit? „Durchgreifenden Widersinn." Warum? Antwort: „Im und von einem Gefängniß aus, das keine bloße Maskerade wäre, ist der Verkehr mit den Jüngern einfach unmöglich." Kritischer Machtspruch, um dem Evangelisten „durchgreifenden Widersinn" vorwerfen zu können. Aber der „Widersinn" sitzt beim Kritiker; man denke nur an Paulus im Gefängniß zu Cäsarea (Apostelg. 24, 23) — und wo in aller Welt hat denn Herr Volkmar gefunden, daß ein Verkehr mit Gefangenen bei den Alten „einfach unmöglich" sei (vgl. Marc. und die Syn. S. 74)?

Christus sagt (Matth. 8, 4) dem geheilten Aussätzigen: sag' es Niemanden. Dieses Verbot setzt die im Verborgenen geschehene Heilung voraus. Bei einem Profanschriftsteller würde sich auch eine solche Erklärung von selbst verstehen. Da wir aber einen Evangelisten vor uns haben, so muß ihm heller Unsinn untergelegt werden; der Kritiker schreibt: „Aber wo stehen wir denn? Der Heilbringer ist von ganzen Haufen umgeben, ja von der ganzen Welt Palästina's (4, 23—25) und er gebietet dem inmitten davon Geheilten, die Sache geheimzuhalten? Das ist Widersinn, sieht Jeder. Matthäus hat hier (vor lauter Freude über des Gesetzes Preis) gedankenlos einen fremden Grundtext nachgeschrieben" (l. c. 117). Nein, der Kritiker wirft ebenso gedankenlos als böswillig zusammen, was der Natur der Sache nach getrennt ist; oder muß Matth. 8, 2 im selben Moment stattfinden, den 8, 1 anzeigt? Matthäus reiht nach anderen Gesichtspunkten als denen einer ununterbrochenen Zeitabfolge aneinander.

Matthäus schreibt: Johannes-Jünger kamen zu Jesu, sprechend: „Warum fasten wir, deine Jünger aber fasten nicht" (9, 14)? Die Frage ist nach hebraisirender Weise in syntaktischer Form parataktisch gegeben, anstatt, was uns näher liegt: Warum fasten deine Jünger nicht, während (da) doch wir und die Pharisäer fasten? Der Kritiker fingirt krasse Unkenntniß der ersten Elemente hebraisirender Diction, um Matthäus verhöhnen zu können. Er schreibt: „Das ist zu einfach oder gedankenlos. Wie, es fragen Welche: ‚Warum fasten wir?' Das wissen sie ja wohl selbst am besten" (l. c. 189).

In der Erzählung des Matthäus über das Ährenraufen der Jünger am Sabbath (12, 1—8) weiß er alles zu bemängeln und in's Lächerliche zu ziehen; gleich „die erste Ergänzung (die zur Marcus-Erzählung hinzukommt) ist unglücklich, von dem Thun der Tempelpriester am Sabbath hergenommen. Die Priester thun ja ihr pflichtiges Geschäft im Tempel; ist es ein Geschäft, gar Pflicht, Ähren zu essen?" Wie, versteht Herr Volkmar wirklich die gegen die Pharisäer gerichtete Spitze des Beweises nicht? Ist er so beschränkt? Nein, er will höhnen. „Wie gar ist der Zug bei Matthäus: ‚Hier ist noch mehr als der Tempel,' bei ihm selbst nur irgend unterzubringen? Jesus sollte jemals so einherstolzirt sein, sich als etwas Heiligeres zu erklären als das Heiligthum? Und wenn doch, so ist ja auch bei Matthäus durch nichts vorher angedeutet, wie die ‚Gegner' dergleichen nur hätten verstehen, geschweige denn glauben sollen! Mat-

thäus spricht in seinem Eifer ‚ein großes Wort gelassen aus.'" Das freilich paßte für den sündigen Nazarener, den Volkmar sich fingirt. Aber bei Matthäus ist Jesus der Sohn des Allerhöchsten, der sich durch zahlreiche Wunder schon als Gottgesandten bewiesen hat. Um Matthäus verspotten zu können, vergißt der Kritiker dessen ganze Erzählung von Kap. 1—12. „Es geht viel zu weit; daß die Jünger vor Christus, als ihrem Heiligthum, alles Mögliche wider das Gesetz thun dürften, weil die Priester in dem Tempel gegen das Gesetz handeln dürfen!" Wo ist da eine Spur von Logik? Ist Ährenraufen, das unschuldige, durch kein Gesetz, sondern nur durch kleinliche pharisäische Menschensatzung verbotene Ährenraufen = alles Mögliche wider das Gesetz erlauben? Wie bornirte Leser muß sich doch Herr Volkmar vorstellen? Der angeführte Text: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer," paßt erst recht nicht. „War es denn Barmherzigkeit, oder auch nur Liebe überhaupt, daß die Jünger die Ähren aßen? Und ist das Sabbathhalten mit ‚Opfer' zu bezeichnen? Wie die Faust auf's Auge paßt dieses Schlagwort zu dem Stück." So der feinfühlige Kritiker! Als ob der Text nicht, wie Jedermann einsieht, die von Gott geforderte Gesinnung der Liebe und Erbarmung bei den über Andere Urtheilenden beträfe! Und erst das Schlußwort der Erzählung: „Denn der Menschensohn ist auch Herr des Sabbaths." Da geifert Herr Volkmar: „Aber wenn das genügte, wozu dann noch ein weiteres Wort verlieren? Alles Frühere war dann müßig. Doch es ist wiederum zu viel gesagt. Kennen denn die Pharisäer Jesum als den Menschensohn? Und gibt es Matthäus selbst zu, daß der Messias über alles Gesetz hinaus sei? Im Gegentheil: er sei gekommen, es bis zum Kleinsten zu erfüllen. Matthäus ist hier durchaus im Widerstreit mit sich. Mit so viel er der Jünger Recht begründen will: Nichts trifft zum Ziel, Alles zu weit!" Nichts trifft zum Ziel — bei dieser Kritik.

Matthäus schreibt (12, 15. 16): „Jesus (die Anschläge der Pharisäer kennend) zog sich zurück und es folgten ihm Viele, und er heilte sie alle und befahl ihnen, ihn nicht offenbar zu machen," d. h. da die Juden ohnehin schon viel zu viel mit der Erwartung eines weltlichen Befreiers sich trugen, legte der Erlöser oft den Geheilten Stillschweigen auf, damit nicht in die leicht erregbaren Massen neuer Zündstoff geschleudert werde. Der Sinn des Sätzchens ist klar. Aber unser Kritiker wird darüber ganz ärgerlich. „Wie," ruft er aus, „er heilt alle, die ihm nachfolgen, also wirklich die ganzen Haufen? Das ist doch stark, mehr

als stark! Das geht ja noch über Lucas' Übertreibung! Aber was sollen wir sagen, wenn er den geheilten Haufen verbietet (ihn offenbar zu machen) in dem Sinne, sie sollten sein Heilwirken, das sie erfahren, nicht auskünden? Das geht über Alles hinaus, was denkbar ist... Hier soll er alle Haufen selbst geheilt haben und doch soll er den Geheilten verbieten, das nicht kund werden zu lassen? Er ist in größtmöglicher Öffentlichkeit, und dabei wird geboten, ja nicht zu veröffentlichen? Widersinn sagt jeder aufrichtige Mann zu solchem Verbot." Herr Kritikus, sparen Sie doch Ihre wohlfeile Entrüstung und reflectiren Sie dafür ein Bischen auf Jesu Zeitverhältnisse und die irdischen Hoffnungen der Massen, denen durch Vermeidung des Aufsehens die Nahrung entzogen werden sollte! Doch der Kritikus liebt es, eine ganz merkwürdige Beschränktheit der Auffassung zur Schau zu stellen, um nur die Evangelisten verspotten zu können. Wenn Matthäus und Lucas erzählen: Christus sei mit seinen Jüngern im Hause des Matthäus zu Tische gewesen und die Pharisäer hätten das gesehen, so ist es für Herrn Volkmar unbegreiflich, wie die Pharisäer das hätten sehen können! Er sagt allen Ernstes (Marc. und die Syn. S. 166): „Aber es kehrt die Frage von Lucas her wieder: Wie nur in aller Welt haben die Pharisäer Jesum in dem Hause des Zöllners sehen sollen? Was hätten die Feinde Jesu in seinem Hause zu suchen und wie können die Verabscheuer der Zöllner in deren unreines Haus eintreten? Sehen sie zum Fenster hinein?" Darauf steht die Antwort bei Herrn Volkmar (l. c. S. 181): „Andere Leute würde man nicht bei Trost halten, wenn sie dergestalt fragten." Eine andere Antwort gibt derselbe Herr Volkmar S. 131: „So kann er (der Lehrer) von der Mitte des Atrium durch das Portal hin den Zug draußen sehen und das weitere Beginnen der Leute." Also getrost: Er weiß doch auf Seite 131, wie man allenfalls aus der Halle des Hauses hinaussehen kann! Muß man aber gerade, um zu erfahren, wer die Gäste sind, zum Fenster hineinsehen? Gibt es absolut kein anderes Mittel? Dem Herrn Volkmar in Zürich scheint das so. Vielleicht kann ein Züricher Leser das Räthsel lösen. — S. 311 kommt sein philologisches Gewissen in arge Noth. Matthäus nennt den Sturm σεισμός (ecce motus magnus factus est in mari), „es entstand ein Sturm im Meere". Guter Himmel, aber gar „ein Erdbeben im Meere"! Nur ruhig, Herr Volkmar: Wenn Plato im Timäus von σεισμὸς τοῦ σώματος (Erschütterung des Körpers) spricht, werden Sie da auch ausrufen: Aber, guter Plato, „Erdbeben des Leibes", welch ein Un-

sinn![1] — Christus heilt bei Matth. 12, 22 einen Blinden, der zugleich stumm war. Daß Jemand blind und stumm zugleich sein solle, ist für den Kritiker zu viel. „Ein Blinder (der von Marc. 8) und ein Stummer (der von Marc. 7, Luc. 11) in Einer Person! Ein verdoppeltes Wunder freilich, aber eine Carrikatur so arger Art, daß, wer so etwas in einem Apokryphum läse, ausriefe: Da sieht man, zu welchen Zerrbildern ein fortgesetztes Combiniren führt, oder wozu bei Späteren ein Wunder durch Weiterrollen aufschwellen kann."

Matthäus erzählt (14, 13): „Als nun Jesus das hörte, entwich er von da in einem Schifflein an einen öden Ort, in die Einsamkeit, und da es das Volk erfuhr, folgte es ihm zu Fuß nach aus den Städten." Die Sache ist einfach genug: Jesus fährt über den See Genesareth; das Volk geht zu Fuß dem Seeufer entlang nach der östlichen Seite des Sees. Doch Herr Volkmar erklärt: „Die Haufen folgten Jesu bei seiner Schiffahrt über's Meer ‚zu Fuß' nach: dem Schiffenden schlossen sie sich zu Fuß an. Eine Verkehrtheit" (S. 375). — Matthäus schreibt (15, 30. 31): „Da kam viel Volk zu ihm, das Stumme, Blinde, Lahme, Schwache und viele Andere bei sich hatte: und sie legten sie zu seinen Füßen und er heilte sie, so daß das Volk sich wunderte, da sie sahen, daß Stumme redeten, Lahme wandelten und Blinde sehend wurden." Der Kritiker bemerkt dazu: „Welche Scene gibt das, wenn da ganze Schaaren umherspazieren und springen! Und man sieht die Leute ‚reden', man sieht sie sehen? Roh ist auch das übereilige ἔρριψαν αὐτούς .. soll das auch bloß heißen: Man führte sie voll Eifer zu ihm!" Soll wohl witzig sein! Folgende Ausführung des Kritikers zu Matth. 16, 11 f. charakterisirt sich selbst hinlänglich: „Wenn die Jünger wirklich ‚den Sauerteig der Pharisäer' ohne Hilfe gar nicht verstehen, so viel nicht selbst sehen können, so ist von ihnen überhaupt keine Einsicht zu erwarten, die sie selbst erfaßt hätten. Es bedarf daher für sie (bei Matth. 16, 17 selbst), um in Jesus den Christus erkennen zu können, einer unmittelbaren Eingebung von Gott („der Vater hat es dir geoffenbart")! Dieß aber ernst genommen: Würde nicht die ganze Erweisung vorher gänzlich müßig werden? Durchgängig mißräth es dem Judenchristen (Matthäus), aus der Lehrpoesie des Marcus Prosa zu erpressen: an jedem Punkte verräth sich sein Verschlimmbessern" (l. c.

[1] Zur völligen Beruhigung des so zart besaiteten philologischen Gewissens sei noch bemerkt, daß der Meeressturm z. B. Jonas 1, 4 סער heißt und dieses Wort Jer. 23, 19 von der LXX mit σεισμός übersetzt ist.

S. 410). Bei Matth. 17, 24 — 18, 1 kommt Jesus mit seinen Jüngern nach Kapharnaum. Die Steuereinnehmer stellen die bekannte Forderung an Petrus, der gleich zusagt. Jesus bespricht sich hierauf mit Petrus. In derselben Stunde treten auch die übrigen Jünger zu Jesu, ihm eine Frage vorzulegen. Was kann einfacher und verständlicher sein? Doch was findet unser Kritiker? „Bei Matthäus findet sich hier ein furchtbares Durcheinander: 17, 24 kommen sie, also doch die Jünger und Jesus, also zusammen nach Kapharnaum; aber 17, 25 f. ist er mit Petrus allein (schrecklich, daß man mit Mehreren ankommen und später mit Einem allein sprechen soll!) und 18, 1 kommen erst die Jünger hinzu. So geht es dem Prosaisirer eines Lehrbildes“ (S. 472). Sonderbar, unglaublich, daß die Jünger, die doch mit Jesus zum Thor einzogen, ihn mit Petrus zuerst allein lassen und dann doch wieder zu ihm hinzutreten! In Zürich sind wohl alle, die mitsammen zum Thor einziehen, unablöslich aneinandergekettet! Hat der Kritikus dieses „furchtbare Durcheinander“ bei Matthäus entdeckt, so wundern wir uns auch nicht mehr über die Leistung seines Scharfsinnes, die er gleich darauf bei Gelegenheit der Mahnung Jesu, wie ein Kind zu werden, zu Markte bringt; eine solche Mahnung ist ein „durchaus unglücklicher“ Gedanke. Warum? „Die Forderung, wie ein Kind zu werden, kann dergestalt Niemand erfüllen, und man dürfte es gar nicht! Man soll nicht so eigensinnig und habsüchtig und unverständig werden; selbst das wäre eine unmögliche Forderung, so ‚unschuldig‘ zu werden! Und der einzige Sinn, in dem man fordern könnte, wie ein Kind zu bleiben, sein ganzes Leben lang, ‚so rücksichtslos, so unbefangen, so naiv wahr‘, ist von Matthäus nicht gewollt (herrliche Kritik, einen vernünftigen Sinn hat Matthäus nicht gewollt!). Matthäus reduzirt das allzuweit Ausgesprochene selbst: man solle sich nur demüthigen wie ein Kind; aber das ist wieder eine Confusion; Kinder demüthigen sich nicht! Sondern es könnte nur gefordert werden, daß wir uns so klein achten sollen, wie sie sind. Schon an sich also ist dieß Ganze dieser Umbildung von Marc. 10, 16 eine Verkehrtheit“ (S. 473). Aber mit der Zeit kommt Rath, selbst bei einem Kritiker. Was Volkmar auf S. 473 noch nicht begriff, das weiß er doch erträglich gut elf Seiten später; S. 484: „Die Kindesgesinnung wird als die wahre Glaubensverfassung zum Princip erhoben;“ und S. 485: „Allen denen, die Kinder sind in geistiger Wahrheit, allen denen, die so sind, wie Kinder: sich so hilfsbedürftig erkennen, so völlig auf Gnadengaben gerichtet; nur solchen, die wie das Kind zum

Vater stehen bei dessen Gabe, kann die höchste Vatergabe, das Gottesreich werden." Herr Volkmar, was ist das anders, als sich demüthigen, werden wie ein Kind? Wo ist also die „Confusion", die „Verkehrtheit, unglückliche Weiterführung"?

Doch eilen wir für dieses Mal dem Ende zu. Der Leser sieht an den wenigen Beispielen, wie diese Kritik entstellt, um schmähen zu können, und oft entstellt in widerlichster Weise; so z. B. wenn unser Kritiker frägt: „Wie, dieses ‚Du' ist dem Judas (beim letzten Abendmahl) laut zugedonnert und doch wird er nicht fortgewiesen" (S. 569)? oder wenn Matthäus verhöhnt wird, weil er sage, Christus habe sich aus der Wüste nach Galiläa zurückgezogen (S. 74); wer zieht sich denn aus der Einsamkeit in ein bewohntes Land zurück? Ganz gut; soviel Verstand hatte auch Matthäus; nur der Kritiker will von den bei Johannes befindlichen Angaben nichts wissen, daß Jesus nach Taufe und Versuchung längere Zeit neben dem Täufer in Judäa öffentlich gewirkt habe, und so zieht er sich (Matth. 4, 12) auf die Kunde von des Täufers Gefangennehmung in der That nach Galiläa zurück als an eine im Vergleich zu Judäa einsame und ruhigere und sichere Gegend. Freilich, nähme der Kritiker die Angaben aller Evangelisten in vernünftiger Weise zusammen, könnte er nicht spotten.

Ein echter Evangelienstürmer muß sich natürlich auch ereifern, daß in den Evangelien das Fasten und der Cölibat empfohlen sei. In Betreff des ersteren hat Lucas „unglücklicherweise die kurze drastische Angabe des Marcus nach den 40 Tagen erweitert, die Moses in der Einsamkeit zubrachte; Lucas läßt nun auch Jesus in diesen 40 Tagen nichts essen und Matthäus folgt dem Bildner der Halbgottheit Jesu... Phantasie-Gebilde des zweiten Jahrhunderts" (Jesus Naz. S. 100)! Und anderswo jammert Herr Volkmar: „Lucas hat einen unglücklichen Zug dazu, den Aposteln eine Ascese als besondere Auszeichnung vorzuschreiben ... er ist damit auf dem Wege zu den späteren Heiligenabbildungen" (Marc. und die Syn. S. 352). Ärgerlich und überaus verdrießlich ist unserm Kritikus die Empfehlung der Jungfräulichkeit bei Matth. 19, 11. 12. Aber trotzdem bringt er es nur zu folgender lendenlahmen Kritik: „Die Änderungen des Matthäus sind durchaus corrupt. Es ist undenkbar und ein Aberwitz, daß Jesus das consilium (Rath) gegeben habe, ein eunuchus zu werden, wenn auch nur in dem Sinne des παρθένος (virgo, Jungfrau) der Apokalypse: a) der Mann, der die Ehe von Gott selbst eingesetzt erklärte, so als heilig, kann sie

hinterher nicht als vom Bösen erklären, kann sie nicht entheiligen; b) der Mann, der die Kinder segnet, kann nicht die Ehe ungesegnet lassen. Der Judenchrist Matthäus ist hiebei ein so einseitiger Ebionit, wie Joh. Apok." (Marc. und die Syn. S. 483). Ja auch der Apostel Paulus wird von unserem Kritiker scharf angelassen, daß er es wagt, geradezu zu sagen: „Es ist besser, nicht heirathen, als heirathen." Und schließlich versteht sich Herr Volkmar zu dem Erklärungsgrunde: „Zu dieser krankhaften Ehe-Mißkennung hat vielleicht auch seine eigene kränkliche Leibesbeschaffenheit beigetragen" (Jesus Naz. S. 76). Er verschweigt nur, daß Paulus den wahren Grund, warum die Jungfräulichkeit besser sei, ganz klar und deutlich vorlegt (1 Kor. 7, 32—35): die größere Leichtigkeit, Gott ungetheilt zu dienen. Die Jungfräulichkeit empfehlen heißt unserem scharfsinnigen Kritiker soviel als die göttliche Eheeinsetzung läugnen, die Ehestiftung und die Heiligung der Ehe beseitigen (Jesus Naz. S. 77). Und die Sache ist doch so einfach: Wenn ich sage, 1000 Mark sind mehr (besser) als 100, so sage ich doch nicht: 100 Mark sind ein reines Nichts, ein werthloses Zeug. Kann Herr Volkmar das wirklich nicht verstehen?

Doch genug von den Früchten dieses „unermüdlichen Forschertriebes", der in so frivoler Weise die ehrwürdigste Urkunde des Christenthums zum elendesten Fabelwerke, die Evangelisten zu stümperhaften Dichterlingen herabsetzt. Und eine solche Bibelkritik wagt die Augsburger Allgemeine Zeitung „dem deutschen Volke" lobpreisend zu empfehlen? Was ist das Christenthum, wenn Christus nicht Gott, sondern bloß ein durch künstliche Fabeleien verherrlichter Mensch war? Es ist unverantwortlich, so an dem christlichen Glauben des deutschen Volkes zu rütteln, bloß um für einen ungläubigen Züricher Professor Reclame zu machen!

J. Knabenbauer S. J.

Recensionen.

Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes. Von Dr. **Ferdinand Probst,** o. ö. Professor der Theologie an der Universität Breslau. Mit bischöflicher Approbation. Kl. 8°. 184 S. Breslau, G. P. Aderholz'sche Buchhandlung, 1881. Preis: *M.* 2.

Der durch mannigfache liturgische Werke rühmlichst bekannte Verfasser hat in vorliegendem Büchlein ein Meisterstück gedrängter Zusammenstellung der bei den pastoralen Handlungen des Priesters auftauchenden Fälle geliefert. In einfacher, aber fließender Sprache macht er den Leser bekannt mit den bei Verwaltung der heiligen Sacramente und Feier des heiligen Meßopfers maßgebenden dogmatischen und moraltheologischen Principien und den bei jenen priesterlichen Functionen wesentlichen Stücken; zugleich weiß er durch eine kurze, lichtvolle Darstellung der historischen Seite dieser sacramentalen Handlungen die ganze Behandlung um so anziehender und lehrreicher zu machen. Der vom hochw. Verfasser bezeichnete Zweck: „Studirenden der Theologie die Grundlage für spätere Studien zu geben", dürfte nach dem, was das Büchlein thatsächlich gibt, unbedingt dahin erweitert werden, auch selbst für spätere Zeiten eine Recapitulation und bündige Zusammenfassung des Erlernten zu bieten. Eine solche ist gerade dann oftmals sehr erwünscht, und sie liegt hier vor, jedenfalls nicht weniger, als eine Anleitung für Anfänger; denn gerade n a c h gründlicherem Studium wird ein Theologe die meist knapp gehaltenen Angaben erst ihrem vollen Inhalte nach zu schätzen wissen.

Natürlich kann ein kurzes Resumé, wie vorliegendes Schriftchen es bringt, ein ausführliches Werk zu eingehenderem Studium nicht ersetzen; das lag auch nicht in des Verfassers Absicht. Darum, glauben wir, ist es auch weniger hoch anzuschlagen, wenn man hier und da Ausdrücken begegnet, welche einen nicht eingeweihten Leser zu minder exacter Auffassung der jeweiligen Lehrpunkte zu veranlassen im Stande wären. Jedoch erlauben wir uns, der Sache selber wegen, auf Einiges aufmerksam zu machen.

Die Ausdrucksweise S. 5 behufs der zweifellosen Gültigkeit der Sacramente: „wenn man die Form a l s b a l d n a c h der Application der Materie auszusprechen anfängt", möchte besser lauten: „alsbald nach B e g i n n der Application der Materie". — Daß beim Bußsacramente die interpretative Intention beim Sterbenden genüge (S. 9), bedürfte wohl sehr der Erläuterung. — Wenn S. 17 hinsichtlich der Taufe der foetus abortivi die ganze

Anweisung ungefähr mit den Worten der römischen Index-Congregation aus dem 17. Jahrhundert abgemacht wird, welche an sich auf dem damaligen Stande der Wissenschaft fußen, so wäre jetzt wohl eine recht weite Interpretation derselben nicht überflüssig. — Daß dem Priester nicht gestattet sei, in gewissen Fällen (S. 20) selbst die Taufe zu ertheilen, müßte (zweifelsohne auch im Sinne des Verfassers) dahin beschränkt werden, daß eine andere zuverlässige Person zur Hand sei. — S. 49 wird die zur Absolution oder Taufe eines Sterbenden erforderliche Unterbrechung der heiligen Messe bis gegen eine Stunde als statthaft erklärt; ich denke, auch länger zu unterbrechen, resp. abzubrechen, ist pflichtgemäß, nämlich so lange es nothwendig ist. — Wenn S. 51 Taubstumme, die zugleich blind sind, von der Zulassung zur heiligen Eucharistie ausgeschlossen zu werden scheinen, so ist es wohl am Platze, auf den interessanten dießbezüglichen Passus aus der Pastoralmedicin von Dr. v. Olfers (S. 116) aufmerksam zu machen, aus dem hervorgeht, daß man heutzutage selbst Taubstummblinden zu einem hinlänglichen Unterrichte zu verhelfen versteht. — Hinsichtlich des Binirens läßt ein Einblick in die Instruction der Propaganda, welche in der Zeitschrift Acta S^ae^ Sedis, vol. VI. p. 545 sqq., mitgetheilt wird, die Angaben des Verfassers S. 61 auf 62 zu streng erscheinen. — S. 63 u. 178 ist dem Verfasser das Decret vom 23. Juli 1868 entgangen, nach welchem auch unmittelbar vor oder nach der Todtenmesse in schwarzen Paramenten die heilige Communion gereicht werden darf. — S. 68 wird Sanchez als der einzige Auctor angeführt, welcher Unvollkommenheiten aus dem Gebiete der genügenden Absolutionsmaterie ausschließe. Das muß auf einem Mißverständnisse beruhen; Unvollkommenheiten, die nicht bis zur eigentlichen Sünde reichen (und nur die werden streng genommen Unvollkommenheiten genannt), schließen Alle aus; Unvollkommenheiten aber, welche wirklich Sünden sind, schließt auch Sanchez nicht aus. — S. 72 heißt es bloß, die probablere Meinung sei, daß die Reue der Lossprechung vorangehen müsse; es ist jedenfalls eine sichere theologische Wahrheit, daß eine erst nachfolgende Reue für das Sacrament der Buße und sein Zustandekommen nichts mehr nützt. — Die Erklärung S. 74 von der occasio in esse und S. 111 über quasi-domicilium könnte eine etwas unrichtige Auffassung veranlassen, deßgleichen der Ausdruck S. 85, der besagt, daß die Absolution nichtig sei, wenn der Beichtvater gar keine Sünde verstanden habe.

Bei Vorlage eines anderen Gegenstandes würden wir auf ähnliche Ausstellungen nicht näher eingegangen sein; kann es doch kleinlich scheinen, sich in Aufzählung solcher Differenzpunkte zu ergehen. Allein da in dem hier zur Sprache gebrachten Stoffe Alles von so unberechenbarer Wichtigkeit ist und so unmittelbar in das ewige Heil eingreifen kann, so glauben wir, durch vorstehende Angaben nicht den Vorwurf der Unbescheidenheit auf uns zu laden, besonders da wir im Ganzen die volle Anerkennung des Werkchens aussprechen müssen und hier aus ganzem Herzen wiederholen.

A. Lehmkuhl S. J.

Institutiones Metaphysicae specialis, auctore P. *Ludovico de San* S. J., in Coll. Lovaniensi S. J. olim Philosophiae, nunc Theologiae dogmaticae lectore. Tom. I. Cosmologia. Pars prima. p. 606. Lovanii 1881. Preis: *M.* 6.

Wir haben zwar nur den ersten Theil der Kosmologie in vorstehendem Bande; da aber schon vielseitig auf dieses Werk aufmerksam gemacht wurde und das Erscheinen des zweiten Theils sich zu verzögern scheint, so wollen wir unsern Lesern eine Besprechung dieser trefflichen Leistung nicht länger vorenthalten. — Der erste Band behandelt Fragen, welche für die gesammte Metaphysik von grundlegender Bedeutung sind; das Wesen der körperlichen Dinge und die mit diesem Wesen in näherer Beziehung stehenden Eigenschaften und Verhältnisse.

Der Verfasser wendet sich zuerst gegen die Alleins-Lehre, insofern sie sich als Pantheismus darstellt. Die verschiedenen Systeme (Pantheismus Indicus, Schola Eleatica, Panth. hylozoisticus Stoicorum, P. idealis Neoplatonicorum; ferner die Lehren der Scotus Erigena, Amalrich von Chartres, David von Dinant, Giordano Bruno, Jakob Böhme; der Spinozismus, der transscendentale Pantheismus Fichte's, Schellings und Hegels) gelangen zu übersichtlicher Darstellung und zu ebenso gründlicher als allseitiger Widerlegung. Für Nichtdeutsche ist es keine kleine Mühe, sich in das Verständniß unserer verschwommenen „großen Denker" hineinzuarbeiten; wir dürfen dem P. de San das Zeugniß geben, daß ihm dieses hinsichtlich der pantheistischen deutschen Trias vollständig gelungen ist.

Die Frage über die Constitutio corporum beginnt eine der empirischen Wissenschaft entnommene Grundlegung (totius hujus indaginis fundamentum empiricum est) mit der Aufzählung der facta chemica, chemico-physica und teleologica. Die letzteren scheinen uns etwas zu kurz bedacht, denn acht Zeilen für die ganze teleologische Frage ist zu wenig. Keine Frage ist für die gesammte naturphilosophische Auffassung so wichtig; war sie immer eine brennende, so ist sie heute eine glühende. Während atheistische Atomisten die Zweckstrebigkeit schlechthin wegläugnen, wollen gottgläubige Atomisten dieselbe nicht den Dingen eingepflanzt anerkennen, sondern verlegen sie aus Respect vor der mechanischen Naturerklärung mit Stumpf und Stiel unmittelbar in Gott. Schon Aristoteles erinnerte wiederholt (namentlich l. I. de partibus animalium, c. 1. 640. b. 4) daran, daß die Vernachlässigung der Zweckursache zu der Minimalphilosophie hinleite und daß das τὸ εὖ καὶ τὸ καλῶς in den Dingen einer Erklärung bedürfe, welche von keinem Minimalphilosophen geboten werde. Im 17. Jahrhundert hatte u. A. Cudworth (System. intell. ed. Mosh., p. 162. § 7) es als eigenen Vorzug der peripatetischen Philosophie hingestellt, daß sie das, was in den Dingen τὸ εὖ καὶ καλῶς sei, erkläre, während die „materiani" dazu außer Stande seien. In unserer Zeit endlich ist gleichfalls oft genug (von Trendelenburg, Freiherr v. Hertling, Alb. Wigand, von dieser Zeitschrift, Bd. IX. S. 158. 418. 422; Bd. XI. S. 492) auf die Bedeutsamkeit der Zweckursachen hingewiesen worden.

Hinsichtlich der aus der Physik und Chemie beigebrachten Thatsachen glauben wir, der Verfasser stelle als bewiesen hin, was nur eine Hypothese ist, wenn er sagt: „Ex disciplinis physicis manifeste constat ... inter duas quaslibet moleculas corporum atmosphaeras aethereas interjectas esse“ (p. 126). Wir stimmen aber dem Verfasser vollständig darin bei, daß eine derartige discretio corporum mit dem hylomorphischen System wohl vereinbar sei. — Wie durch das ganze Buch, so besonders in der Darlegung und Discussion der verschiedenen Systeme de constitutione corporum bekundet sich der Verfasser als scharfer, selbständiger Denker. Mit Recht hebt er (p. 167) hervor, daß Leibniz himmelweit vom peripatetischen System entfernt war.

In der heiklen Frage über das Verbleiben der chemisch-einfachen Stoffe in der chemischen Zusammensetzung (p. 182) dürften chemisch gebildete Leser vielleicht den Wunsch hegen, es möchte etwas genauer nachgewiesen sein, worin denn eigentlich die specifica mutatio virium bestehe, oder mit welchem Recht man sagen könne: „Operationes mixtorum specifice differunt ab operationibus simplicium“ (p. 185). Das wäre um so nothwendiger gewesen, als die meisten Chemiker eher der gegentheiligen Überzeugung zuneigen. — Aus dem folgenden Abschnitt heben wir anerkennend hervor, daß der Verfasser für die formelle Existenz der qualitates sensibiles (Licht, Farbe u. s. f.) a parte rei eintritt (p. 333). Die Behandlung der Relationen (p. 369—376) ist meisterhaft.

Weniger befriedigt uns die Behandlung des Raumes und der Zeit. Bezüglich des Raumes ignorirt der Verfasser den unbegrenzten Raum, wie er vor Erschaffung der Welt war und auch jetzt noch über die letzten Sterne hinaus in's Unendliche geht, und beehrt nur (p. 481) einen bestimmten, begrenzten Raum mit diesem Namen. Das ist freilich aristotelisch. Aristoteles hat in der Raum- und Zeitlehre, gegenüber den irrigen Ansichten seiner Vorgänger, die Speculation auf den richtigen Weg geführt, war aber dabei stehen geblieben. Warum also die Gedanken folgender Jahrhunderte, welche den aristotelischen Ansatz in richtiger Consequenz weiterführten, wieder auf den Standpunkt des Aristoteles zurückdrängen?

Die beiden noch zu erwartenden Bände der Kosmologie sollen handeln: De prima causa efficiente mundi corporei, de necessitate creationis, de antiquitate mundi, de progressiva mundi evolutione, de variis systematibus cosmogonicis; de fine ultimo et perfectione mundi, de natura et causa, de constantia et necessitate legum naturae, de possibilitate, cognoscibilitate, vi probativa et criteriis miraculorum.

Es will uns aber bedünken, daß viele Fragen (z. B. an aeterna creatio possibilis fuerit, de mundi perfectione, de ultimo fine, de optimismo) besser am Ende der Theodicee zur Sprache kämen. Diese Fragen setzen eine reiche und ausführliche Darlegung des Gottesbegriffes voraus, wie derselbe nur in der Theodicee geboten wird. Aus demselben Grunde hätten wir auch den übrigens ausgezeichneten Tractat über den Pantheismus lieber hier als am Anfang der Kosmologie gesehen. In der Kosmologie ist die Alleins-

Lehre nicht unter dem Gesichtspunkt des Pantheismus, sondern allgemein unter dem des Monismus zu fassen.

Diese Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf die Anordnung des Stoffes, also auf das Formale. — Sollen wir nun unser Gesammturtheil über P. de San zusammenfassen, so können wir in das Lob, welches ihm schon von vielen Seiten gespendet worden, durchaus einstimmen, daß man einen klaren Kopf, einen gründlichen Denker, selbständigen Gelehrten und ein wahres philosophisches Talent vor sich hat. Viele Partien des Buches sind, wie wir das theilweise schon oben bemerkt, mit wahrer Meisterschaft durchdacht und ausgeführt. Wir schließen mit dem Wunsch und der Hoffnung, die schwächliche Gesundheit werde dem Verfasser es nicht wehren, die noch übrigen Theile r a s c h folgen zu lassen, damit das philosophische Publikum bald an dem ganzen Werke sich erfreuen möge.

R. Bauer S. J.

Wo lag das Paradies? Eine biblisch-assyriologische Studie mit zahlreichen assyriologischen Beiträgen zur biblischen Länder- und Völkerkunde und einer Karte Babyloniens. Von Dr. **Friedr. Delitzsch,** Professor der Assyriologie an der Universität Leipzig. 8°. XI u. 346 S. Leipzig, Hinrichs, 1881. Preis: *M.* 20.

Mit diesem Buche löst der Verfasser ein seit Langem gegebenes Versprechen ein. Zunächst sei mit Befriedigung constatirt, daß ein eingehendes Studium der Bibel sowohl wie der einschlägigen Alterthümer in ihm die Überzeugung von dem durchaus concreten, keineswegs sagenhaften Charakter des fraglichen biblischen Abschnittes befestigt hat. „Aber trägt die biblische Erzählung von der Lage des Paradieses," so fragt er S. 44, „wirklich den ‚Charakter des Sagenhaften' (Dillmann)? Gibt sie wirklich nur eine ‚Sage' wieder, welche die in Wirklichkeit geographisch nicht mehr nachzuweisende Thatsache der Einheit der vier Ströme lediglich ‚versucht, zu reconstruiren' (Delitzsch)? Und sollte darum jenes Wort des Heidelberger Paulus dennoch Recht behalten: ‚Schade für die vergeblichen Nachtwachen, für die Denkmale des eisernen Menschenfleißes, welche über dem Scheinproblem, den Garten Eden geographisch zu bestimmen, verschwendet wurden!'? W i r a n t w o r t e n: N e i n!"

Dr. Delitzschs Ansicht lautet dahin, daß wir das Paradies in der Gegend von Babylon zu suchen haben; dort finden sich Kusch und Chawilah, Euphrat und Tigris, aber auch Gichon und Pischon in den beiden, Schatt-en-Nil und Pallakopas genannten und mit den zwei Hauptströmen ungefähr parallel laufenden Kanälen. Dr. Delitzsch hat für diese, sicherlich durchaus discutirbare Ansicht mit großem Scharfsinn gar manches Beachtenswerthe beigebracht, freilich ohne sich jedesmal auch der Lücken in seiner Beweisführung klar bewußt zu werden. Wir geben im Folgenden einen gedrängten Überblick seines Beweismaterials und knüpfen dabei gelegentlich unsere Bemerkungen an.

Zunächst wird S. 45, in der Voraussetzung, daß der Ort, wo sich die Arche zu Anfang der Sündfluth befand, nicht allzu weit vom Paradiese ab-

gelegen war, die babylonische Ebene als eben dieser Ort statuirt. Und warum dieß? Der Ausgangspunkt der Arche mußte ein Tiefland gewesen sein, da sie gleich am ersten Tage der Fluth von den Wassern emporgehoben ward; und ein dem Ararat nahegelegenes Tiefland, da von großen Strecken, die der schwimmende Kasten zurückgelegt hätte, im Texte keine Andeutung ist; also war es das babylonische Tiefland. Gegen das Argument ist einfach zu erinnern, daß die heilige Schrift mit keiner Sylbe erwähnt, es sei die Arche schon am ersten Tage emporgehoben worden; daß wir, um zu beurtheilen, was die Katastrophe gleich am ersten Tage bewirken konnte, doch vorerst etwas genauer mit deren Charakter und Ursachen vertraut sein müßten; daß die Insassen der Arche, nach der ganzen Darstellung der Bibel, eher als der Schiffahrt unkundige Leute erscheinen und darum, bei dem gänzlichen Verschwinden aller Berggipfel, wohl kaum im Stande waren, sich von der Größe oder Geringheit der zurückgelegten Strecke einen Begriff zu machen.

Der östlichen Lage des Paradieses (S. 46) werden auch andere Ansichten gerecht, und seine Eigenschaft als eines wohlbewässerten Baumgartens weist nicht nothwendig auf die babylonische Ebene hin, selbst wenn man sich die Bewässerung als durch die Theilung des einen Paradiesstromes „in zahllose Bäche" verwirklicht vorstellt (S. 62).

Indessen, das sind auch nicht die Hauptgründe, welche Dr. Delitzsch für seine Ansicht in's Feld führt. Hauptgrund ist ihm vielmehr das Zutreffen aller das Paradies berührenden biblischen Angaben für Babylonien. Dort findet sich zunächst Kusch, nämlich die Tetrapolis des Kuschiten Nimrod (Babel, Erech, Akkad, Kalneh), aber auch das südlichere Sumer, d. h. Niederbabylonien, und Susiana (S. 51 ff.). Dort findet sich Chawilah, d. i. „die bis auf diesen Tag zu einem gewissen Theil Ard el-halat (Dünenland) genannte syrische Wüste, und zwar speciell ihr nordöstlicher, an den babylonischen Euphrat-Lauf angrenzender Theil"; das ist wenigstens „das weitaus Wahrscheinlichste, jedenfalls das Befriedigendste" (S. 59). Aber nach S. 243 und der Marschroute Assurbanipals trägt „die große syrisch-arabische Wüste, speciell deren nördlichster an den Euphrat grenzender Theil bis zum persischen Meer", doch wieder den keilschriftlichen Namen Mas, identisch mit dem biblischen Mescha (Gen. 10, 30), eben deßhalb aber von Chawilah (Gen. 10, 29) verschieden. Selbstverständlich gelten dem Verfasser die drei biblischen Chawilah als identisch, wobei 1 Kön. 15, 7 dem König Saul das schwere Stück einer Besiegung der Amalekiter „von Chawilah gen Schur" (S. 58), d. i. vom Euphrat bis zur ägyptischen Grenze zufällt. Auch mit den Producten des Landes Chawilah kommt Delitzsch aus. Denn die südbabylonische, freilich mit der eben entwickelten Fassung Chawilah's keineswegs sich deckende Landschaft Bit-Jakin erscheint in den Keilschrifttexten als ungemein goldreich; das Bdellium, falls es wirklich dem biblischen Bedolach entspricht, wird von Plinius als ein Erzeugniß Babyloniens (nicht Chawilah's) aufgeführt; und der Schohamstein — für diesen Fingerzeig sind wir Delitzsch zu Danke verpflichtet — erscheint in einem Keilschrifttexte „geradezu als

hauptsächlichstes Product der auch sonst durch ihre Edelsteine berühmten babylonischen Provinz Meluḫa", d. h. wiederum nicht Chawilah's, sondern Oberbabyloniens.

In den Keilinschriften sind uns noch weitere Überraschungen vorbehalten. Das Gebiet Babylons trägt u. A. den Namen Kardunies, „Hain, Park, Garten des Gottes Dunias" oder „des Herren der Länder", welcher Name semitisch Gandunias, abgekürzt Gindun lautet. Ehedem hatten Assyriologen dieses Gandunias einfachhin für sprachlich identisch mit dem biblischen Gan-Eden, d. i. Garten Eden oder Wonnegarten, erklärt. Dr. Delitzsch ist hier vorsichtiger (S. 64 ff. 133 ff.), er begnügt sich mit sachlicher Identität. Der „Gottesgarten" Gandunias entspricht nach ihm dem Paradiesgarten, so gut wie Babylons älteste Benennung Tintira, „Lebenshain". Wir kommen auf diese Benennungen weiter unten zurück.

Hinsichtlich des Gichon und Pischon macht der Verfasser zuerst die durchaus richtige, zudem auch keilschriftlich gesicherte Bemerkung, unter dem semitischen nahar könnten ebenso wohl Kanäle als eigentliche Ströme verstanden werden (S. 47 ff. 67 ff. 187 ff.)[1]. Sodann findet er den Namen des Gichon in der alten Benennung des Schatt-en-Nil Guganna, wogegen sprachlich kaum etwas zu erinnern ist. Den entsprechenden Namen des Pischon-Pallakopas, der etwa pisanu lauten müßte, hofft er in nicht allzu ferner Zukunft zu entdecken.

Also Euphrat, Tigris, Pallakopas und Schatt-en-Nil, das wären die vier Wasseradern Edens. An Bedenken fehlt es indessen nicht. Der Gichon soll nach der Bibel „das ganze Land Kusch durchfließen". Nähme man das asiatische Kusch im weitesten, oben angedeuteten Sinne, so wäre kaum zu ersehen, warum gerade für den Gichon jene Beziehung zum Lande Kusch hervorgehoben werde, da Kusch im weiteren Sinne ebenmäßig von allen vier Paradieseswassern durchflossen wird. Nimmt man aber Kusch im engeren Sinne der Nimrod'schen Tetrapolis (so der Verfasser S. 72), so fließt zwar der ganze Gichon im Lande Kusch, aber er durchfließt nicht das ganze Kusch. Denn der Schatt-en-Nil zweigt bei Babylon selbst, also nahezu einen Breitegrad südlich von Akkad, vom Euphrat ab und vereinigt sich mit demselben wiederum in der Gegend von Ur Kaschdim.

Das Paradies war nach der heiligen Schrift ein Garten in Eden, und so sieht sich denn auch Dr. Delitzsch veranlaßt, eine Bestimmung der Lage des Landes Eden zu versuchen. Er möchte darunter (S. 80) „den Theil Mesopotamiens etwa von Tekrit am Tigris und Ana am Euphrat an südwärts bis an das persische Meer", verstehen. Allein diese Annahme verträgt sich kaum mit dem Ausdrucke der Bibel, ein Strom sei von Eden ausgegangen, den Garten zu bewässern, und habe sich von dort in vier Wasserläufe getrennt. Wofern man das Ausgehen nicht gleich „entspringen" setzen

[1] Zu Gen. 2, 10 beachte man die Bemerkung S. 98, der Assyrer nenne auch den Ort, wo sich ein anderer Fluß oder Kanal von einem Strome abzweige, res nari, caput fluminis.

will, können die Worte einzig den Sinn haben, der Strom habe zuerst das Land Eden durchflossen, sei dann beim Verlassen desselben in den Garten eingetreten, der freilich selbst doch wieder zu Eden im weiteren Sinne rechnet, und habe sich von da, d. h. entweder von seinem Austritt aus dem Lande Eden oder vom Garten ab, getheilt. Das Land Eden wäre demgemäß jedenfalls nördlich vom Garten, also von Babylon, zu suchen.

Nach alledem hoffen wir, unsere Leser werden mit uns der Ansicht sein, daß auch nach dem Buche Dr. Delitzschs die Frage: Wo lag das Paradies? eine offene bleibt. Daß auch in Babylon selbst es an mannigfachen Erinnerungen an den Gottesgarten nicht fehlte, daß dort, wie leicht begreiflich, die Erinnerung sogar eine lebhaftere war, als anderwärts, darauf weisen Namen wie Guganna und Tintira unzweifelhaft hin. Ob aber diese Namen von Anfang an dort heimisch waren oder im Laufe der Jahrhunderte, bei Gelegenheit der Wanderung der Noachiden vom Ararat nach der Ebene Sinear, dahin übertragen wurden, bleibt immer noch unermittelt. Auch die Babylonier, ähnlich anderen Völkern des Alterthums, scheinen die wichtigsten urzeitlichen Ereignisse localisirt zu haben. Als der Ort, wohin nach ihrer Überlieferung die Götter den Sündfluth-Patriarchen entrückt hatten, wurde von ihnen (S. 174) das Mündungsgebiet des Euphrat und des Tigris bezeichnet. Daß unter dem biblischen Ararat geradezu der Nisir der babylonischen Überlieferung verstanden werden müsse, d. h. die Gebirgskette östlich vom unteren Zab, wird wohl zur Stunde kaum irgend Jemand behaupten; ebenso wenig, daß der Lebensbaum nothwendig eine Pinie oder Cypresse gewesen sein müsse (S. 91). Die babylonische, uns von Berosus vermittelte Überlieferung macht aus den zehn vorsündfluthlichen Patriarchen zehn aus verschiedenen Städten Babyloniens stammende Könige; sie läßt Noe mit einem ganzen Hofstaate in die Arche einsteigen. Alles in ihrer Überlieferung empfängt ein babylonisches Colorit: warum sollten sie nicht auch die Erinnerungen an den Wonnegarten des Paradieses auf die üppige Ebene Babylons übertragen und hier localisirt haben?

Die Erörterungen über die Lage des Paradieses bilden übrigens keineswegs den ausschließlichen Inhalt von Dr. Delitzschs Buch. Sie füllen nicht mehr als 94 Seiten desselben, während 70 weitere Seiten auf Anmerkungen und 165 auf Anhänge entfallen. Nicht wenige höchst werthvolle Aufschlüsse finden sich in diesen Anmerkungen und Anhängen.

Werthvoll sind manche dieser Aufschlüsse für die Geographie. Hatte man sich früher mehrfach auf die Beschränktheit der geographischen Kenntnisse der Hebräer berufen, so zeigt jetzt Delitzsch (S. 23 ff.) an der Hand der keilschriftlichen geographischen Verzeichnisse, wie gut man frühzeitig in Vorderasien über die Geographie der nächst angrenzenden Landstriche orientirt war. Sehr Lehrreiches wird S. 173 ff. über die Stromläufe des Euphrat und Tigris geboten, woraus hervorgeht, daß der persische Meerbusen in assyrischer Zeit sogar noch ein wenig nördlich über den jetzigen Zusammenfluß des Euphrat und Tigris hinaufreichte. Bagdad erscheint bereits um die Zeit König Tiglathpilesers I. unter der Namensform Bagdaba. S. 260 f. wird das

biblische Rehoboth Ir (Gen. 10, 11) unter der Namensform rebit Nina mit großer Wahrscheinlichkeit als eine Vorstadt Ninive's nachgewiesen. Interessant ist ferner die in assyrischer Zeit erfolgte Übertragung der nichtsemitischen Namen Melucha und Makan für Ober- und Unterbabylonien, auf Äthiopien und Ägypten, die am Nillauf eine analoge Stellung wie jene am Euphratlauf inne hatten (S. 56. 129 ff. 137 ff.). Wichtiger aber als alle diese Einzelheiten, deren Zahl wir leicht vermehren könnten, scheint uns die sich aus den geographischen Anhängen des Buches allenthalben ergebende Übereinstimmung mit der biblischen Geographie[1].

Werthvoll sind ferner Dr. Delitzschs Beiträge zur Etymologie von Eigennamen. „Die bisher immer noch angenommene Abhängigkeit Israels von den religiösen Vorstellungen der Perser und Inder," bemerkt er mit vollem Recht S. V f., „wird durch meine Darlegung in ihrer stärksten Position erschüttert, wie andererseits die noch vor wenigen Jahren nicht geahnte allerinnigste Verkettung dieses Volkes mit Babylonien von Neuem in helles Licht gesetzt wird." Vgl. das S. 95 ff. über die Benennung παράδεισος, das S. 112 ff. über angebliche Berührungspunkte mit eranischer Mythologie und das S. 150 ff. über die Cherubim Gesagte[2].

---

[1] Wir glauben doch nicht alle Bedenken gegen die hier gelobten „Aufschlüsse für Geographie" unterdrücken zu sollen. Was Bagdad betrifft, so wurde diese Stadt vom Chalifen Al-Mansûr im Jahre 762 n. Chr. gegründet und war von da an die Hauptstadt der Chalifen. Die Ansicht, daß der Keilschriftname Hudadu Bagdadu zu lesen und mit dem modernen Bagdad zu identificiren sei, ist schon vor Delitzsch aufgestellt, dann aber, und wie uns bedünken will, mit vollem Recht, wieder aufgegeben worden. Die gewöhnlich angeführten Gründe und die willige Annahme derselben rechtfertigen in unsern Augen noch nicht diese gewünschte Identificirung. Die oftmalige Versetzung von Melucha und Makan scheint noch nicht zum Abschlusse gelangt zu sein; man denke nur an all die Länder, wohin es versetzt wurde: Libyen, Äthiopien, Oberägypten, die Halbinsel Sinai, Arabien, südliches Babylonien und jetzt schon das nördliche Babylonien. Der Strom der Forschungen wird es wohl noch weiter befördern, wenn es überhaupt je gefunden werden kann. Solche schwankenden Erklärungen desselben Wortes müssen gewaltige Zweifel über die Resultate der Assyriologie in den Augen Fernstehender erregen. Siehe oben S. 230. (A. d. R.)

[2] Hinsichtlich der Ezechielischen Theophanie vgl. folgende, S. 150 f. erwähnte Darstellung eines babylonischen Cylinders: „Auf einem wundersamen Schiffe, dessen Vorder- und Hintertheil in je eine sitzende lebendige Menschengestalt ausläuft, stehen, die Rücken gegen einander gekehrt, das menschenförmige Antlitz aber nach vorn dem Beschauer zugewendet, zwei geflügelte Stiere, deren Stellung auf zwei andere entsprechende für die Rückseite schließen läßt; auf dem Rücken dieser vier Stiere ruht eine Fläche, und auf dieser erhebt sich ein Thron, auf welchem die Gottheit sitzt, bärtig, mit einem langen Gewande bekleidet, die Tiara auf dem Haupte, in der Rechten, wie es scheint, ein Scepter und einen Ring; hinter dem Thron aber steht ein ebenfalls in ein lang niederwallendes Gewand gekleideter Mann von weit geringerer Körpergröße, offenbar der Diener des Gottes, seines Winkes gewärtig und dem Mann mit dem linnenen Gewand und dem Tintenfaß am Gürtel seiner Lenden bei Ez. 9, 3; 10, 2 vergleichbar."

Manche Eigennamen, die früher aus dem Semitischen abgeleitet wurden, werden hier mit weit größerer Wahrscheinlichkeit auf die älteren nichtsemitischen Benennungen zurückgeführt: so S. 210 Sippara auf Zimbir statt auf Sepher, „Buch"; S. 252 ff. Assur auf Ausar; S. 139 Dagan und Nebo, beide jetzt monumental als nichtsemitisch erwiesen. Beachte ferner S. 214 f. den Versuch einer neuen Erklärung des Jer. 25, 26; 51, 41 vorkommenden Sesech. Auch der Humbug, der vielfach mit dem sogen. asiatischen Kusch getrieben wurde, wird S. 123 f. gebührend gebrandmarkt.

In einem Buche wie dem vorliegenden müßte selbst eine größere Anzahl gewagterer Constructionen Entschuldigung finden; doch kommen derselben verhältnißmäßig wenige vor. Hierhin rechnen wir die Zusammenstellung von Togarma und Tilgarimmu S. 246, die Zurückführung von Arphaxad auf arba-kisadi (S. 256) und die neue Erklärung des Namens der Hebräer (S. 262). Die Identificirung von Rosch (Ez. 38, 2. 3; 39, 1 — „wo man sich nicht geschämt hat, den Namen der Russen zur Vergleichung heranzuziehen" [S. 322]) mit dem keilschriftlichen Rasch erscheint uns darum vorläufig noch verdächtig, weil wir dadurch, in vollkommen historischer Zeit, zur Annahme eines ganz gewaltigen Reiches Gogs genöthigt würden, von dessen Existenz anderweitige Geschichtsquellen schweigen; dieses Reich hätte dann im Westen Tubal und Mesech, im Osten das älamitische Rasch und im Centrum Magog umfaßt. Auch können wir die rationalistischen Erklärungen, welche im Buche vorkommen, selbstverständlich nicht billigen.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Frau Bürgermeisterin. Roman von **Georg Ebers.** Neunte Auflage. 8°. 464 S. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1882. Preis: *M.* 6.

Leider wiederum ein neues Bächlein, die Wasser der alten ungeschichtlichen Auffassung des Aufstandes der Niederlande in immer weitere Kreise unter das Volk zu bringen! Man sollte doch gedacht haben, daß ein Forscher wie Ebers, der sich in den entferntesten Culturepochen wie in seinem eigenen Jahrhundert zurechtfinden will, die 17 Jahre, welche seit Aufzeichnung der gelehrten Notizen für den vorliegenden Roman bis zu dessen Veröffentlichung verflossen sind, einigermaßen auch dazu benutzt hätte, sich von Schillers unkritischer Geschichtsdarstellung loszumachen. Der „schöne Abschnitt" vom Aufstand der Niederlande bildet nämlich „dießmal das Spalier, um welches die Ranken der Erzählung sich schlingen". Ebers greift aus der langen Reihe von blutigen Jahren und Tagen jener Empörungskämpfe die letzte Belagerung von Leyden (1574) als Episode heraus, und möchte uns an der Gesinnung der Leydener Bürgerschaft das Hohe, Edle, Berechtigte und Maßvolle der ganzen niederländischen Erhebung zeigen. Wir können es dem Dichter nur hoch anrechnen, daß er uns die Greuel und Rohheiten, die jener Krieg wohl auf beiden Seiten begehen ließ, nur in dem Halbdunkel zufälliger Erzählungen oder eingeflochtener Bemerkungen vorführte, während die Episode von Leyden durchaus die temperirte Atmosphäre und feine Zurück-

haltung bewahrt, welche sich für die Leserinnen der Frau Bürgermeisterin ziemte.

Der Eindruck des Temperirten in jeder Beziehung dürfte überhaupt in der Seele des Lesers der vorwiegendste sein. Temperirt ist die religiöse Ideenwelt des Dichters — ausgesprochenste Toleranz für Dogma und Bekenner, jedoch mit einer stark accentuirten Neigung, alles Gemeine auf Seiten der Katholiken zu suchen —, temperirt die politischen Ideen, in denen sowohl der Monarchist wie der Republikaner sein Credo lesen kann. Äußerst temperirt, d. h. außerordentlich mäßig, ist auch der Stoff der Erzählung bemessen, zumal wenn man den Hauptcharakter, die Titelheldin und die sie unmittelbar berührende Handlung in Betracht zieht. Was ist eigentlich von diesem Standpunkt aus die Haupthandlung? Der Bürgermeister von Leyden hat als bejahrter Wittwer ein junges Mädchen von Delft geheirathet, das in sich genug Begeisterung für Hollands Freiheit fühlte, um an der Seite eines ergrauten Vorkämpfers derselben glücklich werden zu wollen. Dieses Glück findet sie nicht; denn der Gatte ist zwar zärtlich, gütig, treu, kurz ein wahrer Heiliger, aber er vergißt seine **erste** Pflicht, er weiht sein junges Weib, das „Kind Maria", wie er es nennt, nicht ein in die Geheimnisse des Rathhauses und der geheimen Kriegscorrespondenz mit dem Oranier. Das ist der Conflict! Die Gattin ist überunglücklich, daß ihr Peter nicht das Bedürfniß fühlt, sich bei ihr Rathes zu erholen, ihr seine Befürchtungen mitzutheilen, ja sich gar so weit vergißt, sie mit den Kindern nach Delft schicken zu wollen, wo sie viel sicherer wäre, und auch um ein gutes Beispiel zu geben, da man ja im Rathe beschlossen hat, soviel als möglich alle „nutzlosen Brodesser" aus der so schlecht verproviantirten Stadt zu entfernen. Offen gestanden, der Schmerz der Frau Bürgermeisterin mag in jedem gefühlvollen Frauenherzen viel Sympathie wecken, jeden ruhigen Mann wird er jedoch kalt lassen, und so ist denn auch das Interesse ziemlich temperirt, bis endlich mit dem Auftreten des Jugendfreundes Dornburg eine wirkliche Leidenschaft und ein ernstlicher Seelenkampf vorgeführt wird. Daß Dornburg unrecht handelt, in das Haus des Bürgermeisters zu ziehen, und die Frau Bürgermeisterin nicht freizusprechen ist, weil sie die Sache nicht energischer hintertreibt, das ist für einen Katholiken nicht zweifelhaft, gerade so wie es für den Psychologen nicht zweifelhaft ist, daß nur die Sorgen der Belagerung dem Bürgermeister die Augen so sehr verschließen können, das peinliche Verhältniß zwischen seiner Gattin und dem Gast nicht zu bemerken. Nun, in ihrer Blindheit hält sich Maria noch ziemlich gut, aber daß sie schließlich bei so nichtssagenden Versen der Versuchung unterliegt, ist doppelt gefehlt — gegen die Moral und die Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, es wären viel gefährlichere Versuchungen an sie herangetreten, wo ein Fallen wahrscheinlicher und mehr zu entschuldigen gewesen wäre. Daß sie sich im selben Augenblick wieder ermannt und zur Pflicht wendet, ist schön und gut. Indeß muß vom ästhetisch-kritischen Standpunkt doch zugegeben werden, daß die ganze Haupthandlung, die wir im Wesentlichen wiedergegeben, etwas gar zu dürftig und unzulänglich für einen Roman ist; allenfalls hätte sie einen netten Novellenstoff abgegeben.

Jetzt sieht es so aus, als ob nicht „die glorreiche Epoche“ aus der niederländischen Geschichte „das Spalier sei, um welches die Ranken der Erzählung sich schlingen“ — denn nirgends greift die Haupterzählung in die Ereignisse bestimmend ein —, sondern umgekehrt, die Launen der Frau Bürgermeisterin mit ihren politischen Velleitäten sind das zarte Gerüste, welches den historischen Ballast zu tragen hat. Hieße der Titel noch: „Der Bürgermeister von Leyden“, und träte Peter etwas mehr in den Vordergrund, so ließe sich die Sache eher hinnehmen, und der Schmerz der Frau Maria liefe recht angenehm erheiternd neben der Hauptsache einher. Aber selbst für den Fall fehlte dem Roman die Einheit. Die ganze Geschichte der Familie Hoogstraten bleibt doch vom ersten bis zum letzten Wort eine Episode, die nur lose, sehr lose mit der Hauptfabel verknüpft ist. Käme Henrika nicht zufällig zur Reconvalescenz in's Haus des Bürgermeisters, so ginge die ganze Sippe derer von Hoogstraten die Frau Maria gar nichts an — und was sie mit der Belagerung von Leyden zu thun hat, ist ebenfalls durchaus unersichtlich. Der kleine Nebenroman des Musikers Wilhelm tritt als dritter in den Bund der Episoden. Man nehme dieses Beiwerk fort und es wird mit den dadurch nöthig gewordenen Änderungen schließlich nur die oben angedeutete Novelle übrig bleiben. Ebenso schlimm als das übermäßige Sichbreitmachen der Nebenerzählungen will uns das Wichtigthun mit Kleinigkeiten scheinen. Das erste Kapitel ist ein wirkliches Muster der Art. Von den classischen Störchen, die schon im März oder April brüten! — kommen wir nach langen Umschweifen zu der Knabenschule, dann auf einen Schülerzank, zerrissene Hosen und Strümpfe und wissen schließlich, daß wir uns nach Aufhebung der ersten Belagerung in Leyden befinden und daß dessen Bürgermeister ein Lederfabrikant und wiederverheiratheter Wittwer ist — und dazu bedarf es 23 Seiten! Nun muß man aber lesen, in welch erhabenem Stil das alles erzählt ist, die Verschwendung der poetischen Adjectiva und krankhaft gesuchten Übergänge. So z. B., um von den poetisch-politischen Storchbetrachtungen auf die Schule des Herrn Mulder zu gleiten, lesen wir: „An diesem 18. April (wo sich nämlich die denkwürdige That des Fanges eines ‚muntern Springers‘, vulgo Frosch, durch ‚den rothen Schnabel des Feindes‘, des klappernden Storches, begeben hatte), an diesem 18. April sah man in Leyden nur wenig unzufriedene Gesichter. An ungeduldigen fehlte es freilich nicht, und wer sie aufsuchen wollte, der brauchte bloß in die Hauptschule zu gehen“ 2c. Wenn das nicht heißt, „hohe Worte, wie in den Psalmen sind, für den Alltag und die Küche“ brauchen, wie Mutter Barbara sagt (S. 407), so wissen wir nichts mehr. Dieser poetische Pedantismus des Stiles und der Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten zieht sich durch den ganzen Roman durch. Wir wollen ja nicht läugnen, daß einzelne Kinderscenen aus dem Stillleben trefflich angelegt sind, allein durchgehends fehlt ihnen der Hauch der Naivetät oder des ungesuchten Humors — abgesehen davon, daß sie als Beiwerk immer zu lang und in stilistischer Hinsicht gefährliche Muster sind.

Einzelne Nebenfiguren sind deutlich gezeichnet. Der alte Fechtmeister und die gute Barbara stehen hier in erster Linie. Meister Wilhelm und

Junker Dornburg scheinen uns schon stark modern sentimental angehaucht. Die beiden Hoogstraten, Tante und Nichte, sind tendenziöse Zerrbilder, die Alte ist ein wahrer Rachedämon mit starkem Beisatz von Lüsternheit; Henrika ist der beste Typus des hysterischen Weibes, den wir bislang in der Literatur gefunden. Daß sie am Schluß „Oberin eines weltlichen Ordens" geworden, „in dessen Mitte die Musik mit besonderer Liebe gepflegt ward", das ist außerordentlich tröstlich zu vernehmen, leider schuldet uns der Culturhistoriker Ebers den Namen jenes „weltlichen Ordens". Nebenbei bemerkt ist auch die Namengebung „Schwester Gonzaga" etwas verfrüht im Jahre 1574, da der hl. Gonzaga erst 1591 starb. Ob zu jener Zeit schon „Getreidebörsen" existirten, können wir nicht controliren. Doch um wieder zu den Personen zu kommen, müssen wir ein besonderes Wort über den Pater Damianus sagen, eben weil dieser Pater, nach Allem zu urtheilen, in den Augen des Dichters das Ideal eines maßvollen katholischen Priesters ist. Wir sind mit seinen Auseinandersetzungen, betreffend die Erlaubtheit des Aufruhrs, mit nichten einverstanden. Ohne uns hier in lange Discussionen einzulassen, bemerken wir kurz, daß der gute liberale Herr Pater die Schrift nicht treu citirt, denn da steht geschrieben: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes", nicht aber: „Gebt Gott, was Gottes ist, und behauptet den Platz, auf den der Herr euch gestellt hat", d. h. werft euren rechtmäßigen Monarchen ab.

Weiter auf Einzelnes eingehen zu wollen, schiene uns eine Übertreibung der Tragweite des Romans. Nur dieß noch! Als Obiges zum größten Theil schon geschrieben war, fiel uns eine Recension der Dichtung aus protestantisch-holländischer Feder in die Hand. Das niederländische Urtheil ist in manchen Punkten noch strenger als das unsere. Im Allgemeinen wird behauptet, daß die einfache Geschichtserzählung der Ereignisse bei dem Amerikaner Motley „viel schöner sei", als die Poesie Ebers'. Zum Vorwurf wird auch dem Roman gemacht, daß er den geschichtlichen Hintergrund gar zu sehr im Hintergrund lasse, ja ihn förmlich als bekannt voraussetze. Ein fernerer Tadel ist wichtiger, er betrifft die ganze Ebers'sche Art. Wie dessen Ägypter und Griechen eigentlich nur maskirte Deutsche sind, so meint der Holländer in den Personen der „Frau Bürgermeisterin" auch durchaus „geen hollanders, veel min hollanders van den ouden stempel" erkennen zu können; „vielleicht", sagt er, „sind es Deutsche".

Den Stil findet auch der Amsterdamer Kritiker „etwas schwer und manierirt". Im Allgemeinen dünkt ihn der Gang der Erzählung langsam, schleichend (loom) und die Beschreibung „matt und flau". Die Episoden werden mit guten Gründen als übertrieben getadelt. Schließlich wundert sich der Kritiker mit uns, daß Herr Ebers, „der sicherlich Motley gelesen", „in den 17 Jahren seines Stoffes nicht Meister geworden; denn was der Dichter darüber auch sagen möge, er lasse ihm (dem Stoffe) doch keineswegs sein Recht widerfahren" (cfr. Amsterdammer Weekblad, Nro. 243, S. 3, Spalte 3. 4. 5).

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

La Bible et les découvertes modernes en Palestine, en Égypte et en Assyrie par F. Vigouroux, Prêtre de Saint-Sulpice. Avec plans, cartes et illustrations d'après les monuments par M. l'abbé Douillard, architecte. 3e édition. 4 Bände. Kl. 8°. IX u. 459, 552, 559, 572 S. Paris, Berche & Tralin, 1882.

Was nicht ist, kann werden — sagten wir bei Besprechung der zweiten Auflage dieses Werkes (1880, Bd. XVIII. S. 219 ff.); und es ist geworden. In neuer Auflage liegen nunmehr diese vortrefflichen Studien vor uns, vielfach die fleißig nachtragende, vorsichtig beschneidende Hand verrathend, dazu dann aber in erwünschter Weise vermehrt: im zweiten Band durch die eingehende Discussion der Auszugsroute der Israeliten aus Ägypten, ihrer Wanderung nach dem Sinai, sowie der Berührungspunkte zwischen den mosaischen und den ägyptischen religiösen Alterthümern; im dritten Band, im Anschluß an die Abhandlung über den ursprünglichen Monotheismus der Hebräer, durch ein Les prétendus inventeurs du monothéisme betiteltes, gegen die bezüglichen Phantasiegebilde rationalistischer Erklärer gerichtetes Kapitel; als durchaus neue Beigabe schließt sich der vierte Band an. Hier wird der Zug Sesacs gegen Roboam aus der Karnak-Inschrift erläutert, die Mesa-Inschrift besprochen, besonders aber die vielfachen Berührungen des auserwählten Volkes mit Assur-Babel vom zwölften vorchristlichen Jahrhundert bis zum Ende des Exils erörtert. Besonders empfehlen möchten wir das Kapitel über Judith und Holofernes, welches, gerade weil es nicht so sehr an zweifelhafte Eigennamen sich anklammert, dafür aber Anlage und Colorit der biblischen Erzählung in's richtige Licht stellt, dieses heikle Räthsel alttestamentlicher Geschichte seiner endlichen Lösung, wie uns scheint, wesentlich näher bringt. Auch den beiden neuaufgefundenen Cyrus-Inschriften (S. 457 ff., 511 ff.) wird die Mehrzahl der Leser hier wohl zum ersten Male begegnen. Doch es ist uns gar nicht darum zu thun, hier all das Interessante, das sich im Buche findet, im Auszuge wiederzugeben: man nehme das Buch selber zur Hand und lese. Am besten wäre es freilich, wenn sich Jemand die dankenswerthe Mühe nehmen wollte, das Buch in's Deutsche zu übersetzen.

D. Thomae Aquinatis, Doctoris Angelici et scholarum catholicarum patroni, Monita et preces. 12°. p. 88. Viennae, Sumptibus Ordinis Praedicatorum. Commissum Leoni Woerl. 1882. Preis: 50 *Pf.*

Das hübsch ausgestattete und mit einem Porträt des englischen Lehrers gezierte Büchlein wird gewiß manchen Studirenden eine willkommene Gabe sein. Die Monita et preces des Heiligen — ein kurzer Brief, zehn Gebete und die fünf Sacraments-Hymnen — bilden zwar nur den geringeren Theil, weßhalb der Titel nicht ganz zutreffend ist; aber auch die Beigaben besitzen ihren Werth. Unter diesen ragen hervor: ein von Thomas Rosis de Aquila in Hexametern abgefaßtes Leben des Aquinaten und ein 40 Seiten füllender Commentar des Thomisten Nazarius zu dem oben genannten Briefe des Heiligen. Brief wie Commentar enthalten praktische Rathschläge „ad scientiae tam divinae quam humanae cognitionem assequendam".

Erklärung des heiligen Meßopfers. Eine Weihnachtsgabe für Studirende von Dr. Clemens Lüdtke, Religions- und Oberlehrer am Gymnasium zu Konitz. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Culm. Kl. 8°. VIII u. 142 S. Danzig, H. J. Bönig, 1882. Preis: *M.* 1.

Vorliegende Schrift verdient in vollem Maße, unter die empfehlenswerthen Bücher für Studirende verzeichnet zu werden. Keiner der studirenden Jünglinge, welcher eingehendere Belehrung und Erbauung betreffs des behandelten Gegenstandes sucht, wird das Werkchen unbefriedigt aus der Hand legen. Der Verfasser hat es in einer für den beabsichtigten Leserkreis passenden Weise verstanden, durch Auslese der faßlichsten Beweismomente im dogmatischen Theile die katholische Lehre in's Licht zu stellen und in dem folgenden liturgischen Abschnitte den reichen Sinn der kirchlichen Ceremonien und Gebete aufzudecken. Der Takt beim Einschalten und bei der Wahl paränetischer Stellen und der durch das Ganze wehende Hauch frommen Ernstes und inniger Hingabe an solch heiligen Gegenstand wird nicht verfehlen, auf die Leser den günstigsten Eindruck zu machen. Wir zweifeln nicht, daß das Büchlein ganz geeignet ist, den jugendlichen Herzen die Werthschätzung und Liebe zu dem hochheiligen Geheimnisse unserer Religion recht tief einzupflanzen; sie wird diejenigen, welche sich dem Altare zu weihen beabsichtigen, zeitig lehren, sich in die hehrste Priesterfunction zu vertiefen und für sie zu begeistern; diejenigen aber, welche sich einem anderen Stande zuwenden, sowohl für die Studienjahre als auch für die Folgezeit dazu aneifern, daß sie weder aus Gleichgiltigkeit noch aus menschlichen Rücksichten inmitten anderer Berufsgeschäfte den reichen geistigen Schatz zu heben ablassen, welcher in der regelmäßigen Theilnahme am heiligen Meßopfer liegt.

Das Brod der Engel, oder: Unterricht über das allerheiligste Altarssacrament. Leitfaden für den Communionunterricht, nebst einem Gebetbüchlein zunächst für Erstcommunicanten. Von Arnold Walther, römisch-katholischer Religionslehrer an den Primarschulen der Stadt Solothurn. Mit Approbation des hochwürdigsten Bischofs von Basel. Mit Illustrationen. 16°. 128 S. Einsiedeln, Gebrüder Benziger, 1882. Preis: geb. *M.* 1.

Auch diesem Schriftchen liegt ein dem vorigen verwandter Zweck, wiewohl für andere Kreise, zu Grunde. Es ist ein reichhaltiges und anmuthiges Büchlein für den Communionunterricht und die Communionpraxis, zunächst für die Erstcommunicanten berechnet, und zwar für solche, die schon entwickelteren Verstandes und geweckteren Geistes sind. Durch lebendige Unterweisung einmal erschlossen, gibt das Büchlein auch für spätere Jahre Alles, was im gewöhnlichen christlichen Leben über die heilige Communion und die heilige Messe gewußt werden soll, in reicher Fülle. — Abgesehen von dem liturgischen Kapitel, würden wir bei den übrigen Theilen für den Unterricht der Kinder der katechetischen Form in Fragen und Antworten entschieden den Vorzug geben — die betreffenden Stücke wären mit leichter Mühe darin umgewandelt —; für späteren Gebrauch mag die Expositionsform besser gefallen. — Auf ein paar Punkte sachlichen Inhalts möchten wir noch aufmerksam machen. Wenn auch ein Kind nie genug die Größe und Abscheulichkeit einer unwürdigen Communion zu Herzen nehmen kann, so ist es doch unstatthaft, die Sündhaftigkeit theologisch unrichtig zu übertreiben, sie „den größten Gottesraub, den es geben kann“, „größer

noch als den Verrath des Judas" zu nennen; oder auch die Folgen derselben so darzustellen, daß nach solch unglücklicher That der Hoffnung kaum mehr ein Platz gegönnt wird. — Bei den hinzugefügten Gebeten wird — nach leider sehr verbreiteter Manier — in der Beichtanleitung kaum Rücksicht genommen auf die Unterscheidung zwischen läßlichen und schweren Sünden, und doch ist das bei der Reue und dem Vorsatz von wesentlichem Belange; im Beichtspiegel werden als Sünden selbst einige Unterlassungen angeführt, die an sich nicht sündhaft sind. Sonst zeigt sich auch der Gebetstheil als recht passende Auswahl besonders der gemeinschaftlichen Andachtsübungen.

Tertullians sämmtliche Schriften. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Karl Ad. Heinrich Kellner, Professor der Theologie zu Hildesheim. Erster Band: Die apologetischen und praktischen Schriften. Zweiter Band: Die dogmatischen und polemischen Schriften. 8°. 504 u. 558 S. Köln, Du Mont-Schauberg, 1882. Preis: *M.* 16.

Die vorliegende Übersetzung der Werke Tertullians ist nach den besten Ausgaben und vorzugsweise nach der Öhler'schen angefertigt worden. Der Titel „Sämmtliche Schriften" ist insofern gerechtfertigt, als die wenigen ganz oder theilweise ausgelassenen Schriften doch wenigstens in paralleler Behandlung auch anderswo unter den übersetzten Schriften sich finden. Die zahlreichen und fürwahr nicht geringen Schwierigkeiten mannigfacher Art, welche die Schriften Tertullians dem Übersetzer nicht ersparen, hat Herr Professor Kellner, so viel wir beurtheilen können, in fast allen Fällen so glücklich überwunden, daß wir nicht anstehen, die Übersetzung eine vorzügliche zu nennen; sie zeichnet sich ebenso durch Treue, wie durch Fluß und Eleganz aus. Es wurde übrigens mit Recht mehr Fleiß darauf verwendet, den Tertullian ein echtes und gutes Deutsch reden zu lassen, als alle Eigenthümlichkeiten seines Stiles auch in dem ihm nun doch einmal fremden Gewande zur Anschauung zu bringen. Unmögliches darf man eben nicht verlangen; dennoch wird es vielleicht dem Einen oder dem Anderen scheinen, als ob die prägnante Kürze und Kraft der Tertullian'schen Diction zuweilen, unbeschadet der übrigen Vorzüge der Übersetzung, auch im Deutschen hätte mehr nachgeahmt werden können. Die den einzelnen Schriften beigefügten Zeitbestimmungen beruhen auf sorgfältigen Studien, welche Herr Professor Kellner bereits früher angestellt und auch der Öffentlichkeit übergeben hat (vgl. Tübinger Quartalschrift, 1870 u. 1871). Sollen nun nach des Übersetzers Absicht „Tertullians sämmtliche Schriften" auch dem größeren Publikum diesen Schriftsteller zugänglich machen, so wird dabei mit Rücksicht auf die schweren Irrthümer und die unzarte Besprechung mancher leicht Anstoß erregender Verhältnisse das Bedenken nicht ungerechtfertigt erscheinen, ob der Leserkreis auch dieser Übersetzung nicht enger zu begrenzen wäre. Dr. Kellner selbst sagte in seinem auf der sechsten Generalversammlung der Görres-Gesellschaft gehaltenen Vortrage: „Was wirklich an seinen (Tertullians) Schriften beleidigt, das ist die nicht selten abstoßend derbe, fast unschickliche Ausdrucksweise, deren er sich manchmal auch bei Besprechung heiliger Dinge bedient. Auch heilige und verehrungswürdige Personen der heiligen Schrift behandelt er nicht immer mit der gebührenden Ehrfurcht" (Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1881, S. 24). Auf die wichtigeren Irrthümer Tertullians wird zwar an manchen Stellen in den Anmerkungen kurz aufmerksam gemacht, jedoch nicht immer. Theologisch gebildeten Lesern aber können wir die vorliegende Übersetzung als ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Einführung in das Verständniß des großen Apologeten nur bestens empfehlen.

Der hl. Petrus Damiani, Mönch, Bischof, Cardinal, Kirchenlehrer. In seinem Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt von Dr. Jos. Kleinermanns. XXI u. 237 S. Steyl, Missionsdruckerei, 1882. Preis: *M.* 2.25.

Wir begrüßen in vorstehendem Werke eine recht fleißige und tüchtige Arbeit. Fast jede Seite legt Zeugniß davon ab, wie sorgsam der Verfasser die einschlägige Literatur benützt und durchforscht hat. Oft haben wir uns während der Lesung gefragt: wie ist es dem Herrn Verfasser möglich geworden, dieses oder jenes Werk nicht etwa zu erhalten, sondern zu erfahren, daß für ihn eine kleine Ausbeute darin liege, und folglich sich darum zu bemühen? Was nämlich einem mit Staatsgeldern unterhaltenen Professor an einer reichen Universitäts-Bibliothek verhältnißmäßig leicht ist, das ist einem vereinzelt auf dem Lande lebenden Gelehrten unendlich schwer. — Nach unserem Geschmacke sind Textstellen aus den Schriften Damiani's zu oft und zu reichlich in Anwendung gekommen; das Lebensbild hat dadurch nicht an Lebendigkeit und Frische gewonnen. An einzelnen Stellen hätten wir etwas mehr philosophirende Erwägungen den Ansichten Damiani's beigegeben gewünscht, wie z. B. wenn er sich S. 104 tadelnd gegen Leo IX. wegen seiner Normannenkriege äußert. Damiani stellt sich dabei auf einen rein ascetischen und sicher verkehrten Standpunkt und entstellt das Motiv der Kriege, während in erster Linie eine Rechtsfrage vorlag. Sehr richtig bestreitet der Verfasser, daß Gregor VI. in Sutri abgesetzt worden sei; es gilt uns aber keineswegs als sicher, daß er in simonistischer Weise auf den päpstlichen Stuhl gelangte, und selbst das dahinlautende Selbstbekenntniß halten wir in der Frage nicht für entscheidend. S. 140 Z. 12 v. u. ist ein Wort oder eine Linie ausgefallen, wodurch der Sinn etwas gestört wird. Das sauber und nett ausgestattete Buch gereicht der Missionsdruckerei nicht minder als dem Verfasser zu aller Ehre.

Die Schriften des englischen Jünglings Aloisius von Gonzaga aus der Gesellschaft Jesu. Zum ersten Male aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Alois Freudhofmeier. Kl. 8⁰. X u. 112 S. Wien, Mayer & Co., 1881. Preis: *M.* 1.

Die Schriften des allverehrten Jugendpatrons sind, wenngleich gering an Zahl und Umfang, dennoch eine so kostbare Reliquie, daß es füglich Staunen erregen muß, wie mehrere derselben so lange unbeachtet bleiben konnten: erst im Jahre 1862 erschien die der deutschen Übersetzung zu Grunde liegende Originalausgabe der Sammlung. Letztere beginnt mit den Erwägungen des Heiligen über die Engel, welche mehr als ein Drittheil des Büchleins ausmachen; man ersieht aus ihnen, wie erhaben der englische Jüngling über die Engel dachte und mit wie zärtlicher Andacht er sie verehrte. Eine Predigt auf das Fest Allerheiligen, welche Aloisius im Speisesaal des Collegium Romanum vortrug, behandelt den Text: „Selig die Armen im Geiste.“ In einer Ermahnungsrede an die adeligen Zöglinge im Collegium zu Siena sprach er über die Worte: „Seid nicht bloß Hörer, sondern auch Vollbringer des göttlichen Wortes!“ Es folgen andächtige Empfindungen über verschiedene Gegenstände, die sich der Heilige zu eigenem Gebrauche aufgezeichnet hat; ferner 17 Briefe in chronologischer Ordnung; endlich noch eine Rede, welche Aloisius im Alter von 15 Jahren vor dem König Philipp II. von Spanien gehalten hat. — Die Übersetzung ist gut. Besondere Erwähnung verdient das Titelbild; es ist ein den Heiligen lebenstreu darstellender Holzschnitt, welchen kein Geringerer als der berühmte Meister Knöjler ausgeführt hat.

Die Feste unseres Herrn Jesus Christus. Dogmatische Predigten von P. V. Rive, Priester der Gesellschaft Jesu. 2 Bände. Mit Erlaubniß der Obern. 8°. XI u. 362 S.; VIII u. 391 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: *M.* 6.80.

Der in weiten Kreisen bekannte und geschätzte Kanzelredner gibt in den vorliegenden Bänden nicht bloß seinen Freunden schriftlich das, was er der Verbannung wegen seit Langem mündlich nicht mehr bieten durfte, sondern er hat auch überhaupt die Kanzelberedsamkeit mit neuen gediegenen Hilfsmitteln bereichert. Es sind dogmatische Predigten, welche die in den Kirchenfesten zum Ausdruck kommenden Glaubenswahrheiten unserer heiligen Religion eingehend darlegen, aber sie bei aller theoretischen Klarheit auch praktisch darlegen, sie als den fruchtbaren Grund wahrhaft christlichen Lebens zeichnen: dennoch dürfte bei mehreren Partien eine schulgerechte Behandlung etwas zu stark hervortreten. Es zeigt sich übrigens in der theoretischen Entwicklung speciell eine große Bekanntschaft mit den Schriften der heiligen Väter, aus welchen eine reiche Auswahl erhoben wird, sowie Vertrautheit mit der Lehre des hl. Thomas von Aquin, und Geschick, dieselbe klar und faßlich dem Leser zu vermitteln. Was die praktische Seite der Predigten anbelangt, so versteht es der Verfasser, mit wuchtigen Schlägen den Unglauben und das Laster niederzuwerfen und mit ebenso fester und starker Hand das gläubige Herz zu heben und es zu begeistern. Nur will es scheinen, als ob der Verfasser zuweilen absichtlich den bewegenden und hinreißenden Affect zurückgedrängt habe; er begnügt sich vielfach, die Sache selbst reden zu lassen und durch Gedankenfülle und überzeugende Diction den Leser zu bewegen. Um so mehr eignen sich die Bände zur Benützung; für persönlich anzupassende Erweiterung ist noch Platz genug offen geblieben, so daß die ohnehin schon für einzelne Vorträge eher zu umfangreichen Predigten für mehrere Stoff bieten.

Figura Jerosolymae tempore Jesu Christi D. N. existentis illustrata et in carta speciali adjecta delineata a Fr. Leon. Mar. Woernhart O. S. Fr. ref. prov. S. Leopoldi alumno. Cum approbat. Rev. Vic. gen. Friburg. Friburgi, Herder, 1882. Preis: *M.* 1.20.

Die sehr detaillirte Karte von Jerusalem zur Zeit Christi, mit 12 Druckseiten in 4° Erklärung und Begründung, gibt den Freunden der biblischen Alterthumskunde und der Geschichte ein empfehlenswerthes und willkommenes Hilfsmittel, sich über die einzelnen historisch merkwürdigen Örtlichkeiten zu orientiren. Der Fleiß des Verfassers und die Reichhaltigkeit der Angaben springt schon dadurch in die Augen, daß 111 historisch, meist biblisch interessirende Orte verzeichnet sind.

Geschichte der Pack'schen Händel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Reformation von Dr. Stephan Ehses. VI u. 280 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 3.60.

Der Gaunerstreich, den Otto Pack und der Landgraf Philipp von Hessen 1528 zusammen planten und theilweise vollführten, ist allbekannt; bekannt ist die Lügen-Legende, daß mehrere katholische Fürsten einen Angriff auf protestantische in Breslau verabredet haben sollten; bekannt endlich ist es, wie dieses „Gedicht" dem Philipp als Vorwand dienen sollte, eine Revolution im deutschen Reich, einen Gewaltact gegen die Katholiken zu vollziehen. Wer aber hat den Plan erdacht, Pack oder Philipp? Herr Dr. Ehses sucht in diesem fleißig gearbeiteten Werke zu beweisen, Philipp sei

Urheber und Erfinder der ganzen verbrecherischen Intrigue, Pack nur dessen gefügiges Werkzeug gewesen. Wirklich bringt der Verfasser viele, nicht zu verachtende Momente zur Stütze seiner Ansicht vor, und wahr ist es, daß viele Dinge sich leicht und natürlich dadurch auflösen und erklären. Überzeugt indessen haben uns seine Aufstellungen doch nicht. — Philipp verspricht Pack 10 000 Gulden für das Original der Bundesurkunde von Breslau und zahlt 4000 schon im Voraus für das Versprechen. War nun Philipp der Erfinder der Intrigue, so wußte er ja, daß kein Original existire und auch keines geliefert werden könne; eine bloße Fälschung konnte aber in Kassel so gut wie in Dresden gemacht werden. Wozu also das Geld? Man begreift auch nicht recht, weßhalb Philipp den Pack in diesem Falle nach Beendigung des politischen Geschäftes einfach laufen ließ; der entlassene Pack konnte ihm ja auch dann noch sehr unbequem werden, wenn er unverhohlen aufdeckte, wer der eigentliche Anstifter des schmachvollen Handels war.

Lichtstrahlen aus den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn, ausgewählt von Heinrich Keiter. 8°. VIII u. 252 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 3.

Seit seinen „katholischen Erzählern" hatte Herr Keiter eine kleine Schuld auf Rechnung der Gräfin Hahn-Hahn zu bereinigen, und wir müssen gestehen, daß er sie jetzt in der nobelsten und eclatantesten Weise gezahlt hat. Aus dem uns nicht näher bekannten Lebens- und Literaturbild, dessen Gegenstand die Gräfin war, entwickelte sich bei dem Kritiker der äußerst glückliche Gedanke, die in den vielen, verschiedenartigen Werken der Dichterin zerstreuten Gedanken-Perlen in ein einziges wohlgeordnetes Schatzkästlein zu sammeln, viele derselben auf diese Weise vor dem Untergang zu bewahren, alle aber für den täglichen Gebrauch verwendbar und nützlich zu machen. Das ist nun einmal so das traurige Gesetz bei der Romanlectüre, daß aller geistige Nahrungsstoff, der nicht in Handlung und Erzählung umgesetzt ist, für den kranken Seelen-Organismus des Durchschnitts-Lesers unverdaut bleibt und ihm keine Kräfte und Säfte zuführt. Um ohne Bild zu reden: die herrlichsten Reflexionen, die besten Ermahnungen und wärmsten Empfehlungen, auf die der Autor am meisten rechnete, werden vom Leser am mindesten beachtet, schnell überflogen und im günstigsten Fall für eine zweite Lesung angestrichen — aber wer liest Romane zum zweiten Mal! Diese ungelesenen Stellen, diese verlorenen Lichtstrahlen hat nun Keiter mit ebenso viel Geschmack als Verständniß gesammelt und unter sechs Hauptgesichtspunkten recht geschickt geordnet. Was uns besonders freute, war der Umstand, daß er alle Werke der Dichterin, auch diejenigen der vorkatholischen Periode, in Betracht zog und auf ethisch-religiöse Sentenzen untersuchte. Sollen wir es gleich gestehen? Uns persönlich will es fast bedünken, daß den Maximen dieser ersten stürmischen Zeit eine viel größere Unmittelbarkeit und Frische innewohnt, vielleicht eben weil sie so unwillkürlich und unbewußt sich dem Herzen entrangen, während in der späteren Periode mehr das bewußt Lehrende bei der seltenen Frau und ihrem ganzen Schriftthum hervortritt. Zu allen Zeiten aber finden sich in den Werken der Dichterin „überall Spuren einer geistigen Größe und universalen Bildung", wohl geeignet, den Kritiker selbst „in Erstaunen zu setzen". Es mag ja sein, daß unter den 702 mitgetheilten Sprüchen nicht alle ein gleich leichtes Verständniß, ja sogar einige einen leicht anfechtbaren Sinn haben; im Durchschnitt glauben wir jedoch für die Echtheit dieser Perlen garantiren zu können. „Das sind gute Bücher, die den Leser zwingen, seine fünf Sinne aus ihrem Versteck herauszuholen, und ihn zu eigenen Gedanken ermuntern, zu Aus-

spinnung eines Gegenstandes veranlassen." So heißt es in dem vorliegenden Büchlein selbst (S. 209), und wir halten dafür, daß in diesem Spruch wohl auch die beste Kritik für Keiters Arbeit enthalten ist: sie ist ein gutes Buch und auch ein schönes Buch. Bei ihrer inneren Tüchtigkeit und ihrer äußeren Ausstattung kann sie nur bestens empfohlen werden.

Der Erbe von Adlerhorst. Roman von Emma von Brandis-Zelion. 8°. 416 S. Paderborn, Schöningh'sche Buch- und Kunsthandlung (J. Esser), 1881. Preis: *M.* 2.20.

Als den ersten Jammer dieser jammervollen Zeit bezeichnet es F. W. Weber in seinen Gedichten, daß:

„den Büchertisch besorgen die Weiber".

Auch wir haben vor zwei Jahren in diesen Blättern einem ähnlichen Klageruf Raum gegeben und es als ein sehr bedenkliches Symptom bezeichnet, daß die novellistische Literatur katholischer Tendenz hauptsächlich in Damenhänden liege. Wir müssen nun zwar gestehen, daß einzelne Erzählerinnen seit jener Zeit alles Frauenmögliche geleistet haben, unsere Bedenken zu zerstreuen, und daß z. B. die augenblicklich im Feuilleton der „Köln. Volkszeitung" erscheinende Erzählung: „Ein Wort aus Kindesmund", unseres Erachtens wohl in manchen Punkten als Muster eines katholischen Romans gelten darf. Wenn wir trotzdem unsere Furcht vor dem Überwuchern weiblicher Literatur beibehalten, so soll uns das keineswegs hindern, der einzelnen Erscheinung unparteiisch und ohne Voreingenommenheit entgegenzutreten. So auch dem oben angezeigten Roman, trotzdem er andererseits noch als Erstlingsgabe manches Bedenken einflößen könnte.

Sieht man aber von einzelnen Ängstlichkeiten gleich zu Anfang der Erzählung ab, so verräth dieselbe in Stil, Manier und Composition eher einen geübten Meister, als einen versuchenden Neuling. Schon das Hauptthema, welches sich die Verfasserin stellt, zeugt unläugbar von einem nicht gewöhnlichen Talent, das sich in den ausgetretenen Pfaden der Liebesgeschichten nicht zu bewegen gedenkt. Eine edle Familie hat ein verarmtes Edelfräulein adoptirt, und dieses wußte durch seine Liebe und Tugend einen vornehmen Platz im Herzen des alten Elternpaares für sich zu gewinnen, den leider der eigene Sohn der Familie wegen seiner Glaubenslosigkeit und Vergnügungssucht verloren. Unkluger Weise hoben die Eltern in ihren Briefen an den in aller Welt umherschweifenden Erben das Verdienst und die Liebenswürdigkeit der Adoptivschwester zu oft und zu nachdrücklich hervor, um nicht in dessen Herz eine immer wachsende Abneigung gegen diese, die er übrigens nie persönlich hatte kennen lernen, mit der Zeit aufkeimen und zu einer förmlichen Feindschaft sich entwickeln zu lassen.

Der Tod des Vaters ruft endlich den Sohn als einzigen Erben in das Schloß der Ahnen. Mit der ganzen Blasirtheit und dem Unglauben eines Roué tritt er der frommen alten Mutter und der verhaßten Adoptivschwester gegenüber — ein Dach soll die Beiden beherbergen, es muß nothwendig zum Conflict und zu irgend einer Lösung kommen. Die Schwester will nicht bloß die Liebe des Bruders gewinnen, sondern, was mehr ist, seinen Unglauben besiegen und ihn zu einem christlichen Gutsherrn heranbilden, wie es der Vater gewesen. Die verschiedenen Etappen und Peripetien dieses Feldzuges bilden das Hauptinteresse der Erzählung, in welche noch eine Anzahl Nebenpersonen sehr geschickt eingreifen. Die ganze Ideen-Atmosphäre ist eine durchaus gesunde, positiv katholische; die Entwicklung der Charaktere von psychologi-

scher Schärfe und großer Herzenskenntniß — besonders wo Frauen in Frage sind — zeugend. Daß es schließlich zu einem glorreichen Sieg über Haß und Unglauben kommt, nimmt den Leser nicht Wunder, wenn es auch etwas zu sehr an die alten Geleise gemahnt, daß das Ende der Abneigung noch gar durch einen Ehecontract besiegelt wird. Unter den Nebenpersonen ist es besonders Hilde und ihre zwei jüngeren Brüder, oder vielmehr ihre ganze Verwandtschaft von Seesen, welche in der verschiedensten Weise die Sympathien des Lesers zu gewinnen weiß und durchaus originell angelegt ist.

So glauben wir denn in ästhetischer wie in moralischer Hinsicht diese neue Erzählung warm empfehlen und durchaus zu den besseren Erzeugnissen auf dem Gebiete des katholischen Romans rechnen zu sollen. Im Allgemeinen wird es jeden Freund gesunder Unterhaltungs-Literatur freuen, hier wieder einem neuen und zwar ziemlich glücklichen Versuch zu begegnen, das abgeleierte Liebesthema oder die ebenso schädlichen Phantasiestücke durch die nach streng christlichen Grundsätzen geleitete, durchaus dem wirklichen Alltagsleben entsprechende Lösung irgend eines anderen wichtigen Lebensproblems ersetzt zu sehen. Noch einige solcher Erzählungen, und auch der letzte Grund für die Nothwendigkeit der „Liebe" wird sich als hinfällig erweisen — das Ei steht. In dieser Andeutung liegt auch der vorzüglichste Rath, den wir der neuen Erzählerin zu geben hätten.

Miscellen.

Der Socialismus in Frankreich im Jahre 1881. Als wir vor mehr denn einem Jahre von dem großartigen Schisma erzählten, welches auf dem Socialisten-Congreß zu Havre (November 1880) in Folge gouvernementaler Einflüsse, wir wollen nicht sagen zuerst veranlaßt wurde, aber wenigstens zum offenen Durchbruch kam[1], konnten wir selbst nicht beurtheilen, wie tief der Riß durch den französischen Socialismus gehe. Inzwischen hat die Erfahrung gezeigt, daß der alte Geist der Zwietracht wesentlich gestärkt aus dem Congreß von Havre hervorgegangen ist.

Gambetta hat unstreitig mehr Glück gehabt mit seinen „arbeiterfreundlichen" Manipulationen und Verheißungen, als seine Rivalen diesseits des Rheines. Während in Deutschland die Emancipations-Männer alle gouvernementalen Liebkosungen schnöde von sich wiesen und sich sogar durch das „Huhn im Topfe des Arbeiters" nicht rühren ließen, gelang es dem Exdictator, eine nicht unbeträchtliche „opportunistische" Arbeiterpartei in's Leben zu rufen, welche mit Vertrauen auf den Anwalt des „gemeinen" Mannes im Palais Bourbon blickte und von ihm Milch und Honig erwartete. Dieselbe steht unter dem Einflusse des von Gambetta gestifteten Bureau des sociétés professionnelles, an dessen Spitze Herr Barberet, ein Gambettist und ehe-

---

[1] Siehe diese Zeitschrift, 1880, Bd. XIX. S. 567.

maliger Socialist, sich befindet. Im Grund hat diese Partei mit dem Socialismus nichts mehr gemein, als den Namen. Auf ihrem jüngsten Congreß zu Paris (December 1881) hat sie, wie schon das Jahr vorher zu Havre, die Unverletzlichkeit des Eigenthums anerkannt und sich neben manchen beachtenswerthen Vorschlägen, wie Gründung von Alters- und Sparkassen, Errichtung von Anstellungs-Bureaux und gemischten Syndicatskammern, recht opportunistisch mit der Trennung von Kirche und Staat, dem obligatorischen Laienunterricht, der Abschaffung des Cultusbudget u. s. w. beschäftigt. Mit Fug und Recht hat deßhalb Gambetta's Leiborgan, die République française, dem Pariser Congreß mehrere Artikel gewidmet und ihm für sein artiges Betragen die erste Note zuerkannt.

Doch wir würden Gambetta zu viel Ehre anthun, wollten wir die Erfolge, welche er mit seiner Arbeiterpartei errungen, ganz oder auch nur hauptsächlich auf Rechnung seines Genie's setzen. Der Geist der Zwietracht war von jeher im Lager der französischen Umsturzmänner einheimisch, und es brauchte nur eines mächtigen Impulses von außen, um die alten Rivalitäten und Zänkereien von Neuem zu beleben.

Dann hatte es aber auch der genuesische Emporkömmling mit einem viel bildungsfähigeren Elemente zu thun, als der große „Arbeiterfreund" an der Spree. Der französische Socialist ist, wenn es gilt, Barrikaden und Bastillen zu stürmen, mit dem Säbel dreinzuschlagen und die Guillotine zu handhaben, gleich bei der Hand. Seinen Gedanken folgt rasch die That, und aus dem ruhigen Arbeiter von heute kann morgen eine blutgierige Hyäne werden. Aber jahrelang sich an aschgrauen „Systemen" zu ergötzen, hinter dem Bier- oder Schnapsglas in stillem Ingrimm das Jahrhundert vor die Schranken zu fordern und ewig mit der Faust in der Tasche die Gesellschaft zu bedrohen: das ist ihm zu — langweilig, das kann nur ein Deutscher zu Stande bringen. Der Franzose lebt nicht, wie so oft der Deutsche, der Zukunft, sondern der Gegenwart. Daher ist er auch viel mehr auf das augenblicklich Erreichbare gerichtet und durch gleich realisirbare Concessionen und Versprechungen leichter zu gewinnen. Hierzu kommt noch der Umstand, daß im Großen und Ganzen der französische Arbeiter besser gestellt ist, als sein deutscher Genosse, und daß in Folge davon die socialistische Bewegung noch mehr nicht rein ökonomische Bestrebungen verfolgt.

Daß die von Gambetta hervorgerufene opportunistische Arbeiterbewegung einerseits und die Agitation der Anarchisten und vieler amnestirten Communarden andererseits dem sogen. „wissenschaftlichen" Socialismus nach deutschem Schnitt, wie er zuerst auf dem Congreß von Marseille im Jahre 1879 zum Siege gelangte, eine nicht unbedenkliche Krise bereiteten, ist sicher und wird auch von den französischen Socialisten selbst anerkannt. Doch scheint er sich ziemlich rasch von der Krise erholt zu haben. Das beweist der Pariser Congreß der Region des Centrums[1] vom Mai vorigen Jahres, zu dem

---

[1] Über die Organisation des französischen Socialismus nach Regionen und Gruppen s. diese Zeitschrift a. a. O. S. 563.

60 Arbeitergruppen 275 Vertreter abgeordnet hatten und auf dem das Programm der Collectivisten mit erdrückender Mehrheit angenommen wurde.

Auf der Tagesordnung standen folgende Punkte: 1. Haben die politischen Reformen und Revolutionen das Loos der Arbeiter gebessert? 2. Eigenthum und Lohnverhältniß. 3. Die Gesellschaft nach der großen (zukünftigen) Revolution, und zwar: a) in Bezug auf Production, b) in Bezug auf Consumtion, c) in Bezug auf die Verhältnisse der Bürger untereinander.

Die Antwort auf die erste Frage erkennt an, daß all die Reformen und Revolutionen der Neuzeit den Arbeitern wenig Vortheile gebracht und nur in Folge der erhöhten Bildung der Arbeiter genützt haben. Trotzdem erblickt sie in der Revolution eine Nothwendigkeit und fordert deßhalb alle Arbeiter auf, an der eigenen Ausbildung zu arbeiten und eine von allen anderen Klassen gesonderte Arbeiterpartei zu constituiren, um sich für den Tag der unvermeidlichen socialen Revolution fest zu organisiren. Wichtiger ist die auf den zweiten Punkt bezügliche Resolution des Congresses, welche wir wörtlich folgen lassen:

„In Erwägung, daß die Erde nicht einer einzelnen Person angehören kann, daß kein menschliches Wesen bei seiner Geburt Grund und Boden, Bergwerke oder sonst einen Besitz mit sich bringt, und daß folglich kein Individuum Eigenthümer eines Theiles der Erde sein kann, ohne seine Nebenmenschen zu beeinträchtigen und sich unrechtmäßig, sei es nun durch Gewalt oder List, desselben bemächtigt zu haben;

„in Erwägung, daß ohne Ungerechtigkeit und Raub Niemand Besitzer eines anderen Arbeitsproductes als des seinigen sein kann;

„in Erwägung, daß die heutige Vertheilungsweise des Arbeitsertrages den Interessen der immensen Mehrheit zuwiderläuft, daß der größte Theil desselben von einer geringen Zahl von Nichtproducenten wucherisch beschlagnahmt wird;

„in Erwägung, daß die besitzende Klasse sich auch nicht des geringsten Theiles ihrer Privilegien freiwillig begeben wird;

erklärt der zweite Regional-Congreß:

„1. Alles und jedes Privateigenthum, mit Ausnahme des Ertrags der persönlichen Arbeit, muß in den Gesammtbesitz übergehen.

„2. Das Lohnverhältniß, diese natürliche Folge der Aneignung der Arbeitsmittel und der Rohstoffe durch eine kleine Zahl von Individuen, wird nothwendig verschwinden in Folge der Besitznahme der Erde, der Rohstoffe und der Arbeitsmittel durch die Gesammtheit und wird durch die Jedem gewährte Garantie auf den Genuß des vollen Ertrages seiner Arbeit nach Abzug der socialen Lasten ersetzt werden.

„Er erklärt außerdem, daß dieser Zweck nur auf dem Wege der Revolution (révolutionnairement) erreicht werden kann und mahnt deßhalb alle Arbeiter, die es müde sind, sich ausbeuten zu lassen, sich zu einer unüberwindlichen Armee zusammenzuschaaren."

Auf die Frage über die künftige Organisation der Gesellschaft antwortete der Congreß, die Production der Güter werde eine gemeinschaftliche sein. Auch diejenigen Arbeitszweige, die an und für sich individuell seien, würden dabei gewinnen durch die Arbeitstheilung und die allgemeinen Waarenlager. Die Consumtion der Güter solle individuell bleiben, so daß jedem Individuum die volle Freiheit gelassen werde, den Ertrag seiner Arbeit nach seinem

Belieben zu verzehren. In Betreff der Beziehungen der Bürger untereinander wird das Princip der absoluten Gleichheit und der freien Vereinigung der beiden Geschlechter proclamirt. „Die Kinder sollen einen vollständigen wissenschaftlichen und gewerblichen Unterricht erhalten, und zwar auf Kosten des Staates bis zum Alter, wo sie sich selbst genügen und der Gesellschaft das zurückerstatten können, was diese für sie gethan hat." „Der Austausch der Producte wird zu den öffentlichen Functionen gehören, welche unentgeltlich geleistet und für die Dauer der revolutionären Periode der Proletarierdictatur unterstellt werden."

Die Beschlüsse der Regional-Congresse von **Angoulême** (für die westliche Region) und von **St. Etienne** (für die östliche) stimmen mit denen des Pariser Congresses fast ganz überein. Aus den Resolutionen des Arbeitertages von St. Etienne wollen wir nur die auf den Unterricht bezüglichen anführen, weil sie eine Doctrin deutlich aussprechen, zu welcher der Socialismus schließlich führen muß, welche aber zugleich die ganze im socialistischen Regime verborgene Tyrannei enthüllt. Die Grundtendenz der socialistischen Bewegung ist die Abschaffung jeder Klassenherrschaft und die Herstellung der vollen ökonomischen Gleichheit. Das haben die socialistischen Congresse älteren und neueren Datums schon oft unverhohlen ausgesprochen. Diese angestrebte Gleichheit setzt aber, wenn sie anders auch nur kurze Zeit dauern soll, voraus, daß die Ursachen der ökonomischen Ungleichheit: die Verschiedenheit der Arbeitsmittel, das Lohnverhältniß, jede Art von Privilegium und schließlich auch die **Ungleichheit der Erziehung und Ausbildung**, beseitigt werden. Der Regional-Congreß von St. Etienne hat deßhalb vom socialistischen Standpunkte ganz Recht, wenn er beschließt:

„In Erwägung, daß jedes menschliche Wesen ein dringendes Bedürfniß und ein absolutes Recht auf die vollständigste Ausbildung aller seiner Fähigkeiten hat;

„in Erwägung, daß das Kind nur durch die gemeinschaftliche Erziehung das Bewußtsein der Gleichheit und die Übung der Bürgertugenden erwirbt;

„in Erwägung, daß diese Erziehung und dieser Unterricht dem Kinde durch die Gesellschaft ertheilt werden müssen, der es als Producent (!) und als Glied der großen menschlichen Familie angehört;

forbert der Congreß:

„1. den für alle Personen beiderlei Geschlechts vollständigen und **gleichmäßigen** (identique) Laienunterricht.

„2. Dieser Unterricht muß von der Gesammtheit so lange ertheilt werden, bis das Kind den Normalgrad der Entwicklung aller seiner Fähigkeiten erworben hat.

„In Erwägung ferner, daß dieser vollständige und **gleichmäßige** (égalitaire) Unterricht nur nach der Umgestaltung der Gesellschaft eingeführt werden kann, erklärt der Congreß, es sei dringend nöthig, daß diese Umgestaltung sobald als möglich stattfinde, und fordert zu diesem Zwecke die Arbeiter auf, überall öffentliche Curse, Conferenzen und Bibliotheken einzurichten, um auf diese Weise das Volk zu unterrichten und zu heben."

Daß trotz der rührigen Agitation die Candidaten der Socialisten bei den Abgeordnetenwahlen im Sommer 1881 nur 20 000 Stimmen in Paris und 60 000 in den Provinzen auf sich vereinigten, darf nicht Wunder neh-

men. Die Anarchisten — und ihre Zahl ist nicht gering — verabscheuen jede politische Action und träumen nur von Pulver und Dynamit. Die Reihen der Anarchisten wurden durch viele amnestirte Communarden und ihren persönlichen Anhang wesentlich verstärkt. Außerdem enthielten sich Viele, die sonst principiell zu den Collectivisten zählen, der Wahlen. So äußerte sich das Communemitglied Vallès, dem man zwei Mandate angetragen hatte, in seiner ablehnenden Antwort: „Ich gehöre zur Rasse derjenigen, welche lieber durch das Fenster als durch die Thüre, über die Schultern der Erstürmer hinweg in die Parlamente eindringen. Wenn unsere Freunde mir Gehör geschenkt hätten, so wäre vor dem Palais Bourbon ein Wahlstrike organisirt worden. Sie haben mir aber entgegnet, es werde noch viel Wasser — und Blut — unter der Brücke durchfließen, ehe das Volk begreift, daß es keine Abgeordneten ernennen sollte. Der Stimmzettel bleibt das Werkzeug der Gutmüthigen. Ich lehne die Candidatur ab, nicht um unthätig zu sein, sondern um meinen Ideen treu zu bleiben. Sobald die Revolution ruft, lasse ich Logik und Philosophie fahren."[1] Diese Worte sind recht charakteristisch für die Stimmung vieler Arbeiter in den industriellen Mittelpunkten Frankreichs und zeigen, wie viele Elemente, die heute bei den Wahlumtrieben höchst gleichgiltig zusehen, mitspielen werden, wenn der blutige Tanz von 1871 wieder losgehen sollte.

Die Hauptschuld an dem scheinbaren Mißerfolg bei den Wahlen wird von den Socialisten selbst der bisherigen, vollständig ungenügenden Organisation zugeschrieben. Welch ein Durcheinander in manchen socialistischen Kreisen bei den Wahlen herrschte, geht beispielsweise daraus hervor, daß im zweiten Wahlkreis des 17. Arrondissement von Paris neben einem Candidaten der Union républicaine nicht weniger als vier Intransigenten, zwei revolutionäre Socialisten (Collectivisten), ein Arbeiter-Candidat und Felix Pyat sich das Feld streitig machten.

Diesem Mangel an einheitlicher Organisation sollte der jüngste (fünfte) National-Congreß abhelfen, welcher vom 30. October bis 6. November 1881 in Rheims tagte und von 252 Gruppen und Arbeitervereinen beschickt war. Die Anarchisten wurden vom Congresse ausgeschlossen. Die uns schon bekannten collectivistischen Grunddogmen über Vergesellschaftung sämmtlicher Productionsmittel, Abschaffung des Lohnverhältnisses u. s. w. wurden von Neuem proclamirt, ebenso die Rechtsgleichheit und freie Vereinigung beider Geschlechter, der Unterhalt und der gewerbliche Unterricht der Kinder durch die Gesammtheit und die staatliche Garantie eines behaglichen Lebens für alle Arbeitsunfähigen.

Der Congreß selbst verhehlte sich nicht, daß die volle Realisirung des socialistischen Programms in der nächsten Zukunft nicht zu erhoffen sei. Er bezeichnete deßhalb verschiedene Punkte, auf welche das Streben der Socialisten als auf das unmittelbare Ziel gerichtet sein solle. Diese sind: die sofortige Umgestaltung des politischen Organismus, die Abschaffung der

[1] S. den Züricher „Socialdemokrat", 1881, Nr. 38.

stehenden Heere, des besoldeten Beamtenthums und der politischen Polizei, Ersetzung der Parlamente durch Delegationen der organisirten Corporationen, Beschlagnahme der Güter todter Hand und die Vergesellschaftung oder Verstaatlichung aller Creditanstalten, Eisenbahnen, Kanäle, Bergwerke u. s. w. Wie bescheiden sind doch die Socialisten in ihren Reformwünschen! Und dabei dürfen wir nicht vergessen, dieß sind die „Gemäßigten“.

Die Hauptaufgabe des Congresses war jedoch, wie schon angedeutet, die Organisation der Arbeiterpartei. Auf den Antrag einer zu diesem Zwecke eingesetzten Commission wurde die Ernennung eines National-Comité genehmigt, welches die Beschlüsse der National-Congresse ausführen und von Paris, seinem provisorischen Sitze, aus die Verbindung der Förderationen unter einander vermitteln und dadurch eine einheitliche Action der socialistischen Arbeiterpartei ermöglichen soll.

Ob sich dieses National-Comité als lebensfähig erweisen und die gewünschte Einheit herstellen wird, kann jedoch erst die Zukunft lehren. Die Regional-Congresse oder die nächsten Wahlen werden uns wohl die sichere Antwort geben. Und wir möchten fast vermuthen, dieselbe werde verneinend ausfallen; denn es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit diesen socialistischen Central-Comités. Einerseits drängt das Bedürfniß zu einer einheitlichen, centralen Leitung, welche nothwendig in die Hand eines mit Vollmachten ausgerüsteten, somit, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, autoritativen Organs gelegt werden muß. Andererseits duldet die Grundtendenz des Socialismus, der Gleichheitsschwindel und die Beseitigung jedes Höherstehenden, keine wahre Autorität. So leidet der Socialismus an einem permanenten inneren Widerspruch. An diesem Widerspruch ist der Marx'sche Generalrath der Internationale zu Grunde gegangen, und derselbe ließ auch das in Marseille im Jahre 1879 ernannte Executiv-Comité zu keiner Bedeutung gelangen. Ebenso wird ihm wohl auch das neue National-Comité zum Opfer fallen.

Wie groß die Eifersucht gegen jeden Schein einer autoritativen Beeinflussung von oben ist, beweisen die Bestimmungen, durch welche der Rheimser Congreß das Verhältniß des National-Comité zu den einzelnen Gruppen zu regeln suchte. Dieselben schränken die Vollmachten des Comité möglichst ein und gestatten ihm keinerlei Eingriffe in die volle Autonomie der Gruppen in Bezug auf ihre eigenen Angelegenheiten, oder irgend welche Behinderung der freien Beziehungen der Gruppen unter einander. Heftig wurde auch über die Stellung des National-Comité zu den auswärtigen Socialisten gestritten. „Es macht auf uns einen höchst peinlichen Eindruck,“ schreibt der Züricher „Socialdemokrat“ (Nr. 43, 1881), „lange Artikel darüber zu lesen, ob der Vorstand (das National-Comité) den auswärtigen Parteien gegenüber die Arbeiterpartei ‚vertreten‘ oder nur ‚ihre Correspondenz führen‘ soll. Als ob in der Praxis nicht Beides auf dasselbe hinausliefe.“ Dasselbe socialistische Blatt knüpft an diese Bemerkung noch die Erwartung: „Hoffentlich wird die Praxis bald die Emancipation von der Phrase besorgen!“ Die Geschichte der Internationale beweist, daß es sich doch nicht bloß um

eine Phrase handelt. Oder sollten sich die jahrelangen Streitigkeiten zwischen den Anhängern Bakunins und den Schülern Marx', den Anarchisten und den „Autoritäten", nur um eine Phrase gedreht und die Internationale selbst das Opfer einer Phrase geworden sein? Damit würde der „Socialdemokrat" den Führern des deutschen Socialismus, einem Marx, Engel, Liebknecht, Hasenclever, Bebel, und wie die Helden alle heißen, welche bei diesen Streitigkeiten eine hervorragende Rolle spielten, ein trauriges Armuthszeugniß ausstellen. Nein, der Streit ist viel tiefer, er ist principieller Natur und im innersten Wesen des Socialismus begründet. An dem Geiste der Unbotmäßigkeit und Gleichmacherei, von dem er lebt, wird der Socialismus auch zu Grunde gehen.

Anglikanische Simonie und Casuistik. Seit den Zeiten der Apostel hat die Simonie stets als ein sehr großes Verbrechen gegolten. Simonie heißt aber der Kauf oder Verkauf des Geistlichen, oder solcher Dinge, die mit dem Geistlichen verbunden sind, z. B. einer Vikarie oder der Verwaltung geistlicher Dinge. Es bestehen daher selbst in der anglikanischen Kirche von den Zeiten Eduards VI. und der Königin Elisabeth her sehr scharfe Gesetze gegen Simonie. Wer demnach ein geistliches Amt oder eine Pfründe erhielt, mußte ehedem einen Eid folgenden Inhaltes schwören:

„Ich N. schwöre, daß ich keine Zahlung, keinen Vertrag und kein Versprechen, direct oder indirect, weder persönlich noch auch durch Andere mit meinem Wissen und Einverständniß an irgend Jemand in simonistischer Weise gemacht habe, um die kirchliche Würde, das Amt, den Platz, die Beförderung oder die Pfründe N. N. zu erlangen, noch will ich in Zukunft eine solche Zahlung, solchen Vertrag, solches Versprechen, welches Andere ohne mein Vorwissen und meine Einwilligung gemacht haben könnten, vollziehen oder ausführen. So helfe mir Gott durch Jesus Christus." — Im Jahre 1865 trat dann eine Erklärung an die Stelle des obigen Eides, des Inhaltes: „Ich N. erkläre feierlich, daß ich weder selbst noch durch andere Personen zu meinem Nutzen eine Zahlung, einen Vertrag oder ein Versprechen irgend welcher Art, was nach meinem besten Wissen und Glauben simonistisch wäre, gemacht habe, um die Pfründe N. zu erhalten. Noch will ich künftig irgend eine solche Zahlung, einen solchen Vertrag, ein solches Versprechen, welches Andere ohne mein Wissen und meine Einwilligung gemacht hätten, ganz oder theilweise vollziehen und erfüllen."

Man sollte meinen, der Eid und die Declaration ließen an Deutlichkeit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig; dennoch ist die Simonie in der anglikanischen Kirche ein so allgemeiner Krebsschaden geworden, daß sogar die sonst ehrenhaftesten und achtungswürdigsten sehr hochgestellten Männer dieselbe fast ohne Gewissensbisse treiben, und Pfründen und kirchliche Ämter mit der Seelsorge ohne Scheu kaufen und verkaufen. „Ich sehe," sagen sie, „nichts moralisch Schlechtes in dem Handel, weil derselbe nicht die biblische Simonie enthält; höchstens handelt es sich um eine Übertretung des Gesetzes und der Legalität, nicht um eine Sünde im moralischen Sinne des Wortes."

Die Veröffentlichung des Blaubuches von 1881 hat diese Anschauungen und Grundsätze, die Praxis und ihre Ausdehnung hinsichtlich des Kaufes und Verkaufes von Kirchenstellen, an helles Tageslicht gebracht. Darin findet sich nämlich ein Bericht der Commission für das Kirchenpatronat aus dem Hause der Lords, und ein anderer der königlichen Commission zur Untersuchung des Gesetzes und des herrschenden Gebrauches in Verkauf, Austausch und Verzicht von Kirchenpfründen. Wir geben daraus an der Hand der Dublin Review (January 1882, S. 171 ff.) einige erbauliche Beispiele im Auszug.

Mr. Cox ist ein äußerst activer und gewandter Agent in diesem Handelszweig; fort und fort veröffentlicht er, freilich mit geheimnißvollen Worten und unter Zusicherung des „strengsten Geheimnisses“, der „tiefsten Verschwiegenheit“, des „privatesten Charakters“, des „intimsten Zutrauens“, lange Listen, um Stellen, Pfründen, Patronatsrechte zum Kauf, Verkauf oder Austausch anzukünden. Eine solche Liste enthielt 127 Stellen zu verkaufen, eine andere 297 Pfründen zum „Austausch“, nämlich für Geld, was in gewöhnlicher Sprache wiederum Verkauf heißt. Indessen wohlgemerkt, keine Verbindung mit dem Verkäufer, keine Insichtnahme der ausgebotenen Pfründe kann anders geschehen, als durch Vermittlung des Herrn W. Emery Stark, eines erfahrenen, langjährigen Praktikers, der die ausgedehntesten Verbindungen unterhält, also alles zu leisten im Stande ist, was man von einem richtigen Kirchenagenten erwarten darf. Alles muß aber unter der wesentlichen Bedingung des unverbrüchlichsten Geheimnisses geschehen, kein Schriftstück darf ausgewechselt werden, Alles beruht auf unbedingtestem Zutrauen.

Von diesem ehrenwerthen Herrn Stark findet sich in besagtem Blaubuch unter Anderem ein Brief vom November 1881 mit der Überschrift „Private“, worin das Rectorat Tollard Royal zum Kauf ausgeboten wird. Es heißt darin: „Wir machen Sie aufmerksam auf folgende Besitzungen im Register der Kirchenpfründen. Wir theilen Ihnen die Namen im strengsten Vertrauen mit und werden, wenn es uns passend scheint, noch genaue Details einsenden, F. 3450, Rectorat Tollard bei Shaftesbury. Als Preis werden 160 000 Mark verlangt, wir würden aber auch ein anderes billiges Angebot annehmen.“

Im Verlauf der Untersuchung über diese Handels-Industrie gestand der ehrenwerthe Herr Stark dem Herzog von Cleveland, daß drei Viertheile der anglikanischen Patrone, darunter Geistliche des höchsten Ranges und Standes, keine Sünde darin erblickten und solche Käufe und Verkäufe als ein selbstverständliches Ding betrachteten. Das Geheimniß sei aber deßwegen nothwendig, weil es sich um einen ungesetzlichen (nicht moralisch schlechten) Act handle, der ungiltig würde vor dem Gesetz, sobald er publik würde. Der Geistliche schwöre, daß weder er selbst eine Summe Geldes bezahlt, noch durch Andere habe zahlen lassen in irgend einem Handel, der nach seinem besten Wissen Simonie enthielte; und der Geistliche sage dann bei sich selbst: „In meinen Augen ist das nicht Simonie.“

Der Bischof von Peterborough fuhr dann fragend fort: Kennt der Geist-

liche den Sinn des Wortes „Simonie" in der Declaration? weiß er, daß dieses ein legaler Ausdruck ist, welcher eine Handlungsweise gegen das Simoniegesetz bedeutet? — Antwort: Ja. — Und diese achtbaren Geistlichen, welche das wissen, welche vorerst an Sie die Aufforderung richten, das Gesetz zu übertreten, diese schwören dann doch, sie hätten das Gesetz nicht verletzt? — Ja. — Jeder dieser hochgestellten Geistlichen von sittenreinstem Charakter macht sich also freiwillig eines verbrecherisch-schändlichen Meineids schuldig? — Antwort: Gerade das ist die Frage. — Sie beschwören ja, das Gesetz nicht verletzt zu haben; haben sie es denn nicht übertreten? — Antwort: Es hängt davon ab, wie der Handel vor sich ging. — Das Gesetz verbietet ja eine Vereinbarung? — Antwort: Nein, nur eine betrügliche Verabredung. — Das Gesetz sagt, es solle kein Übereinkommen stattfinden; ist denn nicht gerade in dem Fall, der in Frage steht, ein Übereinkommen vorhanden? — Nein, es ist bloß ein moralisches Einverständniß, daß eine Abtretung folgen soll. — Moralisch aber nennt der ehrenwerthe Stark, und mit ihm die hochsittliche anglikanische Geistlichkeit, dieses Einverständniß, weil das Ding nur mündlich, nicht schriftlich abgemacht wird. — Was sagen jene Herren dazu, die über „jesuitische Casuisterei" so gerne in sittliche Entrüstung verfallen?

Wir haben indessen noch lange nicht die schlimmste Tiefe des anglikanisch-simonistischen Wesens ergründet. Eines Tages bekämpften sich zwei Schlupfwespen; das war unstreitig ein höchst wichtiges Ereigniß für Engländerinnen, auch interessirten sich Lady Crewe und Lady Egerton so lebhaft an dem Streite, daß sie eine Wette eingingen, wobei die erste die Pfründe Astbury der andern als Preis aussetzte, wenn ihre Wespe Siegerin bleibe. — Der Patron einer Pfarre hat eine heirathslustige Tochter, die sich bald verloben möchte. Einer dieser gewandten Kirchenagenten von der Art des Herrn Stark verschafft dem Vater, der die Pfründe „warm" oder offen zu erhalten wünscht, um seiner Tochter eine schöne Heirathsmitgift geben zu können, einen alten, gebrochenen Mann mit baldiger Aussicht auf den Tod und schon jetzt ein halber Leichnam, als Pfarrer für die Pfründe. Überhaupt ist es auffallend, wie häufig gerade die besten und reichsten Pfarreien mit unfähigen, alten Leuten von 70, 80, ja von 90 Jahren besetzt werden, um die Stellen „warm" zu halten, bis ein fashionabler Oxford- oder Cambridge-Mann erscheint, der bereit ist, den richtigen Preis, welcher zwischen 1000 bis 20 000 Pfund (20 000—400 000 Mark) schwankt, für die Pfründe und die damit verbundene Seelsorge zu bezahlen.

Nicht alle Kirchenagenten und „Freunde der Geistlichen" sind jedoch sehr zuverlässig, uneigennützig und von „respectablem Charakter". Mr. J. Cox, anglikanischer Geistlicher, früher Friedensrichter in Derbyshire, gab vor der königlichen Commission Aufschluß über das Treiben eines gewissen Herrn Workman, der als kirchlicher Agent ein sehr blühendes Geschäft besaß. Dieser Workman, der auch Rawlins hieß und noch ein Dutzend anderer Namen führte, versprach einem Reverend N. K. eine einträgliche Pfründe für 3000 Pfund. Der naive Reverend zahlte die Summe, mußte aber, statt in die Pfarrei, in's Armenhaus wandern, denn Ehrenreich Workman-Rawlins vergaß sein Ver-

sprechen, sobald er das Geld in der Tasche hatte, und der arme Reverend, der nichts Schriftliches in Händen hatte, war zum Bettler geworden. Derselbe Rawlins wurde 1856 bankerott, nochmals am 9. Juli 1864 und zum dritten Mal im März 1875; er aber schwor frischweg, er sei nie zuvor zahlungsunfähig gewesen, hatte ja früher Rawlins, im Jahre 1875 aber Workman Bankerott gemacht. Drei simonistische Geistliche waren aber bei dieser Manipulation nach Art des obigen N. K. um 9000 Pfund erleichtert worden.

Was thun nun die anglikanischen Bischöfe solchen Zuständen gegenüber? Sie sind vollständig kraft- und machtlos. Ihre Secretäre, die mit den Sachen betraut werden, handeln entweder im Einverständniß mit den schamlosen Seelenverkäufern, oder schließen im Gefühle der bischöflichen Machtlosigkeit geflissentlich die Augen, um nicht officiell hinter die ihnen wohlbekannten Schliche zu kommen. „Es ist mein Princip," erklärte derjenige des Erzbischofs von Canterbury — und so dachten auch die der Bischöfe von London, Winchester, Ely und Ripon — „es ist mein Princip, so wenig als möglich von diesen simonistischen Abmachungen zu erfahren." Ein anderer bat die Zeugen: „Laßt mich nur nichts von diesem unerlaubten Handel wissen." Wir schließen mit den Enthüllungen des Bischofs von Peterborough, welcher vier Fälle, die ihm selbst vorgekommen, vor die k. Commission brachte. Es wurde ihm 1. eine lahme, ganz unfähige Persönlichkeit für eine Pfarrei präsentirt; 2. ein notorischer Trunkenbold, dessen Vergehen aber nach Anordnung des bestehenden Kirchen-Disciplin-Actes durch den Ablauf von zwei Jahren bereits verjährt war; 3. für eine große Pfarrei, zu welcher zwei bedeutende Städte gehörten, wurde ein 75jähriger Greis präsentirt, der nach sechs Monaten schon um beständigen Urlaub wegen körperlichen Unwohlseins einkam. In allen drei Fällen mußte der Bischof, so schwer es ihm auch wurde, die Präsentation genehmigen. Der vierte Fall endlich betraf einen Mann, der sich unnatürlicher Laster schuldig gemacht hatte und dieses selbst dem Bischof bekennen mußte. Derselbe zog zwar sein Gesuch zurück, als letzterer drohte, es auf einen öffentlichen Proceß ankommen zu lassen, durch welchen die achtbare Familie des Übelthäters mit ihm selbst hätte zu Schanden werden können. Dieser freiwillige Rücktritt befreite das Herz des Bischofs von schwerer Last; denn ein legales Mittel hätte er auch diesem Wüstling gegenüber nicht gehabt, eine Pfarrei mit der Einsetzung eines solchen Wolfes zu verschonen.

Die römische „Frage“.

(Fortsetzung.)

III. Das piemontesische Rom eine Gefahr für Europa.

Wir haben bisher nur „Italien“ im Auge gehabt und gezeigt, welche Gefahren aus der widerrechtlichen Besetzung und Beherrschung Roms ihm drohen.

Aber wir müssen unsern Gesichtskreis erweitern, denn an der „Hauptstadt Rom“ ist Europa, ja die ganze Welt betheiligt, soweit es katholische Christen gibt; und jeder Staat, der auch bloß eine katholische Minderheit unter seinen Bürgern zählt, ist zu einem ernsten Worte an die südländische Revolution verpflichtet und berechtigt.

1. Das piemontesische Rom ist unverträglich mit der kosmopolitischen Stellung des Papstthums.

Daß der Papst in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit der oberste Richter der katholischen Welt ist, kann von Niemandem bestritten werden, und daher kann jede Regierung, nach dem Vorgange der deutschen Reichsregierung, das Papstthum eine „einheimische Institution“ nennen. Was folgt hieraus? Daß der Heilige Vater keinem einzelnen Staate unterworfen sein darf, daß er souverän sein muß, d. h. in keiner Weise irgend eine menschliche Person oder Auctorität über sich habe, kurz: daß er Papst und König seines Staates sein müsse. Selbst Piemont hatte diesen Grundsatz anerkannt, indem das Garantiegesetz ihm die papierene Souveränetät als Ersatz für die wirkliche anzubieten wagte, ihn auch gnädiglich als Landesherrn des Vaticans nebst Gärten und des Schlosses Castel Gandolfo anerkannte.

Erst Mancini in seiner Note vom 27. Juli 1881 erfrechte sich, dem Erdtheile den Hohn in's Angesicht zu werfen, die päpstliche „Frage“ sei eine innere Angelegenheit Italiens. Und doch hatte das Garantiegesetz volle zehn Jahre als ein internationales gegolten! Durch

die auswärtigen Reclamationen gedrängt, verstieg sich der saubere Minister des Auswärtigen wenige Monate später in seinem „Popolo Romano" zu den folgenden aberwitzigen Sätzen: 1. Italien selbst habe bei Verlegung der Hauptstadt nach Rom jeder auswärtigen Einmischung in diese Angelegenheit das Thor verschlossen; 2. Österreich habe immer die volle Freiheit Italiens anerkannt, die päpstliche Frage als innere Angelegenheit zu regeln; 3. es sei unzulässig, daß das zum großen Theile von Nichtkatholiken bewohnte Deutschland die Frage als internationale betrachten könne. Ebenso viele Unwahrheiten als Behauptungen![1]

Denn 1. war der Kirchenstaat legitim und souverän, und Piemont hatte so wenig Recht auf ihn, als der Mikado von Japan und der Sultan von Marokko. Der Einzug der Piemontesen in die ewige Stadt hat weder dieses Recht umgestürzt, noch dem Papste seine kosmopolitische Stellung genommen; ja dieselben haben ihrerseits den internationalen Charakter des Garantiegesetzes in der Kammer und in Noten an das Ausland feierlich anerkannt. So übernahm schon vor der That, am 7. September 1870, der Minister Visconti-Venosta „vor Europa und der katholischen Welt die Verantwortlichkeit für den Schutz des Heiligen Stuhles"; in der Kammer, bei Berathung des Garantiegesetzes am 24. Januar 1871, erklärte der Minister Minghetti: „Dieses Gesetz geht nicht nur das Gebiet des Königreiches, sondern den ganzen Erdkreis an, und interessirt alle, welche sich zum katholischen Glauben bekennen." Ein Gesetz, das den ganzen Erdkreis angeht, ist doch offenbar als internationales anerkannt. Ähnlich äußerte sich der Vertreter der Regierung bei der Debatte im italienischen Senat: „Es handelt sich hier nicht um eine innere Frage, sondern um eine Frage, welche alle Regierungen der katholischen Völker interessirt!" Und schon nach zehn Jahren will das verlogene Piemont solche feierliche Betheuerungen nicht mehr wahr haben!

2. Ferner hat Österreich niemals die angebliche Frage als eine inneritalienische anerkannt; das gerade Gegentheil ist der Fall. Sogar der leichtfertige Beust schrieb in seiner Note vom 13. September 1870: „Wir sind übrigens der Meinung, daß die italienische Regierung es vollauf anerkennt, wie sehr die römische Frage mit den schwerwiegenden Interessen verknüpft ist, deren Regelung nicht einer Nation allein zusteht." — Unwahr ist es ferner, daß die katholische Be-

[1] „Germania" vom 29. December 1881.

völkerung des habsburgischen Reiches die Vergewaltigung des Papstes ruhig hingenommen; im Gegentheile sind zahllose Proteste aus diesem Reiche gegen die Unthat an Rom ergangen.

3. Wenn Mancini in seinem officiösen Organe Deutschland das Recht zur Intervention in Sachen Roms bestreitet, weil die Mehrheit unseres Reiches protestantisch sei, so haben wir deutsche Katholiken, nahezu 16 Millionen, unserseits entschiedenen Protest gegen derartige Seiltänzersprünge einzulegen. Hat doch der preußische Monarch in der Thronrede von 1867 ausdrücklich erklärt: „Meine Regierung wird es sich angelegen sein lassen, meine katholischen Unterthanen zufriedenzustellen, welche die Unabhängigkeit und Würde des Oberhauptes ihrer Kirche gewahrt zu sehen wünschen.“ — Demnach kommt die piemontesische Regierung mit ihren drei groben Unwahrheiten nicht weit.

Vielmehr ist von ihr selbst die kosmopolitische Stellung des Papstthums anerkannt, und dieselbe wird von der ganzen Welt der Vernünftigen und Rechtschaffenen zugestanden. Hieraus aber folgt, daß das Königreich der Revolution sich nicht zum Welt-Areopag aufwerfen kann, daß Rom nicht piemontesische Hauptstadt sein darf, und daß der Papst vollständig frei in seinen Entscheidungen und seinem ganzen Leben, daß er unabhängig und souverän sein muß. Denn er muß allen Regierungen der Welt ebenbürtig und gegen alle Völker, gegen Deutsche, Franzosen oder Spanier, gegen Italiener oder Nordamerikaner in der gleichen unparteilichen Stellung, d. h. souverän sein. Und dieß ist nur möglich, wenn er Souverän seines Staates ist. Sitzt ihm dagegen in territorialer Beziehung das sogen. Königreich „Italien“ auf dem Nacken, so hat die ganze übrige Welt ein Recht, sich solches Übergewicht *einer* Macht zu verbitten, ja es gar mit gewaltsamen Mitteln fortan unmöglich zu machen. So aber ist der Erdtheil in einer beständigen Kriegsgefahr, demnach in einer durchaus nicht regelrechten Lage. Der welsche Radicalismus aber hat kein Recht, Europa in fortwährender Unruhe zu erhalten.

2. *Das piemontesische Rom ist eine Drohung gegen alle Monarchien.*

Wir sind weit entfernt von dem Wahne, daß das Königthum die einzige Regierungsform wohlgeordneter Staaten, oder daß es der Kirche zur Blüthe des christlichen Lebens nothwendig sei; wohl aber sagen wir, daß es in solchen Staaten, die eine monarchische Verfassung haben, die einzig rechtmäßige Staatsform sei.

Noch ist unser Erdtheil größtentheils monarchisch; aber Angesichts der starken republikanischen Strömung, die sich aus Nord-Amerika nach der alten Welt ergießt, Angesichts unserer radicalen Parteien und der Weltverschwörung, die von den „Vereinigten Staaten Europa's" träumt, sind alle rechtmäßigen Monarchien solidarisch verpflichtet, für ihr Recht einzustehen, keinen Herrscher entthronen zu lassen und dem republikanischen Geiste kräftig zu widerstehen.

Was aber ist seit 1859 in Italien geschehen? Dort ist die ehrwürdigste, älteste und rechtmäßigste Monarchie Europa's einzig durch das vorgebliche Recht der Revolution gestürzt worden, und die Erklärung Roms zur italienischen Hauptstadt hat das unheilvolle Werk gekrönt. Wenn nun ein solcher Thron ohne Weiteres gestürzt werden dürfte, welcher Thron stände dann überhaupt noch fest?

Ja die Geheimbündler haben es feierlich erklärt, daß sie aus Haß gegen das Königthum überhaupt die Gewaltthat an Rom verübt haben. Der Pariser „Siècle" hat es wenige Monate nach dem Sturze der ewigen Stadt ausgeschwatzt in den folgenden Sätzen: „Weil in einer nahen oder fernen Zukunft alle Throne stürzen müssen, so muß in der providentiellen Ordnung, wie unsere Gegner sagen würden, zuerst die Stütze für die übrigen Throne verschwinden. Darum bringt die italienische Monarchie den Heiligen Stuhl zu Falle, auf welchem die übrigen Throne aufgerichtet sind; darum lassen ihn alle europäischen Monarchien niederstürzen. Die Bischöfe und Gläubigen haben gut petitioniren und entweder einen Krieg mit Italien oder ein herzliches Einverständniß unter den sog. katholischen Mächten verlangen. Sie sind eine Stimme des Rufenden in der Wüste, weil das Gesetz und die Propheten in Erfüllung gehen müssen. Am Tage, als Isaias vorhersagte, daß die Lanzenspitzen sich in Pflugscharen ändern werden, hat er das Ende der Monarchien geweissagt. Und wie sollten denn die Monarchien untergehen, wenn sie klug wären und die Zukunft berechneten? Wenn sie, um das Unmögliche anzubahnen, sich verbündeten, um Petri zeitliche Herrschaft aufrecht zu halten? Dieser Thron muß also unwiderruflich fallen, damit um die Reihe alle anderen fallen können, damit das System der Vereinigten Freistaaten Europa's unter republikanischer Fahne dem alten und abgelebten monarchischen Systeme folgen könne." [1]

Die Verschwörung hat den Papstkönig entthront, damit sie desto

---

[1] „Courrier de Bruxelles", 16 juillet 1871.

leichter die übrigen Throne stürzen könne, und weil der päpstliche Thron die Stütze aller übrigen ist. Schon Herder schrieb in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (Stuttg. 1828, IV. S. 108): „Wenn alle christlichen Kaiser-, Königs-, Fürsten- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft der Völker gelangten, so darf der Dreigekrönte in Rom, auf den Schultern unkriegerischer Priester getragen, sie alle mit dem heiligen Kreuze segnen und sagen: Ohne mich wäret ihr nicht geworden, was ihr seid.“

Ja, im Interesse der europäischen Monarchien wäre es zu wünschen, daß alle Fürsten sich zur Wiederherstellung des päpstlichen Staates verbündeten und daß sie die weltliche Souveränetät des obersten Priesters unter europäische Garantie stellten, um die welschen Raub- und Revolutionsgelüste endgiltig zu züchtigen. Nur in diesem Sinne können wir die zu Berlin ausgesprochene „europäische Verantwortlichkeit“ hinnehmen: daß der Erdtheil dem Papste für die Erhaltung des Kirchenstaates verantwortlich sei, nicht aber, daß er Rechenschaft vom Papste fordern dürfte; denn der Heilige Vater beschädigt Niemanden, sondern schützt alle.

Zur Beraubung tritt die Verhöhnung des Papstes durch den Radicalismus der Halbinsel, also eine neue Gefahr für das Königthum. Denn wenn die höchste geistliche Würde auf Erden ungestraft im Kothe der Gasse darf herumgewälzt werden, dann ist jede menschliche Würde, auch die königliche, doppelt gefährdet. — Hatte nun der Papst seit zehn Jahren viele Insulte zu ertragen, so ist es neuestens, mit der Wiederauferstehung der römischen Frage unausstehlich geworden. Die italienische Regierung ist gegen keines der Blätter wegen Papstbeleidigung eingeschritten, obgleich das Garantiegesetz und der Artikel 1 der Verfassung („Statuto“) ihr diese Pflicht auferlegten. Solcher Straflosigkeit von Seiten der Regierung sicher, wagt denn die schlechte Presse, auch die halbamtliche, Alles gegen die erhabene Person des Papstes, der wahrhaft vogelfrei geworden ist[1]. Dabei sind die Rollen der verschiedenen Organe geschickt vertheilt. Die Regierungsorgane denunciren den Papst als den „größten Feind Italiens“, welcher das Ausland gegen das Vaterland aufrufe; als den „schlimmsten Verschwörer“, dem endlich das

[1] Wir entnehmen die Auszüge einer Sammlung der „Germania“ vom 3. und 25. Januar 1882: „Giftblüthen der liberalen italienischen Presse“. In einer späteren Abhandlung werden wir andere Ausbrüche des Nihilismus, die sich speciell gegen die Religion wenden, nachtragen.

Handwerk gelegt werden müsse. Sie sind es auch, welche dem radicalen Pöbel perfider Weise Angriffe auf den Vatican nahelegen, mit der Behauptung, auch der Vatican sei National-Eigenthum und falle sofort nach der Abreise des Papstes dem Lande zu. Der ministerielle „Diritto" forderte gleichfalls zu Gewaltmaßregeln gegen den Heiligen Vater auf, falls derselbe nicht aufhöre, den „Prätendenten" zu spielen, d. h. wenn er nicht seine unveräußerlichen Rechte preisgebe und seinen päpstlichen Eid breche. — Auch in der „römischen Frage" bilden die radicalen Blätter nur das Echo der von den Officiösen ausgegebenen Parole. Solange man dem Fürsten Bismarck die Absicht zuschrieb, den Papst durch die Herstellung eines kleinen weltlichen Territoriums unabhängig von Italien zu machen, war das Garantiegesetz für die piemontesischen Halbamtlichen eine „innere Angelegenheit". Kaum hatten jedoch dieselben die Entdeckung gemacht, Fürst Bismarck wolle den Papst durch das weltliche Territorium nur faßbarer und verantwortlicher machen, so erklärten sie sich alsbald zu internationalen Verhandlungen bereit, um dem Heiligen Vater die Schlinge um den Hals zu werfen. Aus Rücksicht auf die nationale Ehre, die unter der preußischen Pression leiden könne, erklärt die „Riforma" die Verhandlung über eine internationale Knebelung des Papstes augenblicklich für inopportun. Vielmehr will sie das italienische Strafgesetzbuch gegen den Papst, einen Souverän! angewendet wissen und meint, ebenso wenig, wie das Völkerrecht einen Gesandten vor der Verfolgung wegen gemeiner Verbrechen schütze, könne der Papst sich bei seinen Conspirationen auf die im Garantiegesetze zugesicherte Unverletzlichkeit seines Palastes berufen. „In unserem Strafcoder," sagt das ministerielle Blatt, „befindet sich ein Artikel, der auf Personen Anwendung findet, welche durch Wort oder That zum Kriege zwischen Italien und einer ihm befreundeten Macht aufreizen. Dieser Artikel bietet Alles, um Deutschland und den ganzen Rest von Europa zu garantiren." Dann schließt das Blatt: „Sollte die Regierung anderer Meinung sein, so würde ihr die Kammer einstimmig dem Papste gegenüber alle Vollmachten ertheilen, welche ihn für Italien und die Mächte unschädlich machen." — Ein neuer Beweis, daß das „internationale" Garantiegesetz den nationalen Launen unterworfen, also weder für den Papst, noch für die Länder der Erde eine Bürgschaft ist. Und solcher Hohn gegen die höchste Würde sollte dem Königthume nicht schaden?

Sowohl die ministeriellen als die nichtamtlichen Revolutionsmänner streben einfach die Vernichtung des Papstthums an. Als der

„Diritto" (Jan. 1882) den Papst beständiger Attentate auf die Rechte (!) Italiens beschuldigte, forderte er zugleich, daß man gegen Leo XIII. endlich andere als passive Mittel ergreife. Natürlich rief der rothe Republikaner Mario in der „Lega" sofort aus: „Es freut uns, mit dem ministeriellen Organe Hand in Hand gehen zu können", und stellte in seiner Nummer vom 5. Januar 1882 folgende Vernichtungsmittel auf: „Abschaffung des Garantiegesetzes, Besetzung aller päpstlichen Paläste, Einziehung aller Kirchengüter, Aufhören des Papstthums als eines souveränen Wesens, aber auch als juridischen Wesens vor den Gerichten." Wem fällt über solcher Vogelfrei-Erklärung nicht der unglückliche Ludwig XVI. von Frankreich und sein tragisches Ende ein?

Der Rath der Berliner „Post", der Papst möge in die Verbannung gehen, fand natürlich bei den Revolutionsblättern freudigen Anklang. Den Häuptling der Republikaner beunruhigte jedoch hierbei nur das Eine: die Nachricht von einer Collectivgarantie der Mächte für den vaticanischen Palast. „Will die Regierung der Monarchie," schrieb Mario, „eine solche Einmischung in unsere häuslichen Angelegenheiten dulden? Wir wollen sehen, ob sie die Paläste für den Feind des Vaterlandes bewachen, oder sie als Nationaleigenthum für den öffentlichen Dienst, für Museen und ähnliche Institute verwenden wird. Wenn der Herr Pecci verschwindet, werden wir den neuesten Proben der Monarchie zusehen." D. h. thut der König nicht der Revolution ihren Willen, so wird er dem Papst in's Exil nachgeschickt.

Der Bismarck'sche Vorschlag, den Papst durch Rückgabe eines kleinen souveränen Gebietes verantwortlicher zu machen, gefiele der „Lega" schon; denn so „könnten die Beleidigten bewaffnet an's Land steigen, zum Vatican stürmen, das Nest ausnehmen und *dem Papste die Ohren stutzen*". Aber besser scheint es dem republikanischen Blatte, „dem Papste jedes Privilegium zu nehmen, ihn zu einem einfachen Bürger zu machen, der für seine Thaten *vor den Gerichten verantwortlich sei*". Hierzu sei aber vor Allem die Abschaffung des Garantiegesetzes, die Occupation des Vaticans, des Laterans und des Castel Gandolfo nöthig. Mario stützt diese Forderung durch die Drohung: „Schafft ihr das Garantiegesetz nicht ab, so verewigt ihr die römische Frage und verschärft ihr die immer steigende Aufregung." Dann ruft er ironisch dem Könige zu: „Bedenken Ew. Majestät, daß wir Republikaner Ihnen immer die besten Rathschläge gegeben. Heute sagen wir: machen Sie, daß mit dem Garantiegesetz aufgeräumt werde. Geben Sie uns

Recht, so würden sich die Ereignisse nicht überstürzen. Geben Sie den Monarchisten Recht, so tritt der Erfolg desto eher ein und wird die geschichtliche Entwickelung beschleunigt. Der Rath loyaler Gegner ist jenem blinder Freunde vorzuziehen. Und wenn Ew. Majestät den ersten und unbestreitbaren Grund für unsern Erfolg wissen wollen, so liegt er darin, daß Italien girondistisch und die Monarchie jacobinisch ist. Das ist Alles." — Offener kann Niemand die Sünden und den Zerfall der revolutionären Monarchie Italiens aufdecken.

Die eventuelle Abreise des Papstes von Rom veranlaßte die Revolutionspresse zu den unwürdigsten Ausfällen, wie man sie gegen den einfachsten Privatmann nicht machen dürfte. Nur mit Widerstreben führen wir einige von den vielen Unwürdigkeiten an. Die Welt muß erkennen, in welche Tiefen die Revolution sich herabwürdigt.

Der Abgeordnete Petrucelli della Gattina gebraucht in der „Gazzetta di Torino" (Dec. 1881) die cynischen Ausdrücke: „Wenn der Papst abreist, so werden die Italiener gleichgiltig bleiben und ihm mit dem Basilio im ‚Barbier von Sevilla' Gute Nacht! wünschen. Die päpstliche Canaille wird vielleicht unzufrieden sein, ebenso wie die Hôtelbesitzer, die nicht mehr Gelegenheit zur Schindung der Pilger haben werden, welche hierher kommen, um den beliebten Pantoffel zu belecken. Aber die Italiener grüßen den Papst auf Grund alter Tradition nicht anders, als die Hebräer den Rabbi von Nazareth, mit Ave Rabbi! und geben ihm eine Maulschelle. Die Maulschelle, welche Sciarra Colonna Bonifaz VIII. gab, ist aus unserer Geschichte nicht abgeschafft." Hierauf geht Petrucelli zu blutigen Drohungen über: Es werde den Radicalen und Republikanern nicht schwer fallen, unter den Communisten von Trastevere und vom Esquilin Leute vom Schlage Passanante's zu finden, um mit ihrer Hilfe die Blutbäder vergangener Jahrhunderte gegen die Klerikalen und die Anhänger des Vaticans zu erneuern. „In unsern Chroniken sind ja Vespern gegen die Fremden bekannt — und die Katholiken sind keine Italiener." Solche Leute sitzen in der Kammer und machen die Gesetze.

In der Nummer vom 28. December 1881 ruft die „Lega" dem Papste zu: „Herr Pecci, gehen Sie doch, wie die ‚Post' räth, in's Exil; etwas Bewegung wird Ihnen nicht schaden." Dann fährt das rothe Blatt fort: „Sollte Pecci aber auch mit der ganzen europäischen Soldatesca zurückkommen, so werden wir ihn mit Granaten empfangen. Und mit was für Granaten! Er wird es schon sehen." In der „Lega"

vom 22. December rechnet Mario das Garantiegesetz dem Königshaus als Staatsverbrechen an und nennt den Papst den „giftigsten und unversöhnlichsten Feind Italiens“. Gerade der Unzufriedenheit mit dem Garantiegesetze schreibt Mario am 24. December „die Entwickelung zur Republik“ zu, von welcher Fürst Bismarck im deutschen Parlamente gesprochen habe.

Man könnte ganze Bände füllen mit den Schmähungen, die von der rothen Presse Italiens in wenigen Monaten gegen das Papstthum und das Königthum geschleudert worden sind und die lebhaft an die blutigen Tage der großen französischen Revolution erinnern. Bedarf es noch weiterer Belege zum Nachweise, daß das piemontesische Rom eine Drohung gegen alle Monarchien Europa's, ja der Welt ist?

3. Das piemontesische Rom ist eine Gefahr für alle Staaten Europa's.

Sehen wir von der monarchischen Verfassung ganz ab, so müssen wir immerhin sagen, daß alle Staaten, seien sie nun Königreiche oder Republiken, von Zeit zu Zeit genöthigt sind, mit dem Heiligen Stuhle in sehr innige Beziehungen zu treten, und zwar über die delicatesten Angelegenheiten, die mit zartester Discretion behandelt werden müssen. Man hat sogar behaupten wollen, daß alle Fäden der Diplomatie in Rom zusammenlaufen, und wenigstens im Concils-Jahre war es der Fall. Was sind Grenzstreitigkeiten, Handelsverträge, ja selbst Friedensschlüsse im Vergleiche zu den erhabenen und ewigen Anliegen der Menschheit, welche mit dem Heiligen Stuhle verhandelt werden müssen! Eben jetzt stehen Rußland, Deutschland und Großbritannien in Unterhandlung mit dem Papste.

Rußland erkennt, daß die Katholikenverfolgung im Namen des vom Nihilismus zerfressenen Schismas nicht zum Heile des ungeheuren Reiches dient, daß es also die absolutistischen Gelüste nach den unverrückbaren Normen des katholischen Kirchenrechtes regeln und beschränken muß, daß es in diesem Falle Millionen katholischer Herzen gewinnen und auch in der Achtung des Auslandes steigen werde; es kann nicht anders, als mit dem Papst unterhandeln.

Deutschland hat seit Jahren begriffen, daß das Bleigewicht des Culturkampfes nicht kann weitergeschleppt werden, wenn nicht das Reich in unheilbare Zwietracht und antisociale Verrohung der Gemüther versinken soll. Es hat sich an den Papst wenden müssen, um den religiösen Frieden wieder anzubahnen.

Selbst das mächtige Großbritannien, dessen Scepter über 236 Millionen Menschen gebietet, kann des Heiligen Stuhles nicht entrathen, weil es trotz der neuen Landbill über Irland nicht Meister wird. Es hat sich durch den Mr. Errington in stille Beziehungen zum Vatican gesetzt, damit der Heilige Vater an die Herzen und Gewissen der Iren rede und Mittel und Wege zur Aussöhnung Englands mit dem Schwester-Königreiche finde. So sehr auch der roth-demokratische Dilke, Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amtes in London, diese Mission Erringtons im Parlamente zu verschleiern suchte, so besteht sie dennoch und beweist den Satz des Monsignor Capel, daß „jetzt England unter allen Königreichen der natürlichste Verbündete der römischen Kirche ist“. „Denn,“ sagt derselbe, „beide Mächte proclamiren Frieden und Freiheit, Gehorsam und Ehrerbietung gegen die rechtmäßige Obrigkeit. In der Ausdehnung ihrer Herrschaft und in ihrer Regierungsform haben die beiden große Ähnlichkeit mit einander; denn für die Wohlfahrt eines Jeden ist die gänzliche Unabhängigkeit und der freie Wechselverkehr mit der Welt nothwendig; aufrichtig mit einander geeinigt, werden sie der Menschheit den größten Nutzen bringen durch Ausbreitung von Gesetz und Ordnung und durch den Abschluß des Zeitalters der Revolution.“ [1] — Es ist ein großer Triumph des Heiligen Stuhles, daß ein hochliberaler Gladstone und sein rother Dilke ihre Zuflucht zu ihm nehmen mußten, um im eigenen Lande eine tiefgehende Bewegung in die richtigen Bahnen zu lenken.

In eine solche Lage kann aber jeder Staat ohne Ausnahme kommen.

Ist nun Rom als piemontesische Hauptstadt einem derartigen Verkehre der weiten Welt mit dem Papste förderlich? In Ewigkeit nicht!

Ein so vertraulicher Verkehr erträgt keine Douane, am wenigsten die eines Revolutions-Königreiches wie „Italien“. Ganz anders dagegen wird derselbe, wenn der Papst souveräner Landesherr, also von unberufenen Spürnasen nicht überwacht ist.

Die Stellung des Heiligen Stuhles in der christlichen Völkerfamilie erfordert sodann einen unabhängigen Papst, der ohne alle Parteinahme streng nach Recht und Billigkeit jede Streitfrage entscheide, der keinem einzelnen Staate zulieb aus Recht Unrecht und umgekehrt mache. Also muß er frei auch vom piemontesischen Joche sein; denn sonst würde

[1] Great Britain and Rome, or ought the Queen of England to hold diplomatic Relations with the Sovereign Pontiff? By the R. Rev. Monsign. Capel. London 1882. — „Tablet“, Febr. 4, 1882, p. 166 sqq.

Italien ein unberechtigtes Übergewicht zum Nachtheil aller anderen Staaten gewinnen.

Glücklicherweise haben bisher die Päpste Pius IX. und Leo XIII. allen Lockungen und Drohungen der südländischen Revolution mit heroischem Muthe widerstanden und gerade aus dieser Willensstärke ihren weltbewegenden Einfluß gewonnen. Aber setzen wir den Fall, daß Italien einmal dem Papste physische Gewalt anthue, oder daß ein willensschwacher Mann den Stuhl des hl. Petrus besteige — wie groß muß dann die Verwirrung in der Welt werden? Dann gebietet „Italien" nicht bloß über seine 28 Millionen Italiener, sondern durch den schwachen Papst über halb Europa. Wäre es dann etwa in Streit mit Britannien, so müßte der Papst die Iren erst recht widerspenstig machen; oder hätte es Zwist mit Deutschland, so müßte er dem deutschen Reiche seinen Culturkampf lassen und die 15—16 Millionen deutscher Katholiken zu unversöhnlichen Feinden des Reiches machen, was nur wenige Worte kostete. Und diese Schwächung Britanniens oder Deutschlands käme einzig den Italienern zu gute.

Thatsächlich aber strebt das revolutionäre Welschland nach einer solchen Abhängigkeit der päpstlichen Auctorität von seinen Launen: es will einen unter das piemontesische Joch gebeugten Papst. Wir werden es beweisen.

Der Abgeordnete De' Boni orakelte bereits in der Kammersitzung vom 26. März 1862: „Nach meiner Meinung ist die Vernichtung der Principien der Papstkirche noch wichtiger, als der materielle Besitz Roms." Zwei Jahre darauf erklärte Lunati im Senate: „Was in unseren Kräften stand, haben wir gethan, um dem katholischen Europa zu beweisen, daß wir, einmal Herren von Rom geworden, den Papst wie einen Bischof von Turin, oder wie einen Generalvikar von Bologna oder Mailand behandelt hätten." Und die Revolution hat Wort gehalten, vollends seit December 1881. Daher stammt das Geschrei um Aufhebung des Garantiegesetzes, um Einziehung der apostolischen Paläste, um Stellung des Papstes unter das Strafgesetz, um Vertreibung desselben vom italienischen Boden, die Anklage gegen ihn als den grimmigsten Feind des Vaterlandes.

Kann daher irgend ein Staat der Erde, und hätte er auch nur etliche tausend katholische Unterthanen, einen solchen Zustand dulden? Kann er ertragen, daß das päpstliche Rom unter italienische Herrschaft gebeugt sei?

Darum hat die deutsche Reichsregierung mit vollem Rechte die päpstliche Würde für eine deutsche und einheimische Institution erklärt. Das Nämliche kann jede europäische Regierung bis zu jener des Sultans in Stambul sagen. Wie kommt also die Umsturzpartei im Süden der Alpen zu der Anmaßung, das Papstthum nach ihren Wünschen ausbeuten zu wollen?

Der Papst muß demnach souveräner Landesherr sein; eine so augenscheinliche politische Wahrheit, daß bereits der erste Bonaparte gestand, der Heilige Vater müsse, um alle Beunruhigung der Mächte fernzuhalten, unabhängiger Herr seines Staates und in Rom bleiben; denn der Papst in Wien, Paris oder Madrid würde zwischen der Macht, die ihn beherbergt, und den sämmtlichen anderen gegenseitige Eifersucht hervorrufen. Diese Eifersucht ist zwar bisher gegen Piemont nicht entstanden, weil der Heilige Vater im strammsten Gegensatze gegen diese Macht verharrt; sie würde aber sich alsbald einstellen, wenn je dieses Verhältniß freundlichere Gestalt annehmen würde.

Somit interessirt die Papst-„Frage" alle Regierungen, welche katholische Unterthanen haben. Es war daher sehr natürlich, daß die deutsche Reichsregierung schon 1872 und 1874 an die kommende Papstwahl dachte, und daß ganz Europa ängstlich lauschte, bis endlich 1878 der Cardinal Pecci als Leo XIII. erwählt worden war. Hat doch der Vater der Christenheit einen unbeschreiblichen Einfluß auf die Welt, auf alle katholischen Christen, und zwar bis in ein Gebiet, wohin keine weltliche Regierung bringen kann, bis in die Seelen und in die Gewissen hinein. Er ist nicht bloß ein Herrscher neben den übrigen Fürsten, sondern der Mittelpunkt aller Herrschaft, der oberste Hort der idealen Güter und der sittlichen Ordnung, auf welchen jeder Einzelstaat fußt. Lauter Gründe, die uns überzeugen, daß Rom als piemontesische Hauptstadt und der Papst als Unterthan eines Einzelstaates eine Gefahr für die gesittete Welt sind.

4. Das piemontesische Rom ist unverträglich mit dem katholischen Gewissen.

Die Katholiken des Erdballs müssen verlangen, daß das Oberhaupt ihrer Kirche frei und unabhängig sei, daß am allerwenigsten die Revolution ihre Zwingherrschaft über ihn ausübe, daß keine weltliche Macht ihn an der freien Ausübung seiner obersten Lehr- und Regierungsgewalt hindere. Sie müssen verlangen, daß die höchste Majestät auf Erden als solche anerkannt, geehrt und vor dem Hohne des menschlichen Auswurfs

bewahrt, daß im Papste nicht das Königthum selbst in den Koth getreten werde.

Die Katholiken müssen verlangen, daß Recht Recht bleibe. Es gibt unter dem Monde keinen rechtmäßigeren Staat, als jenen des Heiligen Vaters. Wie kommen die Piemontesen, die nicht einmal Italiener, sondern Nachkommen der alten keltischen Allobroger sind, dazu, das päpstliche Rom als ihr Eigenthum anzusprechen? Etwa weil sie das schlechteste Italienisch reden und nicht einmal das Wort „Italia“ aussprechen können? [1] Wie kommt die geheimbündlerische Minderheit dazu, ihre schlechten Pläne zum Gesetze für Italien, für Europa, für die Welt zu machen?

Ganz besonders ist die Ehre Deutschlands und der deutschen Katholiken im Spiele. Zwar hatte schon der große Konstantin dem Papste die Herrschaft über Rom stillschweigend überlassen, und thatsächlich war der Papst vier Jahrhunderte lang bereits der Landesherr Roms und der Umgegend, aber die räuberischen Longobarden thaten dem Kirchenstaate Gewalt an. Da zog der Frankenkönig Pipin der Kurze 754 und 756 von den Alpen herab, schlug das räuberische Volk und schenkte, bezw. restituirte „dem hl. Petrus, der Kirche und dem römischen Gemeinwesen“ den Kirchenstaat, und der größte deutsche Kaiser, Karl d. Gr., erneuerte 774 diese Schenkung seines Vaters und erklärte sich 800, als er von Papst Leo III. zum abendländischen Kaiser gekrönt und gesalbt wurde, als „den ergebenen Vertheidiger und demüthigen Helfer der Kirche (devotus sanctae ecclesiae defensor humilisque adjutor)“. So ist die weltliche Herrschaft des Papstes zugleich eine Ehrensache der ganzen deutschen Nation; wie kann Welschland oder vielmehr die welsche Verschwörer-Sippschaft das Testament unseres größten Kaisers antasten?

Roms Reichthum und Pracht stammt zum allerkleinsten Theile vom italienischen Geld; seine Kirchen und seine herrlichen Anstalten sind von den Gaben der weiten christlichen Welt erbaut und dotirt worden, gewiß nicht zu dem Zwecke, damit sie nachher einer räuberischen Regierung anheimfallen sollten. Gerade auch aus Deutschland ist fast ein Jahrtausend hindurch viel deutsches Geld nach Rom geflossen — nun macht sich ein Kuckuck breit im fremden Neste.

Rom ist die Hauptstadt der katholischen Welt, nimmermehr die eines einzelnen Landes. „Es vereinigt in sich,“ wie der „Osserv. Rom.“ sagt,

[1] Sie sagen stets „Itaglia“ und sind deßhalb zum Kinderspotte geworden.

„alle Bedingungen, die sich nur für die Hauptstadt der katholischen Welt wünschen lassen. Hier findet sich der Glanz ruhmvoller Erinnerungen, weßwegen die Völker von jeher die ewige Stadt als Metropole der Christenheit und als Mutter der Civilisation betrachteten. Hier erinnert jeder Stein, jedes Denkmal an die Religion, an das Blut der Martyrer, an die hohe Weisheit der Päpste, an die Tugenden so vieler Heiligen. Das Grab des Apostelfürsten macht Rom zum natürlichen Sitze seiner Nachfolger; das Grab des Heidenapostels Paulus wendet die Augen aller Christen auf sich. Und diese Stadt ist groß und weit genug, sie zieht schon seit so vielen Jahrhunderten die Geister der ganzen Erde an, welche gewohnt sind, von ihr das sittliche Gesetz, die Regel des Glaubens, die letzte Entscheidung in ihren sämmtlichen Gewissensfragen zu empfangen." [1]

Noch ist die Gewaltthat an Rom förmlich von keiner einzigen Regierung anerkannt worden; alle Staaten sind vollkommen frei, ihren Einspruch zu erheben im Namen des Rechts, des Staatsinteresses, des Königthums, des Gewissens der Katholiken, welche Rom als ihre gemeinsame Hauptstadt zurückfordern.

Zwar hört man in der Gegenwart, da in so vielen Ländern die Umsturzpartei herrscht, wenig auf die Wünsche der Christen. Aber die Revolution bleibt nicht immer oben, die Kinder der Kirche nicht immer verachtet. Die menschliche Gesellschaft stützt sich nicht auf Bajonette, sondern auf Recht und Gerechtigkeit, auf Religion und Sittlichkeit. Noch ist es möglich, daß Österreich, Frankreich und Spanien neu erstehen und sich auf ihre christliche Vergangenheit besinnen. Dann aber muß das geraubte Rom herausgegeben werden.

Unsere italienischen Glaubensbrüder haben ausgerechnet, daß Rom schon fünfzigmal dem Oberhaupte der Christenheit genommen, aber jedesmal zurückgegeben war. Wir hoffen, daß es auch jetzt wieder so kommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

[1] S. die Broschüre: „Rom als Hauptstadt von Italien", S. 42.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

---

6. Die ersten Opfer.

Als erstes Opfer der Titus-Oates-Verschwörung fiel ein katholischer Banquier, Namens Stalay; er wurde zwar nicht gerade der Verschwörung wegen angeklagt, aber indirect war doch die öffentliche Aufregung, in welche die Märchen des Titus Oates die Hauptstadt versetzt hatte, die Ursache seines Todes. Ein gewisser Castairs, ein schottischer Gauner, wählte sich den wohlhabenden Mann für eine Erpressung. Als der Banquier eines Tages in einem Gasthause in Covent Garden zu Mittag speiste, setzte sich Castairs in seine Nähe. Dabei wollte der Schotte von dem Banquier in französischer Sprache die Worte gehört haben: der König sei ein Schurke und verfolge das Volk Gottes, und er selbst wolle ihn erstechen, wenn sich kein Anderer hierfür finde. Castairs schrieb diesen Satz auf einen Zettel und begab sich am folgenden Tage zu dem Banquier, dem er bedeutete, er werde diese Worte gegen ihn vor Gericht beschwören, wenn er ihm nicht zweihundert Pfund Sterling gäbe. Stalay war über die Frechheit des Burschen empört und jagte ihn, auf seine Unschuld vertrauend, fort. Sogleich wurde er aber auf die Anzeige des Schotten hin verhaftet, fünf Tage später vor Gericht gestellt, und da Castairs und dessen Helfershelfer gegen ihn schwuren, zum Tode verurtheilt. Umsonst machte er geltend, wie unglaublich es sei, daß ein so besonnener Mann, wie er, in so aufgeregter Zeit an einem Orte, wo die französische Sprache so bekannt sei, sich solcher Ausdrücke bedienen sollte. Noch fragten ihn die Richter, ob er keine Kenntniß von der Verschwörung habe; er stellte es entschieden in Abrede und läugnete wiederum, irgend jemals die hochverrätherischen Worte ausgesprochen zu haben, um derentwillen man ihn zum Tode verurtheilt hatte. Am 26. November wurde er zu Tyburn gehängt; er starb gottergeben und mit dem letzten Athemzuge seine Unschuld betheuernd.

Der nächste, welcher das Schaffot bestieg, war Edward Coleman, der Secretär der Herzogin von York. Dieser Mann hatte sich den Haß der protestantischen Partei und der fanatisirten Menge ganz besonders

zugezogen. Was man dem Herzog selbst und seiner katholischen Gemahlin nicht offen zur Last zu legen wagte, das schrieb man ungescheut dem Secretär der königlichen Hoheiten zu. Coleman war der Sohn eines anglikanischen Geistlichen aus der Grafschaft Suffolk, hatte seine Studien in Cambridge gemacht und war dann in den Schooß der katholischen Kirche zurückgetreten. Er zeichnete sich nun durch einen großen Eifer für die wahre Religion aus, der, wie es bei Convertiten nicht selten der Fall ist, nicht immer von der nöthigen Klugheit gelenkt wurde. Natürlich setzte er die größten Hoffnungen für die Bekehrung Englands auf die Thronbesteigung seines Herrn, des Herzogs von York, und scheute sich auch keineswegs, von solchen Hoffnungen unnöthigerweise in seinen Briefen in's Ausland, z. B. an Père Lachaise, dem er häufig schrieb, zu sprechen. Daß er aber die Verwirklichung solcher Hoffnungen von einem Verbrechen erwartete, ist sowohl durch seinen eigenen Charakter als durch den seiner Herrschaft ausgeschlossen. Coleman war einer der Ersten, welche Titus Oates verhaften ließ. In der That mußte sich in den Schriften dieses Mannes der Beweis der vorgeblichen Verschwörung finden lassen, wenn eine solche bestand. Man entdeckte aber weiter nichts, als allgemeine Redensarten von der Hoffnung auf bessere Tage und von einem Fürsten, der in der Hand Gottes das Werkzeug eines glücklichen Umschwunges sein sollte. Und auf diese harmlosen Worte hin wurde er auf Leben und Tod angeklagt. Er habe seine übrige Correspondenz verbrannt, sagte der Kläger; und wenn nun in den erhaltenen Briefen sich schon so offenbar hochverrätherische Worte fänden, was müsse dann erst in den zerstörten Briefen gestanden haben? Oates und Bedloe traten als Zeugen mit ihrer gewohnten Unverfrorenheit wider ihn auf. Oates sagte, Coleman sei Mitverschworener gegen das Leben des Königs, er habe in Irland eine Empörung angezettelt und vom General der Gesellschaft Jesu das Versprechen eines Staatssecretariates angenommen. Coleman entgegnete, Oates habe ihn ja bei der ersten Confrontation vor dem geheimen Rathe nicht einmal erkannt; er habe ihn ferner von allen den schweren Verbrechen, deren er ihn jetzt beschuldige, keines einzigen geziehen, und doch hätte er das damals thun müssen; endlich machte sich der Angeklagte anheischig, zu beweisen, daß er vom 15.—31. August nicht in London gewesen sei, also auch nicht der vorgeblich am 21. August stattgefundenen Berathung habe beiwohnen können. Dieser wohlgefügten Vertheidigung hatte Oates nur elende Ausflüchte entgegenzustellen; er habe ihn damals wegen des Kerzenlichtes

und wegen seiner Perrücke nicht gleich erkannt, und er sei so müde gewesen, daß er sich an die eigentlichen Klagepunkte nicht erinnert habe. Auf den angebotenen Alibi-Beweis ließ man sich, wie bei den folgenden Processen, nicht ein. Bedloe gegenüber konnte Coleman nur feierlichst betheuern, daß er ihn seines Wissens früher nie gesehen.

Der Oberrichter legte in seiner Rede an die Jury durchaus kein besonderes Gewicht auf das Zeugniß der beiden Schufte; dafür hob er hervor, daß Coleman die Einführung des Papismus in England gewünscht und betrieben habe, sei aus seinen Briefen erwiesen. Das sei Landesverrath, denn ein solcher Mensch wolle England unter die Gewalt des Papstes bringen. Und wenn es auch nicht klar liege, ob er diesen Zweck durch offene Gewalt und Einmischung einer äußeren Macht, oder nur durch Auflösung des Parlamentes und gesetzliche Mittel erreichen wollte, so sei doch das Erstere anzunehmen. Und darauf hin wurde Coleman zum Tode des Hochverräthers verurtheilt. Umsonst betheuerte er nochmals seine Unschuld an einer Verschwörung gegen den König. Als man ihm aber volle Begnadigung zusicherte, wenn er nur das vorgebliche Complott eingestehen wolle, verschmähte er, sein Leben durch eine Lüge zu retten, und bestieg muthig den 3. December das Blutgerüst. Von ihm aus sprach er also zu dem unabsehbaren Volke:

„Man meinte, ich würde reden und eine gewaltige Verschwörung eingestehen. Ob ich jetzt das Glück haben werde, mehr Glauben zu finden, als bisher, weiß ich freilich nicht; ich erkläre aber feierlich auf das Wort eines Sterbenden hin, daß ich absolut keine Mitwissenschaft besitze, noch weiß ich etwas von dem Plane eines Aufstandes, von dem beabsichtigten Sturze der Regierung, von Aufruhr und Empörung, von der Abschaffung der bestehenden Verfassung, von einem Attentate auf den König. Niemals habe ich daran gedacht, durch solche Mittel jene Religion zu fördern, zu deren fanatischem Eiferer man mich machen will. Ich danke Gott, daß ich ihr angehöre, und erkläre, daß ich für sie sterbe, und ich bin nicht der Ansicht, daß sie den König oder die Verfassung schädige. Als römischer Katholik, der ich jetzt schon seit Jahren bin, weise ich die Lehrmeinung von der Erlaubtheit des Königsmordes zurück, von der Einige mit Unrecht behaupten, die Kirche habe sie zur Förderung ihrer Interessen aufgestellt, und ich sage, ich verabscheue eine solche Lehre."

Hier unterbrach der Sheriff den Verurtheilten mit der Bemerkung, wenn er ein Geständniß ablegen wolle, so möge er es thun, sonst sei

keine Zeit mehr zum Reden. Coleman wiederholte die Betheuerung seiner Unschuld, erklärte, die Zeugen, welche wider ihn schwuren, hätten ihm Unrecht gethan, und auch an der Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's sei er unschuldig. „Dann wurde," so schließt der gedruckte Bericht seiner Hinrichtung, „nach einigen stillen Gebeten und Stoßseufzern das Urtheil an ihm vollzogen; er wurde gehängt, noch lebend abgeschnitten, seine Eingeweide verbrannt und seine Leiche geviertheilt." Der Fanatismus hatte sein Opfer, aber dasselbe sättigte seine Gier keineswegs: er schrie jetzt nur um so lauter nach dem Blute der Priester und Jesuiten.

Am gleichen Tage, an welchem Coleman also dem Hasse gegen den katholischen Glauben zum Opfer fiel, starb im Gefängnisse der Newgate P. Eduard Mico (**alias** Hervey und Baines), der Secretär (Socius) des englischen Jesuiten-Provinzials. Wir haben oben S. 170 erzählt, wie Oates die beiden Schwerkranken aus ihren Betten im spanischen Gesandtschafts-Hotel in den Kerker schleppen wollte, wie sich aber der Sheriff damit begnügte, die Krankenzimmer vorläufig mit Wachtposten zu besetzen. Die Soldaten hatten den Gefangenen mit Kolbenstößen arg zugerichtet, so daß sein Leib mit Quetschungen ganz bedeckt war. Sobald sein Zustand es erlaubte, schlugen sie ihn in schwere Fesseln und führten ihn nach der Newgate. Vorher hatte P. Hamerton den Muth, die beiden kranken Mitbrüder und so manche Andere, welche da und dort in London versteckt waren, beinahe täglich zu besuchen. „Ich besuchte sie täglich," erzählt er in einem eingehenden Berichte, dessen Original früher in der Bibliothek des Collegs von Bruges aufbewahrt wurde, „und obschon P. Whitbread und P. Mico von einer Wache von zwölf Soldaten umringt waren, unterließ ich nicht meine täglichen Besuche. Oft kam ich als Edelmann gekleidet, oft im Anzuge eines Apothekerlehrlings, ein Arzneiglas in meiner Hand und eine Schürze vorgebunden. So verkleidet, trat ich mit großer Zuversicht in ihre Krankenzimmer, und obschon der Wachtposten an der Thüre stand, hörte ich ihre Beichten und unterhielt mich, je nach Gelegenheit, gemüthlich mit ihnen, und das that ich, bis man sie nach der Newgate überführte." — P. Mico war ein durch seine Tugend ausgezeichneter Ordensmann; er stammte von sehr angesehenen Eltern aus der Grafschaft Essex, wo er 1630 geboren wurde. Als Knabe besuchte er das Colleg von St. Omer, kam 1647 nach Rom und trat zu Watten 1650 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Im Jahre 1666 legte er seine feierliche Profeß ab, kam bald nachher nach

England und verwaltete daselbst unter den drei sich folgenden Provinzialen: Gray, Strange und Whitbread, das Amt des Secretärs — ein Beweis für die hohe Meinung, welche die Obern von seiner Tugend und Klugheit hatten. Noch krank in den Kerker geführt, brachen seine letzten Kräfte rasch zusammen. Am 8. December fand man ihn, von der Last seiner Ketten erdrückt, todt auf seinen Knieen. Gar zu gerne hätte man das Gerücht verbreitet, der Jesuit habe sich vergiftet, um sich kein Geständniß erpressen zu lassen; aber die Untersuchung der Leiche stellte die wahre Todesursache heraus. Er war mehr in Folge der Mißhandlungen gestorben, als durch das Fieber erschöpft. Dieser Befund hinderte aber keineswegs, daß sich die Sage verbreitete, der Jesuit sei aus Ärger über das Mißglücken der Verschwörung an der Schwindsucht gestorben.

Wenige Tage später verschied in einem andern Kerker Londons, im Gatehouse bei Westminster, ein Mitbruder P. Mico's, der Kaplan des Herzogs von York, P. Mumford, der uns schon früher einmal im Laufe dieser Verschwörungsgeschichte begegnete. Man wird sich erinnern, wie Oates ein Paket gefälschter Briefe von London nach Windsor sandte und wie P. Mumford das Glück hatte, dieselben aufzufangen. Obschon der König den Jesuiten jeden Verdachtes ledig sprach, hatte er doch die Schwäche, denselben einkerkern zu lassen, und er würde zweifelsohne aus dem Gefängnisse vor Gericht und vom Gerichte zum Galgen geführt worden sein, wie seine übrigen Mitbrüder, wenn nicht der Tod sein Leiden abgekürzt hätte! Am 3. November wurde er in das Gatehouse gebracht. Die harte Behandlung und die schlechte Kerkerluft raffte den schon bejahrten und gebrochenen Mann in kurzer Zeit weg. P. Thomas Mumford (alias Downes und Bedingfield), geb. 1617, stammte, ähnlich wie P. Mico, von vorzüglichen katholischen Eltern, die den Knaben frühzeitig nach St. Omer sandten, von wo derselbe nach Spanien in das englische Colleg von Valladolid ging und dort 1639 in die Gesellschaft Jesu eintrat. Philosophie studirte er zu Lüttich, Theologie zu Pont-à-Mousson in Lothringen und wirkte dann in verschiedenen Ordenshäusern Belgiens. 1671 wurde P. Mumford Kaplan des Herzogs von York, den er an Bord des Admiralschiffes im Seekriege mit den Holländern begleitete, bei welcher Gelegenheit er seltene Beweise von Muth und Seeleneifer gab. Er starb fromm im Herrn den 21. December 1678. Bezeichnend für die unbegreifliche Leichtgläubigkeit der englischen Behörden jener Tage ist die Bemerkung, welche der Schreiber der litterae annuae beifügt: „Obschon das Gefängniß, in welchem P. Mum-

ford starb, ganz in der Nähe des Parlamentsgebäudes liegt und sein Tod allgemein bekannt war, verbreitete sich doch 18 Monate später das Gerücht, er sei am Leben und arbeite in der Grafschaft Nottingham mit Aufbietung aller Kräfte am Siege der Verschwörer. Daraufhin sandte das Privy Council (!) einen Friedensrichter zu seiner Verhaftung, und dieser durchzog die Grafschaft nach allen Richtungen und griff endlich einen Ehrenmann auf, welchen er dem gaffenden Volke als P. Bedingfield (Mumford) zeigte."

7. Die Gerichtsverhandlung vom 17. December.

Am 17./27. December 1678 drängten sich alle Stände Londons in die Hallen der Old Bailey, des berühmten Gerichtshauses, das bis vor wenigen Jahren der Schauplatz unzähliger Verhandlungen auf Leben und Tod war. Der Jesuiten-Provinzial Whitbread, die Patres Ireland und Fenwick, der Benedictiner-Laienbruder Pickering und John Grove (vielleicht Laienbruder der Gesellschaft Jesu) sollten vor den Schranken eines eigens hierfür bestellten Gerichtshofes erscheinen und sich über die uns bekannte ungeheuerliche Anklage des Titus Oates rechtfertigen.

Man hatte sich aber wohl gehütet, den Angeklagten die Gelegenheit zu einer gerechten Vertheidigung zu gewähren: ihre Verurtheilung war ja zum Voraus beschlossene Sache; die Formen des Gerichtes sollten den Mord nur decken und den Opfern in den Augen der katholischen Mitwelt womöglich die Palme des Martertodes entwinden. Während also die vom Parlamente eingesetzte Commission alle Zeit hatte, das riesige Material, welches bei der plötzlichen Verhaftung des Provinzials und Procurators der Jesuiten dem Gerichte in die Hände gefallen war, sämmtliche Bücher, Schriften, Correspondenzen, Rechnungen u. s. w. zu durchforschen; während die gewandtesten Advocaten die Anklage übernahmen; während große Belohnungen zum Zeugnisse wider die Angeklagten aufforderten und der Haß der fanatisirten Menge auch ohnehin dem Gerichte zu Hilfe kam: verweigerte man den zur Schlachtbank bestimmten Opfern den Beistand eines Rechtskundigen, ja sogar Zeit und Mittel, die nothwendigsten Schutzzeugen vorzuladen. Dieser einzige Umstand für sich hätte genügen müssen, der ganzen Verhandlung von vornherein den Stempel der Ungerechtigkeit aufzudrücken.

An der Spitze des Gerichtshofes stand ein gewisser Sir William Scroggs. Die Geschichtschreiber sind über den Charakter dieses Lord Ober-

richters einig. Das Bild, welches Burnet von dem Manne entwirft, faßt ihr Urtheil also zusammen: „Der damalige Lord Oberrichter war Sir William Scroggs, ein Mann, der seinen Ruf viel mehr der Zungenfertigkeit als der Gelehrtheit oder irgend einer moralischen Tugend verdankte. Sein Lebenswandel war schamlos lieberlich und sein Vermögen ganz unbedeutend. Die Gunst des Earl of Danby hatte ihn zuerst zum Richter und später gar zum Oberrichter ernannt, und es war mehr als traurig, einen so verkommenen, unwissenden und mittellosen Menschen zu einer so hohen Stelle erhoben zu sehen. Da dieser Mann nun die gewaltige Strömung der öffentlichen Meinung (bei der Angelegenheit des Titus Oates) wohl bemerkte, nahm er sich des Processes mit so viel Eifer und Dreistigkeit an, daß er der Liebling des Pöbels wurde. Als er aber später sah, daß er sich so um die Gunst des Königs schlecht verdient mache, ließ er in seinem Eifer sichtlich nach. . . . Doch gab er sich bei allen Gerichtsverhandlungen in schamloser Weise jede Mühe, die Verurtheilung der Angeklagten herbeizuführen."

Die Jury war aus zwölf Mitgliedern des Adels und der Gentry zusammengesetzt, darunter die Barone Sir W. Roberts, Sir Philipp Matthews und der Ritter Sir Charles Lee. Die Anklageacte fußte auf der „wahrhaftigen Erzählung" des Titus Oates und hatte natürlich einen sehr großen Umfang; die Hauptpunkte bildeten: Landfriedensbruch, Empörung, Umsturz der zu Recht bestehenden Religion, Einführung des römischen Götzendienstes, Ermordung des Königs und behufs dessen die Theilnahme an einer Versammlung, welche am 24. April (1678) in der Pfarrei St. Giles-in-the-Fields in Middlesex abgehalten wurde, und woran sich noch eine Reihe anderer bis jetzt unbekannter Verschwörer betheiligt hätten. Auf diese Anklageacte gründeten die Advocaten der Krone, Sir Samuel Baldwin und Mr. Finch, ihre Reden, in denen sie ganz besonders hervorhoben, es handle sich weder um den priesterlichen Charakter der Angeklagten, noch um ihre Religion, sondern einzig um Hochverrath und Königsmord. Die Angeklagten könnten sich also nicht damit schmeicheln, als Martyrer zu sterben. Dann beschwor Oates nochmals die Punkte seiner „wahrhaftigen Erzählung" und namentlich den Umstand, daß er am 24. April auf der Provinzialversammlung gegenwärtig gewesen sei.

Wie Oates seinerzeit in St. Omer hörte, hatte wirklich an dem angegebenen Tage die von den Ordens-Constitutionen für alle drei Jahre vorgeschriebene Berathung der englischen Professen stattgefunden. In

derselben muß ein Bevollmächtigter (Procurator) gewählt werden, der nach Rom zu gehen hat, um dem P. General mündlich über den Stand der Provinz Bericht zu erstatten. Diese Versammlung hatte stattgefunden, aber nicht in der „White Horse Tavern" am Strand, wie Oates beschwor, sondern im Palaste des Herzogs von York, wovon der Meineidige glücklicherweise keine Ahnung hatte. Die Angeklagten aber, die mit der Erhärtung dieses einzigen Umstandes den Titus Oates des Meineides hätten überführen können, hatten den Edelmuth, lieber auf das Blutgerüst zu steigen, als den Thronfolger und damit die Hoffnungen der katholischen Kirche in England in ihren Proceß zu verwickeln. Statt dessen wollten sie den Beweis führen, daß Oates zu der angegebenen Zeit im Colleg zu St. Omer war. Hunderte von Augenzeugen konnten das beweisen. Wir werden aber sehen, wie das Gericht das Zeugniß der Zöglinge und Professoren des Collegs, obschon es durch die Behörden von St. Omer als authentisch erklärt war, nicht zuließ.

Als Oates mit seinem Berichte zu Ende war, dem natürlich das Gericht und die Zuhörerschaft in athemloser Spannung lauschte, gab der Lord Oberrichter P. Whitbread die Erlaubniß, zu seiner Vertheidigung zu sprechen und Fragen an den Zeugen zu stellen. Man wird sich erinnern, wie Oates den todkranken Pater aus seinem Bette in's Gefängniß schleppen wollte, wie sich aber der Sheriff mit strenger Bewachung desselben begnügte. Sobald die Todesgefahr vorüber war, erschien ein Comité des Hauses der Gemeinen an dem Krankenbette und versuchte den noch Sterbensschwachen in einem Netze listiger Fragen zu fangen. Der Provinzial antwortete mit ungebrochener Seelenstärke: „Was meinen religiösen Stand betrifft, so erkläre ich, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu und der Provinzial der englischen Ordensprovinz zu sein. Wenn man mir dieses als Verbrechen anrechnen kann, so hoffe ich hinlänglich zu genesen und die nöthigen Kräfte zu erlangen, um am Galgen dafür zu sterben. Was aber irgend eine Verschwörung angeht, so erkläre ich feierlich und ohne jeden Vorbehalt, daß ich von keiner weiß, und bin auch, kraft meiner intimen Kenntniß aller Vorkommnisse und Personen, vollständig überzeugt, daß sämmtliche Mitglieder meines Ordens ebenso schuldlos sind." Das war die Antwort, die er dem Hause der Gemeinen gab. Einige Tage später wurde er in einer Sänfte, weil er noch nicht gehen konnte, in das Gefängniß der Newgate gebracht, und nun stand er, noch immer krank und elend, vor dem Gerichte.

„Mylord," begann der Provinzial seine Vertheidigung, „meine Gesundheit ist so erschüttert und zweifelhaft, daß schon dieser Umstand mich vor jeder Lüge bewahren wird. Wir müssen den Gegenbeweis liefern, und ich weiß recht wohl, daß es viel schwieriger ist, Klagen zu widerlegen, als zu erheben. Ein Mensch kann ja mit leichter Mühe, was ihm beliebt, durch einen Eid erhärten, vorausgesetzt, daß er sein Seelenheil dafür wagen will. Aber wahrlich, in der Gegenwart des allmächtigen Gottes, vor welchem ich erscheinen muß, kann ich mit aller Zuversicht behaupten, daß von dem Zeugen auch keine drei wahren Worte vorgebracht wurden."

Hier unterbrach der Lord Oberrichter die feierliche Betheuerung des Angeklagten, von welcher er vielleicht dennoch fürchtete, sie möchte nicht ohne Eindruck auf die Zuhörerschaft sein, in der frivolsten Weise:

„‚Hören Sie mal,' rief er P. Whitbread zu, ‚wenn Sie uns nur zuerst beweisen wollten, daß Sie keine Dispens haben, Gott zum Zeugen für eine Lüge aufzurufen!' — P. Whitbread: ‚Mylord, ich betheure meine Aussage mit jedem nur möglichen Proteste!' — Lord Oberrichter: ‚Aber wenn Sie einer Religion angehören, welche für alle Eide, Sacramente, Protestationen und Falschheiten, die es auf Erden gibt, Dispensen hat: wie können Sie dann erwarten, daß wir Ihnen Glauben schenken?' — P. Whitbread: ‚Derartige Dispensen sind mir unbekannt.' — Lord Oberrichter: ‚Das wird sich gleich finden, noch bevor die Verhandlung zu Ende ist.' Oates sagte, P. Whitbread habe vom Apostolischen Stuhle die Vollmacht erhalten, Offizierspatente für die vorgebliche Empörung unter seinem Provinzialssiegel auszustellen. Daran anknüpfend, fragte nun der Lord Oberrichter: ‚Überlegen Sie wohl, was Sie sagen: Sind Sie nicht Provinzial der Jesuiten? Wie?' — P. Whitbread: ‚Das kann ich nicht in Abrede stellen, Mylord.' — Lord Oberrichter: ‚Also hat der Zeuge mehr als drei wahre Worte vorgebracht!'"

Mit solchen schlechten Witzen, die nur auf das Beifallsgelächter der Menge berechnet waren, suchte der Richter die feierlichen Betheuerungen eines Mannes zu entkräften, der wohl wußte, daß er am Ende seines Lebens stehe. Wenn sich dagegen die meineidigen Zeugen in Widersprüche verwickelten, was oft genug geschah, war Sir William Scroggs stets bereit, ihre Worte „billig" auszulegen und zu entschuldigen. Um Titus Oates als Lügner zu entlarven, hatten sich die Patres sofort anheischig gemacht, den Beweis zu erbringen, daß derselbe im April und Mai im Colleg zu St. Omer verweilte, daß er also zu dieser Zeit nicht, wie er beschworen hatte, in London bei der Provinzial-Congregation sein konnte. Man hatte den Angeklagten keine Zeit gelassen, Augenzeugen von dort zu berufen. Das mit zahlreichen Unterschriften versehene und mit dem Amtssiegel der Behörden von St. Omer bekräftigte Zeugniß wurde von

Scroggs mit den Worten abgefertigt: „Ich weiß nicht, was Sie nicht Alles von St. Omer bekommen können, oder was Sie nicht Alles ‚authentisch‘ nennen.“ Und auf die Frage P. Fenwicks, ob denn Se. Lordschaft meine, es gäbe außer England keine Gerechtigkeit, brach er kurz mit der Bemerkung ab, ein solches Zeugniß könne und dürfe hier nicht zugelassen werden. Dem wiederholten Einwande, es sei ja mit dem Amtssiegel der dortigen Behörden versehen, begegnete er mit der Bemerkung: „Sie müssen nach den Gesetzen Englands abgeurtheilt werden, und es ist nicht englischer Gebrauch, ein derartiges Document außer Landes zu senden.“ Damit war auf diesem Punkte jede weitere Vertheidigung abgeschnitten; wie sich das Gericht benahm, als bei dem folgenden Processe zahlreiche Augenzeugen aus St. Omer vorgeführt wurden, ist später zu erzählen.

Doch hatten die beiden Zeugen Oates und Bedloe der Unschuld und Seelenruhe der Angeklagten gegenüber keinen ganz leichten Stand. Der Letztere wurde im Kreuzverhöre von den PP. Whitbread und Fenwick so gedrängt, daß er zu der Ausrede seine Zuflucht nahm, er kenne sie nicht persönlich und seine Aussagen beruhen nur auf Hörensagen. Dieses Geständniß drohte den ganzen Bau der Anklage umzuwerfen, indem das Gesetz bei der Hochverrathsklage zwei Augenzeugen verlangt. Die Verlegenheit der Kronanwälte und des Lord Oberrichters war nicht gering. Um den schlimmen Eindruck zu verwischen, ersuchte Scroggs den fassungslosen Zeugen, der unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen entlassen zu werden wünschte, sich zu setzen und etwas auszuruhen, während der Kronanwalt Sir Samuel Baldwin einen Hauptschlag gegen die Angeklagten führte.

Man erinnere sich, daß bei der Verhaftung des Provinzials und seines Secretärs (Socius) die Bücher, Schriften, Correspondenzen u. s. w. der Jesuiten dem Gerichte in die Hände gefallen waren. Hätte auch nur die Spur einer Verschwörung vorgelegen, man hätte sie in diesen zahlreichen Documenten finden müssen, indem sogar die Protocolle der Provinzial-Congregation sich unter den confiscirten Büchern befanden. Und unter diesem riesigen Material fand sich ein einziger, unschuldiger Brief, den die Advocaten zu einem „Beweismittel“ aufzubauschen verstanden. Es ist die einfache Einladung an einen Pater, an der Provinzial-Congregation theilzunehmen. Wir wollen das Document wörtlich übersetzen:

„23. Februar 1678. Dieses meinem verehrten Freunde, Mr. William Tunstall zu Burton. Verehrter und theurer Herr! Die Zeit erlaubt mir nicht, mehr als das Folgende an Sie zu schreiben. Vor Allem zeige ich Ihnen an, daß es unserem Meister, den Provinzial-Consultoren u. s. w., gut schien, den nächsten 21. April für den Zusammentritt unserer Congregation in London zu bestimmen, an welchem Tage alle Stimmberechtigten hier sein müssen, so daß wir am 24., am Tage nach St. Georgentag, beginnen können. Ich zeige Ihnen an, daß Sie Stimmrecht haben; wenn daher Ihre Verhältnisse Ihre Theilnahme nicht erlauben, so haben Sie es zu melden, damit Andere in Ihrer Abwesenheit eingeladen werden. Ferner ist Jedermann gebeten, nicht schon lange vor der bestimmten Zeit nach London zu eilen, noch sich viel in der Stadt herum zu zeigen, bevor die Berathung geschlossen ist, damit nicht Gelegenheit geboten werde, unsere Absicht zu vermuthen. Endlich wird Allen, welche Einladungen empfangen, Stillschweigen über Ort und Zeit dringend empfohlen; die Nothwendigkeit dafür liegt in der Natur der Sache."

Ein Postscriptum zeigte an, daß für einen besonderen Wohlthäter der Lyoner Ordensprovinz drei heilige Messen zu lesen seien. Das war das unschuldige Briefchen, welches der Lord Oberrichter der Jury jetzt als einen unwiderleglichen Beweis der Verschwörung vorlesen ließ. Der Umstand, daß das Datum mit dem von Oates vor Auffindung des Briefes angegebenen übereinstimmte, wurde zunächst als glänzende Rechtfertigung der Glaubwürdigkeit des Angebers hervorgehoben, und doch liegt auf der Hand, daß die Jesuiten nach Beendigung der Congregation kein Gewicht mehr auf die Geheimhaltung des Datums legten und daß Oates demnach dasselbe in St. Omer leicht erfahren konnte. Dann hob der Kläger natürlich hervor, wie dringend der Brief Stillschweigen auferlege: also muß es sich um einen Frevel gehandelt haben, schloß er; als ob die bestehenden Verfolgungsgesetze diese nothwendige Maßregel nicht genügend erklärten! Endlich sollte die Wendung: „damit nicht Gelegenheit geboten werde, unsere Absicht zu vermuthen", klar und deutlich den geplanten Königsmord aussprechen, während doch offenbar nur von der Absicht, die durch die Ordens-Constitutionen vorgeschriebene Provinzial-Congregation abzuhalten, die Rede war. Das Alles hoben die Angeklagten mit wiederholten Betheuerungen ihrer Unschuld hervor, allein umsonst: so unschuldig der Brief jedem unbefangenen Beurtheiler sein mußte, so verdächtig erschienen seine Ausdrücke den von Parteihaß berückten Richtern.

Gleichwohl sah sich Sir William Scroggs genöthigt, die Klage gegen die beiden PP. Whitbread und Fenwick vorläufig zurückzuziehen,

da nur Titus Oates gegen dieselben zeugte. Nach dem englischen Rechte hätte wegen Mangel an Beweisen eine Freisprechung erfolgen müssen; die Angeklagten wurden aber mit dem Befehle in das Gefängniß zurückgeführt, sie so streng als möglich zu bewachen, bis es dem Gerichte vielleicht gelinge, noch einen Zeugen aufzutreiben. Ihre Schuld sei durch das Zeugniß des Oates völlig erwiesen, und nur, um nicht gegen die rechtliche Form zu verstoßen, könne die Verurtheilung nicht vollzogen werden.

Der Provinzial und P. Fenwick wurden also mit Ketten beladen wieder in den Kerker geschleppt, um daselbst volle sechs Monate zu leiden, bis ein Zeuge sich fand, der Titus Oates mit einem Meineide zu Hilfe kam. Nach ihrer Abführung wandte sich die Gerichtsverhandlung gegen P. Ireland und seine beiden Gefährten, Pickering und Grove. Zuerst trat wiederum Oates auf und legte das folgende Zeugniß ab:

„Ich hatte vom Ordensgeneral die Erlaubniß, alle Briefe der Jesuiten zu öffnen und ihren Berathungen beizuwohnen. Dann kam ich mit neun Jesuiten nach London und wohnte Ende April ihrer Congregation bei, welche in einer Schenke, genannt zum ‚Weißen Roß‘, in dem Stadttheile Strand, an Zahl etwa 50, mehr oder weniger, zusammentrat und einen nach Rom zu sendenden Procurator erwählte. Als diese Angelegenheit beendet und die üblichen geistlichen Vorträge gehalten waren, trennten sich die Patres in fünf kleinere Kränzchen und beschlossen die Ermordung des Königs. Grove und Pickering übernahmen den Mord, der mittelst Pistolen vollzogen werden sollte; als Lohn sollten sie 6000 Goldkronen und überdieß 30 000 Messen erhalten. Der Vertrag wurde von Hervey (P. Mico) aufgesetzt und ich trug das Schriftstück von einem Kränzchen zum andern; so wurde es der Reihe nach von Allen gebilligt, unterschrieben und schließlich in ein Buch eingetragen. Nachher versammelten sich Alle in der Kapelle des Provinzials; daselbst wurde Messe gelesen und von Barton und Hervey das heilige Sacrament ausgetheilt, nachdem Alle einen Eid abgelegt und so den Plan bekräftigt hatten. Ireland war bei allen diesen Verhandlungen zugegen, billigte und unterfertigte den ganzen Plan. Überdieß entwarf Ireland um die Mitte August in Fenwicks Zimmer einen neuen Plan für den Mord des Königs. Pickering und Grove waren bei dieser Berathung zugegen und suchten wiederholt eine Gelegenheit, den König im St.-James-Park zu erschießen. Pickering verpaßte einst eine gute Gelegenheit, indem der Feuerstein seiner Pistole wackelig war, und erhielt zur Strafe für seine Fahrlässigkeit auf Befehl Harcourts (Whitbreads) 20 oder 30 Geißelhiebe. Grove goß Kugeln aus solidem Silber und brachte ihnen Kerben bei, damit die Wunden unheilbar würden.“

Bedloe hatte sich inzwischen von seiner Verwirrung und seinen „heftigen Kopfschmerzen“ erholt; er trat nun vor, um die Scharte auszu-

wetzen. Obwohl er niemals einen der Angeklagten gesehen hatte, schwor er, Ireland habe Ende August oder Anfangs September im Zimmer des P. Waring im Beisein von Grove und Pickering sich gegen das Leben des Königs verschworen, hütete sich aber wohl, den Tag genauer anzugeben. Dann bestätigte er das Zeugniß des Oates bezüglich des Mißgeschickes von Pickering und erwähnte noch drei andere Mißgriffe dieses „Königsmörders"; „einmal," sagte er, „lud er seine Pistole nur mit Pulver und vergaß die Kugel, ein anderes Mal nur mit einer Kugel und vergaß das Pulver; ein drittes Mal endlich hatte er zwar seine Mordwaffe richtig geladen, allein vergessen, Pulver auf die Zündpfanne zu schütten". Wahrlich, ungeschickter konnte der Mensch doch nicht sein, den die klugen Jesuiten zum Vollzuge ihrer Mordpläne ausersahen, und es ist nur zu verwundern, wie diese plumpe Lüge bei den Richtern und der Jury Glauben finden konnte! Der Erklärung Pickerings hätte es eigentlich gar nicht bedurft, daß er nie in seinem Leben eine Pistole in seiner Hand gehabt.

P. Ireland hatte seit mehr als einem Jahre als Procurator der englischen Ordensprovinz alle Rechnungsbücher derselben geführt. Sie lagen dem Gerichte seit seiner plötzlichen Gefangennehmung vor; in ihnen mußten sich die ungeheuren Posten, welche nach der beschworenen Angabe des Titus Oates zum Zwecke einer katholischen Schilderhebung einbezahlt waren, verrechnet finden: die 800 000 Kronen des Ordensgenerals, die 40 000 des Père Lachaise, die gleiche Summe des Provinzials von Castilien. Keine Spur hatte sich von all dem weder in den Büchern noch in den Correspondenzen des Angeklagten gefunden. Die Anwälte der Krone hatten in ihrer Klage auch keine Sylbe von diesen großen, handgreiflichen Beweisen gesprochen. Statt dessen ließen sie Bedloe und Oates die von ihnen ersonnene lächerliche Geschichte beschwören.

P. Ireland wäre es beinahe geglückt, einen vollständigen Alibi-Beweis zu führen und Bedloe des Meineides zu überweisen. Die Schwester P. Irelands hatte die muthige Liebe gehabt, zu Scroggs zu gehen und von ihm einen Besuch im Kerker ihres gefangenen Bruders zu erwirken. Es muß am Vorabende der Gerichtsverhandlung gewesen sein, denn auf die höhnische Frage des Oberrichters, warum sie die von dem Gefangenen genannten Schutzzeugen nicht herbeigerufen habe, bezeugte sie laut, es habe ihr ja nur die letzte Nacht und der heutige Vormittag zur Verfügung gestanden, während die Zeugen fast alle in Staffordshire, viele

Stunden von London, wohnten; überdieß sei ihr das Vorladen von Zeugen ein fremdes und ungewohntes Geschäft. Die muthige Jungfrau hatte aber, wie ihr Bruder ebenso laut bezeugte, in den wenigen Augenblicken gethan, was nur die aufopferndste Liebe zu vollbringen im Stande ist. Sie selbst und die greise Mutter des Angeklagten waren, trotz der Rohheit, mit welcher die dichtgedrängten Galerien sie beschimpften, muthig vor den Schranken erschienen, und es war ihr geglückt, wenigstens ein paar Zeugen aufzufinden und sie zu bewegen, der Wuth des Pöbels mit ihnen die Stirne zu bieten.

Bedloe hatte gesagt, P. Ireland habe Ende August oder Anfangs September im Zimmer des P. Waring in London sich gegen das Leben des Königs verschworen. P. Ireland behauptete dieser Aussage gegenüber, er sei diese ganze Zeit fern von London in Staffordshire gewesen. Mutter und Schwester bezeugten das einstimmig. Zunächst wurde Anna Ireland vor die Schranken gerufen. Sie sagte, ihr Bruder habe die Stadt am 3. August verlassen und sei erst 14 Tage vor Michaeli (also Mitte September) zurückgekehrt. Der Oberrichter unterwarf die Zeugin einem scharfen Verhöre; sie ließ sich aber nicht verwirren und unterstützte ihre Aussage durch ganz bestimmte Angaben. Das Zeugniß der Mutter Eleonora Ireland stimmte mit dem ihrer Tochter in jedem Punkte. Natürlich konnten Mutter und Schwester nicht als eigentliche Zeugen zugelassen werden. P. Ireland berief sich nun auf das Zeugniß eines Mr. Charles Gifford, der ihn Ende August und um den 8. September in Staffordshire gesehen habe. Da aber eine gewisse Sarah Paine, eine Dienstmagd, die ein elendes Sündenleben führte und in der Folge eines entsetzlichen Todes starb, beschworen hatte, sie habe P. Ireland am 12. oder 13. August in sein Haus gehen sehen: erklärte der Richter das Zeugniß Mr. Giffords als bedeutungslos, indem der Angeklagte ja zu der angegebenen Zeit in London und Ende August in Staffordshire sein konnte. P. Ireland sagte, es würde ihm ein Leichtes sein, Tag für Tag seine Abwesenheit von London zu beweisen, hätte er nur Gelegenheit, die Zeugen beizubringen. Auf diese Bemerkung rief der Protocollführer (Recorder): „Weßhalb haben Sie denn Ihre Zeugen nicht vorgeladen?“ — P. Ireland: „Ich hatte ja nur heute Morgen Gelegenheit!“ — Protocollführer: „Seine Schwester hätte sie vorladen sollen.“ — Anna Ireland: „Ein gewisser Engletrap und Harrison, welche mit ihm nach Staffordshire reisten, versprachen mir, zu erscheinen.“

Da erhob sich Oates und wiederholte, Ireland sei zu der angegebenen Zeit in der Stadt gewesen. Der Lord Oberrichter wies die Jury darauf hin, diese Angabe werde von drei geschworenen Zeugen: Oates, Bedloe und Sarah Paine, übereinstimmend gemacht, und Oates hatte die Frechheit, noch bestimmter zu behaupten, er habe von dem Angeklagten am 1. oder 2. September in London 20 Shilling erhalten. Bei einer folgenden Gerichtsverhandlung, da es zu spät und P. Ireland bereits hingerichtet war, wurde diese Angabe Oates', wie wir sehen werden, als evidenter Meineid erwiesen. Und auch jetzt hatte der Lord Oberrichter Mühe genug, den Zeugen der Krone zu retten. Wir wollen die folgende Scene unverkürzt aus dem Gerichtsprotocoll mittheilen:

„Anna Ireland rief: ‚Hier ist Harrison, ein Kutscher, der mit dem Angeklagten nach Staffordshire reiste.' — Lord Oberrichter: ‚Gut. Was sagen Sie, Freund? Kennen Sie Mr. Ireland?' — Harrison: ‚Ich habe den Mann früher nie in meinem Leben gesehen; aber ich traf ihn zu St. Albans.' — Lord Oberrichter: ‚Wann?' — Harrison: ‚Am 5. August. Dort traf ich ihn und begleitete ihn auf einer Reise bis zum 16. August.' — Lord Oberrichter: ‚Was für ein Wochentag war es?' — Harrison: ‚Ein Montag.' — Lord Oberrichter: ‚Kam er an diesem Tage von London?' — Harrison: ‚Das kann ich nicht sagen; aber ich traf ihn dort.' — Lord Oberrichter: ‚Um welche Zeit?' — Harrison: ‚Gegen Abend.' — Lord Oberrichter: ‚Wo trafen Sie ihn in St. Albans?' — Harrison: ‚Im Gasthaus zum Ochsen, wo wir übernachteten.' — Lord Oberrichter: ‚Mr. Ireland, Sie behaupten, Sie hätten London am Samstag verlassen. Und Sie waren bis Montag in St. Albans?' — P. Ireland: ‚Nein. Ich ging an jenem Tage nach Standon und schlief daselbst Samstag und Sonntag Nacht; am Montag ging ich dann nach St. Albans.' — Lord Oberrichter: ‚Was, von dort?' — P. Ireland: ‚Ja, Mylord!' — Lord Oberrichter: ‚Weßhalb gingen Sie dorthin? Lag es denn an Ihrem Wege?' — P. Ireland: ‚Ich ging dorthin, um mit Sir John Southcot und seiner Gemahlin die Reise zusammen zu machen.' — Lord Oberrichter: ‚Wie wußten Sie, daß dieselben dorthin kamen?' — P. Ireland: ‚Ich hörte, sie würden dort Mylord und Lady Aston treffen.' — Lord Oberrichter: ‚Was, Montag Abend?' — P. Ireland: ‚Ja, Mylord!' — Harrison: ‚Von dort reiste ich mit ihm nach Tixwell (Tixhall) zu Mylord Astons Haus. Dort waren wir Alle zusammen.' — Lord Oberrichter: ‚Sind Sie Mylord Astons Kutscher?' — Harrison: ‚Nein, Mylord, ich war Sir John Southcots Diener.' — Lord Oberrichter: ‚Wie kam es denn, daß Sie mit ihnen reisten?' — Harrison: ‚Mylord Aston ist Mylady Southcots Bruder.' — Lord Oberrichter: ‚Wie lange waren Sie in der Gesellschaft des Angeklagten?' — Harrison: ‚Vom 5. bis 16. August; dann war ich mit ihm in West-Chester.' —

Richter Atkins: ‚Sie hatten bis jetzt noch keine Sylbe von West-Chester gesagt!‘ — P. Ireland: ‚Mylord, ich muß meine Reise doch Punkt für Punkt erzählen!‘ — Lord Oberrichter: ‚Vorher sagten Sie, Sie seien den ganzen August in Staffordshire gewesen; geschwind, wie lösen Sie diesen Widerspruch?‘ — P. Ireland: ‚In Staffordshire und seiner nächsten Umgebung.‘ — Lord Oberrichter: ‚Sie, Zeuge, in wessen Dienst stehen Sie?‘ — Harrison: ‚Im Dienste Sir John Southcots.‘ — Lord Oberrichter: ‚Wer brachte Sie her?‘ — Harrison: ‚Erst letzte Nacht bekam ich die Einladung und erschien!‘ — Lord Oberrichter: ‚Machte denn nicht Sir John Southcot selbst diese Reise mit?‘ — Harrison: ‚Ja, Mylord, er reiste mit.‘ — Lord Oberrichter (zu Anna Ireland): ‚Dann hätten Sie besser Sir John Southcot selbst vorgeladen!‘ — Anna Ireland: ‚Ich habe es gethan. Aber es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas thun mußte, und wußte es nicht recht anzugreifen.‘ — P. Ireland: ‚Sie hat die Vorladungen rein auf gut Glück getroffen.‘ — Lord Oberrichter: ‚Aber weßhalb schickte sie denn nicht an Sir John selbst eine Vorladung?‘ — P. Ireland: ‚Sie wußte ja nicht, wo Sir John zu treffen sei.‘ — Lord Oberrichter: ‚Hat man Sie denn nicht aufgefordert, Ihre Schutzzeugen beizubringen?‘ — P. Ireland: ‚Jawohl, ich wurde ausdrücklich aufgefordert, aber man bewilligte mir dafür keinen Fetzen Papier!‘ — Lord Oberrichter (zu Harrison): ‚Was war das für eine Stadt in Staffordshire? Geschwind, Geselle, sag' es!‘ — Harrison: ‚Es war Tixwell bei Mylord Aston. Da hielten wir uns drei oder vier Tage auf; dann reisten wir nach Nantwich und weiter nach West-Chester.‘ — Lord Oberrichter: ‚Waren Sie nicht mit ihm auch in Wolverhampton?‘ — Harrison: ‚Nein, Mylord, ich war nicht dort; ich verließ ihn zu West-Chester.‘ — P. Ireland: ‚Mylord, zu Wolverhampton war ich in der Gesellschaft des Mr. Charles Gifford; da steht er und kann es bezeugen.‘ — Lord Oberrichter: ‚Nun, Herr, was haben Sie zu sagen?‘ — Mr. Gifford: ‚Mylord, ich sah ihn dort einen oder zwei Tage nach St.-Bartholomäus-Tag (also am 25. oder 26. August); er blieb dort bis zum 9. September. Am 7. September sah ich ihn abermals, und ich könnte 20 und nochmals 20 Zeugen beibringen, die ihn dort sahen. Er sagte dann, er beabsichtige, jetzt nach London zu gehen. Am 9. kam ich wieder hin und fand ihn noch dort. Das ist Alles, was ich zu sagen habe.‘“

P. Ireland fügte bei, ein gewisser William Bawdrell könne diese Aussage bestätigen, wenn man ihm nur Zeit gäbe, denselben vorzuladen. Das Zeugniß von Harrison und Gifford bewies klar, daß P. Ireland vom 5.—16. August und vom 25. August bis 9. September weit von London entfernt weilte. Weder die Aussage Sarah Paine's, sie habe ihn am 12. oder 13. August in London gesehen, noch jene Titus Oates', er habe von ihm am 1. oder 2. September in London Geld empfangen, noch endlich die unbestimmte Behauptung Bedloe's, er sei zu Ende Au-

gust oder Anfang September in London gewesen, konnte diesem klaren und in allen seinen Umständen durchsichtigen Zeugnisse von Harrison und Gifford gegenüber bestehen. Überdieß machten sie sich anheischig, ihre Angaben durch das Zeugniß Lord Astons, Sir John Southcots, deren Familien, ja ganzer Schaaren von Zeugen zu erhärten, wenn man ihnen nur Zeit gäbe, dieselben vorzuladen. Bei einer solchen Sachlage schien auch von der feindlichst gesinnten Jury ein Verdict auf „Schuldig" ein Ding der Unmöglichkeit. Die schreiende Ungerechtigkeit, mit welcher es den Angeklagten unmöglich gemacht war, ihre Schutzzeugen vorzuladen, ebenso wohl wie die Aussage der Kronzeugen, die in allen Punkten durch die Zeugnisse der zufällig anwesenden Entlastungszeugen entkräftet wurden, mußte ja bei den Geschworenen die Schuld der Angeklagten in gegründeten Zweifel ziehen.

Wahrhaft empörend ist aber der Hohn, mit welchem der Lord Oberrichter die Schwester des Angeklagten zur Rede stellt, weßhalb sie denn die erforderlichen Schutzzeugen nicht vorgeladen habe. „Sie hat gethan," rief da P. Ireland, „was sie nur thun konnte, und vorgeladen, so viele ihr nur immer möglich war!" Als dann P. Ireland in seiner Vertheidigung fortfuhr, es würde ihm ein Leichtes sein, das Vorleben des Titus Oates als das eines Mannes zu kennzeichnen, der wahrlich kein Vertrauen verdiene, rief ihm der Oberrichter abermals zu:

„‚Weßhalb haben Sie Ihre Zeugen nicht da, um das zu beweisen?' — Der Angeklagte erwiederte den gleichen, für das Gerichtsverfahren vernichtenden Satz: ‚Wir könnten sie hier haben, hätte man uns nur Zeit gegeben.' Und als Sir William Scroggs höhnisch sagte, das sei jetzt zu spät; die Jury dürfe weder essen noch trinken, bevor sie ihr Verdict abgegeben, schleuderte P. Ireland dem Richter das Wort zu: ‚Dann müssen wir zugeben, daß es hier für die Unschuld keine Gerechtigkeit gibt!' Der Lord Oberrichter hatte keine Antwort auf diese Klage; er sagte: ‚Haben Sie sonst noch etwas zu Ihrer Vertheidigung?' — P. Ireland antwortete: ‚Mylord, ich habe Zeugen beigebracht, welche meine Aussage bestätigen.'"

Der Lord Oberrichter verbreitete sich nun über das pro und contra des geführten Alibi-Beweises. Er schloß, wenn man den Aussagen von Oates, Bedloe und Sarah Paine Glauben schenke, so stünden drei Eide gegen die einfache Behauptung von Mrs. und Miß Ireland und Harrison; denn was die Aussage des Mr. Gifford angehe, so habe ihn Oates in's Gesicht hinein einen Lügner genannt. Man traut seinen Augen kaum bei dieser Stelle der Gerichtsacten! Hatte denn Harrison nicht ebenso gut auf seinen Zeugeneid ausgesagt? Und was soll denn die

Bemerkung des Lord Oberrichters, das Zeugniß Mr. Giffords sei durch die Behauptung des Oates entkräftet? Hatte Gifford durch seine Aussage nicht auch umgekehrt den Oates der Lüge geziehen? P. Ireland wiederholte seine Bitte:

„‚Ich verlange dringend Aufschub, um mehr Zeugen vorladen zu können.‘ Der Lord Oberrichter höhnte: ‚Gehen Sie! Sie sind besser zur Vertheidigung gerüstet, als es den Anschein hat. — Können Sie irgend etwas gegen Oates beweisen? Wenn ja, so rufen Sie Ihre Zeugen vor in Gottes Namen! Aber Einen nur zu ‚bespritzen‘ (d. h. zu verleumden, to asperse — ein niederträchtiges Wortspiel, welches das Besprengen mit Weihwasser verspotten sollte —) Einen nur zu bespritzen, das soll hier in unseren Gerichten nicht Mode werden, obschon es ein Gebrauch Ihrer Kirche ist. Daß Sie rasch bei der Hand sind, wenn es gilt, Häretiker zu schmähen, ist allbekannt!‘ Wiederum fragte dann der Lord Oberrichter, ob der Angeklagte noch Zeugen aufzurufen habe, die gegenwärtig seien. P. Ireland antwortete: ‚Wenn auch nicht mehr Zeugen da sind, so stehen doch Zeugen da, welche beweisen, daß wir noch andere Zeugen haben.‘ — Lord Oberrichter: ‚Ich kenne Ihren Beweisgang; er ist wirklich allerliebst! Sie haben Zeugen, welche beweisen, daß Sie Zeugen haben, und diese Zeugen können dann beweisen, daß Sie noch andere Zeugen haben, und so in's Unendliche. Das ist immer und überall Ihr Beweisgang!‘ — P. Ireland: ‚Man kann nicht das Unmögliche von uns verlangen; wir können nicht Zeugen gegen Angaben bereit haben, von denen wir keine Ahnung hatten.‘ Noch fragte der Angeklagte, ob denn Sir Denny Ashburnham nicht da sei, der zu kommen versprochen habe. Der Edelmann war anwesend und sagte, er habe Oates als Kind gekannt und schon damals habe derselbe als Lügner gegolten. Der Lord Oberrichter rief dazwischen: ‚Was beweist das?‘ Sir Denny Ashburnham sagte ferner, Miß Ireland habe erst in der letzten Nacht ihn vorgeladen und ihn aufgefordert, er möge sich vom ersten Staatsanwalt (Attorney General) eine Abschrift der Meineidsklage gegen Oates verschaffen und sie dem Gerichte vorlegen, er habe sich aber das Actenstück nicht mehr verschaffen können. Die Richter erklärten kurzweg, das sei kein Beweis. Anna Ireland rief, sie sei noch bei Oberst Shakesby gewesen, der viel gegen Oates bezeugen könnte; er sei aber krank und habe nicht erscheinen können.“

Nichts half. Der Lord Oberrichter wollte die Vertheidigung für geschlossen erklären und seine Ansprache an die Geschworenen beginnen. Da machte P. Ireland einen letzten Versuch:

„‚Darf ich keine Zeugen aufrufen für meine und meiner Familie Unterthanentreue?‘ fragte er. — Lord Oberrichter: ‚Sie mögen vortreten!‘ — P. Ireland: ‚Da steht meine Schwester und meine Mutter; sie mögen bezeugen, wie alle unsere Verwandten geplündert wurden, weil sie auf der Seite des Königs standen.‘ — Lord Oberrichter: ‚Nein, nicht deßhalb,

sondern weil sie Papisten waren und auf des Königs Seite Schutz suchten.' — P. Ireland: ‚Ich hatte einen Onkel, der im Kampfe für den König fiel; die Pendrells und Giffords, welche nach der Schlacht von Worcester den König retteten, sind alle meine Anverwandten.' — Lord Oberrichter: ‚Ach was, es sind alle miteinander Papisten!' — P. Ireland: ‚Mein Vater, Mylord, starb den Heldentod im Kampfe für den König!' — Lord Oberrichter: ‚Und weßhalb machen denn Sie seinen Tugenden solche Schande?'"

So wurde jedes Wort der Vertheidigung mit bitterem Hohne von dem Oberrichter selbst erwiedert, der überhaupt in der ganzen Verhandlung nicht die Rolle des Richters, sondern des erbitterten und um die wohlfeile Gunst des Pöbels buhlenden Klägers spielte. Noch hilfloser als P. Ireland stand der arme Benedictiner-Laienbruder Pickering und sein Unglücksgefährte Grove da. Als der Lord Oberrichter den Ersteren zur Vertheidigung aufforderte, sagte er:

„‚Was haben Sie für sich vorzubringen? Sie bauen wohl auf ihre Messen?' — Pickering: ‚So weit mir bekannt ist, habe ich Mr. Oates nie in meinem Leben gesehen.' — Lord Oberrichter: ‚Und was sagen Sie zu Mr. Bedloe? Er behauptet, mit Ihnen an einem bestimmten Tage im Zimmer Harcourts gewesen zu sein.' — Pickering: ‚Ich bin zu einem Eidschwure bereit, daß ich in meinem Leben nie in Gesellschaft Mr. Bedloe's war.' — Lord Oberrichter: ‚Ich glaube gern, daß Sie dazu bereit sind, und wenn Sie den Eid ablegen, werden Sie auch wohl eine Dispens (einen Ablaß) dafür haben! Haben Sie Zeugen vorzurufen?' — Pickering: ‚Ich hatte ja nicht die Zeit, auch nur nach einem Einzigen zu senden!' — Grove ging es gerade so. Der einzige Zeuge, der gekommen, war seine Schwester Mrs. York. Diese betheuerte, sie habe Oates nie in ihrem Hause gesehen. — ‚Ich auch nicht!' rief da der Richter Atkins dazwischen. ‚Konnte er nicht trotzdem dort gewesen sein?' Und Oates erklärte dazu, ‚um dem Gerichtshofe jeden Zweifel zu benehmen', er sei verkleidet in das Haus Grove's gegangen. Da konnte der arme Angeklagte nichts Anderes thun, als seine Unschuld zu betheuern: ‚So wahr ich meine Seele retten will: ich weiß kein Wort von alledem, was man gegen mich vorbringt!'"

Damit war die Vertheidigung geschlossen.

Der Lord Oberrichter begann jetzt seine Ansprache an die Geschworenen. Er hatte zu Anfang der Gerichtsverhandlung laut und feierlich erklärt, die Angeklagten stünden weder ihres priesterlichen Charakters noch ihrer Religion wegen, sondern einzig als Verschwörer und Attentäter vor den Schranken, und er werde sich daher aller Ausfälle gegen ihren Stand und Glauben enthalten. Wir haben gesehen, wie wenig er sich im Verlaufe der Gerichtssitzung an diese seine Erklärung erinnerte.

In seiner Rede an die Jury aber bot er Alles auf, um den protestantischen Fanatismus der Geschworenen zu entflammen; er mochte wohl fühlen, auf wie schwachen Füßen, trotz der empörenden Ungerechtigkeit, mit welcher den Angeklagten die Vorladung der Schutzzeugen unmöglich gemacht war, der versuchte Schuldbeweis stand. Statt des Lichtes der Wahrheit sollte daher die düstere Fackel religiösen Hasses der Jury bei der Abgabe ihres Verdictes leuchten. Einige Proben dieser der Ruhe und Unparteilichkeit eines Richters spottenden Brandrede wollen wir mittheilen:

„‚Gentlemen von der Jury! Von diesen drei Menschen, Ireland, Pickering und Grove, ist einer, Ireland, glaube ich, ein Pfaff; ob auch Pickering einer ist, weiß ich nicht; Grove ist keiner. Aber die beiden Letzteren sind die Männer, welche den König ermorden sollten, und Ireland ist einer von den Verschworenen. Sie stehen alle unter der Anklage, den Königsmord, den Umsturz der Regierung, die Vernichtung der protestantischen Religion und die Einführung der ‚Popery‘ geplant zu haben. Das Hauptgewicht des gerichtlichen Beweises zielte auf die lästerliche und schwarze That des Königsmordes. Das letzte Ende ihres Planes war ohne jede Frage die Einführung der ‚Popery‘ und die Ausrottung der protestantischen Religion; dazu schien ihnen die Ermordung des Königs das rechte Mittel. Das ist die Sache, und sie ist sonnenklar erwiesen. Ich will die einzelnen Beweise kurz zusammenfassen und euch anheimstellen. Mr. Oates hat ausdrücklich beschworen, daß am 24. April dieses Jahres eine Berathung von Pfaffen und Jesuiten stattfand. Nur solches Gesindel ist einer solchen That fähig. Ich weiß recht wohl, daß es unter den Katholiken manche Ehrenmänner gibt, welche niemals ein derartiges Verbrechen begingen, würden sie nicht von ihren Pfaffen dazu verführt.‘ Der Lord Oberrichter wiederholte nun kurz das Zeugniß von Oates und Bedloe; die Frage ihrer Glaubwürdigkeit wollte er so lösen: ‚Es möchte vielleicht unbillig erscheinen, Männer durch das Zeugniß ihrer Mitschuldigen zu überführen, und es wäre gewiß zu wünschen gewesen, daß man unbescholtenere Zeugen hätte vorführen können; aber in einer Sache, wie der vorliegenden, darf man keine absolut makellosen Zeugen erwarten. Ihr müßt euch mit einem Zeugniß begnügen, wie die Natur der Sache es erlaubt, oder ihr müßt ruhig zusehen, wie der König ermordet und unsere Religion vernichtet wird; denn die Jesuiten sind viel zu schlau, als daß sie sich einer vollständigen Überweisung bloßstellten und das Hinterpförtchen einer zweideutigen Antwort oder auch einer platten Lüge verschlössen.‘“

Es folgte der „große Beweis“, den die Anklage auf den oben mitgetheilten und erläuterten Brief P. Petre's baute. Derselbe beweise klar die Wahrhaftigkeit des Oates u. s. w. Dann wandte sich der Lord Oberrichter zu dem Alibi-Beweis, den P. Ireland erbracht hatte. Hören wir den Rabulisten:

„‚Ireland behauptet, Bedloe beschuldige ihn fälschlich jener That im August, da er die ganze Zeit über nicht in London gewesen, und somit könne die Aussage des einen Zeugen nicht als wahr zugelassen werden.‘ Hier führte Scroggs die Zeugnisse von Mrs. und Miß Ireland, von Harrison und Gifford an und fuhr fort: ‚Dagegen hat aber Oates beschworen, er habe ihn am 12. August und am 1. oder 2. September in London gesehen, und berief sich dabei auf ganz bestimmte Umstände. Ich muß nun gestehen: eine von beiden Parteien hat die Unwahrheit gesagt. Aber auch wenn in Bezug auf die Zeit ein Irrthum unterlaufen sein sollte, so würde das die Aussage des Zeugen durchaus nicht vernichten, es sei denn, man wollte die Zeitangabe als zum Wesen der Sache gehörig betrachten. Wenn man Einen anklagt, er habe im August ein solches Verbrechen begangen, und er läugnet, im August an dem genannten Orte gewesen zu sein, und beweist seine Behauptung durch Zeugen, so mag das die Glaubwürdigkeit des Zeugen in Frage ziehen, aber die Wahrheit der erhobenen Anklage selbst wird dadurch nicht berührt; sie mag ihrem Wesen nach wahr sein, obschon die angegebenen Zeitumstände nicht stimmen. Und darauf kommt es ja einzig an, ob die Klage selbst wahr sei.‘“

Einen solchen plumpen Trugschluß schämte sich der Lord Oberrichter von England nicht, im Beisein seiner gelehrten Collegen, den Geschworenen zu bieten! Dann verlas er das Zeugniß der Sarah Paine und fuhr in seiner Philippika also fort:

„Welche Künste sie haben, diesem Zeugniß zu entrinnen, weiß ich nicht; denn wie sie ihre Gelahrtheit in Spitzfindigkeit verwandelten, so verwandelten sie ihre Ehrlichkeit in Schlauheit. Das Studium von Kniffen ist ihr eigentliches Geschäft und Gewerbe; dessen bedienen sie sich bei jeder Gelegenheit. Ich finde sie ganz besonders in jeder Art von Zweideutigkeit bewandert und in ausweichenden Antworten durchtrieben. Wie ihr gesehen, kann ein Mensch nur mit der größten Mühe von ihnen eine runde Antwort auf eine klare Frage erhalten. Ihre Schuld ist von zwei Zeugen beschworen; ob ihr irgend einen Grund findet, deren Aussage zu bezweifeln, muß ich euch anheimstellen.“

Hier wird das Zeugniß Sir Denny Ashburnhams kurz abgefertigt, dann folgt die eigentliche, auf den Fanatismus der Geschworenen berechnete Kraftstelle der Rede des Lord Oberrichters:

„Daß die Verschwörung entdeckt wurde, und zwar durch diese Männer, ist sonnenklar, und daß eine Verschwörung bestand, und zwar eine verruchte, ist mehr als erwiesen. Wer den gesunden Menschenverstand noch hat, muß einsehen, daß eine Verschwörung behufs Einführung der ‚Popery‘ und Zerstörung der protestantischen Religion vorliegt, und wir kennen ihre Lehren und Kniffe viel zu gut, als daß wir glauben würden, sie sollten vor irgend einem Mittel zurückschrecken, welches diesen Zweck herbeiführen könnte. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich kein Blatt vor den Mund nehme. Ich

würde einen ganzen Stand, wie die Priester einen solchen bilden, nicht mit bitteren Worten angreifen, wenn meine Worte nicht wahr und in gegenwärtiger Zeit überaus nothwendig wären. Wenn sie nicht schon andere Könige ermordet hätten, würde ich die Behauptung nicht wagen, daß sie unsern König meucheln wollten. Aber wenn das ihr Gewerbe ist; wenn sie des Menschen Verstand durch Liederlichkeit verthierten; wenn sie alle Moral über den Haufen warfen und die ganze Gottesgelehrtheit vernichteten: was soll ich dann von ihnen sagen? Wenn ihre Demuth so beschaffen ist, daß sie ihren Fuß auf den Nacken von Kaisern setzen; ihre Liebe so, daß sie Fürsten meucheln; ihr Gelübde der Armuth so, daß sie nach Königreichen geizen: wie soll ich sie dann beurtheilen? Wenn sie Dispensen für Lügen und Ablässe für falsche Eide haben; ja wenn sie einen Menschen, der in seiner Lüge stirbt, zu einem Heiligen erklären und dann zu ihm beten können, gleich dem Zimmermann, der zuerst sein Bild schnitzt und dann niederfällt, um es anzubeten; und wenn sie nun gar der Meinung sind, es werde ihnen glücken, diese ihre hölzerne Religion hier unter uns, in diesem Volke einzuführen: was soll ich dann von ihnen denken? was von ihnen sagen? was mit ihnen thun?

„Wenn es eine Dispens für Eide gibt (und manche Beispiele könnten beigebracht werden, daß ihre Kirche solche Dispensen ertheilt), so ist das ein Verrath am Gewissen der Menschen. Es lockert und sprengt alle Bande des menschlichen Verkehrs; denn wie kann Handel und Wandel unter Menschen bestehen, wenn es keine Sünde gibt, die nicht nachgelassen, keine auch noch so schwarze Frevelthat, die nicht vergeben, ja wenn gerade die allerschwärzesten als verdienstlich angesehen werden? Welche Stütze für die menschliche Gesellschaft gibt es noch, wenn kein Eidschwur sie bindet, als derjenige, durch den sie sich verpflichteten, ihre Schandthat zu verhehlen? Wenn sie Zeugen vorführen und Eide leisten, und wenn das Alles unter dem Vorwande der Religion für null und nichtig erklärt wird: was wird dann aus der menschlichen Gesellschaft? Wie könnten Pflichten und Versprechen unter Menschen bindende Kraft haben, wenn der Bund zwischen Gott und dem Menschen nicht heilig gehalten wird?

„Gott sei es gedankt, wir in unserer Kirche haben keine derartigen Grundsätze und Lehren! Jede Zweideutigkeit gilt uns als ein Frevel gegen das Naturgesetz und viel mehr noch gegen die wahre Religion! Das ist eine sonderbare Kirche, die ihren Gliedern die Erlaubniß gibt, Schufte zu sein. Möglicherweise können einige gerettet werden, nie aber solche, die nach dieser Lehre leben. Ich weiß nun wohl, sie werden läugnen, solche Grundsätze und Gepflogenheiten zu haben; aber ihre Predigten und die Definitionen ihrer Concilien beweisen es.

„Einige von ihnen sind der Meinung, der Papst sei in einem Concil unfehlbar, und wenn ihr irgend einen papistischen Jesuiten fragt, so wird er euch antworten, der Papst sei auch für sich allein in cathedra unfehlbar, oder es ist kein echter Jesuit. Wenn aber dem also ist, so können sie Alles durch den Spruch eines Papstes rechtfertigen, und wenn derselbe die Erlaubniß gibt, einen König zu meucheln, so ist der Mord des Königs ein gutes

Werk. Eine solche Religion hebt aber alle Frömmigkeit, alle Sittlichkeit, die ganze Weltordnung aus den Angeln und muß dem gesammten Menschengeschlechte ein Gegenstand des Abscheus sein. Es ist wahr, sie haben einige Trümmer der Wahrheit beibehalten; aber darüber haben sie einen Bau aufgeführt aus Lügen, aus scheußlichen Grundsätzen und lästerlichen Gebräuchen. Sie essen ihren Gott, sie morden ihren König und sprechen den Mörder heilig; sie wälzen sich im tiefsten Schlamme des Lasters, und kein menschliches Gesetz besteht für sie.

„Sie müssen mir verzeihen, wenn ich mit ihnen scharf in's Gericht gehe; denn trotz Allem wollen wir einen Papisten in England nicht behandeln, wie ein Protestant in Spanien behandelt würde. Und wenn ihr mich fragt: warum nicht? so antworte ich: weil wir keine solchen Grundsätze und Gepflogenheiten haben, wie sie. Wäre ich in Spanien, ich würde mich als einen schlechten Christen betrachten, wenn ich die Regierung des Landes anfeindete, um meine Religion dort einzuführen. Was habe ich für ein Recht, die Ruhe und den Frieden eines Reiches zu unterwühlen, weil nicht alle seine Bewohner meine persönliche Überzeugung theilen? Sie aber handeln hier nicht also. Nichts kann den Durst eines Pfaffen oder Jesuiten löschen, nicht Menschenblut, und müßte es in Strömen fließen, wenn er nur seine Religion ausbreiten kann, die in Wahrheit nichts Anderes ist, als ihr Eigennutz. Ihre Grundsätze sind nicht unsere Grundsätze, deßhalb darf ihnen auch nicht Treu' und Glaube entgegengebracht werden, wie unsere Grundsätze das verdienen. Sie halten kein gegebenes Wort: sie müssen sich also nicht wundern, wenn man ihnen mit demselben Maße vergilt. Laßt sie also schreien, so viel sie wollen, sie hätten nichts von all' dem gethan, was wir ihnen zur Last legen, und wir gewährten ihnen keine billige Vertheidigung: aus ihren eigenen Büchern und Concilien können wir sie überweisen, daß sie dem Papste die Gewalt zusprechen, Könige zu excommuniciren, sie der Häresie wegen abzusetzen und deren Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden. Die Berufung auf das Ansehen der Päpste und Concilien ist aber die festeste Grundlage, auf welche sie sich stützen.

„Ich habe mich bei diesem Punkte länger aufgehalten, weil ihre Pläne jetzt so klar zu Tage liegen und weil dieselben so haarsträubend sind. Und wahrlich, es ist eine Großthat der Vorsehung, daß wir und unsere Religion vor blutiger Unterdrückung bewahrt wurden. Ich glaube zwar, unsere Religion würde trotz Allem ihren Angriff besiegt haben, und ich möchte ihnen zu verstehen geben, daß wir vor ihnen nicht bange sind, ja ich meine, wir würden nicht nur gesiegt, sondern sie vernichtet haben. Gewiß, es würden Ströme Blutes geflossen sein, aber das meiste davon hätten ihre Adern verspritzen müssen. Ich weiß nicht, wie sie sich einbilden konnten, ohne das fertig zu werden. Daß es ehrliche Männer unter den Katholiken gibt, will ich glauben; auch, daß Hunderte sich niemals offen zu einer solchen That hätten bereden lassen. Sie hüten sich aber auch wohl, ihnen zu sagen, es sei auf die Ermordung des Königs abgesehen; sie werden sich mit der Bemerkung begnügt haben, er sei ja eben doch ein Mensch, und sie möchten für den Fall,

daß er sterben sollte, sich bereit halten, für die Sache der katholischen Religion einzustehen, und wenn es dazu kommen würde, müsse Jeder auf seinem Posten stehen. Haben sie ihre Leute einmal so weit, daß sie Geld beisteuern, daß sie Waffen aufkaufen und daß sie nur auf den Allarmruf harren, dann haben die Jesuiten gewonnenes Spiel. Ein Schlag — und das Schwert fliegt aus der Scheide: sobald sie den König ermordet haben, dann müssen die Katholiken für ihre Sache kämpfen.

„Doch der Schlag ist auf ihr eigenes Haupt zurückgefallen, und sie haben Unheil über ihren ganzen Anhang gebracht, den sie unter falschen Vorspiegelungen in ihre Netze und auf den Weg der Empörung verlockten. Ein papistischer Pfaff ist ein geborener Verführer, und nichts schreckt ihn zurück, nicht einmal das Blut der Könige, wenn es seinem Ehrgeize im Wege steht. Hoffentlich haben sie nicht nur einer Anzahl Protestanten, deren Liebe sie zur Annahme geneigt machte, sie seien im Grunde doch nicht so schlecht, die Augen geöffnet, sondern ihrer eigenen Kirche und ihrem Anhange hier einen gewaltigen Stoß versetzt, indem die Leute sich schämen werden, daß solche Thaten die Religion mit ihrem Mantel verhüllen wolle.

„Ich kehre zu der vorliegenden Anklage zurück. Sie ist durch die Aussage zweier Zeugen, durch den Brief und das übereinstimmende Zeugniß der Jungfrau Sarah Paine bewiesen. Die Sache ist so klar und notorisch, als sie nur sein kann: es bestand eine Verschwörung, welche auf einem grausamen und blutigen Wege die ‚Popery' in England einführen wollte; denn wahrlich, ich glaube nicht, daß sie uns durch ihre Gebete für ihre Religion gewonnen hätten! Ich überlasse deßhalb die Erwägung getrost euch, ob nicht diese zwei Männer ein so zufriedenstellendes Zeugniß abgelegt haben, als man in einer solchen Sache nur erwarten kann, und ob die Glaubwürdigkeit des Mr. Oates durch das Zeugniß, das sie gegen ihn vorbrachten, nicht vielmehr bekräftigt als erschüttert wurde. Klugheit und Gewissenhaftigkeit möge euer Verdict eingeben, und sie werden nichts über euch vermögen mit all ihrer Schlauheit und ihren Kniffen."

Nach dieser Rede, die einen Platz in der Geschichte des Sectenhasses und der Rabulistik verdient, zogen sich die Geschworenen zur Berathung zurück. Schon nach wenigen Minuten traten sie wieder ein und sprachen ihr „Schuldig". Der Lord Oberrichter dankte ihnen mit den Worten: „Meine Herren! Sie haben gehandelt, wie es sich für ausgezeichnete Unterthanen und für ausgezeichnete Christen, d. h. für ausgezeichnete Protestanten, geziemt. Und nun mögen ihre 30 000 Messen ihnen von großem Nutzen sein!" Der Pöbel jubelte.

Es scheint, daß der Lord Oberrichter und seine Collegen den Sieg sofort bei den Freuden der Tafel feierten. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, das Urtheil selbst zu verkünden. Nach einer längeren Unterbrechung forderte an seiner Statt der Protocollführer (Recorder) die

Angeklagten vor die Schranken und fragte sie, ob sie etwas vorzubringen wüßten, weßhalb das Todesurtheil nicht ausgesprochen werden dürfe. P. Ireland wiederholte seine Klage: „Wir hatten weder Zeit noch Gelegenheit, unsere Schutzzeugen vorzuladen, und denjenigen, welche zufällig berufen werden konnten, hat man ohne Grund die Glaubwürdigkeit abgesprochen.“ Der Gerichtschreiber erwiederte: mit dieser Erklärung komme er jetzt zu spät; er hätte das vorbringen müssen, bevor die Jury ihr Verdict abgegeben habe. (Und doch hatten die Angeklagten während der ganzen Gerichtsverhandlung immerfort diese Klage wiederholt!) Wenn er etwas einzuwenden wisse, weßhalb der Gerichtshof auf dieses Verdict hin kein Urtheil fällen dürfe, so möge er es vorbringen. Dann rief der Recorder den Henker und befahl ihm, seines Amtes zu walten. Die Gefangenen wurden gefesselt. Es folgte eine Donnerrede des Protocollführers, die mit den salbungsvollen Worten schloß: die Kapläne des Gefängnisses würden den Verurtheilten mit geistlicher Hilfe beistehen, daß ihre Seelen nicht verloren gingen, und auf Verlangen würde ihnen auch der Beistand anderer Geistlicher nicht verweigert werden. „Aber ich bitte, mich nicht mißzuverstehen: keine von euren Pfaffen und Jesuiten, sondern jeden protestantischen Gottesmann, den ihr wünschen möget.“

Dann verlas der Protocollführer das barbarische Todesurtheil, das in den Titus-Oates-Processen noch so oft gefällt wurde. Einmal wenigstens müssen wir es in seinem Wortlaute hersetzen:

„Ihr Gefangene, die ihr hier vor den Schranken steht, sollt von hier in den Kerker abgeführt, aus dem ihr gekommen seid, und von dort auf Schleifen nach dem Orte der Hinrichtung geschleift werden. Dort soll man euch einzeln am Halse aufhängen, noch lebend herabschneiden und zerstücken; eure Eingeweide sollen herausgenommen und vor euren Augen verbrannt werden; euer Haupt soll vom Rumpfe geschlagen, euer Leichnam geviertheilt und mit den vier Stücken soll nach des Königs Befehl verfahren werden, und möge der Gott der unendlichen Barmherzigkeit sich eurer Seelen erbarmen!“

P. Ireland dankte für diesen ebenso ungerechten als grausamen Spruch, der ihn, wie er sagte, der größten Gnade theilhaftig machte; dann wurde er mit seinen beiden Gefährten, Grove und Pickering, in den Kerker zurückgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Dorothea von Schlegel.

(Schluß.)

8.

Ihre Reise von Köln nach Wien hat Dorothea Schlegel theils in Briefen an Sulpiz Boisserée, theils in Briefen an ihren Gemahl überaus lebendig und anziehend beschrieben. Es war die unruhige Zeit, in welcher die siegreiche Schilderhebung der Spanier gegen Napoleon auch in Deutschland mächtig den Gedanken geweckt hatte, das Joch des Imperators abzuschütteln und seinen weiteren Eroberungsgelüsten ein Ziel zu setzen. Franzosen waren noch in Deutschland. Allenthalben begegnete man Soldaten. Neue Unruhen und Kriege standen in Sicht.

Die letzten Tage in Köln benützte Dorothea dazu, ihren bescheidenen Hausrath zu veräußern. Sie löste ungefähr 10 Louisd'or dafür. Dazu nahm sie noch etwas Geld auf, so daß sie Alles in Allem 200 fl. Reisegeld hatte. Boisserée, der ihr in diesen und anderen Geschäften als treuer, gefälliger Freund zur Seite gestanden, begleitete sie in einem Wagen bis Linz am Rhein. Von da besuchte sie den Apollinaris-Berg, der sie schon früher sehr angesprochen hatte, und verlebte da ein paar sehr frohe, liebe, einsame Stunden. Schon auf dem Schiff gerieth sie unter Soldaten, Rheinländer, die gegen Österreich und Preußen gedient hatten und wegen leichter Verwundungen in ihre Heimath entlassen worden waren. Im Tabaksqualm und unter den Kriegsliedern dieser Soldaten, denen ein alter Grenadier vorsang, fuhr sie den Rhein hinauf und freute sich an dessen romantischen Ufern, soweit ein leichtes Unwohlsein und der Hunger es erlaubte. Hatte ihr schon Andernach sehr gut gefallen, so gefiel ihr Koblenz und seine geselligen, freundlichen Einwohner noch besser. Sie blieb ein paar Tage und machte mit einer befreundeten Familie einen Abstecher nach dem Laacher-See. Wir dürfen den Lesern der Laacher Stimmen die Beschreibung von Laach nicht vorenthalten, die sie in einem spätern Brief von Pillnitz aus ihrem Manne gibt:

„Gestern Abend im hellen Mondschein war ich wieder mit ganzer Seele in Koblenz und auf dem See Laach; denn ebenso silbern leuchtete er damals zwischen den Rieseneichen und Buchen auf den Felsen und über den Wundersee, wie ich damals so in die Smaragdfluth hineinblickte, wo jeder Ruder-

schlag eine Reihe der köstlichsten Perlen aus der goldblinkenden Tiefe heraufholte, und die Welle sich an der Spitze mit blinkendem Silber spielend kräuselte, und der blaue Himmel hineinschien und die hohen Bäume am Ufer auch sich darin beschauten, so daß Gold und Smaragd, Perlen, Silber, Blau und Grün in unbeschreiblicher Klarheit und Tiefe sich vereinigten, ohne sich zu vermischen. Dann die waldbewachsenen Felsen um den anderthalb Stunden langen und dreiviertel Stunden breiten See, die ganz deutlich noch die Spuren von vulkanischen Ausbrüchen zeigen, und der dichte Wald, die uralten Stämme, so daß alle Vergangenheit, die mir bekannt ward und die ich mir denken kann, mir wie heute und gestern dagegen vorkam. Dann mitten auf dem See die Tiefe, die den Augen ganz entschwindet, und die Sage, die hier einen ganz unergründlichen Abgrund angibt, der nie eine Beute wieder an das Licht des Tages sendet, und wo immer ein starker Wind geht, der die Wogen ziemlich hoch herantreibt. Dann die Abtei am Ufer mit der alten Kirche, die Menschenspur und Kunst, die uns wieder Beruhigung gibt und Staunen und Erschrecken von der Seele löst.

„Die Kirche und ein kleiner Theil der Abtei zeugen noch von sehr alter Abkunft, in dem Stil ungefähr, welchen Du den gräcisirenden nennst; das übrige Angebaute ist schlecht. In der Kirche sind einige schöne Monumente von Rittern und Frauen aus der Familie von der Leyen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Es sind Statuen in Lebensgröße in Nischen, die Männer in der Rittertracht mit offenem Helm, die Frauen in der Tracht ihrer Zeit; sie sind mit großem Fleiß gemacht, von Sandstein, und haben einen sehr rührenden Ausdruck. Wäre ich von der Familie von der Leyen, ich würde jedes Jahr dahin wallfahrten, um womöglich einen Theil des Geistes zu erwerben, der auf diesen ritterlichen Gestalten ruht. Ein alter achtzigjähriger Klosterherr hat sich nicht wollen aus der Abtei verjagen lassen. Er hat den Habit abgelegt und lebt für seine Pension dort zur Miethe; liest aber jeden Tag dem Landvolke die Messe in der Klosterkirche und steht einem Jeden geistlich bei, der ihn verlangt."

In der Umgegend circulirten allerlei ungünstige Gerüchte über die Mönche, daß sie wild und locker gewesen. Dorothea schenkte denselben jedoch nicht viel Glauben, da sie dieselben durch den noch gebliebenen theilweise widerlegt fand. Von einer Verwandten des letzten Abtes hatte sie schon früher gehört, daß die Herren sich alle fleißig auf's Studium legen mußten und daß die meisten auch die Musik pflegten, wie das bei den Benedictinern üblich ist.

Nachdem sie sich wegen Unpäßlichkeit noch ein paar Tage zu Koblenz hatte aufhalten müssen, fuhr sie zu Wagen über Castel nach Frankfurt am Main, wo sie Briefe von Friedrich vorfand. Sie suchte hier eine Fahrgelegenheit über Fulda nach Leipzig. Da aber keine zu finden war, nahm sie für 14 Gulden einen Wagen nach Bamberg, wo ihre

Freundin Karoline Paulus wohnte. Bei ihr verweilte sie drei Tage, obwohl sie sich nicht mehr recht heimisch bei ihr fühlte. Es kam ihr vor, als ob dieselbe in sieben Jahren um 20 gealtert hätte. Die Kinder waren fein erzogen, aber kalt und altklug. Einige Erklärung gibt folgende Äußerung:

„Übrigens leben Paulus' in derjenigen Welt, welche man die große nennt, und gleich am ersten Tage gerieth ich bei ihnen in einen brillanten Thee, Excellenzen, blaue und weiße Bänder im Knopfloch, gestickte Roben u. s. w., und dabei alle die schiefen und verkehrten Ansichten und all der Greuel, den wir uns oft als möglich dachten, so vor mir, wie wir es gar nicht einmal auszudenken im Stande waren; manchmal glaubte ich zu träumen oder nicht recht gehört zu haben. ... Hegel lebt in Bamberg und schreibt dort die Zeitung; er ist alle Abend bei Paulus, und da ich in der Gesellschaft geschwiegen hatte, man mir aber den Widerspruch wohl an der Nase mochte angesehen haben, so brachten mich Paulus und Hegel im engeren Ausschuß doch noch so weit, daß ich über allerlei mit ihnen disputiren und mich bloßgeben mußte. Dabei sind aber Grundsätze von ihrer Seite zum Vorschein gekommen, von denen man gar keinen Begriff hat. Nicht allein eine total verkehrte Ansicht, sondern ganz und gar nicht die geringste Kenntniß von dem Stand der Dinge! Kurz, über alle Begriffe verkehrt! — Es darf nicht besser gehen in der Welt, so lange dergleichen regiert. Mit welcher Freude dachte ich an den Rhein zurück!"

Obgleich krank zu Bamberg angekommen und noch keineswegs wieder völlig hergestellt, nahm Dorothea am dritten Tage wieder einen Miethwagen, fand aber nur einen bis nach Kronach, „weil dort böse Wege angehen" und kein Bamberger Fuhrmann sie weiterbringen wollte. Dort am 19. August angekommen, glückte es ihr, einen Wagen nach Schleiz zu finden. Unterwegs hörte sie, daß sie gerade der französischen Armee entgegenfahre, die aus Schlesien zurückmarschire. Die muthige Frau fürchtete sich nicht, sondern wollte munter weiterfahren; doch der Kutscher wollte sich nicht dazu bereden lassen. Unter Thränen erklärte er, daß er nicht weiter könne. „Wenn Sie es befehlen," sagte der treue Kerl, „so fahre ich zu, denn mit Ihnen führe ich durch die ganze Welt und ließe mein Leben für Sie, aber die Pferde gehören meinem Herrn und die nehmen mir die Franzosen gewiß, wenn wir ihnen begegnen." Alle weiteren Zureden waren vergeblich. Sie mußte in Lobenstein, einer kleinen Stadt im Voigtland (an der Grenze zwischen Bayern und Sachsen) halten und sich in einem Wirthshause einquartieren. Die Wirthsleute gaben ihr sofort das beste Zimmer, in der Meinung, es auf diese Weise am ehesten gegen französische Einquartierung sichern zu

können. Hier beschrieb sie ihre bisherigen Abenteuer an Friedrich und Boisserée. Es stellte sich auch heraus, daß die Furcht der Leute nicht unbegründet gewesen. Am 21. war sie „den ganzen Tag eingeschlossen auf einem großen Zimmer, das ganze Haus voller Franzosen, die wie die Teufel auf und ab lärmen, bei schlechter Kost, elendem Wetter und in einem Moment zehnmal ungeduldig und zehnmal wieder geduldig werdend". Es regnete und war so kalt, daß die Leute gegen Abend einheizen mußten. Ununterbrochen dauerten die Märsche fort. Die Truppen durften aber nur eine Stunde in dem Orte verweilen. Auf die nächste Nacht jedoch wurde eine Abtheilung von 5—6000 Mann erwartet, die in Lobenstein übernachten sollten.

Als am 22. das Haus wieder leer geworden, hoffte sie endlich weiterzukommen; aber die Leute sagten: „Es kommen noch bis am Donnerstag oder Freitag, meine liebe Madame, und wer weiß, noch die ganze andere Woche!" Obwohl sich die Franzosen sonst gut aufgeführt, hatten sie doch die Landleute in Bezug auf ihre Pferde nicht geschont, und so war keine Aussicht, weiterzukommen. Ein Paß, der ihr zufällig in die Augen fiel, gab ihr den Gedanken ein, sich einen solchen zu verschaffen. Sie meldete sich beim Commandanten, einem Herrn von Brulwitz, traf aber statt seiner dessen Frau und ihre Schwester, zwei Rudolstädterinnen, die „mit der ganzen Literatur so viel als billig bekannt" waren und sie auf ihren Namen hin sehr zuvorkommend aufnahmen. Statt au nom de Napoléon, wie es auf dem Passe hieß, bekam sie au nom de Schlegel gegen Abend 10 Uhr einen Wagen mit zwei Pferden, die sie bis Schleiz bringen sollten. Doch unterwegs kamen Bauern und machten dem Kutscher so Angst, man würde ihm in Schleiz die Pferde nehmen, daß er von der Straße nach Schleiz abbog und auf ungebahnten Wegen durch Wälder und Felder nach Zeulenroda fuhr, wo keine Poststation war. Nur mit viel Geld beredete ihn Dorothea, sie des andern Tages nach Zwickau zu bringen. Er versprach dieß, aber als er etwa zwei Stunden von dieser Stadt war, fing derselbe Spektakel wieder an. Jeder Bauer, der des Weges daherkam, widerrieth die Weiterfahrt, und nun war alles Zureden umsonst, der Kutscher wollte um keinen Preis weiter. Mit der Versicherung, daß sie einen französischen Paß habe, brachte sie ihn wenigstens so weit, daß er sie nicht nach Zeulenroda zurücknahm, sondern nach Werdau, einem Landstädtchen, etwa zwei Stunden von Zwickau, führte. Von hier aus bestellte sie Extrapost und gelangte in zwei Tagen und Nächten glücklich nach

Pillnitz. Truppen zu Pferd und Wagen begegneten ihr noch fast unaufhörlich. In Freiberg, wo sie gerne Nachtrast gehalten hätte, konnte sie nicht bleiben, weil Alles mit Soldaten überfüllt war. Die Leute hatten überall Angst und erzählten viel von stattgehabten Excessen. Ihr selbst geschah nichts Leides, sie bekam kein böses Wort zu hören. Doch wurde ihre Kasse zu gutem Theil erschöpft, und sie war deßhalb froh, in Pillnitz einen Wechsel von 50 Reichsthalern vorzufinden, den ihr Simon Veit zugesandt.

Nach längerem Aufenthalt in Pillnitz reiste sie weiter nach Prag, von wo sie Ende October ihren beiden Söhnen in Dresden schrieb:

„Jetzt weiß ich, was eigentlich böhmische Berge und böhmische Dörfer sind, und werde mich gar nicht mehr darüber wundern, wenn die Leute diese Wesen als Sprüchwort gebrauchen. Gleich Sonntag Abends, während Ihr noch im schönen Sonnenschein dem schönen Dresden zuwandertet, war ich mitten im Schnee und Montag früh im strengsten Winter — bittere Kälte und sehr häufiger Schnee, der mit dem dichtesten, langweiligsten Nebel abwechselte. Kurz, ganz meschant! Dabei Wälder und Moräste, die noch von Varus' und Arminius' Zeiten herstammen müssen — nebst der böhmischen Sprache! Es wird Einem ganz heidnisch dabei zu Muthe. Während Ihr am Montag (24. October — ihr Geburtstag) meine Gesundheit trankt und gewiß mit Liebe meiner dachtet, habe ich ganze Strecken zu Fuße durchwaten müssen, weil der Wagen erleichtert werden mußte, und erst vier Stunden vor Prag ward der Weg gebahnt und die Gegend gebildeter. Vier Wochen später wäre ich vielleicht gar nicht durchgekommen."

In Töplitz lud der Kutscher einen Juden auf, der Dorothea für eine Spanierin hielt, was ihr großen Humor machte, besonders als der Jude zwei andere Stammesgenossen auf die Spanierin aufmerksam machte und seine Verwunderung darüber aussprach, daß sie so gut Deutsch redete. Am Mauthamt und an der Grenze wurden die Reisenden erschrecklich „visitirt und plombirt". „Überhaupt," bemerkt sie hierzu, „verhalten sich die österreichischen Douanen und andere Polizeieinrichtungen gegen die französischen, wie Don Quijote gegen Ginesillo Diebsfinger." Am 31. October langte sie in Wien an und fand, nicht ohne große Mühe, erst gegen Mitte November endlich eine provisorische Wohnung, von der sie unterm 19. November an ihre Söhne meldet:

„Seit gestern sind wir nun in unserer neuen Wohnung, die wir wirklich im Schweiße unseres Angesichtes und mit Schmerzen endlich aufgefunden haben. Vier Treppen hoch und der Eingang zum Zimmer durch das kleine, ziemlich dunkle Schlafzimmer, ohne Bettgardinen, ohne Fenstergardinen, die Meubles ganz ordinär und unzusammenpassend, aber reinlich und rechtlich,

ohne Lehnstuhl, ohne Sopha, bloße geflochtene Stühle, und für diese Herrlichkeit müssen wir 60 Papiergulden zahlen. Dabei ist nicht einmal Aufwartung, sondern wir müssen eine Aufwärterin besonders bezahlen, die Morgens und Abends kommt. Dabei sind wir so genirt, daß wir weder Essen in der Küche wärmen lassen, noch uns ein Kohlenfeuer in's Zimmer nehmen dürfen, sondern ich muß feliciter jeden Mittag durch Regen und Wind mit Schlegel in's Speisehaus wandern. . . . Eine Vorlesung wird Schlegel wohl zu Stande bringen; noch ist aber nichts gewiß, denn der Kaiser ist noch nicht wieder hier." [1]

So wurde Schlegel in Österreich aufgenommen, „wohin", wie Kurz sehr geistreich bemerkt, „sich alle Apostaten wenden". Man sieht deutlich genug, daß Aussicht auf irdische Vortheile Schlegel nicht zum Rücktritt in die katholische Kirche bewogen haben kann. Er theilte das harte Leidensloos, das die meisten Convertiten trifft. Die Götter in Weimar waren bequemer eingerichtet, hatten ihre Gehälter oder Pensionen. Wie aber in den Reiseberichten Dorothea's ein männlich unerschrockener Charakter, kräftige Energie, ein fröhlicher Humor und die lebendigste Beobachtungsgabe zu Tage tritt, so zeigt sich darin auch jene schlichte, gesunde Frömmigkeit, welche in allem Wirrwarr des Lebens, in Mühe, Gefahr und peinlicher Ungewißheit das Auge auf Gott richtet und bei ihm nicht vergeblich Muth und Stärkung sucht.

„Für mich sei nicht bange," so schreibt sie ihrem Gemahl. „Jene alte Heftigkeit hat der großen Weihe weichen müssen; wer die himmlische Ruhe einmal genossen hat, sich selber, alle seine Gedanken, Worte und Werke in jedem Augenblick der heiligsten Dreifaltigkeit aufzuopfern, der ist in einem Hafen, wo kein Sturm ihn trifft; trennen kann uns nichts in der Welt, wir sind in Gott vereinigt."

Als Schlegel die Idee äußerte, Gebete zur heiligen Messe zu schreiben, mahnte sie ihn, dieselben jedenfalls mehr begleitend als erklärend zu halten und das Übernatürliche dieser Geheimnisse in's Auge zu fassen:

„Ich habe ein Gebet vom hl. Thomas von Aquin, welches mir sehr genügt; es umfaßt alles das, was man bitten darf. Auch sind die gewöhnlichen Gebete in meinem Buche sehr gut und genügend. Über Alles geht mir aber die selige Gewohnheit der katholischen Kirche, alle seine Wünsche und Begehren an die heiligen Bitten des Vater unsers zu knüpfen, denn was ich in diesem Namen erflehe, das soll mir gewährt werden! — Unter den Heiligen gibt es mehrere, denen ich mich täglich mit vollem Vertrauen em-

[1] Ein anderes Mal schreibt sie ihren Söhnen: „Von Würsten und Pasteten ist hier gar nicht die Rede, sondern bloß von ‚unser täglich Brod' und ‚dein Wille geschehe'."

pfehle. Unter vielen ragt Johannes der Täufer hervor, dieser Morgenstern, dieser Vorläufer und Verkündiger des Tages; dann die Weisen aus dem Morgenlande, die mit so lebendigem, unwandelbarem Glauben die Wahrheit suchten, bis sie sie fanden; der hl. Joseph mit seiner aufopfernden, selbstverläugnenden Geduld; die heiligen auserwählten Mütter Anna und Elisabeth; Dorothea, die Reine, Begeisterte, die im Tode nichts sah, als den Garten des Geliebten; Cäcilia, die in den Harmonien des Himmels wandelte; Katharina, die durch die Kraft des heiligen Geistes die menschliche Weisheit überwältigte; Maria Magdalena, die die Gnade empfing, daß sie aus dem Leben der Sünde mit liebend reuiger Seele sich losreißen durfte und Verzeihung erhielt. Dieß sind vorzüglich die Gestalten, zu denen das Auge meiner Seele sich mit jedem Augenblick zu wenden sucht; und gar viele gibt es noch, an deren Beispiel ich denke und mich zu halten suche, wenn eine Schwachheit mich anwandelt. Wie soll ich den unermeßlichen Reichthum beschreiben, der sich mir in den Schätzen des katholischen Glaubens eröffnet hat?"

Mit der Schwungkraft dieses lebendigen Glaubens raffte sie sich nicht nur über die Beschwerden ihres mühevollen, wahrhaft ärmlichen Lebens empor, sondern auch über die eigene fast beständige Kränklichkeit, welche alle jene Beschwerden doppelt empfindlich machen mußte: „Übrigens ist meine Gesundheit gut genug für dieses Leben. Frage keinen Arzt mehr um mich, es wird endlich Alles besser werden!"

9.

An Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen bot Wien nicht so viel, wie Paris. Dorothea vermißte hier auch die monumentalen Bauten, namentlich die vielen herrlichen Kirchen, die ihr Köln so interessant gemacht. Die Theater waren mittelmäßig, der Geschmack an Musik sehr gesunken und ausgeartet. Dagegen gefielen ihr die regelmäßig gebauten, nicht gar engen Straßen und die herrliche umliegende Gegend. Das Leben fand sie im Allgemeinen sehr gut, großstädtisch, nicht so theuer und darum leichter und angenehmer als in Paris. Öffentliche Vergnügungen und ganz große Gesellschaften verschlangen die kleinern, gemüthlichern häuslichen Cirkel, dagegen zeigte sich das gesellschaftliche Leben freier, ungezwungener und mannigfaltiger, als in andern Hauptstädten. Zu dem Reiz einer „eigentlichen Hauptstadt im rechten Sinne des Wortes gesellte sich das bunte Treiben einer bedeutenden Handelsstadt":

„Das Gewühl auf den Gassen ist noch gedrängter, als in Paris, weil Wien zugleich eine wichtige Handelsstadt ist. Das Gemisch von Christen, Juden, Türken, Griechen, Slaven, mit ihren verschiedenen Costümen, Sprachen

und Geberden, macht es sehr bunt und anziehend. Es ist ein eigener Reiz, so vom vierten Stock auf diesen Wirrwarr von Menschen, Rassen, Equipagen, Reitern, Frachtwagen, Schiebkarren u. s. w. herunterzuschauen. Man hat keinen Begriff, wie sich dieser Knäuel auseinanderfinden wird und wie sie sich untereinander nicht zerstören, indem sie sich so um und über und nebeneinander winden und schieben und treiben. Es macht dem Zuschauer dieselbe Art von Empfindung, als wenn man ein Kunstwerk anschaut, das uns wegen seiner Künstlichkeit zwar auffällt, aber nicht anzieht. Denn wenn ich mir dabei das Leben in der freien Natur und die stille, zweckvolle Thätigkeit des Landmanns denke, so kommt mir dieser Wirrwarr greulich vor, ich möchte mir Flügel wünschen, um mich weit, weit davon zu entfernen. So ging es mir neulich im Theater auch. Mir fiel auf einmal ein, daß es Martinsabend sei und daß in Köln vielleicht auf denselben Augenblick in Groß-Martin der Segen gegeben würde. Ich kann es euch gar nicht beschreiben, wie bang und seltsam mir zu Muthe ward! Ich bin nicht gemacht, in einer großen Stadt zu leben, und doch scheint dieß meine Bestimmung zu sein."

Von den Ufern der Donau sehnte sie sich noch lange nach denjenigen des Rheines zurück:

„Die Ufer der Donau werden noch viel zu thun haben, ehe sie mir jene geliebten Ufer ersetzen, und ich fürchte, es wird ihnen schwerlich je gelingen. Es mag wohl ein Vorurtheil sein, aber es ist mir immer, wenn ich die Donau sehe, als erinnerte sie mich an die Türkei, und diese lieb' ich nun einmal nicht, die Erinnerungen des Rheines sind mir lieber. Werde ich ihn je wieder sehen, sammt den mir so lieben Bewohnern seiner Ufer?"

Auch in Wien fehlte es übrigens an erhebenden, religiösen Eindrücken nicht. Über das erste feierliche Pontificalamt, dem sie hier beiwohnte, schreibt sie ihren beiden noch nicht getauften Söhnen am 10. December (1808):

„Vorgestern, als am Festtage der unbefleckten Empfängniß Mariä, habe ich in der Stephanskirche zum ersten Male das feierliche Hochamt vom Erzbischof in pontificalibus celebriren sehen. Meine lieben Kinder, das ist etwas ganz Herrliches, das über alle Beschreibung geht. Von einer solchen erhabenen Pracht hat man gar keine Vorstellung außerdem. Alles, was Könige um sich versammelt haben, ist kleinlich dagegen. Alle Sinne sind auf's Allervortrefflichste angeregt und empfangen durch alle Formen und Gestalten die Verherrlichung Gottes und des heiligen Mysteriums. Weit entfernt aber, daß ich durch diese Pracht der Sinne hätte beleidigt werden sollen, wie die Protestanten behaupten wollen, so ist mir erst recht deutlich geworden, wodurch wir unsere Sinne erheben können, daß sie in Übereinstimmung mit der Seele das Erhabene und das Schöne lieben und erkennen sollen, und dann auch, was denn eigentlich Pracht bedeutet und was sie soll. Alles, was der Menschen Kunst und Erfindung hervorbringt, das soll dazu dienen, des

Herrn Dienst zu verherrlichen, und ein ewiges Gut der ewigen Kirche sein und bleiben. Da, wo alle Kunst herkommt, von Gott, dort soll sie auch wieder zurückströmen; jeder andere Gebrauch, zu vorübergehender Eitelkeit der Menschen-Leiber und -Leben, ist unheilig und des göttlichen Ursprungs nicht würdig. Musik und Malerei, Baukunst und edle Gewänder sollen nur eine Idee aussprechen und nicht das selbstische Eigenthum eines, sondern ein ganz allgemeines Gut zur Erweckung der Andacht aller Gläubigen werden. Selbst das todte Metall aus dem Schacht der Erde soll einen Mund bekommen, um im eigenthümlichen Glanze in das allgemeine Halleluja mit einzustimmen."

Nach langem Harren erhielt Schlegel am 28. März 1809 endlich durch Bestätigung des Kaisers eine definitive amtliche Anstellung als Kriegssecretär auf der Hofkanzlei. Sein Chef wurde der Graf Friedrich Stadion, ein Mann, der durch seine Kenntnisse und Gesinnung Liebe und Verehrung einflößte. Schlegel war mit der Anstellung sehr zufrieden, Dorothea theilte seine Freude und knüpfte die frohesten Hoffnungen daran, nicht in Bezug auf materielle Vortheile (hiervon ist in ihren Briefen nicht die Rede), wohl aber in Bezug auf eine ehrenvolle, ersprießliche Thätigkeit. Um die Verwirklichung dieser Hoffnung forderte sie ihre beiden Söhne zum Gebete auf. Schlegel rechnete darauf, daß er in seiner neuen Stellung Muße genug haben würde, um auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft rüstig voranzuarbeiten. Einen Band Gedichte hatte er schon für Ostern bereit und weitere geschichtliche Vorlesungen bereits im Auge. In der Beschränktheit seiner häuslichen Verhältnisse änderte sich einstweilen nichts; nur machte seine Anstellung eine abermalige längere Trennung von seiner Gattin nöthig — und zwar auf unbestimmt lange Frist. Am 5. April nahm er Abschied von Frau und Freunden und reiste in's kaiserliche Hauptquartier.

Dorothea war nun wieder Einsiedlerin und hatte Zeit, neben dem Briefwechsel an ihre Söhne und an Boisserée auch eine ziemlich lebhafte Correspondenz mit Friedrich zu führen, welche bis Ende des Jahres reicht und sowohl dessen bewegtes Wanderleben, als auch die unruhige Zeit des Feldzugs überhaupt sehr anschaulich vergegenwärtigt. Vor Allem sorgt die praktische Hausfrau für ihren Mann, kauft Linnen, schneidet selbst die Leintücher und säumt sie. Aber am stillen Nähtischchen geht gleich die hohe Politik los, über die Linnen schwebt die ganze Karte von Europa dahin, Spanien, Italien, England, Rußland, Deutschland, dann der corsische Gewaltherrscher und seine Grenadiere — und Friedrich Schlegel im Hauptquartier, der wenigstens mit der Feder

den übermüthigen Tyrannen bekämpft. Ihrer besondern Vorliebe erfreuen sich die ritterlichen Spanier, die, zuerst vom Todesschlummer erwacht, sich muthig gegen das Fremdjoch erhoben hatten. Auch von Österreich erwartet sie das Beste. Die ersten Blätter der Correspondenz sind rosiger Hoffnung voll. Es spiegelt sich darin die Freude, mit welcher der erste Armeebefehl des Generalissimus Erzherzog Karl von den Wienern begrüßt ward:

„Mit dem Armeebefehl des Generalissimus, der heute erschienen ist, sind die Leute ganz ausgelassen; sie haben sich darum beinahe geschlagen, und Einer hat es dem Andern um den zehnfachen Preis abgekauft, um es nur eine halbe Stunde früher zu haben. Einige Exemplare, die gestern eigentlich heimlich unter der Hand verkauft wurden, hat man mit fünf Gulden bezahlt. Man spricht von nichts, als diesem Tagesbefehl, man weint, man lacht, man gratulirt sich, es ist eine recht auffallende Erscheinung. Die Worte, daß ‚fremde Kriegsvölker sich mit uns vereinigen würden‘, geben zu tausend Vermuthungen Anlaß, Alles wird gehofft und Alles gewünscht, erwartet und gefürchtet.“

Bald tauchten beunruhigende Gassengerüchte auf: Bonaparte habe den König von Sachsen nach Magdeburg beschieden, weil er dort viel sicherer wäre; den Großherzog von Würzburg habe er nach Paris berufen, derselbe sei indeß schon in Prag; der Kronprinz von Bayern sei verschwunden, man wisse nicht, wohin er gekommen sei u. s. w. Am 13. April verkündigte ein Tagblatt, daß die kaiserlichen Truppen am 9. an allen Punkten über die bayerischen Grenzen gezogen seien, auch wurde ein Brief mitgetheilt, den man dem König von Bayern übergeben ließ. Während man sich in Wien darüber ärgerte, daß der König keine eigentliche Antwort gab, sondern bloß die Ankunft des Briefes durch Montgelas bescheinigen ließ, erfreute die Nachricht, daß die Passauer die Proclamation Erzherzogs Karl nachdrucken und unter das Landvolk vertheilen ließen. Eine an die Tyroler erlassene Proclamation erweckte zu Wien große Begeisterung, man sprach von einer ähnlichen an die Bayern. Dorothea bedauerte nur, daß es an genügenden officiellen Nachrichten fehlte und daß hierdurch allen halbwahren und ganz lügenhaften Gerüchten Thür und Thor geöffnet würden:

„Es wäre sehr zu wünschen, daß wir von allen Seiten her officielle Berichte erhielten; einige Worte, wenn auch noch so sparsam zugezählt, genügen schon; nur daß man nicht so oft durch Lügen getäuscht und dadurch gleichsam für die Wahrheit abgestumpft wird. Das gute Volk verdient es wohl, daß man es als mündig behandle, denn seine Treue und Anstrengung ist beispiellos; wäre es wenigstens ohne die Spanier.“

Da Jedermann sich für die Proclamation interessirte und Schlegel als Hofkriegssecretär mit derselben zu thun hatte, so lag für Dorothea die Versuchung nahe, die Stellung ihres Gatten zur Befriedigung ihrer Eitelkeit auszubeuten. Sie war jedoch von einer solch kleinlichen Schwäche weit entfernt:

„Man sucht,“ so schreibt sie an Friedrich (den 17. April), „jedesmal den Verfasser der Proclamen und öffentlichen Blätter zu errathen und scrutinirt sorgfältig jedes Wort. Alle wollen von mir etwas wissen. In Gesellschaft sage ich, ich wüßte nichts; den Freunden aber, die mich um Mittheilung des Geheimnisses bitten, habe ich in allem Ernste gesagt: ‚Diese Untersuchungen wären unnütz; Alles geschähe im Namen und auf Befehl des Kaisers und des Generalissimus; welcher Diener dazu seine Feder oder seine Sprache leihe, wäre einerlei. Ist man doch geneigt, alle Fehler, die da vorgehen oder gemacht werden, auf Rechnung der Oberhäupter zu wälzen und sie dafür verantwortlich zu machen, so rechne man ihnen auch das Gute zu und erflehe den heiligen Geist, daß er sie erleuchte, damit Alles, was geschieht und was sie verordnen, zur Ehre Gottes und zum Heil der Welt gedeihe. Namen und Personen wären gar nicht nöthig auszuzeichnen.‘ — Dieß ist auch in allem Ernst meine Gesinnung. Einer für Alle und Alle für Einen! — Dieß sei unser Aller Wahlspruch. Gott segne Dich und Alle, die zum Wirken und Handeln bestellt sind. Er sende euch den heiligen Geist, der euch erleuchte mit allen seinen Gaben, damit ihr ganz vereint und nur in einem Sinne denken, reden und handeln mögt; daß wie die Gemeinschaft der Heiligen, so auch die Gemeinschaft der Gerechtigkeitliebenden und Erleuchteten sei, auf daß sein Reich komme und sein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. — So war mein Gebet heute, mein geliebter Freund. Ich war in St. Stephan; dort ist die Procession ausgegangen nach Maria-Hilf. Nie habe ich inbrünstiger beten, nie eine so heiße Andacht bei dem Volke gesehen; viele tausend Thränen flossen. Diese drei folgenden Tage ist Gebet in allen Kirchen und am Freitag wird die Procession wiederholt. Der Erzbischof und die ganze Geistlichkeit gehen mit; man sagt, die Kaiserin würde auch mitgehen.“

Dieß Vertrauen der frommen Frau sollte auf harte Proben gesetzt werden. Am 17. erschien Napoleon bei seiner Armee, zog alsbald die Truppenkörper näher zusammen, die Berthier gegen seine Anordnung immer weiter auseinandergerückt hatte, und drängte in den folgenden Tagen (19—23. April) die Österreicher über die Donau zurück. Eine Hiobspost um die andere verbreitete zu Wien Angst, Muthlosigkeit, Bestürzung. Die officiellen Berichte ließen durch ihre gekünstelten Ausdrücke und deutliches Verschweigen noch Übleres ahnen, als die Armee bei Abensberg, Regensburg, Landshut, Eggmühl wirklich gelitten hatte.

Aber und abermal fordert Dorothea ihren Gatten auf, doch dahin zu wirken, daß durch bestimmtere und wahre officielle Berichte die öffentliche Stimmung beruhigt, gehoben werde. Am 20. schickte ihr Friedrich von Landshut aus einiges Geld für die Haushaltung. Gegen Ende des Monats schrieb er ihr von Linz aus. Anfangs Mai wurde die Stimmung zu Wien gedrückter. Man sprach schon davon, daß Schärding bombardirt und eingeäschert, die Franzosen in Linz seien und auf Wien losmarschirten. Gentz, der Dorothea in diesen Tagen besuchte, redete ihr zu, Friedrich in Möll zu besuchen. Sie hatte aber nur so viel Geld, um allenfalls hin- und zurückzukommen, und wollte deßhalb die Fahrt nicht unternehmen, ohne sicher zu sein, Friedrich noch anzutreffen. In Wien nahm Furcht und Muthlosigkeit überhand. Am 9. Mai war Dorothea selbst so niedergeschlagen, daß sie ihrem Gemahl nicht schreiben mochte. Am 10. wurden einige verwundete Franzosen in die Stadt gebracht. Das machte Sensation und rüttelte die Leute wieder auf. Doch schon am 12. wandte sich das Blatt vollständig. Am Morgen dieses Tages schrieb Dorothea an Schlegel:

„Alles war Spiegelfechterei und was weiß ich. Nach der schrecklichsten Nacht meines Lebens, nachdem ein Theil von Wien niedergeschossen und niedergebrannt ist, haben die Generale und der Erzherzog Maximilian uns verlassen; die Stadt capitulirt und in wenigen Stunden ziehen die Franzosen ein. Andrassy ist zum Gouverneur ernannt. Wo die Armee ist, weiß man nicht. Die schlechtesten, unglaublichsten Anstalten wechseln mit den allerseltsamsten Gerüchten. Verlange jetzt keine Details von mir. Ich bin gesund. Was soll ich nun thun und wie soll ich mich wieder mit Dir vereinigen? Wenn es möglich ist, schreibe mir als Einlage bei Arnstein und unterschreibe Deinen Namen nicht, bloß ein paar unverdächtige Zeilen mit dem, was Du wünschest, daß ich thun soll. Gott schütze Dich und laß mich bald Dich wiederfinden!"

Den allgemeinen Eindrücken der unerwarteten Katastrophe konnte sie sich nicht entziehen; aber den Muth verlor die wackere Frau nicht. Auf 24 Stunden traf sie ihren Gemahl in Wien; dann erhielt sie drei Wochen keine Nachricht mehr, sie wußte am 31. Mai nicht einmal, wo er war. Sie schrieb ihm nach Brünn, dann nach Ungarn; aber ihre Briefsendungen gingen im Wirrwarr der französischen Occupation verloren. Endlich am 14. Juli kam ein Brief von Friedrich aus Iglau und brachte ihr beruhigende Nachrichten. Sie hatte unterdeß ihren Trost und ihre Zuflucht im Gebet gesucht, ging oft in den Stephansdom und flehte vor Allem um die Gnade, daß Friedrich vor Mißmuth bewahrt

bleiben möge. Sie selbst fand in einer tiefreligiösen Auffassung der Zeitlage die vollste Beruhigung. Auch als Napoleon den letzten Rest des Kirchenstaats seinem Kaiserreiche einverleibte, ward sie nicht irre:

„Das Wort ist ausgesprochen! Daß dieses Wort wirklich ausgesprochen ward, ist ein Schritt näher zum Ziel, das wir hoffen und ahnen, aber das wir wohl nicht erleben werden. — Wie sehr gut verstehe ich jetzt die Zeit, als das übermüthige Heidenthum das verderbte, aufgelöste Judenthum erdrückte, dieses vergeblich einen zeitlichen Retter erwartete, und der Erlöser erschien, der sprach: ‚Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn geben mag' — und: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt!'"

Abermal dauerte es mehrere Wochen, bis sie wieder Nachricht von ihrem Gatten bekam. Niemand wollte von ihm gesehen oder gehört haben. Es wurde ihr sogar gesagt, daß die Grafen Stadion hätten fort müssen. In Wien aber hausten die Franzosen mit Übermuth und ließen die Besiegten ihre Demüthigung tief empfinden. Auch Dorothea konnte sich dem bitteren Gefühle nicht ganz entziehen, welches die Frechheit des Siegers bei allen guten Vaterlandsfreunden erweckte. Doch blickte sie auch jetzt vertrauend zur Vorsehung auf.

„Weißt Du denn nicht," schreibt sie, „wie geplagt, verhöhnt, gedrückt und mit Füßen getreten wir hier sind, und kann es Dir denn unbekannt sein, mit welchem greulichen Übermuth die Sieger von Wagram und Enzersdorf uns seit jenem entsetzlichen Tage behandeln, da wir mit unseren eigenen Augen unser Unglück haben ansehen können? Was für Hoffnungen bleiben uns denn noch von allen denen, die wir mit so viel Recht haben durften? Wo ist jetzt die Hoffnung der *ganzen* *Welt*? Wie soll ich nicht kleinmüthig sein, oder vielmehr, wie soll *ich* *allein* es nicht sein, da wir, anstatt eine neue Blüthe der Zeit hervorzurufen, nur eben sehen müssen, wie sie innere Schrecknisse erst recht zur Reife bringt; denn welche Schlechtigkeit sich jetzt Raum schafft, wie auch in den besseren Gemüthern Glaube und alle Hoffnung, alles Vertrauen schwinden, wie die unerhörteste Ruchlosigkeit, der Greuel der Hölle nicht allein in der äußeren Welt triumphirt, sondern auch alle Gemüther fortreißt und verderbt — mein Gott, Friedrich, wie soll ich das ansehen können und nicht im Herzen betrübt sein! Welche Aussicht bleibt meinen Söhnen, als sich jenen Gesetzen der Hölle zu fügen? Welche Hoffnung bleibt Dir selber, als höchstens die, von dem Ungethüm unbeachtet und verfolgt zu bleiben? — Ich murre nicht, ich weiß, daß unser Erlöser lebt, ich bete seine Vorsehung an und erkenne es, daß wir wohl zu frühe und zu vorschnelle Hoffnungen gefaßt hatten, daß eben erst die innere Schlechtigkeit unseres Geschlechtes zur Reife aufbrechen mußte, eh' wir würden gerettet werden — und wäre ich nur erst der Seelen meiner Söhne gewiß, so erwartete ich mit der größten Ruhe das Ende meines Lebens."

Zum ersten Mal wechselten jetzt die Rollen. Die bisherige Trösterin klagte ihr Leid dem Gatten, den sie so oft in Schwermuth und gedrückter Stimmung mit ihren frohen, muthigen Briefen getröstet hatte. Friedrich aber, der jetzt von Ofen aus die Armee-Zeitung redigirte, war trotz der verhängnißvollen, fast verzweifelten Lage Österreichs ungebeugten Muthes. Besonders nachdem Bonaparte sich an dem Erbgute Petri und dessen Inhaber vergriffen hatte, rechnete er zuverlässig darauf, daß sich das Glück des Eroberers wenden und seine Pläne gegen die Kirche zum Triumph für die Kirche gestalten würden. Diesen Gedanken erfaßte auch Dorothea mit der Lebendigkeit einer tiefgläubigen Seele:

„Darüber, daß das Böse, was Er (Napoleon) der Kirche thun will, sich in Gutes verkehren wird, bin ich ganz mit Dir eines Sinnes, ich bin es fest überzeugt; und nicht allein der Kirche, sondern wie natürlich durch sie auch der ganzen Christenheit, von politischen Rücksichten abgesehen, bei denen ich mir noch nicht viel zu denken gelernt habe. Aber das Christenthum ist ja, wie der Heiland auch verkündigte, nicht von dieser Welt, ihn gehen also irdische Begebenheiten gar nichts an. Im Kampf und Widerstreben blüht und wächst das Große der Kirche; langes äußeres Wohlergehen hat sie untergraben. Diese Betrachtung macht mich ganz getrost; mir ist, als sähe ich ganz deutlich und bestimmt, was Er (Napoleon) hier soll und auch ausführt, als ob ihm Jemand die Hand führte."

Ende August suchte Dorothea ihren Gemahl in Ungarn auf, sie traf am 27. in Pesth ein. Friedrich war leidend, erholte sich indeß bald wieder unter ihrer liebevollen Pflege. Sie blieb bei ihm bis Ende October; doch ist nur ein einziger ihrer Briefe von hier aus datirt. Ihr Urtheil über das damalige Ungarn lautet weniger günstig, als dasjenige Schlegels.

Den November brachte sie wieder einsam in Wien zu. Nach Mitte December kehrte Schlegel endlich ebenfalls in die Hauptstadt zurück. Im Februar 1810 konnte er die langersehnten Vorlesungen über Geschichte ankündigen und beginnen. Ein noch trostreicheres Begebniß aber sollte in diesem Jahre das Herz der vielgeprüften Frau erfreuen: der Rücktritt ihrer beiden Söhne in den Schooß der Kirche.

10.

Nur ihren jüngeren Knaben, Philipp, hatte Dorothea mitgenommen, als sie 1799 Schlegel nach Jena folgte. Der ältere, Jonas, blieb bei seinem Vater Simon Veit, der ihn bald zu seinem Schwager Abraham Mendelssohn nach Hamburg sandte, um ihn zum Kaufmann heranzu-

ziehen. Die Mutter hatte keinen Einfluß auf ihn, als durch ihr Gebet und allenfalls durch Briefe. Obwohl von allen katholischen Einflüssen gänzlich isolirt, mitten in der großen vorwiegend protestantischen Handelsstadt, im Schooße seiner jüdischen Familie, richtete der talentvolle Knabe früh seinen Blick auf die Wahrheiten des Christenthums. Als er 1807 in das väterliche Haus zurückkehrte, wo inzwischen auch der jüngere Philipp eingetroffen war, ging er nicht nur von dem Plane ab, Kaufmann zu werden, sondern es reifte in ihm auch der bestimmte Entschluß, Christ zu werden. Simon Veit, der in der letzten Zeit bedeutende Geldverluste erlitten hatte (es ist von 700 000 Thalern die Rede), wendete nichts dagegen ein, daß Jonas sich der Malerkunst widmen wollte. Die Mutter freute sich sehr darüber, weil sie weder am Gelde noch am Reichthum hing. Seine religiöse Überzeugung aber hielt Jonas geraume Zeit vor dem Vater geheim. Erst 1808, nach der Conversion der Mutter, eröffnete er sie ihm schriftlich — dann aber auch in der unumwundensten und zugleich liebevollsten Weise. Nach den innigsten Ausdrücken herzlicher Kindesliebe spricht er in seinem Brief von der Güte und den Wohlthaten Gottes, der ihm das Dasein und den Glauben an ihn geschenkt habe:

„Ja, geliebter Vater, den Glauben an die heilige Dreieinigkeit, und ewig und unerschütterlich, bis er sich zum ewigen Anschauen der Gottheit verklärt, möge er sein! Dieß ist mein innigstes Gebet. Hier ist mein Bekenntniß der christlichen Religion. Wäre Dein Herz ebenso durchbrungen von ihrer göttlichen Wahrheit, o wie selig wären wir dann! Das Schicksal hat es anders gefügt, in Demuth ergeben wir uns seinen Fügungen....

„Laß uns aufrichtig gegen einander sein und bekenne mir, daß dieser Schritt Dir nur zuwider sei, weil die Welt ihren Anstoß finden würde. Aber was ist es denn mit dieser Welt? Suchte sie nicht recht geflissentlich mit ihren Schriften und Anstalten allenthalben den göttlichen Funken zu unterdrücken? Und ihr sollte ich das einzige Glück meines Daseins und meiner Seligkeit aufopfern! Nein, Du weißt es, schon längst verachtete ich alle die kleinen Freuden, und wahrlich, ich fand Ersatz genug. Was indeß die Welt von mir verlangt, das soll ihr, wenn mir Gott Kraft dazu verleiht, zu Theil werden. Aber nur mit freier, ungebannter Seele werde ich je etwas in der Kunst leisten können.

„Du bist indeß versichert, daß kein äußerlicher Vortheil Einfluß auf meinen Entschluß gehabt hat. Wenn ich an der Religion meines Vaters hinge, so wollte ich mein Leben für meinen Glauben lassen, so wie ich es jetzt mit frohem Muthe für den christlichen ließe. O mein geliebter Vater, Du hattest einen so schönen menschlichen, ja ich möchte sagen göttlichen Plan mit Deinen Söhnen; mit Aufgebung Deiner selbst ließest Du sie mit un-

umschränkter Freiheit, und während die Meisten sich auf einem ihrem Berufe gar nicht angemessenen Wege hinschleppen müssen, konnten wir uns ganz unserer Muse weihen. O zerstöre nicht eigenmächtig unser schönstes Paradies auf Erden, ich flehe Dich darum; vollende, was Du so schön begonnen! Gott verleihe Dir Kraft dazu und seinen Segen!"

Herrliche Worte des erst 18jährigen Jünglings! Aus einem Briefe an den Architekten Schinkel erhellt, daß es hauptsächlich die christliche Kunst war, welche Jonas auf eine aufmerksamere Würdigung des Christenthums hingelenkt hatte. Indem er den Künstler bittet, sich seiner annehmen zu wollen, begründet er seine Bitte durch folgenden Satz: „Ich fühle mich am meisten dazu geneigt, Gegenstände der christlichen Kunst zu malen, der ich mein Heil zu verdanken glaube. Den frühen Mangel eines guten Unterrichts hoffe ich jetzt durch ein gründliches Studium der Architektur zu ersetzen, welche unstreitig die Basis aller übrigen Künste ist."

Dorothea fürchtete, daß Jonas mit seinem Glaubensbekenntniß dem Vater gegenüber etwas zu voreilig vorangegangen sei. „Du mußt bedenken," so schrieb sie ihm, „daß, wer den Glauben nicht liebt, der haßt ihn; einen Mittelweg gibt es hier nicht. Es mußte ihn also freilich unangenehm überraschen, Dich einer Meinung hingegeben zu sehen, die ihm hassenswürdig erscheint." Sie billigte indeß die Offenheit des Sohnes für den Fall, daß der Vater, wie es wirklich war, eine bestimmte Erklärung gefordert habe. „Dann aber," fügt sie bei, „trage standhaft und mit gelassenem Muthe, was Dir Unangenehmes daraus entsteht, wenn es auch Deinem liebsten Wunsche entgegen ist; auch ich will dann, eingedenk, daß es die Folge Deines schönen Bekenntnisses ist, gern Deinen Anblick noch länger entbehren. Glaube mir, jede Entsagung trägt, wenn sie aus Liebe zu Gott statthat, ihren Lohn, und Gott liebt diejenigen, die er prüft."

Der jüngere Sohn, Philipp, der fast ein Jahr vor seinem Bruder nach Berlin zurückgekommen war und fleißig mit ihm nach Hamburg correspondirte, freute sich sehr, endlich mit ihm zusammenzusein. Bei seinen Malerübungen war er mit dabei und rieb ihm die Farben. Da erfaßte auch ihn die Lust, ein Maler zu werden, und Jonas beeilte sich, diesen Entschluß der Mutter mitzutheilen. Diese sowohl, als der Vater, war einverstanden; nur wünschte sie, daß Philipp einstweilen seine Gymnasialstudien eifrig weiter betriebe. Philipp kam diesem Wunsche treulich nach und wurde aus Secunda mit einem sehr belobenden

Zeugniß entlassen. „Ubivis talem vidi, qualem decet esse juvenem probum, discendi cupidum et quae didicerat in saluberrimos usus convertendi studiosum", so versicherte mit seinem Amtssiegel der Gymnasialdirector Joh. Joachim Bellermann.

Philipp hatte von der Mutter selbst eine ernst religiöse, völlig christliche Erziehung erhalten. Ihre treuen Gebete und die schönsten liebevollsten Briefe setzten das Werk der Erziehung an dem abwesenden Kinde fort. Sie empfahl ihn auch herzlich dem schon gereifteren Jonas an: „Sei standhaft, mein Sohn, und ermahne auch Deinen jüngern Bruder zur Standhaftigkeit!"

Die Hoffnung, mit den beiden Söhnen auf ihrer Wiener Reise in Dresden zusammenzutreffen, zerschlug sich, wie es scheint, an der Zögerung des Vaters. Sie kamen erst dahin, als die Mutter schon in Prag war. In Wien angekommen, hätte sie ihre Kinder gerne dahin eingeladen; aber einestheils war sie selbst mit ihrem Manne noch in sehr beschränkten Verhältnissen, anderntheils bot Dresden für die Heranbildung der beiden angehenden Künstler mehr Vortheil als Wien — und das erschien doch vorläufig als Hauptsache . . Wirklich fanden sie in Dresden nicht nur bei befreundeten Familien, besonders bei Schubert, einen angenehmen, geselligen Kreis, der einigermaßen das Familienleben ersetzte, sondern auch einen tüchtigen systematischen Unterricht in der Kunst durch Friedrich Matthäi, den Director der Gemäldegallerie in Dresden, und aneifernde Collegen an den Malern Kügelgen und Heinrich. Matthäi machte bald nach ihrer Ankunft (im Herbst 1808) schon den Vorschlag, sie früh im folgenden Jahr mit nach Italien, dem gelobten Lande der Malerei, zu nehmen. Doch rieth Dorothea von der sofortigen Annahme dieses Vorschlages ab. Sie fand es etwas kühn, sich einem noch fremden Manne ganz in die Hände zu geben. Dabei trug sie in ihrem Mutterherzen die wohl nicht unbegründete Besorgniß, neue Eindrücke und Beziehungen könnten die beiden Söhne von dem entscheidenden Entschluß ablenken, den sie bereits gefaßt. Schon im Februar lud sie deßhalb ihre Söhne nach Wien ein.

„Ich hoffe doch," schreibt sie an Jonas (11. Februar), „es wird noch Dein ernstlicher Wille sein, Dich zum Christenthum zu wenden, und wenn dem so ist, so laß uns in diesem heiligen Beginnen nicht länger zögern; hier ist Alles vorbereitet und kann in der gehörigen Stille vorgenommen werden. Es gibt keinen Ort in Deutschland, so wie Wien, wo über dergleichen Dinge so keine Art von Klatscherei stattfindet. Alle Zeitbegebenheiten drängen nach einer großen Entscheidung hin, laß uns dieser gehörig vorbereitet und in

Einigkeit entgegengehen, wenigstens, daß uns nichts unvorbereitet überrasche. Mein Sohn! für Dich wird eine neue Welt aufgehen und Du wirst nur durch das Christenthum zur Übereinstimmung mit Dir selber und zur liebenden Vereinigung mit den Menschen geführt werden. Wenn Du auch hier nichts Anderes lernst, als die Religion Christi, so hast Du genug Vortheil. Es gibt keine Malerkunst, wenn man das Christenthum nicht kennt, und Du darfst nicht hoffen, auf irgend einem andern Wege Fortschritte zu machen. Wer nicht glaubt, hofft und liebt, für den ist die Natur eine Wildniß, in welcher er nichts sieht, als sich selber, für den ist also auch die Kunst nur ein eitler Spiegel seiner hochmüthigen Einbildung."

Simon Veit scheint den Entschluß seiner Söhne nicht direct bekämpft zu haben; dagegen wandte er das Mittel an, mit dem heutzutage die Jugend sehr allgemein den religiösen Ideen entfremdet wird, er suchte sie auf das hinzulenken, was man einen „gesunden Realismus" nennt, und mahnte sie vor Allem, nicht so sehr an das allgemeine Beste, als an sich selbst zu denken. Die Söhne theilten der Mutter einen Brief mit, in welchem dieß ganz deutlich ausgesprochen war. Mit aller Schonung für den Vater warnte sie doch sehr vor dieser seichten Lebensphilosophie:

„Der gute Gott gebe, daß Ihr nie für Eure Person zu sorgen haben mögt und Ihr Eure ganze Sorge und all Eure Kräfte für das allgemeine Beste aufzuopfern immer im Stande sein mögt. Jene Philosophie des Indifferentismus ist nicht die des Christenthums. Darum kann ich es dem Veit freilich nicht verdenken, daß er seine Überzeugung aus ihr gemacht hat; aber Eure Gemüther mögen nicht angesteckt davon werden, davor behüte Euch Gott und seine Heiligen! Seinen eigenen Nutzen oder sein eigenes Vergnügen nicht zu schonen und nicht zu suchen, und für das, was recht und heilig ist, zu hoffen, zu leiden und zu sterben — das ist die Moral des Christenthums, zu welchem Ihr Euch bekehren werdet und zu dessen Erreichung Euch Gott Kraft, Muth und Geduld verleihe. Ich bete täglich für Euch, liebe Kinder!"

Das Vertrauen und die Geduld der wackern Frau ward indeß durch die Söhne selbst abermals hart auf die Probe gestellt. So begeistert diese in ihrem ersten Enthusiasmus für christliche Kunst die Ideen des Christenthums erfaßt hatten, so nahm die Begeisterung doch ab, als sie, ohne gründlichen katholischen Unterricht und Leitung, ohne das Beispiel und den Umgang anderer Katholiken, ohne das sacramentale Gnadenleben der Kirche, ganz auf sich angewiesen, in einer völlig akatholischen Atmosphäre, nur durch etwas Lectüre und durch ihre Künstlerstudien mit

dem Geiste und Leben der Kirche in Verbindung blieben. Das Licht des Glaubens gleicht dem Stern von Bethlehem. Wer zögert, seinem Ruf zu folgen, der setzt sich in Gefahr, daß es entschwindet und sich nimmer zeigt. Die treue Mutter mahnte deßhalb mitten unter den Wirren des Feldzuges von 1809, den wohlerwogenen Schritt nicht länger aufzuschieben. Doch umsonst. Am 4. December schrieb sie wieder an Philipp:

„Ohne die größte Noth wollen wir das große Werk nicht länger aufschieben, denn wer bürgt uns für die Dauer unseres Lebens? Es wäre mir sehr hart, wenn ich sterben müßte, ohne daß Ihr die Gnade der heiligen Taufe erlangt hättet. Und würde Einer von Euch früher abgerufen, so wäre ich untröstlich. Laßt uns also nicht länger zaudern! Christus ist der Anfang und das Ende aller Wissenschaft; die Zeit, die Du anwenden wirst, seines Glaubens theilhaft zu werden, ist keine verlorene, auch für Deine Kunst nicht."

Auf diese ernste Mahnung folgte von Seite beider Söhne eine directe Weigerung, nach Wien zu kommen. Jonas scheint dieselbe mit ascetisch-pietistischen Bemerkungen und mit Klagen verblümt zu haben, daß die Mutter seiner Gewissensfreiheit nahe treten wolle. Sie antwortete darauf am Weihnachtstage 1809:

„Alle diese willkürlichen Abtödtungen und sogenannten unmittelbaren eingebildeten Offenbarungen sind nichts als todtgeborene Früchte der Lieblosigkeit und gelten vor Gott nicht so viel, als ein einziger Gehorsam gegen die Kirche und Demuth gegen seinen Nächsten. ‚Vor Gott ist die Andachtsregung einer alten Frau leicht mehr werth, als alle Systeme aller Philosophen zusammengenommen', sagt ein sehr weiser Mann. Unser Herr hat an dem heutigen glorreichen Tage nicht unter den Sophisten Athens oder Roms geboren sein wollen, sondern unter einfältigen Leuten, die glaubten und anbeteten. So wird er auch in Ewigkeit nur in einem einfältig glaubenden Gemüth wiedergeboren.

„Übrigens weiß ich auf alles das, was Du mir geschrieben, gar nichts zu antworten, als die Wiederholung, daß Du ganz und gar Dein Herr bist und bleibst, und daß Du Dich erschrecklich irrst, wenn Du meinst, wir oder die uns gleichgesinnten Freunde würden Deiner Überzeugung auf irgend eine Weise Gewalt anthun wollen — so wenig jetzt als jemals."

Auch an Philipp wurde bloß die freundliche, liebevolle Einladung nach Wien wiederholt, ohne irgendwie seinem freien Entscheid nahe zu treten. „Ich bitte Gott zu jeder Zeit," schreibt sie ihm zu seinem Geburtstage (d. 14. Febr. 1810), „daß er Dich in Wissenschaft und Kunst und jedem Guten wachsen und gedeihen lasse und Dich mit allen

Gaben seines heiligen Geistes erleuchte." Philipp folgte zuerst der Einladung nach Wien, wo er von dem ehrw. P. Clemens Hofbauer in der katholischen Lehre unterrichtet und am 9. Juni von dem päpstlichen Nuntius Severoli getauft wurde. Sein Taufpathe war Baron Penkler, der Freund und Gönner Schlegels. Der Nuntius richtete an den jungen Convertiten am Tage der Conversion selbst einen herrlichen Brief, in welchem er ihm die Größe der erhaltenen Gnade auseinandersetzte und ihn zu standhafter, thatkräftiger Treue gegen dieselbe aufforderte. Im Juni kam auch Jonas nach Wien und wurde am 26. Juli in den Schooß der Kirche aufgenommen.

Mit der Conversion der beiden Söhne war der schönste Theil der Lebensaufgabe Dorothea's gelöst. Die vorliegende Skizze mag darum hiermit füglich ihren Abschluß finden. Hoffentlich hat dieselbe manchen Leser dazu angeregt, den Briefwechsel Dorothea's selbst zur Hand zu nehmen und das Geistesleben der ausgezeichneten Frau nach all seinen Einzelheiten zu studiren. Dahin war wesentlich meine Absicht gerichtet. Jeder kann sich da selbst überzeugen, daß wir Katholiken uns dieser Convertitin durchaus nicht zu schämen haben, daß ihr inniger Glaube, ihre edle Gesinnung, ihre hohe Geistesbildung und ihr männlich muthvoller Charakter vielmehr Hochachtung und Verehrung einflößt. Dem unerträglichen Stolz und der frivolen Eitelkeit der damaligen „Culturdamen" steht sie in ihrer anspruchslosen Demuth höchst liebenswürdig gegenüber. Ihr gereiftes Urtheil aber beweist, daß diese Demuth des Glaubens wahrer Bildung und stetem geistigem Fortschritt gar nicht im Wege steht. Ihre lebhafte, künstlerische Phantasie, ihr reiches und tiefes Gemüthsleben beherrscht ein ebenso klarer und tiefer, als auch praktischer Verstand, ein energischer Wille, der weder mit dem Bösen flau pactirt, noch das Gute saumselig in die Zukunft schiebt; Verstand und Willen aber leitet ein schlichter, demüthiger Glaube, eine in den größten Schwierigkeiten ungebeugte Gottes- und Nächstenliebe. Man braucht nur ihre Briefe gegen diejenigen Simon Veits zu halten, um zu fühlen, wie gewinnend echte katholische Nächstenliebe gegen flaue Humanitätsbuldung absticht.

In literaturgeschichtlicher Hinsicht verdiente noch manche Äußerung der scharfsichtigen Frau allgemein verbreitet und beherzigt zu werden. Während manche der Romantiker noch immer mit Göthe herumliebelten, war das sächsisch-weimar'sche Kunst-Heidenthum für sie ein überwundener Standpunkt. Sie forderte von der Kunst herzhaft, daß sie

wieder christlich werden sollte, nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf profanem Gebiet. Sie forderte auch vom Theater, daß Ehre und Gewissen darüber walten sollten, und fand es schimpflich, daß im katholischen Österreich zur Zeit der höchsten Bedrängniß Stücke aufgeführt wurden, welche die Spanier, die katholische Religion und den Papst verächtlich machten. Vor Allem aber zeigt ihr Briefwechsel, wie ungerecht es ist, Friedrich von Schlegel mit den andern Romantikern in einen Sack zu nähen, um sie gemeinsam im Meere der Phantasie ertrinken zu lassen. Schlegel steht, namentlich nach seiner Conversion, durchaus selbständig da. Während Tieck und A. den Katholicismus nur als mittelalterlichen Mummenschanz für ihre Poesie verwertheten, behandelte Schlegel die religiöse Frage, wie sie es verdient, als die erste und entscheidende Grundfrage des Lebens. Jene andere Richtung verurtheilte er geradezu als Mißbrauch, in einem Briefe an Dorothea vergleicht er sie mit dem Gnosticismus:

„Glaube mir nur, zu den Zeiten der Apostel, selbst unter ihrer nächsten Umgebung und vorgeblichen Anhängern, hat es gerade solche falsche Bekenner, die einen Theil der Mysterien mit dem Verstande oder der Phantasie wohl ergriffen hatten, von Sinnesart aber wüst und schlecht geblieben waren, genug gegeben."

Von diesem Gnosticismus war Schlegel weit entfernt. Er trat ganz und vollständig in den Ideenkreis der katholischen Kirche zurück und suchte in Aneignung ihres Glaubenslebens und ihrer Wissenschaft den fruchtbaren Boden zu gewinnen, auf dem allein eine christliche Poesie und Kunst gedeihen kann.

A. Baumgartner S. J.

Selbstmord und Irreligiösität.

In einem früheren Artikel haben wir den verführerischen Mißbrauch gesehen, welcher von einer glaubenslosen Sophistik mit statistischen Daten, speciell hinsichtlich des Selbstmordes, getrieben wird, um an der Basis aller Sittlichkeit und alles Glaubens, der menschlichen Freiheit, zu rütteln. Nach Maßgabe des Urtheils über menschliche Freiheit fällt natürlich auch die moralische Beurtheilung des Selbstmordes und der

Heilungsplan aus, der zur Beseitigung oder Verminderung dieses grassirenden Übels in Vorschlag kommt — wenn doch ein Läugner der Freiheit noch von moralischen Handlungen sprechen kann.

Da finden wir nun, das müssen wir gestehen, einen scharfen Gegensatz zwischen der platt materialistischen Beurtheilung seitens Morselli's und der idealeren von Masaryk: das Endresultat Beider ist aber dennoch gleich trostlos und unfruchtbar. Wasserlosen Wolken sind sie gleich, entwurzelten Bäumen; wie Wogen eines gepeitschten Meeres werfen sie nur Schaum auf, den Schaum ihrer prunkenden Scheinweisheit.

Morselli hat sich die Straße geebnet, um sich und die Menschheit in den Schlund der Theorie des Kampfes um's Dasein zu werfen und den Selbstmord als eine unvermeidliche, nothwendige Zugabe der Civilisation zu bezeichnen, ja als ein Zeichen der höhern, wünschenswerthen Stufe der Civilisation, welches nur dann zu verschwinden berechtigt ist, wenn „in der idealen Gesellschaft der Zukunft der Mensch die Natur sich ganz unterthan gemacht hat und seine Fähigkeiten die höchste Stufe der Vervollkommnung erreicht haben" (S. 132). Der Kampf um's Dasein nämlich — so werden wir belehrt —, bei dem die Natur die Ausscheidung der Schwachen, Ungeschickten, Ungestalteten bezweckt, um das Starke, das Kluge, das Gewandte auf die Nachkommen zu vererben, wird jetzt vorzugsweise mit dem Gehirn geführt; allein in der Hand des Ungeschickten wird diese Waffe schartig oder gebrochen, das verletzte Gehirn gebiert Irrsinn oder Selbstmord.

Freilich muß der Professor gestehen, die Zahl der Irren und der Selbstmörder sei doch relativ noch sehr klein im Vergleich zu all denen, welchen das irdische Glück nicht lächelt. Aber er weiß Rath. „Man darf nicht vergessen, daß der größte Theil der Besiegten den entsprechenden Tribut nur in anderer Weise zahlt, nämlich durch frühzeitigen Tod, Armuth, Auswanderung, Verbrechen, Prostitution, physische Krankheit... Das letzte Resultat ist immer dasselbe; denn diese Individuen sind eben unfähig zur Concurrenz u. s. w." Trostloses Evangelium, ein wahrhaft satanischer Gegensatz zu den Worten dessen, der einst sprach: „Den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, sandte mich der Geist des Herrn, zu heilen, die gedrückten Herzens sind." — Aber es kommt noch besser. Durch Selbstmord zu unterliegen, ist die edlere Art zu unterliegen, die bevorzugte Weise, welche denen beschieden ist, die mit der nobeln Waffe des Gehirns gekämpft haben, und die sich vom Gefühl der Pflicht leiten lassen; Andere scheiden durch Verbrechen vom Kampf-

platz. Dem haben wir nur ein Pfui! zuzurufen. Schmach über ein Buch, welches die ärgste Freventhat so zu glorificiren wagt!

Um jeden Schein von Übertreibung abzuwälzen, geben wir die eigenen Worte des Verfassers: „Besonders sind es die höher gebildeten Individuen, welche am Lebenskampf den lebhaftesten Antheil nehmen und die zugleich dem Selbstmord und Irrsinn am meisten ausgesetzt sind, weil sie mehr als die andern mit dem Gehirn den Kampf führen und es frühzeitig verbrauchen" (S. 324). „Wenn der Verbrecher seinen Wünschen keine andere Befriedigung verschaffen kann, so mordet oder beraubt er seinen Nebenmenschen — der Mensch aber, dem die Erziehung das Gefühl der Pflicht einflößte, wird, statt zu jener Vernichtung Anderer, zu der seiner eigenen Person sich entschließen ... So schließen sich zwar Selbstmord und Verbrechen, wie wir sahen, einander aus, aber doch haben diese beiden socialen Erscheinungen analoge Bedeutung — die Niederlage des Schwächern" (S. 300).

Wer so spricht, dem muß es, will er sich selber consequent bleiben, ein Herzenswunsch sein, die Zahl der Selbstmorde sich mehren zu sehen; nur aus Inconsequenz kann er Ernst machen mit einem Heilverfahren gegen den Selbstmord. Übrigens läuft die ganze Heilkunst des Dr. Morselli darauf hinaus, daß dafür gesorgt werde, weniger und geschicktere Individuen auf den Kampfplatz des menschlichen Daseins zu senden! Darüber ließe sich noch Manches sagen; aber wir enthalten uns des Commentars zu einem solchen Heilmittel. Vor Allem jedoch soll die Religion und Moral ungeschickt sein, dem Übel zu steuern. „Religion und Moral haben nie die Wurzel dieses Übels getroffen, weil sie dessen Entwickelung nicht kannten und daher die einzig wirksame Methode, die vorbeugende, nicht anwendeten."

Diesen abenteuerlichen, von Haß gegen Religion und Glauben dictirten Behauptungen gegenüber mag es nicht überflüssig sein, den Selbstmord in seiner moralischen und religiösen Beziehung noch etwas zu beleuchten, d. h. ihn als eine der größten Frevelthaten und ruchlosesten Handlungen nachzuweisen, welche, als freie, mit vollem Gebrauche der Vernunft gesetzte That, nur in einem religions- und gottlosen Herzen zur Reife gedeihen kann, und zu dessen Eindämmung die Religion erforderlich ist, aber auch ein ausreichendes Mittel bietet.

Was wir im Besondern behaupten und zu begründen in Angriff nehmen, ist dieß: 1. Es steht statistisch fest: überall, wo positiv christlicher Glaube herrscht, da kann die Selbstmordmanie nicht Platz greifen;

mit der Zunahme der religiösen Gleichgiltigkeit mehrt sich auch die Häufigkeit des Selbstmordes. 2. Es ist psychologisch und moralisch unmöglich, daß in einem Herzen, wo die Religion Wurzel geschlagen hat, irgend ein Motiv des Selbstmordes Herr werde und jene verbrecherische That zur Verwirklichung kommen lasse. 3. Der Selbstmord wird nicht nur von der christlichen Religion, sondern auch von der natürlich vernünftigen Erkenntniß so gebrandmarkt, daß es ein metaphysischer Widerspruch ist, bei einem mit vollem Vernunftgebrauch handelnden Selbstmörder noch von Religion zu sprechen. 4. Damit aber die Religion die bezeichnete Wirksamkeit als Schutzmittel gegen das verbrecherische Attentat des Selbstmordes ausübe, muß sie in überzeugungstreuem Festhalten und praktischer Annahme der Beziehungen des Menschen zu Gott bestehen, nicht in dem sogen. Gefühle, das schließlich nur in subjective Wahngebilde sich auflöst.

1. Einen interessanten Beleg für unsere erste Behauptung bietet die Tabelle XIX, welche Morselli S. 143 und 144 unter dem Titel „Protestantismus, Katholicismus und Selbstmordhäufigkeit" aufstellt. Er unterscheidet katholische, gemischte, vorwiegend katholische, vorwiegend protestantische und einfachhin protestantische Bezirke, und für die einzelnen Bezirke gibt er die Ziffer der Selbstmordsfrequenz auf eine Million Einwohner berechnet an. Daraus erhellt dann, daß mit Ausnahme Frankreichs die katholischen Bezirke die geringste, die protestantischen die stärkste Selbstmordziffer zeigten. Ist das zufällig, oder ist es nicht ein augenfälliger Beweis, daß ein Volk, bei dem katholischer Glaube herrscht, den giftigen Samen erstickt, aus dem der Selbstmord aufwuchert? Die katholischen Länder weisen auf: Spanien 17, Portugal 13, Irland (wiewohl gemischt) 14, Italien 32 (wiewohl laut Tabelle IV in einzelnen von der modernen Civilisation wenig angefressenen Provinzen die Zahl bedeutend niedriger ist, z. B. für Calabrien in dem einen oder andern Jahre nur etwas über drei oder vier auf eine Million Einwohner, in Basilicata in einem Jahre nur 2,2[1]), Corsica 28; wogegen für die protestantischen Länder die niedrigsten Ziffern für Friesland 55, für die Provinz Drenthe 63, für England 70, für Norwegen 75, die höch-

[1] Damit fällt auch der Werth jener Bemerkung, daß die statistischen Angaben, wie wir gerne zugeben, für Spanien, Portugal, England — einschließlich Irland — nicht so genau und zuverlässig seien, insofern nämlich dadurch die Bedeutung der unverhältnißmäßig geringen Selbstmordszahl in den katholischen Ländern abgeschwächt werden sollte: hier haben wir bei genauer Angabe eine noch viel tiefere Zahl.

sten über 300, wie für Hamburg, Sachsen-Altenburg, Königreich Sachsen lauten. Am merkwürdigsten ist der Vergleich unter den Schweizer Kantonen: Die „katholischen" Kantone haben die Ziffer 65, die gemischten vorwiegend katholischen 172, die vorwiegend protestantischen 239, die einfach protestantischen 279, doch in dem nur „vorwiegend protestantischen" Kanton Basel-Stadt stieg die Zahl (für das Jahr 1876) bis auf 446, in Neuenburg auf 486 (Morselli S. 69).

Zwar rivalisiren in Frankreich die Departements Seine, Seine und Marne, Seine und Oise mit den höchst bezifferten Ländern, ihre Selbstmordziffer ist 400, 383, 388. Doch trotz alledem nimmt Masaryk, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, keinen Anstand, zu sagen: „Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß unter den Protestanten der Selbstmord häufiger vorkommt, als unter den Katholiken" (S. 88). Wir dürfen aber kühn hinzufügen, ohne uns auf den Katholicismus als die einzig wahre Kirche und einzig wahre Religion zu berufen, daß der Protestantismus einen weitaus größern Procentsatz dem vollen Unglauben, dem Rationalismus und Atheismus zuführt, ja in seinem Schooße birgt, als die von ihrer Kirche abgefallenen oder mit ihr zerfallenen Katholiken betragen. Ferner darf nicht übersehen werden, daß in den katholischen Ländern, in welchen sich eine bedeutende Selbstmordziffer aufweisen läßt, gerade ein Abfall von der Kirche, ein Zerfall mit ihrem Leben und ihren Lehren in erheblichem Maße sich vollzogen hat. Unverdächtiger Zeuge ist uns wieder Masaryk, welcher, wiederum nicht aus Freundlichkeit gegen den Katholicismus, aber in anzuerkennender Wahrheitsliebe, ziemlich getreu den Grund schildert (S. 181 u. ff.): „Diese Halbheit (durch den Indifferentismus vom vorigen Jahrhundert her inaugurirt) ist natürlich da am größten, wo die moderne Bildung die größten Fortschritte gemacht hat, in Frankreich, Österreich; wo die Wissenschaft (?) noch wenig Eingang fand, Italien, Spanien, Portugal, gibt es weniger Halbheit, darum auch weniger Selbstmord. . . . Die große Selbstmordneigung, welche Frankreich und besonders seine Hauptstädte aufweisen, entwickelte sich naturgemäß mit der religiösen Haltlosigkeit des französischen Volkes." Wir sind nun nicht geneigt, alle Urtheile Masaryks über die katholischen wie protestantischen Länder ganz zu den unsrigen zu machen; aber sie enthalten viel, sehr viel Wahres. „Deutschland," fährt der österreichische Professor fort, „das Vaterland Luthers, bietet ein trauriges Bild religiösen Lebens. Kaum hatte sich die Reformation halbwegs stabilisirt, begann die Aufklärung allgemein um sich zu greifen. Und zwar ist es

die Theologie (d. h. die protestantische) selbst, welche den Unglauben säet und das Christenthum untergräbt. . . . Dadurch aber, daß gerade die Theologen die positive Volksreligion wegrationalisirten, wurde der Unglaube auch im Volke weit verbreitet, so daß wir Strauß' Bekenntniß in der That für das Bekenntniß des protestantischen Deutschlands ansehen dürfen. . . . Besser als mit der protestantischen Majorität des deutschen Volkes, steht es mit der katholischen Minorität Deutschlands. . . . Mit seinem protestantischen Bruder verglichen, genießt der deutsche Katholik in bedeutend höherm Grade die Segnungen wahrer und inniger Religiösität." — „Dänemark ist gegenwärtig sehr irreligiös, der Klerus ohne Zucht und Sitte, die Verflachung und Versumpfung allgemein." — „Die Schweiz, nach England das gewerbfleißigste und industriellste Land Europa's, ist in hohem Grade irreligiös; in Genf, der Wiege des Calvinismus, ist die Religion nahezu unbekannt. . . . Die katholische Bevölkerung der Schweiz ist religiöser und entschieden kirchlicher, als die protestantische."

Wir fragen nochmal, sollte das Alles zufällig sein, daß in den von unverdächtigen Zeugen als irreligiös bezeichneten protestantischen Ländern die Selbstmorde in zehnfachem und noch höherm Grade mehr vorkommen, als in den religiös katholischen? Gibt das nicht dem oberflächlichsten Beobachter zu denken? Noch nachdenklicher muß er werden, wenn gerade in den katholischen Ländern, wo die sonstigen Verhältnisse entweder gleich, oder entschieden ungünstiger sind, wo sociale, ökonomische Zustände nach Maßgabe anderer Länder dem Selbstmorde Vorschub leisten sollten, dennoch die Zahl der wirklich vorkommenden Fälle so niedrig bleibt. Das größtentheils katholische Irland weist nur die Ziffer 14 auf gegenüber der enormen Zahl 311 für Königreich Sachsen. Und wo sind die ökonomischen Verhältnisse der größten Zahl der Bewohner wohl so drückend, so erbärmlich, wie in Irland? Nachweislich kommt doch eben ein großer Procentsatz der Selbstmorde auf Rechnung der kummervollen, für die Lebensbedürfnisse nicht ausreichenden Verhältnisse. Aber dem Irländer ist eben der katholische Glaube in's Blut übergegangen, und selbst wenn er den ärgsten Ausschreitungen der Leidenschaft verfallen ist, glimmt unter dem Schutte der religiöse Funke noch im Herzen, den er durch Selbstmord auszulöschen sich nicht anschicken mag. Würde man die so wenig vorkommenden Fälle auf die Confessionsangehörigkeit prüfen: ich bin überzeugt, das Urtheil über den katholischen Irländer würde noch günstiger ausfallen. Auch Morselli konnte sich

der Betrachtung nicht verschließen: „Bemerkenswerth ist hier unter Anderm, daß Irland trotz seiner traurigen wirthschaftlichen Verhältnisse eine kleine Selbstmordziffer hat"; aber man staune über die gelehrte Erklärung: „indessen ist dabei zu bedenken, daß das Klima von Irland durch den Golfstrom sehr günstig modificirt wird." Da hat sich doch Masaryk ein weit vernünftigeres Urtheil gebildet (S. 17 u. 19): „Die . . . Thatsachen über die Einwirkung der Naturkräfte auf die Entstehung der Selbstmordneigung zeigen uns ganz deutlich, daß diese Neigung aus dem Einflusse der Natur nicht abgeleitet werden kann"; er führt ehrlich S. 214 die geringe Zahl der Selbstmorde auf den kirchlichen und religiösen Sinn der Irländer zurück.

Nach derselben Richtung hin ist es beachtungswerth, wie in den gleichen Provinzen, also unter durchschnittlich allseitig gleichen Verhältnissen, die Zahlen der als katholisch einregistrirten zu den Zahlen der als protestantisch genannten Selbstmörder sich verhalten: da zeigt sich nun nach Morselli's Tabelle XVIII durch ganz Deutschland hin eine enorme Überzahl zu Ungunsten des protestantischen Bekenntnisses. Auf die gleiche Einwohnerzahl katholischen und protestantischen Bekenntnisses berechnet, ist das Verhältniß der Selbstmörder katholischen Bekenntnisses zu denen protestantischen Bekenntnisses in Mittelfranken 59:134, in Oberfranken 75:146, in Schwaben 58:150, in Oberpfalz 30:90, in Oberbayern 56:237, in Niederbayern 28:148, in der Rheinprovinz 28:108, in Westfalen 24:80 u. s. w.

Gegen diese beachtenswerthen Thatsachen verschlägt es eigentlich wenig, wenn die Statistik auch aufdeckt, daß unter andern christlichen und selbst nicht christlichen Bekenntnissen die Selbstmorde ebenfalls sehr selten seien. Wir geben es sogar gerne zu, daß jeder, der noch von der Wahrheit überzeugt ist, daß ein gerechter Gott über den Menschen waltet und ihm nach dem Tode seinen Werken gemäß vergilt, nicht zum Selbstmorde greifen kann, ohne diese für ihn so entscheidende Wahrheit in den Wind zu schlagen. Darum mag immerhin selbst ein überzeugungstreuer Jude und Mohammedaner noch Beweggründe genug besitzen, um selbst in den traurigsten Lebenslagen das verzweiflungsvolle Mittel des Selbstmordes abzuweisen; um so mehr jene christlichen Secten, von denen noch die große Masse in einem nicht schwer schuldbaren Irrthume sich befinden mag und gläubig die Grundwahrheiten des Christenthums festhält. Daher erklärt sich sehr wohl die Erscheinung, daß unter den Juden, unter den Bekennern der griechischen Kirche u. s. w. ebenfalls

eine bedeutend geringere Selbstmordziffer sich nachweisen läßt, als unter den Protestanten, ja selbst, als in manchen katholischen Bezirken, wo in anderer Beziehung ungünstigere Verhältnisse stattfinden.

Allein es ist dennoch statistisch nachweisbar, daß unter den gleichen Verhältnissen, unter den gleich verlockenden Einflüssen einer glaubenslosen Lebensweisheit die Angehörigen keiner Religionssecte gegen diese Lockungen und damit auch gegen die Selbstmordszunahme so widerstandsfähig sind, wie die Katholiken. Wiewohl nämlich Masaryk S. 88 für Europa die Verhältnißzahl zwischen Katholiken und Griechen im Durchschnitt auf 58:40 angibt, so gesteht er doch S. 174, daß im Contact mit der Wiener Corruption in Wien selber vom Jahre 1869—1878 „die Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche die höchste Selbstmordfrequenz aufgewiesen" haben. Ebenso ist es, nach Ausweis der schon oben berührten Tabelle XVIII von Morselli, Thatsache, daß in den deutschen Länderbezirken mit seltenen Ausnahmen die Juden, wenn auch eine niedrigere Ziffer als die Protestanten, doch eine höhere, manchmal eine unverhältnißmäßig höhere Zahl als die Katholiken haben, z. B. 114:75, 109:58, 123:56, 100:53 u. s. w. Und was die Anhänger des griechischen Schismas angeht, so sind nach Geständniß der Statistiker die Daten viel zu ungenau, als daß sich die wahre Ziffer, speciell für Rußland, berechnen lasse. Masaryk bemerkt (S. 221): „Ich habe keine officiellen Daten über die Selbstmordfrequenz in Rußland auftreiben können; doch können wir mit Bestimmtheit deduciren, daß unter den ‚Nihilisten' viele Selbstmorde vorkommen müssen. Die Zeitungen bringen darüber häufig Notizen. Das wenige Inductionsmaterial . . . läßt 30 auf eine Million Einwohner entfallen. Kolb (aber) gibt für sechs Gouvernements 1113 Fälle an; das würde 110 auf eine Million ausmachen."

Der Zusammenhang zwischen Selbstmord und Irreligiösität ist hoffentlich durch Zahlen bewiesen. Die Art und Weise dieses Zusammenhanges erklärt Morselli freilich in frivoler Weise dahin, daß der Einfluß als ein materiell physiologischer aufzufassen sei. „Die religiöse Erziehung nämlich, unterstützt von der erblichen Fortpflanzung gewisser Geisteseigenschaften, ist eine physiologische Übung des Gehirns" (S. 132). Nun, solche Albernheiten wollen wir dem Herrn Professor schenken. Wie er's aber noch wagen kann, von Geisteseigenschaften, von Geist zu sprechen, da ihm doch Alles nur Stoff und Materie ist, dürfte unersichtlich sein. Der Schluß jedoch, welcher aus der so frivol aufgestellten Einflußweise der Religion zu ziehen wäre, müßte wohl ein ganz anderer

sein, als daß Religiösität stauend gegen den anschwellenden Strom der Selbstmordfrequenz wirke. Nach Morselli ist es ja gerade das häufigere Inanspruchnehmen des Gehirns, welches den Irrsinn oder den Selbstmord befördert: wenn nun die Religion insofern und in nichts weiter wirkt, als daß sie das Gehirn in Function setzt, so müßten die Individuen am gesichertsten gegen den Selbstmord sein, welche zu ihren sonstigen Beschäftigungen mit der weiteren Mühe der Religion und ihrer Übungen sich nicht belasteten.

Fast auffallender noch ist die Anwaltschaft, die der Artikelschreiber in „Unsere Zeit" auch in religiöser Hinsicht unserem modern civilisirten Zeitalter angedeihen läßt, und die ihn veranlaßt — zweifelsohne mit Bezugnahme auf Masaryks Geständnisse —, diejenigen anzuklagen, welche die Irreligiösität des heutigen Geschlechtes für die socialen Übelstände und den häufigen Selbstmord verantwortlich machen. „So lange man aber nicht beweist," heißt es da S. 683, „daß ein religiöser Mensch keinen Selbstmord begeht — es gibt sogar Religionen, welche zu Weltflucht und Selbstmord ermuntern — und daß die Mehrzahl der Selbstmörder irreligiöse, beziehungsweise Menschen seien, die aus Kreisen hervorgehen, welche von der Irreligiösität inficirt sind, ist jener Zusammenhang eben nur eine sentimentale Behauptung."

Nun, daß die Selbstmörder größtentheils aus Kreisen hervorgehen, welche von der Irreligiösität inficirt sind, ist doch hoffentlich statistisch erbracht, und wir können hierfür auf das oben Gesagte verweisen. Die Behauptung aber, daß es sogar Religionen gebe, „welche zu Weltflucht und Selbstmord ermuntern", zeugt nicht zu Gunsten wissenschaftlichen Ernstes des Schreibers dieser Behauptung. Weltflucht und Selbstmord so zusammenwerfen, erinnert mich an die triviale Frage, ob sich Tische und Äpfel unter der Rubrik „Obst" zusammenfassen lassen. Ob der Schreiber bei jenem Worte an die katholische Religion gedacht hat, weiß ich nicht: wenn aber Jemand diese als Aufmunterin zum Selbstmord hinstellen wollte, insofern sie die Erhaltung des Lebens nicht als das höchste Gut rühmt, ja das Opfer desselben größerer Güter wegen zuweilen zur Pflicht macht, dann muß er in noch weit höherem Grade jede Staatsgewalt zum Patron des Selbstmordes machen, da ja im Kriege nicht selten von ihr das Opfer des Lebens beansprucht wird. Sollte jedoch obiger Ausdruck auf die abergläubischen Observanzen der heidnischen Götzendiener bezogen werden, so möchten wir im Namen und bei der Ehre der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Verstandes bitten,

solche Fratzen von Religion nicht mit dem achtbaren Namen Religion zu benennen. Einen Keim der Religionsbedürftigkeit und der religiösen Anlage des menschlichen Herzens mögen sie immerhin aufdecken, insofern sie den Drang offenbaren, mit welchem der Mensch sich einem höhern unsichtbaren Wesen unterzuordnen bestrebt ist.

2. Es erübrigt noch, dem gelehrten Verfasser nachzuweisen, daß ein religiöser Mensch, natürlich beim vollen Bewußtsein und Vernunftgebrauch, keinen Selbstmord begeht. Wenn es dem Gegner gefällt, so versteige ich mich sogar zu der Behauptung, daß ein religiöser Mensch, so lange er religiös bleibt, keinen Selbstmord begehen kann. Natürlich kommen hier nicht jene Fälle in Frage, wo religiöse Überspanntheit Jemanden zum Narren gemacht, und derselbe in diesem Zustande Hand an sich legt. Selbstmorde von Narren lassen wir außer Berechnung; für die macht Keiner die Irreligiösität, wenigstens nicht direct, verantwortlich. Daß sie indirect an manchen schuld sei, möchte sich nicht unschwer daraus ergeben, weil eine große Anzahl der Geistesstörungen durch moralische Ausschreitungen hervorgerufen wird, welche religiöse Gesinnung würde unterdrückt haben, während Geistesstörungen in Folge überspannter Auffassung wahrhaft religiöser Wahrheiten und Übungen relativ selten sind. Doch davon wollen wir ganz Umgang nehmen. Ein religiöser Mensch begeht keinen Selbstmord und kann keinen begehen. Die Religion tritt solchem Entschluß negativ und positiv entgegen; sie paralysirt die Motive, welche etwa zum Selbstmorde reizen möchten, und sie bietet den entscheidendsten Grund, der vom Selbstmorde positiv zurückschreckt.

Wie im vorigen Artikel hinlänglich dargethan ist, kann bei überlegtem Selbstmorde die letzte Entscheidung nicht durch physische Einflüsse, sondern nur durch den freien Willen herbeigeführt werden, welcher auf die Sollicitationen physischer oder moralischer Einflüsse, die er abweisen müßte, eingeht. Der freie Wille wird um so eher jenen Einflüssen Widerstand leisten, je mächtigere und wirksamere Gegengründe er zur Hand hat, oder je mehr jene sollicitirenden Motive entkräftet werden. Das leistet die Religion, insofern wir die Religion als den Inbegriff der Wahrheiten nehmen, welche den Menschen mit Gott verknüpfen, sein Verhältniß und das aller menschlichen Dinge zu Gott darlegen. Wer diese Wahrheiten erfaßt hat, auf den können die wie immer auftauchenden Motive des Selbstmordes jenen vernichtenden Eindruck nicht machen. Auf was laufen denn all jene Motive hinaus? Sind es nicht getäuschte Hoff-

nungen, Lebensüberdruß, ökonomischer Ruin, Furcht vor Strafe, physische Leiden, und wie sie alle heißen mögen? Die Leiden dieser Zeitlichkeit, die irdischen Übel sieht man als ein so hochgradiges Übel an, daß sie das Gut dieses irdischen Lebens und Alles, was von der Bewahrung des Lebens abhängt, als leichtwerthiger in der Wage hinaufschnellen. Allein die Religion deckt ganz andere Gesichtspunkte auf. Sie weist den Menschen hin auf das Leben jenseits des Grabes: das Leben hienieden mit seinen Gütern und seinen Leiden ist nur eine Vorstufe und Vorbereitung für das Jenseits; durch einen ewigen Lohn oder eine ewige Strafe wird das wieder ausgeglichen, was hier auf Erden eine Störung der Ordnung zu sein schien; Tugendübung — und dazu gehört vor Allem die geduldige Ertragung der uns aufstoßenden Leiden — soll uns den Weg bahnen zur unermeßlichen Seligkeit, Sünde aber und Verletzung des göttlichen Willens führt aus den Übeln dieser Zeitlichkeit unendlichem Übel entgegen. Und öffnet Jemand erst recht der christlichen Wahrheit sein Auge, dann sieht er in den Mißgeschicken dieses Lebens gar einen besonderen Vorzug der göttlichen allwaltenden Liebe und Vorsorge, er sieht in ihnen die Gelegenheit, seinen Heiland, den Gottmenschen, der für uns freiwillig Armuth, Drangsal und Leiden auf sich nahm, in sich wiederzuspiegeln und sich eine besondere Anwartschaft zu erwerben auf die größere Seligkeit, welche der Herr denen verheißen hat, die für ihn Armuth, Drangsal, Verfolgung dieser Welt ertragen. Selbst diejenigen Übel, die selbstverschuldet sind, und die den Menschen am leichtesten moralisch muthlos machen und zur Verzweiflung hindrängen möchten, das Bewußtsein der eigenen Schuld, die daraus erwachsene Schande, werden im Lichte der wahren Religion, des christlichen Glaubens, erträglich gemacht und geadelt. Der Glaube lehrt die so tröstliche Wahrheit, daß Gott auf wahre Buße hin dem Gefallenen verzeihe, und daß die in Folge der begangenen Sünde eintretenden Übel, selbst wenn sie den Sünder in den Augen der Menschen vernichten sollten, ihn in den Augen Gottes durch bußfertiges Ertragen zur Höhe eines Heiligen hinaufheben können. Damit hören all diese Übel auf, Übel im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, sie verlieren ihren Stachel, sie können bei vernünftiger Erwägung nicht mehr so schwer wiegen, daß man ihnen das kostbarste Gut, worüber der Mensch verfügt, das irdische Leben nachwürfe, und zwar mit der sichern Erwartung, statt der zeitlichen Übel ewige Qualen zu finden.

Denn das zeigt ferner die Religion, vor Allem der christliche

Glaube, aber auch wenigstens in verhängnißvollem Ahnen die natürliche Vernunft, daß der Selbstmord als ein unbefugtes, naturwidriges Eingreifen in das ausschließlich göttliche Recht die göttliche Strafgerechtigkeit zu einem ewigen Verwerfen des Missethäters provocirt, und daß der Selbstmord wie keine andere Frevelthat es ist, der ein Abwenden des göttlichen Strafurtheils unmöglich macht. Wie sollte es bei dieser Überzeugung möglich sein, wie sollte es also bei einem religiös gesinnten Menschen möglich sein, sich zum Selbstmord zu entschließen? Eine hl. Magdalena von Pazzis konnte sagen, sie sterbe, ohne je begriffen zu haben, wie ein Christ, der an Gott und die ewigen Höllenstrafen glaube, jemals sich zu irgend einer Todsünde entschließen könnte. Dieser Ausspruch ist freilich begreiflicher, als der Entschluß zu einer schweren Sünde; doch weit unbegreiflicher ist der Entschluß zur Sünde des Selbstmordes. Was manchen Christen verleitet, den Versuchungen zu andern Sünden nicht wirksam zu widerstehen, ist die Hoffnung, es werde sich Verzeihung der begangenen Sünde erwirken lassen; würde er sich sagen müssen, daß er sofort unwiderruflich der Hölle verfiele, dann möchte er sich wohl ernster bedenken. Nun, der Selbstmörder schneidet sich diese Hoffnung gerade ab. Ist denn aber begreiflich, daß Jemand mit der Überzeugung, sich selbst augenblicklich der ewigen Verdammung zu überliefern, nach eigener Wahl aus diesem Leben scheidet? Ebenso unbegreiflich ist's, wie sich religiöser Sinn, d. h. noch ein Funke religiösen Sinnes, mit Selbstmord paaren kann.

Anders freilich wird derjenige handeln, welcher jene religiösen Überzeugungen nicht besitzt. Wer wähnt, mit diesem Leben sei Alles zu Ende, der Mensch sinke zur Erde gleich dem Thiere: dem wird freilich ein mit Dornen besäeter Lebensweg, ein Leben, welches mit Armuth, Mangel, schweren Leiden auf ihn drückt, ohne gegründete Aussicht, daß sich ihm je der Genuß oder die Ehre der Welt wieder erschließe, zu einem werthlosen Gegenstande werden, welchen er möglichst schmerzlos wegzuwerfen nicht ansteht. Es ließe sich eher fragen, weßhalb bei grassirendem Unglauben die Selbstmorde nicht noch mehr zunehmen. Doch auch darauf ist die Antwort unschwer zu geben. Abgesehen davon, daß der Mensch immerhin instinctmäßig vor der Vernichtung als vor einem grauenhaften Übel zurückbebt, ist es eben nur ein Wahn, den der Mensch sich einzureden sucht, mit diesem Leben sei Alles zu Ende; zur Überzeugung wird ihm das nicht. Jene Wahrheiten, welche wir oben als sonst zwingend abschreckende Motive bezeichneten, daß es einen

Gott gibt, der das Gute belohnt, aber auch das Böse furchtbar ewig im Jenseits straft, sind eben auf der Hand liegende Wahrheiten, die Gott als Mitgift allen Völkern und jeder Menschenseele so tief eingeprägt hat, daß es Gewalt kostet, den Zeugen derselben im Innersten der Seele zum Schweigen zu bringen. Ein leiser Zweifel, ein Gedanke an bloße Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit jener gewaltigen Wahrheiten, ist aber wohl geeignet, die Hand zurückzuziehen, welche schon ausgestreckt ist zur verhängnißvollen That.

Nur ein glaubens- und religionsloser Mensch, so muß jetzt die Folgerung lauten, kann zur verbrecherischen Vernichtung des eigenen Lebens greifen, und auch dieser nur unter gewaltsamem Niederkämpfen des Gewissens, dessen Stimme, wenn sie auch leise wird, immer noch Kraft genug hat, um ihn schuldbar zu machen und das göttliche Verdammungsurtheil zu bestätigen.

3. Dieß leuchtet um so mehr ein, wenn wir uns die Schwere der Sünde des Selbstmordes, wie ein ruhiges Überlegen dieselbe darstellt, kurz vor Augen führen. Einige Fälle, welche unter außergewöhnlichen Umständen eintreten, wollen wir gerne aus der Reihe der Handlungen streichen, deren Sündhaftigkeit ohne Nachdenken Jedem sofort in die Augen springt. Über deren Erlaubtheit kann daher leicht ein unverschuldeter Irrthum vorkommen. Als solcher dürfte vielleicht der Fall angesehen werden, in welchem ein Krieger den sichern Tod von der Hand der siegreichen Feinde voraussieht, und nun glaubt, sich selber einen ehrenvolleren Tod geben zu dürfen, zumal wenn damit noch Nachtheil für die feindliche Partei verbunden wäre. Solche und ähnliche Fälle, sind sie auch objectiv nicht zu rechtfertigen, dürfen doch nicht dem gemeinen Selbstmord und seiner Sündhaftigkeit gleichgesetzt werden.

Sonst ist die erste und radicalste Bosheit, welche im Selbstmord liegt, das frevelhafte Eingreifen in das göttliche Recht. Eine Sache vernichten, ist die eclatanteste Ausübung des Rechtes, welches auf dieselbe erhoben werden kann; wenn daher der Selbstmörder sich, wie er es thut, als Menschen vernichtet, so setzt er eine That, durch welche er bekundet, daß er die unbedingte Herrschaft, das höchste Recht über sich selbst beanspruche. Nun ist aber nichts, was mit dem Ausspruch der vernünftigen Natur und der geoffenbarten Wahrheit mehr streitet, als daß der Mensch sich zum unbedingten Herrn über sein eigenes Ich aufwerfe.

Wohl mißbraucht der Mensch bei jeder Sünde Gottes Gaben und die von Gottes Hand empfangenen Fähigkeiten, und somit begeht er bei jeder Sünde irgend welche Verletzung göttlichen Rechtes, aber nicht an einem Gegenstand, bei dem sich das Recht so auf Gott concentrirt und ein so ausschließlich göttliches ist. Seiner Art nach ist freilich das souveräne Anrecht, welches Gott auf alle Geschöpfe hat, ein unmittheilbares; jedoch irgend ein wahres Recht eignet doch dem Menschen bezüglich der irdischen Güter, der eigenen Handlungen und deren Producte. Es ist dieß ein Abbild des göttlichen Rechtes, welches der Mensch besitzt. Darum ist auch ein Rechtsübergriff und ein Mißbrauch jener Dinge nicht so eigentlich die Usurpation von etwas Göttlichem. Der Mensch kann über diese Dinge, die er sein eigen nennt, vollständig verfügen. Das Wie? und Zu welchen Zwecken? untersteht natürlich seiner Verantwortlichkeit Gott gegenüber; aber irgendwie verfügen, darüber schalten und walten, sind nicht Acte, welche an sich eine Anmaßung wären; es sind in sich legitime Rechtsacte an jenen Dingen, so daß selbst ein Act der Zerstörung unter Voraussetzung der nothwendigen Bedingungen erlaubt ist. Wie sieht es aber hinsichtlich des Menschen selbst aus, der als solcher durch den Selbstmord vernichtet wird, mag auch ein Theil desselben, die Seele, fortbestehen? Der Mensch kann weder für sich noch für einen anderen Menschen ein bloßes Mittel sein; er findet eben sein Ziel nur in Gott, nur zu ihm hat er seine Zweckbeziehung. Mag er auch seine Arbeiten und Mühen, seinen Erwerb und Besitz einem anderen Menschen oder der Gesellschaft schulden — das ist möglich; sich selbst schuldet er nur Gott. Der Rechtsanspruch auf die vernünftige Creatur ist mithin so sehr ein göttliches Reservatrecht, daß dessen Aneignung so recht kraß die Aneignung von etwas direct und ausschließlich Göttlichem ist. Und niemals tritt diese Anmaßung greller hervor, als beim Eingriff in's eigene Leben, wodurch der Mensch sich als Menschen vernichtet. Thatsächlich sich selbst so zum vollendeten, unumschränkten Herrn des eigenen Ichs machen, widerstreitet der Idee des Menschen mehr noch, als unbedingter Herr eines Andern sein; sich selber durch die That für so unabhängig erklären, sich selber sein Ziel und Zweck sein wollen, heißt den Titel beanspruchen, den Gott allein in sich trägt.

In diesem Acte höchster Anmaßung, welchen der Mensch bei der Selbstvernichtung setzt, liegt nun eine ganze Reihe von Umwälzungen der sittlichen Ordnung, so daß durch Obiges wohl der Keim, nicht aber die ganze Entfaltung der Bosheit erklärt ist, welche der Selbstmord birgt.

Der Mensch hat als Mensch sein Dasein und Leben von der Schöpferhand Gottes empfangen und empfängt es durch die Erhaltung jeden Augenblick von Neuem zu dem Zwecke, hier Gott zu dienen und sich für das jenseitige ewige Leben zu bereiten — in welchen Verhältnissen und in welcher Lage, darüber hat nicht seine Willkür, sondern Gottes Weisheit und Vorsehung zu befinden, sowie es auch Gott und dessen Vorsehung anheimgestellt blieb, in diesen und jenen Verhältnissen jedem Einzelnen das Leben zu spenden. Der Selbstmörder nun entzieht sich dem ersten Grundgesetz jeglicher Creatur, speciell der vernünftigen; er kündigt Gott den Dienst auf und wirft ihm die so kostbare Gabe und die Grundbedingung aller übrigen Güter vor die Füße.

Der Mensch ist durch Gottes Vorsehung in die verschieden gestalteten gesellschaftlichen Verhältnisse gesetzt, hat hier auf Erden, so lange er durch Gottes Willen auf dieser Welt getragen wird, so vielseitige Pflichten zu erfüllen, als es Bande gibt, welche ihn an die Mitwelt fesseln. Diese Bande zerreißt der Selbstmörder eigenmächtig und höhnt der Pflichten, die ihm obliegen.

Der Mensch kann nur, so lange er Erdenpilger ist, wirksam für die Erreichung seines ewigen Zieles arbeiten, sich Gottes Freundschaft sichern oder wiedererwerben, ohne welche ihn dereinst ein ewig unglückseliges Loos erwartet. Der Selbstmörder vernichtet diese Möglichkeit, er beraubt sich durch jenen frevelhaften Eingriff in sein Gott gehöriges Leben der göttlichen Freundschaft unwiederbringlich, und begeht so das schrecklichste Attentat, welches Jemand gegen sich selber zu begehen im Stande ist.

Wie hohl und aberwitzig klingen daher die Behauptungen Morselli's, wenn er Selbstmord und Verbrechen in Gegensatz setzt: „so schließen sich zwar Selbstmord und Verbrechen einander aus" (S. 330), während er doch selbst S. 271 denselben eine „an sich verbrecherische und krankhafte Handlung" nannte; wenn er (ebendas. S. 330) den Selbstmord „dem Gefühl der Pflicht" entspringen läßt und doch (S. 271) behauptet, er sei „wesentlich Ausfluß des Egoismus". Kläglich und bedauernswerth, daß auch Masaryk im Allgemeinen zwar unsittliche Motive als Ursache des Selbstmordes anerkennt, aber dennoch edlen Beweggründen die Thüre offen läßt: „Die Motive des Selbstmordes sind, wie ersichtlich, überwiegend unsittlich; die edleren und besseren Beweggründe verschwinden fast im Vergleiche mit den unedleren, schlechten" (S. 75). Als ob noch von edlen, sittlichen Beweggründen die Rede sein

könnte bei einer That, der die vernünftige Natur den Stempel des ärgsten Verbrechens unauslöschlich aufprägt!

Gerne gebe ich zu, daß es noch ihrer Art nach schwerere Sünden gibt, als der Selbstmord ist; Gotteslästerung, Unglaube, Gottesläugnung gehören ohne Zweifel zu noch schlimmeren Gattungen von Verbrechen, deren ein Mensch fähig ist, wiewohl auch diese nicht so radical und unwiederbringlich den Menschen selbst in's Verderben stürzen: allein den Selbstmord als humaner und schuldloser darstellen, als Raub und Diebstahl und Eingriff in das Leben Anderer, heißt die Begriffe der gesunden Vernunft auf den Kopf stellen, und vollends den treibenden Motiven, dem vorausgehenden ethischen Zustande des Selbstmörders eine höhere sittliche Stufe vindiciren, widerspricht den Principien der sittlichen Weltordnung. Andere auch noch so schwere Verbrechen können in leidenschaftlicher Erregung zu Stande kommen, wenn sich der religiöse Blick verdunkelt; der Selbstmord im Stande der Zurechnungsfähigkeit nur, wenn jede religiöse Überzeugung abgeworfen oder ihre Mahnung wahnwitzig niedergekämpft ist.

4. Freilich dürfen wir, wenn wir selbst dem letzten Funken von wahrer Religiösität die sichere Macht zuschreiben, den Selbstmord zu hemmen und die Versuchung dazu niederzutreten, die Religion nicht auffassen als ein sentimentales Wesen, als Meinungen ohne unerschütterlich feste objective Grundlage, sondern als die zweifelloseste Überzeugung von objectiven Wahrheiten, welche geeignet sind, den Willen zu leiten und zu festigen.

Von keinem Statistiker wird es angezweifelt, daß der Katholicismus der Selbstmordneigung sehr ungünstig ist; wir stehen nicht an, zu sagen: keine Religion ist im Stande, den Selbstmord zu bannen, d. h. einen Menschen, der dazu versucht wird, vom Entschluß und der Ausführung wirksam abzuhalten, wenn nicht insofern, als sie noch ein Stück der katholischen Religion in sich trägt. Insofern sie abweichen von ihr, tragen sie den Keim des Unglaubens, der Zweifelsucht in sich, bilden ein Präludium des Rationalismus, Pantheismus, Deismus: beredter Zeuge dessen ist die Zerfahrenheit des Protestantismus, in welchem der platteste Unglaube auf Grund des protestantischen Princips des Subjectivismus die horrendesten Fortschritte gemacht hat. Wer aber irreligiösen Systemen huldigt, wird dem Selbstmord entgegengetrieben, wenn ihm die Lebenslage durch Unfälle hart und peinlich gemacht wird. Wie könnte es anders sein? Wer die katholische Lehre, die sich mit vollster Glaub-

würdigkeit als die gottverbürgte unabänderliche Wahrheit dem ernstlich Forschenden kundgibt, bewußt abweist, begeht einen Act der frechsten Empörung gegen Gott, läugnet dessen Weisheit und Wahrhaftigkeit, stellt sein schwaches Vernunftlicht höher als das unendliche Licht ewiger Wahrheit — kein Wunder, daß er gar bald sein Herz und Auge ganz verfinstert hat und zur Strafe seines Stolzes dem schlimmsten Aberwitz menschlicher Thorheit von Gott überantwortet wird. „Während sie sich für Weise ausgaben, sind sie zu Thoren geworden.“

Wir müssen nun gestehen, daß Dr. Masaryk, der wohl als Generalheilmittel gegen die massenhafte Selbstmordsneigung das religiöse Durchdrungensein anpreist, sich dennoch in mißlicher Lage befindet, wenn man seinen Religionsbegriff analysirt. Allerdings bringt auch Dr. Masaryk schöne Sentenzen über Christus und Christenthum vor; man möchte bei ihrer Lesung rufen: Wie wahr! wie herrlich! Aber von dieser Bewunderung kommt man gar bald zurück, wenn man ihn von der „neuen Religion“ sprechen hört, die „den Anforderungen der fortgeschrittenen Zeit“ Rechnung trage. Geht er doch so weit, daß er Christus, den Gottmenschen, Anstoß geben läßt zu einem Religionsproceß in der Menschheit, der „durch abwechselnde Perioden von Glauben und Unglauben“ schließlich zu einer Einheit möglicherweise durchdringe. Dieß ist in Wahrheit eine Lästerung wider den göttlichen Stifter, dessen Religion, wenn göttliche Wahrheit, auch der fortgeschrittensten Vernunft entspricht und alle Processe gleich reinem Golde überdauert. Dieß ist eine Medicin gegen den Selbstmord, die im Giftkessel religiöser Skepsis gebraut ist; daß letztere aber zur vollendeten Skepsis, zur Zersetzung aller menschlichen Verhältnisse, zum Lebensüberdruß und zur Verzweiflung führt, sollte Dr. Masaryk aus seinen eigenen Ausführungen gelernt haben.

Will man Christus — und er hat seine Gottheit vor aller Welt documentirt —, dann nehme man den ganzen Christus; dann nehme man Christus mit all seinen Lehren und Geboten, mit seiner weltumspannenden Heilsanstalt und seinen Heilsmitteln: den belebenden Segen, den er über die todkranke Heidenwelt ausgoß, kann er auch in unserer modern-heidnischen Welt von Neuem wirksam machen.

A. Lehmkuhl S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

(Fortsetzung.)

X.

Wenn ich die Aufmerksamkeit des Lesers beständig für ernste, vielleicht gar ermüdende Betrachtungen in Anspruch nehme, so bitte ich ihn, Nachsicht mit mir üben zu wollen. Er weiß ja, daß ich keine Naturschilderungen, sondern eine Theorie zu schreiben gesonnen bin.

Die Naturschilderung hält sich vorzugsweise an das Äußere der Erscheinungen, indem sie dieselben, soweit sie in die Sinne fallen, klar darzustellen und auch in anmuthiger Weise miteinander und mit ihren Gründen zu verknüpfen trachtet; doch meidet sie es, dieß innere Band zu stark hervorzukehren und auf die Ursachen der Erscheinungen sorgfältiger einzugehen; ja oft muß sie rein um des Äußerlichen willen bei näheren Umständen verweilen, die theoretisch ohne Belang sind. Wer sie liest, setzt stillschweigend voraus, daß die angeführten Thatsachen das Wichtigste seien und keines anderen Beweises als des der Auctorität bedürfen: der Schreibende hat Alles mit eigenen Augen gesehen oder gibt die glaubwürdigen Beobachtungen seiner Fachgenossen möglichst wahrheitsgetreu wieder.

Nicht so die Theorie. Sie bringt vor Allem in das Innere der Erscheinungen und sucht geradezu die Kräfte auf, welche, unserem leiblichen Auge verborgen, darin wirken. Soll sie daher kein bloßes Phantasiegemälde von Dingen sein, die Niemand mit seinen Sinnen unmittelbar erfaßt, so muß sie die Zustimmung des Lesers durch eine klare Beweisführung erringen und darum die Thätigkeit des Verstandes, die trockene Logik vorwalten lassen, denen zulieb sie sogar die Schilderungen oft ihres herrlichsten Schmuckes zu berauben hat, damit derselbe in den Gang des Beweises nicht störend eingreife. Auch die Beobachtungen, welche ihre Erfahrungsgrundlage ausmachen, bringt sie nur in der Form eines kurzgefaßten Resultates und häufig an einer Stelle, wo man sie am wenigsten erwartet. Über all das verliert die Theorie den Vorzug der Schilderung, hauptsächlich die Einbildungskraft zu beschäftigen. Sie fordert ein angestrengtes Denken, ein wahres Studium, ein ernstes Eindringen bis in das innerste Wesen der Dinge, und braucht

dazu nicht bloß eine gewisse Schärfe und Ausdauer des Verstandes, sondern auch ein kräftiges Vorstellungsvermögen höherer Ordnung, ohne welches der denkende Geist gar bald ermüdet. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn die Theorie sich einer minderen Beliebtheit als die Naturschilderung erfreut; aber der kundige Leser weiß, daß ihr Erfassen mit Arbeit verbunden ist, und tröstet sich mit dem Gedanken, daß sie die einfache Naturschilderung ungefähr so an Werth übertrifft, wie das innere Verständniß einer kunstvollen Maschine den rein materiellen Genuß ihres Anblicks; ersteres kann nur der Maschinen-Ingenieur, letzteren jeder Mensch haben.

Wenn die Theorie außerdem populär, d. h. einem größeren Leserkreis zugänglich sein soll, dann muß sie noch in ihre Auseinandersetzung viele Dinge aufnehmen, die wohl für die Fachmänner einer bestimmten Wissenschaft, aber nicht für die jeder andern, und am wenigsten für Jedermann überflüssig sind. Störende Unterbrechungen treten hierdurch ein, in welchem Fall wir uns augenblicklich befinden. Wir haben uns vorgenommen, die Theorie der Sonnendynamik im Einzelnen durchzuführen, und schon vor der Behandlung ihres ersten Theils, der Periodicität der Sonnenflecken, offenbart sich die Unzulänglichkeit unserer Mittel. Ich halte nämlich das periodische Schwanken der inneren Sonnenthätigkeit, welches sich in einem langsamen Zu- und Abnehmen der Sonnenflecken im Lauf von Jahren kundgibt, wesentlich für das, was in einem viel kleineren Maßstabe unsere irdische Atmosphäre beobachten läßt, so oft sie irgendwo vermittelst einer Windstille ihre Kräfte sammelt und darauf in einem Wirbelsturm thätig wird. Dieß Verhältniß der Windstillen zu den steigenden Luftströmen hätten wir demnach jetzt sorgfältiger zu studiren.

Was ist die Windstille vor dem Gewittersturm? Zunächst sind dabei, wie der Name sagt, die Winde still, d. h. die weitverbreiteten horizontalen Luftströmungen hören auf oder schleichen mit ungewöhnlicher Langsamkeit über die Erdfläche hin. Das Wetter bleibt anhaltend schön, die Sonnenstrahlen kommen zur vollsten Wirkung, und weil die über dem Boden entwickelte Luftwärme nicht mehr von den Winden fortgeschafft wird, so steigert sie sich bis zu unerträglicher Hitze. Das Schiff auf dem Ocean rückt während Tagen und Wochen kaum merkbar voran, seine Segel hängen schlaff an den Raaen und flattern, ohne eine Zugkraft auszuüben, nur bisweilen und in unbestimmter Richtung hin und her. Dieser letzte Umstand macht klar, daß die Luft nicht jeder

Bewegung entbehrt. In der That, sie bewegt sich partienweise auf und nieder, indem sie eine zahllose Menge steigender Ströme von geringer Ausdehnung in die Höhe sendet, und die schwachen Zuflüsse, welche die kleinen steigenden Ströme erhalten, sind eben die sanften unstätigen Windstöße, die nach gemessenen Pausen aus allen denkbaren Himmelsrichtungen kommen.

Welches sind die Ursachen der Windstillen? Von ihnen war zum Theil schon die Rede. Trotz der großen Beweglichkeit, welche der Luft innewohnt, ist diese viel träger und zum Übergang aus der Ruhe in die steigende Bewegung viel weniger geneigt, als es scheint. Selbst über den glühenden Sandflächen der Sahara vermag sie stundenlang unbeweglich stillzuliegen, obschon die wunderbaren Luftspiegelungen, zu welchen sie Anlaß gibt, hinreichend beweisen, daß ihre tieferen Schichten in völlig verkehrter Ordnung, die leichteren unten, die schweren oben, liegen. Auch wurde bereits erwähnt, daß die Neigung der höheren und kühlen Luftschichten zum Sinken das Steigen der tieferen und warmen zu hindern sucht. Dazu kommt als ein wichtiger Umstand der Wärmeverlust, welchen die sich hebenden Luftmassen bei ihrem Zusammenwirbeln mit andern erleiden, in die sie hineingerathen, und endlich die Reibung, welche sie immer und überall treffen, wenn sie sich verschieben, und die gerade beim Übergang aus dem ruhenden Zustand in die Bewegung am größten ist.

Man sieht, daß von den zahllosen kleinen Luftströmen, die während der Windstille aufwärtsziehen, jeder einzelne nur bis zu einer geringen Höhe gelangt. Denn hat er mit Mühe vom Boden sich losgerissen und scheinbar einen kräftigen Anlauf genommen, so schwindet ihm schon seine Triebkraft: Wärmeverlust und Reibung halten ihn auf, und weil er nur wenig Masse besitzt, so zerstreut er dieselbe schnell in die kühlere Umgebung, mit welcher er im Fortrollen sich mischt, und bald ist er als steigender Strom gar nicht mehr vorhanden. Die Wärme, welche er mit heraufnahm, findet sich in einem größeren Raum ausgebreitet und hat darum in der zweiten Luftschichte bereits einen guten Theil ihrer Kraft eingebüßt. Mühsamer noch kommt sie auf diesem Wege der Strömung aus der zweiten Luftschichte in die dritte, und aus der dritten in die vierte, so daß es einer langen Windstille bedarf, wenn sie in ansehnlicher Menge sehr hoch steigen soll.

Mit viel größerer Geschwindigkeit, als die Wärme so emporzieht, häufen unterdessen die Sonnenstrahlen frische Wärme auf dem Erdboden

an. Klar ist somit, daß in den tieferen Luftschichten eine Wärmestauung eintreten muß, die mit der Nähe des Erdbodens rasch zunimmt.

Diese Wärmestauung wird durch die Zusammendrückbarkeit der Luft wesentlich vermehrt. Je tiefer die einzelnen Schichten in unserer Atmosphäre liegen, desto mehr Druck erleiden sie von oben her unter der Last aller höheren Schichten, und um so dichter und schwerer sind sie in Folge der Pressung. Ihr größeres Gewicht läßt in ihnen die Neigung zum Emporsteigen lange Zeit gar nicht aufkommen, obschon sie von unten beständig mehr Wärme empfangen und deren ausdehnende Wirkung allmählich erfahren. Am Ende jedoch wird die letztere so weit gediehen sein, daß die Massen der tieferen Schichte in die der nächsthöheren einzubrechen beginnen. Dieß thun sie aber an vielen verschiedenen Stellen, wo sie gerade am wärmsten sind, indem sich das Spiel der kleinen steigenden Ströme entwickelt, von welchen wir soeben gesprochen.

Auch ist die Wärmemenge, die während der Windstillen in den unteren Luftschichten sich anhäuft, durchschnittlich viel größer, als das Gefühl oder die Beobachtung am Thermometer uns sagt. Ungeheure Mengen nämlich von Wasserdünsten bilden sich unter der Einwirkung der Sonne überall, wo auf der Erdfläche Wasser oder Feuchtigkeit angetroffen wird: auf dem Meere, den Seen und Flüssen, auf den Wiesen und in den Wäldern, ja selbst auf scheinbar trockenem Ackerland und dürrer Haide, wo die natürliche Feuchtigkeit des Bodens, das Ergebniß vorausgegangenen Regenwetters, beständig aus der Tiefe heraufzieht. Wenn aber das Wasser in Dunst oder Dampf sich umwandelt, macht es viel Wärme latent oder unfühlbar, welche es der nächsten Umgebung, also der Erdoberfläche selbst und der unmittelbar daraufliegenden Luftschichte, entnimmt. Diese wie alle höheren Luftschichten zeigen demnach weniger fühlbare oder freie Wärme, als man nach der Dauer der Sonnenbestrahlung des Bodens erwarten sollte; was ihnen daran fehlt, ist als unfühlbare Wärme in den Wasserdünsten der Atmosphäre damit beschäftigt, denselben ihren dampfförmigen Zustand zu erhalten, oder, mit anderen Worten, zu bewirken, daß sie unsichtbarer Dunst und nicht sichtbares Wasser seien.

Die Luft füllt sich mit diesem Wasserdampf allmählich an, ohne auch nur eine Spur von Bewegung wahrnehmen zu lassen; denn jede höhere Schichte saugt ihn der nächst tieferen so lange aus, bis sie und alle Schichten über ihr damit gesättigt sind. Zur Sättigung aber wird

um so mehr Wasserdunst verlangt, je mehr fühlbare Wärme die einzelnen Luftschichten besitzen. Die tieferen verschlucken demnach eine größere Menge, als die höheren, und alle miteinander nehmen, so lange die Windstille dauert, auch immer mehr Dunst in sich auf, weil sie unterdessen beständig wärmer werden.

Die Menge unfühlbarer Wärme, welche so in die Atmosphäre übergeht, ist außerordentlich groß und wird in dem Augenblick frei, d. h. fühlbar und zu neuer mechanischer Arbeit disponibel, wo die Dämpfe sich in Nebel und Wolken, also wieder rückwärts in Wasser umwandeln. Welch enorme Arbeitskraft empfängt demnach ein Gewittersturm von den Dünsten, die sein steigender Luftstrom mit in die Höhe führt! Man denke sich die ungeheuren Wassermassen, die während und nach dem Gewitter den Wolken entströmen, siedend heiß in einem riesigen Kessel und unter diesem eine ebenso kolossale Feuerung, wodurch all das Wasser binnen weniger Stunden in Dampf verwandelt wird: wie viele und wie gewaltige Dampfmaschinen könnten nicht während der nämlichen Stunden durch die so in den Kessel eingeleitete Wärmemenge in Thätigkeit erhalten werden? Nun, eben diese Wärmemenge war, so lange das Gewitter und der Sturm dauerte, wirklich thätig, um selbe zu Stande zu bringen.

Doch bildete sie nur einen, wenn schon den wichtigsten Theil des gesammten Wärmevorrathes, worüber der Gewittersturm als Arbeitsvermögen disponiren konnte; denn zu ihr gesellte sich noch viel freie Luft- und Dampfwärme, die vor dem Gewitter in der tieferen Atmosphäre enthalten war und während des Gewitters verschwand. Um uns das Verhältniß, in welchem die beiden Wärmearten thätig sein können, an einem bestimmten Beispiele klar zu machen, wollen wir uns denken, daß in einer sehr feuchten Gegend die unterste Luftschichte während einer Windstille eine Temperatur-Erhöhung von 10° bis auf 30° erfahre und dabei zugleich mit Wasserdünsten gesättigt werde. Unter einer solchen Bedingung enthält sie ebenso viel Wärme, wie wenn sie im trockenen oder dunstlosen Zustand eine Temperatur von 90° besäße. Verbraucht werden also vom Gewittersturm 20° freier und 60° latenter Wärme, welch letztere freilich nur vermittelst einer Umrechnung in Temperaturgraden ausdrückbar sind. Die höheren Luftschichten weisen von beiden Wärmearten einen geringeren Vorrath auf, und es nimmt dabei in der Richtung nach oben die Menge von gebundener Wärme viel schneller als die der freien Wärme ab. Insofern also die Wärme überhaupt als

arbeitsfähige Kraft in Betracht gezogen wird, staut sie sich in einer dunstreichen Atmosphäre zur Zeit der Windstille derartig an, daß in der Richtung nach unten ihre Menge schnell wächst und die Lufttemperatur, selbst dicht über der Erdfläche, dennoch erträglich bleibt. Ohne das würden die meisten tropischen Gegenden unbewohnbar sein.

Man sieht aber auch, über welch enorme Kraft die eigentlichen Cyklonen verfügen und weßhalb dieselben gerade über den tropischen Oceanen und da wieder über den wärmsten Meeresströmungen mit so entsetzlicher Wuth zu toben pflegen. Bei ihrem Fortschreiten ziehen sie auch möglichst in jene Gegenden, wo sie neben einer großen Menge freier Wärme die größere Dunstmenge, also überhaupt eine recht schwüle Luft antreffen. Gerathen sie vom Meer auf die Festländer, so verlieren sie einen guten Theil ihrer Kraft, und zwar um so mehr, je trockener und kälter die Festländer sind. Ein Wüstensturm, so unangenehm und gefährlich er wegen der herumwirbelnden glühenden Sandmassen auch sein mag, besitzt doch im Ganzen eine viel geringere Kraft; denn ihm fehlen die Wasserdünste, welche er in Wolken umwandeln und so ihrer latenten Wärme berauben könnte, um dieselbe sich dienstbar zu machen. Die Hitze der ihn vorbereitenden Windstille wird darum so groß, weil die fühlbare Luftwärme sein ganzes Arbeitsvermögen ist und so lange sich vermehren muß, bis sie für sich allein den Sturm zu erregen vermag. Auch zeigt bei diesem Mangel an Wasserdünsten die Wüstenluft sich träger, so daß sie in Bezug auf die Schwere häufig verkehrt liegt, d. h. zeitweilig in jenem Zustande des unnatürlichen Gleichgewichtes verharrt, in welchem eine Schichte Öl und Wasser sich befinden, wenn die schwerere Wasserschichte oben schwimmt.

Alle diese Auseinandersetzungen sind nothwendig, um die Vorgänge auf der Sonne zu begreifen. Wo sich deren Metalldämpfe, übergroßer Hitze wegen, nicht verdichten können, da werden sie sich ungefähr wie trockene Wüstenluft verhalten; wo sie aber in den oberen Gegenden der Sonnen-Atmosphäre den flüssigen oder gar festen Aggregatszustand annehmen, da müssen sie im Gemisch der übrigen Gase die Rolle unserer Wasserdünste spielen.

Ehe wir jedoch die bereits gefundenen Resultate auf die Theorie der Sonne anwenden, haben wir noch Manches über das Verhältniß der Cyklonen und aller übrigen Wirbelstürme und Gewitter zu den Windstillen beizufügen. Eine zu kurze Darstellung der in unserer eige-

nen Atmosphäre geltenden Gesetze würde nur schaden; sie ließe auch auf der Sonne Vieles unerkannt, ja hätte nothwendig eine Menge von irrigen Anschauungen im Gefolge. Zudem ist von competenter Seite schon mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß unsere „Mechanik des Erdballs" bei der Behandlung von so eigenartigen Gegenständen, als sie meistentheils bringt, ihre bisweilen schwer faßbare Kürze durch eine ausführlichere Darstellung ersetzen möge. Dem Wunsch wird sie um so lieber nachkommen, als sie des Verfassers Arbeit dadurch wesentlich erleichtert; Gründlichkeit und Kürze zu Jedermanns Befriedigung mit einander zu verbinden, ist außerordentlich schwer. Müssen wir aber, um unser Ziel zu erreichen, in das Studium der irdischen Atmosphäre uns einigermaßen vertiefen, so sei gleich an dieser Stelle bemerkt, daß unsere späteren Untersuchungen uns ganz ebenso zum Studium der irdischen Hydrosphäre oder Wasserumhüllung des Erdballs hinleiten werden. Beide Umhüllungen, die luftige sowohl als die oceanische, haben seit Anbeginn bis zum heutigen Tage auf die felsige Umhüllung des glühenden Erdkerns, die Erdrinde oder Lithosphäre, so mächtig eingewirkt, daß ohne ihre Kenntniß ein gründliches Verstehen der letzteren in vielen Stücken nicht möglich ist.

Darum lag es stets in der Absicht des Verfassers, die wichtigsten Gesetze, welche unsere Atmosphäre regeln, ebenfalls durchzugehen; nur wollte er sie, des großen Nutzens halber, mit jenen, die auf der Sonne walten, in vergleichende Übersicht bringen, denn die einen erläutern und ergänzen die andern. Sie und die Grundgesetze der oceanischen und felsigen Umhüllungen, nebst denen, welche die Wandlungen des glühendflüssigen Kernes im Centrum bestimmen, bilden erst in ihrer Gesammtheit die volle Mechanik des Erdballs.

Die Frage aber, welche wir betreffs unserer Atmosphäre zunächst erledigen müssen, ist diese: Jedermann weiß, daß unsere Atmosphäre nicht bloß zur Zeit der Windstillen, sondern immer eine Wärmeabnahme in der Richtung nach oben zeigt. In der umgekehrten Richtung, von oben nach unten, trifft man in ihr folglich immer eine Wärmezunahme. Wie unterscheidet sich nun diese von jener mehr zufälligen, die wir als Wärmestauung der Windstillen bezeichnen, und welches sind ihre Gründe?

Wir kommen auf die richtige Antwort, wenn wir uns an die physikalische Thatsache erinnern, daß die Luft sich erwärmt, so oft sie durch eine äußere Kraft zusammengedrückt und einen kleineren Raum einzu-

nehmen genöthigt wird; daß sie aber erkaltet, wenn sie vermöge ihrer eigenen Spannkraft einen Gegendruck überwindet und dabei auf einen größeren Raum sich ausdehnt. Im ersten Falle verwandelt sich die Arbeit des äußeren Druckes in eine bestimmte, ihr äquivalente Wärmemenge, welche in der Luft selbst zum Vorschein kommt und aus fühlbarer Wärme besteht; im zweiten Falle dagegen verwandelt sich eine ebenso bestimmte Menge freier Luftwärme in gebundene Wärme oder, was dasselbe ist, in die Arbeit, welche die Zurückschiebung des äußeren Druckes erfordert.

Dieses Gesetz spielt, wie man sich denken kann, eine außerordentlich wichtige Rolle in unserer Atmosphäre, denn die Erwärmung und Erkaltung der Luft in Folge ihrer Compression und Expansion sind sehr bedeutend. Wenn man völlig trockene, d. h. dunstfreie Luft von 0°, die unter dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre steht, nach einander auf die Hälfte und ein Viertel ihres Volumens zusammenpreßt, so erwärmt sie sich beziehungsweise um ganze 90° und 200° C. Ihre plötzliche Compression bis auf ein Zwölftel des Volumens erhitzt sie auf 500° C., so daß sie, glühend geworden, leicht brennbare Körper zu entzünden vermag. Läßt man sie aber unter Verminderung des äußeren Druckes ein doppelt so großes Volumen als ursprünglich annehmen, so erkaltet sie bis auf einige 60° C. unter dem Gefrierpunkt. Diese Resultate ergeben sich, wenn man die in jedem Falle geleistete Arbeit in die äquivalente Wärmemenge umrechnet; doch folgen sie auch aus sehr genauen Versuchen, die man, um die Richtigkeit des Gesetzes zu erproben, verschiedene Male angestellt hat.

Der Druck und die Dichtigkeit unserer Atmosphäre nimmt nun bekanntlich mit der Höhe nach einem bestimmten Gesetze ab. Daher wird jede Luftmasse, welche in sie emporsteigt, sich ausdehnen und wegen der Arbeit, die sie dabei zu leisten hat, auch erkalten. Doch hängt die Größe dieser Erkaltung wesentlich ab von der Art, wie die Luftmasse in die Höhe gelangt. Steigt sie freiwillig in der Form kleiner Luftsäulen oder geschlossener Blasen empor, so dehnt sie sich ganz allmählich aus, indem sie zuerst den vollen Druck der Atmosphäre und hierauf einen immer geringeren bei ihrer wachsenden Ausdehnung zu überwinden hat. Besaß sie im Anfang des Steigens eine Temperatur von 0° und war sie ganz trocken, so muß sie, in Folge ihrer Volumenvergrößerung allein und ohne Rücksicht auf die sonstigen Wärmeverluste, bis auf einige 60° unter Null erkalten, während sie den Weg bis zur Höhe von 5500 Meter

über dem Meeresspiegel zurücklegt, wo der Atmosphärendruck nur noch halb so groß als unten ist.

Schafft man hingegen dieselbe Luftmasse in einem steifwandigen Behälter bis in die nämliche Höhe und gibt ihr dort oben die Freiheit, so wird sie sich mit einem Mal bis auf ihr doppeltes Volumen ausdehnen, und weil sie dabei nur den halben Atmosphärendruck zurückzudrängen hat, leistet sie eine viel geringere Arbeit, als im vorigen Falle, und erkaltet deßhalb auch viel weniger. Ihre kleinere Wärmeausgabe hängt offenbar damit zusammen, daß man ihr die Arbeit des Steigens selbst erspart hat und sie nicht zwang, ihre Spannkraft zu gebrauchen, um vor dem halben Atmosphärendruck auch noch alle größeren zurückzuschieben.

Anders wieder verhält es sich mit der Abkühlung, wenn die nämliche Luftmasse als Theil eines sehr großen steigenden Luftstromes, etwa im Kern einer heftig tobenden Cyklone, in die Höhe fährt. Dann wird ihr die Ausdehnungsarbeit leichter als im ersten und schwerer als im zweiten Fall. In den tieferen Gegenden des steigenden Stromes hat sie nämlich eine wohl sehr hohe, jedoch stark ausgedehnte und darum minder schwere Luftsäule als sonst vor sich herzuschieben; dieß beweist der niedrige Barometerstand im Sturmcentrum. Ist sie aber schon in den mittleren oder höheren Gegenden des Cyklonenkernes angelangt, so wird ihr die Arbeit des Steigens in dem Maße erspart, als sie von unten her das Nachdrängen der tieferen und mit Gewalt sich ausdehnenden Luftmassen empfindet.

Man wird jetzt begreifen, weßhalb mit der Höhe die Atmosphäre überhaupt kälter werden muß. Ihre Wärme verdankt sie, wie gesagt, nur zum geringeren Theil der directen Wirkung der Sonnenstrahlen, wenn diese durch sie hindurchgehen; den bei weitem größeren Theil schöpft sie aus ihrer Berührung mit dem Erdboden und aus den dunklen Wärmestrahlen, welche von demselben reflectirt und gerade von den untersten und dichtesten Luftschichten in der reichlichsten Menge aufgesaugt werden. Diese übermäßige Wärmestauung in der Nähe der Erdfläche suchen nun die steigenden Luftströme möglichst zu beseitigen, indem sie während der Windstillen in der Form vieler tausend kleiner, langgezogener Luftblasen, während der Wirbelstürme und Gewitter dagegen in deren Kernen als sehr mächtige Luftsäulen in die Höhe ziehen. Indeß sie aber steigen und oben fühlbare Wärme zutragen wollen, verwandeln sie dieselbe zum größeren Theil in unfühlbare Wärme, d. h. in die zum Steigen erforderliche Arbeit. Und so kommt es, daß sie immer nur einen ge-

wissen Wärmeüberschuß mit in die Höhe bringen und die Temperatur der oberen Atmosphäre auch nicht entfernt zu der machen können, die sich unten vorfindet.

Dieß ist eine sehr weise Natureinrichtung. Denn wäre die Atmosphäre oben ebenso warm wie unten, so würde sie oben außerordentlich viel Wärme ausstrahlen und unten viel kälter, der Erdball selbst aber wahrscheinlich unbewohnbar sein. Auch gäbe es kein Mittel, die Wasserdünste der Luft in Regen umzuwandeln.

Wenn frischgewärmte Luft vom Erdboden in die Höhe steigt, muß dafür andere heruntersinken. Diese wird hierbei unter dem sich mehrenden Druck auf einen kleineren Raum eingeengt und nimmt die Pressungsarbeit der höheren Schichten als fühlbare Wärme in sich auf. Demnach erwärmt sie sich während des Sinkens ebenso stark, wie sie früher beim Steigen erkaltet war. Bald erstreckt sich das Sinken der Luft auf weite Gegenden zu gleicher Zeit und erfolgt darum nur langsam, indem die untersten Schichten fortfließen und oben, von fern her, andere herbeigezogen kommen; bald geschieht es mit mehr Geschwindigkeit in engeren Räumen, wo eine Anticyklone ihren Kerninhalt dem Boden zuführt oder Winde mit schiefer Richtung herunterstürzen; bald endlich umfaßt es nur kleine, aber zahllose Luftblasen, die während der Windstillen zwischen anderen sich abwärts bewegen. In all diesen Fällen kommt Wärme zum Vorschein, und so muß denn unsere Atmosphäre auch wegen des beständigen Sinkens so vieler Luftmassen unten wärmer als oben sein.

Noch eine zweite Folgerung ergibt sich. Damit ein Lufttheil steige, wird von ihm nicht gefordert, daß er schon in der tiefen Lage, welche er vor dem Steigen einnimmt, ausgedehnter und specifisch leichter als die Luft aller möglichen Schichten über ihm sei; es genügt, wenn er beim Steigen jedesmal nur etwas leichter als die Schichte ist, worin er sich befindet. Das aber ist unter Umständen möglich; denn während er steigt, dehnt er sich aus, und obschon er hierdurch viel Wärme verliert, kann es doch geschehen, daß er eine Zeit lang wärmer und leichter als seine jedesmalige nächste Umgebung bleibt.

Die Steighöhe und Geschwindigkeit einer solchen emporschwebenden Luftmasse werden, wofern die letztere vollkommen trocken ist, ganz von der Größe der Temperaturabnahme bestimmt, welche in der Richtung von unten nach oben innerhalb der Atmosphäre besteht. Ist an dem Ort einer Windstille diese Temperaturabnahme noch

gering, so findet sich daselbst auch nur eine schwache Zugkraft, welche die Luft nach oben treibt, und es steigen nur kleine Luftblasen auf, die ihre Massen bald zerstreut haben oder durch die Bewegungshindernisse der Reibung und des Wärmeaustausches schnell zum Stillstand gebracht werden. Ist aber die Wärmestauung schon weit vorgeschritten, so empfindet die tiefere Luft einen kräftigen Trieb zum Steigen; alle sich erhebenden Luftblasen sind größer und gelangen auch jedesmal bis zu größerer Höhe. Und wenn irgendwo zufällig viele zusammenfließen und eine einzige Luftblase von riesiger Dimension bilden, dann ragt sie wie ein ungeheurer, mit leichtem Gas gefüllter Luftballon in Atmosphärenschichten hinein, die schon bedeutend kühler und schwerer sind; beim Steigen zerstreut sie ihre Massen nicht mehr, sondern saugt im Gegentheil frische aus den warmen Luftschichten unter ihr in sich hinein, und da sie ihrer Größe halber viel geringere Bewegungshindernisse zu überwinden hat, strebt sie mit Macht und wachsender Geschwindigkeit empor.

Das also wäre der Keim oder Kernanfang eines trockenen Sturmes. In öden Sandwüsten, wo es an Wasserdünsten mangelt, erhebt er sich gewöhnlich während der heißesten Tagesstunden aus den untersten Luftschichten selbst, welche, von ihrer Trägheit festgehalten, trotz ihres glühenden Zustandes rücksichtlich der Schwere so oft in verkehrter Ordnung übereinanderliegen. Dieß unnatürliche Gleichgewicht kann der geringfügigste Anlaß mit einem Mal zerstören: ein Büchsenknall, ein loderndes Feuer, der eilige Marsch einer Karawane, der Flug eines Vogels. An der in Unruhe versetzten Stelle bricht die unterste Luftschichte in die nächst höhere, diese in die folgende ein, und weil die Temperatur nebenan viel stärker mit der Höhe abnimmt, als die eigene beim Steigen, so schwillt die sich hebende Masse schnell auf, reißt andere mit sich, und im Nu ist der Kern eines Wüstensturmes fertig, eine steigende Luftsäule, deren Umfang, Höhe und Geschwindigkeit durch eine geraume Zeit wachsen, und welche mit größter Gier eben die heißeste, über dem Wüstenboden ausgebreitete Luft in sich einsaugt. So wie aber diese in gerader und dann spiralförmiger Bahn dem Kern sich entgegenbewegt, wühlt sie die glühenden Sandmassen auf und vermehrt dadurch ihre eigene Hitze, die Steigkraft des Wirbelkernes und die Gewalt des Sturmes.

Wenn ein solcher Orkan zum Ausbruch gekommen, schwebt der Reisende in größter Lebensgefahr, zumal in allen mit Flugsand erfüllten Theilen der Wüste, deren Fläche wie ein vom Winde erregtes Meer in

mächtigen Wogen sich hebt und senkt. Unermeßlich hoch wirbeln die dichtesten Staubwolken empor und bedrohen die Karawane mit Verschüttung, besonders wo die vom Sturm getroffenen Sanddünen sozusagen Stück für Stück in die Luft fliegen, um an geschützteren Punkten sich niederzulassen. Fern von da ist noch die Gefahr des Verschmachtens groß. Kaum vermag Mensch und Thier noch zu athmen. Die schon vorher so heiße Luft scheint nun glühend geworden zu sein und ist überall mit einem Staube erfüllt, welcher, mit ihr eingesaugt, die peinlichsten Schmerzen verursacht. Die Sonne steht hinter trüben Schleiern verborgen und alle Dinge innerhalb des beschränkten Gesichtskreises haben eine violette Färbung angenommen. Um nicht zu ersticken, hüllen die Reisenden ihr Antlitz in ihre Gewänder und strecken sich, wie ihre Pferde und Kameele, windabwärts in den Sand.

Das ist der Samum oder Giftwind der Sahara und arabischen Wüsten. Sein zuweilen mächtiger Wirbelkern nimmt eine unermeßliche Menge feinster Stäubchen mit sich in die oberen Räume der Atmosphäre, wo er sich in der herrschenden Windrichtung ergießt, und es strömt dann sein Inhalt auf abwärtsgeneigter Bahn[1] bis in weite Fernen, um dort vermittelst seines Druckes die tieferen Atmosphärenschichten hinunterzupressen und ausgebreitete Fallwinde, vielleicht gar die Bildung der sinkenden Kerne von Anticyklonen zu verursachen. Dabei erlangen die herabbewegten Luftmassen einen guten Theil der Wärme wieder, die sie früher beim Steigen besessen hatten, und werden durch ihre trockene Hitze, in der sich alle Wolken auflösen, zur Pein oder Gefahr der lebenden Geschöpfe, besonders in den Nachbarländern der Wüste, wo zugleich die mitgeführten Staubmassen zu Boden sinken.

Ähnlich verhält es sich mit den heißen Winden der persischen, kurdischen und mongolischen Wüsten, und namentlich auch mit den Gluthstürmen, die aus den schrecklichen Einöden von Australien ihre Sandmassen nach den dortigen Küstengebieten hinübertreiben.

Wenn Großes mit Kleinem zu vergleichen erlaubt ist, wird man finden, daß die Sonnenstürme mit diesen Wirbelwinden der irdischen Wüsten viel Ähnlichkeit haben. Statt heißer Sandmassen jagen sie aber die viel beweglicheren und unsichtbaren Metalldämpfe empor, welche, mit einer enormen Hitze begabt, kurz zuvor aus der Tiefe kamen und durch

[1] Die heftig steigenden Luftsäulen der Wüste erkalten wegen ihres Mangels an Wasserdünsten sehr schnell und gerathen bei ihrem Ungestüm nothwendig in Höhen, für welche ihre Luft zu schwer ist. Näheres später.

ihr großes specifisches Gewicht am weiteren Steigen gehindert wurden, so daß sie in horizontalen Richtungen sich ausbreiten mußten. Wenn die nächste Schichte darüber zur Bildung eines neuen Cyklonenkernes von ihnen genug Wärme empfangen hat, muß derselbe mit ungeheurer Geschwindigkeit und beinahe explosionsartig in die Höhe fahren.

Wo aber in der irdischen Atmosphäre reichliche Wasserdünste vorhanden sind, da bilden sich die Gewitter und Gewitterstürme, welche indessen während der kühleren Jahreszeiten mit elektrischen Entladungen nicht verbunden zu sein pflegen, weil, um solche hervorzubringen, die Menge ihrer frei werdenden Wärme gewöhnlich nicht ausreicht. Ihr erster Keim entsteht gewöhnlich nicht, wie bei den Wüstenstürmen, in der unmittelbaren Nähe der Erdoberfläche, sondern hoch darüber als dunkler Wolkenknäuel. Eine nicht große, aber mit Dünsten gesättigte Luftmasse schwebt dort anfänglich weiter als sonst empor, und der Abkühlung wegen, die sie beim Steigen erleidet, verwandelt sie ihre unsichtbaren Dämpfe in sichtbare Nebelbläschen, indem sie daraus eine große Menge gebundener Wärme frei macht. Diese nimmt sie in sich auf, und obschon sie beim weiteren Steigen immer kälter werden muß, bleibt sie viel wärmer, als sonst der Fall gewesen wäre, schwillt mehr in die Breite und Höhe und beschleunigt ihre steigende Bewegung in Folge ihrer stark vermehrten Ausdehnung und Leichtigkeit. Der hier begonnene Proceß wiederholt sich. Denn in den Raum, aus welchem die emporschwebende Luftmasse sich allmählich zurückzieht, tritt sogleich andere, mit Wasserdünsten gesättigte Luft, welche, ebenfalls steigend, die nämlichen Wandlungen erfährt und den Keim des Gewitters fortwährend größer macht.

Die Luftschichten oberhalb desselben wollen hierbei nicht so schnell vom Platz weichen, als sie sollten, und verursachen den sogen. Luftwiderstand. Auch sind sie meistens Ergüsse der am Äquator aufsteigenden Luftsäulen und darum zu warm, als daß sie den anderwärts emporschwebenden Massen der unteren Atmosphäre ein tiefes Eindringen gestatteten. Daher breitet sich das Gewitter, und zwar zunächst oben, auch nach allen horizontalen Richtungen aus; sein steigender Strom prallt gewissermaßen gegen eine freilich bewegliche, aber doch widerstandskräftige Decke, die ihn zur Abplattung zwingt. Deßhalb ferner die ungemein scharfe Begrenzung der Gewitterwolken gegen den blauen Himmel darüber, so oft man dieselben von weitem erblickt. Und weil endlich alle Körper von schlanker Gestalt und zugespitzter Vorderfläche den Luftwiderstand besser besiegen, zeigt das

Gewitter, so lange die Form seines Kerns durch die in Menge sinkenden Dunstbläschen noch nicht gänzlich verhüllt ist, gar gewaltige, vorn zugespitzte Arme, die sich nach den verschiedensten Richtungen erstrecken. Es sind das horizontale, vertikale und schief aufwärtsgekrümmte Luftströme, welche den steigenden Kernmassen zum bequemeren Abfluß dienen.

Bald hat sich in der beschriebenen Weise eine drohende Wolke gesammelt, außen kalt, weil von Dunstbläschen gebildet, die aus hohen und kalten Regionen herabgesunken sind, innen dagegen warm, und wärmer als die ganze nähere und fernere Umgebung. Denn hier, in dem Kern des Gewölkes, schwebt langsam und majestätisch ein gewaltiger Strom warmer Luft in die Höhe, der seine Zugkraft nun auch in den untersten Schichten der Atmosphäre fühlbar machen will. Wo ein Gewittersturm in ebener Gegend sich bildet, beobachtet man in der That am Wolkenzuge, daß er zuerst in der Höhe tobt und allmählich sich niedersenkt. Unzählbare kleine Gewitter, sowohl in den Tropen als bei uns während des Sommers, bleiben mit ihren ohnedieß viel sanfteren Winden ganz in der Höhe oder stören die Ruhe der unteren Atmosphäre kaum; mehr schaffen sie einen Überschuß von Wasserdünsten, als ungewöhnlich erhitzte Luft nach oben.

Beim Ausbruch zeigen die Gewitter und Gewitterstürme ebenso viel Explosionsartiges, wie die Wüstenstürme. Nachdem sie bis zu einem bestimmten Grade sich angesammelt, hört man einen ersten und sehr heftigen Donnerschlag, auf den man schon lange gewartet; er ist das Signal zu einer plötzlichen und allgemeinen Revolution in der ganzen benachbarten Atmosphäre. Denn unmittelbar darauf zuckt Blitz auf Blitz und folgt ein Donnerschlag dem andern, so daß man erstaunt ist, weßhalb sie nicht früher gekommen. Zugleich breiten sich die Wolken mit merkwürdiger Geschwindigkeit nach allen Seiten hin aus und bemerkt man, wie das Gewitter den Ort seines Entstehens verläßt und in einer bestimmten Richtung voranschreitet. Diese ist in den gemäßigten Zonen gewöhnlich die des oberen, dunstreichen Passats, bei uns die des vom Atlantischen Ocean kommenden West- und Südwestwindes, die ihren Dampfgehalt verdichten, wo ein von unten mit Macht aufsteigender Luftstrom sie kühlt und zum Theil weiter in die Höhe treibt[1]. Wenige

[1] Steigende Luftsäulen, die unten sehr warm sind, können oben viel kälter als die umgebende Luft werden. Denn beim Steigen verlieren sie Wärme, und wofern sie nur mit hinreichender Geschwindigkeit sich aufwärtsbewegen und eine zu warme Luftschichte in der Höhe treffen, geräth ihr oberes Ende nothwendig in diese warme

Augenblicke vergehen nach dem ersten Donnerschlag und schwere Hagelmassen stürzen aus tief herabhängenden Wolkenfetzen, oder es strömen statt ihrer mit Wucht großtropfige Platzregen nieder, die eine Zeitlang dem Hagel auch folgen. Erst etwas später fällt ein sanfterer Regen, der bisweilen Tage lang dauert und die Atmosphäre stark abkühlt, ja im Gebirge bei heftigen Gewittern mit Schneefall zu endigen pflegt — ein Beweis, daß der steigende Luftstrom seine Dunstmassen bis zu außerordentlich hohen Regionen emportreibt [1].

So ungefähr sind unsere europäischen Gewitter beschaffen. Sie zeichnen sich noch durch ihre Einseitigkeit aus, indem die Winde an ihrer vorderen Seite nur schwach zu blasen pflegen oder ganz fehlen. Denn ihr schnell fortschreitender Kern saugt die Luft, welche unten in seiner Bahn liegt, mit hinreichender Geschwindigkeit auf, ohne daß sie mit besonderer Eile ihm entgegenzuströmen braucht. Häufig sieht man, wie bei der Annäherung eines Gewitters die erste Störung der atmosphärischen Ruhe sich dadurch zu erkennen gibt, daß von den Baumkronen Zweige losgerissen und hoch in die Luft geführt werden. Schneller laufen die Winde von der Seite her in den Gewitterkern, und doppelt stürmisch sind die, welche von hinten ihm nacheilen müssen. Diesen voraus gehen ein paar starke Luftstöße, die aus den Wolken kommen und schon durch ihre niedrige Temperatur verrathen, daß der Fall des Hagels und kalten Platzregens ihre Ursache ist.

In ebenen Gegenden sieht man höchst selten, wie ein Gewitter entsteht; meist ziehen diese aus der Ferne heran, und wenn sie über dem Horizont auftauchen, wird man durch den Anblick ihres scheinbaren Wachsens zur Meinung verleitet, als ob sie dort allmählich sich bildeten.

Viel besser kann man die Entwicklung der Gewitter im Gebirge verfolgen, wo sie auf allen Gipfeln, besonders den einsameren und höchsten, ihre Kerne ausbilden, um, wenn dieselben zur Reife gelangt sind, in die Weite zu ziehen. Viele Jahre hindurch und in verschiedenen Weltgegenden vermochte ich solche Gebirgsgewitter zu beobachten und eingehend zu studiren. Die wichtigsten der von mir gesammelten Resultate, insofern sie mit unserer Theorie im Zusammenhang stehen,

---

Luftschichte hinein, um darin Kälte zu verbreiten. Wir werden sehen, daß die Regengüsse der allermeisten Gewitter in solcher Weise durch Abkühlung verursacht werden.

[1] Auf die Ursache dieses explosionsartigen Losbrechens der Gewitter kommen wir an einer anderen Stelle zurück.

werde ich das nächste Mal bringen; sie sind ganz dazu geeignet, unsere Kenntnisse von den steigenden Luftströmen in vielen und wesentlichen Punkten zu vervollkommnen. Aber es wird sich bei der nämlichen Gelegenheit auch zeigen, welch außerordentlich wichtige Rolle während und nach dem Gewitter die sinkende Bewegung der von demselben in die Höhe beförderten Luft- und Dunstmassen spielt.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Recensionen.

Carmina Veteris Testamenti metrice. Notas criticas et dissertationem de re metrica Hebraeorum adiecit Dr. *Gustavus Bickell.* Oeniponte, in libraria academica Wagneriana, 1882.

Freunden der biblischen Dichtungen wird das Erscheinen der neuen Metrik des Herrn Prof. Bickell höchst willkommen sein. Dieselbe bietet nunmehr ein festes, geschlossenes, auf alle poetischen Theile des Alten Testamentes angewandtes System hebräischer Versmessung und Strophenbildung. Es hat einen sichern Rückhalt an des Verfassers allgemein anerkannter syrischen Metrik, deren Grundsätzen es sich auf's Engste anschließt. Es wäre wohl an der Zeit, der großen Entdeckung des berühmten Orientalisten etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als es bisher geschehen ist. Die genaue Transscription der Texte ist bestimmt, den Leser auf dem leichtesten Wege in die biblische Verskunst einzuführen. Wer sich die erste Mühe nicht verdrießen läßt, wird mit Überraschung wahrnehmen, wie sehr sich, im Großen und Ganzen, die befolgte Methode bei der Anwendung auf die überlieferten Dichtungen bewährt. Über Einzelnheiten mit dem Verfasser zu habern, ist hier nicht der Ort, noch überhaupt jetzt die Zeit. Zuvor muß man sich über die Grundprincipien verständigen. Das könnte aber, so scheint es, leicht geschehen, wenn man sich nicht einseitig auf den Standpunkt der vollendeten modernen oder altclassischen Metrik, sondern auf den der mittelalterlichen epischen oder der lateinischen vorclassischen stellen wollte. Man kann auch ganz absehen von den zahlreichen Textänderungen, welche der Verfasser glaubte vornehmen zu müssen. Wir bedauern, daß dieselben nur geeignet sind, vielfaches Mißtrauen gegen die Durchführbarkeit des Systems zu wecken, z. B. in den Psalmen 69. 74. 90, in Job 13—15, Richt. 5, Hab. 3 u. s. w. Dabei hat es uns am unangenehmsten berührt, daß so häufig auch ohne metrisches Bedürfniß eine sehr subjective Kritik am biblischen Texte geübt wird. Zahlreiche treffende Bemerkungen und Vermuthungen

bieten freilich einigen Ersatz für die aufgeopferte Integrität der Überlieferung. Die Kritik ist ja auch keineswegs der Hauptzweck des Werkes. Die metrische Untersuchung selbst aber zeugt von der umfassenden Gelehrsamkeit und dem feinen Sprachtact des Verfassers. Somit wünschen wir dem gelehrten Buche recht viele und — fleißige Leser.

G. Gietmann S. J.

Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. **Christoph Moufang,** Domcapitular und Regens am bischöflichen Seminar zu Mainz. Gr. 8⁰. L u. 626 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 10.

Steht es auch den Katholiken von vornherein fest, daß die Kirche den göttlichen Auftrag, Allen die Lehre Christi zu verkünden, ganz besonders aber die Kinder darin zu unterweisen, stets ausgeführt habe, so muß es doch die Gläubigen erfreuen, wenn dieses zur Ehre der Kirche und ihrer treuen Hirten auch durch unläugbare Documente nachgewiesen wird. Denn so oft und so beharrlich ist von gegnerischen Schriftstellern die Kirche zu Zeiten der Reformation der Vernachlässigung der Katechese beschuldigt worden, daß eine schlagende Widerlegung der Anklage doppelt erwünscht ist. Eine solche Apologie hat nun H. Regens Moufang in vorstehender Sammlung geboten. Es war keine leichte Mühe, dieselbe zu machen. Denn obwohl die Katechismen gewöhnlich in vielen Exemplaren gedruckt werden, denkt man doch selten oder nie daran, die unscheinbaren Büchlein für die Nachwelt aufzubewahren; und so hält es schwer, nach Verlauf von drei oder vier Jahrhunderten eine erkleckliche Anzahl Katechismen zu sammeln, wie wir sie im vorstehenden Werke enthalten finden. Sie sind aber folgende:

1. Ein fruchtbar Spiegel oder Handbüchelchen der Christenmenschen ꝛc. von Bruder Dederich von Münster von dem Observanten-Orden (I. Ausgabe vom Jahre 1480). 2. Evangelischer bericht und Christliche unterweisung der fürnemlichsten stück des waren heyligen Christlichen glaubens, allen Christgläubigen, besonder den eynfeltigen Layen sehr gut nütz und zu wissen von nöten, auffs aller kürtzest in schrifft verfaßt durch D. Johann Dietenberger (aus dem Dominikaner-Orden). 3. Belehrung der Kinder der Kirche, ebenso gesund als kurz, durch Georg Wicelius. Ps. 1. In seinem Gesetze betrachtet er bei Tag und Nacht. Mit kaiserlichem Schutz und Vorrecht. Mainz, zu St. Viktor, gedruckt durch Franz Behem. Im Jahre MDXLII. 4. Christliche Lere zu gründtlichem Unterricht des rechten Glaubens und Gotseligen wandels, durch den Hochwirdigen in Got Fürsten und Herrn, Herrn Johansen, Bischofen zu Meyssen, allen frommen Christen und in sonderheit seinem befohlenen Volck, zur besserung fürgestelt. Auch gezieret mit schönen Figuren. Gedruckt zu St. Viktor bey Mentz, durch Franziscum Behem. Anno MDXLII. 5. Hauptartikell Christlicher underrichtung zur gottseligkeit. Auch ein Betbüchlein, uß Götlicher Schrifft und den heiligen Vätteren gezogen. Durch Doctor Johan Gropper, Scholaster zu Sanct Gereon in Cöllen. Verteutscht und

gedruckt durch Jaspar von Gennep. Mit Kaiserlicher Gnad und Freiheit. Im Jahr unseres Herren Christi MDXLVII. 6. Khurtzer begriff Catholischer lehr, dem gemainen Christlichen volck zu nutzlichem underricht, auß Peters von Soto, prediger ordens, büchern ausgezogen ꝛc. Anno MDXLIX. 7. Catechesis. Das ist Kurtze Erklerung unseres H. Christlichen Glaubens, Nemlich des Apostolischen Symbels. Des Vatter unsers. Des Englischen Grußs. Der zehen Gebott und der Heiligen Sacramenten. Erstlich Lateinisch durch den Hochwirdigen Fürsten und Herrn, Herrn Michaeln (Helding) Bischoffe zu Mersenburg beschrieben. Und volgents durch den Ehrwirdigen Herren Johannem Chrisostomum Abt zu S. Jacob bey Meyntz, mit zugethanem Beichtbüchlin in's Deutsch trewlich verordnet. 8. Ain Christenlicher, rainer Catechismus. Das ist, bericht und underweisung der glaubigen, der Jugent sehr gut, nutz, tröstlich und zu wissen von nöten, gantz kurtz und trewlich durch ain Fridliebenden beschrieben. (Von Johann Fabri, Dominikaner, Domprediger zu Augsburg. 9. Newer und kurtzer Catechismus, das ist Christliche und gewisse Unterrichtung der jungen Christen in katholischer Kirchen, itzt zum ersten new außgangen. Durch Georgium Wicelium, Seniorem. Getruckt zu Cöln durch Maternum Cholinum 1560. 10. Catechesis, oder Kurtze Summa der Lehre der heiligen Christlichen Kirchen, für die Kinder und einseltigen. Gestellet in Lateinischer Sprach durch den Hochwürdigsten in Gott, Vatter und Herrn, Herrn Gaspar Contarenum, der heiligen Römischen Kirchen Cardinal ꝛc. Der Catholischen jugent und den einseltigen zu nutz verdeutscht. Durch M. Stephanum Agricolam Augustanum. Anno MDLX. 11. Catechismus. Kurtze Erclärung der fürnemsten stuck des wahren Catholischen Glaubens. Auch rechte und Catholische form zu betten. Alles von newem mit fleiß gebessert und gemehret. Durch D. P. Canisium, Thumpredigern zu Augspurg. Mit Röm. Kai. May. Freyheit. Anno Domini MDLXIII. 12. Christliche Kinderlehre. Nach Allgemeinem Brauch und Ordnung der katholischen Kirchen Gottes. Auß dem Latein verteutscht. Durch Jodocum Lorichium, Doct. ꝛc. Getruckt zu Cöln. Durch Maternum Cholinum. Anno MDLXXXII. 13. Catholischer Catechismus, das ist: Ein kurtz Bericht von der Catholischen und Christlichen Lehr in Frag und Antwort gestellt: Was zu gläuben, zu thun, zu lassen, zu hoffen und zu fürchten sey. Zu Nutz den einfältigen Kindern. Auß den alten und newen Lehrern der Kirchen zusammen gezogen durch Herrn Georgium Matthaei, Pfarrherrn in S. Peters stifft zu Frideßlar. Getruckt zu Meyntz bey Henrich Breem. Im Jahr 1597. 14. Petri Canisii kleiner Katechismus.

Was einem jeden, der diese herrliche Sammlung von Katechismen ansieht, alsbald auffallen muß, ist die merkwürdige Übereinstimmung nach Stoff und Anordnung, so sehr auch die Verfasser derselben ihrer Stellung und wissenschaftlichen Ausbildung nach verschieden, dem Orte und der Zeit nach von einander getrennt sind. Diese Übereinstimmung zeigt, daß die Katechismen nicht erst als etwas ganz Neues geschaffen wurden, sondern daß sie ihr Fundament und ihre Wurzel in einer kirchlich überlieferten Praxis hatten, in

welcher die Verfasser selbst gebildet und erzogen wurden. Was der Verfasser einer z. s. Z. vielgenannten Katechetik von dem römischen Katechismus und dem des sel. Canisius sagt, daß dieselben nach Stoff und Anordnung noch vollkommen das Gepräge des katechetischen Unterrichts in der alten Kirche tragen, und der katechetische Unterricht der frühesten Zeiten eine Art Typus für alle nachfolgenden bildete, oder wie es oben in einem Titel heißt, „Allgemeinen Brauch und Ordnung der katholischen Kirchen Gottes“ begründete, sieht man factisch aus den in dieser Sammlung enthaltenen Katechismen. In gleicher Weise ist ersichtlich, daß der Katechismus des P. Deharbe seine so beifällige Aufnahme und seine so große Verbreitung nicht bloß seiner allgemein anerkannten Correctheit, sondern auch dem Umstande zu verdanken hat, daß er diesem kirchlichen Typus treu geblieben und denselben nur in der Weise, wie es unsere Zeit erfordert, modificirt hat.

Das Zweite, was einem Jeden, der Einsicht von diesen Katechismen nimmt, sich von selbst aufdrängt, ist, daß dieselben, obwohl nicht gleichwerthig, doch die katholische Glaubens-, Sitten- und Sacramentenlehre richtig, klar und gründlich vortragen. In der That findet man keinen einzigen unter denselben, von dem man nicht sagen könnte, was Herr Professor Janssen von dem an erster Stelle genannten und längst vor Luther geschriebenen Katechismus behauptet, er sei so einfach, verständlich und kräftig, daß er noch heute mit gleichem Nutzen wie vor 400 (resp. 300) Jahren gebraucht werden könnte. Die Katechismen sind ganz von dem Gedanken durchweht: „Jesus mein Alles und Alles für Jesus.“ Mit andern Worten, es wird erreicht, was der hl. Augustinus als das Ziel und Ende alles Unterrichtes betrachtet: die Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben. Eine solche Form der Katechese war auch in jenen stürmischen Zeiten „allgemeiner Brauch und Ordnung der katholischen Kirchen“, von Altersher ererbt und den spätern Geschlechtern überliefert, so daß sie auch jetzt noch in den verbreitetsten Katechismen bewahrt wird.

Aus dem Mitgetheilten erhellt die große Wichtigkeit der vorstehenden Sammlung. Sie ist in der That „nicht allein für den Theologen und praktischen Seelsorger, für den Lehrer und Schulmann, sondern auch für den Historiker“ von nicht geringer Bedeutung. Der hochw. Herr Herausgeber aber hat durch Anmerkungen theils sachlicher, theils sprachlicher Natur die Schwierigkeiten gehoben, welche manchen Lesern in dieser Hinsicht aufstoßen könnten. Wir wünschen, daß die Sammlung recht verbreitet werde, und daß es dem H. Verfasser gelingen möge, die in der Vorrede genannten Katechismen (von Matthias Cremers und P. Franz Titelmann) und andere ausfindig zu machen und zu einer Fortsetzung seiner schönen Sammlung verwerthen zu können.

W. Sander S. J.

Vom Cap zum Sambesi. Die Anfänge der Sambesi-Mission. Aus den Tagebüchern des P. Terörde S. J. und aus den Berichten der anderen Missionäre dargestellt von Joseph Spillmann, Priester der

Gesellschaft Jesu. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Gr. 8°. XVI u. 432 S. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1882. Preis: *M.* 6.

Durchaus vollberechtigt treten diese Missionsberichte als eigenes Buch aus dem Rahmen der „Katholischen Missionen" heraus, in welchen sie wegen Mangels an Raum nur fragmentarisch veröffentlicht werden konnten. Sie bilden ein selbständiges Ganze und repräsentiren zugleich einen Zweig von Literatur, der von höchstem Interesse ist und doch außerhalb der alten „Annalen der Glaubensverbreitung" und der neueren „Katholischen Missionen" in Deutschland noch wenig Pflege gefunden hat. Es ist das ganz natürlich. Die katholischen Glaubensboten ziehen nicht in ferne Regionen, um nachher Bücher über ihre Abenteuer zu schreiben, Fauna, Flora und Völkerschaften jener Länder zu studiren, oder ihren eigenen Namen durch geographische Entdeckungen zu verewigen. Mögen sie auch mit Recht als die uneigennützigsten und wahrheitsliebendsten Berichterstatter hochgeschätzt werden, der Wissenschaft und der materiellen Civilisation die größten Dienste leisten, so verfolgen sie doch wesentlich ein anderes Hauptziel, als der profane Reisende. Den Missionär fesselt vor Allem seine große religiöse Sendung. Dann werden ihn zunächst die Sprachen und Sitten der Völker beschäftigen, die er dem Evangelium gewinnen will. Der Natur aber kann seine Aufmerksamkeit höchstens secundär, nie mit jener Ausschließlichkeit gewidmet sein, mit welcher die modernen Reisenden sich deren Studium hingeben können. Zu den Strapazen und Abenteuern langwieriger Reisen gesellt sich alsbald die schwierige apostolische Arbeit, der mühsame Unterricht, die noch opferreichere Erziehung degradirter, widerstrebender Völker. Nur selten bleibt da Zeit zu kurzen, rasch hingeworfenen Berichten. Der Missionär kann nicht selbst zurückkehren, die einen Beobachtungen durch andere ergänzen, und mit der Hilfe europäischer Bibliotheken und Sammlungen das Ergebniß seiner Entdeckungsfahrten zum wissenschaftlichen Ganzen vervollständigen. Neue Arbeiten, neue Kämpfe fordern seine volle Thatkraft und Thätigkeit, bis entweder eine ausgedehnte Seelsorge sie ganz absorbirt oder ein früher Tod ihr ein vorzeitiges Ende macht. Für denjenigen aber, der jene Länder nicht selbst geschaut, ist es schwierig, die fragmentarischen Berichte des Missionärs in zutreffender Weise zu vervollständigen. Es ist dieß nur dann mit Erfolg ausführbar, wenn von verschiedenen Berichterstattern Briefe, Notizen und Beschreibungen vorliegen, die sich gegenseitig ergänzen, dann aber noch eine undankbare Sache, indem der Sammler nur den bloßen Schein einer Compilation auf sich zieht, während die Sichtung und Gestaltung der verschiedenen Berichte doch fast dieselbe Mühewaltung wie ein größeres selbständiges Werk erheischt.

Dieser schwierigen Aufgabe hat sich P. Spillmann im Interesse der Sambesi-Mission mit großem Geschick und hingebendem Fleiße unterzogen. Als mehrjähriger Mitarbeiter der „Katholischen Missionen" war er für eine solche Arbeit trefflich vorbereitet und hat sie mit liebevollster Treue durchgeführt. Bekannt mit der ganzen einschlägigen neueren geographischen Fachliteratur, war er im Stande, die vorliegenden Berichte mit wissenschaftlicher Sorgfalt zu prüfen und zu redigiren; zugleich aber lagen ihm eine Anzahl der interessantesten, sich gegenseitig ergänzenden Quellenberichte erster Hand vor, wie sie sich nur selten zusammenfinden: astronomische Notizen, ethnographische Schilderungen und Übersichten, Tagebücher mehr praktischen Charakters, zahlreiche Briefe, in denen mehr das apostolische Ziel des Unternehmens zu Tage trat. Eben durch die Eigenart seiner Quellen erhält auch das Werk, unbeschadet des wissenschaftlichen Werthes und Interesses, einen Charakter der anziehendsten und erhebendsten

Religiösität und Frömmigkeit, so daß durch seine Lesung nicht bloß der Geist bereichert, sondern auch das Herz erhoben, gerührt und begeistert wird.

Den Grundstock des vorliegenden Buches bilden nämlich die Tagebücher des P. Terörde S. J., welche, mit der Seereise beginnend, fast Tag um Tag und Schritt um Schritt das Eindringen der Missionäre in das kaum bekannte und doch so interessante Land schildern. Wer P. Terörde auch nur oberflächlich gekannt hat, wird sich über die anspruchslose und doch so kunstreich abgerundete Form, den herzlichen und vom höchsten Seeleneifer oft bis zur Begeisterung gehobenen Ton dieser Tagebücher nicht wundern; andererseits aber sind wir auch überzeugt, daß gerade diese Tagebücher wie kaum etwas Anderes geeignet sind, dem verstorbenen großmüthigen Apostel Sambesiens die innigste Liebe und Verehrung zu gewinnen. Wenn auch minder hervortretend, ist dieß nicht weniger der Fall mit dem ebenfalls verstorbenen P. Fuchs S. J., welcher von Gott ausersehen war, als erstes Opfer der vielversprechenden, aber auch äußerst mühsamen Sambesi-Mission sein Leben darzubringen und gleichsam mit seinem Leichnam Besitz von dem neuen Lande zu nehmen. Bei der Ausarbeitung seiner Katechesen für die neuzubekehrenden Völker ereilte ihn der Tod unter einem armseligen Strohdache in der Wildniß von Tati (28. Januar 1880). Köln, die alte Glaubensstadt am Rhein, kann wieder eine neue Rose in ihren Ruhmeskranz fügen, daß sie diesen ersten Stein in die ferne afrikanische Erde gesenkt hat. Mit P. Fuchs und P. Terörde lernen wir zugleich aus ihren eigenen Briefen und Mittheilungen noch die Mehrzahl der übrigen Missionäre kennen, vor Allem den Superior derselben, P. Depelchin, ferner den Italiener P. Blanca, den Belgier P. Croonenberghs, den Engländer P. Law und den Schlesier P. Wehl — selbst das erheiternde Element fehlt nicht und ist in dem deutschen Laienbruder Nigg auf das Angenehmste vertreten. Was so viel Augen nicht gesehen oder jene Hände nicht beschrieben, weil es für die Sache der Missionsgründung in allzu weiter Ferne lag, das hat P. Spillmann mit vielem Geschick aus den besten Quellen profaner Reisebücher ausgewählt und an geeigneten Stellen seinem Werke eingefügt, so daß demselben an Vollständigkeit des Inhaltes, an Mannigfaltigkeit und Ursprünglichkeit der Form nicht so leicht ein ähnliches Buch sich an die Seite stellen dürfte.

Über den Inhalt selbst müssen wir uns kurz fassen. Reise- und Landbeschreibungen lassen sich nicht analysiren, wie ein Roman, und eine trockene Angabe der Reiseroute würde dem Leser auch keinen rechten Begriff von der Art des Buches geben. Manche der darin gegebenen Naturschilderungen, wie z. B. jene der Sambesi-Fälle, stehen in nichts hinter den Beschreibungen anderer Reisenden zurück. Die ethnographischen Originalberichte sind überaus reichhaltig. Das ganze Buch ist für die weitesten Kreise verständlich und anziehend geschrieben und von der angenehmsten Abwechslung. Dem anschaulich und geistreich schildernden Stil kommen, wie dieß bei ähnlichen beschreibenden Werken stets erwünscht ist, die trefflichen Illustrationen noch sehr zu Hilfe. Sowohl was die Zahl als die künstlerische Ausführung der landschaftlichen, ethnographischen, Thier- und Porträtbilder und die der Kartenskizzen angeht, wird die gesammte Kritik wohl nur eine Stimme des Lobes für die Verlagshandlung haben, die auch in der sonstigen Ausstattung des Werkes alles Mögliche geleistet hat, um bei aller Mäßigkeit des Preises mit dem technisch Besten auf diesem Gebiete wetteifern zu können. Nur wünschten wir in weiteren Auflagen etwa noch für die Vollbilder ein stärkeres, womöglich auch im Farbenton verschiedenes Papier und eine etwas elegantere Lithographie für die kleineren Karten. Wir glauben jedoch nicht genugsam hervorheben zu können, daß das Werk bei allem sonstigen hohen wissenschaftlichen und literarischen Interesse sich doch vorzüglich als Geschichte der Gründung einer

katholischen Heidenmission bewährt, welche hauptsächlich mit den Worten der seeleneifrigen Missionäre erzählt und jedem katholischen Herzen so recht warm und innig als eine neue Blüthe des ewig jungen Baumes katholischen Apostolats geschildert wird. Auch den ernsten Mann wird bisweilen bei diesen Schilderungen eine tiefe Rührung beschleichen, und es sollte uns Wunder nehmen, wenn dieses Buch nicht mächtig zur Begeisterung und Unterstützung für das Werk der edlen Glaubensboten im fernen Afrika beitrüge. Deutschland hat zu dieser Mission nicht bloß einige seiner besten Söhne gegeben, es hat auch durch seine Großmuth das erste Scherflein zur materiellen Unterstützung des großen Werkes beigesteuert. So hat denn P. Spillmann doppelt Recht, sein Buch über den Sambesi dem deutschen Volke zu widmen und ihm die schönen Worte des verstorbenen P. Terörde vorzusetzen:

„Die Großmuth und Charitas der guten Deutschen für unsere Mission rührt mich oft zu Thränen. Gern möchte ich jedem der Wohlthäter meinen persönlichen Dank aussprechen, allein das geht nicht. Hoffentlich kommen diese Zeilen auch unter ihre Augen. Möge Jeder sie lesen, als wären sie ihm persönlich geschrieben zum Ausdrucke meines Dankes!"

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Opera Patrum apostolicorum. Textum recensuit, adnotationibus criticis, exegeticis, historicis illustravit, versionem latinam, prolegomena, indices addidit Franciscus Xaverius Funk. Vol. II. 8°. p. LVIII et 371. Tubingae, Laupp, 1881. Preis: *M.* 8.

Herr Professor Funk hatte bei Herausgabe der fünften Auflage von Hefele's Opera Patrum apostolicorum in Aussicht gestellt, auf die Bitten gelehrter Freunde hin auch die pseudo-ignatianischen Briefe, sowie die Fragmente des Papias und einige andere Schriften später im Drucke folgen zu lassen. Das ist jetzt geschehen, und die Ausgabe hat sich zu einem stattlichen zweiten Bande der Opera Patrum apostolicorum ausgestaltet. Es wurden nämlich außer den eben genannten Schriften noch mitgetheilt: die zwei Briefe des hl. Clemens über die Jungfräulichkeit, ein Bericht über das Martyrium desselben Heiligen, drei Berichte über das Martyrium des hl. Ignatius, die Fragmente der Seniores beim hl. Irenäus und ein Leben des hl. Polykarpus. Dieser zweite Band schließt sich in der Anlage auf's Engste an den ersten an. Die Einleitungen und Anmerkungen bergen einen Schatz von Erudition und zutreffenden Urtheilen. Freilich möchten wir nicht gerade jedes einzelne Urtheil des gelehrten Kritikers unterschreiben; so haben uns z. B. die in den Prolegomena (III) beigebrachten Gründe nicht von der Unechtheit der dort besprochenen Clemens-Briefe überzeugt. Dieses hindert jedoch keineswegs, das dem ersten Bande dieser Ausgabe gespendete Lob, daß dieselbe „allen Anforderungen der Textkritik und patristischen Wissenschaft entspreche" (1879, Bd. XVI. S. 105), auch auf den vorliegenden zweiten Band auszudehnen. Es sei noch bemerkt, daß die Verlagshandlung als Partiepreis für Seminarien bei Abnahme von sechs Exemplaren für den ersten Band à *M.* 8 und für den zweiten à *M.* 6.40 bestimmt hat.

Der hl. Johannes Baptista de Rossi, Canonicus zu St. Maria in Cosmedin in Rom. Nach den Proceßacten der heiligen Ritus-Congregation dargestellt von Dr. **Alphons Bellesheim.** Kl. 8⁰. 79 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: 75 *Pf.*

Der unermüdliche Dr. Bellesheim bietet hier dem deutschen katholischen Volk ein kleines, aber interessantes und lehrreiches Lebensbild des am 8. December 1881 heiliggesprochenen Canonicus de Rossi. Dasselbe erschien zuerst im „Katholik" (Novemberheft 1881) und wird, mit Zusätzen bereichert, durch das vorliegende Büchlein einem weiteren Publikum zugänglich gemacht. Als hauptsächlichste Quellen dienten die Acten des Canonisationsprocesses und ein im Jahre 1860 in Rom erschienenes Leben de Rossi's. Der äußere Lebenslauf des Heiligen bietet wenig Auffallendes und bewegt sich fast durchweg in den alltäglichen Handlungen eines gewöhnlichen Seelsorgepriesters. Um so mehr kann er dem gesammten Klerus, besonders den Weltgeistlichen, deren Stande er angehörte, als hellleuchtendes Muster eines heiligen priesterlichen Wandels vorgestellt werden.

Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften, nebst einer Abhandlung über Geilers Leben und echte Schriften. Von Dr. **Philipp de Lorenzi,** Domcapitular. Mit Druckerlaubniß der heiligen Congregation des Index. Erster und zweiter Band. 8⁰. XI u. 447, VIII u. 430 S. Trier, Ed. Groppe, 1881. Preis: *M.* 9.

In Geiler von Kaisersberg einen Vorläufer der sogenannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts sehen zu wollen, ist auch von wahrheitsliebenden Protestanten längst aufgegeben. Es bedarf in der That nur eines flüchtigen Blickes in die Schriften dieses Mannes, um den schneidenden Contrast zu fühlen, welcher zwischen ihm und jenen herrscht. Freimuth gegen die Gebrechen seiner Zeit und zuweilen selbst zu schonungslose Bloßstellung hochgestellter Personen weltlichen und geistlichen Standes trifft man freilich; eine naturwüchsige, originelle Popularität, wie man solche bei den gefeiertsten „Reformatoren" nur finden kann, zeigt sich auf jeder Seite auch bei ihm. Aber dort der Geist der Revolution und der hochpotenzirten Leidenschaftlichkeit; hier der Geist priesterlichen und apostolischen Eifers, der wahrhaft die Zuhörer bessern und zu einem Leben für Gott und das eigene Seelenheil unterweisen will. Und Geiler versteht es, durch treffende und volksthümliche Vergleiche und Bilder, durch warme, zum Herzen dringende Sprache dieses Ziel constant zu verfolgen: lebensgetreue Sittenschilderung, solide und klare Darlegung der Wahrheiten und christlichen Pflichten, originelle Form mußten gewiß den Zuhörer an sein Wort fesseln. Das zeigen die meist nur gedrängten Skizzen seiner Vorträge, die er schriftlich aufgezeichnet hat, soweit sie in den beiden der Öffentlichkeit wieder übergebenen Bänden vorliegen. Es freut uns, daß eine so kundige Hand sich daran gemacht hat, aus den vielfach entstellten Schriften des gefeierten Kanzelredners eine Auslese zu veranstalten. Die Diction ist recht gefällig; aber es kommt dabei das sachlich Originelle der damaligen Zeit dennoch zum passenden Ausdrucke. Den einen Wunsch zu äußern möchten wir uns erlauben, daß der hochwürdige Herausgeber hier und da für nicht theologisch gebildete Leser bei etwaigen gewagten oder mißverständlichen Sätzen Geilers eine sachliche Anmerkung gemacht hätte. Sehr schätzenswerth sind auch die einleitenden Abschnitte über Geilers Leben und echte Schriften. Doch dürfte darin wohl die Doctrin der Nominalisten S. 3 etwas zu schwarz gezeichnet, ferner das Verdienst des Cardinals Nikolaus von

Cues S. 51 zu unbedingt gelobt sein, da doch dessen Schriften durchaus irrthümliche Ansichten, z. B. bezüglich des Verhältnisses Gottes zur Welt, enthalten.

Kunstdenkmale des Mittelalters, aufgenommen und gezeichnet von L. von Fisenne. Lieferung 1—10. Aachen. Preis: Lieferung 1—6 à *M.* 4; Lieferung 7—10 à *M.* 2.80.

Man hat oft und mit Recht geklagt, daß die meisten unserer kunstwissenschaftlichen Werke unpraktisch angelegt seien. Die einen geben nur elegante Ansichten, in denen alle Originalität verwischt ist; die andern bieten nur großartige, kostbare Dome und Kirchengeräthe, die man im gewöhnlichen Leben nicht als Vorbilder gebrauchen kann, weil das, was für eine Kathedrale gut und passend ist, seine schönen Verhältnisse verliert, wenn es auf den Maßstab einer Pfarrkirche oder gar einer Dorfkirche reducirt wird. Herr von Fisenne verspricht in der Vorrede, diese Klippen zu vermeiden und in Abbildung und Beschreibung nur solche Kirchen und Kirchengeräthe zu bringen, die für kleinere Bauten mustergiltig sind.

Er hat sein Versprechen gehalten und alle gerechten Erwartungen übertroffen; denn man findet in den bis jetzt erschienenen zehn Lieferungen die Pfarrkirchen Aldeneyck, Süstern und Waldfeucht, nebst der Dominicanerkirche von Maestricht, zwei gothische Häuser, die Chorstühle von Cornelymünster und eine große Zahl kirchlicher Geräthe.

Wie mancher Pfarrer gibt theures Geld aus für Pläne zu Kirchen, Pfarrhaus und Kirchengeräthe, und erhält doch nichts als abgeschwächte Copien oder unverstandene Versuche! Wenn Herr von Fisenne genügend unterstützt wird und seine Subscribenten aushalten, werden wir in seinem Werke zweifelsohne ein kirchliches Musterbuch erhalten, aus dem man mit geringer Veränderung auf billige und sichere Weise die Pläne zu Neubauten und neuen Anschaffungen nehmen kann. Darum sei sein Unternehmen Allen empfohlen, welche echte und tüchtige Vorbilder im Sinne der mittelalterlichen Kunst suchen. Die Restaurationspläne zur Kirche von Süstern, welche das zweite Heft brachte, beweisen, daß der Verfasser für solche Aufgaben ein wahres Verständniß hat, so daß wir hoffen, es werde ihm vergönnt sein, dieß altehrwürdige Gotteshaus des limburger Landes, einen der Ausgangspunkte seiner Christianisirung, in altem Glanze wiederherzustellen, damit es weder verfalle, noch durch leichtsinnige Restauration seines Charakters beraubt werde.

Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland, von den ersten Anfängen bis zur Reformation. Eine Reihe verschiedener Abhandlungen von Wilhelm Bäumker. 12°. VIII u. 188 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Das Büchlein ist für das größere gebildete Publikum geschrieben, dem es die Haupterscheinungen aus der Geschichte der vaterländischen Tonkunst nahebringen will. Der hochw. Herr Verfasser schildert in einer ebenso faßlichen wie ansprechenden Weise die Entwicklungsphasen, welche die Tonkunst und insbesondere die kirchliche Tonkunst in Deutschland durchlaufen hat. Der Leser sieht einen Karl den Großen, einen Notker den Stammler, einen Regino von Prüm, einen Hucbald, einen Berno von Reichenau und so viele andere um die Musik und den Kirchengesang hochverdiente Männer als Lehrer und Förderer in die Entwicklungsgeschichte der Tonkunst kräftig eingreifen; er schaut das bunte Leben und Treiben der Musikanten im Mittelalter und lernt ihre Stellung in Kirche und bürgerlicher Gesellschaft kennen; er überzeugt sich aber auch von der Grundlosigkeit mehrerer früher weitverbreiteten Irrthümer, zu denen wir besonders die Sätze rechnen, daß es vor Luther kein deutsches Kirchenlied gegeben und

daß Luther auch Componist und Erfinder von Liedermelodien gewesen. Die Haltlosigkeit solcher Annahmen weist der Herr Verfasser gründlich nach und beruft sich dabei wiederholt auf das vortreffliche, aber längst nicht genug gekannte Werk von Meister: Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Erster Band. Freiburg, Herder, 1862.

Miscellen.

Über protestantische Kirchenmusik finden sich bemerkenswerthe Urtheile im Aprilhefte der „Deutschen Rundschau" (S. 105 ff.). Der Artikel, welcher Herrn Professor Spitta zum Verfasser hat, beginnt mit den Worten: „Wer die Entwickelung der Musik in der protestantischen Kirche Deutschlands von der Reformation bis zur Gegenwart studirt, muß zu dem Resultate gelangen, daß eine protestantische Kirchenmusik schon seit hundert Jahren nicht mehr besteht." Was sind die Ursachen dieses Ruins? Hören wir den protestantischen Fachmann: „Die Gründe dieser Erscheinung sind mannigfaltig. Sie vollständig aufzuzählen ist jetzt nicht meine Absicht. Einen großen Theil der Schuld tragen die Wandlungen, welche das kirchliche Leben im vorigen Jahrhundert zu bestehen hatte. Erst suchte der Pietismus die Musik auf das denkbar kleinste Gebiet zu beschränken; dann entzog der Rationalismus dem Künstler jede Möglichkeit eines begeisterten Aufschwunges. Am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigt das, was man gewohnheitsmäßig für die Kirche componirte, eine solche Flachheit und Stillosigkeit, daß man an dieser Periode am liebsten geschlossenen Auges vorübereilt." In diesem Jahrhundert geschahen freilich ernstliche und achtungswerthe „Erneuerungsversuche"; aber, sagt unser Gewährsmann (S. 112), „ich darf es aussprechen, daß die Arbeit unserer Vorgänger nicht an der richtigen Stelle eingesetzt hat". — „Bekanntlich sind seit Klopstock äußerst wenige Verfasser geistlicher Lieder gewesen, die den Namen Dichter verdienen." — „Seit hundert Jahren ist nicht eine einzige Choralmelodie mehr erfunden, die sich als solche bewährt hätte." — „Heutzutage dürften in keiner Gemeinde mehr als durchschnittlich zwanzig Melodien (des Gemeindegesanges) wirklich lebendig sein. Daß unter diesen Umständen eine mannigfaltige Bethätigung der Gemeinde an der Liturgie unmöglich ist, begreift ein Jeder. Hier Wandel zu schaffen, ist natürlich Aufgabe der Schule. Die Angelegenheit verzweigt sich somit in die schwierige Frage nach der Gestaltung des Schulgesang-Unterrichtes, der wenigstens in Preußen zur Zeit im Allgemeinen ziemlich tief darniederliegt." — „Der Charakter (des kirchlichen Stils) hat sich immer um so schärfer ausgeprägt, je fester und dauernder die Formen des Cultus waren, denen die Musik sich anzupassen hatte. Daß die katholische Kirche vor der protestantischen ein Bedeutendes voraus hat, sieht man leicht. Wirklich ist eine solche Zerfahrenheit und endlich völlige Auflösung der Kirchenmusik, wie sie die Protestanten zu beklagen haben, auf

katholischer Seite niemals eingetreten. Man darf sehr viele katholische Meßmusiken des 18. und 19. Jahrhunderts überaus geschmacklos nennen; einige, wenn auch nur äußerliche Charaktermerkmale sind indessen immer an ihnen haften geblieben. So gänzlich stilwidrig, wie man häufig behauptet, sind sie nicht. Die Regellosigkeit und Willkür der protestantischen Liturgie gehört auch zu den Ursachen, an denen unsere Kirchenmusik zu Grunde gegangen ist." Hiermit hat Herr Prof. Spitta den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Protestantismus hat durch Übertreibung des Individualismus das Princip der Kirche selbst angegriffen, und die dadurch entstandene Willkür hat nicht nur Dogma, theologische Wissenschaft, Kirchendisciplin, Gottesdienst verflüchtigt und verflacht, sondern auch die kirchliche Kunst, insbesondere die Kirchenmusik zerstört. Und je mehr sich das protestantische Princip durch Skepsis und Unglaube auswirkt, um so gründlicher und rettungsloser wird diese Zerstörung fortgesetzt. Da werden keine Bach'schen Cantaten, wovon der Herr Professor so viel erwartet, Abhilfe schaffen. Ohne reges kirchliches Leben keine blühende Kirchenmusik. Wo jenes fehlt, wird der Gewinn, den schöne Kirchenmusik der Kirche zuführt, weder bedeutend noch dauernd sein. Man täusche sich nicht. Die gewaltigste Gegnerin des Alles zersetzenden Unglaubens ist die katholische Kirche. Indem orthodoxe Protestanten mit zur Einführung und Durchführung der Maigesetze halfen, welche die Blüthe des katholischen kirchlichen Lebens zerknicken sollten, haben sie den Todfeinden ihres eigenen Kirchenthums mächtig geholfen.

Das Duell. Es ist den Katholiken von Anfang an kein Geheimniß gewesen, daß der preußische Culturkampf mit seinen Folgen ein Rückschritt sei in die Verwilderung, in die Barbarei. Nicht alle Menschen haben aber für dergleichen Dinge einen so klaren Blick wie die Katholiken, und in den feindlichen Lagern gibt es gar viele blinde, ungläubige Zweifler, die mit offenen Augen nichts sehen und nichts merken: sie müssen fühlen, greifen, ihre beiden Hände in die Wunden der menschlichen und christlichen Gesellschaft hineinlegen, bevor sie bekennen mögen, sie hätten sich in dem ganzen Culturkampf geirrt. Dieser handgreifliche Beweis ist denn auch nicht ausgeblieben. Tag für Tag melden die Zeitungen ganze Reihen Verbrechen der schändlichsten Art: Selbstmorde, Raubmorde, Lustmorde und zahllose Erscheinungen ähnlicher Gattung. Tag für Tag haben wir das Zeugniß reißend fortschreitender Verwilderung in flammender Schrift vor uns.

Einen traurigen Blick mußte das ganze Land in die Tiefe dieses Abgrundes werfen, als in den beiden Sitzungen vom 15. und 20. März im Landtage von Berlin der Vorhang auf einige Augenblicke sich öffnete. Daß Duelle in den deutschen Gauen vorkommen, ist betrübend, und niederschlagend ist es, daß sie an Zahl, Frivolität und Grausamkeit rasch sich mehren; wenn aber Beamte ungescheut zum Duelliren herausfordern und dafür Vertheidigung oder Entschuldigung in den Kammern finden, so fehlt uns dafür die richtige aber gefahrlose Bezeichnung. Ein preußischer Landrath, d. h. ein Beamter, bestimmt, die Landesgesetze zu wahren, fordert einen Abgeordneten

auf Pistolenduell, ein Vergehen, das nach Strafgesetzbuch § 164 mit Einschließung bis zu sechs Monaten bestraft wird; wieder ein Landrath macht den Kartellträger, wofür auch er nach § 166 sechs Monate sollte eingeschlossen werden; ein Legationsrath erklärt dem Abgeordneten, der sich geweigert, die Gesetze zu übertreten und die Herausforderung demnach zurückwies, des Vertrauens unwürdig; man belobt die studentische Mensur als eine nützliche Verhinderung von Rohheiten, nennt sie einen Rest von ritterlicher Übung, von Leibesübung, der ein gewisses Recht habe, conservirt zu werden; allem Diesem endlich ruft man aus den Reihen einer Fraction, welche vorzugsweise die fromme, die gottesfürchtige, die besondere Stütze der christlichen Monarchie sein will, in artikulirten und unartikulirten Lauten Beifall zu. Wir trauten unseren Sinnen kaum, als wir nach der prachtvollen Rede des Herrn Abgeordneten Lieber, worin er, gestützt auf die preußischen Gesetze, die Duelle brandmarkte, in den Sitzungsberichten lasen: „Zischen rechts.“ — Wer sind denn diese Leute rechts? Sind es Barbaren, sind es Gottesläugner, welche die Immoralität in Schutz nehmen? Erzogene Menschen, sagten wir, können es nicht sein und Christen noch weniger; nicht einmal loyale Preußen sind es, welche sich so als Verächter der Landesgesetze bloßstellen. Man sagt, es seien die Conservativen; aber das glauben wir nicht. Diese Partei redet ja viel von Gott, Religion, christlichem Sinn, von Zucht und Sitte; die Zischer hätten ja sich selbst ausgezischt und ihre conservativen Grundsätze damit; so unsinnig schlägt sich keine vernünftige Partei selbst in's Gesicht.

Das Duell ist ein Überbleibsel aus barbarischer Zeit, der Rest eines verfehlten unbehilflichen Gerichtswesens, und es steht in Verbindung mit den durch Ordalien vermittelten gerichtlichen Entscheidungen. Unsere mittelalterlichen Vorfahren glaubten an einen ewigen gerechten Richter; das war ein guter und höchst sittlicher Gedanke. Sie gingen aber weiter und glaubten, Gott werde schon hier auf Erden der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen und in zweifelhaften Fällen jedesmal untrüglich, durch eigene wunderbare Dazwischenkunft, die Wahrheit an den Tag bringen; das war eine beschränkte, eine falsche, aus dem Heidenthum herübergenommene Ansicht. Die Zusammenwürfelung der wahren und falschen Prämissen führte zu dem Schlusse, die Dazwischenkunft Gottes könne durch Mittel erlangt werden, welche zur Wahrheit oder Ehrenhaftigkeit des Streitpunktes in keiner Beziehung stehen, durch das Loos, durch die Feuer- oder Wasserprobe, durch den Zweikampf, durch Ordalien. Der Zweikampf wurde also zufolge dieses abergläubischen und unlogischen Ideenganges das gerichtliche Mittel, um zu erkennen, wer in einem Streite Recht habe, weil man annahm, Gott beschütze stets eine gerechte Sache. Die Gegenwart hegt die Vorstellung von dem unmittelbaren Einschreiten Gottes nicht mehr; damit ist auch der sittliche Grund weggefallen, auf welchem der alte Zweikampf fußte; dagegen ist gerade das, was an der ganzen Institution unvernünftig, unsittlich und barbarisch war, geblieben, nämlich das Duell selbst, und dieses übertrifft an Unsittlichkeit das alte Ordalienduell insofern, als es nicht mehr eine rechtliche, von der Obrigkeit geregelte und geleitete Einrichtung ist, sondern lediglich eine Privatsache.

In dieser Eigenschaft hat das Duell den Charakter der Selbsthilfe, indem der Mensch sich selbst zu seinem wirklichen oder vermeintlichen Rechte verhilft, den der Selbstrache aber, weil es nicht Abwehr bestehender Gefahr, auch nicht den Ersatz erlittenen Schadens, sondern die Abstrafung des Gegners für Ehrenkränkung, dessen Verwundung oder Tödtung direct zum Zwecke hat. Das Duell beruht demnach auf verschiedenen Voraussetzungen. Es setzt voraus ein ganz verwildertes oder vielmehr den Mangel jedes Staatswesens, so daß der Einzelne zur Vertheidigung seines Rechts auf sich selbst, auf den Kampf, auf das Faustrecht angewiesen ist. Solche glückliche Zustände mögen sich unter den Wilden am Orinoco, unter den Menschenfressern der Südsee vorfinden, die keine staatlichen Gebilde kennen; in einem geordneten Staate aber ist die Selbsthilfe, insofern sie nicht wirkliche und augenblickliche Nothwehr ist, unzulässig. Das Duell setzt ferner voraus, es sei dem Menschen gestattet, dem innern Unmuth seines Herzens, entweder aus eigenem Trieb, oder in Nachäfferei der Modegrundsätze, Luft zu machen, und zwar in der Weise, daß er sein eigenes und das Leben seines Gegners in Gefahr bringt; es setzt also voraus, der Mensch habe über sein Leben und die Unversehrtheit seiner Glieder das freie Verfügungsrecht. So etwas ist aber naturrechtlich falsch und nicht einmal im Lande am Orinoco noch unter den Menschenfressern erlaubt, geschweige denn im civilisirten Deutschland. Der Zweikampf hat also nicht nur vollständige Barbarei der socialen Zustände, sondern auch eine Verwilderung der natürlich sittlichen Begriffe zur Voraussetzung.

Dieser Auffassung entspricht die Wirklichkeit im Thier- und im Menschenreich. Je roher, ungeschlachter und uncivilisirter die Wesen sind, desto mehr Hinneigung ist da zum Zweikampf. Auf dem Hühnerhof ist Duell zwischen zwei Hähnen, weil der eine die Hennen schief angesehen hat; Löwe und Leopard in der Wüste führen Duelle auf, weil sie die Beute sich gegenseitig streitig machen. Duell ist zwischen den Metzgerjungen von demjenigen der Studenten nur darin verschieden, daß diese mit langen, jene mit kurzen Messern auf einander losgehen. Mit noch kürzern Waffen werden Duelle am Dorfbrunnen ausgefochten, wenn zwei Waschweiber mit ihren Nägeln sich zerraufen und zerkratzen. Auch die liebe Schuljugend hat ihre Duelle, indem diese jungen Bengel mit Steinen sich verfolgen; hätten sie Pistolen, so würden sie es vielleicht mit Bleikugeln thun, so aber überlassen sie dieses Vergnügen den Herren Offizieren. Alle diese Kämpfe sind in ihrer Art Duelle, und wenn ein Unterschied herrscht zwischen diesen und den Duellen „gebildeter Stände“ (!), welche kalt, überlegt, mit genauester Beobachtung steifster Accuratesse und schwerfälliger Kampfregeln sich gegenseitig zu Verwundung, Mord und Tod im Duell herausfordern, so spricht dieser Unterschied zu Gunsten der ungebildeten Leute, weil diese weniger überlegte Rohheit, weniger raffinirte Bosheit und kalt berechnetes Ceremoniell in ihre Raufboldereien hineinbringen. Um also das Duell zu treffen, braucht man nur in uncultivirte, rohe und barbarische oder wenigstens verkommene Schichten herabzusteigen, wie denn auch das Duell selbst nur ein Ausbruch der Wildheit ist. Sogar die Duellanten werden zugeben, daß Verwundung, Verstümmlung, Ermordung außer-

halb des Duelles barbarisch sind; wie sollte denn die Form des Duelles, eine Ausgeburt des Vorurtheiles, die durch Zufügung von Überlegung und Berechnung die Bosheit noch vermehrt, den barbarischen Handlungen ihren Charakter rauben? Setzt doch, wie schon bemerkt, das Duell als Art der Selbsthilfe gänzlich verwilderte sociale Zustände voraus. Denn gewaltsame Selbsthilfe hat doch bloß in einem Lande Sinn, in welchem die Polizei nichts taugt, keine Gerichte existiren, in welchem die Verwaltung das Urchaos der menschlichen Leidenschaften nicht zu bewältigen versteht.

Ein Wort bleibt noch mit gewissen Herren Juristen über den Gegenstand zu wechseln. Nach ihnen ist der Zweikampf ein Surrogat für die nicht ausreichende Rechtsordnung. Wir halten uns an die Darstellung, wie Herr Adolph Lasson in seinem neuesten Werke: „System der Rechtsphilosophie", Berlin 1882, S. 547, sie gibt. Die Ehre, meint er, liege in der Meinung, welche andere Menschen von uns haben; diese Ehre sei ein großes, manchmal sogar größeres Gut als das Leben selbst, eine Verletzung derselben also ein großes Unglück, ein gewaltiger Eingriff in unser Recht. Die verletzte Ehre herzustellen entzieht sich aber oft dem Rechtsgebiete, es müsse also hier ein anderes Auskunftsmittel geben, um solches Unrecht, welches der Staat nicht ahnden könne, zu vergüten, nämlich den Zweikampf. — Wahr ist es, daß der Staat nicht alle Unbilden erfassen kann, die den Menschen oft am empfindlichsten kränken; er kann nicht jeden verächtlichen Blick, jedes verletzende Wort, jede höhnische Geberde zur Rechenschaft ziehen; er kann sich nicht einmischen in jede Rempelei der Corpsburschen, in jede Bagatellsache der Handelsreisenden und Handwerksgesellen oder in jede Donquichoterie der Offiziere, so wenig als in alle Balgereien der Straßenrangen. Was folgt aber daraus? Etwa dieses, daß der Staat den Zweikampf gewähren, über ihm die Augen verschließen soll, wie Herr Lasson und mit ihm viele Andere wollen? also eventuell einen Menschenmord als Sühne für einen krummen Blick, ein unüberlegtes Wort? Das ist doch ein gewaltiger Salto mortale in der Logik: der Staat kann einige kleine Ehrenzwiste nicht belangen, also muß er zulassen, daß sie unter den Habernden durch Hau-, Stech- und Schußwaffen, durch Mord und Todtschlag ausgetragen werden!

Ohne Zweifel hat der in seiner Ehre Geschädigte ein Recht auf Genugthuung, aber auf Genugthuung der nämlichen Gattung, in welcher die Schädigung geschehen. Verlust der Ehre wird nicht genügend ersetzt durch Geld, sondern durch Abbitte oder Widerruf; der Bestohlene erhält keine wahre Vergütung, wenn ihm der Dieb auch alle mögliche Ehre erweist, einfach aus dem Grunde, weil Schaden und Ersatz keine gleichartigen Dinge sind. Einen gewaltsamen Angriff kann man mit dem Degen, der Pistole abwehren, das steht im Verhältniß zu einander: Angriff und Abwehr sind gegenseitig proportionirt. In welchem Verhältniß steht aber das Duell zur Ehrenkränkung? die physische Kraft oder Gewandtheit zu einem so geistigen Dinge, wie die Ehre ist? Wird der Freche, der seinen Mitmenschen ehrlos, unredlich, infam nennt, widerlegt, wenn Beide mit dem Degen auf einander losgehen, wenn der Lästerer verwundet oder getödtet wird? Das beweist bloß, daß der Sieger

stärker, gewandter und ein größerer Fechter, aber nicht, daß er kein Lump sei. Der Student, der seinen Commilitonen auf die Mensur fordert, weil dieser ihn einen dummen Jungen gescholten, hat darum kein Quentchen Mutterwitz mehr, wenn er auch den Beleidiger im Duell niedersticht. Das Duell hat also keine natürliche Beziehung zur Beleidigung; es beweist nicht, was es beweisen soll, und bleibt darum unmoralisch und enthält dieselbe Bosheit, wie vorsätzliche Verwundung oder Tödtung eines Menschen. Mögen die Vertheidiger des Duells es versuchen, zu zeigen, welch' wesentlicher Unterschied da sei zwischen einem Duellanten und einem Raubmörder.

Dieser Versuch wird in der That gewagt und fällt folgendermaßen aus: Ein Mörder ist infam vor den Menschen; ein Duellant stellt seine verletzte Ehre in der öffentlichen Meinung wieder her. Nach diesen Begriffen von Ehre darf also „der ehrlose Betrüger sich nur schlagen, um ein Ehrenmann zu sein; die Aeußerungen eines Lügners werden zur Wahrheit, sobald er sie mit dem Degen unterstützt; wer beschuldigt wird, einen Menschen getödtet zu haben, tödte nur einen zweiten, um zu beweisen, daß die Anklage falsch ist". Das sind Worte Rousseau's, und Rousseau redet hier Vernunft. Bei uns aber scheint der Rechtssinn und die Rechtsphilosophie so tief gesunken zu sein, daß man die wenig greifbare, immer schwankende und unsichere Meinung des gebildeten und ungebildeten Pöbels als festes und juristisch verlässiges Kriterium für die Erlaubtheit einer Handlung aufstellt, eine Meinung, von der man selbst bekennt, sie sei falsch und beruhe auf Vorurtheil. Wir möchten die natürlichen Consequenzen, die sich an diese Auffassung heften, nicht auf unser Gewissen nehmen. Ist die öffentliche Meinung, das Vorurtheil, einmal die Norm für die Abschätzung der Dinge, so möchten wir denjenigen sehen, welcher sich noch der Nihilisten, der Socialdemokraten und ihrer Grundsätze erwehren kann, wenn es diesen gelingt, einmal öffentliche Meinung zu machen. Solche halsbrecherische Juristerei hat kein Recht mehr, die Mörder Ludwigs XVI. zu tadeln, denn diese waren damals die Tonangeber der öffentlichen Meinung. Wagt man es aber nicht, für diese Folgerungen einzustehen, so muß man eben bekennen, daß Vorurtheile, Standesmeinungen und dergleichen eine unmoralische Handlung weder legitimiren noch entschuldigen können. Der Bankerott des Rechtssinnes muß also weit gediehen sein, wenn man ein Buch unter dem Titel „Rechtsphilosophie" schreiben und darin sagen kann: „Die Rechtsordnung wird kaum umhin können, den Zweikampf als eine Art von geduldetem Mittel für die Selbsterhaltung der Persönlichkeit anzusehen, gewissermaßen zur Ergänzung des eigenen Unvermögens, und weil ein reizbares Ehrgefühl als eine der Rechtsordnung an sich durchaus willkommene Gesinnung erscheinen muß"; „und daß das Recht übel daran thäte, in doctrinärer Befangenheit sich gegen die in der lebendigen Wirklichkeit vorhandene Meinung und Sitte eigensinnig zu sperren."

Die Folgerung aus diesen Worten wäre einfach diese: die Rechtsordnung soll die Duellanten gewähren lassen, weil die lebendige Wirklichkeit, die Meinung, die Sitte das erheische. Dazu aber hat man den Muth nicht, den Schluß aus dem aufgestellten Grundsatz frei und frank zu ziehen, denn man

schaudert doch zurück vor der Größe des Unheils, das praktisch daraus entstände. Es wird also geflickt, beschränkt, verklausulirt, gestümpert, aber in einer Weise, daß gerade daraus die Unhaltbarkeit der Theorie, ihre Willkür und logische Seichtigkeit klar zu Tage tritt. — Da heißt es: Das Gesetz, der Richter sollen den Zweikampf strafen, aber in mildester Form. Warum strafen, wenn das reizbare Gefühl, welches sich gelegentlich bis zum Mord Ausdruck im Zweikampf verschafft, eine der Rechtsordnung durchaus willkommene Gesinnung ist? Das rechtlich Willkommene, das Schuldlose verdient ja keine Bestrafung. Der Zweikampf muß also nicht sehr willkommen, nicht tadellos und unschuldig sein. Ist er aber strafwürdig, warum denn nur in mildester Form? Wozu diese Strafspielerei, wozu der Pharisäismus? Es handelt sich doch um Verwundung, um einen Mord, oder wenigstens um Provocation zu solchen Thaten, also um Fälle, die criminalrechtlich sehr schwer strafbar sind. Nun kommen Juristen und sagen, diese schweren Fälle dürfen nur recht milde geahndet werden, weil man ihnen den Namen Duell gebe und weil das Vorurtheil zu Gunsten des Duells sich äußere. Wer sieht da nicht die Willkür, die Wortklauberei? Eine solche logische Blöße, um nicht zu sagen Feigheit, umhüllt man dann mit einem Feigenblatt und schreibt als ganze Rechtfertigung, man dürfe nicht doctrinär befangen sein. So schreibt man Rechtsphilosophie in Berlin.

Will man die Idee dieser Philosophie in klares Deutsch übertragen, so heißt sie etwa: der Staat soll sich dem Duell gegenüber ähnlich verhalten, wie gegen die Häuser der Schande: er soll es dulden; er soll es strafen zwar, damit das Übel nicht zu sehr um sich greife, aber nur wenig, weil es ein nothwendiges Übel sei. Dagegen hätten wir weniger einzuwenden, wenn man nur die Praktikanten auch ähnlich behandeln und ansehen wollte, wie die Bewohner jener Häuser. — Wie voll Widerspruch muß aber die Gesetzgebung eines Landes sein, die einerseits das Duell mit Strafe belegt, sei dieselbe noch so leicht und tändelnd, andererseits aber dem Vorurtheil allen Vorschub leistet, indem sie denjenigen, der eine Provocation abweist, oder selbst nicht herausfordert, wenn irgend ein sog. Ehrengericht darauf erkennt, als ehrlos erklären, aus der Armee verstoßen, als einen Geächteten in bürgerlichen Kreisen behandeln läßt? Wenn die Gesetzgeber eine solche Scylla und Charybdis in ihre Gesetze bringen, so müssen bedenkliche Zweifel gegen ihre Klugheit entstehen.

Die „Rechtsphilosophie“ hat aber noch andere lebensgefährliche Löcher und Abgründe. Der Zweikampf soll nicht allgemein erlaubt sein; man fordert Beschränkung desselben. Gestattet soll er sein den Privilegirten, untersagt den Unprivilegirten; gestattet den Ständen, welche ein ausgebildetes Gefühl für Ehre haben, verboten aber den Dickhäutern; untersagt den Raufbolden, den leichtsinnigen Injurianten, erlaubt aber den feinen Gentlemen mit Glacé-Handschuhen. Man schwimmt also nach dieser Philosophie in einem großen Meer von Willkür, Widerspruch und Seiltänzerei. Ist nun das Duell einmal zulässig, warum soll es den Bauern untersagt sein, in der Dorfkneipe mit Messerstichen sich zu begrüßen? Auch die Bauern haben ihre Ehrenhändel und

fechten sie aus nach ihrer Art. Ist denn die Bauernehre nicht gerade so viel werth wie Herrenehre? Warum sollen zwei hochstrebende Kleiderkünstler strafbarer sein, wenn sie ihre Schneiderehre mit Nadelspitzen erproben, als zwei unbärtige Jungen, die sich Studenten nennen, Sporen an den Stiefeln tragen und eine Reitgerte in der Hand, Ritter ohne Pferd, wenn es diesen Herren einfällt, durch Hauen, Stechen, Stoßen mit der Degenklinge ihre durchlöcherte Ehre auszuflicken? Warum soll es den Offizieren gestattet sein, der Ehre halber sich gegenseitig niederzuschießen, den Packträgern aber verboten, wegen ihrer Ehrenspäne mit Prügeln sich todtzuschlagen? Kurz, man kann diese Zweikampfstheorie anfassen, wo man will, so zeigt sie sich wurmstichig, aber der modernen Philosophie vollkommen würdig, weil nichts zusammenhängt.

Vernünftiges läßt sich zu Gunsten des Duells nichts vorbringen, darum wird als letzter, ja einziger Achilles die Mode, der Gebrauch hervorgelangt, das Urtheil der tollen Welt. Da die Welt nun einmal so geartet ist, daß sie denjenigen, der sich schlägt, für ehrenhaft, den Recusanten aber für unehrlich erklärt, was bleibt da dem Einzelnen übrig, als der unsinnigen, aber tyrannischen Gewohnheit sich zu fügen, um sich möglich zu machen und nicht verbannt zu werden aus aller ebenbürtigen, menschlichen Gesellschaft? Wir begreifen vollständig, daß man in China mit den Chinesen einen Zopf tragen, in Abdera seinen Verstand verbergen, unter den alten Germanen in Bärenhäute sich kleiden, an anderen Orten andere Gebräuche mitmachen müsse, so lange dieselben nicht gegen die Moral, die Religion, die Wahrheit verstoßen. In der Duellfrage handelt es sich aber um einen Gebrauch, welchen schon das Naturgesetz verbietet; von diesem können keine Abderiten, keine Chinesen, keine Anschauungen und Gepflogenheiten der Unvernünftigen dispensiren. In diesen Fällen muß es sich bewähren, ob ein Mann wirklichen Muth und Charakter besitze, nicht durch Annahme oder Anbieten von Duellen, sondern durch den Tact und die Entschiedenheit, mit der er es wagt, dem Vorurtheile und dem Wahnsinn einer halben Welt zu trotzen und den Nacken nicht unter ihr Sklavenjoch zu beugen. Für den Christen aber tritt in diesen Fällen der Moment heran, sich praktisch an das Wort des Herrn zu erinnern: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt (also auch Ehre vor seinen Standesgenossen) gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?"

R. Bauer S. J.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Dreiundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des dreiundzwanzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Zur Charakteristik des officiösen Staatssocialismus.

Anarchie und Despotismus, Revolution und Dictatur sind die beiden Extreme, zwischen denen die Völker Europa's unruhig hin- und herschwanken, seitdem sie die feste Grundlage des Christenthums verlassen haben. Diese ewige Pendelschwingung von einem Extrem in das andere zeigt sich nicht bloß im äußeren Verlauf der Völkergeschichte, sondern auch im Reiche der Ideen. Bald ist es die Idee der unbeschränkten Freiheit, welche Alles beherrscht und der Zeit ihre Signatur aufdrückt, bald tritt wiederum die Idee der bindenden Gewalt des Staates, Unterwerfung gebietend, in den Vordergrund. Selbstverständlich ist im Reiche der Ideen der gänzliche Umschwung ein viel langsamerer, als in der äußeren Geschichte, weil dieselben längere Zeit gebrauchen, um die breiten Massen zu durchdringen, und selbst nur allmählich durch neuauftauchende verdrängt werden können.

Bis vor Kurzem war es die Idee des freien, von jeder höheren Autorität losgelösten Individuums, welche alle Gebiete zu beherrschen schien. Aus dem gänzlichen Abfall von Gott und der göttlichen Weltordnung folgt von selbst das Rousseau'sche Princip: „Alles, was von der Natur kommt, ist gut." Hieraus ergibt sich weiter der Grundsatz: man befreie das menschliche Individuum von jeder künstlichen Fessel und überlasse es sich selbst in der freiesten Entfaltung seiner natürlichen Kräfte und Triebe. Dieß war der Grundgedanke, von dem aus man die gesammte gesellschaftliche Ordnung construirte und dem unbewußt alle Gebiete der Wissenschaft und Praxis huldigen mußten. Auf dem politischen Gebiete hat er uns die Volkssouveränetät und den reinen Rechtsstaat, in der Philosophie die Kant'sche Autonomie der Vernunft, in der Nationalökonomie das sogen. Manchesterthum gebracht.

Der materialistischen Zeitströmung entsprechend wurde das volkswirthschaftliche Gebiet am meisten von den neuen Ideen angesteckt. Hier machte sich ein förmlicher Leibniz'scher Optimismus breit. Nicht ohne

Salbung wissen die Physiokraten zu schildern, wie die Natur vom Schöpfer so eingerichtet sei, daß jedes Individuum nur seinen natürlichen, egoistischen Trieben und Anlagen zu folgen brauche, um unbewußt zur Herstellung der socialen Harmonie, ja der besten Weltordnung mitzuwirken. Daher galt es als oberstes Problem der Nationalökonomie, die das volkswirthschaftliche Leben beherrschenden Naturgesetze aufzufinden, und jede Einmischung des Staates in die Volkswirthschaft wurde als ein unbefugter Eingriff in diese Naturgesetze und eine schädliche Störung derselben gebrandmarkt. Diesen Ideen zuliebe wurden die schützenden Wälle, welche eine verständigere Zeit um die socialen Institutionen gelegt, beseitigt und dem Individuum der freieste Spielraum zur Entfaltung seiner Naturtriebe geöffnet.

Und das Resultat? Wir wollen gewiß nicht läugnen, daß die Entfesselung der selbstsüchtigen Leidenschaften uns vielleicht um einige Erfindungen auf materiellem Gebiete reicher gemacht und dem Luxus neue Hilfsquellen eröffnet hat. Aber die Schattenseiten daneben! Das großartige Massenelend, die stets wachsende Unsicherheit der immensen Mehrheit des Volkes in Bezug auf die elementärsten Lebensbedingungen! Und vor Allem die unabsehbaren Massen der „Enterbten", welche sich mit Dynamit und Pulver bewaffnen und drohend den Tag blutiger Vergeltung verkünden. Kein Wunder, daß augenblicklich das Manchesterthum mit seinen Naturgesetzen sich immer mehr zurückzieht und daß selbst die extremsten Anhänger der „classischen" Nationalökonomie mit Hand an's Werk legen, um das durch ihre Lehren schadhaft gewordene sociale Gebäude auszubessern.

Aber, fast ohne es zu merken, sind wir durch die Wucht der Reaction in das gegentheilige Extrem getrieben worden. Lautete früher der Wahlspruch: „Freies Individuum, Selbsthilfe" — so ist heute die Parole: „Solidarität und Staat". Ja, der Staat gilt heute als die Panacee für alle Gebrechen der Gesellschaft. Der Staat soll die atomisirte Gesellschaft, den formlosen Sandhaufen von Individuen wieder zu einem gegliederten Ganzen zusammenfassen, durch seinen allmächtigen Hauch beleben und zum vollkommenen Erdenglück hinführen. Um das Individuum von der freien Concurrenz, diesem allgemeinen Kampf um's Dasein, zu erlösen und seine Existenz zu retten, hält man es für nöthig, einseitig die Solidarität im Staate zu betonen, und läßt schließlich das Individuum ganz im Staate aufgehen.

Am stärksten und einseitigsten findet diese Solidarität ihren Aus-

druck im socialistischen Volksstaat, wie ihn die deutschen Socialdemokraten erstreben. Der socialistische Staat ist, folgerichtig durchgeführt, nichts als eine große, einheitlich organisirte und für Alle obligatorische Productivgenossenschaft. Er ist der einzige Eigenthümer aller Productionsmittel; er bestimmt das Maß und die Gattung des zu Producirenden, um so der Productionsanarchie zu steuern; er organisirt die Arbeit und vertheilt das Arbeitspensum an einen Jeden, ohne Jemanden zu gestatten, sich den gemeinsamen Lasten zu entziehen. Er vertheilt die Producte nach Maßgabe der geleisteten Arbeit. Er ordnet und regelt endlich die gesammte Erziehung des Volkes. Eine größere Gewaltherrschaft über das Individuum ist kaum denkbar; dieselbe wird auch um kein Haar dadurch gemildert, daß sie nicht durch einen einzelnen Menschen, sondern durch die Gesammtheit des Volkes ausgeübt wird.

So weit wie die Socialisten gehen nun allerdings die Übrigen, welche sich ebenfalls den Kampf gegen das individualistische Manchesterthum zum Ziele setzen, nicht. Aber das kann heute wohl kaum mehr zweifelhaft sein, daß Viele von ihnen die Bedeutung des Staates für das gesammte sociale Leben in ungebührlicher Weise betonen und ihm eine Rolle zutheilen, welche mit der berechtigten individuellen Freiheit unverträglich ist. Es ist offenbar eine leichte, aber gewiß nicht die rechte Art, gegen die Ausschreitungen der Freiheit des Individuums dadurch zu kämpfen, daß man sie ganz oder zum großen Theil vernichtet.

Diejenigen, von denen wir reden, nennen sich selbst Staatssocialisten. Der Name soll wohl andeuten, daß zwischen ihnen und den Socialisten eine gewisse Ideenverwandtschaft bestehe. Und in der That, sie wollen den „berechtigten Kern“ im Socialismus von der schädlichen Umhüllung befreien und jenen bewahren, diesen aber entfernen. Die Absicht ist gewiß zu loben. Aber das ist gerade die heikle Frage, worin der „berechtigte Kern“ bestehe, den Fürst Bismarck im Socialismus fand.

Eine genaue Begriffsbestimmung des Staatssocialismus zu geben, ist natürlich heute noch eine schwierige Aufgabe. Wir haben es eben mit einer großen, weitverbreiteten Bewegung und Geistesrichtung zu thun, welche die verschiedenartigsten Elemente in sich begreift und, weil sie der Gegenwart angehört, der Unbestimmtheit und beständigen Wandelbarkeit alles noch im Werden Begriffenen unterworfen ist. Außerdem scheinen selbst die Hauptvertreter des Staatssocialismus, mit dem Reichskanzler an der Spitze, sich sehr unklar zu sein über die ganze Tragweite und Bedeutung ihrer Tendenz. Wollen wir versuchen, aus den unbestimmten

und verschwommenen Umrissen an der Hand der öffentlichen, staatssocialistischen Kundgebungen einige charakteristische Merkmale herauszuheben, so glauben wir folgende namhaft machen zu müssen.

Der jetzt hoffähige Staatssocialismus hat mit dem Socialismus das gemein, daß er die Lösung der großen socialen Frage in ihrem vollen Umfange fast oder ganz ausschließlich vom Staate erwartet. Wir glauben nicht, daß nach den Hauptvertretern der neuen Richtung das Christenthum eine große Rolle zu spielen bestimmt sei. Höchstens wird verlangt, daß die christliche Fahne auf dem Staatsgebäude wehe und wohlangebrachte Inschriften dem Wanderer das praktische Christenthum verrathen. Im Übrigen ist der Staat das Alpha und Omega. Von ihm erwartet man Heil und Segen, ihm wird die Pflicht und das Recht zuerkannt, die ganze Gesellschaft auf volkswirthschaftlichem und politischem Gebiete ebenso wohl als auf dem höheren Gebiete des Unterrichts und der Religion so umzugestalten und zu reorganisiren, wie es ihm zum Wohl der Gesammtheit nützlich erscheint. Zur leichteren Erreichung ihrer Ziele erstreben die Anhänger dieser Richtung die möglichste Stärkung der Staatsgewalt und deßhalb auch die Erweiterung der Beamten-Bureaukratie und der Militärmacht und die Verstaatlichung von Verkehrsmitteln und ganzen Industriezweigen. Auch das Unterstützungs- und Versicherungswesen soll in immer ausgedehnterem Maße an die Organe der Staatsgewalt übergehen und aus staatlichen Mitteln besorgt werden. Der Staat soll durch Umgestaltung der Productionsverhältnisse und durch progressive Vermögenssteuer der schreienden Ungleichheit in der heutigen Besitzlage abhelfen und das Loos des gemeinen Mannes so aufbessern, daß auch er am Sonntage sich seines Huhnes im Topfe erfreuen mag. So glaubt der Staatssocialismus dem Socialismus die Waffe der staatlichen Fürsorge für jede Noth zu entwinden und ihm dadurch den scheinbar berechtigten Vorwand und den Halt zu entreißen.

Zur Zeit des Kampfes gegen den Fortschritt in der Conflictsperiode soll Fürst Bismarck wiederholt mit Lassalle vertrauliche Abendunterhaltungen gepflogen und von dem geistreichen Gesellschafter Manches gelernt haben. Der „eminent monarchisch“ gesinnte Agitator sollte die Arbeiter, in denen der Fortschritt (Schultze-Delitzsch) die Wurzeln seiner Kraft hatte, dem Fürsten dienstbar machen. Zum Entgelt soll er verschiedene arbeiterfreundliche Zusagen erhalten haben, unter anderen auch das später gewährte allgemeine directe Wahlrecht. Daß die Zusagen sich enge an

die Ideen und Pläne des Arbeiterkönigs anschlossen, ist mehr als wahrscheinlich. Lassalle's Intimus und Testamentsvollstrecker, Lothar Bucher, wurde Geheimrath beim Reichskanzler. Braß, ein anderer Socialist, wurde Redacteur der „Nordd. Allg. Zeitung" und soll Liebknecht aufgefordert haben, socialdemokratische Artikel für das freiwillig gouvernementale Organ zu schreiben. R. Meyer, der bekannte Geschichtschreiber der Emancipations-Bewegung, will sogar wissen, durch Herrn Geheimrath Bucher sei dem Vater der Internationale, K. Marx, eine Redacteurstelle bei dem „Preußischen Staatsanzeiger" angeboten worden. Wie dem auch sei, so viel scheint gewiß, daß dem Reichskanzler reichlich Gelegenheit geboten war, sich mit Lassalle'schen Ideen bekannt zu machen, und es mußte ihm um so leichter sein, sich mit dem „berechtigten Kern" derselben zu befreunden, als Lassalle seine Pläne innerhalb des nationalen Rahmens und zunächst auf dem Wege der reformatorischen Gesetzgebung des preußischen Staates verwirklichen wollte[1].

Die auswärtige Politik und später der Culturkampf lenkten die Aufmerksamkeit von den volkswirthschaftlichen Reformen ab. Aber der in Folge der Gründerjahre und religiösen Wirren immer drohender zu Tage tretende wirthschaftliche Bankerott, sowie die von Jahr zu Jahr höhergehenden Fluthen der Socialdemokratie mahnten wieder dringend an den wirthschaftlichen Ausbau des neuen Reiches im Innern. Ganz natürlich besann sich Fürst Bismarck wieder der früher empfangenen Anregungen. Von Neuem sollten die Arbeiter durch Verheißungen von arbeiterfreundlichen Reformen um die Regierung geschaart werden. Auf diese Weise hoffte man einerseits der dem Kanzler von jeher wenig sympathischen „republikanischen" Fortschrittspartei die Lebenswurzeln zum guten Theil zu entziehen und andererseits die Socialdemokratie zu spalten und positiv zu bekämpfen. Beides mußte natürlich — und darum handelte es sich wohl zumeist — auf eine Stärkung der Staatsgewalt und des monarchischen Princips hinauslaufen. Unter der Firma des praktischen Christenthums konnte es dem Reichskanzler nicht schwer fallen, eine starke Partei für seine Ideen zu gewinnen, um so mehr, da dieselben mit den in Preußen seit jeher traditionellen Begriffen von dem Wesen und den Aufgaben des Staates übereinstimmten. Zudem hatte eine nicht unbeträchtliche Zahl volkswirthschaftlicher Autoritäten durch ihre Schriften weithin den preußischen Boden für die staatssocialistischen

[1] Der Emancipationskampf des vierten Standes, Bd. I. S. 67.

Pläne bearbeitet. Wir erinnern nur an Marlo, Rodbertus, Dühring, R. Meyer, Prof. A. Wagner und Samter, um von den übrigen zahlreicheren Kathedersocialisten gar nicht zu reden. Endlich kam noch zur elften Stunde der „Verein für Socialreform“, die eigentliche Partei der „Staatssocialisten“, mit den Predigern Todt und Stöcker an der Spitze, welche selbst vor einem Jahre erklärten, abdanken zu können, seitdem der Reichskanzler in ihr Fahrwasser eingelenkt und ihre Arbeit übernommen habe.

Im Gesagten ist nun auch der wesentliche Unterschied zwischen Socialismus und Staatssocialismus zur Genüge angegeben. Letzterer will ja den ersteren bekämpfen und die heutige Gesellschaftsordnung mit ihrem Privateigenthum und ihren Ständen im Wesentlichen erhalten. Daher ist er auch in Preußen durchaus monarchisch und nebenbei auch ein Bischen christlich. Der Socialismus dagegen will den extremsten republikanischen Volksstaat und haßt das Christenthum mit dem siebenten Gebote als seinen Todfeind.

Ob nun den Staatssocialisten die Bekämpfung des Socialismus gelingen werde, das ist allerdings eine andere Frage. Wir fürchten, es möchte ihnen ergehen, wie einst jenen katholischen Theologen, welche, um Hegel mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, theilweise dessen Principien adoptirten und ein gutes Stück Weg mit ihm zusammengingen. In der That, der Staatssocialismus hat zu seiner stillschweigenden Voraussetzung das Princip: der Staat hat das Recht, Alles zu thun, was ihm zum Wohl der Gesammtheit nützlich erscheint. Daraus ergibt sich dann für den Staat auch die Pflicht, von seinem Rechte ausgiebigen Gebrauch zu machen und seine Fürsorge für alle Lebenskreise, so weit es bei der heutigen Gesellschaftsordnung möglich ist, auszudehnen, und zwar nicht bloß auf dem Wege der Gesetzgebung, sondern auch auf dem der Verwaltung, ja selbst durch directe Betheiligung an der Production. Damit stehen wir auf einem Boden, von dem man folgerichtig zum Socialismus gelangen muß. Wir sagen nicht, daß die Anhänger des Systems, von dem wir reden, theoretisch das Princip aufstellen, der Staat sei allmächtig, oder er dürfe wenigstens Alles thun, was ihm zum Gesammtwohle ersprießlich dünke. Manche derselben würden vielleicht beide Sätze mit Entrüstung zurückweisen. Aber ihr praktisches Vorgehen hat wenigstens den zweiten Grundsatz, welcher die Staatsallmacht in milderer Form ausspricht, zur stillschweigenden Voraussetzung. Wann fiele es je unseren Staatssocialisten ein, sich zu fragen: Hat der Staat das Recht,

dieses oder jenes zu thun? Treten sie nicht alle bei jeder Gelegenheit principiell für die Erweiterung und Stärkung der Staatsgewalt und die Ausdehnung und Kräftigung der Bureaukratie ein? Stimmen sie nicht geschlossen für die Verstaatlichungen nicht nur der Verkehrsmittel, sondern auch ganzer Industriezweige, sobald die etwaigen volkswirthschaftlichen Bedenken beseitigt sind? Befürworten sie nicht alle die Erhaltung und Stärkung des Militarismus mit seinen gewaltigen Geld- und Blutsteuern, seiner allgemeinen Wehrpflicht, seinen unzähligen Kasernen, Festungen, Arsenalen und den vielen von ihm gefährdeten Lebensberufen? Ist es nicht eine Thatsache, daß Manche es für unvereinbar mit der Majestät des Staates erklärten, gewisse völkerrechtliche und durch feierliche Königsworte garantirte Rechte zu achten und sich überhaupt durch Verträge zu binden? Haben nicht im Culturkampf die Propheten des Staatssocialismus ebenso wohl als die übrigen Culturkämpfer von den unveräußerlichen Oberhoheits- und Majestätsrechten des Staates über die Kirche geredet und, so lange Aussicht auf Erfolg war, den Katholiken entgegengehalten, die Abschaffung auch nur eines Jota von dem absoluten Kirchenregiment der Maigesetze sei unter der Würde des Staates? Ja, wurde nicht sogar den Katholiken auf ihre Klagen über Verletzungen von verfassungsmäßig und völkerrechtlich garantirten Rechten erwidert, es gebe keine Rechte im Staate, außer denen, welche der Staat anerkenne? War damit nicht das von Kant aufgestellte und seither von den meisten deutschen Philosophen vertretene Princip ausgesprochen, der Staat sei die einzige Rechtsquelle, außer dem Staat gebe es kein Recht? Und stehen wir damit nicht principiell auf dem Boden der Staatsallmacht?

Wir könnten hier noch auf das von den Staatssocialisten befürwortete staatliche Schulmonopol hinweisen und mit Recht folgern, daß, wer dem Staat die Befugniß zuerkennt, den Eltern das Recht der freien Erziehung ihrer Kinder zu nehmen, und nicht nur das Maß, sondern auch die Gattung der gesammten nationalen Erziehung von der Elementarschule bis zur Universität hinauf nach Belieben zu regeln, folgerichtig auch dem Staat das Recht der Bevormundung auf allen andern, tieferstehenden Gebieten zuerkennen muß. Doch der angeführte Beichtspiegel genügt, um unsere Staatssocialisten bei aufrichtiger Selbstprüfung zu überzeugen, daß sie dem Staat praktisch das Recht einräumen, Alles zu thun, was ihm zum Wohl der Gesammtheit nützlich erscheint. Wie wahr diese praktische Anerkennung ist, beweist auch die Haltung der Staats-

socialisten den verschiedenen Verstaatlichungs-Projecten der Regierung gegenüber.

Nehmen wir zum Beispiel das Tabakmonopol. Die Art und Weise, wie über dasselbe im Reichstage und in der Presse debattirt wurde, ist recht bezeichnend für die in den weitesten Kreisen herrschenden Ideen von der Staatsgewalt. Worüber wurde hauptsächlich gesprochen? Darüber, ob die Einführung des Monopols mehr wirthschaftliche Vortheile als Nachtheile dem gesammten Staat, besonders aber diesem oder jenem Landstrich bringen werde. Auch die politischen Bedenken des Monopolprojectes wurden eingehend erörtert. Die Rechtsfrage dagegen, ob der Staat das Recht habe, das Monopol einzuführen und viele Tausende zu expropriiren, wurde meist nur im Vorübergehen gestreift, ja von officiöser Seite als ganz selbstverständlich vorausgesetzt. Und doch hätte unseres Erachtens diese Frage an erster Stelle erledigt werden müssen. Es handelt sich ja nicht um die Einführung eines Monopols auf einem Gebiete, dessen sich die Privatthätigkeit noch nicht bemächtigt hat, sondern um die Beseitigung einer bestehenden, ausgedehnten Privatindustrie. Hat nun der Staat das Recht, das Monopol ohne Einwilligung der Betroffenen einzuführen, die vorhandene Privatindustrie zu vernichten und Tausende auf dem Zwangswege zu expropriiren, bloß aus dem Grunde, weil dieß für die Gesammtheit nützlich ist oder wenigstens der Regierung nützlich erscheint? Wer diese Frage bejaht, der dürfte auch nichts mehr dagegen einwenden, wenn es dem Staat einfiele, morgen sämmtliche Waldungen, übermorgen sämmtliche Eisenbahnen, die nächste Woche sämmtliche Verkehrsmittel und nach 14 Tagen sämmtliche Bergwerke zu verstaatlichen, vorausgesetzt, daß er die Überzeugung von der Nützlichkeit dieser Maßregeln gewonnen habe und die Mehrheit der Volksvertreter ihr Amen dazu sage. Man kann nicht einwenden, der Staat gewähre ja den vom Monopol Getroffenen eine Entschädigung. Selbst wenn diese Entschädigung eine genügende wäre, so dürfte die Expropriation nur im Falle der Nothwendigkeit stattfinden. Damit der Staat zu einer Zwangs-Enteignung berechtigt sei, muß dieselbe entweder zum Bestand und zur Sicherheit der Gesammtheit dringend nothwendig sein, oder aber es muß wenigstens einem verhältnißmäßig geringen Privatinteresse ein so schwerwiegendes und dringendes Bedürfniß der Gesammtheit gegenüberstehen, daß man die Enteignung als moralisch nothwendig erklären kann. Mathematische Grenzen lassen sich hier natürlich nicht ziehen. Aber an dem genannten Princip muß man fest-

halten. Wo man dasselbe verläßt, betritt man den Boden des Socialismus und befindet sich auf einer Bahn, wo ein Ende der Expropriationen sich gar nicht absehen läßt.

Doch diese gesammte Rechtsfrage spielte, wie gesagt, eine vollständig untergeordnete Rolle. Der Beweis der dringenden Nothwendigkeit des Tabakmonopols für das Wohl der Gesammtheit wurde kaum ernstlich versucht und wäre wohl schwer zu erbringen gewesen. Dagegen wurden die volkswirthschaftlichen Vortheile und Nachtheile gegeneinander abgewogen. Ist dieß nicht ein Beweis, daß man dem Staat das Recht einräumt, Alles zu thun, was ihm für sich selbst oder für die Gesammtheit nützlich erscheint? Und mit Hilfe dieses gefährlichen Grundsatzes läßt sich leicht der ganze platonische Idealstaat aufbauen und auch das letzte Recht der Individuen, Familien und Gesellschaften beseitigen. Das „Gesammtwohl“ ist ein unersättliches Danaidenfaß. Auf Grund des Gesammtwohles wollen ja auch die Socialisten ihre Organisation durchführen. Nach ihrer Ansicht ist es für das Gesammtwohl nützlich, daß die Arbeitsmittel ausnahmslos in den Besitz der Gesellschaft übergehen und gemeinschaftlich benutzt werden. Wenn nun das Gesammtwohl dem Staat das Recht zu Allem gibt, so könnte man es den Socialisten nicht verargen, wenn sie die Kammermehrheit eines Landes benützen wollten, mit dem Privateigenthum an Arbeitsmitteln gründlich aufzuräumen.

Darin hat der Staatssocialismus allerdings Recht, daß er dem Staat nicht bloß die Rolle eines Polizisten oder Nachtwächters zuweist, der nach den Spitzbuben zu fahnden und den Staatsbürgern den ruhigen Schlaf zu ermöglichen hat. Auch nach dem hl. Thomas und den katholischen Philosophen und Theologen soll die Staatsgewalt in positiver Weise für das Wohl der Gesammtheit Sorge tragen. Aber damit ist ihr nicht das Recht eingeräumt, Alles zu thun, was zu diesem Wohle nützlich und dienlich scheint. Es gibt zahlreiche *natürliche* Rechte der Individuen und Familien, welche der Staat nicht gegeben hat und deßhalb auch nicht nach Belieben aufheben darf, um das Gesammtwohl zu befördern. Ebenso gibt es *positive*, historische Rechte, welche im Laufe der Zeit entstanden sind und die der Staat ebenfalls nach Möglichkeit zu achten und zu schützen hat. Endlich hat Gott unmittelbar selbst die *Kirche* als vollkommene, selbständige Gesellschaft zum ewigen Heil der Menschen eingesetzt und mit den dazu nöthigen Rechten und Gnadenmitteln ausgerüstet. Der Staat hat sie als solche anzuerkennen und in der Erfüllung ihrer göttlichen Sendung nicht nur nicht zu hindern, son-

dern zu schirmen und zu unterstützen. Es gibt somit zahlreiche Rechte, welche die Befugnisse der Regierung beschränken und über die sie sich nicht unter dem Vorwand des Staatswohls hinwegsetzen darf. Thut sie es doch, so huldigt sie praktisch der Staatsallmacht, und der Socialismus braucht sich nur ihrer Principien zu bemächtigen, um auch mit dem Privateigenthum und den übrigen Resten der heutigen Gesellschaftsordnung fertig zu werden.

Der Staat hat sich ferner bewußt zu bleiben, daß er in seiner Sorge für das Wohl der Gesammtheit der persönlichen Initiative möglichst den Vortritt zu lassen hat. Er soll erst dort eingreifen, wo es sich um Erreichung von Gütern handelt, welche ihrer Natur nach den privaten Kräften unzugänglich sind und ein directes öffentliches Interesse bilden. Er soll, so weit es angeht, Allen die freie Entwicklung möglich machen oder, was dasselbe sagt, er soll die Bedingungen setzen, damit alle socialen Lebenskreise in seinem Bereiche sich frei und ungehemmt entfalten können. Die Staatsgewalt soll gewissermaßen als neutrale Macht über den verschiedenen socialen Gruppen stehen, sie alle schützend und ihnen die Mittel und Vorbedingungen der freien Selbstbethätigung gewährend. Sie hat somit eine schützende und ergänzende, bezw. nachhelfende Aufgabe. Diese Aufgabe soll die Staatsgewalt auf dem Wege der Gesetzgebung, und nur so weit es die Ausführung derselben nothwendig erheischt, auf dem Wege der Verwaltung und der präventiven und strafenden Polizei lösen.

Die oberste Staatsgewalt ist also nach der heutigen Lage wohl berechtigt, im Wege der Gesetzgebung den Handwerkern, welche sich erfahrungsgemäß gegen die Übermacht der Concurrenz nicht zu wehren vermögen, durch eine schützende Organisation (Innungen oder Zünfte) die Bedingungen der gesicherten und gedeihlichen Existenz zu verschaffen, ihnen in ihrer Gesammtheit die freie Selbstbethätigung zu ermöglichen. Aber es versteht sich von selbst, daß diese Organisation nicht der directen staatlichen Verwaltung zu unterstellen ist; das wäre eine unnütze und deßhalb auch ungerechtfertigte und schädliche Bevormundung. Es ist eine ganz schiefe Auffassung des Staates, wenn man ihm alle möglichen Aufgaben zur directen Besorgung überweist. Und dieß gilt auch von den Gebieten, wo an und für sich das gesetzliche Eingreifen des Staates berechtigt ist.

In dieser Überweisung der verschiedensten Lebensaufgaben an die Staatsgewalt mit ihren Beamtenlegionen besteht auch einer der haupt-

sächlichsten Charakterzüge des Staatssocialismus. Nach den Anhängern dieser Richtung soll der Staat nicht bloß Versicherungs- und Unterstützungskassen aller Art gesetzlich anordnen, sondern dieselben durch Staatsbeiträge zum Theil unterstützen und die Verwaltung in seine eigenen Hände nehmen. Er soll weiterhin selbst als Producent auftreten, ganze Industriezweige in Beschlag nehmen, die Privatproducenten theilweise aus dem Felde schlagen, um dann auf die Regelung der Löhne und der Arbeitszeit einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Auch in Bezug auf die Verkehrsmittel soll er sein Eigenthumsrecht und seine Thätigkeitssphäre immer mehr ausdehnen. Wir halten das für eine ganz ungesunde Tendenz, welche mehr, als man glaubt, die Selbstthätigkeit und Energie des Volkes lähmen und dasselbe daran gewöhnen wird, sich im Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit in jeder Noth und Gefahr des Leibes und der Seele an den Vater Staat zu wenden. Daß diese ganze Richtung den Bestrebungen des Socialismus sehr dienlich und förderlich ist, liegt auf der Hand. „Alles," sagt A. Schäffle[1], „was die Massen als ein Ganzes abrichtet, was centralisirt, was öffentliche Zusammenfassung der Einzelkräfte im größten Maßstabe in sich schließt, das hat etwas dem Socialismus durchaus Verwandtes. Die angeführte Stelle (aus Marx, über die stets zunehmende Concentration der Kapitalien) zeigt, wie klar und unerschrocken der Letztere auf die Schulung durch moderne Kapital- und Staatswirthschaft rechnet. Man möge also ihm gegenüber vor Allem nicht ruhig auf die Bajonette und jene politische Concentration rechnen, die gerade der Socialismus eventuell am allermeisten und ausgiebigsten als Mittel seiner ersten Einführung zu benutzen gezwungen ist."

Es bedarf wohl keines ausführlichen Beweises, daß die von den Staatssocialisten befürwortete Centralisation namentlich in Bezug auf die Verstaatlichungen und die Einmischung der Staatsverwaltung auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens eine Gefahr für die politische und religiöse Freiheit enthält. Die Verstaatlichung der Verkehrsmittel und ganzer Industriezweige, sowie die Errichtung von Staatskassen zur Unterstützung und Versorgung der Kranken, Armen, Wittwen und Waisen möchte in rein monarchischen Staaten politisch weniger bedenklich sein. In constitutionellen Staaten dagegen, wo die Bezeichnung der höchsten, gesetzgebenden Gewalt den allgemeinen Wahlen

[1] Quintessenz des Socialismus, 1879, S. 10.

anheimfällt, stellt sie die politische Freiheit vollständig in Frage; denn in solchen Staaten ist die politische Freiheit wesentlich durch die Freiheit und Unabhängigkeit der Wahlen bedingt. Wer diese angreift, untergräbt die Grundlage der politischen Freiheit. Man denke nur an das sogen. französische System, wie es unter dem dritten Napoleon gehandhabt wurde.

Bedarf es nun eines langen Beweises, daß der Staatssocialismus mit seiner centralisirenden Tendenz und seinen Verstaatlichungen einen großen Theil der Wähler in directe Abhängigkeit von der Staatsregierung bringt? Man denke nur an die zahlreichen Legionen, welche die Verstaatlichung der Eisenbahnen dem ohnehin schon so zahlreichen Beamtenstand bereits zugeführt hat und noch zuführen wird. Und wie unendlich wird erst der Beamtenstand sich vermehren, wenn ganze Industriezweige in den directen Staatsbetrieb übergehen werden, wenn die Arbeiter in der Tabakindustrie und in den Bergwerken sich als Staatsbeamte fühlen werden? Wer dieses unabsehbare Heer von Beamten überschaut und bedenkt, daß die Staatssocialisten gar keine Grenzen anzugeben wissen, wo die Verstaatlichungen aufhören sollen, der wird in dem staatssocialistischen Gebahren eine ernste Gefahr für die politische und damit auch für die religiöse Freiheit erblicken. Denn die religiöse und die politische Freiheit hängen heute auf das Innigste zusammen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur nach Frankreich und Belgien hinüberzublicken. Auch unsere katholischen Beamten aus der Blüthezeit des Culturkampfes könnten uns hierüber manches Interessante erzählen.

Aber wie? Haben wir denn nicht die feierlichsten Verheißungen von den berufenen Vertretern der Regierung, daß man die Wahlfreiheit wie die zarteste Treibhauspflanze schützen und pflegen werde? Wir wollen hier gewiß keine Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser Versprechungen erwecken. Aber sind nicht auch die Männer der Regierung aus Lehm gebaut? Können nicht auch an sie Versuchungen herantreten, denen sie nicht gewachsen sind? Es können Umstände kommen, wo der Sirenengesang gar zu verführerisch in die Tiefe lockt. Es gilt dieß namentlich von kritischen Momenten, wo der Wahlerfolg entscheiden soll, ob das Staatsruder und die fettesten Staatspfründen in den bisherigen Händen verbleiben oder an Andere übergehen sollen. Was aber noch entscheidender ist, die jetzt am Steuerruder befindlichen Männer werden über kurz oder lang den Weg alles Fleisches gehen; dann treten Staatsmänner an ihre Stelle, welche entweder die Verheißungen vergessen haben oder

aber ihren Vorgängern kein Recht zuerkennen, die Nachfolger durch Versprechungen zu binden.

Übrigens, selbst den besten Willen der Regierung für alle Zukunft vorausgesetzt, wer will genau entscheiden, wie weit die berechtigte Wahlfreiheit sich erstrecke und wo die Agitation beginne? Wurde doch ein Beamter wegen der bloßen Unterzeichnung eines Wahlaufrufes gemaßregelt. Die Beamten sollen den Entstellungen der Regierungsvorlage und den gegen die Regierung ausgestreuten Verleumdungen entgegentreten. Aber wo hören die sachlichen Kritiken auf und wo beginnen die Entstellungen? Was sieht die Regierung als eine Verleumdung und eine Entstellung an? Hier sind tausend Klippen, an denen die Wahlfreiheit kläglich scheitern oder wenigstens schwer geschädigt werden kann. Wir wundern uns deßhalb, daß manche Abgeordnete so leichten Herzens für die Verstaatlichungen stimmen und dadurch die Freiheit der Volksvertretung untergraben helfen.

Noch ein Bedenken gegen unseren officiösen Staatssocialismus bleibt uns zu erörtern. Vielleicht ist es das schwerwiegendste von allen. Wir meinen dessen einseitigen Appell an die Staatsgewalt mit Übergehung der Kirche. Alles Heil wird vom Staat erwartet. Der Staat soll uns jetzt das Glück bescheren, welches uns das Manchesterthum mit seinem freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte nicht verschaffen konnte. Aber wir fürchten, an dieser Außerachtlassung des religiösen Factors, besonders der katholischen Kirche, werden die vielen staatssocialistischen Reformpläne des Reichskanzlers und seines Gefolges armselig scheitern. Auch in der socialen Frage gilt das Wort: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst.“ Es gibt einmal sowohl für den Einzelnen als für die gesammte Gesellschaft auch in irdischer Beziehung kein wahres Heil, außer in Christus. Gerade das ist ja der Grund der ewigen Unsicherheit und der nie endenden Umwälzungen in den modernen Staaten, daß sie die christliche Grundlage verlassen haben und nun die Gesellschaft eine Beute der niedrigsten, selbstsüchtigen Parteileidenschaften geworden ist.

Wir wollen freilich nicht alle Staatssocialisten als gleichschuldig verurtheilen. Es gibt unter den sogen. conservativen Protestanten die verschiedensten Schattirungen und Nüancen. Im Großen und Ganzen aber vermögen uns all die schönen Redensarten von dem „praktischen Christenthum“ und dem „christlichen Staat“ nicht zu täuschen über die Thatsache, daß unsere officiösen „Christlich-Socialen“ der Kirche nur die unter-

geordnete Stellung einer Polizeianstalt zur Aufrechthaltung des Gehorsams und der Steuerwilligkeit der Unterthanen zuweisen. Sie verkennen gänzlich den ersten und wichtigsten Factor zu einer gedeihlichen Neubelebung und Reorganisation der Gesellschaft. Das Christenthum hat uns die ganze Civilisation geschenkt, deren die abendländischen Völker sich über ein Jahrtausend erfreuten. Es hat heute noch dieselbe Kraft, wie ehedem. Freilich, das sogen. „reine Evangelium" hat sich bisher fast nur im Niederreißen und Umstoßen stark erwiesen. Wir begreifen, daß Staatsmänner, welche nur dieses „Evangelium" kennen und von der katholischen Kirche nicht mehr wissen, als weiland Dr. Falk, auf das Christenthum wenig Vertrauen setzen. Aber noch steht die katholische Kirche da, fest auf dem Felsen gegründet, groß und mächtig, reich an Mitteln und Triebfedern zu großen socialen Neuschöpfungen. Noch immer — und darüber darf kein praktischer Staatsmann sich die Augen verschließen — ist sie die erste moralische Macht der Welt. Wem es daher wahrhaft ernst ist mit der Lösung der socialen Frage, von dem müssen wir verlangen, daß er die Kirche in ihren göttlichen, auch durch völkerrechtliche Verträge garantirten Rechten schütze und ihr in Erfüllung ihrer socialen Mission die freieste Hand lasse. Wie viele herrliche Anstalten besaß die katholische Kirche in Deutschland, bevor die Stürme des Culturkampfes über sie hereinbrachen, Anstalten, in denen geräuschlos, aber in wahrhaft praktischer und überaus segensreicher Weise an der Lösung der socialen Frage gearbeitet wurde. Was ist heute aus den zahlreichen Ordensniederlassungen geworden, wo die christliche Charitas in der Verborgenheit ihre herrlichsten Triumphe feierte? Manche sind vernichtet, andere durch die hemmendsten Gesetze und Verordnungen gelähmt. Wo sind jetzt die trefflichen Erziehungsanstalten der religiösen Genossenschaften, denen die katholischen Eltern so gern ihre Kinder zu einer gottesfürchtigen Erziehung anvertrauten? Alle stehen leer und die Lehrkräfte wurden gezwungen, in der Fremde die Duldung zu suchen, welche sie daheim nicht fanden. Wie sieht es mit der Seelsorge aus? In wie vielen Gemeinden nimmt die religiöse Verwahrlosung in Folge des Priestermangels in erschreckender Weise zu! Der Züricher „Socialdemokrat" rühmte sich vor einiger Zeit der Fortschritte, welche gegenwärtig der Socialismus in dem früher ihm fast unzugänglichen Rheinland und Westphalen mache. Die zunehmende religiöse Verwilderung wird ohne Zweifel in der Zukunft noch mehr als bis jetzt der Socialdemokratie den Boden ebnen. Denn der Mangel an Seelsorgern wird mit jedem Tage fühl-

barer werden, weil die Anstalten zur Heranbildung des Klerus vernichtet und zahlreiche Berufe zum Priesterstand durch den Culturkampf geknickt sind. Was ist ferner aus den vielen herrlichen Vereinen und Congregationen geworden mit ihrem segensreichen Einfluß auf die geistige und materielle Hebung der verschiedensten Stände des Volkes? Sehr viele wurden unterdrückt oder sind durch den Mangel an ausreichenden Hilfskräften lahmgelegt.

Wer hat all diese Anstalten und Vereine vernichtet? Wer hat durch die Austreibung der Ordensgenossen und die Verhängung des Sperrgesetzes dem katholischen Volke für jedes Jahr die schwersten pecuniären Opfer und Verluste auferlegt? Kann es denen, welche mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte seit Jahren an diesem Zerstörungswerke gearbeitet haben und dasselbe nach Möglichkeit fortzusetzen suchen, wirklich ernst sein mit der Unterstützung der Nothleidenden, mit der wirthschaftlichen und religiös-sittlichen Hebung des Volkes, von denen sie so salbungsvoll zu reden wissen? Oder sollte man nicht vielmehr auf die Vermuthung kommen, daß bei vielen all diese Manipulationen mit der socialen Frage in erster Linie nur eine politische Machtfrage seien und die hineingeflochtenen religiösen Anmuthungen nur als Verzierung und als Deckmantel für die Staatsallmacht dienen sollen?

Wir wiederholen: Wer bei fortdauernder Knechtung der Kirche durch Gesetz und Polizei die sociale Frage zu lösen und bessere Zeiten herbeizuführen sucht, der täuscht sich, und mögen ihm auch Unzählige als einem praktischen Staatsmann Weihrauch streuen. Wird nicht von allen Seiten zugegeben und von vielen Staatssocialisten selbst nachdrücklich hervorgehoben, daß der tiefste Krebsschaden, welcher am Marke der heutigen Gesellschaft nagt, die immer mehr überhandnehmende Gier nach maßlosem Gewinn und Genuß und die stetig wachsende Gewissenlosigkeit und Unredlichkeit ist? Wo ist die Quelle des modernen Agiotagen-Unwesens und Gründerthums, der betrügerischen Bankerotte, des schmachvollen Wuchers, und wie die landläufigen Diebstähle im Großen alle heißen mit ihren ruinirten Existenzen, ihren wirthschaftlichen Krisen und Selbstmorden? Nehmen diese Verbrecher nicht in gleichem Maße zu, als die Religiösität abnimmt? Und woher das rothe Gespenst, das heute in den europäischen Staaten unheimlich umherschleicht, das Thron und Altar zugleich bedroht und dem ein gekröntes Haupt nicht mehr gilt, als der Spatz auf dem Gartenzaun?

Nur unbegreifliche Verblendung sieht nicht ein, daß Gottentfremdung

und Irreligiösität die tiefste Wurzel all der Übel ist, welche die gesammte Gesellschaft so schwer bedrohen, und daß somit die erste Vorbedingung zur Anbahnung besserer Zustände die Wiederbelebung und Stärkung der religiösen Gesinnung im Volke ist.

Victor Cathrein S. J.

Zur Weltanschauung alter Culturvölker.

Unter den Wissenschaften, welche unser Jahrhundert mit den großartigsten Erfolgen gefördert hat, gibt es mehrere, welche ihm zugleich erst ihr Dasein verdanken. Unter diesen ragt die vergleichende Sprachwissenschaft hervor. Trotz ihrer Jugend hat sie sich bereits die Sympathien aller gelehrten Kreise erworben. Denn die Arbeiten, welche in ihrem Dienste von den besten Kräften mit unverdrossenem Eifer übernommen und ausgeführt wurden, waren mit ebenso glänzenden als wichtigen Resultaten gekrönt. Diese kamen nicht nur den Philologen von Fach zugute, sondern zogen auch mit Recht die Aufmerksamkeit der Historiker, Philosophen und Theologen auf sich, welche alle der jungen Wissenschaft manches neue Licht zu verdanken haben. Allerdings war, wie bei allem Menschlichen, so auch hier der Mißbrauch nicht ausgeschlossen. Es wurde bereits in den ersten Bänden dieser Zeitschrift (Bd. I. S. 405 ff.; Bd. II. S. 224 ff., 406 ff., 519 ff.) gezeigt, wie der kaum erstandene Darwinismus auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft „Freibeuterei" getrieben hat. Gegenwärtig wird in der sogenannten „vergleichenden Religionswissenschaft", die freilich als Wissenschaft sich ihr Existenzrecht erst noch zu erobern hat, mit wirklichen oder angeblichen Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht selten Mißbrauch getrieben. Aber davon wollen wir heute absehen, um uns einzig an einigen Früchten zu laben, welche dieselbe erst in allerjüngster Zeit zur Reife gebracht hat.

Drei Wörter sind es, deren richtiges Verständniß uns — Dank den Bemühungen moderner Linguisten — die tiefsten Einblicke in das Geistesleben dreier der ältesten Culturvölker eröffnet. Wir werden durch sie in die graue Vorzeit zurückversetzt und sehen, mit welchen Gedanken und Gefühlen die alten Inder bereits tausend Jahre vor Christus und

noch früher zum Himmel aufschauten und diese Erde betrachteten, auf welche Weise sie Ursache und Zusammenhang des Universums sich erklärten, welche Ideen zur Beurtheilung der sichtbaren und unsichtbaren Welt für sie maßgebend waren. Das Gleiche nehmen wir bei den Eraniern (dem alten Perservolke) und den alten Ägyptern wahr, nur mit dem Unterschiede, daß wir sicher sind, bei letzterem Volke mit unseren Beobachtungen bis in eine noch entferntere Vergangenheit zurückzuschreiten. Jene drei Wörter geben uns einen und denselben Begriff, und zwar einen derartigen, daß dessen Tragweite für die gesammte Weltauffassung sofort in die Augen springt: es ist der Begriff der Ordnung.

1. Beginnen wir mit den alten Indern. Bei ihnen begegnet uns das Wort *rita*.

Über die etymologische Bedeutung desselben äußert sich der berühmte Indologe Max Müller [1] also: „*Rita* ist ein Particip des Wortes *ri*, welches den Sinn entweder von eingefügt, passend, festgesetzt, oder von gegangen, Gang, beim Gehen innegehaltener Weg haben mag. Ich ziehe meinerseits die zweite Ableitung vor." [2] Damit stimmt der gelehrte Vedist Alfred Ludwig vollkommen überein, wenn er sagt: „Das Wort (längst von Professor Roth in seiner vedischen Bedeutung richtig erkannt) *rita* (persisch arta, ‚wahr, gut', baktrisch areta) bedeutet auch im Veda [3]

[1] Allgemein anerkannt sind die hohen Verdienste dieses Gelehrten, die er sich um die Erforschung der heiligen Bücher der Inder, aber auch überhaupt um die Sanskrit-Literatur und um die vergleichende Sprachwissenschaft erworben hat. Wir werden uns darum wiederholt auf die Resultate dieser seiner Studien zu stützen haben. In der vergleichenden Religionswissenschaft hingegen und insbesondere in seinen religionsphilosophischen Anschauungen kann Max Müller eine gleiche Autorität nicht beanspruchen, und wir behalten uns vor, die letzteren später einmal eingehender zu besprechen.

[2] F. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indien. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg 1881. S. 274.

[3] Veda ist bekanntlich der Name für die heiligen Schriften des alten Indien. Der ganze Veda umfaßt vier Sammlungen, die aus verschiedenen Zeiten stammen: den *Rig*-Veda, den Yajur-Veda, den Sâma-Veda und den Atharva-Veda. Der bei weitem wichtigste ist der Rig-Veda, jene Sammlung von über tausend heiligen Hymnen, die ihren Ursprung bis in die Khandas-Periode (d. i. etwa vor 1000 v. Chr.) hinaufleiten und in der Mantra-Periode, also ungefähr zwischen 1000 und 800 v. Chr., zu jener Sammlung vereinigt wurden. S. Max Müller a. a. O. S. 173 ff. Ausführlicheres bei Weber, Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Berlin 1852.

‚richtig, wahr, gut‘ (ursprünglich, was seinen [natürlichen und daher richtigen] Gang genommen hat) von der Verbalwurzel *ri*, ari, arî, ‚gehen‘.“ [1]

Max Müller ist der Ansicht, daß *rita* zunächst gebraucht wurde, um die geordnete Bewegung der Sonne und der übrigen Himmelskörper zu bezeichnen. Das Wandeln, das Fortschreiten, die große tägliche Bewegung der Sonne oder der Pfad, den sie täglich vom Aufgang bis zum Untergang innehält, sei im prägnanten Sinne als die rechte Bewegung, als der gerade Weg betrachtet worden [2]. Der Rig-Veda ist in der That reich an Stellen, an denen *rita* zur Bezeichnung des Weges gebraucht wird, den die Sonne und ihr vorauseilend die Morgenröthe täglich zu machen haben. So lesen wir über die Morgenröthe: „Diese, die Tochter des Himmels, ward erblickt in Licht gekleidet ganz und gar von Osten; richtig geht sie nach dem Pfade der Ordnung, als eine Kundige verfehlt sie die Himmelsgegend nicht.“ [3] Ganz ähnlich heißt es anderswo: „Bunt ist sie, sehr hoch; indem sie sichtbar macht ihren Körper von Osten aus, geht sie richtig nach den Weg der Ordnung; gleichsam kundig, verfehlt sie die Weltgegenden nicht.“ [4] Eine andere Stelle lautet: „Aufgegangen ist die Morgenröthe, die Himmelgeborene, auf dem richtigen Pfad; ihre Größe offenbarend ist sie gekommen; Nachstellung und das verhaßte Dunkel hat sie verscheucht.“ [5] Der Aufgang der Sonne bewirkt, daß der Pfad des *rita* mit Strahlen umgeben wird: „Der Ordnung Pfad ward bespannt mit Strahlen.“ [6]

Auch der Lauf der Flüsse ist ein Weg des *rita*, ein richtiger Weg

---

[1] Alfred Ludwig, Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda in ihrer Entwicklung. Prag 1875. S. 15. — Hier wie auch in dem größeren Werke desselben Verfassers: Der Rig-Veda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana (Prag 1876—1881. Bd. III. S. 284), setzt Ludwig *rita* in Parallele zum lateinischen rite und ritus. Dagegen bemerkt Max Müller: „Man hat häufig versucht, das sanskritische *ritu*, Jahreszeit, und *rita*, festgesetzt, regelmäßig, besonders nach seiner Anwendung auf den Lauf der Himmelskörper und die Ordnung der alten Opfer, zu identificiren mit dem lateinischen rīte, heiligem Brauche gemäß, und rītus, die Form und Art religiöser Ceremonien. Aber lateinisches rī entspricht niemals sanskritischem *ri*, welches thatsächlich eine Kürzung von ar oder ra ist und deßwegen im Lateinischen durch or, er, ur und seltener durch re vertreten wird. Dagegen scheint es ohne Schwierigkeit möglich, das lateinische ordo mit unserer Wurzel ar oder ri zu verbinden, und Benfey hat gezeigt, daß ordo, ordinis einer Sanskritform *ri*-tvan entsprechen würde“ (a. a. O. S. 283). Im Griechischen entspricht ἄρτι-ος (ἀρετή) der Form arti, ariti.

[2] A. a. O. S. 274.
[3] Rig-Veda, I. 124, 3.
[4] Rig-Veda, V. 80, 4.
[5] Rig-Veda, VII. 75, 1.
[6] Rig-Veda, I. 136, 2.

ein Weg der Ordnung[1]. Himmel und Erde haben ihr *rita*[2]. So dürfen wir denn wohl mit Ludwig sagen: „Was wir zunächst unter *rita* zu denken haben, ist der regelmäßig normale Verlauf derjenigen Veränderungen in der sichtbaren Welt, die das Gedeihen von Menschen, Thieren und Pflanzen bedingen . . . Das *rita* durchdringt die ganze Welt; der Lauf der Flüsse, die Bewegung der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten sind seine Manifestationen."[3]

Die alten Inder sahen und betrachteten die Ordnung des Weltalls nicht gedankenlos. Woher diese Ordnung? war eine Frage, die sich mit Nothwendigkeit ihrer Vernunft aufdrängte. Dieselbe Vernunft war auch mit der Antwort bereit. Und zwar bedurfte es nicht eines tiefen, philosophischen Nachdenkens, um die Ordnung auf einen Ordner zurückzuführen. Der Ordner aber, zu welchem die Ordnung des Weltalls hinleitete, war die Gottheit, welcher die alten Inder die Hervorbringung und Beherrschung der ganzen Welt zuschrieben. Diese Stellung nimmt Varuna (Varu*n*a) im Götterkreise der alten Inder ein. Wie er als Gott des allumfassenden Himmels gedacht wird, zu dessen Bereiche Sonne, Mond und Sterne, die Erde mit ihren Bergen und Flüssen und dem sie umgebenden Luftraum gehören: so gilt er auch als der Schöpfer der ganzen von ihm umschlossenen Welt[4]. „Die größten kosmischen Functionen," sagt der jüngst verstorbene, um die vedischen Studien hochverdiente Muir, „werden dem Varuna zugeschrieben. Im Besitze unbeschränkter Macht hat dieses göttliche Wesen Himmel und Erde ausgemessen und erschaffen; es erhält sie und ist überall als oberster Lenker zugegen."[5] In einem Hymnus des Rig-Veda heißt es von ihm: „Ich bin König Varuna; mir wohnen bei die ersten Göttereigenschaften; des Varuna Willen folgen die Götter; ich herrsche über das Volk der obersten Sphäre . . . . Durch meine Macht besteht dieß Weltenpaar, weit, tief und schöngestaltig, . . . kundig schuf ich alle Wesen, Himmel und Erde, und erhielt sie."[6] Varuna ist deßhalb auch der Urheber der Ordnung im Weltall. Seinen Satzungen ist es zu danken, daß Sonne, Mond und Sterne die richtige Bahn wandeln, daß Tag und Nacht in stetem Wechsel sich folgen, daß die Ordnung der

---

[1] Vgl. Rig-Veda, II. 28, 4.

[2] Vgl. Rig-Veda, I. 185, 6; III. 54, 3.

[3] Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda. S. 16. 17.

[4] Vgl. Alfred Hillebrandt, Varuna und Mitra. Breslau 1877. S. 70 ff.

[5] Contributions to a Knowledge of the Vedic Theogony and Mythology (Journal of the Royal Asiatic Society, 1865, p. 80).

[6] Rig-Veda, IV. 42, 2. 3.

Jahreszeiten niemals gestört wird. Über die Bahn der Gestirne sagt ein Sänger des Rig-Veda: „Breit hat König Varuna den Pfad für die Sonne nachzugehen gemacht . . . . Jene Gestirne, die in der Höhe angebracht sind, Nachts sind sie sichtbar; wohin doch sind sie des Tages gegangen? Unverletzt sind des Varuna Gesetze; leuchtend wandelt der Mond in der Nacht.“[1] Wiederholt ist von den Gesetzen des Varuna die Rede, durch welche er die Ordnung des Weltalls aufrecht hält. Ein Sänger des Rig-Veda preist Varuna in den Worten: „Auf dich sind wie auf einen Berg gestellt deine unerschütterlichen Gesetze, o Unbethörbarer.“[2] Sehr häufig erhält Varuna das Epitheton: „dessen Gesetze fest sind“[3]. Selbst wenn Varuna in Verbindung mit Mitra, dem alten Sonnengotte, besungen wird, wobei das hohe Himmelszelt als ein lichtdurchflossenes gedacht wird, an dem die Sonne ihre Bahnen wandelt, erscheinen beide als das Princip der Ordnung des Universums. In dieser Eigenschaft werden sie gepriesen als „die beiden, die beherrschen den Raum auf dem Himmel und auf der Erde“[4], als „die beiden Könige, der großen Ordnung Hüter“[5]. Sie werden angerufen mit den Worten: „Auf eurem Pfade der Ordnung, Mitra und Varuna, möchten wir wie zu Schiffe über die Wasser, so über die Gefahren hinwegkommen.“[6] An andern Stellen wird der Ausdruck sogar gehäuft, indem der Sänger die beiden Gottheiten z. B. anredet: „Der Ordnung entsprechend, in der Ordnung geboren, Mehrer der Ordnung“[7], oder: „Die vermöge der heiligen Ordnung sind Mehrer der Ordnung, Fürsten des Lichtes der Ordnung, als diese rufe ich Mitra und Varuna.“[8] Auch dort, wo die Mythologie mit ihrem Schlingwerk die großen, reinen Ideen dichter umrankt, leuchten diese dennoch deutlich genug hervor, um erkennen zu lassen, wie tief und kräftig sie in den Herzen der alten Inder Wurzel geschlagen hatten. Dieß möge jene Stelle beweisen, an der Mitra und Varuna als die Kinder der großen Göttermutter Aditi also gefeiert werden: „Euch zwei als Schützer des Alls, als Götter selbst unter den Göttern zu verehren, als Ordnungsmäßige von heiliger Kraft verehre ich. So sind denn Mitra und Varuna mit starker Geisteskraft wie Wagenlenker, die von Alters her trefflichen Kinder, die am rechten Wandel festhalten.

[1] Rig-Veda, I. 24, 8. 10. [2] Rig-Veda, II. 28, 8.
[3] Vgl. Hillebrandt a. a. O. S. 74.
[4] Rig-Veda, VII. 64, 1. [5] Rig-Veda, VII. 64, 2.
[6] Rig-Veda, VII. 65, 3. [7] Rig-Veda, VII. 66, 13.
[8] Rig-Veda, I. 23, 5. Vgl. auch V. 63, 1; I. 163, 5.

Die beiden Allwissenden, Großen hat zur Ausübung ihrer Göttermacht die Mutter, die große, *rita*-reiche Aditi geboren. Die Mächtigen, Mitra und Varuna, die Allherrscher, die Götter, die Asura, die Ordnungsvollen verkünden hehr die hohe Ordnung .... Die herab vom hohen Himmel wie auf Heerden schauen, die ordnungsvollen Allherrscher sind zur Anbetung eingesetzt. Die beiden Ordnungsvollen haben sich niedergelassen zur Allherrschaft, die fest die Satzungen haltenden Herrscher traten die Herrschaft an."[1] Auf ähnliche Weise werden auch sonst in der Mythologie der alten Inder viele göttliche Potenzen „durch *rita* vom Himmel her geboren" genannt, so daß Himmel und Erde, Götter und Menschen dem Einflusse des *rita* unterstellt sind[2].

Im Ideenreiche vernunftbegabter Wesen ist der Schritt von der physischen Ordnung zur moralischen nicht gar groß. Und so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß wir im Veda neben den zahlreichen Stellen, an welchen *rita* als die Ordnung der physischen Welt auftritt, auch vielen anderen begegnen, wo *rita* das Ordnungsgemäße in der moralischen Welt bezeichnet. Ja wir dürfen schlechthin sagen: auf diesem Gebiete ist *rita* der Begriff des moralisch Guten, an*rita* der des moralisch Bösen. Der Pfad des *rita* ist auch hier der richtige Pfad, d. h. der Pfad der guten Handlung. In diesem Sinne sagt ein vedischer Dichter: „Ich folge dem Pfade des *rita* auf rechte Weise."[3] Von Übelthätern dagegen heißt es, sie träfen nicht auf den Weg des *rita*[4]. Varuna, der Gründer und Behüter der Gesetze, nach denen die physische Ordnung im Kosmos sich abspielt, ist auch der Urheber der moralischen Satzungen, durch die er die Menschen zu einem rechten Wandel anleitet. Varuna, und häufig auch hier wieder neben ihm Mitra, wacht sodann über die Aufrechthaltung der Ordnung: er sieht die Gedanken, Worte und Thaten der Menschen, er schirmt und belohnt die Guten, straft aber die Bösen mit schwerer Fessel und Ungemach aller Art[5]. Dieser Glaube spricht sich an vielen Stellen des Rig-Veda, besonders in den an Varuna (und Mitra) gerichteten Hymnen aus. So heißt es von Varuna und Mitra: „Aufspürer vieler Gottlosigkeit sind Mitra, Varuna, Aryaman, weil in der Ordnung Hause aufgewachsen sind die kräftigen Söhne der

---

[1] Rig-Veda, VIII. 25, 1—3. 7. 8.

[2] Vgl. Alfred Ludwig, Die Mantra-Literatur und das alte Indien. Prag 1878. S. 289.

[3] Rig-Veda, X. 66, 13. [4] Vgl. Rig-Veda, IX. 73, 6.

[5] Vgl. Hillebrandt a. a. O. S 75.

Aditi, die Unbethörbaren. Diese, die Unbethörbaren, Mitra und Varuna, machen durch ihre Fähigkeiten selbst den Thoren einsichtig, und um so mehr wohleinsichtige Geisteskraft führen sie wandernd auf glücklichem Pfade sogar durch Bedrängniß. Diese ohne Unterlaß auf Himmel und Erde achtend, führen den Unverständigen."[1] In einem Hymnus an Varuna fleht der Sänger, sich seiner Schuld bewußt, um Gnade und schließt dann mit dem Versprechen: „Gleichwie ein Sklave will ich dem Gnädigen dienen, sündenrein dem strengen Gotte; es erleuchtete der edle Gott die Verblendeten; dem Weisen hilft der noch weisere Gott zu Reichthum."[2] Anderswo heißt es: „Der die Lüge erblickt, der sündenlose Varuna von jeher, der Zauberreiche, der lasse uns los."[3] Oder der Sänger bittet: „Wie sehr wir auch als Menschen deinen Wandel (deine Satzungen), o Varuna, Tag für Tag verletzen, du mögest doch nicht dem vernichtenden Schlage des Feindes, nicht dem Grimme des Zürnenden uns überantworten. Wie der Wagenlenker das angebundene Roß, so lösen wir zur Gnade, Varuna, deinen Sinn mit Liedern."[4] Ein anderes Sündenbekenntniß lautet: „Was dem Verschwägerten wir, dem Befreundeten, o Varuna, oder jemals dem Bruder oder dem, der fortwährend Hausgenosse, oder dem Fremden an Bösem gethan, Varuna, das löse. Was wir Spieler beim Spiele Schlechtes gethan haben, sei es erhärtet oder daß wir es nicht wissen, all das wie lockere Bande löse, o Gott. So mögen wir dir, Varuna, lieb sein."[5] Die Hoffnung auf Schutz und Belohnung spricht sich in folgenden Versen eines anderen Hymnus aus: „Glücklich mögen wir sein in deinem Wandel, mit guter Sorge, Varuna .... In deinem Schutze, dem viele Helden zu Gebote stehen, des weithin Gebietenden, Varuna, Führer, laß uns sein; laßt uns euch gefallen, unbethörbare Söhne der Aditi, zum Freundschaftsbündnisse, o Götter .... Wie eine Kette löse von mir die Sünde. Mögen wir mehren, Varuna, des Gesetzes Brunnen."[6] Diese ethische Seite des Begriffes *rita* hebt Max Müller hervor, wenn er sagt: „Wenn die alten Dichter des Veda heute lebten und wenn sie modern zu denken und eine moderne Sprache zu reden hätten, so möchte ich sagen, daß ‚eine ewige

[1] Rig-Veda, VII. 60, 5—7. [2] Rig-Veda, VII. 86, 7.
[3] Rig-Veda, VII. 28, 4. [4] Rig-Veda, I. 25, 1—3.
[5] Rig-Veda, V. 85, 7. 8.
[6] Rig-Veda, II. 28, 2. 3. 5. „Des Gesetzes Brunnen" erklärt Ludwig als „das Gesetz selber, das Leben in erster Instanz bedingend und durch Erhaltung erstarkend". Commentar zur Rig-Veda-Übersetzung. Erster Theil. Prag 1881. S. 86.

Macht, unabhängig von uns, die auf Rechtschaffenheit hinwirkt', ihnen keine ganz unpassende Wiedergabe dünken dürfte, die sie nicht selbst für ihr *rita* anzuwenden geneigt wären." [1]

Noch erübrigt uns, eine Bedeutung von *rita* in's Auge zu fassen, welche die Ausstrahlungen dieses Begriffes wie in einem Brennpunkte sammelt. Wir sahen, *rita* durchdringt Himmel und Erde, die gesammte physische und moralische Welt. Gefestigt wird *rita* durch das Zusammenwirken von Göttern und Menschen. Diese göttliche und menschliche Thätigkeit vereinigt sich aber beim Opfer; an das Gelingen desselben ist nach indischen Begriffen die Fortdauer der Lebensbedingungen für den geordneten Weltlauf geknüpft, und so bezeichnet *rita* auch schlechthin Opfer [2]. Ludwig sagt: „Das Opfer ist mit *rita* bezeichnet worden, da dieses ganz besonders den Zweck hatte, die Weltordnung zu erhalten, und in seiner zwischen Göttern und Menschen vermittelnden Stellung direct als die verkörperte Weltordnung bezeichnet werden konnte." [3] Vergegenwärtigen wir uns, wie zahlreich die Opfer und wie eng dieselben mit dem kosmischen *rita* verknüpft waren, indem Opfer beim Sonnenaufgang, zu Mittag und beim Sonnenuntergang, sodann beim Neumond und beim Vollmond, endlich bei den einzelnen Jahreszeiten und dem Wechsel der Jahre dargebracht wurden, so werden wir einigermaßen begreifen, wie sehr die Idee des *rita* die ganze Denk- und Handlungsweise der alten Inder beherrschen mußte. Wir werden aber auch nicht mehr Anstand nehmen, der von Ludwig gegebenen Definition beizupflichten, wenn er sagt, *rita* sei „das Gesetz der Bedingungen des physischen, religiösen und moralischen Lebens und Gedeihens als in unauflöslichem Zusammenhange stehend gedacht und vorgestellt." [4]

2. Die Eranier und die Inder sind die zwei Völker des ursprünglich arischen Stammes, welche noch eine geraume Zeit vereint blieben, nachdem bereits eine Abtrennung aller andern Zweige dieses Stammes stattgefunden hatte. Im Sanskrit der alten Inder und im Zend der Eranier finden sich viele gemeinsame Wörter und Ausdrücke, darunter auch solche, die bloß diesen zwei Völkern gemeinsam sind. Es ist nun von namhaften Gelehrten der Neuzeit darauf hingewiesen worden,

---

[1] A. a. O. S. 282.

[2] Vgl. Rig-Veda, I. 105, 4; 128, 2; X. 31, 2; 70, 2; 110, 2.

[3] Die Mantra-Literatur und das alte Indien. S. 285.

[4] A. a. O. S. 291.

daß sich im Zend ein Wort findet, welches lautlich oder wenigstens begrifflich dem sanskritischen *rita* (arta) entspricht.

„Das Wort," sagt Max Müller, „welches im Zend dem sanskritischen *rita* entspricht, ist **asha**. Lautlich mag **asha** von *rita* weit abzuliegen scheinen, aber *rita* ist eigentlich **arta**, und der Übergang von sanskritischem **rt** in zendisches **sh** ist möglich." [1] Gegenüber der Thatsache, daß **asha** im Zend bisher gewöhnlich durch Reinheit übersetzt wurde, wie die Parsis das Wort auch heute noch nehmen, bemerkt Max Müller [2] mit Darmesteter, dieses sei eine secundäre Entwicklung des Wortes. Erst wenn man ihm den Sinn zuschreibe, den *rita* im Veda habe, erhielten viele Stellen im Avesta ihren eigenthümlichen Charakter.

Das Avesta, bekanntlich die Sammlung der heiligen Schriften der Anhänger Zarathustra's (des Zoroaster), redet so oft und in so mannigfachen Verbindungen vom **asha**, daß es unmöglich ist, hier die verschiedenen Nüancirungen seiner Bedeutung auch nur übersichtlich darzulegen. Jedoch sei hervorgehoben, daß **asha** im Avesta noch weit häufiger im moralischen Sinne gebraucht wird, als *rita* in den Veden der Inder. Und doch sahen wir, wie im Rig-Veda diese Bedeutung eine sehr weitgehende Anwendung fand. Fraglich kann nur dieses sein, ob **asha** in gleicher Weise wie *rita* die ganze moralische Ordnung bezeichnet, oder ob es auf das liturgische Gebiet zu beschränken sei. Letzteres ist zwar von vorneherein schon unwahrscheinlich, sobald man zugibt, daß *rita* und **asha** begrifflich sich decken, wie Darmesteter es thut, indem er nachweist, daß sie vollkommen synonyme Begriffe seien, und aus den nachgewiesenen Analogien zum Schlusse gelangt, **asha** entspreche ganz und gar dem *rita* und bezeichne den Begriff „einer kosmischen und religiösen Ordnung" [3]. Dennoch will Darmesteter diese „religiöse Ordnung" eben nur als eine liturgische aufgefaßt wissen. Dem gegenüber hat, unseres Erachtens mit siegreichem Erfolge, ein anderer französischer Gelehrter, Robiou, dargethan, daß eine solche Einschränkung unberechtigt ist, daß vielmehr **asha** im Avesta die ganze moralische Ordnung bezeichnet und daß gerade diese Auffassung praktisch mit der Tradition der Parsis übereinstimmt [4]. Ist aber diese Anschauung richtig, so legt das Avesta an tausend und tausend Stellen ein lautredendes Zeugniß ab, daß die Ordnung der gesammten physischen und moralischen Welt ein Begriff ist, der den alten Eraniern

---

[1] A. a. O. S. 286. [2] A. a. O. S. 287.

[3] **Ormazd et Ahriman, leurs origines et leur histoire (Bibliothèque de l'École des Hautes-Études, 29e fascicule, 1877), p. 14—16.**

[4] **Revue des questions historiques. Tome 27e, 1880. p. 44 sqq.**

familiär war, wie kaum ein anderer, und wir dürfen dann Wort für Wort unterschreiben, was Max Müller über das asha im Avesta sagt. Seine Worte lauten: „Wie im Veda, so folgt im Avesta das Weltall dem asha, sind die Welten die Schöpfung des asha. Die Gläubigen beten, so lange sie auf Erden sind, für die Aufrechterhaltung des asha, während sie nach dem Tode zu Ormazd (Ahura-Mazda, oberster Gott der zarathustrischen Religion) in den höchsten Himmel, den Wohnort des asha, gelangen. Die frommen Verehrer schützt asha, die Welt wächst und gedeiht durch asha. Das höchste Gesetz der Welt ist asha, und das höchste Ideal der Gläubigen ist, ein ashavan zu werden, asha angehörig, d. i. rechtschaffen." [1] Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur die vorzüglichsten Belegstellen aus dem Avesta hier anführen. Doch können wir es uns nicht versagen, einen Augenblick bei einem jener drei Gebete zu verweilen, welche sowohl beim Gottesdienste als auch im ganzen Privatleben der Eranier eine so bedeutsame Rolle spielten. Über diese Gebete sagt Spiegel, einer der gründlichsten Kenner des eranischen Alterthums, dieselben seien nicht bloß in der Liturgie wichtig, sondern sie bildeten auch für den Laien sehr gebräuchliche Gebete, so daß man sie in dieser Beziehung mit dem Vater unser und dem Ave Maria vergleichen könne [2]. Eines dieser Gebete ist das ashem-vohu (auch ashem vahista genannt), welches eine kurze Lobpreisung der Ordnung und ihres Urhebers enthält. Spiegel übersetzt noch das asha in diesem Gebete, wie durchgehends im ganzen Avesta, mit ‚Reinheit'. Fassen wir aber das asha als ‚Ordnung', so lautet die Übersetzung: „Ordnung ist das beste Gut. Heil ist, Heil ihm: nämlich dem besten Ordner der Ordnung." Wie groß die Werthschätzung dieses Gebetes bei den Anhängern der mazdayaçnischen Religion war und wie sehr sein Inhalt geehrt wurde, geht aus einem Fragment des Khorda-Avesta [3] hervor, wo es heißt: „Es fragte Zarathustra den Ahura-Mazda: Ahura-Mazda, Himmlischer, Heiligster, Schöpfer der mit Körper begabten Welten, Reiner! Worin allein (ist enthalten) dein Wort, welches alles Gute, alles, was von der Reinheit stammt, aussagt? Ihm antwortete Ahura-Mazda: Das Gebet

---

[1] A. a. O. S. 287.

[2] Friedrich Spiegel, Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Zweiter Band. Leipzig 1859. S. LXXXII.

[3] Khorda-Avesta, d. h. das kleine Avesta, nennen die Parsen die Sammlung ihrer kleineren heiligen Schriften, nämlich aller außer Yaçna, Vispered und Vendidad.

ashem, o Zarathustra. Wer das Gebet ashem ausspricht mit gläubigem Sinne, aus dem Gedächtnisse, der preist mich, den Ahura-Mazda, er preist das Wasser, er preist die Erde, er preist die Kuh, er preist die Bäume, er preist alle Güter, die von Mazda geschaffenen, die einen reinen Ursprung haben." [1]

Bei oberflächlicher Lesung des Avesta dürfte man versucht sein, zu glauben, die Eranier hätten sich die Frage nach dem Ursprung des asha, der Ordnung, in anderem Sinne beantwortet, als ihre früheren Stammesgenossen, die alten Inder. Während diese nämlich die Ordnung dem höchsten Gotte, dem Weltenschöpfer, zuschrieben, scheint es, daß die Zarathustra-Gläubigen dieselbe von einem untergeordneten Genius, einem der Amesha-çpenta (d. h. unsterbliche Heilige) genannten Geister, empfangen zu haben glaubten. Derselbe führt den Namen Asha-vahista (d. h. beste Ordnung). Allein es ist zu bemerken, daß jene Genien ursprünglich nicht als concrete Wesen gedacht wurden. „Schon aus den Namen läßt sich erkennen," sagt Spiegel, „daß nicht die concrete Bedeutung die ursprüngliche ist, wie bei jedem alten Wesen, und die ethische eine übertragene, sondern umgekehrt, der ethische Grundbegriff ist der ursprüngliche und die natürliche Seite erst hinzugetreten." [2] Gerade Asha-vahista trägt sehr ausgeprägt die abstracte Bedeutung an der Stirne, und der Ausdruck kommt auch als Name des Genius nur als Neutrum vor. Selbst im Avesta findet sich Asha-vahista noch in vollkommen abstracter Bedeutung [3]. Noch mehr; Asha-vahista wird noch geradezu als Beiname des Ahura-Mazda gebraucht [4]. Zudem stehen die Amesha-çpenta alle und unter ihnen besonders Asha-vahista in einem derartigen Verhältnisse zu Ahura-Mazda, dem Weltenschöpfer, daß alles, was von ihnen ausgeht, doch schließlich dem Ahura-Mazda zuzuschreiben ist. Die Amesha-çpenta folgen in den Anrufungen des Avesta gewöhnlich unmittelbar auf Ahura-Mazda selbst, als dessen Gehilfen bei der Schöpfung sie gepriesen und als dessen oberste Minister bei Leitung der Welt sie angefleht werden [5]. Dabei verbleibt dem Ahura-Mazda seine in jeder Beziehung bevorzugte Stellung. Wie er die Amesha-çpenta

---

[1] Die Übersetzung nach Spiegel, Avesta. Dritter Band. S. 185.

[2] Fr. Spiegel, Eranische Alterthumskunde. Zweiter Band. Leipzig 1873. S. 30.

[3] Z. B. Vendidad 18, 37.

[4] Khorda-Avesta, Yast 1, 6.

[5] S. Spiegel, Eranische Alterthumskunde. Bd. II. S. 28 ff. Vgl. auch Spiegel, Avesta. Bd. III. S. VII ff.

geschaffen hat [1], so verleiht er ihnen auch, wo es ihnen an Kraft gebricht, solche durch seine Allmacht [2]. Er ist eben der Schöpfer des Alls. Darum führt er die Beinamen: „Schöpfer der bekörperten Welten“ [3], „Geber der Güter“ [4], oder auch „Schöpfer“ schlechthin und „der, welcher geschaffen hat“ [5]. Spiegel faßt das Ergebniß seiner Untersuchungen über Ahura-Mazda also zusammen: „Zweierlei haben wir gefunden: einmal, daß Ahura-Mazda als ein durchaus geistiges Wesen aufgefaßt wird; dann, daß er unendlich hoch über allen übrigen Wesen, auch denen der Lichtwelt, steht, welche sammt und sonders als seine Geschöpfe aufgefaßt werden.“ [6] Der Schöpfer ist aber auch naturgemäß der Gebieter über alle seine Geschöpfe. Darum versteht es sich eigentlich von selbst, daß Ahura-Mazda auch als „Herr alles Geschaffenen“ [7] und als „oberster König“ [8] gepriesen wird. Wir sind demnach vollauf berechtigt, nach dem Glauben der Zarathustra-Gläubigen auch die Ordnung und die Gesetze der physischen und moralischen Welt auf Ahura-Mazda als ihren Urheber zurückzuführen. In diesem Sinne entspricht Ahura-Mazda durchaus und vollkommen dem vedischen Varuna. Man ist aber noch weiter gegangen. Mehrere der angesehensten Forscher auf diesem Gebiete, wie Roth, Muir und neuestens noch Hillebrandt und Ludwig, haben auch unter anderen Rücksichten eine enge Verwandtschaft und für die arische Periode sogar eine gewisse Identität dieser zwei Gottheiten behauptet. Freilich sind auch sehr beachtenswerthe Stimmen dagegen laut geworden. Schon Windischmann erklärte Ahura-Mazda für einen ausschließlich eranischen Gott [9]. Spiegel stellt die Annahme, daß Ahura-Mazda eine Umgestaltung des Varuna sei, entschieden in Abrede und schließt sich

---

[1] Khorda-Avesta, Yast 1, 37.

[2] Khorda-Avesta, Yast 8, 25.

[3] Vendidad 2, 1. Yaçna 19, 1. Khorda-Avesta, Yast 1, 1.

[4] Vendidad 22, 2.

[5] Yaçna 6, 1; 17, 19. Vendidad 7, 135. Auch die persischen Keilschriften erwähnen in dieser Weise oft den Gott Ahura-Mazda, indem sie ihn als den größten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Spender aller guten Gaben preisen. So z. B. die Inschrift H von Persepolis: „Der große Auramazda, der ist der größte unter allen Göttern, der den Himmel und die Erde erschaffen, der die Menschen erschaffen, der alle Güter den Menschen gegeben unter den lebenden Wesen, der den Darius zum Könige gemacht.“

[6] Eranische Alterthumskunde, Bd. II. S. 25. Vgl. Spiegel, Avesta. Bd. III. S. V ff.

[7] Vispered 2, 5. 18. Yaçna 2, 10.

[8] Yaçna 14, 1; 27, 1.

[9] Zoroastrische Studien. Berlin 1863. S. 122.

vollkommen der Ansicht Windischmanns an[1]. Ohne in diese Controverse hier eintreten zu wollen, geben wir dem gelehrten Ludwig das Wort, weil dieser die Hauptgründe, welche für die Verwandtschaft der zwei Gottheiten geltend gemacht werden können, kurz zusammenfaßt. Ludwig schreibt: „Daß Varuna dem Ahura-Mazda des zarathustrischen Religionssystems (und der Eranier überhaupt) eng verwandt, wenn nicht geradezu in dem Alter und der Entwicklung völlig gleichzustellen ist (wie sollte auch dieser Proceß sich zweimal ereignet haben?), kann nach Prof. Roth's Untersuchungen kaum bezweifelt werden. Die enge Verbindung mit Mitra, die dem Varuna besonders anhaftende Benennung Asura, ... die selbst dann noch dem Varuna verblieb, als man im Allgemeinen damit längst schon die götterfeindlichen Dämonen bezeichnete, vor Allem aber die alle menschlichen und göttlichen Verhältnisse beherrschende Macht, die ihm zugeschrieben, der moralische Gehalt, der in ihm verkörpert ist, all dieß findet im zarathustrischen System sein Äquivalent nur in Ahura-Mazda. Es ist daher wohl unzweifelhaft, daß die Arya zur Zeit ihrer Einheit bereits diesen Gott verehrten."[2] Ob eine weitere Durchforschung des Avesta diese Auffassung bestätigen wird, bleibt abzuwarten. Das Urtheil über die Weltanschauung im Allgemeinen, wie die alten Inder und Eranier dieselbe in ihren ältesten Religionsurkunden ausgeprägt haben, ist davon unbeeinflußt. Die Welt war diesen Völkern ein geordnetes Ganze, welches, wie es aus der Schöpferhand des höchsten Gottes hervorgegangen ist, so auch durch die von der höchsten Gottheit gehandhabte Ordnung, d. h. durch die Gesetze der physischen und moralischen Welt, erhalten und geregelt wird.

3. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, die aus der Zeit des classischen Alterthums noch vielfach bis in die Gegenwart herüberreicht, daß die ganze Religion des alten Ägypten auf einer der niedrigsten Stufen gestanden habe. Man hat in ihr nur eine der rohesten Formen der Naturanbetung, selbst eine Art des sogenannten Fetischdienstes sehen wollen. Schon Juvenal hat in der bekannten Satire seinen Spott über die religiösen Anschauungen der Ägypter ausgegossen, indem er schrieb:

„Wer, o Volusius, weiß es denn nicht, Bithynier, welche
Fratzen Ägypten verehrt wahntoll? Krokodile vergöttert's
Hier, und man fürchtet sich dort vor dem schlangenverzehrenden Ibis;
Golden erglänzt das Bild, das dir, Meerkatze, geweiht ist.

[1] Eranische Alterthumskunde. Bd. II. S. 25 ff.

[2] Die Mantra-Literatur und das alte Indien. S. 316.

Dort, wo von magischen Saiten ertönt der zerbrochene Memnon,
Wo Staub Theben bedeckt, mit hundert Thoren, das alte,
Dort ehrt Katzen man, hier einen Fisch von dem Flusse, und Städte
Gibt's, wo jeder den Hund anfleht, kein Mensch die Diana.
Greul ist's, Zwiebel und Lauch zu entweih'n mit dem Bisse des Zahnes.
O frommsinniges Volk, dem so in den Gärten die Gottheit wächst!" [1]

Die in diesem Jahrhundert mit so großartigem Erfolge betriebenen Forschungen über das ägyptische Alterthum, welche nach der endgiltigen Entzifferung der Hieroglyphen den Einblick in eine völlig neue Welt eröffneten, haben manche übertriebenen Meinungen und tiefeingewurzelte Vorurtheile beseitigt. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf diese Einzelheiten einzugehen. Dem Zwecke dieser Zeilen gemäß heben wir nur einen einzigen Punkt heraus. Es ist die Antwort auf die Frage: Gibt es auch bei den alten Ägyptern einen Begriff, der nach Inhalt und nach Ausdehnung der Anwendung dem indischen *rita* und dem eranischen asha entspricht? Le Page Renouf, einer der tüchtigsten Ägyptologen der Gegenwart, sagt darüber: „Die Anerkennung von Gesetz und Ordnung als etwas, was im ganzen Weltall besteht, bildet die Grundlage des ganzen Systems der ägyptischen Religion. Das ägyptische maāt, das gleich dem *rita* im Sanskrit nur von Eindrücken der sinnlichen Wahrnehmung hergeleitet ist, wurde das Wort für moralische Ordnung und Gerechtigkeit. Außer von den Mächten, die die Mythologie anerkennt, sprachen die Ägypter von Anfang an von der Macht, welche die ganze physische und moralische Regierung der Welt leitet, von der jedes Individuum abhängt, und der es Rechenschaft abzulegen hat." [2]

Auch beim ägyptischen maāt hat die Sprachforschung den Schlüssel für das richtige Verständniß hergegeben.

Das Wort maāt ist nämlich von der Wurzel mā abzuleiten, welche ‚gerade vor sich hinstrecken' bedeutet, wie es mit der Hand bei Darbringung eines Opfers geschah. Im Todtenbuche [3] heißt es z. B.: „Ich habe meine

---

[1] Juvenal. Satira XV. 1—11.

[2] P. Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, erläutert an der Religion der alten Ägypter. Leipzig 1881. S. 233. — Den Begriff des Wortes maāt, das man früher mit ‚wahr' wiederzugeben pflegte, hat zuerst Grébaut richtiger erläutert. Aber erst Le Page Renouf erwarb sich das große Verdienst, die Bedeutung des maāt allseitig klarzulegen. Wir werden im Folgenden uns enge an die Darlegungen dieses Gelehrten anlehnen.

[3] „Todtenbuch" wurde von Lepsius die Sammlung von Texten genannt, welche zum größten Theile in den Gräbern Ägyptens aufgefunden wurden. Diese Texte enthalten Gebete, welche den Verstorbenen in den Mund gelegt werden, jedoch auch beim Begräbnisse von den Leidtragenden zu verrichten waren.

Hand ausgestreckt (mā-na), wie der Herr die Krone."[1] Le Page Renouf[2] macht nun darauf aufmerksam, daß im Ägyptischen wie in den indo-europäischen und semitischen Sprachen der Begriff ‚gerade', ‚recht', ‚rechtschaffen', ‚wahr', ‚Regel', ‚Ordnung' mit dem des Ausstreckens in sehr enger Beziehung stehe. In der That ist nicht zu bezweifeln, daß von der arischen Wurzel ar sowohl das lateinische regula und rectus und das englische rule (Regel) abgeleitet ist, wie auch im Sanskrit *rij* (ich strecke mich, griechisch ὀρέγομαι), *ri*jus (gerade, recht, rechtschaffen) und râjis (Linie, Reihe) auf dieselbe Wurzel hinweisen. Aber auch im Zend findet sich ein erezu (gerade, recht, wahr), sowie im Gothischen rak-ja, uf-rak-ja (ausstrecken) und rach-ts (recht, rechts, gerade).

Das ägyptische maat bedeutet nun als Substantiv zunächst eine feste unbeugsame Regel, sodann aber Ordnung, Gesetz und Gesetzmäßigkeit in der physischen und in der sittlichen Welt. So gebrauchten die Ägypter sehr häufig den Ausdruck ānχ en maat, welcher so viel bedeutet als ‚nach der Regel lebend oder bestehend', ein Epitheton, welches fortwährend den Gottheiten beigelegt wurde. Ein anderer, sehr oft wiederkehrender Ausdruck ist em ser en maat. Brugsch gibt ihn in seinem Lexikon mit ‚in calculo veritatis' wieder[3]. Le Page Renouf jedoch hat nachgewiesen, daß die vollkommen genaue Übersetzung ‚gemäß der stricten Schärfe des Gesetzes' ist, da em ser wörtlich dem lateinischen ad amussim entspricht, also ‚nach der Schnur', ‚mit der höchsten Genauigkeit' bedeutet[4]. Ist demnach das substantivische maat ein Ausdruck für Ordnung und Gesetz im Allgemeinen, so bezeichnet es naturgemäß, wo es adjectivisch gebraucht wird, ordnungsmäßig, gesetzmäßig, recht. Wie im Todtenbuche, so kommt auch auf den Grabinschriften, welche gewöhnlich das Lob der Verstorbenen enthalten, das maat unzählige Male vor. So lautet z. B. ein Text: „Indem ich das Rechte that und das Böse haßte, war ich für den Hungrigen Brod, für den Dürstenden Wasser, für den Nackten Kleidung, für den, der in Noth war, eine Zuflucht, und das, was ich ihm that, das hat mir der große Gott vergolten."[5] Oder es heißt: „Ich bin ein Sahu, mit Freude am Rechtthun, meine Richtschnur war übereinstimmend mit den Gesetzen des Tribunals der doppelten Gerechtigkeit."[6] Noch größer ist folgendes Lob: „Mein Herz neigte sich schon dem Rechten zu, als ich noch Kind und noch nicht

[1] Todtenbuch 40, 2. [2] A. a. O. S. 112 f.
[3] Heinrich Brugsch, Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch. Leipzig 1868 ff.
[4] A. a. O. S. 114.
[5] Dümichen, Kalenderinschriften XLVI.
[6] Transactions of the Society of Biblical Archaeology. Vol. V. p. 459.

über das Rechte und Gute belehrt worden war. Ich versäumte es nicht, den Eingebungen meines Herzens Folge zu leisten, und Gott lohnte mir das mit dem Glücke, das er mir gewährte, weil ich auf seinen Wegen wandelte." [1]

Die Mythologie hat auch bei den Ägyptern solch reine, erhabene Anschauungen in ihrer Weise verunstaltet. Denn maat wird häufig auch als mythologische Persönlichkeit betrachtet. Als solche soll sie die Tochter des Sonnengottes Ra sein. Aber die hohe Achtung der Ägypter vor der Ordnung, vor dem, was gesetzmäßig und recht ist, verläugnet sich auch auf diesen dunkeln Pfaden des Irrthums nicht. Die Göttin maat ist nämlich nach ägyptischer Anschauung Herrin des Himmels, Regentin der Welt und Vorsteherin der Unterwelt. In Widerspruch verwickelt sich die ägyptische Götterlehre allerdings dadurch, daß sie von jedem der großen Götter behauptet, er sei neb maat, d. h. Herr oder Gebieter der maat, von der Göttin maat aber wiederum preisend hervorhebt, daß sie keinen Herrn oder Gebieter kenne. Offenbar liegt diesen sich widersprechenden Behauptungen doch der eine Gedanke zu Grunde, daß die Gesetze der Ordnung an Hoheit alles Andere überragen, und zwar so sehr, daß durch die Theilnahme an dieser Hoheit sogar die höchsten Götter geehrt werden sollen.

Inder, Eranier, Ägypter stimmen also darin überein, daß das tausendräderige Getriebe dieser Welt kein Werk des Zufalls, kein Werk blinder Entwicklung ist, nein, daß eine über Alles sich erstreckende Ordnung die ganze Welt und alle ihre Kreise beherrscht — eine Ordnung, die in letzter Instanz auf eine über alles Geschaffene erhabene Macht zurückzuführen ist: die obigen Darlegungen haben uns davon überzeugt. Und noch einmal sei es gesagt, die Zeit, aus der wir unsere Beweise erhoben haben, ist, wenn wir von den heiligen Schriften des Alten Bundes absehen, die älteste, aus der beglaubigte Urkunden auf uns gekommen sind. So werden wir uns denn wohl zum Schlusse die Fragen erlauben dürfen: Wie ist es wissenschaftlich zu rechtfertigen, wenn man von einem unsäglich niedrigen Zustande der Urmenschheit redet, da doch umgekehrt die Völker um so reinere Anschauungen in sittlichen und religiösen Dingen zeigen, je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht? Wie kann man von einer steten Vervollkommnung der sittlichen und religiösen Begriffe reden, während urkundlich nachgewiesen werden kann, daß bei den

[1] Bergmann, Hieroglyphische Inschriften, pl. VI. 18.

Völkern, über deren älteste Geschichte wir beglaubigte Nachrichten besitzen, durchweg die Volksreligion mit der Zeit mehr und mehr herabgesunken und in Verfall gerathen ist? Mit welchem Rechte endlich darf man gar die Behauptung aufstellen, die Menschheit habe sich aus einem thierähnlichen Zustande erst allmählich emporgearbeitet, da doch die wissenschaftliche Erforschung der ältesten Sprachdenkmale sonnenklar gezeigt hat, daß die menschliche Vernunft von jeher ihre Rechte behauptet, von jeher übersinnliche Begriffe aufgefaßt und durch sie sich zur Erkenntniß und Huldigung einer höheren Macht, der Beherrscherin des Weltalls, erhoben hat?

Aug. Langhorst S. J.

Zur Entstehung des Exercitien-Büchleins.

In der ganzen glorreichen Geschichte der kirchlich-ascetischen Literatur einzig dastehend, dürfte das Exercitien-Büchlein des hl. Ignatius von Loyola wohl mit der „Nachfolge Christi" allein in Bezug auf segensreiche Früchte bei allen Menschenklassen um die Palme ringen. Wir nennen es „einzig dastehend", weil es das einzige ascetische Handbüchlein ist, welches in Folge zahlreicher und heftiger Angriffe durch ein eigenes apostolisches Breve „gutgeheißen, empfohlen und belobt" wurde[1]. Diese apostolische Approbation konnte gerade in jener häresiereichen Zeit bei einem so tief in die dogmatische und mystische Theologie eingreifenden Büchlein nicht hoch genug angeschlagen werden; sie ist aber auch hinwiederum ein Beweis dafür, daß Ignatius nicht seine Weisheit in diesem Büchlein niedergelegt, sondern die Erleuchtungen verzeichnet hatte, die ihm der Geist der Wahrheit für sein und vieler Anderer Heil geschenkt hatte[2].

---

[1] Vgl. „Pastoralis officii" von Paul III., 1548, 31. Juli.

[2] Wir sollten eigentlich — so dürfte es scheinen — an dieser Stelle zuerst beweisen, daß der hl. Ignatius von Loyola überhaupt der Verfasser des Exercitien-Büchleins sei, da selbst diese Thatsache auf's Heftigste angefeindet und mit den seltsamsten inneren und äußeren Gründen bekämpft wurde. Indeß haben wir mehrfache Ursachen, nicht mehr auf diese abgeschlossene Controverse zurückzukommen und eben vielleicht dadurch wieder zu einem Aufflackern längstverglommener Gluthen den unschuldigen Anlaß zu geben. Wem das Zeugniß des hl. Ignatius nicht genügt, dessen Urtheil kann überhaupt bei historischen Fragen nicht mehr in Betracht kommen. Oder

Der übernatürliche Ursprung des Exercitien-Büchleins ist denn auch von keinem Vernünftigen angezweifelt worden. So schreibt P. Orlandini (Lib. I. § 23): „Man mag nun die Zeit in's Auge fassen, zu welcher sie (die Exercitien) von einem völlig unwissenden Manne niedergeschrieben wurden, oder auch betrachten einerseits die reichen Früchte des Heiles, welche sie getragen, andererseits die Verfolgungen, mit denen der Satan sie zu vernichten drohte, bis sie endlich durch die apostolische Machtvollkommenheit gutgeheißen und empfohlen wurden: so bleibt kein Zweifel, daß sie ein übermenschliches Werk, durchaus eine Erfindung des ewigen Geistes sind." Indeß war die ursprüngliche und wahrheitsgetreue Überlieferung bei jenem Historiographen noch viel zu lebendig, um es bei dieser allgemeinen Hindeutung auf den übernatürlichen Ursprung bewenden zu lassen. „Da Ignatius zu Manresa bereits in das innere Heiligthum der himmlischen Philosophie eingetreten und von dem mündlichen Gebet zur Thätigkeit des Geistes (in der Betrachtung) fortgeschritten war, so begann er sich in jenen Erwägungen zu üben, welche er im Büchlein der geistlichen Übungen zusammengestellt hat. Denn er hatte sich theils aus dem, was er durch persönliche Gewohnheit und alltägliche eigene Erfahrung beobachtet, theils aus dem Unterricht, den er vom heiligen Geist empfangen, eine gewisse heilsame Wissenschaft des Gebetes, sozusagen die Kunst der Betrachtung angeeignet und ausgebildet. Indem er dieselbe mit der Zeit vervollständigte und ergänzte, nannte er deren Inbegriff nach dem Muster der Körperübungen: Übungen des Geistes" (l. c.).

Also eine doppelte Quelle für die im Exercitien-Büchlein enthaltenen Lehren und Betrachtungen, ward von Anfang der Gesellschaft festgehalten und gelehrt. Und mit Recht. Für diese Meinung tritt nämlich kein Geringerer ein, als Ignatius selbst. So heißt es in den Aufzeichnungen, welche unser sel. Vater dem P. L. Gonzalez über sein Leben niederzuschreiben erlaubte, am Schluß[1]: „Nach dieser Erzählung frug ich

---

wie will man anders beweisen, daß Dante seine unsterblichen Terzinen selbst gedichtet und nicht vielmehr von einem unbekannten älteren Verfasser abgeschrieben hat? Vgl. die Controverse bei P. Pinius, Acta Sanctorum die 31 Julii, §§ VI et VII.

[1] Vgl. das zuerst von P. Pinius in den Acta SS. zum 31. Juli veröffentlichte, 1873 bei Le Clerc in Paris separat erschienene „Acta quaedam P. N. Ignatii de Loyola, primarii secundum Deum institutoris Societatis Jesu, a Ludovico Gonsalvo ex ejusdem ore sancti excepta". Der Heilige machte diese Mittheilungen auf inständiges Drängen seiner geistlichen Söhne im Jahre 1555, also ein Jahr vor seinem seligen Hinscheiden.

(P. Gonzalez) den Pilger (so nennt sich Ignatius in der Autobiographie selbst) über die Exercitien und Constitutionen, damit ich erführe, auf welche Weise er dieselben abgefaßt habe. Darauf antwortete der Pilger: die Exercitien seien nicht in einem Zuge verfaßt, sondern wie er erfahren, daß ihm Dieß oder Jenes genützt habe, so habe er es sich schriftlich angemerkt, weil er glaubte, es könnte auch Anderen nützlich werden. Dahin gehöre z. B. jene Art der Gewissenserforschung unter Zuhilfenahme der verschiedenen Striche, und Anderes dergleichen mehr. Die Methoden der ‚Wahlen' habe er aus der Verschiedenheit der Geister entnommen, welche ihn während seiner Krankheit in Loyola so seltsam bewegt hatten."

Leider ist dieß Alles, was uns der große Diener Gottes über diesen Punkt mitzutheilen für gut fand. Wir glauben indeß, daß auch dieß Wenige im Stande ist, uns an der Hand der Autobiographie des Heiligen einen Blick in die Ökonomie des Exercitien-Büchleins und ein annäherndes Bild der Entstehung zu geben.

Nicht bloß dürfte die erhabene Würde des Büchleins einen solchen bibliographisch-kritischen Versuch rechtfertigen, sondern dieser Versuch selbst wird auch unserer Ansicht nach Manches zur allseitigeren Erkenntniß der Exercitien beitragen. Es könnte freilich auf den ersten Blick wohl scheinen, als ob unsere Hochachtung und Liebe zu dem Buche nur wachsen müßten, je ausschließlicher sein übernatürlicher Ursprung hervorgehoben und erwiesen würde; dem, dünkt uns, kann in Wirklichkeit aber nicht so sein. Wie Gott es zu geben vorgezogen, so wird es auch wohl besser gewesen sein; und Gottes sanfte Art liebt es nun einmal, seiner Geschöpfe Mitwirkung auch bei der Heiligung des Nebenmenschen in Anspruch zu nehmen. Er reißt nicht den wilden Ölbaum der Natur bis auf die letzte Wurzel aus, sondern schneidet nur die Auswüchse ab, um auf den gesunden Stamm den Edelzweig der Gnade mit Früchten des Heils und Erbarmens zu pfropfen. So auch bei den Exercitien. Ignatius, seine Anschauungen, sein Charakter und seine Erfahrungen sind und bleiben die Grundlage auch der Exercitien; allein der heilige Geist bereitete sich gerade diesen Mann mit diesen Anschauungen und diesem Charakter zu seinem Werke vor; er ließ ihn diese Erfahrungen machen und gab ihm die Weisheit von oben in das Herz, gleichwie der Gärtner sich seine Wildlinge sorgfältig aussucht und zur Veredlung heranzieht, wenn er besonders reiches Gedeihen, volle Blüthen und süße Früchte bezweckt. Gerade dieser Durchgang der übernatürlichen Absichten

und Offenbarungen Gottes durch das individuelle, menschliche Herz des hl. Ignatius, also das Durchlebte derselben, muß uns diese Exercitien auch menschlich viel näher bringen und ihr Verständniß bedeutend erleichtern.

Es soll daher in den folgenden Blättern unsere Aufgabe sein, ohne dem Texte der Autobiographie irgendwie Zwang anzuthun oder ihn nach vorgefaßtem System zu zerlegen, den Läuterungsproceß des hl. Ignatius nach seinen eigenen Mittheilungen zu verfolgen und darzulegen. Wir werden auf solche Weise manchen trefflichen Gesichtspunkt, ja fast überraschende Einblicke in die innere Ökonomie der Exercitien thun, die von allen Kennern hauptsächlich wegen ihrer gewaltigen Consequenz und Logik gepriesen werden.

Um uns in die richtige Stimmung zu versetzen, theilen wir wörtlich dasjenige mit, was Ignatius in der mehrfach erwähnten Autobiographie selbst der Geschichte seiner Bekehrung vorausschickt.

„1. Bis zu seinem 26. Jahre war er den Eitelkeiten dieser Welt ergeben; besondere Freude gewährte ihm das Hantiren der Waffen, indem er sich von einem gewaltigen eitlen Verlangen leiten ließ, durch sie dereinst sich Ehre zu erwerben. Wie er sich nun in der Veste von Pampelona befand, welche die Franzosen belagerten, und Alle der übereinstimmenden Meinung waren, man solle sich auf die Bedingung freien Abzuges nur ergeben — denn halten konnten sie sich durchaus nicht mehr —, da brachte er beim Commandanten so viele Gründe vor, daß er diesen, der Meinung aller übrigen Edelleute zum Trotz, überredete, die Festung dennoch zu vertheidigen. Und sein Muth war wirklich so groß, daß er durch die eigene Begeisterung und Kampflust auch den anderen Edelleuten wieder Vertrauen einflößte. Als nun der Tag erschienen war, für welchen man die Schlacht erwartete, legte er einem seiner Waffengefährten, mit dem er häufig in Turnieren gefochten, seine Sündenbeicht ab[1], und Jener ihm. Im Kampfe aber hielt er auf das Wackerste

[1] Die Gewohnheit, bei Abgang eines Priesters auf dem Schlachtfelde einem seiner Kameraden zu beichten, stammt aus den ältesten Tagen des Ritterthums. So lesen wir z. B. in dem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Rittergedicht: „Wilhelm von Orange", wie der Held Wilhelm seinen zum Tod erschöpften, furchtbar zerschlagenen Neffen Vivian unter einem Baume fand und also anredete: „‚Um der Liebe Gottes, schöner Neffe, sage mir, lebst du noch?' — ‚Ja, mein Onkel, aber kaum noch — mein Herz ist gebrochen in meiner Brust.' — ‚Neffe, so sage mir die Wahrheit, hast du dich gespeist mit dem geweihten Brode, das der Priester am Altare gesegnet?' — ‚Ich habe nicht davon gekostet; aber ich weiß wohl, daß Gott mich heimgesucht, als ihr kamet, und ich danke dem Herrn dafür.' — Wilhelm legte nun die Hand an seine Almosentasche und entnahm ihr ein Stück Brodes, das auf dem Altar von St. Germain gesegnet war. ‚Neffe,' sprach er, ‚beichte deine Sünden. Ich bin dein Onkel, Keiner ist dir näher, es sei denn Gott. Ich werde dir in seinem

Stand, selbst als die Mauern bereits gestürzt waren, bis endlich eine Kugel ihm das eine Bein ganz zerschmetterte.

„2. Und weil das Geschoß zwischen beiden Beinen dahinfuhr, so verwundete es auch das andere sehr schwer. So geschah es denn, daß, als er fiel, auch die übrige Besatzung der Veste sich den Franzosen ergab. Sobald diese sich der Burg bemächtigt hatten, benahmen sie sich ihm gegenüber sehr gut und behandelten ihn durchaus freundlich. Nach 12 bis 15 Tagen, die er noch in Pampelona verweilte, wurde er in einer Sänfte nach dem Schlosse Loyola gebracht. Dort angekommen, fühlte er sich sehr krank und elend; von verschiedenen Ortschaften wurden Ärzte und Chirurgen gerufen, und diese waren der Ansicht, das Bein müsse wieder auseinandergenommen und die schlechtverwachsenen Knochentheile besser eingefügt werden. Sie behaupteten nämlich, dieselben seien entweder wegen des fehlerhaften ersten Einlegens oder aber wegen einer etwaigen Erschütterung und Verrenkung während der Reise in einer verkehrten Lage und könnten so unmöglich heilen. So erduldete er denn diese Tortur von Neuem an seinem Körper und sprach während derselben — wie er es denn auch bei den übrigen, sei es früheren oder späteren, zu halten pflegte — kein Sterbenswörtlein, noch gab er irgend ein anderes Zeichen des Schmerzes — es sei denn, daß er die Fäuste fest zusammenballte.

„3. Unterdessen aber verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr; Speise konnte er nicht mehr zu sich nehmen, und alle Anzeichen eines sicheren Todes stellten sich ein. Am Feste des hl. Johannes hatten die Ärzte nur noch wenig Hoffnung für sein Aufkommen, und so wurde ihm denn gerathen, seine Sünden zu beichten. Da er nun am Vorabend des Festes der heiligen Apostel Petrus und Paulus die Sacramente empfangen hatte, sprachen sich die Ärzte gegen Abend dahin aus, daß, falls bis Mitternacht keine Wendung zum Bessern eintrete, man ihn durchaus als einen verlorenen Mann ansehen könne. Gegen den hl. Petrus pflegte er stets eine andächtige Gesinnung zu hegen, und so geschah es denn durch die Güte Gottes, daß er sich gegen Mitternacht etwas wohler fühlte und darauf so rasch in der Besserung voranschritt, daß man ihn nach einigen Tagen außer Todesgefahr glaubte.

„4. Wie nun die Knochen anfingen, sich zu festen und aneinanderzuwachsen, zeigte es sich, daß einer derselben, den man unter dem Knie gelassen,

Namen reden. Bei dieser letzten Taufe will ich dein Pathe sein.' . . . Und er setzte Vivian aufrecht, schlang seinen Arm, so sanft er konnte, um den Hals des Neffen, und der Jüngling begann zu beichten, ohne irgend etwas auszulassen und zu verschweigen von dem, was ihm einfiel." Leider steht uns der alte Text nicht zu Gebote, und da die uns vorliegende Übersetzung von einem Protestanten herrührt, möchten wir über die Natur des „gesegneten Brodes" nicht entscheiden. In Betreff der „Beichte" aber dürfte Folgendes zu bemerken sein: Bei solcher Selbstanklage ward nicht an sacramentale Lossprechung gedacht; wohl aber konnte gehofft werden, daß Gott auf solchen Act der Verdemüthigung hin, welche in dem speciellen Sündenbekenntniß liegt, um so leichter die Gnade einer vollkommenen Reue verleihe und so nöthigenfalls ohne priesterliche Beihilfe die Verzeihung der Sünden herbeiführe.

über den andern hervorragte, wodurch nicht allein das betreffende Bein verkürzt wurde, sondern wegen des hervorstehenden Knochenwulstes auch ein häßliches Aussehen annahm. Da er nun immer noch vorhatte, in der Welt zu bleiben, konnte er solches unmöglich dulden und erkundigte sich bei den Chirurgen, ob jener Knochen ausgesägt werden könne. Geschehen könne es freilich, meinten jene, allein die Schmerzen würden bedeutend heftiger sein, als alle früheren, eben weil schon Alles heil sei und man für die Operation Zeit[1] nöthig habe. Er bestand nichtsdestoweniger darauf, dieses Martyrium erdulden zu wollen, um seinen Willen zu haben, wobei freilich sein älterer Bruder der Verwunderung und des Staunens kein Ende fand und behauptete, er getraue sich niemals den Muth zu, einen solchen Schmerz erdulden zu wollen. Der Kranke indeß trug Alles mit der ihm gewöhnlichen Geduld.

„5. Nachdem nun das Fleisch und der vorstehende Knochen fortgenommen waren, versuchte man Mittel, damit das Bein nicht so kurz bleibe. Zu diesem Zwecke wandte man sowohl Einreibungen als auch Maschinen an, auf welchen das Bein mehrere Tage hindurch unter anhaltendem und schwerem Schmerz gestreckt wurde. Doch gab ihm schließlich der Herr die Gesundheit, und er kam insofern ohne weiteren Schaden aus all den Quälereien heraus, daß er nach Wiedererlangung der übrigen Kräfte nur den einen Übelstand verspürte, auf dem kranken Bein nicht leicht auftreten zu können. So sah er sich denn gezwungen, noch immer das Bett zu hüten."

Man gestatte uns hier eine, wie uns däucht, nicht unwichtige Bemerkung. Bei einem Heiligen, der sich nach langem Sträuben entschließt, über sein vergangenes Leben selbst Aufschluß zu geben, scheint es uns keineswegs eine Übertreibung, anzunehmen, daß dieser Heilige bei Auswahl des Mitzutheilenden seine wohlerwogene Absicht hegte, zumal es sich ja — wie hier — gleichsam um ein geistliches Testament an seine vielgeliebten Brüder und Söhne in der Gesellschaft Jesu handelte. Sehen wir uns nun diese fünf einleitenden Paragraphen der Autobiographie selbst nur oberflächlich an, so springt es in die Augen, ja befremdet auf den ersten Augenblick sogar, mit welcher Art von Energie und Nachdruck der Heilige über seine Kühnheit, seine Tapferkeit und jegliche Art von soldatischer, ritterlicher Männlichkeit redet. — Er allein räth von der Übergabe der Stadt ab — er überzeugt den Commandanten — er gibt den Kameraden Muth — mit ihm fällt die Stadt — er weiß Schmerzen auszuhalten, wie kein Anderer — er läßt sich durch nichts abschrecken, seinen Willen durchzusetzen — und dabei beseelt ihn das

[1] Im Lateinischen steht hier das doppelsinnige spatium, was entweder, wie wir im Text übersetzten, Zeit bedeutet oder aber auch räumlich aufgefaßt werden kann. Dann würde der Sinn sein: „zum Aussägen des Knochens ist Raum nöthig, nämlich das Entfernen gesunden Fleisches ꝛc." Beides gibt einen annehmbaren Sinn.

größte Verlangen — Ehre, viel Ehre als Soldat und edler Ritter zu erlangen. Ob die Heilung in der Apostelnacht eine wunderbare gewesen, das wird nicht gesagt, ist auch hier für den Heiligen ganz von nebensächlicher Bedeutung. Worauf es ihm an dieser Stelle einzig ankommt, ist dieß: der Leser soll in kurzen, lebhaften Zügen vom Charakter des Pilgers und dessen geistiger Physiognomie unterrichtet werden, damit er im Stande sei, das Folgende richtig aufzufassen und zu beurtheilen. Ignatius will, der Leser soll bei Beurtheilung des geistigen Läuterungsprocesses sich auf den richtigen Standpunkt stellen und den richtigen Maßstab anlegen. Darum hebt er mit einem, fast der eitlen Ruhmrednerei in der Form sich nähernden Nachdruck seinen Charakter als den eines edlen, über Alle tapferen und Furcht verachtenden Soldaten und Ritters hervor. Nicht, ob sich die Übergabe der Stadt vom Standpunkte der Ehre rechtfertigen lasse, sondern ob eine Vertheidigung über das Maß des Gebotenen hinaus noch möglich, das ist für den jungen Ritter die Frage. Nicht, ob eine Operation Schmerzen verursache, oder ob sie nöthig sei zur Erhaltung des Lebens, sondern ob sie überhaupt möglich und von ihr eine Verschönerung des Körpers zu erwarten sei — fragt er die Ärzte.

Also — und das ist vor Allem festzuhalten —: Ignatius ist ein edler, idealer oder, wie man dazumal sagte, ritterlicher Charakter, dem das Ideal, die Ehre als Leitstern des Lebens dient; ein Herz, das im Dienste seines Fürsten und im Hinblick auf seinen Adel nicht mit der erbärmlichen Nothwendigkeit des gewöhnlichen niederen Lebens, sondern mit dem weiten Maße der Ziemlichkeit, des sich Passenden — kurz, des großherzigen Edel- und Opfersinns mißt. Ignatius ist nicht der Krämer oder Handelsmann, wie ihn Spanien in die Colonien entsendet, sondern der altcastilische Ritter aus dem Geschlechte der Campeador und Ferdinand.

Ein jeder Stand hat seine eigene Geistesphysiognomie, seinen Ideenkreis, seine Urtheile und Vorurtheile. Freilich haben heutzutage nach der langsamen Nivellirungs- und Melirungs-Arbeit der letzten revolutionären Jahrhunderte die alten, festen Grenzlinien, welche die Stände abschlossen, sich immer mehr verloren, und damit verloren auch die charakteristischen, ausschließlichen Normen jedes einzelnen Standes viel von ihrer markirten Eigenthümlichkeit — wir haben heutzutage mehr den Zeitgeist, als den Kastengeist — mehr die Volksidee, als die Standestradition. Beim Ausgange des Mittelalters war dem meistens noch nicht so. Es

gab speciell noch eine gewisse Summe von Anschauungen und Urtheilen, die zu einem Edelmann und Ritter ebenso nothwendig gehörten, als die Kenntniß und Befolgung der Grammatik zu dem Amte eines Scholarchen. Der ritterliche Geist war keine leere Phantasterei, sondern eine Summe von Grundsätzen und Lebensregeln, die ihren Besitzer von Jedem, der nicht Ritter war, unterschieden. Wir wollen hier keineswegs die volle Physiognomie dieses Ritterthums geben, wie es sich aus den einfachsten und edelsten Anfängen begeisterter Heerfolge bis zum leersten Formelwesen späterer Zeiten entwickelt hat. Das Allgemeine dürfen wir als bekannt voraussetzen — und das Besondere, worauf es hier ankommt, wurde bereits erwähnt — es ist die allgemeine, ideale Geistesrichtung, welche in vorkommenden Fällen mehr nach dem sich Ziemenden, der Standesehre und dem Ritterdienste Entsprechenden, als nach dem unumgänglich Nothwendigen fragt; welche die Großmuth als Standespflicht betrachtet. Dieß Alles konnte zu seiner Zeit Ignatius als selbstverständlich voraussetzen; darum sagt er bloß: „Ich war mit allen Fehlern und Vorzügen ein junger Ritter und Edelmann." Heute fällt es uns Kindern des realistischen und materialistischen Zeitalters schon schwer, uns unaufgefordert und ohne längere Reflexion in ein solches junges Rittergemüth hineinzudenken, das Leben und die Welt mit seinen Augen zu betrachten, und doch ist dieß durchaus vonnöthen, um den richtigen Gang der „Bekehrung" des hl. Ignatius zu erfassen.

Schon das Wort „Bekehrung" bedarf einer genaueren Bezeichnung. Bei Ignatius haben wir es keineswegs mit einer Bekehrung Sauls zu Paulus oder eines Aurelius zu Augustinus u. dgl. zu thun. Ignatius war auch vor seiner Krankheit kein ausgesprochener Sünder, und er würde wahrscheinlich unter dem gewöhnlichen Laufe der Dinge seine Seele auch in der Welt gerettet haben. Aber, wenn wir ein naheliegendes Beispiel gebrauchen wollen, er bekehrte sich vom Söldner im Heere Christi zum edlen Freiwilligen. Doch greifen wir nicht vor und kehren jetzt wieder zum Text der Lebensbeschreibung zurück.

„Da er nun auf die Lesung der leeren und erlogenen Bücher von den Großthaten berühmter Männer über die Maßen versessen war, so verlangte er einige derselben zum Zeitvertreib, sobald er sich wieder etwas kräftiger fühlte. Indeß fand sich in jenem Schlosse kein Buch der Art vor, und so brachte man ihm denn eines mit dem Titel: ‚Leben Christi', und ein anderes: ‚Blume der Heiligen' mit Namen, beide in der Muttersprache.

„6. Durch wiederholtes Lesen gewann er mit der Zeit einige Begeiste-

rung[1] (affectum) für die dort behandelten Gegenstände. Bisweilen lenkte er auch seinen Geist von dieser Art Lesung ab zur Betrachtung jener Dinge, die er früher gelesen, oft auch wieder zu jenen eitlen Gedanken und Ideen, die er bislang zu hegen gewohnt war, und Vieles dergleichen — wie es ihm eben einfiel. Unter allen war es besonders ein Gedanke, der sein Herz hauptsächlich erfüllte, so daß er sich sofort darin gleichsam untertauchte und verlor und zwei, drei, ja vier Stunden darin verweilte, ohne daß er selbst es bemerkte.

„Der Gedanke bestand darin, daß er sich fragte, was er wohl vorzüglich zum Dienst (zur Ehre) einer gewissen erlauchten Dame thun würde; wie er wohl zu jener Stadt reisen könnte, in welcher die Dame sich aufhielt; mit welchen Worten er sie anreden, welche Scherzworte und witzigen Bemerkungen er zur Unterhaltung beibringen wollte[2], besonders welche Art von kriegerischer Übung er ihr zu Ehren ausführen würde. Diese Gedanken rissen ihn derartig hin, daß er nicht einmal einsah, wie das Alles, was er zu erreichen trachtete, über seine Kräfte sei, da jene Frau von überaus erlauchtem und hohem Adel war (denn sie war weder Gräfin noch Herzogin; ihr Stand war vielmehr erhabener, als Alles dergleichen).

„7. Inzwischen war die göttliche Barmherzigkeit auch thätig und ließ in diese (weltlichen) Gedanken andere sich einmengen, die aus der neuen Lesung stammten. Denn während er das Leben Christi unseres Herrn und der Heiligen las, dachte er bei sich und schloß, mit sich selbst redend, also: ‚Wie, wenn ich auch das thäte, was der hl. Franciscus gethan? Wie, wenn das, was der hl. Dominicus?‘ Und so überdachte er Manches bei sich und stellte sich immer sehr harte und schwierige Dinge vor. Während er dieses that, däuchte es ihm, als fühle er wohl einige Leichtigkeit, dieselben zu vollbringen, und zwar ohne allen anderen Beweggrund, als weil er in seinem Herzen also urtheilte: ‚Der hl. Dominicus hat dieß gethan, also werde ich es auch thun; dieß hat der hl. Franciscus vollführt, also will ich es auch vollführen.‘ Derartige Gedanken hielten ziemlich lange an; darauf kamen andere Dinge dazwischen, und es folgten abermals jene eitlen, weltlichen Träumereien, die auch ihrerseits wieder geraume Zeit andauerten. Diese

---

[1] Wir glauben, das Wort affectum mit Begeisterung wiedergeben zu sollen; am eigenthümlichsten würde freilich der Ausdruck hier durch „einige Erwärmung“ übersetzt, da Begeisterung etwas zu stark klingt für den Anfang. Indeß würde „Liebe“, „Andacht“, „Freude“ zu schwach sein, da Ignatius als Christ und Katholik wohl immer „Andacht“ und freudige Liebe zu Christus und den Heiligen gehabt haben wird. Aber was er durch die anhaltende Lesung gewann, war ein verständnißinnigeres Umfassen dieser geistlichen Dinge, Worte und Thaten auch vom rein menschlichen, speciell vom ritterlichen Standpunkt aus — also eine Hinneigung des ganzen, selbst natürlichen Menschen zu den „Großthaten“ Christi und der Heiligen.

[2] Im spanischen Original steht anstatt des lateinischen Ausdrucks joci et sales das Wort „motes“. Mote ist sehr schwer in seinem ganzen Begriffsreichthum wiederzugeben, es bedeutet eben das Alles, was die Unterhaltung zu einer anziehenden, geistreichen, witzsprühenden, anregenden, erheiternden, scherzenden macht.

Reihenfolge der Gedanken beschäftigte lange seinen Geist — die einen über Gott, die andern über die Welt, und hielten ihn so sehr umfangen, daß er sich ihrer schließlich vor Müdigkeit entschlug und den Sinn auf andere Dinge kehrte.

„8. Zwischen jenen Gedanken war indeß ein Unterschied. Während er sich mit den weltlichen abgab, fühlte er sich von großem Wohlbehagen gefangen; allein sobald er müde davon abließ, empfand er Trauer und Trockenheit. Dachte er hingegen an die Pilgerfahrt nach Jerusalem und wie er sich mit bloßen Kräutern nähren und andere Strengheiten üben wolle nach dem Beispiel heiliger Männer, so verspürte er das Behagen nicht bloß während er darüber thatsächlich nachdachte, sondern auch dann noch, wenn er bereits aufgehört hatte. Er selbst merkte indeß diesen Unterschied nicht, noch achtete er darauf, bis ihm eines Tages die Augen der Seele gleichsam geöffnet wurden und er anfing, sich über diese Verschiedenheit zu wundern, da er so durch eigene Erfahrung erkannte, wie aus der einen Art von Gedanken ihm Traurigkeit, aus der anderen Freude im Herzen zurückblieb. Dieses war der erste Vernunftschluß (ratiocinatio), welchen er über geistige Dinge machte.

„9. Als er später[1] in die geistlichen Übungen eingetreten war, empfing er hierdurch das erste Licht, um das zu verstehen, was er die Seinigen über die Verschiedenheit der Geister gelehrt hat. Da er auf diese Weise die verschiedenen Geister, welche ihn bewegten, den Geist Gottes auf der einen, den Geist Satans auf der anderen Seite, erkannt und ein nicht unbedeutendes geistiges Licht aus der Lesung jener frommen Bücher empfangen hatte, begann er mit größerem Ernst über sein früheres Leben nachzudenken, und auch das zu erwägen, welcher Buße er wohl bedürfe, um die begangenen Sünden zu sühnen. Bei diesem Gedanken kam ihm das fromme Verlangen der Nachahmung jener heiligen Männer fast ganz wie von selbst und ohne anderes Nachdenken, als bloß, daß er sich versprach, mit Hilfe der göttlichen Gnade dasjenige zu thun, was jene gethan hatten. Indeß wünschte er nichts mehr zu thun, als sofort nach seiner Genesung in's heilige Land zu ziehen und sich dabei so viel Geißelungen und Fasten aufzuerlegen, als ein von Gott entflammter, großherziger Sinn zu verlangen pflegt. Durch solche Verlangen wurden jene eitlen Gedanken immer schwächer und kamen bald gänzlich in Vergessenheit."

Unterbrechen wir hier die Erzählung durch einen kurzen Rückblick. Ein neuerer, sonst überaus scharfsinniger und verdienstlicher Schriftsteller findet den Heiligen „wie in den übrigen Ereignissen, so namentlich hinsichtlich dieser wichtigen Übergangsperiode seines Lebens sehr wortkarg.

[1] Der hl. Ignatius bemerkt also hier ausdrücklich, daß er erst später, d. h. in Manresa, „in die Exercitien eingetreten sei". Wenn daher in Nachstehendem bereits einzelne Theile der Exercitien an den Aufenthalt in Loyola angeknüpft werden, so kann dieß nur von keimartigen ersten Ansätzen, von einer persönlichen Vorbereitung des Heiligen verstanden werden.

Er sagt nicht, wie in ihm der Gedanke entstanden sei, sein Leben zu ändern, oder die Heiligen, deren Leben er las, nachzuahmen" [1]. Führte Genelli nicht anderweitig Stellen aus der Autobiographie an, so möchte man wohl auf den Gedanken kommen, daß ihm dieselbe unbekannt geblieben sei. Uns scheint nach dem eben mitgetheilten, mit ängstlicher Sorgfalt übertragenen Texte gerade das Gegentheil der Fall, und wir möchten sagen, daß die Hagiographie, mit Ausnahme der Bekenntnisse des hl. Augustin, wohl kaum ein Document aufzuweisen habe, das mit solcher psychologischen Genauigkeit und lichtvollen Klarheit den entscheidenden Wendepunkt im Leben einer Seele darstellt. Um dieß richtig zu verstehen, dürfen wir aber das oben Gesagte über den natürlichen Charakter des hl. Ignatius keinen Augenblick außer Acht lassen. Kommen wir zum Einzelnen.

Ignatius liegt körperlich gefesselt, aber geistig frisch und frei auf seinem Lager. Er hat sich mit Gott ausgesöhnt, aber er will als Ritter und Soldat in der Welt bleiben. Da ihm die Zeit lang wird, verlangt er die gewöhnliche Modelesung seines Standes und seiner Tage — Romane von irrenden Rittern, wie Amadis von Gallien, die Großthaten Esplandians, des Amadis von Gräcien 2c., wie sie zum Theil in dem „großen, anmuthigen Gericht aufgezählt werden, welches der Pfarrer und der Barbier in der Büchersammlung des scharfsinnigen Junkers von der Mancha anstellten". Ignatius kannte und liebte diese Bücher, wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Nach dem Inhalt, den Grundsätzen und Thaten dieser Helden richteten die spanischen Edelleute wo nicht ihr Leben, so doch oft ihre Gespräche ein; die Helden dienten ihnen vorkommenden Falls als Muster und Beispiel. Dieß letztere wird uns der hl. Ignatius späterhin von sich selbst ausdrücklich bestätigen, und es ist hier zum besseren Verständniß durchaus von Wichtigkeit. Die Lesung der Bücher soll also neben der Unterhaltung gleichsam eine Erneuerung des rechten Rittergeistes für den Reconvalescenten sein. Doch siehe — das Unglaubliche geschieht — im Schlosse Loyola, im Familiensitz eines spanischen Edelmanns findet sich nicht einmal ein Exemplar des Amadis! Dafür treibt wahrscheinlich die Dame des Schlosses etwas weit Besseres in ihrer Kemenate auf — ein Leben Christi und eine Heiligen-Legende [2].

[1] Genelli, Leben des hl. Ignatius von Loyola. Innsbruck 1848. S. 14.

[2] Es ist wohl der Mühe werth, die Frage aufzuwerfen, welches jene zwei Bücher, besonders das erste, gewesen seien. Bartoli denkt an das Leben Christi von Ludolph

An die Lesung dieser Bücher geht nun Ignatius mit seiner ganzen ritterlichen und gläubigen Natur. Er gewinnt allmählich einige Begeisterung für das Gelesene. Warum? Weil seine ideale, nach dem Großen strebende, opferfreudige Natur auch hier Helden und Ritter des Geistes findet. Wie er sich früher bei den Thaten der fahrenden Ritter wohl hundertmal zu ähnlichen mag hingezogen gefühlt und zu sich selbst gesprochen haben: „Diese Heldenthat des Ritter Phöbus, oder jenes Abenteuer des Palmerin von England möchte ich auch bestehen" — aus keinem anderen Grunde, als weil jene berühmten Muster und Spiegel der Ritterschaft so gehandelt — so steht er jetzt staunend und bewundernd vor den Strengheiten eines hl. Franciscus und eines hl. Dominicus, und sein ritterlicher Sinn fragt sich: „Quid si ego hoc agerem quod fecit B. Franciscus? Quid si hoc, quod B. Dominicus?" Und, wunderbar, mit welchem Nachdruck uns Ignatius zu erklären sucht, wie diese ersten frommen Verlangen durchaus keinen anderen Beweggrund hatten, als das Bestreben, nicht hinter jenen großen Vorbildern der Selbstüberwindung und Tugend zurückzustehen! Im Gefolge Christi seines Herrn sah er diese edlen Ritter Großes vollbringen — und den ritterlichen Grundsatz: „Nulli cedere virtute" („Keinem an Tapferkeit und Muth nachstehen"), vom zeitlichen Königsdienst auf den geistlichen Gottesdienst übertragend, steht Ignatius gleich mit ebenen Füßen auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit. Was für ein feiger Ritter müßte das sein, welcher der Aufforderung seines Fürsten zur Heerfolge nicht gehorchte? — aber der echte Ritter will mehr. Nicht das bloß Nothwendige thut er, um dem Vorwurf der Feigheit zu entgehen — ignavus eques —, sondern er wird sehen, was Jene vollbracht, die sich hervorgethan im Dienste ihres Königs — insignes in omni servitio

---

von Sachsen. Leider bringt er für seine Ansicht keinen Beweis bei. Einen wichtigen Fingerzeig zur richtigen Lösung fanden wir indeß bei Falk (Klosterdruckereien; vgl. „Katholik", 1876, Juli, S. 87). Dort wird aus dem Katalog der von J. Luschner und Ulrich Belch im Kloster zu Monserrato in Spanien gedruckten Bücher (1499 bis 1500) eine Vita Christi erwähnt, welche in einer Auflage von 600 Exemplaren verlegt wurde. Zeit und Ort stimmen sehr glücklich zusammen, um es wahrscheinlich zu machen, daß eines dieser Exemplare sich in dem nicht zu entfernten Schlosse zur Zeit des hl. Ignatius fand. Leider fehlt es uns augenblicklich an Hilfsmitteln, den vollen Titel des Buches oder seinen Autor zu erfahren. Daß es sich um eine Übersetzung Ludolphs von Sachsen handelt, wird indeß dadurch wahrscheinlich gemacht, daß zu Zeiten der hl. Theresia eine Übersetzung des Buches in Spanien bestand und beliebt war. Vgl. Leben der hl. Theresia, von ihr selbst geschrieben. Aachen 1868. S. 587. — Über den Verfasser der Legende haben wir keine Andeutung.

sui Regis aeterni —, er wird nicht bloß seine Person stellen zu Mühe und Kampf, sondern nach dem Beispiele seiner Ideale gegen seine eigene Sinnlichkeit und gegen seine fleischliche und weltliche Liebe ankämpfen wollen. „B. Franciscus hoc fecit, faciam igitur et ego — fecit hoc B. Dominicus, faciam igitur et ego.“ Diese so starke und kräftige Schlußfolgerung des „faciam igitur et ego“ ist durchaus zu beachten und von der größten Tragweite. Nicht an erster Stelle der Lohn im Himmel, die Sühne der Sünden sind für den Soldaten entscheidend, die großen Werke christlicher Ascese auszuführen, sondern der Gedanke ritterlichen Wetteifers, oder, wie er es später nennt, „animus generosus a Deo incensus“, „ein hochherziger, großmüthiger, von Gott entflammter Sinn“.

Wer ohne die Kenntniß dieses „großmüthigen Sinnes“ an die Bekehrungsgeschichte herantritt, wird sie nicht verstehen, weil er ihre natürliche Grundlage, ihr eigenstes „Fundament“ nicht gefaßt. Aber auch für das Verständniß der Exercitien, d. h. des eigensten Kerns derselben, der sogen. zweiten Woche, ist diese Kenntniß der Großmuth die nothwendigste Vorbedingung.

Hier müssen wir etwas weiter ausholen. Der erste Theil der geistlichen Übungen trägt als unterscheidende Charakteristik, daß er sich an den durch den Glauben erleuchteten Verstand wendet, um die strenge Pflicht zum Gegenstand seiner Betrachtungen zu machen, und die Erreichung des schuldigen Guten als Ziel hat. Die kürzeste Formel der ersten Woche ist das sogen. Fundament. Die Vernunft sagt uns, daß der Mensch als Gottes Geschöpf und Eigenthum nur zur Ehre seines Schöpfers und zum Gehorsam gegen seinen Herrn da sein kann, daß im Dienste dieses Herrn und in Vollbringung seines Willens des Menschen einziges Gut und Glück, im Ungehorsam dagegen sein einziges Unglück besteht, daß also Alles, was sonst noch auf Erden ist, weder das Endziel des Menschen noch sein Gut sein kann — daß mithin diese Mitgeschöpfe nur insofern wirklichen Werth für ihn haben, als sie ihm nützlich sind, sein wahres, einziges Gut überhaupt und dann auch leichter und sicherer zu erlangen. Das ist die ganze erste Woche. Der Mensch muß die Gebote halten, wenn er vernünftig sein will. Als Richtschnur seiner Handlungen hat ihm die Frage zu gelten: „Ist dieß oder jenes von Gott geboten?“ — „führt mich dieß oder jenes zu Gott hin?“ Also die drei Worte: „Vernunft, Pflicht, nothwendiges Glück“, das ist der starke, mächtige Grundaccord der ersten Woche, und wenn

selbst am Ende des Fundamentes ein anscheinend höherer Ton durchklingt, so läßt er sich doch auf einen der drei zurückführen. Es ist nämlich sehr bemerkenswerth, daß nach dem spanischen Original am Schluß der Literalversion des Fundamentes das Wort „magis" steht, d. h. wir müßten unter den Handlungen und Geschöpfen diejenigen auswählen, welche uns m e h r zum Ziele führen. Indeß wer hier an G r o ß m u t h als Motiv denken wollte, würde sofort den soliden Boden verlieren, da bei der ganzen ersten Woche die eigenthümliche Kraft der Überzeugung in dem Schraubengange der V e r n u n f t liegt.

Ist die Pflichterfüllung erst gesichert, ist das Streben nach dem Nothwendigen einmal zur Norm geworden, so führen uns die Exercitien weiter von der Vernunft zur Großmuth — vom Nothwendigen zum Besseren — von der Pflicht zur Liebe. Ein neuer Accord wird angeschlagen: Liebe, Großmuth, Vollkommenheit! Ohne diesen ist das Verständniß der weiteren Exercitien ebenso unmöglich und ihre Wirkung ebenso nichtig, als Verständniß und Frucht der ersten Woche bei einem Menschen, der keinen Verstand hätte. Das ist so wahr, daß der hl. Ignatius ausdrücklich verbietet, einem Exercitanden die folgenden Wochen der geistlichen Übungen mitzutheilen, wenn er nach Vollendung der ersten Woche kein Verlangen nach höherer Vollkommenheit, keine Großmuth des Herzens empfindet, über die Pflicht hinaus auch das Passende und Bessere aus Liebe zu thun. Nach dem eben Gesagten ist dieß ganz natürlich und trotzdem muß es immer und immer wieder hervorgehoben werden. Sehr weise und überaus wohl zu beherzigen sind daher jene Vorschriften und Rathschläge, welche das sogenannte Directorium über die Art und Weise ertheilt, wie die Betrachtungen der zweiten Woche zu geben und zu machen sind. Bei unserem heutigen Geschlecht ist Vorsicht doppelt nothwendig. Natürlich großmüthige, edelgesinnte Charaktere sind immer seltener geworden, auch bei den sog. Frommen hat sich ein geistiger Philister- und Krämersinn eingenistet, dem ohne viele Mühe das Verständniß der Ritterlichkeit, des Großsinns nicht aufgeht. Selbst unbewußt legt die Mehrzahl auch der Besten an die Handlungen den Maßstab des Nutzens, des Lohnes und Verdienstes an; das ist ja an sich recht gut und vernünftig — ja, aber auch nur klug und vernünftig, und gehört daher in die Gedankensphäre der e r s t e n Woche. Wenn nun nach reiflicher Prüfung die zweite Woche dennoch begonnen wird, so kann bei den verschiedensten Gelegenheiten nicht oft und nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, und der Exercitand

selbst kann es sich nicht zu häufig wiederholen, daß er bei seinen Vorsätzen nicht nach der Pflicht, sondern nach der Liebe, nicht nach dem Nothwendigen und bloß Vernünftigen, sondern nach dem zu fragen hat, was sich einem edleren, dem Herrn persönlich näher tretenden, in seinem Dienst sich auszeichnen wollenden Soldaten geziemt; daß ihn zu dem, was er sich hier vornimmt, keineswegs die Pflicht zwingt, sondern die Großmuth drängt; daß er nicht will, weil er muß, sondern weil er will. „Si vis perfectus esse", sagt ja der göttliche Heiland. Dieses Bewußtsein hat nicht bloß die innere Wahrheit für sich, sondern es ist erfahrungsgemäß auch durchaus von wohlthuender Wirkung für das Herz des Exercitanden. Die Überzeugung, mehr zu thun, als streng verlangt wird, hebt den Charakter und die Freudigkeit des Handelns; die harte Pflicht hat gerade bei großmüthiger Charakteranlage oft etwas Drückendes, Einengendes, der freiwillige Entschluß zu einem Werk der Vollkommenheit dagegen öffnet und erweitert das Herz. Zudem ist es von Wichtigkeit, diesen Standpunkt für die zweite Woche durchaus festzuhalten, um den minder großmüthigen, ängstlichen Charakter nicht gleich zu entmuthigen. Kann er sich gleich bei den ersten Exercitien oder in den ersten Tagen auch noch nicht zum Höchsten entschließen, das ihm die einzelnen Betrachtungen als Ideal zeigen — er weiß dann doch wenigstens, daß für ihn das Höchste nicht strenge Pflicht und das minder Vollkommene doch wenigstens schon ein Zeichen seiner Liebe zu Gott ist. Er wird einerseits demüthig vor dem nicht erreichten Ideal stehen, andererseits aber doch wegen des guten Anfangs nicht völlig entmuthigt das Streben nach Vollkommenheit überhaupt fahren lassen. Es gibt viele fromme und aufrichtige Seelen, welche mit einem wahren Schrecken an die Exercitien denken. Die bisherige Erfahrung hat ihnen in diesen Exercitien nur eine jährlich wiederkehrende Geistestortur gezeigt. Da ist die erste Woche mit ihren ewigen Wahrheiten und allen ihren Schrecken. Trotzdem nun diese Seelen schon längst aufrichtig sich mit Gott ausgesöhnt haben, meinen sie, es müsse der ganze Reinigungsprozeß noch einmal mit all seinen Ängsten und Scrupeln durchgemacht werden. Darüber verlieren sie dann die eigentliche Frucht dieser ersten Woche oft zum größten Theil und kommen mißmuthig, zweifelnd, gehetzt und zermartert in die zweite Woche. Wird nun nicht alle Sorgfalt darauf verwendet, das eingeengte, furchtsame Gemüth zu erweitern und zu ermuthigen, so können die Betrachtungen vom Reiche Christi und den beiden Fahnen durchaus nicht den richtigen Erfolg haben. Der Exercitand wird in seiner ernsten

Stimmung auch diese Betrachtungen von der schroffen Seite auffassen, nicht den Hauptnachdruck darauf legen, wie er sich in der Nachfolge seines Königs auszeichnen will, sondern ob er überhaupt ernstlich entschlossen sei, Christum zu folgen. Wie weit entfernt dieser Gedanke vom Zweck der Betrachtung und dem Geiste des hl. Ignatius sei, wird Jeder nach dem Gesagten zur Genüge erkennen. Bei Ordenspersonen aber ist darauf hinzuweisen, daß die Großmuth in der Heerfolge des ewigen Königs sich in der Beobachtung der Regeln und Gelübde zu zeigen hat. Denn ein religiöses Herz wird aufathmen, zu neuem Eifer in Erfüllung seiner Berufspflichten sich angeregt fühlen, wenn es klar erkennt, wie gerade diese Berufspflichten, die es einmal und für immer aus Großmuth und Liebe für seinen König auf sich genommen, jene nähere und vollkommenere Hingabe und Nachfolge ausmachen.

Sehen wir uns nun näher die beiden Gedankenreihen an, welche den hl. Ignatius beschäftigen, so finden wir in ihnen die ersten, wenn auch groben und unförmlichen Umrisse der beiden Grundbetrachtungen der zweiten Woche, „das Reich Christi" und „die zwei Fahnen".

Das „Reich Christi" oder, wie Ignatius sagt, „der Aufruf des Königs", liegt mehr verborgen auf den ersten Blick und ist wirklich auch erst aus den mit Stillschweigen übergangenen Zeit- und Person-Umständen zu erklären.

Man rufe sich in's Gedächtniß, mit welchen Ideen Ignatius an die Lesung des Lebens Jesu und der Heiligen geht. Es sind die Gedanken, wie sie die zahlreichen Ritterbücher mit einer fast sclavischen Treue wiederholen und zum Ausdruck bringen. Kaiser Karl und seine Paire mit ihrer Begeisterung für den Herrscher, ihrem Gehorsam gegen seine leisesten Wünsche — kurz, ihre großmüthige Heeresfolge und die in derselben vollbrachten Heldenthaten und Abenteuer sind eines der frappantesten und bekanntesten Beispiele. Der Aufruf eines Königs oder Helden an die Ritter und Edlen seines Reiches kehrt fast in jedem dieser alten Gedichte wie der späteren Romane wieder[1]. Statt vieler anderen

[1] Nichts liegt näher, als die irdische Erscheinung des Gottmenschen und seine von ihm gegründete Heilsordnung, kurz, sein Verhältniß zu den Menschen unter dem Bilde eines Fürsten aufzufassen, der ein ihm zugehöriges, aber vom Feind entrissenes Reich wiedererobern will. Das Alte und Neue Testament sind ja voll ähnlicher Bilder. Aber auch die späteren Literaturen des Abendlandes bieten oft die herrlichsten Ausführungen oder Anpassungen dieser Idee auf ganz fremdartige Verhältnisse. Wir

führen wir an dieser Stelle denjenigen an, welchen wir zufällig in einem der verbreitetsten französischen Heldenbücher des Mittelalters, dem „Wilhelm von Orange", finden.

Wilhelm hat seinem Könige Ludwig die größten Dienste erwiesen, er hat Abenteuer bestanden für ihn, wie kein Zweiter, und doch! — alle Hofleute und Ritter sind reich mit Lehen bedacht, nur Wilhelm hat keine Hufe Landes erhalten. Von Anderen aufgestachelt, empfindet der Held doppelt diese Vernachlässigung und er geht zu Hof, um dem König seine Forderung zu stellen. Unterdessen fällt ihm aber ein, daß es doch unziemend ist für einen wahren Ritter, auf diese Weise von seinem Könige Recht zu heischen; denn mag Ludwig auch noch so nichtssagend sein, Wilhelm ist sein Vasall und hat Karl dem Kaiser gelobt, seinen Sohn gegen jedweden Feind zu schirmen. Als Ludwig nun erklärt, er habe kein Lehen für Wilhelm, da fordert dieser Spanien, d. h. die den Saracenen gehörigen Provinzen Südfrankreichs als Lehen. Darauf lächelt der König und meint, das sei doch ein sonderbares Lehen, das noch in der Gewalt der Feinde sei; allein da Wilhelm es wünsche, so wolle er ihn durch einen Handschuh — kraft kaiserlicher Oberhoheit über alles Land — mit Spanien belehnen. Vor dem ganzen Hofe, allen Grafen, Baronen, Edlen und Rittern empfängt nun Wilhelm den symbolischen Handschuh. Dann sprang er auf einen Tisch, erhob seine Stimme und redete also zu den Umstehenden:

„Höret mich, edle Mannen von Frankreich. Bei Gott! ich kann mich rühmen, ein ausgedehnteres Reich zu besitzen, als dreißig meiner Paire. Aber es ist noch nicht erobert. Ich sage also zu den armen Rittern, die nur ein hinkendes Pferd und zerrissene Kleider haben, daß, wenn sie bisher im Dienste nichts gewonnen haben, ich ihnen Geld und

---

erinnern hier nur an das herrlichste unserer altdeutschen Literaturdenkmäler, den sächsischen Heliand. Der heilige Christ ist das „Friedenskind Gottes", der „Könige Bester", der „Geborenen Stärkster". Zum Manne erwachsen, sammelt er begleitende Jünger, zieht durch dichte Wälder von Burg zu Burg, von Gau zu Gau. Die Apostel sind sächsische Recken, wortweise Helden, und ihre Treue zum Heiland ist wie die rührende Treue der Degen geschildert. Der Herr selbst erscheint als ein reicher, mächtiger, milder deutscher Volkskönig, umgeben von seinen treuen Mannen im Gefolge unzähliger Schaaren. Er zieht am Jordan vorbei, an dessen Ufern hochgehörnte Burgen ragen und muthesfrohe, treufeste Helden und starke Weigande sich zu seiner Heeresfolge entschließen. Daß bei einem Ritter wie Ignatius die Auffassung des Heilandes als eines für Gottes Ehre streitenden Königs vorherrschen mußte, ist selbstredend, denn auch ihm mußte „Jüngerschaft und Heerbannstreue ganz dasselbe scheinen".

Güter, Rosse aus Spanien, Schlösser, Land und Vesten gebe, wenn sie mit mir den Wechselfällen des Krieges sich aussetzen wollen, vorausgesetzt, daß sie mir helfen, das Land zu erobern und die wahre Religion daselbst herzustellen. Und zu den armen Knappen sage ich dasselbe, und dazu sollen sie noch zu Rittern geschlagen werden."

Bei diesen Worten riefen Alle:

„Herr Wilhelm, bei Gott, eilet Euch; derjenige, welcher kein Pferd hat, Euch zu folgen, wird zu Fuß mit Euch gehen!"

Von allen Seiten eilten nun Ritter und Knappen herbei und bewaffneten sich, wie sie konnten. Bald standen 30000 Mann bereit; sie schwuren dem Grafen Wilhelm Treue, ihn niemals im Stich zu lassen in der Noth und sollte man sie in Stücke hauen.

In dieser Episode haben wir ein lebendiges Stück echtesten, ursprünglichsten Ritterthums; einen natürlichen Ausdruck jener hochherzigen Ideen und Gesinnungen, welche Jahrhunderte lang die edelsten Geister bewegt, die Kreuzzüge hervorgerufen und eben erst den genuesischen Edelmann zur Entdeckung einer neuen Welt getrieben. Dieselben mußten aber noch mächtiger emporlodern, als zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Türken in ungezählten Haufen immer weiter vordrangen, jeden Widerstand daniederwarfen und das ganze Abendland zu überschwemmen drohten; 1521 fiel Belgrad, 1522 Rhodus, ein anderes Bollwerk der Christenheit, mit der Blüthe der christlichen Ritterschaft. Was Wunder darum, daß gerade damals diese hochherzige Gesinnung in den Exercitien Ignatius', in der Betrachtung vom „Reiche Christi", durch einen ähnlichen „Aufruf", wie wir ihn oben in der Geschichte des Grafen Wilhelm von Oranien gefunden, sich aussprach? Ist deßhalb die engste Verwandtschaft zwischen dieser Art Scenen aus den Ritterbüchern und jener Betrachtung durchaus nicht zu läugnen, so muß hinwiederum wohl auf die Weise geachtet werden, in welcher der hl. Ignatius sich jener menschlichen Ideen bediente. Wie der Schluß des „Fundamentes" leise hinüberklingt in die zweite Woche durch sein „eligendo quae **magis** conducunt ad finem", so resümirt die erste Betrachtung dieser zweiten Woche in ihrem ersten Theile noch einmal kurz und anschaulich alles Vorausgehende unter dem Bilde „des Aufrufs eines zeitlichen Königs". Nicht ein gewöhnlicher Fürst oder Herr hält diesen Aufruf an Standesgenossen oder Ritter, die ihm, streng genommen, keine Heerfolge schulden, wie wir es eben Wilhelm von Oranien thun sahen — sondern ein von Gott erwählter König, dem alle christlichen Fürsten und Unterthanen

Ehrfurcht und Gehorsam schulden. Dieser Fürst könnte einfach den Großen seines Reiches und den gewöhnlichen Unterthanen befehlen, mit ihm zu ziehen; denn sie schulden ihm Gehorsam. Das war der Geist der ersten Woche. Jetzt aber stellt der König das, was er als Pflicht heischen könnte, nur als Ziel seiner Wünsche hin. Deßhalb nennt ihn der hl. Ignatius auch einen milden und großherzigen König „regi tam liberali ac humano“, und leitet aus diesen beiden Quellen, dem schuldigen Gehorsam der Untergebenen einerseits und der milden, freisinnigen Art des Aufrufs andererseits, gerade die Nichtswürdigkeit und Verächtlichkeit jener Ritter her, die sich zu solcher Heerfolge nicht entschließen wollen. Wenden wir den ersten Theil dieser Betrachtung auf das geistliche Leben an, so haben wir thatsächlich die erste Woche, bloß zur höheren Vollkommenheit eines edleren Motivs erhoben. Die Nachfolge Christi — die Eroberung des Reiches Gottes ist uns strengste Pflicht — als Pflicht haben wir sie in der ersten Woche erkannt und angenommen, also aus dem Motiv des gläubigen und vernünftigen Gehorsams, gerade wie der heutige Soldat oder der Söldner in den Krieg zieht; die vorliegende Betrachtung aber erhebt uns schon zum Beweggrund der Liebe, der Begeisterung, wenn auch die Nachfolge selbst sich nur in dem bescheidenen Maß des Nothwendigen hielte. Wie uns am Ende des Fundamentes das „Mehr“, d. h. die Vollkommenheit, unter dem Gesichtspunkt der Vernünftigkeit gezeigt wurde, so wird uns zu Anfang der jetzigen Betrachtung das Nothwendige vom Standpunkt der Großmuth und Liebe vorgeführt. Dabei aber verweilt der hl. Ignatius nicht. Daher der zweite Theil der Betrachtung: die Anwendung.

Da heißt es im zweiten Punkt kurz: Alle, die ein gesundes Urtheil und Verstand haben, müssen sich ganz dem Könige, Christo, zur Verfügung stellen. Damit ist die Parallele mit dem ersten Theile erschöpft. Der dritte Punkt erweitert nicht bloß die Motive, sondern auch den Gegenstand, den Grad der Heerfolge, er fügt zum Nothwendigen, das alle Vernünftigen leisten müssen, das Freiwillige, das Außergewöhnliche, was diejenigen auf sich nehmen, welche sich auszeichnen wollen in ihrer Begeisterung und Liebe zu Christo, ihrem König.

In der Autobiographie nimmt Ignatius mit Rücksicht auf seinen Charakter und seine damalige Stimmung nur diesen letzten dritten Punkt in Betracht. Er sieht bei seinen Lesungen die großen Heiligen, Dominicus, Franciscus 2c., gleichsam als erlauchte Fürsten edlen Stammes und

hoher Gesinnung, ihrem obersten Heerführer alles das leisten, was er unter den „praeclariora munera", den „ganz besonderen Geschenken und Beiträgen", versteht. Und wie er dieses recht beherzigt, da greifen ihn diese Beispiele bei der schönsten Seite seines ritterlichen Charakters, bei der heiligen Eifersucht, an, sich von Niemanden an Großmuth übertreffen zu lassen. Was er also Dominicus und Franciscus thun und unternehmen sieht, das will auch er thun, und zwar aus keinem anderen Motiv, als um sich nicht von jenen an Ritterlichkeit besiegen zu lassen. Es ist auch nützlich, zu bemerken, daß, wie zum ersten Male beim hl. Ignatius selbst die Stimmung dieser Betrachtung „de vocatione regis" aus der Lectüre hervorging, er auch will, daß die Lesung des Lebens Christi und der Heiligen dem Exercitanden als „sehr nützlich" angerathen werde, und sich beeilt, diese Bemerkung, als außerordentlich wichtig, gleich nach der Betrachtung selbst seinem Büchlein einzufügen.

Auffälliger als die Betrachtung „de vocatione regis" ist in der oben mitgetheilten Stelle der Autobiographie die berühmteste der Betrachtungen des Exercitien-Büchleins, „über zwei Fahnen", im ersten Keime enthalten.

Mag man diese Betrachtung nun etwa als eine Art drittes Fundament auffassen, insofern sie zum apostolischen Leben auffordert, wie die vocatio regis zur höheren Vollkommenheit überhaupt und das Fundament der ersten Woche zum gewöhnlichen, jedem Menschen und Christen Nothwendigen — oder mag man, was uns einzig richtig erscheint, in derselben nur einen weiteren Ausbau der Betrachtung „de vocatione" erblicken, so nämlich, daß derjenige, welcher dem „Ruf" zum Kriege gefolgt ist, hier thatsächlich in das Lager und in den Kampf geführt wird: so bleibt doch in beiden Fällen dasjenige die Hauptsache, was Ignatius in der dritten Vorübung, dem Gebete, als Frucht und Zweck hervorhebt. Er läßt uns aber beten um Erkenntniß einerseits der Betrügereien des bösen Rädelsführers[1] und andererseits des wahren Lebens, welches uns der oberste und wahre Führer zeigt, sowie um die Gnade, ihm zu folgen.

Betrachten wir nun vom Standpunkt dieses Gebetes aus die mitgetheilte Gedankenfolge, wie sie in ihrer Doppelreihe den Kranken zu Loyola so lange Zeit gefangen hielt, so werden wir in ihr leicht die

[1] Des Teufels, den Ignatius zum Unterschied von Christus, dem „obersten und wahren Herzog" („summus et verus dux"), nur „malum caput", so viel wie Hauptmann oder Häuptling von Banditen, nennt.

Quintessenz der Betrachtung von zwei Fahnen finden, insofern sie für den damaligen Zustand des hl. Ignatius praktisch von Wichtigkeit war. Die ersten Fallstricke der Emissäre Satans, die Reichthümer, hatten für den Ritter, der all sein Glück im Schwerte trug, wenig Gefahr. Sehr gefährlich dagegen waren die der zweiten Art: die Ehren. Und es ist in der That staunenswerth, wie betrügerisch und mit allen Mitteln des Zaubers der „böse Rädelsführer" das Herz des Kranken zu umstricken und in sein Lager zu ziehen sucht. Daher die erste Gruppe: der Frauendienst. Es wäre nicht bloß gegen die geschichtliche Wahrheit, sondern auch gegen den tieferen Sinn und die hohe Bedeutung dieser Stelle, wollte man in die Beziehungen des Ritters zu jener hohen Dame auch nur das mindeste Unehrbare oder Leichtsinnige hineintragen; nicht die mindeste freiwillige läßliche Sünde durfte bei diesem Gedanken sichtbar werden oder im Vordergrund stehen, sonst wäre der Gedanke ja keine Betrügerei (fraus) mehr gewesen, sondern eine offene Versuchung (tentatio), womit wir es in dieser Betrachtung nicht zu thun haben. So nennt denn auch Ignatius diese Gedanken nicht schlecht, sondern leer und weltlich (inanes et saeculares). Allein so unschuldig diese Gedanken auch scheinen mögen, sie sind dem Herzen gefährlich, sie sind Rosenketten, die bald zu Eisenbanden werden. Wie der Ritter die Farbe und Fahne seiner weltlichen Dame trägt und sich ganz in ihren Dienst begibt, ist er in höchster Gefahr, die Farbe und Fahne der „Frau Welt" und ihres Fürsten zu tragen und in seinen Dienst zu treten. Gott, der mit dem aufrichtigen Herzen seines Ritters milde und hohe Absichten hatte, erleuchtete ihn daher endlich über die Natur jener Gedanken und zeigte sie als Betrügerei des bösen Rädelsführers. Er gab ihm auch die Erkenntniß des „wahren Lebens". Hier ist es so rührend, wie einfach die göttliche Gnade vorangeht, wie ruhig sie auf das wahrheitsliebende Gemüth wirkt. Die ganze Offenbarung, von der für den hl. Ignatius und in ihm für so viele Seelen so unaussprechlich Großes abhing, geschieht in der denkbar einfachsten und sanftesten Weise: die Gedanken an seine Dame befriedigen und beruhigen das Herz nicht, sie sind keine Nahrung des Lebens; anders die Gedanken an Christus und seine Getreuen und die Sehnsucht, sich auszuzeichnen in seinem Dienst: hier ist Freude, anhaltende Kräftigung der Seele — wahres Leben. Freude, Ruhe, Schönheit und Liebenswürdigkeit — das ist ja auch die Signatur des Lagers Christi und des Heerführers selbst „speciosus et amabilis".

Haben wir so die ersten Anfänge und Grundgedanken der zweiten Woche in dem ersten Bekehrungsstadium des hl. Ignatius wiedergefunden, so muß doch Eines festgehalten werden. Es fehlt an dieser Stelle noch der einheitliche Mittelpunkt, die belebende und Alles in's richtige Licht setzende Sonne. Erst später, nachdem Ignatius noch viele, zum Theil harte Seelen-Läuterungsprozesse durchgemacht hatte, wurde er hierauf durch den Mund einer frommen, schlichten Person hingewiesen. „O möchte dir doch eines Tages mein Herr Jesus Christus erscheinen!" Und wirklich erschien Christus in verschiedenster Weise seinem treuen Ritter — d. h. diesem ging durch himmlische Erleuchtung das rechte Verständniß des Erscheinens Christi in der Zeit und für einen jeden Menschen insbesondere auf. Dann erst, als sich um die Person des Gottmenschen Alles sammelte und ordnete, konnte Ignatius uns die Exercitien geben, wie sie heute vorliegen. Doch greifen wir der Erzählung nicht vor, kehren wir vielmehr zum Wortlaut der Biographie zurück.

Mit dem festen — wenn auch noch allgemeinen Entschluß, die Heiligen nachzuahmen, selbst ein Dominicus oder Franciscus zu werden, war die innere „Bekehrung" zum Abschluß gekommen. Es handelt sich ferner um die Befestigung des Entschlusses und dessen Ausführung. Darum erzählt der Pilger weiter:

„10. Solcherlei fromme Verlangen wurden nicht wenig durch nachfolgende Erscheinung befestigt. Als er in einer Nacht wachte, sah er ganz offenbar ein Bild der allerseligsten Gottesmutter mit dem heiligen Jesuskinde, bei dessen — eine gute Weile andauerndem — Anblick er eine überwallende Tröstung empfing. Auch erfaßte ihn dabei ein solcher Ekel über das vergangene Leben und besonders gegen jederlei fleischliche Begierde, daß es ihm schien, als ob alle Gedankenbilder dieser Richtung seinem Geiste förmlich entschwunden seien. Und thatsächlich hat er von jener Stunde bis zu der Zeit des August 1555, als dieses geschrieben wurde, auch nicht die geringste Zustimmung in diesem Punkte gegeben. Daraus mag man schließen, daß jenes Gesicht göttlich war, obgleich er selbst es nicht zu behaupten wagt und, ohne irgend etwas hinzuzufügen, nur das als wahr versichern kann, was schon gesagt wurde. Indeß merkten sein Bruder und die übrigen Hausgenossen sehr leicht aus dem, was äußerlich zu Tage trat, welche innere Wandlung des Geistes stattgehabt habe.

„11. Inzwischen fuhr er, unbekümmert um Alles, mit der Lesung fort und bewahrte Alles treulich, was er sich im Geiste vorgenommen hatte. Alle Zeit aber, welche er dem Umgang mit den Hausgenossen widmete, füllte er mit göttlichen Dingen aus und war auf diese Weise ihren Seelen nicht wenig nützlich. Wie er nun das größte Vergnügen an der Lesung dieser Bücher fand, kam ihm der Gedanke, Einiges davon auszuwählen und in Form eines Auszuges abzuschreiben, was ihm im Leben Christi und der

Heiligen von größerer Wichtigkeit schien. Er durfte bereits zeitweise das Bett verlassen, und so begann er mit großem Fleiße ein Buch zu schreiben, in welchem 300 Blätter in Quartform zusammengeheftet waren. Die Worte Christi waren darin mit rother Dinte, die der allerseligsten Jungfrau mit blauer geschrieben; das Papier war äußerst glatt und auch mit Hilfe des Lineals mit Strichen versehen; die Buchstaben sehr fein ausgeführt, denn er hatte gelernt, mit außerordentlicher Schönheit zu schreiben und zu zeichnen. Während er an diesem Buche arbeitete, brachte er die Zeit theils mit Schreiben, theils mit Beten zu. Kein größerer Trost konnte ihm dazumal werden, als wenn er den Himmel und die Sterne betrachtete, was er denn auch oft und lange Zeit hindurch that, eben weil er daraus einen großen Muth und Antrieb schöpfte, Gott zu dienen. Inzwischen erneuerte er auch oft sein Vorhaben und wünschte, schon vollständig hergestellt zu sein, um die Reise anzutreten.

„12. Während er dann nachdachte, was er wohl beginnen solle nach seiner Rückkehr von Jerusalem, um das ganze Leben in Buße hinzubringen, kam ihm der Gedanke, in die Karthause von Sevilla einzutreten, aber Niemanden zu sagen, wer er sei, damit man ihn weniger achte, und dort einzig von Kräutern zu leben. Erinnerte er sich aber dann der Bußübungen, die er auf seinen Reisen durch die Welt zu unternehmen verlangte, so nahm der Wunsch, Karthäuser zu werden, wieder ab, da er fürchtete, dem gegen sich selbst gefaßten Hasse nicht freien Lauf lassen zu dürfen. Indeß gab er einem nach Burgos reisenden Diener den Auftrag, sich dort über das Institut und die Regel der Karthäuser zu erkundigen. Was ihm darüber gemeldet wurde, gefiel ihm; allein er nahm sich die Sache nicht besonders zu Herzen, theils wegen des angegebenen Grundes, theils auch, weil die in kurzer Frist zu unternehmende Reise ihn ganz in Anspruch nahm und das Andere erst nach seiner Rückkehr ernstlich in Frage kam. Als er sich daher einige Kraft gesammelt hatte, schien ihm die Zeit des Abschiedes gekommen, und er sprach zu seinem Bruder: ‚Herr, der Herzog von Najara weiß, wie dir bekannt ist, daß ich wieder gesund bin; es dürfte gut sein, daß ich mich zu ihm begebe.‘ Der Herzog hielt sich damals in Navarreta auf. Der Bruder aber, welcher mit einigen anderen Hausgenossen die Ahnung hatte, daß er eine große Veränderung vorhabe, führte ihn zuerst in ein Zimmer, dann in ein anderes, und beschwor und bat ihn auf das Beweglichste, er möge doch nicht sich selbst verderben, sondern bedenken, welch große Hoffnungen die Menschen auf ihn gesetzt hätten und wie er sich durch seine Großthaten berühmt machen könne, und Vieles dergleichen, was Alles dahin abzielte, ihn von seinem frommen Vorhaben abzubringen. Darauf antwortete (der Pilger) seinem Bruder immer in einer Weise, daß Jener zufrieden war und doch der Wahrheit kein Zwang geschah, worauf er bereits damals mit dem zartesten Gewissen zu achten pflegte."

Mit dem Abschied von Loyola schließt für den hl. Ignatius der erste Theil seines neuen Lebens und zwar der angenehmste und leichteste.

Allein Gott hatte ihn nicht bloß zu einem Heiligen, sondern zu einem Apostel bestimmt, die Exercitien waren ihm nicht für sich allein, sondern für das Heil Vieler gegeben, und daher mußte er, einmal für sich zur Vollkommenheit bekehrt, auch eine bittere und schmerzliche Wiedergeburt durchmachen, um, „in Allem versucht und erfahren, Allen nützlich sein zu können".

Die Erwähnung jenes Buches, worin Ignatius die Worte Jesu Christi, der seligsten Jungfrau und der Heiligen eintrug, und die Umständlichkeit, mit welcher der sonst so wortkarge Soldat dieses Buch, die Zahl, Form und Beschaffenheit der Blätter, das Liniennetz, die Schönheit und Farbenverschiedenheit der Buchstaben beschreibt, läßt auf den großen Werth schließen, welchen der Heilige diesem Buch beilegte und wie tief dieß Buch ihm in's Herz gewachsen. Wir haben es zweifelsohne mit dem Codex zu thun, welchem der heilige Verfasser seine später in Manresa niedergeschriebenen Exercitien anvertraute. Denn später wird erzählt, wie eben dieses Buch den Pilger überall begleitete und dieser darin seine Erleuchtungen und Erfahrungen einzeichnete. Bei seiner Abreise von Loyola enthielt es also wahrscheinlich nur die oben angeführten Auszüge aus dem Leben Christi — vielleicht auch noch einige persönliche Vorsätze. Ob diese kostbare Reliquie noch in irgend einem Archive sich befindet, wissen wir nicht und konnten auch bei den Bollandisten darüber keinerlei Andeutung finden. Wir werden dem Buche in der Erzählung des hl. Ignatius noch öfter begegnen.

Der Entschluß des Heiligen, eine Wallfahrt in's gelobte Land unter Bußübungen und Entbehrungen zu machen, paßt so recht zu dem Charakter Ignatius'. Wie ein Heimweh zog es seit den Kreuzzügen das Herz jeden Ritters zu den geweihten Stätten, uud auch der christliche Held wollte durch eine solche Pilgerfahrt sich zu dem langen und beschwerlichen Kreuzzug gegen die Welt und die Häresie im Besonderen stärken.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Die römische „Frage“.

(Fortsetzung.)

IV. Das piemontesische Rom eine sociale Gefahr.

Unser Erdtheil ist ein Vulkan der Revolution geworden. Das Wort des alten Herakleitos von Halikarnaß „Πάντα ῥεῖ“ können wir heute übersetzen: „Alles wankt.“ Fast jede Hauptstadt Europa's ist ein Mittelpunkt der Weltverschwörung.

Aber dort unten im lachenden Süden hat der Rechtsumsturz sein drohendstes Denkmal errichtet in dem „einigen Italien“, dem Königreiche der Revolution. Ein Sumpf von Verrath, Vertragsbrüchen, Felonie, Ungerechtigkeiten und Verbrechen mußte durchwatet werden, bis endlich das beato regno stand; und das schreiendste Denkmal revolutionären Übermuthes ist der sacrilegische Raub der ewigen Stadt, ist das piemontesische Rom. Da nun die Reiche durch die nämlichen Mittel erhalten werden müssen, durch welche sie entstanden sind, ist Italien, und insbesondere seine neueste Hauptstadt, eine sociale Gefahr für den Erdtheil, ja für die Welt geworden.

Darum spricht der Heilige Vater Leo XIII. in seiner Encyklika vom 15. Februar 1882 in ebenso milden als ernsten Worten von den Schöpfern und Trägern der italienischen Revolution: „Jene, welche die christliche Wahrheit hassen, sinnen auch stets auf das Verderben des Staates. Ihre Lehren sind am geeignetsten, um die Gemüther in gewaltsame Aufregung zu versetzen und um die verderblichsten Leidenschaften zu wecken. In den Dingen menschlicher Einsicht und Wissenschaft verschmähen sie das himmlische Licht des Glaubens; wenn aber dieses erlischt, dann fällt der menschliche Geist in viele Irrthümer, schaut nicht mehr die Wahrheit und kommt leicht dazu, daß er einem seichten und groben Materialismus anheimfällt. Sie verachten in der Sittenlehre das ewige und unabänderliche Naturgesetz, sie verachten Gott, den obersten Gesetzgeber und Richter. Wenn aber diese Grundlagen einmal wanken, dann hat auch das menschliche Gesetz sein Ansehen verloren, dann wird das Thun und Lassen der Menschen nur durch die Willkür und die Launen des Eigenwillens bestimmt.“ — Die hieraus für die staatliche Gesellschaft fließenden Übel faßt der Papst in den

Worten zusammen: „Im Staatsleben wird durch die zügellose Freiheit, die von der Revolution gepredigt und angestrebt wird, die Zuchtlosigkeit erzeugt, und der Schrankenlosigkeit der Freiheit folgt der Rechtsumsturz, das größte und schlimmste Übel des Staates. Niemals ist in der That die Lage eines Staates elender gewesen, als in jenen Ländern, wo diese Menschen und ihre Lehren, wenn auch nur für kurze Zeit, zur Herrschaft gelangt sind. Lägen nicht Beispiele noch aus neuerer Zeit vor, so könnte es unglaublich erscheinen, daß Menschen in Lasterhaftigkeit und Frechheit so tief sinken, in Mord und Brandstiftung ihre Orgien feiern konnten, während dieß Alles, wie zum Hohn, im Namen der Freiheit geschah."

Die allgemeine Erfahrung, daß keine moderne Revolution frei vom radikalen Socialismus ist, bewährt sich auch in Italien. Ja gerade es ist eine der hauptsächlichsten Hochburgen des gesellschaftlichen Umsturzes geworden, und das piemontesische Rom trägt an sich die drei Kainszeichen der Socialdemokratie: die Läugnung des Königthums, des Eigenthums und der Religion. Die Unthat vom 20. September 1870 hatte darum einen eminent socialistischen Charakter: in Pius IX. wurde der König gestürzt, das geweihteste Eigenthum für „allgemeine Zwecke" eingezogen, der Papst gehöhnt und geknechtet, also die Grundlagen aller menschlichen Gesellschaft umgestürzt.

Seitdem sind die Grundsätze der Socialrevolution in der neuen Hauptstadt immer siegreicher obenan gekommen, die ehemaligen Sprüchlein des politischen Liberalismus als nutzlose Kinderspielwaaren aufgegeben worden, und die italienischen Gemäßigten unwiderruflich vom Steuerruder verdrängt.

Folgerichtig ist Rom, das einst so fromme und friedliche Rom, ein Hauptsitz des rothen Socialismus geworden.

Man hat dieß am 9. Februar 1882, dem Jahrestage der Proclamation der römischen Republik von 1849, wieder gesehen. In Rom fand die Hauptfeier dieses politischen und socialistischen Festes statt. Mehrere große Versammlungen, unter ihnen die bedeutendste vom republikanischen „Vereine der Menschenrechte", wurden daselbst gehalten; mehrere Abgeordnete der Linken wohnten der genannten Hauptversammlung bei, den Vorsitz führte der socialistische Castellani. Der republikanische Abgeordnete Bovio schilderte in seiner Rede den Ursprung und das Ende der römischen Republik: Das wortbrüchige Papstthum und die durch Niederlagen gedemüthigte Monarchie machten die römische

Republik zur Nothwendigkeit, aber die Coalition beider überlebten Elemente machte auch der Republik ein Ende; jedoch sei letztere als Ideal gestürzt, und Ideale sterben nicht. Das Papstthum zeige sich unvereinbar mit der Freiheit und Nationalität; es sei ein Anachronismus, aber 1870 sei dieser gefährlichste Feind gestürzt. Die Monarchie habe nun zwar von der römischen Republik den Einheitsgedanken geerbt, aber diesen Gedanken in ein System der Centralisation verkehrt; andererseits sehe sich aber auch die Monarchie durch die Centralisation zu Reformen gezwungen und trete so in eine zweite Periode, in welcher sie durch Reformen die Republik zwar vereiteln möchte, aber vor zwei großen Proben stehe, vor dem allgemeinen Stimmrecht und der constituirenden Versammlung. Diese beiden werden die Lösung der socialen Frage und den Volksstaat herbeiführen. Somit beginne jetzt der Kampf zwischen der Republik von 1849 und der Monarchie von 1860. „Wir Alle sind bereit,“ rief Bovio, „an dem Kampfe theilzunehmen; wir sehen bloß die ersten Scharmützel vor uns; jetzt handelt es sich um die Wahlreform, bald kommt das allgemeine Wahlrecht und die allgemeine Volkssouveränetät auf's Tapet, weiter die Constituante und die Revision des Arbeitsrechtes und des Laienstandes.“ Klingt nicht aus diesen Sätzen das social-demokratische Programm „Republik, Allgemein-Besitz und Religionslosigkeit“ schrillend durch? Und diese Rufe erklangen am nämlichen Tage in Bologna, Jesi, Pisa, Fano, Ferrara, Foligno, Neapel rc.[1] Commandirt aber war die Sache von Rom aus. Durch das Sacrilegium an der Stadt der Päpste ist die „Lösung der socialen Frage“ im Sinne der Weltrevolution unsäglich nahe gerückt. Die zahlreichen „antiklerikalen Vereine“ Italiens verkünden in ihren 16 Artikeln ganz offen das Programm dieser Weltrevolution. So heißt es im fünften Artikel: „Die antiklerikale Liga anerkennt keine Bevorzugung der Fürsten; sie empfiehlt allen ihren Anhängern die Vereinigung gegen den Klerikalismus, gegen die politischen und socialen Mächte, welche das Volk unterdrücken.“ Den ersten Punkt dieses Programms, den republikanischen Radikalismus, haben wir bereits im vorigen Artikel, wenn auch nur kurz, behandelt, indem wir zeigten, wie gefahrdrohend das piemontesische Rom den Monarchien und überhaupt den Staaten Europa's sei. Wir gehen darum gleich zu einem andern Ziele der Weltrevolution über.

---

[1] „Germania“, 17. Februar 1882.

1. Das piemontesische Rom ist eine Gefahr für das Eigenthumsrecht.

Neben dem Königthum bekämpft der rothe Socialismus das Privateigenthum; und unläugbar hat er diese Partie seines Programms am gründlichsten studirt, am lockendsten mundgerecht gemacht und am muthigsten selbst gegen gelehrte Gegner vertheidigt. Zugleich führt er genau Buch über die Beispiele des modernen Staates auf dem Gebiete des Eigenthumsrechtes, wobei er stets zurückkommt auf den Satz Virgils: „Dimittit corvos, vexat censura columbas“, und über den Mißbrauch des liberalen Ökonomismus, unter dessen Herrschaft noch die sämmtlichen Staaten des Erdtheils stehen.

Auch Italien ist seit den letzten zwei Jahrzehnten schauerlich von socialistischen Ideen und Bünden durchsetzt, der Ruf nach Verallgemeinerung des Privateigenthums erschallt in jenem Lande laut und öffentlich.

Den hauptsächlichsten Anstoß aber zu dem lodernden Socialismus hat das Königreich „Italien“ selbst gegeben. Durch Einbruch in den Besitz fremder Staaten, durch ungerechten Krieg und noch schlechtere Mittel hat Piemont sechs Fürsten depossedirt, ebensoviele selbständige Staaten sich ohne Weiteres angeeignet und diese Ungerechtigkeiten als patriotische Großthaten in die Welt posaunt. Wenn nun fremder Staatsbesitz angesichts der Nationalitäts-Grille hinfällig ist, dann ist fremder Privatbesitz angesichts der hungernden und ausgesogenen Massen um kein Haar heiliger; wenn sechs Staaten zu Piemonts Gunsten in die Unità Italiana verallgemeinert werden durften, so muß dieß zu Gunsten der Enterbten, welchen es um Sein und Nicht-Sein geht, auch in Betreff der sämmtlichen Arbeitsmittel gelten.

Und endlich gar der Raub des Kirchenstaates und der heiligen Stadt am Tiber! Diese That trägt das Stigma des Sacrilegiums an sich. Jeder Socialist kann der Regierung sagen: Wenn die Socialdemokratie den Kapitalisten auch die letzte Lira und dem Grundbesitzer die letzte Vigna zu Gunsten des Volksstaates einzieht, und wenn ihr Heuchler uns des Diebstahles anklagt, so ist unsere That hundertmal weniger schuldvoll, als die eurige; denn was wir verallgemeinern, ist weltliches Gut; ihr aber habt das heilige Gut der Kirche und der Armen weggenommen, nicht zur Sättigung der Hungernden, sondern zur Füllung eurer unersättlichen Taschen und zur Vermehrung des allgemeinen Elends.

Noch nicht genug! Piemont hat nach der Besitznahme Roms auch die dortigen Klöster, ja sogar die internationalen Anstalten, wie z. B. das Germanicum und die Propaganda, entweder ganz eingezogen oder im Vermögen wesentlich beschädigt, und so dem Oberhaupte der Kirche die Mittel zu seiner Regierung geraubt. Denn in diesen Klöstern wohnten die Theologen, Kanonisten und sonstigen Diener der Curie, welchen die dornenreichsten Geschäfte der geistlichen Weltverwaltung oblagen, die aber als Ordensleute dem Papste nichts kosteten, da sie in ihren Klöstern lebten. Seitdem Rom und seine Klöster piemontesisch geworden sind, muß der geplünderte Papst auch jene unentbehrlichen Religiosen unterhalten, richtiger: die katholische Welt muß beisteuern, weil Piemont nie genug bekommen kann. Ist das nicht ein himmelschreiender Socialismus? Wie kann Piemont die Socialdemokraten verfolgen? Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Jedoch hat das schuldbeladene Königreich der Revolution auch am Privateigenthume schon genug radikalen Socialismus getrieben. Viele der ausgetriebenen Ordensleute verlangten bei dem Klosterraube wenigstens ihr mitgebrachtes Patrimonium zurück, da sie es dem Gotteshause, nicht den Raubvögeln aus Nordwest-Italien übermacht hatten. Die herrliche Sternwarte des römischen Collegiums war von dem bedeutenden Privatvermögen eines noch lebenden Jesuiten mit Erlaubniß der Obern ausgestattet worden; der Pater verlangte vom Raubstaate sein Eigenthum zurück; — vergeblich. Das Gleiche geschah von Seiten vieler gottgeweihten Jungfrauen in Betreff ihrer von Haus erhaltenen Mitgift; — sie hätten ja die religiöse Armuth gelobt, antwortete der Regierungs-Pharisäismus. Ist das nicht rother Socialismus? Und da soll man sich noch wundern, wenn das früher so loyale Rom jetzt eine Brutstätte des gesellschaftlichen Umsturzes geworden ist!

Eine weitere socialistische Vergewaltigung liegt in der Übersteuerung der Bürger. Nächst Rußland hat Italien die unzuverlässigsten Beamten, so daß Margotti in seiner „Unità cattolica“ eine ständige Rubrik „Raubvögel“ (uccelli rapaci) halten konnte. Sodann ist Italiens Verwaltung so künstlich und verwickelt, daß sie einer Überzahl von Beamten bedarf, also auch auf jedes Ding eine Steuer legen muß, um die kostspielige Staatsmaschine in Gang zu erhalten. Außer den Zöllen und dem Tabaksmonopol hat es noch 22 Steuer-Kategorien bis herab zum Eisenbahn-Billet und Sodawasser. Die vielen Verschwörungen und ungerechten Kriegszüge haben ein Heidengeld verschlungen; die

siegreichen Carbonari wollten gebührend honorirt sein und die kurzlebigen Minister kehren nicht wie Cincinnatus zum Pfluge zurück. Dazu kommt die Großmacht-Stellung, welche der kindischen Eitelkeit ebenso gefällt, wie sie dem verarmten Land unerträglich wird. Kurz, das eingestandene Ausgaben-Budget Italiens für 1881 betrug 1426,7 Mill. Francs (Lire), wozu noch das chronische Deficit kam [1].

Zu dieser Übersteuerung hat nun die „Roma Capitale“ ganz gewaltig beigetragen. Man darf die Kosten des Cadorna'schen Raubzuges, der Übertragung der Hauptstadt und der ersten nothdürftigsten Einrichtung ohne Übertreibung auf eine Milliarde Lire anschlagen; und jedes Jahr erfordert neue Summen für den Staat und die Gemeinde, da eben die Räume nirgends genügen und die fortschrittliche Verbesserungssucht immer neue kostspielige Pläne ausheckt. Darüber sind die eingezogenen Kirchengüter Roms längst verraucht, wie ein Stearinfleck vor der glühenden Kohle. Also Steuern und wieder Steuern! Anlehen über Anlehen und neue Auflagen zu deren Verzinsung! Wir haben schon früher angeführt, daß die liegenden Gründe zuweilen höher besteuert sind, als ihr Reinertrag aufbringt. Jede Besteuerung ist nun, wie Ad. Wagner richtig bemerkt, eine Art von Zwangsenteignung [2]; und hat diese Expropriation einen gewissen Grad erreicht, so ist sie in der Sache dasselbe, wie der radicale Socialismus, ja in Italien geht sie noch weit darüber hinaus, da das Grundeigenthum statt Ertrag noch positive Vermögenseinbuße mit sich bringt. So tief ist das einst so reiche, blühende, kunstsinnige Land gesunken.

Solchen Zuständen gegenüber sagt nun der ausonische Socialismus:

---

[1] Man vergesse nicht die italienischen Communal-Schulden und -Abgaben. Dem schlechten Beispiele der Regierung im Schuldenmachen sind nämlich die Städte nachgefolgt. Die Gemeindeschulden betrugen 1873 schon 545 129 128 Lire; 1878 stiegen sie auf 741 741 726 Lire, also in fünf Jahren um rund 196 Millionen, oder jährlich um 39. Größtentheils kommt der Zuwachs auf Rechnung der Provinzial-Hauptstädte; die vier Städte: Rom, Florenz, Neapel und Genua, sind bei dem Zuwachse mit 120 Millionen betheiligt. Die Großstädte gaben überhaupt ein Beispiel der Verschleuderung. Von den 8289 Communen Italiens haben 3963 Schulden, 4596 sind frei davon. Mit den Schulden wuchsen natürlich die Gemeindelasten. Im Jahr 1874 betrugen sie 397 Millionen, 1879 schon 502, wuchsen also in den fünf Jahren um 104 Millionen. Im März 1882 betrugen die Gemeindeschulden mindestens 841 Millionen. Die Hauptschuld liegt auch hier wieder an der Regierung, welche den Gemeinden einerseits wichtige Einnahmen entzog, andererseits zwecklose Ausgaben aufnöthigte.

[2] Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Aufl. Bd. I. S. 817. Berlin 1879.

„Wir wollen diese Harpyen-Wirthschaft der Consorteria vernichten; fort mit Königthum, Eigenthum und Priesterthum! Wir wollen den socialdemokratischen Volksstaat, in welchem jeder Arbeiter seinen Lohn bekommt und die privilegirte Trägheit verhungern darf, in welchem es keine Besitzer, keine stehenden Heere, keine Beamtenkaste, keine Rentner, keine Banquiers und keine Priester, sondern nur Arbeiter, aber wohlbezahlte Arbeiter gibt. Die Paläste, Kasernen, Kapitalien, Fabriken, Maschinen, Magazine, Bergwerke und Gründe sind Nationaleigenthum; alle Bürger sind gleich und frei." Ob eine solche Sprache nicht zünden muß?

Eben der Besitz Roms, der noch von keiner Macht anerkannt ist und jeden Augenblick bestritten werden kann, steigert die Staatsauslagen Piemonts unabsehbar und ist zur blutenden Wunde geworden, welche den gesellschaftlichen Zusammenbruch beschleunigt[1]. Bald ist der letzte Rest des Kirchengutes verkauft; dann erst kommen die großartigsten Deficits und der Staatsbankerott. Bereits seit Jahren gedenkt die Revolution die letzte milchgebende Kuh der Halbinsel zu schlachten, nämlich die Kunstschätze zu veräußern, so daß außer Handlungsreisenden und frommen Pilgern Niemand mehr nach Italien reisen wird.

Die Eingeweihten zweifeln daher nicht an einem nahen Siege der italienischen Socialdemokratie, weßhalb auch die Regierung sich scheut, den rothen Stier an den Hörnern zu fassen[2]. Wirklich hat die socialistische Agitation im Süden großen Erfolg aufzuweisen und dem Hofe einen solchen Schrecken eingejagt, daß Umberto die Veräußerung realer Güter der Dynastie angeordnet hat, um die königliche Familie für alle Fälle zu sichern. Siegesgewiß weist die „Lega" den Vorschlag, sich gegen die Klerikalen mit der Rechten und Linken zu verbünden, kräftig zurück und sagt: „Ein Bündniß zwischen uns und euch ist nur einem auswärtigen Feinde gegenüber denkbar; sonst ewiger Kampf gegen Rechte und Linke!" Zu dem Märchen einer allenfallsigen Vereinigung

[1] Nach dem Effectivstande vom 30. September 1880 betrug das stehende Heer (Kriegsfuß) 736 502 Mann, wozu 281 867 Provinzial-Milizen und 697 426 Territorial-Milizen mit 3138 Reserve-Offizieren kamen; also Summa (auf dem Papier) 1 718 933 Mann. — Nach dem endgiltigen Beschluß des Heeres-Ausschusses der italienischen Kammer vom 6. März 1882 wird das stehende Heer um 60 000 Mann vermehrt. Tantae molis erat Romanam condere praedam.

[2] Auch der französische Zukunftsspeculant Clémenceau, Führer der Linken, sagte am 8. März in der Kammer: „Die Republik wird demokratisch und social, oder sie wird nicht sein."

zwischen Katholiken und Socialradikalen sagt die „Lega": „Was euch, ihr Klerikalen, angeht, so seid ihr mehr als unsere Gegner; ihr seid unsere Feinde. Selbst wenn wir versichert wären, daß wir durch eure Bundesgenossenschaft die Vernichtung der Monarchie durchsetzen könnten, so würden wir doch eher unsere Feder und unseren Degen zerbrechen, weil ihr vor den Augen Italiens die Vatermörder seid und vor der civilisirten Welt die Barbarei. Gegen euch Krieg bis auf's Messer, heute, morgen und immer!"[1] Also nicht bloß die Republik, sondern auch den Genossenschaftsstaat und die gesellschaftliche Gotteslängnung! Es geht mit Italien reißend bergab, seitdem es mit Rom den Fluch in sich hineingegessen hat. Ist aber dort einmal die Verallgemeinerung des Eigenthums eingeführt, so wird sie, wie die große Revolution von 1789, ihre Reise um die Welt antreten.

2. Das piemontesische Rom ist eine Gefahr für die Religion und Sittlichkeit der Völker.

Die Atheisirung der Massen ist der dritte Hauptpunkt des socialdemokratischen Programmes. Nichts hat aber in Italien zur amtlichen Ausbreitung der brutalsten Religionslosigkeit mehr beigetragen, als die Wegnahme Roms. Zwar hat die Verschwörersecte von Anfang an ihrem geheimbündlerischen Gotteshasse ziemlich freies Spiel gelassen, selbst in jenen maßlosen Huldigungen von 1848, durch welche Pius IX. zum Idole der Revolution erniedrigt werden sollte; aber erst durch die Unthat vom 20. September 1870 ist zwischen der triumphirenden Secte und der christlichen Mehrheit des italienischen Volkes jede Brücke abgebrochen: die piemontesische Regierung in Rom kann sich einzig auf die Atheisten stützen, benützt die Mittel des modernen Staates, welcher alle Kraft der Nation in seiner Hand vereinigt, gegen die Religion und zieht auf diese Weise ein Geschlecht groß, das unwiderruflich dem rothen Socialismus verfällt, also eine augenscheinliche Gefahr für die ganze europäische Gesellschaft bereitet, denn Völker ohne Religion werden zu Tigerheerden.

Sie führt seit Jahren einen offenen Krieg gegen den Katholicismus, indem sie das tausendfarbige Muckerthum der verschiedenen „christlichen" Secten in der kirchlichen Metropole frei gewähren läßt, ja nicht undeutlich begünstigt. Es wimmelt jetzt daselbst von allen möglichen Predigern des Irrwahns, von pietistischen Stundenhaltern und

[1] „Germania", 11. März 1882, M.-A.

Traktätchen-Krämern; wie Pilze schießen die Bethäuser, „Tempel" und Schulen der Irrlehrer aus dem Boden des apostolischen Rom. Darum klagt der Heilige Vater Leo XIII. in seiner Encyklika vom 15. Februar 1882: „Rom, die ehrwürdigste Stadt der Christenheit, steht allen Feinden der Kirche offen und wird durch unheilige Neuerungen entweiht, durch Schulen und Tempel, welche der Irrlehre dienen; ja in diesem Jahre soll Rom sogar die Sendlinge und Häuptlinge derjenigen Secte aufnehmen, welche der katholischen Kirche am feindlichsten ist. [Großer Freimaurer-Congreß.] Sie wollen hier eine Generalversammlung abhalten. Aus der Wahl des Ortes geht zur Genüge hervor, was sie wollen; sie wollen ihrem Hasse gegen die Kirche Luft machen, sie wollen das Papstthum an seinem eigenen Sitze angreifen und die Kriegsfackel auf dasselbe schleudern. Freilich ist kein Zweifel, daß die Kirche über die gottlosen Versuche auch dieser Leute einst triumphiren wird; sicher aber ist und offenkundig, daß sie mit ihren Künsten darnach streben, zugleich mit dem Haupte den ganzen Leib der Kirche zu treffen und, wenn möglich, die Religion zu vernichten."

Das Treiben der Secten ist, gleich dem atheistischen Weltbunde der Freimaurerei, ein wirkliches sociales Unglück in der schönen Halbinsel; denn der Italiener ist entweder Katholik oder Gottesläugner; ist er der einzig wahren Kirche entfremdet, so wird er nicht Lutheraner, Quäker, Methodist oder Herrnhuter, sondern in Sachen des Glaubens Nihilist. Bei seiner kindischen Liebe zum Gelde hört der gemeine Mann wohl die gut bezahlten Sprüchlein der Mucker an, geht um schnöden Lohn in die „Tempel", schickt auch bei seiner sprüchwörtlichen Knauserei seine Kinder in die Schulen der Sectirer, wo sie nicht bloß unterrichtet, sondern auch gefüttert werden, aber im Herzen lacht er über das Treiben und betrachtet den Artikel „Religion" als mühelose Erwerbsquelle, mehrt also schließlich jene religionslose Volksschicht, die nach dem gesellschaftlichen Umsturze verlangt und sich bei jeder Revolution durch Unthaten auszeichnet.

Sodann ist der Liberalismus immer und überall „antiklerikal", aber kaum irgendwo mehr als in Italien, wo die neue Ordnung der Dinge nur durch den Haß gegen Papst und Kirche kann aufrecht erhalten werden. Was bedeutet nun das Parteischlagwort „antiklerikal" Anderes, als Feindschaft gegen die katholische und jede andere positive Religion, d. h. jenen schalen Unglauben, der bei den Einen zur Kälte, bei den Anderen zum Hasse gegen jeden religiösen Glauben führt?

Seitdem daher die Revolution sich am Tiber eingenistet hat, ist die Regierungsthätigkeit gegen die katholische Kirche bis zum Paroxysmus ausgeartet. Soweit die Staatsschulen bestehen, arbeiten sie auf Entchristlichung der Jugend hin, werden nur die erklärten Ungläubigen als Lehrer angestellt, ist das officielle Schulwesen bis zu den Universitäten ein Pflanzstätte des Nihilismus in Sachen der Religion und Tugend geworden; lauter Erscheinungen, welche schließlich nur dem rothen Socialismus Wasser auf die Mühle liefern. In der That hat der gesellschaftliche Umsturz bei der akademischen Jugend Italiens, wohl der bubenhaftesten der Welt, unglaublich viele Anhänger, um so mehr, weil derartige Gesinnung nach oben beliebt macht.

Hat aber der Italiener einmal die Religion verloren, so wird er der widerlichste Lästerer, weil ohnehin sein heißes Blut ihn zu Blasphemien geneigt macht. Bei jeder Gelegenheit bricht die liberale Presse, die officiöse wie die unabhängige, in den ekelhaftesten Ton gegen die geheiligte Person des Papstes und gegen kirchliche Einrichtungen aus. Keine Klage des Papstes über seine Unfreiheit geht vorüber, ohne daß die Schleusen des amtlichen und socialistischen Religionshasses gegen ihn losgelassen werden; keine Heiligsprechung wird gefeiert, ohne daß die Söhne der Finsterniß auf die Religion lästern. Bei der Seligsprechung des Alfons von Orozco schrieb die „Capitale": „Mit Läusen bedeckte Vagabunden und giftmischende Brüder, das sind die neuen Heiligen, deren Verehrung vom Papstthume den Gläubigen zur Pflicht gemacht wird. Die Kirche erstickt im Blute! rief Giordano Bruno aus. Jawohl, sie erstickt im Blute und in Läusen."[1] Andere Blätter durften ungestraft schreiben, Leo XIII. habe durch die Kanonisation vom December 1881 den Schmutz vergöttert, der Schmutz sei das Wesen des Papstthums, das Amt des Papstes sei Unsauberkeit, und Leo XIII. werde enden wie Sulla, von den Läusen verzehrt; dann werde es heißen: „Zum Tiber das Aas! Zum Tiber!"[2] Am 21. December 1881 schrieb die „Capitale" aus Anlaß der bevorstehenden Beatificationen: „Papst Pecci hat an der Fabrication neuer Idole für den Pöbel der Gläubigen Geschmack gefunden."

Auf solche Weise ist der oberste Hirte und die Weltkirche des Erlösers im piemontesischen Rom vogelfrei geworden. Crispi's „Riforma" behauptet, die Kirche treibe Abgötterei, stehe im Widerspruche mit der

[1] „Germania", 25. Januar 1882.
[2] „Germania", 3. Januar 1882.

Menschheit, sei gleichbedeutend mit der Sklaverei. Sie schrieb am 5. Januar 1882: „Die katholische Kirche hat den Papst zum Stellvertreter Gottes auf Erden gemacht und ist damit in gottlosen und schuldbeladenen Widerspruch zu ihrem Ursprunge und zum Menschen selbst getreten, welchem sie göttliche Ehre zuspricht, indem sie ihn mit dem Vater, der im Himmel ist, gleichen Wesens sein läßt." Darum genügt der „Riforma" nicht die Unterdrückung der weltlichen Herrschaft, sie fordert die Beseitigung des Papstthums selbst im Interesse der Menschheit, denn „solange es noch in Italien katholische Patrioten und in Europa katholische Fortschrittler gibt, solange werden der Patriotismus und die Vernunft conspiriren, um diese der päpstlichen Herrschaft zu entziehen; und die Schaar der Gläubigen wird immer mehr decimirt werden".

Ja freilich, die Schaar der Gläubigen und Tugendhaften wird in Italien „decimirt". In breitem Strome ergießen sich aus den Amts- und Redactionsstuben, aus den Schulen und Logen, aus den Reihen der leider herrschenden Partei, die hinter sich den Auswurf der Bevölkerung hat, die schlammigen Fluthen der rohen Religions- und Sittenlosigkeit über das einst so gläubige und sittenreine Land; aber den Nutzen aus dem finsteren Werke zieht weder der König noch seine Consorteria, sondern der Socialismus und das gesellschaftliche Chaos. Die „Lega" hat als Artikel 8 in ihr Programm den Satz aufgenommen: „Die antiklerikale (d. h. socialistische) Liga läßt kein Dogma und keine Art von Ritus oder Cultus zu; sie läugnet jeden Glauben an irgend welche Gottheit, und sie ächtet jede Behauptung eines überirdischen Wesens." Dieß sollten sich die fremden Mucker merken, die so seelenvergnügt sind, wenn sie ein räudiges Schaf aus der Hürde Petri in ihre „Tempel" bekommen.

Jede Revolution macht, wenn sie gelingt, einige Satte und unzählbare Hungernde. In Italien werden nun die Satten selbst nachgerade bange über ihr eigenes Werk, das ihnen Hunderttausende von Hungernden ohne Glauben und Gewissen auf den Nacken hetzt. Die „Correspondance de Rome" (5. Februar 1882) führt einen Satten jener Art an, den blutrothen Revolutionär und Kirchenfeind Raphael Marino, der nach einer Fluth von Verwünschungen doch am Ende bekennen muß: „Wir besitzen innerhalb unserer gegenwärtigen Grenzen ein Italien, das wiedergeboren werden muß. Es ist das Volksitalien, das unter der Last endlosen materiellen und sittlichen Elendes verkommen ist. Dieß ist die wahre Italia irredenta, nicht aber jene, die von unbändigen und

verkehrten Köpfen im Auslande, in Österreich und Frankreich, in der Schweiz und gar im britischen Reiche gesucht wird." Dieses inländische Italien zu erlösen, aus seiner Unwissenheit und Sittenlosigkeit zu erheben, ihm die Gefühle seines menschlichen und sittlichen Bestandes einzuflößen, wäre nicht bloß eine religiöse Aufgabe, sondern eine patriotische Pflicht. Aber verzweifelnd ruft er aus: „Ach, diese Unternehmung ist beinahe aussichtslos ohne die Beihilfe der Geistlichkeit." Daher kommt Marino zu dem Schlußergebnisse: „Die Geistlichen allein könnten uns helfen. Gibt es Mittel, nicht um das in gewissem Sinn unlösbare Problem aus der Welt zu schaffen, sondern um es nur zu mildern und um das unvermeidliche Verhängniß hinauszuschieben, so besitzt der Klerus dieselben. Mit den göttlichen Lehren und den Offenbarungen von oben, welchen der Menschenwille nicht widerstreben kann, sondern sich unterwerfen muß, ist der Priester allein im Stande, das Volk über das Gewissen und dessen Ursprung, über sein Ziel und Ende, über seine sittliche Würde aufzuklären, ihm die Gefühle von Zucht und Ordnung, von Ehrerbietung vor der Gesellschaft, der Verfassung und anderen Gesetzen einzuflößen."

So philosophirt ein Feind der Kirche, der jedoch von der Nothwendigkeit derselben für das Volk und von ihrer Unentbehrlichkeit für die Gesellschaft überzeugt ist. Mögen zuerst er selbst und seine Parteigenossen den stolzen Nacken unter das Joch Christi und den widerspenstigen Geist unter das Lehr- und Hirtenamt des Papstes beugen! Denn das Christenthum in Gesinnung, Wort und That ist eine allgemeine Menschenpflicht, ohne welche weder der Einzelne noch die Gesellschaft zur letzten Bestimmung gelangen.

Gewiß, das Priesterthum ist für die Menschheit unentbehrlich; seine Spitze aber ist das Papstthum. Der oberste Priester zu Rom ist der Schlußstein des großen Gewölbes, unter welchem das Menschengeschlecht sein Gesellschaftsleben führt; er trägt und schützt letzten Ortes die Throne, das Eigenthum, die ewigen geistigen Interessen der Völker. Ein Staat, welcher den Schlußstein des socialen Gewölbes antastet, führt über sich selbst und über den Erdtheil das gräßlichste Übel herein, die gesellschaftliche Auflösung.

(Schluß folgt.)

M. Pachtler S. J.

Hauseinrichtung und Haushaltung am Niederrhein um 1555.

Die alten Einrichtungen, welche eine fremde Mode als altfränkisches Zeug in Verruf gebracht hatte, leben wieder auf. Der deutsche Erker schmiegt sich wieder an die Bürgerhäuser, um die Einförmigkeit der bureaukratisch geregelten Straßen zu beleben, und die Hauseinrichtung fängt an, etwas Anderes zu zeigen, als fabrikmäßig gearbeitete Möbel, die eben so glänzend als werthlos sind und die ihre Politur und Haltbarkeit schon verloren haben, ehe die leichtsinnige Mode sie als veraltet bei Seite wirft. Auf alten Schränken glänzen die alten Krüge und Gläser, die einst der Stolz und die Zierde der gemüthlichen Zimmer unserer biederen Vorfahren gewesen sind.

Aber wie war ihre Hauseinrichtung beschaffen, wie führten sie ihre Haushaltung?

Die Einrichtungen fürstlicher Burgen und vornehmer Patricierhäuser in den großen Reichsstädten sind uns bekannt. Meist sind es Ausländer, die davon erzählten und deren Bericht zu uns zurückkommt, denn die Landsleute fanden es nicht der Mühe werth, Dinge aufzuzeichnen, die sie alle Tage sahen. Was zum alltäglichen Leben gehört, wird eben nicht der Aufzeichnung für werth erachtet; je mehr aber etwas gegen unsere Gewohnheiten verstößt, desto häufiger wird es erzählt.

Was ist gewöhnlicher als die Hauseinrichtung und Haushaltung des Mittelstandes, der gerade beim Ausgange des Mittelalters in den Städten so zahlreich und so behaglich lebte? Nur zufällig erfahren wir davon Einiges.

Ein solcher glücklicher Zufall hat uns die bis in's Einzelnste gehenden Nachrichten über die Einrichtung eines deutschen Hauses um 1550 erhalten. Das für die Culturgeschichte so reiche Archiv der alten Stiftskirche des hl. Viktor zu Xanten bewahrt nämlich eine Handschrift [1], in welcher das Inventar des dort 1553 verstorbenen Kanonikus Gerard Berendonck auf das Genaueste angegeben ist. Da die Testamentsexecutoren zugleich alle Einnahmen und Ausgaben verzeichneten, die sie für das Begräbniß und die zeitweilige Fortführung der Haushaltung machten, so gewinnen wir ein vollständiges Bild einer Haushaltung und Hauseinrichtung in einer rheinischen Landstadt während der Jahre 1553—1557, woraus sich leicht allgemeinere Schlüsse für andere Städte und Verhältnisse ziehen lassen.

Versetzen wir uns in's Jahr 1553.

---

[1] Registrum receptorum et expositorum per executores Testamenti quondam Gerardi Berendonck Canonici Xantensis, qui obiit anno 1553 ipso divisionis apostolorum die sc. 15 Julii hora 4ª post prandium. Registratur des Xantener Pfarrarchivs XVI c. Papierhandschrift in schmalem Folio, Currentschrift, deutsch und lateinisch. 200 Seiten. Geschrieben 1553—1557.

Ein Schiff der reichen kölnischen Kaufmannschaft führt uns den Rhein herab. In munterer Gesellschaft suchen wir uns die Zeit zu vertreiben, da der Blick auf die flachen Ufer über die Maßen langweilt. Aber unterhalb Wesel tritt eine Hügelreihe näher heran an den breiten Rheinstrom. Langgestreckt erhebt sich der Fürstenberg auf dem linken Ufer aus der Ebene heraus. An seinem Abhange und auf seinem Gipfel lagen die Befestigungen der alten römischen Castra vetera, zum Theil an der Stelle, wo das alte Birten sich ausbreitete, ehe der Rhein es wegschwemmte. Nach Vertreibung der Römer hausten fränkische Große auf dem Rücken des Berges, vielleicht in den alten römischen Befestigungen. Einige Gelehrte wollten sogar dem grimmigen Hagen von Tronje, der aus dem Nibelungenlied so bekannt ist, hier seine Wohnung anweisen. Den Rittern folgten Benedictiner von Siegburg, unter denen der Hügel den Namen „Berg des hl. Martinus" erhielt, ihnen arme Cistercienserinnen. Sie vergrößerten ihr Kloster in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch Neubauten. Der Thurm ihrer Kirche erhebt seinen schlanken Helm und daneben dreht der Wind die gewaltigen Flügel der alten Mühle der Herzoge von Cleve. Auf dem Abhang steht die Mühle der Nonnen. Doch der Rhein treibt unser Schiff weiter. Bald treten hinter dem Fürstenberg zwei gewaltige Kirchthürme hervor. Es sind die beiden Thürme, welche die romanische Westfaçade der Victorskirche einschließen. Allmählich erhebt sich die ganze Kirche aus der Ebene. Wir sehen ihre starken Strebebogen und den edlen, frühgothischen Chor, dann zeigt sich zu ihren Füßen das alte Xanten. Nachkommen der Helden des Nibelungenliedes zu sein, dünkte seinen Einwohnern zu geringfügig, sie suchten sich noch ältere und vornehmere Ahnen. Fände sich auf unserm Schiffe ein Bürger der Stadt oder einer der 48 Kanoniker des Stiftes oder einer seiner 33 Vikare, so würde er uns mit Recht und Wahrheit versichern, daß seit Menschengedenken jedes Kind in Xanten wisse, die Stadt sei von trojanischen Flüchtlingen gestiftet, wie der gelehrte Kanonikus Schoen und der gewandte Dechant Heimerik dieß weitläufig erzählen. Man könne es in ihren schön geschriebenen Büchern auf der Stiftsbibliothek lesen. Auch die Rechtsbücher sagten dasselbe[1].

Inzwischen gelangen wir an die Mündung der Beek. Wo sie sich in den Rhein ergießt, landet unser Schiff. Alle steigen aus, aber sie müssen noch eine gute Viertelstunde gehen, ehe sie die Stadt erreichen. Auf dem Wege sehen sie die Antoniuskapelle, die vor der Stadt liegt und den armen Pestkranken zur Zeit der Seuche Trost bieten soll. Im Innern der Stadt gruppiren sich um die Victorskirche vier Kapellen, die dem hl. Michael, dem hl. Gereon, dem hl. Andreas und dem hl. Bartholomäus geweiht sind. Bald stehen wir auf dem weiten Markte. Ein Bach fließt über ihn hin. Er heißt Sante, für die Gelehrten unter den Einwohnern ein triftiger Beweis, daß ihre Stadt mit dem alten Troja verwandt sei, durch das ja, wie jeder Latein-

[1] Vgl. die drei Handschriften des Archives von Xanten: Schoen, historia Xantensis (c. 1460); Heimerici opera I (c. 1490); Rechte ind Gewoente des Bischops Hoffs van Xanten (c. 1463).

schüler weiß, der rothe Xanthus seine Wogen wälzte. Die Vaterstadt werde also vom Dichter des Annoliedes mit Recht „luzzele Troie“, Klein-Troja genannt.

An der Nordseite des Marktes erhebt sich die Michaelskapelle, deren Thurm und hohes Dach, 1478 vollendet, erst vor einigen Jahren (1551) ein neues Kreuz erhielt, das im hellen Sonnenschein erglänzt. Wir gehen auf sie zu. Da öffnet sich unter ihr ein Thorweg. Die gewaltigen, mit eisernen Nägeln verzierten Thürflügel stehen offen. Im Thorweg ist rechts eine Thüre, welche in die Dionysiuskapelle führt, über der sich die Michaelskapelle als zweites Stockwerk erhebt.

Der Thorweg endet auf der „Stiftsfreiheit“ oder Immunität, einem großen Platze, der rings umschlossen ist von den Häusern der Stiftsgeistlichkeit. Sie umgeben die Victorskirche mit ihren Kreuzgängen, dem Kapitelshause, der Schule und den Kornböden des Kapitels.

Links neben dem Ende des Thorweges, an der Westseite der Doppelkapelle des hl. Dionysius und des hl. Michael steht ein großes, steinernes Wohnhaus. Die Fenster seiner Südseite sehen auf den Markt hinaus in die Sante hinein, die Nordseite und der Eingang ist gegen die „Stiftsfreiheit“ gerichtet.

Hier wollen wir um Eingang bitten, indem wir mittels des starken, kunstvoll gearbeiteten Thürklopfers uns anmelden. Man öffnet und wir fragen an um die Erlaubniß, das Haus zu besichtigen.

Der Hausherr, Kanonikus Berendonck, empfängt uns auf's Freundlichste. Schon ehe wir anklopften, sahen wir sein Bild, denn neben seiner Hausthüre und an der Südseite der Kirche besichtigten wir im Vorübergehen die Stationsbilder, die er auf seine Kosten errichten ließ und die vor einigen Jahren fertig geworden sind. In ihnen kniet er dreimal als Stifter, einmal in Lebensgröße. Es ist ein stattlicher geistlicher Herr mit lockigem Haar und gutmüthigem Gesichtsausdruck, geachtet von allen, die ihn kennen, ein eifriger Förderer der Kirche[1] und Freund der Armen. Sein Haus hat zu ebener Erde eine Kapelle und sieben Zimmer, an die sich Küche, Waschhaus, Brauhaus, Holzhaus und Pferdestall anschließen. Oben sind ebenfalls sieben Zimmer.

Das große Zimmer, in das wir eintreten, heißt „die kamer“. Im Kamin, der weit hervortritt, flackert auf dem Eisenrost das offene Holzfeuer munter und frei. Steinkohlen sind noch unbekannt und Holz ist so billig, daß man es nicht zu schonen braucht. Zwei Zangen nebst einem Blasbalg, die unentbehrlichen Hilfsmittel, um die brennenden Holzstücke zu ordnen und ihren Brand zu regeln, fehlen nicht. An den Wänden stehen zwei Schränke (trysoir), ein kleiner und ein großer, neben einem Kleiderkasten (klederkasth), einer Leinwandkiste, einem Schreibtisch (canthoer) und zwei Betten. In der Mitte hängt über dem großen Tisch ein Kronleuchter, der aus Hirschgeweih künstlich zusammengesetzt ist.

---

[1] Die Baurechnung von 1537 gibt ihm den ehrenvollen Titel: zelatus Berendonck.

Der Kleiderkasten bewahrt die Anzüge des Kanonikus, zwei schwarze lange Oberkleider (tabbert), vier graue Röcke (tunicae). Den schwarzen Mantel erhielt Hermann Leuken, der „Maler, Anstreicher und Glaser des hochwürdigen Kapitels". Eine lange Reihe von Jahren steht er in den Baurechnungen der Kirche als rüstiger Arbeiter. Jetzt ist er so alt geworden, daß er nicht mehr arbeiten kann. Die Mitglieder des Kapitels kennen seine treuen Dienste und unterstützen ihn gerne und reichlich. Da sind noch zwei Westen (tunicae pectorales) neben sechs wambosch (Wams) von Damast, Camelot oder Seide. Eine Chorkappe, ein Chorhemd (koerkoel) und zwei Birette dienen dem Kanonikus, wenn er zur Kirche geht. Unten stehen neben dem Schuhzeug einige Bücher. Ihre Titel werden wir später vernehmen.

Die Leinwandkiste enthält 78 Schnupftücher, sechs Hemden und ein 200 Ellen langes Stück Leinwand (doyk oder pannus linneus). Nach Berendonck's Tode empfing Beel, die Magd, davon 22 Ellen, 74 Ellen wurden der Joffer Doeb und ihrer Freundin übergeben, um Hemden für die Armen zu machen, der Rest wurde verkauft, die Elle zu $^1/_{12}$ daler. Solcher Stücke Tuch waren mehrere im Hause. Es gab damals eben noch keine solche Industrie, wie wir sie um uns sehen. Statt ihre Kinder zur Fabrik zu schicken, hielten die Eltern sie im Hause zur Arbeit an. Besonders an den langen Winterabenden wurde fleißig gesponnen und gewebt. Weil man den gefertigten Stoff an erster Stelle zum eigenen Bedarf verwandte, suchte man gute, dauerhafte Waare herzustellen. Den Käufern wurde das überlassen, was man selbst nicht brauchte. Weil diese aber die Arbeiter kannten, die das Stück ihnen geliefert hatten, verlangte die Arbeiterehre Sorge, um nur Preiswürdiges herzustellen.

Neben der „kamer" lag die Kapelle der heiligen drei Könige. Es war wohl der Theil der obengenannten Doppelkapelle des hl. Michael, der noch heute zu ebener Erde westlich vom Thorweg der Dionysiuskapelle gegenüber liegt und in dessen Gewölbe das 19. Jahrhundert eine Küsterwohnung hineinzwängte. Dieser Kapelle vermachte der Kanonikus ein silbernes Becken von $10^1/_8$ loet, um aus ihm einen Kelch zu verfertigen, der zu ewigen Zeiten in dem Hause bleiben sollte. Der Goldschmied mußte noch $4^3/_8$ loet hinzuthun, wofür er $2^1/_{10}$ daler berechnete. An der Wand der Dreikönigenkapelle hängt ein Bild der heiligen Dreifaltigkeit, ein Missale liegt auf dem Altare, neben demselben stehen zwei Kasten, die für die Culturgeschichte nicht ohne Bedeutung sind. In dem einen liegen die Altargeräthe, im andern die Urkunden und Siegel. Fast neben jedem der 27 Altäre der Victorskirche waren in ähnlicher Weise Schränke und Kasten aufgestellt, welche die Sachen enthielten, die zu ihm gehörten. Sie wurden als ein so wesentlicher Theil des Altares angesehen, daß die Vikare von ihrer Altarpfründe dadurch Besitz ergriffen, daß sie vor dem Notar des Kapitels ihre Hand legten auf die Ränder des Altares und auf diese Kasten und Schränke. Erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts (1757) wurden dieselben, weil sie die Kirche füllten und den Verkehr hemmten, laut Kapitelsbeschluß entfernt. Diese Maßregel erscheint uns so natürlich, daß wir kein Bedenken tragen, dieselbe sofort zu

billigen, und daß wir uns nur wundern, daß eine solche Maßregel nicht schon früher getroffen wurde. Nichtsdestoweniger bezeichnet sie eine grundsätzliche Änderung der Verhältnisse. Bis dahin war die Kirche nur der große Rahmen, in dem jeder Altar und jede Präbende eine juristische Person war, welche durch ihren Inhaber vertreten wurde. Die Verfassung war hierarchisch-republikanisch. Als aber die Geräthe und Urkunden der einzelnen Altäre in gemeinsame Schränke oder in eine Sakristei zusammengebracht und durcheinander geworfen wurden, war das centralistrende Element so stark betont, daß nur ein Schritt dazu gehörte, um die einzelnen Altäre ihrer individuellen Rechte zu entkleiden und die ganze Kirche als Rechtssubject aufzustellen, zu dem die einzelnen Altäre wie Theile zum Ganzen sich verhalten. Das hat ohne Zweifel sein Gutes. Aber für die meisten Altäre war es das Todesurtheil. So lange jeder Altar seine Renten und seinen Rector hatte, war sein Bestand gesichert, höchstens wurde er erneuert, „verschönert". Sobald er aber seine Urkunden, seine Einkünfte und seinen Vertreter verloren hatte, sank er zum überflüssigen Möbel herab. Auf diese Art sind die meisten Altäre aus unsern Kirchen verschwunden. Xanten ist fast die einzige Kirche unserer Gegenden, die alle ihre Altäre gerettet hat. Aber sie werden auch dort nur so lange stehen bleiben, als der historische Sinn der Bevölkerung, die an diesen Altären heranwuchs, der leidigen Nivellirungssucht der Neuzeit das Gleichgewicht zu halten im Stande sein wird. Leider sind nur schon zu viele Stimmen laut geworden, welche die ehrwürdige Kirche ihres fast einzig dastehenden historischen Schmuckes entkleiden wollen. Sie wird dann all ihren malerischen Reiz verloren haben. Der klare Blick über die Architektur, mit dem einige für ihre Sache begeisterte Baumeister uns entschädigen wollen, wird uns den Verlust der mit der Geschichte des Kapitels und der Stadt so eng verknüpften Altäre keineswegs ersetzen. Dieser so gerühmte Durchblick durch die schlanken Säulenreihen wird nicht viel Anderes bieten, als so viele andere ihres Schmuckes beraubte Kirchen, in denen der ungehemmte Durchblick auf die Dauer so ermüdet und langweilt.

Doch kehren wir zum Hause des Kanonikus Berendonck zurück.

Wir kommen zum Speisesaal (sadell). Drei Gemälde hangen an den Wänden, sie stellen dar: die Bekehrung des hl. Paulus, die hl. Magdalena und den hl. Christophorus. Über dem Doppeltisch hängt wiederum ein Kronleuchter aus „Hirschhörnern" (cornu cervinum, een hertzhoern); zwei kleinere Tische, ein großer Sessel, dessen Sitz auch als Lade dient, drei Bänke, ein Waschtisch hinter der Thüre und ein hoher Schrank vollenden die Einrichtung. Der Schrank fesselt unsern Blick. Schon das dunkelnde Eichenholz und die kräftigen Schnitzereien machen es zum Prunkstück. Auf ihm stehen die Kannen, welche heute von Sammlern mit so ungeheuren Summen, bis über 200 Thaler, bezahlt werden. In ihm lag die Tischleinwand[1].

[1] In den sadell (triclinium): Item een hoegh Trysoir myt lynen werk (mit leinen Zeug) dair up twe hoegh wynkannen. Item 1 grote vlesch. Item noch II wynkannen. Item II koperne luchter. Item II gelaser (Gläser).

In der Trysoir: Item XIII par laecken (Leintücher) so kleyngh so groit.

Das dritte Zimmer hieß „die grote stafe“ (camera scriptoria). Es war das Wohnzimmer des guten Berendonck, des einzigen ältern Kanonikus, dessen Andenken noch im Xantener Volksmunde lebt. Sein Bild hing an der Wand zwischen zwei andern Tafelgemälden (tafereln), von wo es nach Uedem kam, wo es sich vielleicht noch auffinden ließe. Um den viereckigen Tisch standen zwei Bänke und drei Stühle.

Neben dem Wohnzimmer lag die kleyngh staeff (parva stufa vel hypocaustum). Es war das Wohnzimmer für den Winter und hatte die Aussicht nach dem Markte hin. Zwei kleinere Gemälde (gemaeld tafereelgens) zierten die Wand und einige Bücher lagen auf dem Tische, über den am Abend ein kupferner Kronleuchter sein Licht ergoß. Derselbe ward der Kirche vermacht, um vor dem Altar der hl. Katharina aufgehängt zu werden.

Im folgenden Zimmer steht ein hohes Bett. Rothe Vorhänge, welche von den vier hohen Bettpfosten gehalten werden, umgeben es. Im Ganzen waren zwölf Betten im Hause. Rechnen wir das Bett des Hausherrn, des Dieners und der Magd ab, so bleiben noch neun Fremdenbetten, gewiß der sprechendste Beweis für die freigebigste Gastfreundschaft, die sich auf alle Stände erstreckte. Einen Beweis dieser Gastfreundschaft liefert gleich das folgende Zimmer, das siebente und letzte im Erdgeschoß. Es hieß Moncken kamer. Das arme einfache Bett, das dort stand, gehörte den Franciscanern, die bei Berendonck einkehrten, „weil er ihr Gastfreund war“. Hier betete und wachte der fromme Franciscanerpater, welcher den Kanonikus zum Tode vorbereitete. Ein Stuhl und ein armer Tisch vollendete die Einrichtung. Auf dem Tische lagen einige Bücher. Benutzen wir die Gelegenheit, um die Bibliothek des Kanonikus anzusehen. Sie war nach unsern Begriffen nicht groß, aber einerseits stand ihm die alte, reiche Stiftsbibliothek zu Gebote, für die man vor noch nicht 20 Jahren neben der Kirche neue Räume gebaut hatte, und andererseits waren die Bücher noch sehr theuer.

An eigentlich liturgischen Büchern besaß der Kanonikus: ein Diurnale in Pergament, das für 1 den. = $^1/_{294}$ daler verkauft wurde, vier Bände eines Breviers, das Missale seiner Kapelle und ein Buch für die Ertheilung der vier kleinern Weihen.

Item Wyn (Winand) untfangen I par grauer laecken tot synne kraem (Haushaltung). Item X mappas mensales van pellen (zehn Tischtücher von Gebild). Item quatuor similes detritas mappas, de quibus unam habet Elsa. Item quatuor mantilia longa van pellen myt drumelen. Item aliud mantile parvum pellen. Item III kleyngh Collarii dwelen. Item XXIII tafeldwelgens pellen, de quibus Elsa habet XII. Item IX antiquas mappulas. Item tres mappas mensales simplices, quarum una est fracta. Item VI mantilia longa rond um die tafel gaend. Item superpellicia. Item XX stuck flessen garns, habet Bela famula. Item IV mappas mensales parvas simplices. Item VII mappas simplices ad manus tergendas. Item II Scherduyck. Item XXXI thecas lineas sc. kustyken (d. h. Kissenüberzüge). Dieser kleine Auszug zeigt nicht nur den Stil des Manuscriptes, sondern gibt auch die Zahl und die Namen der damaligen Leinwandstücke.

Für exegetische Studien dienten ihm zwei große Folianten, von denen der erstere einen Theil des alten Testamentes, der andere das neue Testament enthielt; ein Wörterbuch: **Mammo (?) tractatus vocabularius** und **Holkoth, super librum sapientiae.**

Dann folgten: **Augusti de Ancona de ecclesiastica potestate;**

Summa pissella sive supplementum;

Thomas, super primum librum sententiarum;

Rationale divinorum, wohl das bekannte liturgische Werk des Durandus;

Simonis diversa cum aliis;

Simonis quadragesimale;

Quadragesimale Grytz (?);

Passionale sanctorum Simonis discipuli (eine Heiligenlegende);

Gesta Romanorum (legendarische Geschichte der Römer);

Ambrosius de officiis;

(Nider) consolatorium conscientiae.

Tractatus Alberti de Farrarijs.

Die drei letzten werden als **kleyne buyck** bezeichnet, als **grote buyck** sind acht genannt.

Wenn es wahr ist, daß man aus der Bibliothek auf den Charakter des Besitzers schließen kann, dann gehörte unser Kanonikus noch vollkommen den Zeiten des Mittelalters an. Dieß finden wir auch in anderer Weise bestätigt. Keine einzige Schrift der Reformatoren, die damals Deutschland mit ihren Büchern überschwemmten, fand Eingang in sein Haus. Dagegen erhält die kirchliche und profane Legendenliteratur neben den streng scholastischen Werken einen ehrenvollen Platz, wie ja auch die Kunst des Mittelalters der Legende einen so großen Spielraum gewährte.

Nun geht's zur Küche. Da haust Gerard Wyntgens, der vertraute Diener, dem der dankbare Kanonikus eine Rente von $5^1/_2$ **daler** vermachte. Bis in's 13. Jahrhundert hinab findet sich in den Xantener Büchern und Rechnungen wiederholt der Koch erwähnt, so daß die Küchenarbeit früher weit mehr als heute in der Hand der Männer gelegen zu haben scheint.

Neben dem Koche diente noch eine Magd im Hause, welche die Hausarbeit versah. Ihr Lohn betrug jährlich $2^4/_7$ **daler**, 4 Paar Schuhe und 10 Ellen Leinwand. Da das Paar Frauenschuhe zu $^1/_6$ **daler** berechnet wurde und eine Elle Leinwand zu $^1/_{12}$ **daler**, so betrug ihr ganzes Einkommen etwas mehr als 4 **daler** im Jahre oder $^1/_3$ **daler** im Monate. Da ein guter Arbeiter leicht $^1/_8$ **daler** im Tage verdiente, so erhielt er in der Woche fast doppelt so viel als sie im Monat, während heute eine Magd im Monate ungefähr so viel bekommt, als ein Arbeiter in der Woche. Der Lohn für Frauenarbeit ist also im Verhältniß zur Arbeit der Männer bedeutend gestiegen. Das liegt übrigens auch in der Natur der Verhältnisse. Je mehr das selbständige, mehr oder weniger kunstreiche Handwerk über rein mechanische Arbeit sich erhebt, desto mehr muß der Lohn des Mannes steigen, weil er der geborene Träger des Handwerks ist. Je mehr aber umgekehrt der

Mensch nur zum Leiter der Maschine herabgedrückt wird, je mehr bei der Arbeit die Arbeitskraft im Gegensatz zur verständigen Arbeitstüchtigkeit in Berechnung kommt, desto mehr muß sich der Lohn der Frauenarbeit dem Lohne des Mannes nähern, da eine Frau die Maschine so gut leiten kann als ein Mann, und da ihre rein physische Arbeitskraft, besonders in geschwächten Arbeitsklassen, nicht so viel unter derjenigen der Männer steht.

Der Gang vor der Küche war zu einem Ansprachszimmer für arme Leute bestimmt. Ein Schrank, ein kleiner Tisch, eine alte Bank und zwei Stühle bildeten sein Mobiliar.

Noch heute laufen auf dem Lande die Hühner um den Herd herum. Gebildete Leute gestatten nur Katzen und Hunden den Zutritt in's Haus, ja sie erlauben ihnen, bis in's Familienzimmer zu kommen. Meister Gerard folgt noch der alten Mode, denn er hat in der Küche seinen Hühnerstall, den er „Kow" nennt, und ein anderes Möbel, dae Entenkasth. Auf diesen beiden Käfigen hat er seine Schüsseln aufgestellt. Die beiden Küchentische sind alt und werthlos, wie die beiden Küchenstühle. Neben dem Herd hängt das hölzerne Salzfaß, das ein altvererbtes Recht auf diesen Platz hat, und das Feuerzeug, brantroid, thangen ind blaisballick. Die Ketten und Haken, welche die Kessel über dem Feuer halten und die wir auf dem Lande noch heute finden, nennt er hael und lyngelhael. Auf einer Seite steht ein großer Schrank (schaep, repositorium) mit drei Gefächern, auf denen das reiche Kupfergeschirr glänzt, wie es den Stolz einer niederländischen Hausfrau bildet. Dort stehen kupferne Leuchter, 15 große neben vielen kleineren, Becken, Schüsseln, Kannen und Teller, 36 große, 40 kleine und 26 Staatsschüsseln (moyscottelen). Sicher hat Niemand damals geahnt, daß in späteren Zeiten ein großer Theil solcher Teller und Schüsseln in Salons und Museen und selbst in königlichen Schlössern als seltene Schaustücke ausgestellt würden. Eine kleine Thüre führt in das Waschhaus, in dem das gröbere Küchengeräthe aufgestellt ist. Steigen wir jetzt hinauf in die Zimmer des ersten Stockes, „up den solder". Da liegt neben der maeght kamer, dem Mägdezimmer, die beghynen kamer, welche für durchreisende Nonnen bereit stand, wie die Moncken kamer zur ebenen Erde die Ordensmänner aufnahm. Das zweite kleinere Fremdenzimmer lag dicht neben der Michaelskapelle. Das größte Fremdenzimmer hieß die Saelkamer. Es war weit und geräumig. Seine werthvollen Wandteppiche (tapeit) wurden der Sacristei der Kirche vermacht. Zwei große Betten[1] mit gelben Vorhängen zeigen,

[1] Eine Stelle des „Registrum" gibt die vollständige Ausstattung eines Bettes mit den damaligen Namen: Gerith en Henrick off Elsa vurs (vorgenannt) hebn tot oren Deel untfangen die twe bedstede, bedden pollowe (pullvinar), ploymkussen (Flaumkissen, Federbett) en twe tzartzen (lodices, Decken) sc. een ny (neu), die roet und gruyn was, nyt gefoydert, gebeeldet ind een ander aick gebeeld und gefoydert was die roet wyt en groyn was. Etwas weiter unten heißt es: Item een bed verkocht voir II½ daler myt pollow, II ploymkusskens. Item noch een bedde vercocht voir II½ daler.

daß es als Zimmer für vornehmere Gäste galt. Drei weitere kleine Zimmer entsprechen den drei vor der Saalkammer genannten, das eine hieß die Jonghenkamer, das zweite die knechtkamer. In der letzteren wohnte Meister Gerard. Da seine Kleider hier hängen, wollen wir im Vorübergehen bemerken, daß ein vollständiger Anzug auf $3^{1}/_{10}$ daler zu stehen kam, eingerechnet $^{1}/_{4}$ daler für Macherlohn des Rockes, $^{1}/_{6}$ daler für die Hose und $^{1}/_{4}$ daler für ein Paar Mannsschuhe. Vom braunen Tuch für den Rock kostete die Elle $^{1}/_{8}$ daler; vom grünen Tuch der Weste war die Elle ein Weniges ($^{1}/_{49}$) theurer. Heute würde man für einen solchen Anzug mehr als 25 Thaler zu bezahlen haben. Möge jedoch der Leser noch keinen Schluß über die Preisverschiebung seit 1555 machen. Denn es wäre ein falscher Schluß, wenn man sagen wollte: ein Anzug, der heute 25 Thaler kostet, wurde 1555 zu nur $3^{1}/_{10}$ daler berechnet, also sind die Preise um das Achtfache gestiegen.

Die Unrichtigkeit wird klar, sobald man annimmt, ein Mann, der in Xanten einen Thaler verdient, zöge nach London und verdiene dort für dieselbe Arbeit ebensoviel. In diesem Falle würde er dort um so schlechter stehen, als alle Lebensbedürfnisse in London theurer sind, als in Xanten. Ob etwas theuer oder billig ist, richtet sich nach dem Tagelohn, und weil er z. B. in Xanten und London verschieden ist, kann in Xanten etwas theuer sein, was in London bei demselben Preise sehr billig ist, weil die Arbeiter dort mehr verdienen. So kann man heute achtmal so viel Silber für denselben Gegenstand fordern, als man 1555 dafür verlangte, ohne daß es darum achtmal so theuer ist, weil nämlich die Arbeiter mehr Silber bekommen, indem die Sätze der Taglöhner gestiegen sind und der Silberwerth bedeutend gefallen ist.

Später wird sich Gelegenheit finden, das wahre Verhältniß der alten Preise zu den neuen zu berechnen.

Gehen wir darum die steilen Stiegen herab, um auch die Nebengebäude zu besuchen. Da ist zuerst das Brauhaus. In ihm steht neben dem Braukessel eine große Bütte mit drei kuyven und dem übrigen Handwerkszeug. Der Kanonikus kaufte das Bier nicht beim Brauer, sondern ließ diesen in sein Haus kommen, um die Gerste, welche er vom Stifte erhielt, zu verarbeiten. Dryeß de Brower mußte 1554 noch einmal brauen und erhielt dafür $^{1}/_{9}$ daler. Diese wie andere Notizen, z. B. daß im Holthuys eine große Menge Balken und Bretter lagen, scheinen auf den ersten Blick unbedeutend. Und doch beweisen sie, alle zusammengenommen, daß der echte Sinn der vernünftigen Selbständigkeit damals noch stark war und daß der alte Spruch: „My house is my castle“ („Mein Haus ist meine Burg“), auch in Xanten damals noch galt. In seinem Hause hatte man seinen Vorrath von Leinwand und Tuch; man hatte seine Vorräthe an Bauholz und Getreide; man hatte seine Vorrichtungen für Küche und Keller, so daß man nicht jeden Augenblick genöthigt war, zu Händlern und Läden zu laufen und sich in Abhängigkeit unter die wechselnden Preise zu beugen, oder mit dem eben Vorräthigen sich abfinden zu lassen.

Einen traurigen, wenn auch von Zeit zu Zeit unvermeidlichen Posten in den Ausgaben einer Haushaltung bilden die Begräbnißkosten. Unser Manuscript ist hier um so wichtiger, weil Kanonikus Berendonck ausdrücklich bestimmt hatte: „Die Exequien sollen in anständiger Art gefeiert werden, nach der Sitte der Xantener Kirche, ohne auffallenden Pomp." Seine Notizen zeigen also, wie in Xanten Begräbnisse gehalten zu werden pflegten. Der Todestag war an einem Freitage. Am Samstag lasen acht Priester für den Verstorbenen die heilige Messe und jeder erhielt als Stipendium $^1/_{32}$ daler. Der Dodengrever erhielt für die Grube vor dem Kreuze am Südportal der Stiftskirche etwas mehr als $^1/_5$ daler. Vier Maurer arbeiteten die Nacht hindurch, um diese Grube auszumauern. Der Meisterknecht erhielt $^1/_6$, jeder seiner Gesellen $^1/_8$ daler Lohn. Dann kam der Sarg, der $^1/_5$ daler kostete.

Sehr interessant sind zwei Verträge über den Grabstein, die hier wörtlich folgen sollen, weil der erstere zeigt, wie vorsichtig dieselben abgefaßt wurden, der zweite aber eine für die Kunstgeschichte wichtige Notiz bietet:

„Item ist vertragen mit Rhaetz Scepp, daß er uns liefern soll einen Stein auf dem Grabe in Breite und Länge und Dicke als wie der Stein, der auf dem Grabe des Portarius in der Kapelle liegt. Er soll nicht minder sein, auch ohne Loch und neu. Ist er anders, so soll der Meister den Stein selbst behalten und uns das Geld wiedergeben. Und er hat ihn zu liefern binnen eines Monates Zeit auf seine Gefahr und Kosten, und er soll ihn liefern an die Beek oder zu Lütingen an's Land. Und wir sollen ihm dafür geben 18 Joachimdaler oder den Werth davon."

Nachdem der Stein angekommen und für gut befunden war, handelte es sich um die Inschrift. Darüber wurde der folgende Vertrag geschlossen:

„Item vertragen mit Meister Arndt van Tricht, daß er das Epitaphium hauen soll mit erhöhten Lettern und auf den Stein einen Bären (der Kanonikus hieß Berendonck) mit dem Wappen und zwei Reihen Lettern. Und er soll haben $4^1/_2$ daler."

Dieser Vertrag hilft nicht nur, dem biederen Meister seinen ehrlichen Namen wiederzugeben[1]: „Arndt van Tricht", sondern er bietet auch einen neuen wichtigen Fingerzeig für die Herkunft der sogenannten Schule von Calcar, zu der Arndt gerechnet wird. Tricht ist nämlich sein Geburtsort, und es weist auf Utrecht, aus dessen Namen Trajectum im Volksmunde Tricht geworden ist.

Der Transport des Serckstecn vom Rheine nach Xanten und sein Legen auf das Grab kostete je $^1/_2$ daler.

[1] Scholten (Auszüge aus den Rechnungen der Victorskirche) liest immer Arnold de Wicht, obwohl auch die Baurechnungen Arnold de Tricht haben. Der Irrthum lag aber sehr nahe, da in den betreffenden Manuscripten tr von W nur schwer zu unterscheiden ist. Aus Scholten nahm Wolff (Die St.-Nikolaus-Kirche zu Calcar, S. 28) seine Notiz, die darum auch Wicht hat. Dagegen bringt Dr. Robert Scholten (Die Stadt Cleve, S. 411) eine Notiz, wonach unser Arnold van Tricht 1552 am Hochaltar der dortigen Pfarrkirche arbeitete.

Am Begräbnißtage lasen 28 Priester für die Seelenruhe des Verstorbenen die heilige Messe gegen ein Stipendium von $^1/_{24}$ daler. Jeder Schüler (es waren deren 84) erhielt beim Begräbniß 1 kruytzer.

Am Mittwoch wurde die Vigil gefeiert und am Donnerstag die Exequien gesungen, während 36 Priester die heilige Messe lasen. Jeder der 21 anwesenden Kanonici erhielt $^1/_8$ daler, 46 Vicare und andere Priester je $^1/_{12}$ daler, 32 andere Personen je $^1/_{24}$ daler, 11 Chorknaben je $^1/_{29}$ daler, 24 Sänger je $^1/_{58}$ daler.

Nach den Exequien war großes Trauermahl. Die Gäste füllten beim Mittagessen sieben und beim Abendessen fünf Tische. Die Küche besorgte als Koch magister Lambertus mit seinem Gehilfen Ägidius. Der Meister erhielt als Lohn $^5/_8$, sein Geselle $^2/_5$ daler. Dafür bereitete er den Gästen 38 Pfund Hammelfleisch, 2 Lämmer, $^3/_4$ Schaf, $112^1/_2$ Pfund Rindfleisch, einen Hasen, 18 Hühner, 10 Enten, 6 Gänse, 4 Tauben, und verbrauchte dabei 33 Pfund Butter und 11 Quart Milch; Schinken und Schweinefleisch werden nicht erwähnt, weil sie im Hause vorräthig waren. Man sieht, es war ein homerisches Mahl, bei dem ohne Zweifel auch die Armen nicht leer ausgegangen sind. Das Geflügel wurde zum Theil von den Freunden des Verstorbenen geschenkt, wobei wir erfahren, daß die Gewohnheit, Trinkgelder zu geben und zu nehmen, damals wie heute allgemein war. So brachte z. B. die Magd der Frau von Hagenbosch 4 Hühner, 2 Enten und 4 Tauben, wofür sie $^1/_{16}$ daler Trinkgeld erhielt; die Magd von Stockan, welche einen Hasen brachte, empfing $^1/_{12}$ daler. Der Koch berechnete:

1 Pfund Rindfleisch $^1/_{40}$ daler;
1 Pfund Hammelfleisch $^1/_{32}$ daler;
1 Pfund Schweinefleisch und 1 Pfund Schinken, je $^1/_{18}$ daler;
1 Kapaun $^1/_{16}$ daler (heute $^2/_3$ Thaler);
1 Huhn $^1/_{24}$ daler (heute $^2/_5$ Thaler);
1 Ente $^1/_{24}$ daler (heute $^2/_3$ Thaler);
1 Quart Milch[1] $^1/_{72}$ daler;
1 Pfund frischer Butter $^1/_{16}$ daler. Außerdem kosteten:
1 Quart Leinöl $^1/_9$ daler;
1 Pfund Wachs $^1/_7$ daler;
1 Quart Wein $^1/_{16}$ daler.

Hier ist nun der Ort, auf den Geldwerth und die Preise jener Zeit näher einzugehen. Die Beantwortung der Frage, um wie viel heute Alles theurer ist, als um 1555, ist schwierig, aber so interessant, daß der Leser sich einige Zahlen und Berechnungen gefallen lassen muß, die nothwendig sind, um zu sicheren Ergebnissen zu gelangen.

Da ist zuerst festzuhalten, daß nur die alten Xantener Preise und Geld-

---

[1] Codex Heimeric. II fol. 137. Maldrum mensurae oppidi Xanctensis continet 112 quartas Colonienses. Maldrum mensurae capituli continet 117 quartas Colonienses. Da ein Kapitelsmalter = $^2/_3$ Berliner Malter = 146 Liter ist, so enthält ein Kölner Quart, wie es um 1500 in Xanten berechnet wurde, $1^1/_4$ Liter.

werthe zu Grunde gelegt werden, und auch von ihnen nur die aus der Zeit um 1555. Wie nöthig die Beschränkung auf einen Ort und einen kürzeren Abschnitt ist, zeigt z. B. schon die Angabe der Baurechnung von 1530, wonach eine Mark Kapitelsgeld = 23 alb. ist, dagegen eine Mark kölnisch nur 6 alb. So stieg der Werth des Guldens (flor. aur.) von 1530—1557 in Xanten von 35 alb. auf 52, der Werth des Schildes (scutum antiquum) von 52 alb. auf 79. Im Jahre 1546 waren 4 Malter der Stadt Xanten nur 3 Malter 3 Scheffel 1 Spint Kapitelmaß, während 1 Malter der benachbarten Stadt Rheinberg 1 Malter 3 Scheffel $^1/_4$ Spint Kapitelmaß gab.

Die Grundlage aller Preisberechnungen bildet offenbar der Geldcours, und so ist dieser für die Zeit um das Jahr 1555 zuerst festzustellen. Damals coursirten in Xanten neben einzelnen französischen und englischen Münzen besonders die Geldsorten von Cleve, Köln und Holland. Die Namen und Werthe derjenigen, die am häufigsten vorkommen, sind folgende:

Eine Mark = 24 albus (Weißlinge) = 12 Solidi = 12 . 12 Denare.
Ein Goldgulden (flor. aur.) = 49—52 albus; flor. Horn. = 21 alb.
Ein daler = 49 albus = 30 Stüfer (stuff. brab.).
Ein albus = 12 haller; ein Rad-Weißling (rad. alb.) = 20 haller.

Der Übersichtlichkeit wegen wird es gut sein, wie bisher, alle Preisangaben auf daler zu reduciren und, um einfachere Brüche zu erlangen, kleinere Unterschiede nicht zu beachten. So kostete z. B. ein Huhn oder eine Ente 2 alb., d. h. $^2/_{49}$ daler, wofür der Bruch $^1/_{24}$ daler eingesetzt wurde. Der Mangel mathematischer Richtigkeit wird durch die Übersichtlichkeit reichlich ersetzt. Übrigens wird selbst die mathematische Richtigkeit kaum geopfert, denn alle Preise sind so wandelbare Größen, selbst in Jahresfrist, daß etwas mehr oder weniger für die Frage, deren Lösung hier gesucht wird, gar nicht in's Gewicht fallen kann.

Nach Feststellung des Geldwerthes sind die Tagelöhne zu suchen. An der Victorskirche waren seit Alters drei Meister angestellt, einer für die Steinmetzen- oder Maurerarbeit, ein zweiter als Schreiner und der dritte als Dachdecker. Jeder derselben verdiente um 1555 im Winter $^1/_8$, im Sommer $^1/_6$ daler als Tagelohn. Ihren Gesellen gab man im Sommer $^1/_8$—$^1/_6$ daler. Damals war also $^1/_7$ daler als Durchschnittslohn für Winter und Sommer ein guter Tagelohn eines Handwerkers. Setzen wir dafür heute $^5/_6$ Thaler an, dann ist für die Lohnverhältnisse $^1/_7$ daler in Xanten um 1555 so viel, als $^5/_6$ Thaler heute.

Hätten also die Preise der Lebensmittel damals und heute den Tagelöhnen in gleicher Weise entsprochen, dann würde man damals für $^1/_7$ daler so viel erhalten haben, als man heute für $^5/_6$ Thaler bekommt, oder die Preise müßten sich verhalten, wie $\frac{6}{42} : \frac{35}{42}$, d. h. wie $6:35 = 1:6$; d. h. für 1 daler müßte man damals erhalten haben, was heute 6 Thaler kostet, und was heute 1 Thaler kostet, hätte man damals zu $^1/_6$ daler erhalten müssen, oder 1 daler entspricht 6 Thalern. Sind demnach die alten Daler-Preise für Getreide, Tuch und andere Sachen $^1/_6$ unserer heutigen Thaler-Preise,

dann stand der damalige Arbeiter verhältnißmäßig wie der unsrige. Er stand aber um so viel besser oder schlechter, als diese alten Preise im Vergleich zu den unsrigen weniger oder mehr als $^1/_6$ betragen.

Wenden wir das auf einige Fälle an. Damals kostete ein Anzug $3^1/_{10}$ daler, der heute über 25 Thaler zu stehen kommt, d. h. der damalige Preis stellte sich zum jetzigen nicht wie 1 : 6, sondern ungefähr wie 1 : 8. Für seinen Anzug von $3^1/_{10}$ daler mußte damals der Meister, der $^1/_7$ daler verdiente, 21 Tage arbeiten, während er heute 30 Tage arbeiten muß, ehe er ihn verdient. Bedenkt man, daß ein Anzug damals viel dauerhafter war, so stellt sich die Lage des heutigen Arbeiters noch ungünstiger. Eine Ente oder ein Huhn kosteten je $^1/_{24}$ daler, heute $^2/_5$—$^2/_3$ Thaler, also an zehnmal mehr als damals. Über die damaligen Miethspreise berichtet die Handschrift, daß das große Haus des Kanonikus zu 6 Joachimsthaler auf ein Jahr vermiethet und bald nachher zu 420 daler verkauft wurde. Berechnet man die Rente von 3 daler, mit dem es belastet blieb, zu 5 %, wozu damals in Xanten Renten vergeben wurden, so steigt der Preis auf 480 daler, gewiß wenig für ein Haus mit 14 Zimmern.

Wichtig ist es, die Getreidepreise zu berücksichtigen, da von ihnen der Preis des Brodes abhängt. Die vom Kapitel officiell angesetzten Taxen, die etwas unter denen des sonstigen Verkehrs standen, sind für die Jahre 1550 bis 1557 folgende:

Weizen . .	76.	112.	104.	98.	72.	116.	168.	80 alb.
Roggen . .	60.	84.	84.	80.	49.	74.	160.	52 alb.
Gerste . . .	60.	62.	68.	72.	64.	72.	124.	52 alb.
Hafer . . .	32.	31.	36.	46.	38.	36.	80.	26 alb.
Buchweizen	46.	49.	49.	64.	52.	68.	80.	37 alb.[1]

Die Jahre 1555 und 1556 waren Theuerungsjahre, können also hier nicht in Betracht kommen, während das Jahr 1554, das der fünften Kolonne, als Mitteljahr den Berechnungen zu Grunde gelegt werden kann. Damals kostete also ein Kapitelsmalter Weizen $1^1/_2$, Roggen 1, Gerste $1^1/_3$, Hafer $^3/_4$, Buchweizen $1^1/_{12}$ daler. Wird der Tagelohn zu $^1/_7$ daler angenommen, so verdiente der Meister ein Stiftsmalter Weizen in 10 Tagen, Roggen in 7, Gerste in 9, Hafer in 5, Buchweizen in $8^1/_2$ Tagen.

Heute kostet (April 1882) in Xanten ein Berliner Malter Weizen 46 Mark, Roggen 31, Gerste 27, Hafer 18, Buchweizen 32 Mark. Da nun ein altes Xantener Kapitelsmalter $^2/_3$ Berliner Malter enthält, so würde ein Kapitelsmalter Weizen heute kosten 10 Thaler, Roggen $6^2/_3$, Gerste 6, Hafer 4, Buchweizen 7 Thaler, und ein heutiger Arbeiter, der $^5/_6$ Thaler

---

[1] Die angeführten Getreidepreise stammen aus den Baurechnungen, also aus den Originalurkunden. Die später geschriebenen Getreidepreise im großen Sammelmanuscript des Kanonikus Pels (I. S. 303 f.) stimmen nicht immer mit denen der Baurechnungen überein, weßhalb sie verdächtig und nur mit Vorsicht zu verwerthen sind, wie überhaupt dem ganzen Werk des Pels nicht die Wichtigkeit beizulegen ist, die man ihm oft zugeschrieben hat.

verdient, würde ein Kapitelsmalter Weizen in 12 Tagen verdienen, Roggen in 8, Gerste in 7, Hafer in 4⁴/₅, Buchweizen in 8¹/₃ Tagen. Die Getreidepreise von damals und heute zeigen demnach im Verhältniß zu den Tagelöhnen keinen so großen Unterschied, als die anderen Preise. Jedenfalls erhellt aus dem Ganzen, daß damals der Handwerksmann viel besser stand, als heute, obgleich er auch damals seit hundert Jahren bedeutend an verhältnißmäßigem Einkommen verloren hatte.

Daß der Arbeiter selbst noch um 1555 besser gestellt sein mußte, als heute, ergibt sich auch klar aus drei anderen Gründen. Erstens daraus, daß das Handwerk damals mehr geehrt und geachtet war, als heute, und eben darum auch mehr eintrug. Zweitens daraus, daß es weniger Arbeitstage gab; 1497 wurde in Xanten nur 271 Tage gearbeitet, es gab also außer den 52 Sonntagen noch 42 Feiertage; 1555 waren sicherlich noch einige hinzugekommen. Drittens daraus, daß alle Stände, und besonders die niedrigen, damals viel besser lebten, und für Kleidung, Nahrung und Feste so viel brauchten, daß wir es heute kaum mehr begreifen, wie dieß Janssen im ersten Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes ebenso klar als gründlich nachgewiesen hat.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Begräbnißkosten des Kanonikus Berendonck zurück. Ungefähr einen Monat nach dem Tode des Kanonikus, am Tage vor Mariä Himmelfahrt, war große Almosenvertheilung. An zweitausend Arme hatten sich eingefunden, ein Zeichen, daß es damals auch genug Armuth gab. Jeder Arme erhielt ein Brod und einen halben Radalbus = $^1/_{60}$ daler, so daß die Ausgaben an Geld sich auf 370 daler beliefen. Für das Brod waren $9^3/_4$ Malter Weizen, $13^1/_2$ Malter Roggen und $2^1/_2$ Malter Kleien verbraucht worden. Der Bäcker empfing für das Backen je eines Malters Roggen $^1/_7$ daler und für jedes Malter Weizen etwas weniger als $^1/_5$ daler, Alles in Allem $4^1/_{12}$ daler. Noch ein Wort von den Stiftungen Berendoncks, und wir sind zu Ende. Wahrhaft rührend ist der Anfang, womit die Legate des guten Kanonikus beginnen. Er lautet:

„Item seinem Körper erwählte er das Grab vor dem Kreuze unseres Herrn, das er auf seine Kosten vor dem Portal der Xantener Kirche errichten und setzen ließ.
„Item vermachte er dem Papste einen Tournosen.
„Item dem Hochwürdigsten Erzbischof von Köln einen Tournosen.
„Item dem Baufonds des Kölner Domes einen Tournosen.
„Item dem Baufonds der Kirche von Xanten einen Gulden jährlicher Renten."

Das sind klare Proteste gegen die reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit. Berendonck hatte in einem seiner Stationsbilder Luther und Calvin darstellen lassen, wie sie Christum verspotten; hier tritt er praktisch auf gegen ihre Lehre, indem er sich auf's Engste an Papst und Kirche anschließt und im Tode seinen kirchlichen Obern ein Zeichen seiner kindlichen Verehrung widmet. Dann heißt es weiter:

Dem Kapitel von Xanten vermachte er eine jährliche Rente von sechs Malter Gerste; sie sollen unter jene Stiftsgeistliche vertheilt werden, die am

Feste der Schmerzen der allerseligsten Jungfrau Maria beim Gottesdienste zugegen sind und der Procession beiwohnen, in der man, wie um Ostern, vor dem Hochamte die silberne Statue der allerseligsten Jungfrau über den Kirchhof trägt.

Eine Rente von $2^1/_2$ Goldgulden soll dem Kapitel überwiesen werden unter der Bedingung, daß alle Kanonici und Vikare am Charfreitage nach Vollendung des Officium in Procession zu dem vom Erblasser errichteten Kreuze vor der Kirche kommen, um dort das Responsorium Tenebrae zu singen und darnach, wie es Sitte ist, den Leichnam des Herrn zu begraben.

Eine dritte Rente wurde für die Erhaltung des Kreuzes selbst bestimmt. Aus ihren Einkünften wurde die Ausgabe bestritten, von der das Registrum in folgenden Worten redet:

„Item Meister Derrick Scherre von Duisburg hat das heilige Kreuz wieder neu gemalt und aufgesetzt mit den andern Bildern auf dem Berge. Dafür soll er haben 14 daler für seine Arbeit und die Kost."

Die großartige Kreuzigungsgruppe, die jetzt in hellgrauem Ölanstrich die Naturfarbe des Steines nachahmen will, war also, wie wohl auch die anderen Stationsbilder, ehemals bunt gemalt, und mußte so einen doppelten Eindruck machen.

Kanonikus Berendonck ist nicht die einzige interessante Persönlichkeit Xantens aus jener Zeit. Die Geistlichkeit jenes uralten Stiftes war immer musterhaft. Freilich fehlte es nicht an Ausnahmen; aber wie die Stiftsprotocolle der Reformationszeit zeigen, wurden die Vergehen jedesmal strenge bestraft — ein Beweis für das kirchliche Bewußtsein der Körperschaft. So blieb die Kirche des hl. Victor, des Anführers eines Theiles der thebäischen Legion, eine feste Burg des Katholicismus, an der sich das Andringen der Reformation brach, die, gestützt auf die Macht der Brandenburger, von Nymwegen und Wesel aus die Rheinlande überschwemmen wollte.

Stephan Beissel S. J.

Recensionen.

Der kölnische Krieg, von **Max Lossen**. Vorgeschichte (1565—1581). XV u. 781 S. Gotha, Perthes, 1882. Preis: *M.* 15.

„Max Lossen", das ist die kürzeste und knappste Form, in der sich ein Autor dem Publikum vorstellen kann; kein Doctor und kein Professor begleitet als Zierat den Namen, und kein Laut verräth es dem Leser, ob er Katholik sei oder Protestant. Das Buch indessen ist so geschrieben, daß kein Doctor und kein Professor sich dessen zu schämen braucht, wenn er auch noch so sehr Anspruch erhebt auf gründliche Quellenforschung, klare und gefällige Behandlung des Gegenstandes, auf allseitige Durchbringung des geschichtlichen Stoffes mit allen seinen großen und kleinen Verwicklungen. Was den religiösen Charakter betrifft, so scheint der Verfasser sichtlich bemüht, denselben zu umhüllen und zu verbergen; er hütet sich sorgfältig, nach rechts oder links anzustoßen; nirgendwo zeigt sich eine warme Parteinahme für das Recht und die Wahrheit, oder eine Erregtheit gegen das Unrecht, nirgends ein Urtheil, welches den Leser anleitet, auf welche Seite er seine Sympathie oder Antipathie, seine Billigung oder Mißbilligung wenden soll. Alles ist nur kalte Erzählung, worin wohl die menschlichen Leidenschaften, Intriguen und Schwächen geschildert werden, nebst den Interessen der Hauptpersonen, die auf der Bühne erscheinen, der volle Rechtsstandpunkt jedoch gelangt nie oder selten zu genügender Klarlegung. Wir können nicht sagen, daß uns diese eisige Parteilosigkeit besonders anspricht, und wir halten nicht dafür, daß sie dem Historiker als Ideal vorschweben soll; aber es ist begreiflich und sogar einigermaßen entschuldbar, wenn ein Historiker, der Fragen behandelt, welche auch heute noch tief in's Leben eingreifen, bei der Zerfahrenheit der Deutschen unter sich auf dieses Auskunftsmittel verfällt. Es entschlüpfen indessen nicht selten Ausdrücke, Wendungen und Ideen, welche in dem Verfasser einen Protestanten vermuthen lassen. Keinem Katholiken würde es einfallen, das erasmische Zwitterding, welches am cleve'schen Hofe beliebt war, das „Ideal einer im Geiste des christlichen Alterthums von Auswüchsen und Entstellungen gereinigten Kirche" (S. 15) zu nennen; das verräth protestantische Denkweise, und protestantische Redeart ist es, wenn es (S. 267) von Pighius heißt, „die römische Anschauung von der Kirche sei ihm geläufig gewesen".

Der kölnische Krieg ist das wichtigste Ereigniß in der deutschen Geschichte, welches zwischen dem Augsburger Religionsfrieden (1555) bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges (1618) liegt. Sehr eingehende Studien, namentlich archivalische Forschungen haben den Verfasser überzeugt, daß dieser Krieg nicht

eine für sich abgeschlossene Episode bilde, die ihren Ausgang in dem Liebesroman Gebhards von Truchseß habe, sondern daß er von langen Jahren her vorbereitet und geplant wurde. H. Lossen datirt die Verwicklungen, welche schließlich zu blutigem Austrag, zu einem verfrühten dreißigjährigen Kriege führten, bis auf das Jahr 1567, bis zur Abdankung des Erzbischofs Friedrich IV. von Wied zurück. Die Richtigkeit dieser Auffassung geht auch sonnenklar aus dem mit ungemeinem Aufwand von Detailforschung geschriebenen Werke hervor, von welchem wir bis jetzt nur den ersten, aber wichtigeren und seinem Stoffe nach unbekannteren Theil, die eigentliche Vorgeschichte, besitzen. Die große Zahl und die hohe Stellung der handelnd auftretenden Personen, die vielen und verschlungenen politischen Schachzüge, die zahllosen Intriguen, die hier gespielt werden, die auf- und niederschwankenden Erfolge, dann aber vorzüglich die wichtigen Ziele, um welche hier gestritten wurde, machen diesen Theil äußerst interessant, obwohl er gerade wegen der Fülle der Thatsachen und wegen der Menge der durch einander wogenden Persönlichkeiten die ganze angestrengte Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt.

Seit der Religionsfrieden von Augsburg den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) zu Gunsten des Fortbestandes der geistlichen Stiftungen aufgestellt hatte, handelte es sich für die Protestanten darum, die bereits ansässigen Religionsgenossen in diesen Stiftern rechtlich zu sichern, also einen für die Stifte ungünstigen Ausnahmezustand zu schaffen, wodurch ihnen der soeben den weltlichen Ständen gewährte Grundsatz, cujus regio ejus religio, beschränkt werden sollte. Weiterhin sollte die Religionsfreiheit, gleichbedeutend mit der Freiheit protestantischer Wühlerei, in den Stiftern eingeführt werden, wiederum in Ausnahme gegen das den weltlichen Ständen eingeräumte Recht; dieses alles nur als Vorstufe zur Beseitigung des geistlichen Vorbehaltes und zur Säcularisation der Bisthümer und reichsunmittelbaren Abteien. Die erste Forderung wollten die Protestirenden auf eine vom König Ferdinand I. dem Kurfürsten von Sachsen gewährte Declaration stützen, daß die Unterthanen geistlicher Fürsten, bei welchen die Augsburger Confession 1555 schon lange in Übung war, durch Niemanden gezwungen werden dürften, von ihr abzugehen. Es ist etwas auffallend, daß der Verfasser für diese Declaration so eintritt, als sei sie rechtskräftig gewesen, und als hätten die Protestanten auf dieselbe wie auf ein Reichsgesetz sich berufen dürfen. Schon der Umstand, daß sie nicht in den Reichstagsabschied gelangte, ist entscheidend gegen sie; am allerwenigsten aber konnten sich die Protestanten auf dieselbe berufen, da diese ja nicht einmal den geistlichen Vorbehalt achteten, und in Folge dessen eine lange Reihe geistlicher Stiftungen säcularisirten, obwohl der Vorbehalt mit Stimmenmehrheit in den Reichstagsabschied kam und darum deutsches Recht wurde; zudem ist der Einwand ganz hinfällig, die Protestanten hätten nicht beigestimmt, weil das zum Theil unwahr ist, anderntheils aber sie kein Recht zur Protestation besaßen.

In der Zeit von dem Augsburger Religionsfrieden bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bewegte sich der Streit zwischen den Katholiken und den Protestanten hauptsächlich um die geistlichen Stifter; jene suchten den

Rechtszustand und die Stifter zu erhalten, diese aber allmählich beide zum Falle zu bringen. Der Verfasser schildert diesen Kampf besonders in Beziehung auf die beiden Bisthümer Köln und Münster. Mit großem Fleiß und Geschick hat er diesem Gegenstand Zeit und Mühe gewidmet, 15 Archive durchforscht, und das Ganze zu einer klaren, bestimmten und gut zusammenhängenden Erzählung verarbeitet. Der Leser gewinnt in der That einen hellen Blick in die damalige Lage der Dinge, in die Gestaltung der Parteien, in ihre Hilfsmittel und Operationspläne, nicht bloß in den genannten Bisthümern, sondern im ganzen deutschen Reich und weit über dasselbe hinaus, einen Einblick, wie ihn noch kein anderes Werk für die gleiche Epoche gewährt.

Im Vordergrund dieses Kampfes steht katholischerseits das Haus Bayern, sein Herzog Albrecht V. und dessen Sohn Ernst, für welchen jahrelang alle Hebel der Diplomatie und reiche Geldmittel in Bewegung gesetzt werden, um ihn auf die beiden Stühle in Köln und Münster zu befördern und durch diesen Besitz das katholische Bekenntniß in jenen Gegenden zu sichern und zu festigen. Der Versuch jedoch mißlingt für jetzt noch im letzten Augenblick, da man schon der Wahl sicher zu sein glaubt, beidemal durch einen „verrätherischen Judas", in Köln auch deßwegen, weil es spürchwörtlich hieß: „Wir haben schon einmal (nämlich 1464) gebayert, wir wollen nimmer bayern", da dies den Kölnern schlecht bekommen sei. Der nächste Band erst wird den Erfolg für beide Sitze schildern. Die Bedeutung Bayerns in diesen Streitigkeiten beschreibt die Ankündigung des Werkes in folgenden Worten: „Wo immer es gelingt, ein geistliches Fürstenthum in die Hände eines bayerischen Fürsten zu bringen, da hat bis auf den heutigen Tag die römisch-katholische Kirche das Übergewicht behauptet; wo Bayern unterliegt, da herrscht meistens heute noch der Protestantismus." Wir möchten aber dem Verfasser darin nicht folgen, wenn er die rein weltlichen Motive des Herzogs, Macht und Ehre seines Hauses, gar zu stark und zu ausschließlich betont, wie er dieses auch andern katholischen Männern z. B. dem ausgezeichneten Bischof von Osnabrück, Johann v. Hoya, gegenüber (S. 241) gethan hat; die religiösen Gründe haben diese Männer in ihren Bemühungen sicher eben so viel bestimmt, wie die Sucht nach Macht und Geld. Ein Heiliger war freilich Ernst nicht, darüber gibt das äußerst interessante Kapitel „Herzog Ernst in Rom" Aufschluß genug, aber sein und seines Vaters Eifer für die katholische Sache war dennoch warm und aufrichtig.

Der Hof von Cleve galt zwar nicht als besonders eifrig oder orthodox katholisch; Herzog Wilhelm war im Gegentheil stark im Fahrwasser erasmischer Verflachung, wobei natürlich die Ideen des Interims (Laienkelch, Priesterehe) in seinen Ländern sehr in Ansehen kamen; in der Münsterer Wahlangelegenheit aber stand er fest und ausdauernd an der Seite der Bayern, und ihm vorzüglich hat es Münster zu verdanken, daß es damals nicht in die Hände eines lutherischen Bischofs, des Heinrich von Lauenburg, Erzbischofs von Bremen, kam. Wilhelm hat sich in dieser Angelegenheit hohes Verdienst um die katholische Sache erworben.

Weit flauer benahm sich der kaiserliche Hof, sowohl unter Max II. als unter Rudolph II. Als Joachim Friedrich von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg, 1570 ein Weib nahm, sein Erzstift lutheranisirte und die erste Bresche in den geistlichen Vorbehalt schoß, rührte Max nicht nur keine Hand dagegen, sondern wehrte es auch, daß Andere etwas thaten (S. 138), weil der Brandenburger als gut kaiserlich galt. Sein Haus hat nachmals den entsprechenden preußischen Dank geerntet. Indessen war doch auch der kaiserliche Hof gelegentlich bemüht, durch Gesandtschaften und andere nicht sehr gefährliche oder kostspielige Mittel, die gefährdete Religion am Niederrhein zu schützen. — Tiefer eingreifend erscheinen noch katholischerseits die spanischen Statthalter in Belgien, Alba, Johann von Oesterreich, Requesens und der Herzog von Parma, sogar öfter und energischer für die bayerischen Ansprüche als selbst für die österreichischen Rivalen. Natürlich tritt auch der Papst Gregor XIII. mehrmals handelnd auf; doch macht es den Eindruck, als sei er bei der mißlichen Lage, in welcher er sich befand, nicht ganz sicher und selbständig in seinen Entschließungen, gehemmt durch eine öfter zu Tage tretende kleine Rivalität zwischen dem Kaiser und Albrecht von Bayern, dann auch deßwegen, weil man in Rom die Lage in Deutschland nur schwer verstand und weil man namentlich die so wichtige Personalkenntniß nicht genügend besaß.

Unter die katholischen Vorfechter müssen wir noch einen sehr merkwürdigen, aber höchst sonderbaren Mann rechnen, den Kurfürsten Salentin von Köln, Vorgänger des Gebhard Truchseß. Salentin wird meistens als ein zwar vorwiegend rauher Kriegsmann geschildert, dabei aber als ein entschiedener Vorkämpfer der katholischen Sache. Aus H. Lossen dagegen gewinnt man ein vielfach anderes, und wir glauben, richtigeres Bild. Durch und durch Kriegsmann, gibt sich dieser Charakter Salentins überall, in seiner Kleidung, seinem Aufzug und in seinen Sitten kund; immer und überall erscheint er reiterisch geputzt; in seinen Reden ist er weder fromm noch auferbaulich, noch sehr wählerisch. Er war Laie und wollte es bleiben, sträubte sich daher gegen jede Weihe: „kein Schmier oder Salbe“, pflegte er zu sagen, „soll ihm auf den Kopf kommen; für die Konfirmation gedenke er keinen Gulden nach Rom zu schicken“. Katholisch freilich war er und blieb es; aber wie viele Mühe kostete es den Papst, ihn endlich zur professio fidei nach dem Tridentinum zu bewegen? Dürfte man alle Äußerungen des redeseligen Mannes als baare Münze nehmen (S. 478), so hätte es ihn nicht viel gekostet, zu heirathen, was er nach seiner Abdankung wirklich that, das Kurfürstenthum Köln, nach dem Beispiel des Brandenburgers Albrecht, zu säcularisiren, dabei aber katholisch zu bleiben. Indessen war er doch ernstlich und ausdauernd bemüht, sich in Köln eine verlässige katholische Nachfolge in der Person des Ernst von Bayern zu sichern, was ihm jedoch mißlang. Münster dagegen wollte er dem lutherischen Heinrich von Lauenburg zuwenden, unter der Ausrede, er halte ihn für katholisch, könne übrigens dem Manne nicht in's Herz sehen, während doch sonst die ganze Welt wußte, daß derselbe bereits heimlich ein Weib genommen, obwohl er sich Erzbischof von

Bremen nannte, und sonst überall lutherischen Gottesdienst einführte. Als die Candidatur für Münster wegen der Festigkeit Wilhelms von Cleve mißlang, wußte Salentin seinen Heinrich zum großen Unglück von Paderborn als seinen Nachfolger in diesem Bisthum durchzudrücken. Ebenso zweideutig benahm sich Salentin in seinen vielen Praktiken mit den Grafen von Nassau und mit Wilhelm von Oranien.

Wie geringe Anforderungen die Herren Deutschen damals übrigens an die Rechtgläubigkeit ihrer Bischöfe stellten, geht aus dem Examen hervor, welches der junge Heinrich Julius, den sein protestantischer Vater Julius von Wolfenbüttel zu einem Bischof von Halberstadt auferzogen, bestehen mußte. Zum Beweis, daß dieser zu einem tüchtigen Bischof erzogen werde, ließ ihn sein Vater in Gegenwart der halberstädtischen Gesandten aus der lateinischen Grammatik und aus Luthers Katechismus examiniren.

Auf protestantischer Seite ragten die Kurpfälzer als Vorkämpfer hervor, die mit ihnen verbündeten Wetterauer Grafen, das ungemein rührige und diplomatisch geriebene Geschlecht der Nassauer Grafen nebst Wilhelm von Oranien. Hand in Hand mit diesen Kräften arbeitete das sehr wichtige Element ganz- oder halb-protestantischer Kanoniker, an welchen die damaligen Domcapitel reichlich gesegnet waren. Dazu kam noch in allen Kapiteln eine Anzahl Domherren, deren Richtung sich nach persönlicher Zu- oder Abneigung bestimmte, nach der Landsmannschaft, nach verwandtschaftlichen Banden, nach der Neigung des Fürsten, aus dessen Lande sie stammten, nach den Vortheilen, die ihnen von da oder dort her winkten: unzuverlässige, unberechenbare Charaktere, die aber fast regelmäßig den minder katholischen, oft geradezu feindseligen Parteien zufielen.

Alle diese Leute der verschiedensten Schattirungen arbeiteten darauf hin, Männer auf die bischöflichen Stühle von Köln und Münster zu bringen, welche der Freistellung der Religion in diesen Stiftern günstig schienen. Doch war nicht einmal die Freistellung das eigentliche und letzte Ziel der Bewegung, noch auch das Wichtigste in der Frage. Die Erfahrung hatte bisher genügend gezeigt, daß die Freistellung der Religion bloß die erste Etappe zu weiteren Schritten war; wurde diese einmal gestattet, so war man der Protestantisirung des Landes in kürzester Frist und weiterhin der Säcularisirung des geistlichen Fürstenthums gewiß. Dafür sorgten die herumlauernden Fürsten, und darin lag die Wichtigkeit aller damaligen Wahlfragen.

Nach gewöhnlicher Ansicht boten Söhne aus mächtigen katholischen Fürstenhäusern auf den bischöflichen Stühlen kräftigern Schutz für die Erhaltung der katholischen Religion und des Besitzthums, als kleine Grafen oder Ritter. Leider aber waren in Deutschland nur noch zwei mächtige Fürstenfamilien vorhanden, Österreich und Bayern. Das Concil von Trient hatte erst unlängst verordnet, die gewählten Bischöfe sollten, wenn sie noch keine Weihen hätten, in gemessener Frist sich weihen lassen, ebenso hatte es die Accumulation der Beneficien und Bisthümer verboten. Gerade in Deutschland war aber die Lage der Dinge so, daß der Papst wegen der soeben erwähnten Gründe sich genöthigt sah, von beiden Punkten, sogar öfter noch als früher, zu dispensiren.

Es ist wiederum diese Macht der Umstände, welche uns verbietet, den Grund der Ausnahme von den heilsamen und weisen Regeln des Concils von Trient jedesmal ausschließlich nur in dem Ehrgeiz und in den Machtgelüsten der betreffenden Fürstenfamilien zu suchen.

Auf die Jesuiten ist Hr. Lossen in der Regel nicht sehr gut zu sprechen. Man muß es uns zu gute halten, wenn wir bei diesem Punkte noch etwas verweilen und ein wenig die Rolle des Cicero pro domo übernehmen. — Schon S. 5 wird es tadelnd erwähnt, daß die Jesuiten den Erzbischof von Köln Friedrich IV. von Wied als „wenig katholisch" bezeichnet hätten, da er doch am kaiserlichen Hof als unzweifelhafter Katholik gegolten habe. Es ist der Jesuit Friedrich von Reiffenberg, der sich dieses Vergehens schuldig macht; Reiffenberg aber schöpfte seine Angaben aus den Berichten der gleichzeitigen Kölner Jesuiten, und diese enthielten eben die Meinung, die man in Köln von dem Erzbischof allgemein hegte. Ist es nun schon im Voraus wahrscheinlich, daß die Jesuiten solche Dinge besser verstanden, als der darin nicht gerade feinfühlige kaiserliche Hof, so waren sie auch an Ort und Stelle, während jener Hof weit entfernt war. Zudem bringt Hr. Lossen selbst Belege, welche für die Katholicität Friedrichs nicht sehr günstig aussehen. — Die Polemik S. 62 gegen den „apologetischen Eifer" des P. Rieß scheint uns ein wenig vom Zaun gebrochen; denn einmal sind die Gründe, welche Rieß für die Wirklichkeit der Verschwörung des Adels und der Ortenburger vorbringt, nicht einmal versuchsweise widerlegt; dann erwähnt ja P. Rieß der Geschichte vom zerschlagenen Siegelring, die Hr. Lossen besonders als unkritisch ihm vorwirft, mit keiner Sylbe. Das erinnert ein wenig an den Kampf gegen Windmühlen. — S. 175 heißt es, die Jesuiten in Köln seien im 16. Jahrhundert den Thomisten und Albertisten der Universität als Neuerer erschienen; die Zusammenstellung der Jesuiten und Thomisten, nebst der Erwähnung, die ersten seien die Neuerer gewesen, zielt offenbar auf die molinistisch-thomistischen Streitigkeiten; diese sind aber erst am Ende des Jahrhunderts in Spanien, und lange nach den Zeiten entstanden, deren Physiognomie Hr. Lossen für Köln beschreibt. — S. 176 werden die Jesuiten beschuldigt, das dem Rath und der Universität gegebene Wort gebrochen zu haben, denn „hinter dem Gehorsam gegen die geistlichen Obern mußte das der weltlichen Obrigkeit gegebene Wort gewöhnlich zurückstehen". Das spielt auf einen Vorfall im Jahre 1595 an. Die Jesuiten hatten in ihren Schulen statt des Verepäus den Alvarez als Grammatik eingeführt, sie begannen ihre Schulen um sieben Uhr statt um sechs Uhr Morgens und hatten endlich den wöchentlichen Ferientag von Dienstag auf Mittwoch verlegt. Das waren die drei großen Vergehen, gegen welche die Universität als eine von ihren Gebräuchen abweichende unbefugte Neuerung klagte; contractlich indessen waren die Jesuiten keineswegs verpflichtet, diese Neuerungen zu unterlassen oder zu beseitigen; als sie daher den Streit dem Rath unterbreiteten, entschied dieser für die Jesuiten und gegen die Universität. Das ist der einfache Verlauf der Sache.

R. Bauer S. J.

Der katholische Glaube vor dem Richterstuhle der Vernunft. Von **E. Barthe,** Canonicus von Rodez. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Rodez u. s. w. Autorisirte Übersetzung. 8°. XII u. 316 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 3.30.

Der gelehrte Domherr von Rodez führt seine Schrift als „philosophische Selbstgespräche eines Gläubigen" ein, der sich über die Wahrheit des katholischen Glaubens vor seiner Vernunft Rechenschaft geben will. Dieses geschieht dadurch, daß drei Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden: 1. Verbietet mir die Vernunft die Annahme der antikatholischen Systeme? Die Antwort lautet: Ja; denn die antikatholischen Systeme verwickeln sich in unlösbare Widersprüche. 2. Gestattet mir die Vernunft, katholisch zu sein? Antwort: Ja; weil die Lehren der katholischen Kirche nichts enthalten, was mit der Vernunft in Widerspruch steht. 3. Verpflichtet mich die Vernunft zum Bekenntnisse des katholischen Glaubens? Die Antwort lautet wiederum bejahend, da die offenkundigsten Thatsachen für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung desselben Zeugniß ablegen. Dementsprechend zerfällt die Schrift in drei Theile. Der erste ist eine Abfertigung des Atheismus, des Pantheismus, des Materialismus, des Darwinismus, des Positivismus, des Fatalismus, des Skepticismus in der Religion, des Freidenkerthums, der unabhängigen Moral, des Deismus, des Indifferentismus und des Grundprincips des Protestantismus. Der zweite Theil enthält Untersuchungen über die Hauptgeheimnisse unserer heiligen Religion; es handelt sich dabei um den Nachweis, daß diese Wahrheiten der Vernunft nicht widerstreiten. Auch die dunkelsten Geheimnisse, wie Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Erlösung, Eucharistie, Erbsünde, werden dabei nicht übergangen. Im dritten Theile kommen die Beweise für die Göttlichkeit der katholischen Religion zur Behandlung. Der hochw. Herr Verfasser macht bei seinem Beweisverfahren keine Trennung zwischen der Göttlichkeit der christlichen Religion und der Göttlichkeit der katholischen Kirche: er hat stets das concrete Christenthum vor Augen, wie es sich in der katholischen Kirche darstellt. Die Beweise scheidet er in zwei Klassen: indirecte, deren er 17 aufzählt, und directe, nämlich die Wunder, die er gruppenweise vorlegt, insofern es solche der intellectuellen, der sittlichen und der physischen Ordnung gibt.

Wie man sieht, ist die Eintheilung im Ganzen wie im Einzelnen klar und übersichtlich. Auch die Beweisführung dürfen wir im Allgemeinen wohl eine gelungene nennen. Denn dieselbe zeichnet sich besonders im ersten und dritten Theile durch innere Kraft, durch Fülle der beigebrachten Beweismomente und auch durch eine verständliche und überzeugende Darstellung der letzteren aus: nur selten laufen minder stichhaltige Argumente mit unter, und die freilich recht skizzenhafte Kürze ist doch meistens der vollen Wirkung nicht sehr hinderlich.

Allerdings zweifeln wir stark — man gestatte uns dieses offene Wort — ob es nicht besser gewesen wäre, wenn der erste und der dritte Theil des Buches stellenweise erweitert, dafür aber der zweite Theil ganz ausgefallen

wäre. Dem apologetischen Zwecke der Schrift geschähe ja streng genommen, wie auch der deutsche Bearbeiter ausdrücklich anmerkt (S. 2), schon durch den dritten Theil allein vollauf Genüge. Der erste Theil mag indessen den meisten Lesern immerhin erwünscht sein, nicht gerade, weil er als Vorstufe für den dritten erforderlich wäre, sondern vielmehr, weil er eine praktisch sehr vollkommene Widerlegung gerade derjenigen Irrthümer liefert, in welche der Unglaube unserer Tage mit Vorliebe sich kleidet. Allein der zweite Theil, die Prüfung der Geheimnisse und Hauptdogmen des Christenthums, kann in so engem Rahmen, wie es hier geschieht, nicht vollkommen befriedigend behandelt werden. Eine unzulängliche Beantwortung der Schwierigkeiten aber wird in den meisten Fällen mehr schaden, als nützen. Dazu kommt, daß bei dieser Art von Untersuchungen die Gefahr ziemlich nahe liegt, den Schleier des Geheimnisses ganz lichten zu wollen, oder umgekehrt, da sich die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens überall fühlbar macht, die dunklen Punkte lieber zu umgehen und die Geheimnisse selbst mehr oder weniger zu verflachen. In der That scheint uns der hochw. Herr Verfasser diese Klippen nicht immer vermieden zu haben. Wir nennen beispielsweise die Erklärungen über die Erbsünde (S. 168—176), bei denen die Schwierigkeit, wie die Erbsünde in den Nachkommen Adams mit dem wirklichen Charakter der Sünde, der Schuld auftreten könne, kaum ernstlich gewürdigt wird. Beim Geheimnisse der allerheiligsten Dreifaltigkeit aber kommen Ausführungen vor, wie die folgenden:

„Das Dogma behauptet die Dreiheit bezüglich der Personen und die Einheit bezüglich der Natur. Ja noch mehr: was es von den Personen behauptet, läugnet es von der Natur. Darin liegt doch nicht mehr Widerspruch, als wenn man von einem gleichseitigen Dreieck behauptet, es habe eine Oberfläche und drei gleiche Seiten. Freilich begreife ich nicht, wie die göttliche Natur drei persönliche Arten des Seins hat, die unter sich verschieden und in der Einheit einer und derselben Wesenheit verharren. Aber das ‚Wie?‘ begreift man hienieden von nichts, nicht einmal von seiner eigenen Substanz“ (S. 110).

Und ferner: „Da Gott von aller Ewigkeit her unendlich vollkommen ist, so ist er auch nothwendiger Weise von aller Ewigkeit her Alles, was er sein kann. Nun kann er dreifaltig in den Personen und eins in der Substanz sein: denn das enthält keinen Widerspruch. Und Alles, was keinen Widerspruch enthält, ist möglich, ja noch mehr, Alles muß, nach Leibniz, als möglich gehalten werden, bis der Beweis der Unmöglichkeit erbracht ist. Gott ist demnach nothwendiger Weise persönlich dreifaltig, jedoch der Natur nach eins; denn sonst wäre er eben nicht Alles, was er sein kann. So wird die Vernunft, nachdem sie einmal den Gedanken dieses Geheimnisses infolge einer Offenbarung in sich aufgenommen, logischer Weise dahin geführt, dessen Existenz zu constatiren“ (S. 115).

Damit hängt eine Auffassung des hochw. Herrn Verfassers zusammen, die man bei der Behandlung verschiedener Geheimnisse durchklingen hört, und die am Schlusse des zweiten Theiles dahin ihren Ausdruck findet, daß „die dunklen Punkte in den katholischen Glaubenssätzen lange nicht so schwierig sind, wie das oft mit natürlichen Wahrheiten zusammenhängende Geheimniß“, und daß speciell die Existenz Gottes durch sich selbst, seine

Ewigkeit ohne Zeitfolge, der Einklang seiner Freiheit mit seiner Unveränderlichkeit, seine Güte mit dem unglücklichen Zustande auf Erden, „für den menschlichen Geist viel unbegreiflichere, viel unergründlichere Geheimnisse enthalten, als Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Erlösung, Eucharistie und die übrigen specifisch-christlichen Glaubenswahrheiten" (S. 212).

Weiterer Anführungen wird es nicht bedürfen, um zu zeigen, wie begründet unsere Bedenken sind.

A. L.

Ein Benedictiner-Buch. Geschichte und Beschreibung der bestehenden und Anführung der aufgehobenen Benedictiner-Stifte in Österreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz. Von **Sebastian Brunner.** Mit Illustrationen. Würzburg, Verlag von Leo Wörl. Preis: *M.* 8.

Mit hoher Befriedigung haben wir dieses Benedictiner-Buch des ebenso geistvollen und seeleneifrigen als verdienstvollen Hochwürdigen Herrn Sebastian Brunner gelesen, und wir gestehen, daß wir selten eine Geschichte mit solcher Spannung und so steigendem Interesse verfolgt haben, wie die vorliegende Geschichte der Benedictinerstifte in Deutschland. Fürwahr, wenn zu irgend einer Zeit, so war heute ein solches Buch am Platz. Denn es ruft uns mit der lauten Stimme von tausend und tausend Thatsachen die alte Wahrheit wieder in's Gedächtniß, daß da, wo die Kirche und ihre Orden frei sind, sie die Staaten und die Völker aus allen, auch den größten socialen Gefahren retten. Es ist geradezu unglaublich, wie viel Gutes und Großes der Benedictinerorden in den 1400 Jahren seines Bestehens für das Volkswohl in Österreich und Deutschland überhaupt geleistet hat.

Wenn wir zum Beispiel hören, daß im Stifte St. Margaretha in Brevnov bei Prag zur Blüthezeit vor den Hussitenkriegen 600 Ordenspriester auf den Lehrstühlen den unentgeltlichen Unterricht der Jugend, auf den Kanzeln die Belehrung des Volkes besorgten, daß in demselben Ordenshaus 500 Laienbrüder in den Werkstätten arbeiteten und junge Handwerker unterwiesen, daß die Äbte des Klosters allenthalben mit riesigen Kosten öffentliche Straßen, Volksschulen und Kirchen erbauten, daß sie zur Bestreitung der Kreuzzüge, der Hussitenkriege, des dreißigjährigen Krieges colossale Summen an die Kaiser zahlten, daß sie in manchem Hungerjahre 30 bis 40 000 Arme speisten, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß die damaligen Fürsten und adeligen Herren, welche diese Klöster stifteten und beschenkten, es unvergleichlich besser verstanden, die sociale Frage ihrer Zeit zu lösen, als wir. Nach Durchlesung dieses Buches muß sich jedem dieses als Überzeugung aufdrängen: Man gebe der Kirche und den Orden ihr Eigenthum zurück, man lasse sie frei, aber ganz frei nach dem Geiste ihres göttlichen Berufes wirken, und die sociale Frage würde, wenn auch nicht ganz verschwinden, so doch ihre furchtbar drohende Gefährlichkeit für den Bestand der menschlichen Gesellschaft verlieren. Aber das will man nicht; und man will es nicht,

weil eben die Finsterniß das Licht haßt. Von diesem Haß, welcher die Aufhebung der Klöster betrieb und betreibt, finden wir auffallende Beispiele in vorliegendem Buch. So z. B. bei dem Klostersturm unter Kaiser Joseph II., wo die ungläubigen Feinde des Klosters Kremsmünster die Absetzung des ausgezeichneten Abtes Erenbert III. unter falscher Anklage der Geistesschwäche zum Staunen seines eigenen Kapitels durchsetzten; und bei der Aufhebung des Klosters Mehrerau bei Bregenz, wo die Regierungscommissäre selbst am Tage der Aufhebung noch den Bibliotheksaal ausräumen und vor den Augen der expropriirten Mönche einen Volksball veranstalten ließen. Solche Schritte und Mittel gibt nur ein teuflischer Haß ein. Wir stimmen aber auch vollständig dem Herrn Verfasser bei, wenn er pag. 39 sagt: „Diese ganze Klosteraufhebung war ein lärmendes Vorspiel des hintendrein kommenden Socialismus. Heute mir, morgen dir. Könige oder Fürsten, die das Eigenthum ihrer Unterthanen für ihr Eigenthum erklären, die aus angeblich politischen Gründen Länder annectiren, welche nie zu ihren Reichen gehört haben und für die sie keinen anderen Rechtstitel als ihr Vergnügen an Vergrößerung ihrer Macht und ihres Einkommens aufweisen können, derlei Könige oder Fürsten oder Machthaber sind im Unrecht, wenn sie sich über die Pläne und Bestrebungen der Socialisten beklagen." Denn die große Masse handelt nach dem Grundsatz: „Was dem Einen billig ist, das ist dem Andern recht."

Was wir von dem Benedictiner-Buch gesagt haben, gilt auch von dem „Cistercienser-Buch" desselben Verfassers. Beide Bände sind ein ungemein werthvoller Beitrag zur Geschichte unseres Vaterlandes; sie sind eine wahre Fundgrube interessanter Details alter und neuer Culturgeschichte. Ja, dieß wird vielleicht der segensreichste und lohnendste Erfolg der mühsamen Arbeit sein, daß die Lectüre dieser beiden Bände das Herz manches Jünglings bewegen wird, sich einem höheren und edleren Beruf zum Wohl der Kirche, des Volkes und des Staates zu weihen.

Wir wünschen dem Verfasser, den Mitarbeitern und dem Verleger Glück zu diesen beiden vortrefflichen Werken.

Adolph v. Berlichingen S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

S. Alphonsi M. de Liguori Liber de caeremoniis Missae, ex italico idiomate latine redditus, opportunis notis ac novissimis S. R. C. decretis illustratus, nec non appendicibus auctus opera Georgii Schober, C. SS. R. sacerdotis. Ratisbonae, Pustet, 1882. Preis: *M.* 2.40.

In diesem Werkchen wird dem Klerus nicht etwa bloß eine neue Auflage des von P. Haringer im Jahre 1857 in Rom in lateinischer Übersetzung veröffentlichten Büchleins des hl. Alphonsus über die Ceremonien der heiligen Messe geboten, sondern eine ganz neue Arbeit, nämlich eine sorgfältig revidirte und vielfach verbesserte lateinische Übersetzung des italienischen Originals, welches durch sehr zahlreiche Anmerkungen in äußerst dankenswerther Weise, meistens mit den eigenen Worten der officiellen liturgischen Bücher, der Decrete der S. R. C. und der bewährtesten Auctoren, erläutert ist. Ein Blick auf das ausführliche und sehr sorgfältig bearbeitete Wort- und Sachregister liefert den Beweis, daß das Buch weit mehr bietet, als sein Titel verspricht. Jeder Priester, der es braucht, wird dem neuen Bearbeiter Dank wissen.

Le parterre mystique de St-François de Sales. Par le P. Jacques Brucker S. J. 16⁰. p. 342. Paris, Lefort.

Ein liebes Büchlein, oder, wie der Titel sagt, ein Blumengärtlein voll duftiger, bunter Blüthen. Der Verfasser hat sich nämlich die Mühe genommen, aus den vielen Werken des heiligen Kirchenlehrers die ungemein reichen, poetisch-zarten und oft so zutreffenden Vergleiche aus den verschiedensten Reichen menschlicher Wissenschaft, Geschichte und Sage mit Gegenständen der christlichen Frömmigkeit und Ascese zu sammeln und nach einem übersichtlichen System sachgemäß zu gruppiren. Bei der anerkannten Gründlichkeit der Lehre des großen Fürstbischofs von Genf machen wir den Leser hier nur speciell auf die, wir möchten sagen, Herzlichkeit und Lieblichkeit der Darstellungsart aufmerksam, wie sie in dem gegenwärtigen Büchlein so überraschend zu Tage treten. Mancher Prediger, Katechet und Beichtvater wird dem um die deutsche ascetische Literatur so verdienten P. Brucker für diese Zusammenstellung höchst dankbar sein, weil sie ihnen ohne jegliche Anstrengung eine Fülle oft der treffendsten Gleichnisse und Beispiele bei Erklärung der Tugenden u. s. w. an die Hand gibt. Freilich muß dann der heutige Geschmack und Stand der Wissenschaft etwas sorgfältiger beachtet werden, als P. Brucker unzweifelhaft in Hinsicht auf Privatlectüre dieß gethan hat. Manche der Beispiele aus der Naturkunde können heute nur ein Lächeln des Mitleides für die seltsamen Fabeleien erwecken, wie sie zu den Zeiten des hl. Franz noch gang und gäbe waren, ohne darum der eigentlichen Lehre zu schaden. — Der Anhang einer Auswahl treffender Maximen und Gebete des Heiligen erhöht den Werth des Büchleins und wird Vielen äußerst willkommen sein.

Von demselben Verfasser gingen uns in deutscher Übersetzung zu:

Die Frömmigkeit im Alltagsleben. Von P. Joh. Crasset S. J. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Preis: 80 *Pf.*

Das innere Seelenleben. Nach den Schriften Fenelons, Erzbischofs von Cambray. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Preis: *M.* 2.30.

Über die Ascese des P. Crasset, sowie über jene des großen Fenelon brauchen wir an dieser Stelle kein Wort mehr zu verlieren. Was Fenelon betrifft, sind wir erfreut, durch die gegenwärtige Sammlung einen längst ausgesprochenen Wunsch Brentano's in seinen Briefen an Bischof Dr. Räß erfüllt zu sehen. Der große selige Bischof von Mainz schrieb ebenfalls an seinen Bruder: „Ich bedauere Jeden, dem Fenelon im Leben nicht begegnet; denn einen gründlicheren, freundlicheren und nützlicheren Führer in den Untiefen des eigenen Herzens wird man schwer finden, und wer erst dahin gekommen, dort und nirgend anders Ruhe zu suchen, für den ist er gewiß ein Bote des Himmels." Wir begrüßen daher die beiden Büchlein mit ihrem auch für Weltleute so praktischen und nützlichen Inhalt auf das Lebhafteste, und hoffen, daß sie sich neben der Philothea des hl. Franz von Sales als beliebte Handbüchlein des christlichen Lebens beim Volke einbürgern werden. Dem zweiten sind als Anhang kurz die nothwendigsten Gebete beigefügt, während das Werk des P. Crasset sich in seinem zweiten Theil als treffliches Gebetbuch im Sinne des hl. Franz von Sales erweist. Die Übersetzungsart des P. Brucker selbst ist aus seinen früheren Arbeiten hinlänglich bekannt. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß besonders bei P. Crasset einige Stellen einer leisen Umänderung und Milderung bedurft hätten. So halten wir es mindestens für unvernünftig, nicht eher einen Arzt zu consultiren, als bis man absolut gezwungen ist, das Bett zu hüten. Auch die mystische Redeweise des Kapitels über Beschauung wäre besser für Weltleute fortgeblieben.

Das Eine Nothwendige. Von Dr. Paulus Melchers, Erzbischof. 12°. XII u. 304 S. Köln, Bachem, 1882. Preis: *M.* 1.25.

„Das Eine Nothwendige" ist wiederum ein Hirtenwort aus der Verbannung, ein Gruß aus der Ferne, ein ernster und eindringlicher Mahnruf eines liebevollen, aber auch bekümmerten und besorgten Vaterherzens an die der Gegenwart ihres Oberhirten beraubten Kinder. Die bisher erschienenen Schriften des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln, welchen die gleiche Veranlassung zu Grunde lag, behandeln nur je einen einzelnen, für den christlichen Glauben oder das christliche Leben wichtigen Gegenstand — das allerheiligste Altarssacrament, das heilige Meßopfer, den Socialismus im Lichte des Glaubens, die Lehre von der Kirche. „Das Eine Nothwendige" ist umfassender und umfangreicher; es belehrt über die Pflicht, das ewige Heil zu wirken, in so eingehender Weise, daß in 63 Lesungen sowohl die Beweggründe (die sogenannten ewigen Wahrheiten), als auch die Mittel, die Hindernisse und die Art und Weise eines gottgefälligen Wandels zur Sprache kommen. Wir besitzen somit in dieser Schrift eine vollständige Pflichtenlehre, welche dem paränetischen Moment ebenso sehr Rechnung trägt, als dem didaktischen. Das Werk ist gewissermaßen eine Art Volksmission, welche der eigene Oberhirte aus der Verbannung mit seiner verlassenen Heerde abhält. „In der Hoffnung," sagt der hochwürdigste Herr Erzbischof selbst (Vorrede S. X), „daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo es der Kirche wieder freistehen wird, auch in unserem Vaterlande in Missionen und Exercitien durch ihre Ordenspriester das Wort Gottes und die Mahnung zur Buße zu verkündigen, übergebe ich diese Ausarbeitung einer ziemlich reichen Auswahl derjenigen

Wahrheiten, welche in Missionen vorgetragen zu werden pflegen, der Öffentlichkeit. Ich thue es mit dem Wunsche, daß sie heilsbegierigen Seelen, welche keine Gelegenheit haben, Missionspredigten beizuwohnen, Ersatz dafür bieten und vielleicht auch Andern als Leitfaden für ihre Betrachtung der Heilswahrheiten einen nützlichen Dienst leisten möge, indem ich Gott den Herrn bitte, diese Schrift und ihre Leser zu dem Ende mit Seiner Gnade segnen zu wollen."

Leonhard Goffine's Handpostille etc., neu herausgegeben von einem katholischen Pfarrer, wieder durchgesehen und mit den neuesten Festen vermehrt von Dr. F. J. Holzwarth. Sechste, umgearbeitete und mit den Festen der rheinländischen Heiligen vermehrte Auflage von Dr. M. J. Scheeben, Professor am erzbischöflichen Priesterseminar zu Köln 2c. Gr. 8°. XI u. 882 S. Aachen, Jacobi u. Co., 1882. Preis: *M.* 3.

Die wiederholt sich ankündigenden Auflagen der altbewährten Goffine'schen Postille sind der beste Beweis, wie sehr dieses Buch für katholische Familien zur Pflege der sonn- und festtäglichen Hausandacht auch ein wahrer Hausschatz geworden ist. Der darf eben nicht ausgehen, sondern muß immer wieder erneuert werden. Das ursprüngliche Gewand des beliebten Familienbuches und seine kräftige, zu Herzen dringende Einfachheit (s. darüber diese Zeitschrift, 1875, Bd. VIII. S. 480) heimelt gewiß Manchen mehr an, als eine auf unsere Zeit sprachlich mehr berechnete Umarbeitung; Andere werden letztere vorziehen: darum hat auch diese neben jener ihre Berechtigung. Als solche empfiehlt sich speciell die hier genannte von Dr. Scheeben besorgte Ausgabe. Besonders ist sie für die engeren Kreise des Rheinlandes willkommen, weil für die Feste der rheinländischen Heiligen wenigstens ein kurzer Bericht über deren Leben seines Ortes beigefügt wurde. Auch den sonstigen sachlichen Erweiterungen dieser hier in sechster Auflage erscheinenden Bearbeitung kann man sicher den Werth und erhebliche Nützlichkeit für den Gebrauch nicht absprechen; nur ist allmählich so viel bearbeitet und umgearbeitet worden, daß bei manchen Partien kaum mehr die Grundlinien des ursprünglichen Goffine erkennbar sind und so das Interesse sich vermindert, welches an's Original geknüpft ist.

Lehrbuch der Philosophie. Von Dr. Albert Stöckl, Professor der Philosophie an der bischöflichen Akademie in Eichstädt, Mitglied der römischen Akademie des hl. Thomas. Zwei Abtheilungen. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. 512 u. 768 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 12.60.

Mit vollem Recht kann sich der hochw. Verfasser freuen, schon seit Jahren in der Richtung und Intention der Encyklika „Aeterni Patris" unseres Heiligen Vaters gewirkt zu haben. Gehörte er ja seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Lehrbuches, 1868, zu den regsten und fruchtbarsten Vorkämpfern, welche Heil und Rettung für und durch die Philosophie nur in dem Anschluß an die alterprobten Principien der Scholastik erkannten. Seitdem ist diese Richtung nicht nur von der höchsten kirchlichen Auctorität als der alleinige Weg zu einer Restauration und Fortbildung der Philosophie im christlichen Sinne bezeichnet worden, sie hat sich auch thatsächlich als solcher bewährt. Hiervon legen inmitten so vieler anderer erfreulichen Erscheinungen der letzten Jahre die fünf Auflagen obigen Lehrbuches ein lautes Zeugniß ab. Zugleich spricht sich aber auch hierin deutlich aus, daß der Verfasser es verstan-

ben hat, das von ihm Angestrebte glücklich zu erreichen: die alte Philosophie wieder einzubürgern und vor Allem mit ihren Grundsätzen den Verirrungen der modernen abzuhelfen. Bei der weiten Verbreitung und Anerkennung, welcher sich dieses Lehrbuch daher mit Recht erfreut, wollen wir hier nur in Kürze auf die Verbesserungen der fünften Auflage aufmerksam machen. Eine eingehendere Bearbeitung haben vorzüglich, wie der Herr Verfasser auch selbst vorbemerkt, verschiedene Fragen der Social- und Rechts-Philosophie erfahren. Völlig neu sind die wichtigen Darlegungen über Wesen und Bestimmung des Naturrechts (II. S. 524), über den naturrechtlichen Charakter des Privateigenthums (S. 560 ff.). Die klare Behandlung, welche besonders die socialen und wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart erfahren, läßt erkennen, wie absolut nothwendig es ist, daß die christlichen Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts auf diesem Gebiete zur Geltung kommen. Es sei uns hier gestattet, zu bemerken, daß die natürliche Gliederung der menschlichen Gesellschaft auch die natürlichsten Anhaltspunkte zur Beurtheilung ihrer rechtlichen und socialen Zustände bietet. Demgemäß empfiehlt es sich am meisten, beim Socialrecht mit der Familie zu beginnen, um sodann auf die Gemeinde, als natürliche Grundlage der sogen. socialen Stände, und von dieser auf den Staat überzugehen. Die Ausführung, welche Grundsätze dem unumstößlichen Naturrecht entsprechend in Ansehung der Schulfrage zu herrschen haben, ist recht zutreffend; doch finden wir dieselbe trotz des Hinweises auf des Verfassers Pädagogik für ein philosophisches Lehrbuch unserer Tage etwas zu knapp gehalten. Möge es dem hochw. Herrn Verfasser vergönnt sein, jetzt nach der allgemeinen und selbst höchsten Anerkennung seiner Bestrebungen auch noch immer reichere Früchte derselben gezeitigt zu sehen!

Die philosophische Wissenschaft. Ein apologetischer Versuch. Von Ernst Commer, Doctor beider Rechte und der Theologie. 8°. 126 S. Berlin, Jansen, 1882. Preis: *M.* 2.50.

Wer bedenkt, wie allgemein heutzutage trotz aller Empfehlungen von competenter Seite bei der größeren Anzahl der Studirenden noch immer eine gewisse Abneigung gegen die philosophische Wissenschaft herrscht und wie wenige sich mit Liebe und Begeisterung dem Studium derselben hingeben, wie viele Vorurtheile durch die Verirrungen so mancher Philosophen gegen dieses Studium entstanden sind — der wird vorliegende Schrift als eine durchaus zeitgemäße, einem wahren Bedürfniß entsprechende begrüßen. Der Herr Verfasser macht darin (wie er sich bescheiden ausdrückt) den „Versuch", alle Bedenken, die sich gegen die so häufig mißkannte Wissenschaft geltend machen wollen, zu zerstreuen; und wir glauben, der Versuch muß durchweg als ein gelungener bezeichnet werden. Das ganze Werkchen zerfällt in zwei Theile. Im ersten (S. 1—82) werden die gegen die Philosophie erhobenen Einwände widerlegt; im zweiten (S. 82—101) wird sodann die Berechtigung der philosophischen Wissenschaft nachgewiesen, und zwar 1. ihre Nothwendigkeit und 2. ihr beständiger Fortschritt. Im ersten Theile sind die erhobenen oder doch möglichenfalls zu erhebenden Einwendungen nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppirt, je nachdem der Gegenstand, die Methode oder endlich die Folgen und Umstände des philosophischen Studiums das Object der Anklage bilden. Zum Schlusse folgen dann noch auf 26 Seiten 232 durch den Text zu vertheilende Anmerkungen (meistens Citate aus älteren wie neueren Autoren), die „den Bestand einer festen philosophischen Tradition wenigstens für einzelne Fragen nachweisen sollen". — Dabei ist der Umfang des Werkchens ein solcher, der nicht durch seine Ausdehnung abschreckt, die Lösung der einzelnen Bedenken klar und

zutreffend, die Sprache fließend, zuweilen schwungvoll. Vielleicht hätte die Darstellung, wie der Herr Verfasser selber zugesteht, dem apologetischen Standpunkte und dem praktischen Zwecke des Büchleins gemäß, noch einfacher gehalten werden sollen; auch würde eine Abtheilung in Kapitel mit Absatz und Überschrift noch mehr zur klaren Übersicht beigetragen haben. Sonstige kleine Wünsche, auf die wir uns hier nicht weiter einlassen mögen, sollen das Verdienst des hochw. Verfassers jedoch keineswegs schmälern, und wir können die Schrift im Interesse der Königin aller natürlichen Wissenschaften nur empfehlen. Möge sie recht Viele nicht bloß von ihren Vorurtheilen gegen die Philosophie befreien, sondern auch, wie der Verfasser in seinem Schlußsatze wünscht, der philosophischen Wissenschaft manchen Jünger zuführen!

Abriß der Kirchengeschichte für Obergymnasien. Von Dr. Theodor Dreher, Religionslehrer des königlichen katholischen Gymnasiums zu Sigmaringen. 8°. 108 S. Sigmaringen, Liehner, 1882. Preis: *M.* 1.20.

Der Verfasser hat es verstanden, den so reichen Inhalt, welchen die Geschichte der Kirche Jesu Christi bietet, ganz dem Zwecke des Buches entsprechend in kurzer und dennoch klarer und gründlicher Weise zur Darstellung zu bringen. Durch Abwechslung von Groß- und Kleindruck ist das Wichtige vom minder Wichtigen in der Weise geschieden, daß der Großdruck, ähnlich wie in des Verfassers Lehrbuch der katholischen Religion, ein Buch für sich bildet; die Eintheilung des geschichtlichen Stoffes empfiehlt sich durch ihre Einfachheit. Wie wichtig die Kirchengeschichte für den Religionsunterricht ist, zeigte P. Deharbe sel. Angedenkens, indem er sogar seinem Katechismus einen kurzen Abriß der Kirchengeschichte vorausgehen lassen wollte.

P. Johannes Tetzel, Mönch aus dem Predigerorden. Ein Lebensbild. Dem katholischen Volk gewidmet von Dr. E. Kolbe. Zum Besten des Missionshauses in Steyl. Druck und Verlag der Missionsdruckerei. Adresse: Steyl, postlagernd Kaldenkirchen in Rheinpreußen, 1882.

Es gibt wohl wenig Persönlichkeiten, deren Geschichte so verzerrt und malträtirt worden ist, als Tetzel. Eine solche Darstellung seines Wirkens schien gewissermaßen zum „Einmal eins ist eins" der protestantischen Geschichtsforschung zu gehören, worauf sich naturgemäß jede weitere Berechnung zu stützen hätte. Darum freut es uns, daß Dr. Kolbe den Muth gehabt hat, wider dieses „Einmaleins" zu sündigen und dem Volke das Leben des wahrhaft apostolischen Dominicaners in schlichter Weise zu erzählen.

Zu Kampf und Sieg! Weckruf, an die heranwachsende Jugend gerichtet von allen heiligen Knaben und Jünglingen. Nach dem römischen Martyrologium bearbeitet von Dr. J. Praxmarer. Mit oberhirtlicher Druckbewilligung. Mit sieben feinen Holzschnitten. 12°. XVI u. 119 S. Donauwörth, Auer, 1882. Preis: cart. *M.* 1.

Das hübsch ausgestattete Büchlein, welches in 93 kurzen Abschnitten passende Notizen über das Leben und das selige Hinscheiden von über 200 jugendlichen Heiligen zusammenstellt, wird gewiß nicht verfehlen, bei der Jugend Liebe und Begeisterung für ein gottesfürchtiges Leben zu wecken und zu mehren.

Die St.-Matthias-Kirche bei Trier und ihre Heiligthümer. Nebst Anhang I: Über die apostolische Sendung des hl. Eucharius im ersten Jahrhundert, und Anhang II: Die altchristlichen Grabinschriften vom Cömeterium St. Eucharius zu St. Matthias. Festschrift zur Inthronisation des hochw. Herrn Dr. Felix Korum, Bischofs von Trier. Von Ph. Diel, Pfarrer und Diöcesan-Präses des Gesellen-Vereins. 185 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1881. Preis: *M.* 2.

Es war ein sinniger Gedanke, das freudige und hoffnungsvolle Ereigniß, daß Rom dem Stuhle des altehrwürdigen Trier wieder einen Oberhirten gegeben, durch die Darstellung der ersten, gleichfalls von Rom ausgegangenen Bischofssendung und der Übertragung der Matthias-Reliquien von derselben christlichen Hauptstadt nach Trier zu feiern. Was diese älteste Stätte der Cultur im Nordwesten Europa's Herrliches besitzt, hat es von Rom bekommen: daran wieder zu erinnern, thut besonders in der jetzigen glaubensfeindlichen Zeit noth, um das Band mit dem Mittelpunkte der Christenheit immer fester zu schlingen. So passend der Vorwurf der Schrift, so meisterhaft ist die Ausführung. Der Herr Verfasser hält sich in der Behandlung der alten Trierer Tradition gleichweit von Leichtgläubigkeit und Hyperkritik. Mittelmaß beste Straß', besonders zur Auffindung der Wahrheit. Herr Diel tritt nach dem Vorgange des neueren Bollandisten van Hecke mit aller Kraft für die Tradition ein, daß der hl. Petrus bereits Schüler nach Trier und andern jenseits der Alpen gelegenen Städten gesandt. Hierfür bringt er manche Anhaltspunkte aus den Quellen, auch aus den in neuerer Zeit aufgefundenen Werken: der Theophanie des Eusebius (viertes Jahrhundert) und der von Mai edirten Didascalia Apostolorum (drittes Jahrhundert), wie aus den in Trier gemachten Ausgrabungen, während auch nicht ein einziges, wirklich entscheidendes Zeugniß für das Gegentheil angeführt werden kann. Noch sind manche alte christliche Inschriften von Trier erhalten, obwohl sehr viel Altchristliches auch noch in diesem Jahrhundert zerstört worden ist; ja ein berufener Kenner, Dr. Kraus, steht nicht an, zu behaupten, daß die Trierischen Cömeterien unter allen außerrömischen die für die christliche Epigraphik ergiebigsten altchristlichen Begräbnißstätten seien (Roma sotterranea, p. 543). Herr Diel theilt nun die noch erhaltenen Inschriften aus dem Cömeterium des hl. Eucharius mit. Er verfolgt alle Schicksale dieser ehrwürdigen Stätte und der auf ihr erbauten Kirchen vom christlichen Alterthum an durch das Mittelalter und die neuere Zeit hindurch bis auf unsere Tage, und bietet uns so eine interessante und in vielen Punkten auch für den Geschichtsforscher lehrreiche Monographie.

Protestantismus und Socialismus. Historisch-politische Studien von Wilhelm Hohoff. 8°. 179 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1881. Preis: *M.* 1.50.

Als voriges Jahr der glorreich regierende Papst Leo XIII. in seiner Encyklika die kirchliche Umwälzung des 16. Jahrhunderts für das perennirende Revolutionsfieber unseres Jahrhunderts verantwortlich machte, erhoben die protestantischen Blätter darob einen recht unharmonischen Lärm. Die vorliegende Schrift, die Frucht fleißiger Arbeit und großer Belesenheit, bringt nun den Beweis für die Behauptung des Heiligen Vaters und zeigt, daß die Revolutionen sowohl auf theologischem und philosophischem, als auf socialpolitischem Gebiet, welche Europa seit drei Jahrhunderten

heimsuchen, in der kirchlichen Rebellion des 16. Jahrhunderts ihre tiefste Wurzel haben. Der Beweis wird jedoch nicht auf theoretischem Wege erbracht, sondern (und hierin liegt die eigentliche Bedeutung der Hohoff'schen Schrift) auf historischem, durch eine erdrückende Zahl von Zeugnissen aus protestantischen oder ungläubigen Schriften, welche in vernichtender Weise über die Reformation zu Gerichte sitzen. Dabei sind die angeführten Schriftsteller nicht etwa unbekannte Scribenten, sondern durchweg literarische Größen ersten Ranges. Sie alle stimmen mit dem protestantischen Fürsten Pückler-Muskau darin überein, daß die Reformation „der erste Act eines großen Auflösungsprocesses geworden, wovon die französische Revolution der zweite war, und der dritte, mit Strauß, Feuerbach und Anderen als Vorboten, vielleicht nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen wird" (S. 166). Die Schrift bringt auch einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik der unqualificirbaren protestantischen Geschichtsbaumeisterei über katholische Dinge. Als Zeugen treten auch hier wieder gewiegte protestantische Geschichtschreiber auf. Ein schwerwiegendes Zeugniß für die destructiven Tendenzen der Reformation hätte noch beispielsweise der „Restauration der Staatswissenschaften" von K. L. v. Haller (zweite Ausgabe 1820, Bd. I. S. 95 ff.) entlehnt werden können. Hallers Conversion erfolgte bekanntlich erst im Jahre 1821. Das Urtheil: Karl Marx' „Kapital" sei ein „in der Socialwissenschaft für alle Zeiten epochemachendes kritisches Werk" (S. 86), möchten wir nicht unterschreiben. Das „Kapital" enthält viele werthvolle statistische Angaben über die englischen Fabrikverhältnisse; im Übrigen ist es nichts als ein Gewebe fadenscheiniger Sophismen im Gewande Hegel'scher Dialektik.

Streiflichter auf den heutigen Protestantismus. Von Johannes Hoffmann, Redacteur des „Westphälischen Merkur". 8°. 139 S. Würzburg, Wörl, 1881. Preis: *M.* 1.80.

Die „Katholischen Studien" bringen uns in der angezeigten Schrift aus der Feder des wackeren Redacteurs des „Westphälischen Merkur" einen beachtenswerthen Beitrag zur Beleuchtung des gegenwärtigen Protestantismus. Es ist ein trauriges Bild von Auflösung und vollkommener Zersetzung, auf welches der Verfasser grelle Streiflichter wirft. Daß dasselbe wahrheitsgetreu sei, wird kein Protestant läugnen können. Thatsachen erhärten es, daß der Individualismus das ganze Gebiet des Protestantismus vollkommen beherrscht: die Zerfahrenheit in den theologischen Lehrmeinungen könnte nicht größer sein; aber auch die Kirchenverfassungen, die Kirchendisciplin, sogar die Unionsversuche bieten dasselbe Bild der Uneinigkeit, der inneren Haltlosigkeit und der Verwüstung dar. Als „Achillesferse" des modernen Protestantismus bezeichnet der Verfasser die Thatsache, daß in allen Landeskirchen Deutschlands sämmtliche Prediger einen Amtseid leisten müssen, in welchem es, ähnlich wie in dem oldenburgischen, heißt, der Prediger verspreche, „das Wort Gottes nach dem Inhalte der heiligen Schrift und nach Anleitung der Augsburgischen Confession lauter und rein zu predigen". Daneben constatirt nun der Verfasser die Thatsache, „daß in Oldenburg und anderwärts dieser selbige Eid geschworen wird von strenglutherischen Orthodoxen, von Halb-Orthodoxen, von positiven Unionisten, Schleiermacherianern, Zöglingen der Jenenser Hase u. s. w., vielleicht auch Schenkelianern u. s. w. u. s. w." Diese Thatsache gibt allerdings zu denken. — Die Polemik des Werkes ist eine überzeugende, ruhige und würdige. Nur wenige Sätze möchten wir nicht unterschreiben, z. B. S. 62. 67.

Innsbruck und dessen nächste Umgebung. Eine statistisch-topographische Studie. Für Einheimische und Fremde dargestellt von Dr. F. Gwercher. 8°. 198 S. Innsbruck 1880. Preis: M. 2.40.

Tirols Landeshauptstadt bietet mit dem herrlichen Thale, worin sie liegt, des Schönen und geschichtlich Merkwürdigen so viel, daß eine genaue, wahrheitsgetreue Schilderung auch Fremden lieb sein wird. Eine solche finden wir in der vorliegenden Schrift. Beigegeben ist eine sauber ausgeführte Karte. Die Genauigkeit der Beschreibung verliert sich aber bisweilen in's Minutiöse. Was die statistischen Angaben betrifft, so hätten sie nicht, wie meistens in dem Buche geschieht, auf ein Jahr beschränkt werden sollen. Die Zahl der Geburten (344 auf ca. 18000 Einwohner) ist wohl ein Druckfehler, da sie gar zu gering ist (eine Geburt auf 52 Einwohner).

Geschichte der Stadt Eschweiler und der benachbarten Ortschaften. Von H. H. Koch, Divisionspfarrer. Erster Theil. 8°. XII u. 172 S. Eschweiler 1882.

Diese Schrift verdankt ihre entferntere Veranlassung der Aufforderung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Paulus von Köln, Monographien über einzelne Pfarreien und Kirchen zu schreiben; den nächsten Anlaß bot der Größerbau der Eschweiler Pfarrkirche, wofür ihr Reinertrag bestimmt ist. Eschweiler, an der uralten Heerstraße zwischen Köln und Aachen gelegen, ursprünglich ein fränkischer Königshof, wird zuerst 830 in einer Schrift Einhards erwähnt und ward im 13. Jahrhundert Lehen der kölnischen Kirche. Erst in neuerer Zeit erhielt es durch Kohlenbergwerke, Galmeigruben und Industrie einen größeren Aufschwung, so zwar, daß seine Einwohnerzahl zwischen 1840 und 1870 beinahe verdreifacht wurde und nun auf 15 610 gestiegen ist. Der Verfasser fügt seiner Geschichte der Stadt noch manche Notizen bei über benachbarte Ortschaften, Burgen, Rittersitze und die Adelsgeschlechter, welche sie im Lauf der Zeit besessen haben. Sein Buch wird, da es mit großem Fleiß aus den Quellen zusammengetragen ist, nicht nur die Insassen des Eschweiler Thales, sondern auch die Geschichtsfreunde des Rheinlandes interessiren.

Geschichtliche Nachrichten über Ruhrort, insbesondere über die katholische Gemeinde daselbst. Von Dr. A. Rösen, Pfarrer. 12°. 82 S. Duisburg, Hoffmann, 1882.

Wiederholt haben wir unsere große Befriedigung ausgesprochen, wenn wir Monographien über Pfarrkirchen und Gemeinden zu empfehlen hatten. Dieselbe Freude empfanden wir bei Durchlesung vorstehender Broschüre, die wir der Feder des durch seine Schrift über die pragmatische Sanction rühmlichst bekannten Dr. Rösen verdanken. Vor 100 Jahren ward in Ruhrort wiederum zum ersten Male der katholische Gottesdienst auf einem Zimmer für drei Familien gefeiert; gegenwärtig sind unter 8574 ortsangehörigen Einwohnern der Stadt 3618 Katholiken, wozu noch gegen 650 Personen aus der katholischen Schiffsbevölkerung kommen, so daß die ganze Gemeinde 4400 Seelen zählt. Dieses außerordentliche Wachsthum der katholischen Pfarrei ist um so auffallender, als die nächste Umgegend protestantisch ist. Ruhrort wird zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1371 genannt, 1489 ward es ein besonderes Kirchspiel. Über den Abfall desselben zum Protestantismus fehlen leider alle genauen Nachrichten; keine einzige Person blieb katholisch. Doch war die Stadt bis zu unserem Jahrhun-

dert ohne Bedeutung; 1787 zählte sie nur 728 Einwohner. Erst mit dem Kohlenhandel (1881 wurden über 32 Millionen Centner von Ruhrort verschifft) stieg seine Bedeutung. Aus der Schrift Dr. Rösens ersehen wir, daß daselbst Betriebsamkeit und Energie nicht nur auf commerciellem, sondern auch auf religiösem Gebiete herrschen. Dem allein hat die sonst nicht reiche katholische Gemeinde den herrlichen Neubau und Schmuck der Kirche und die rege Vereinsthätigkeit zu verdanken. Leider hat der Culturkampf auch in Ruhrort zerstörend gewirkt.

Wörl'sche Reisehandbücher.

Nach Jerusalem. Führer für die Pilgerfahrten und Reisen nach und in dem heiligen Lande. Herausgegeben von J. Fahrngruber, vormaligem Rector des österreichischen Pilgerhauses in Jerusalem. Mit vielen Illustrationen, Karten, Plänen und Grundrissen. 16°. 478 S. Preis: geb. *M.* 12.

Süddeutschland mit den anstoßenden Gebieten von Österreich und der Schweiz. Mit 33 Karten, Plänen und Grundrissen. 16°. 500 S. Preis: geb. *M.* 8.

Paris. Ein Führer durch Paris und seine Umgebungen. Mit Karte, Plänen und Illustrationen. 16°. 322 S. Preis: geb. *M.* 6.

Wien. Ein Führer durch Wien und seine Umgebung. Mit Karten u. s. w. 16°. 407 S. Preis: geb. *M.* 9.

Unsere Gegenwart kann in Wahrheit das Zeitalter der Reisen genannt werden. Schon die kolossale Ausdehnung der Wege und Verkehrsmittel beweist das. Gar nicht zu reden von der Unzahl Dampfschiffe und neugebauter Landstraßen, so beträgt allein die Länge sämmtlicher Eisenbahnen über 350 000 Kilometer, von denen mehr als der siebente Theil auf Deutschland und Österreich entfällt, und jährlich wächst das gesammte Netz um 10—20 000 Kilometer neuer Schienenwege. Die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Reisen kommt aber nicht nur den Geschäften zugut, sondern verlockt auch immer größere Menschenmassen zu längeren Vergnügungstouren. Hiermit ist die Nothwendigkeit von guten Reisehandbüchern gegeben. Sie sollen den Reisenden über Alles, das ihn an einem Orte interessiren kann, orientiren, über Fahrgelegenheiten, Kirchen, Hotels, Museen und andere Sehenswürdigkeiten. Einen Mentor sich zu halten, dazu haben die Wenigsten Vermögen, Gelegenheit oder Lust; also muß ein Buch den Führer ersetzen; dasselbe kostet so wenig, daß es leicht an einem Tage seinen Preis durch guten Rath ersetzen kann. Diese Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines guten Reisehandbuches hat denn auch in Verbindung mit der enormen und stets zunehmenden Zahl der Reisenden dergleichen Literatur ungemein vermehrt. Doch bei Abfassung derselben hatten sich leider Katholiken fast gar nicht betheiligt, und das war ein großer Übelstand; denn selbst bei gutgesinnten Protestanten macht sich eine unserem Glauben minder günstige Anschauung in der Besprechung katholischer Städte, Einrichtungen, Kirchen, Kunstschätze nur zu oft geltend; auch fällt es ihnen gar nicht ein, so Manches, was den Katholiken sehr interessirt, anzugeben. Es muß z. B. der Katholik auch auf Reisen die sonntägliche Messe anhören; in welchen akatholischen Reisebüchern ist aber der Beginn dieses Gottesdienstes angemerkt? Wo ist dort das kirchliche Leben beschrieben? Wo sind dort die Hotels angegeben, in

denen katholische Zeitungen offenliegen, oder katholische Geistliche ihre Confratres treffen können, oder katholische Vereine ihre Versammlungen halten? Es war darum ein glücklicher, aber freilich auch ein gewagter und schwer durchführbarer Entschluß der Leo Wörl'schen Buchhandlung, auf diesem Gebiete die katholischen Interessen wahrzunehmen und mit den akatholischen, insbesondere mit den Bädeker'schen Reisehandbüchern, welche bis dahin unbestritten die Herrschaft behaupteten, die Concurrenz aufzunehmen. Wie wir wiederholt (über „Rheinlande", die „Schweiz" diese Zeitschrift, Bd. XVIII. S. 236, über „Österreich-Ungarn" Bd. XXI. S. 432) bemerkt haben, hat die Wörl'sche Buchhandlung weder Mühen noch Kosten gescheut, um diese gewaltige Concurrenz nicht bloß was den Inhalt, sondern auch was die äußere gefällige Form betrifft, mit Erfolg bestehen zu können. Unter den oben angeführten Reisehandbüchern zeichnen sich besonders die über Wien und Jerusalem aus. Man sieht es den Verfassern beider an, daß sie ganz in diesen Städten zu Hause sind und darum ihren Stoff vollständig beherrschen. Nicht ein Tourist beschreibt uns das heilige Land, sondern der Rector des deutschen Pilgerhauses in Jerusalem. Auch die Literatur, katholische und protestantische, ist ihm wohlbekannt. Je mehr wir nun das Buch durch Lesung und Studium liebgewonnen haben, um so mehr fühlen wir uns geneigt, dem Wunsche des Herrn Verlegers entgegenzukommen, und was uns mißfallen hat, mitzutheilen. Dasselbe bezieht sich auf zwei Noten. In der ersten (S. 307) sagt der Verfasser, „es wäre recht und billig, daß die Gebeine des hl. Saba zur ursprünglichen Laura zurückgebracht und den heutigen Schülern des Patriarchen wieder überlassen würden". Das mag ja an und für sich „recht und billig" sein, aber der Herr Verfasser hat sicher hierbei den Umstand übersehen, daß die „heutigen Schüler" St. Saba's Schismatiker sind; denn er wird doch wohl nicht wünschen und fordern wollen, die Katholiken sollten ihre heiligen Reliquien, die sie vor der Wuth der Muhammedaner in das Abendland geflüchtet hatten, jetzt den Schismatikern zur Verehrung übergeben, den Schismatikern, die gerade im gelobten Land mit der größten Unverschämtheit, mit Betrug und Gewalt Reliquien und heilige Orte den Katholiken entrissen haben. In der zweiten Note (S. 405) bringt der Verfasser einige Gründe gegen die Echtheit des heiligen Hauses in Loreto, von dem er übrigens mit der größten Achtung spricht. Doch weiß er nichts Anderes anzuführen, als was schon oft vorgebracht und noch öfter widerlegt wurde. Der Haupteinwand wird von den Steinen, aus denen die casa santa gebaut ist, hergenommen; es seien Backsteine, die durchaus nicht in Palästina in Gebrauch sind. Das ward schon vor 300 Jahren durch Protestanten bespöttelt, aber mit Unrecht, denn die Steine des heiligen Hauses sind nicht Backsteine, sondern rothe Hausteine. Schon Raynaudus, ein scharfer Kritiker, bezeugt aus eigener Anschauung, die er bei wiederholtem Aufenthalt in Loreto durch die sorgfältigste Prüfung gewonnen habe, daß das Material der casa santa nicht aus Backsteinen bestehe, und ruft dann aus: „O der gebackenen Dummheit! Sieh, mit welchen Mitteln die festeste Wahrheit angegriffen wird!" (Antemurale adversus fortia ingenia, p. 144.) Ebenso eifrig tritt Benedict XIV. dafür ein, indem er Raynaudus citirt (De festis B. M. V., II. 16). In neuerer Zeit hat Bartolini mit Erlaubniß Pius' IX. die Steine des heiligen Hauses und die von Nazareth chemisch untersuchen lassen und die Identität beider festgestellt; in seinem Werke: Sopra la santa casa di Loreto (Roma 1861), theilt er die Gutachten des Professor Dr. Ratti darüber mit. Auch P. Würgler, Pönitentiar in Loreto, der aber auch in Nazareth gewesen, betheuert in seinem Werke: Loreto (Würzburg 1879, S. 47), daß die Bausteine nicht Ziegelsteine, sondern von derselben Art wie noch jetzt das Baumaterial in Nazareth seien. Doch genug mit den Ausstellungen. Denn unser sehn-

lichster Wunsch ist, daß die Wörl'sche Reisebibliothek immer mehr im katholischen Volk Boden gewinne, damit wir endlich einmal auch auf diesem Felde von dem Banne der gegnerischen Literatur gelöst werden.

Außerdem empfehlen wir folgende **Schriften homiletischen Inhalts:**

Predigten über die Sünden gegen den Glauben. Von Dr. Konstantin Mattner, Priester der Diöcese Breslau. Mit bischöflicher Approbation. 8°. 448 S. Breslau, Görlich, 1881. Preis: *M.* 2.25.

Originelle, kurzgefaßte, praktische **Standes-Predigten** für Ehemänner, Ehefrauen, Jünglinge und Jungfrauen. Für jeden dieser Stände 36 monatliche Conferenzen, mithin drei Jahrgänge. Von Franz Xaver Weninger, Missionär der Gesellschaft Jesu, Doctor der Theologie. Zwei Abtheilungen. 8°. 932 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 8.

Die großen Pflichten der christlichen Frau. Conferenzreden von Felix Dupanloup, Bischof von Orléans. Autorisirte Übersetzung von Amara George-Kaufmann. 8°. XII u. 308 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 3.

Predigten von Adrian Gretsch, Benedictiner des Stiftes U. L. F. zu den Schotten in Wien, der Gottesgelehrtheit Doctor. Neue Ausgabe in vier Bänden. Durch Konstantin J. Vidmar, Kapitularpriester desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Fürsterzbischöfl. Ordinariats zu Wien. Dritter Band: Festtagspredigten. Vierter Band: Fastenpredigten. 8°. 429 u. 403 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 7.[1]

Predigten auf die Feste des Herrn, über dessen Heiligthümer und Diener. Von P. Georg Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte, vom Verfasser verbesserte Auflage. Mit Erlaubniß der Obern. Erster Band der Festpredigten. 8°. 374 S. Innsbruck, Rauch, 1881. Preis: *M.* 3.

Marien-Predigten. Von P. Georg Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte, vom Verfasser verbesserte Auflage. Mit Erlaubniß der Obern. Zweiter Band der Festpredigten. 8°. 535 S. Innsbruck, Rauch, 1882. Preis: *M.* 4.20.

Predigten von Dr. Wilhelm Molitor, weiland Domcapitular in Speyer. Dritter Band: Predigten für die heilige Fastenzeit. 8°. 379 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 3.60.

---

[1] Den ersten und zweiten Band der Predigten Gretsch's, welcher zu den vorzüglichsten katholischen Predigern des vorigen Jahrhunderts gehört und dessen Reden sich durch Solidität auszeichnen, hatten wir bereits Bd. XX. S. 330 empfohlen.

Sechs Fastenpredigten über **die letzten Dinge des Menschen.** Von B. H. Grundkotter, Priester der Diöcese Münster. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. 8°. 62 S. Dülmen, Laumann, 1882. Preis: 60 *Pf.*

Sonn- und Festtags-Predigten, gehalten von Th. Schmülling, Pfarrer ad St. Servatium in Münster. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Heinrich Römstedt, Präses. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. I. Band: Predigten für die Advents- und Weihnachtszeit. III. Band: Predigten für die Oster- und Fronleichnamszeit. 8°. 708 u. 657 S. Preis: à Bd. *M.* 6.

Unsere Liebe Frau, in 32 Vorträgen zur Verehrung vorgestellt von Karl Hünner S. J. 8°. 359 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: *M.* 2.50.

Miscellen.

Statistisches aus und über Frankreich. Die Ergebnisse des letzten Census (1881) in Frankreich haben große Besorgnisse wachgerufen. Ein Artikel über „das Wachsthum der französischen Bevölkerung" in der liberalen Revue des Deux-Mondes (Avril et Juin 1882) schließt mit den Worten: „Finis Galliae!" so wie er bereits im Anfang den Satz enthielt: „Die französische Bevölkerung wächst nur in sehr schwachen Verhältnissen. Folglich ist Frankreich, da es weniger schnell als England, Deutschland, Rußland, die Vereinigten Staaten an Menschen zunimmt, auf dem Weg, ein Staat zweiten Ranges zu werden. Darin liegt eine Gefahr für die Nation, ja es ist die einzige Gefahr." Ohne Zweifel hat der Schriftsteller bei dieser Vergleichung besonders an Deutschland gedacht, da letzteres seinen Rivalen jenseits des Rheines allein in den jüngsten fünf Jahren um weitere zwei Millionen überholt hat. Doch jetzt zu den einzelnen Daten. Das Ergebniß der allgemeinen, von fünf zu fünf Jahren stattfindenden Zählungen ist:

	Bevölkerung:	Zunahme in fünf Jahren:
1831	32 569 223	—
1836	33 540 910	971 687
1841	34 230 178	689 268
1846	35 400 486	1 170 308
1851	35 783 170	382 684
1856	36 039 364	256 194
1861	37 386 313	1 346 949
1866	38 067 064	680 751
1872	36 102 921	— 1 964 123 [1]
1876	36 905 788	802 867
1881	37 321 186	415 398

Die Differenz zwischen den Zählungen von 1831 und von 1881 ergibt ein Wachsthum für 50 Jahre von 4 751 963, also eine jährliche Durchschnittsziffer von 95 039; die Durchschnittssumme der letzten fünf Jahre beträgt aber nur 83 076, während sie für Großbritannien 340 118, für Deutschland 493 360 und für die Vereinigten Staaten 1 155 446 ausmacht. England nimmt also mehr denn vierfach, Deutschland sechsfach und die Vereinigten Staaten gar zwölffach stärker als Frankreich zu. Wodurch erklärt sich nun dieses geringe Wachsthum des französischen Volkes? Nicht durch Auswanderung.

[1] Diese Abnahme rührt von dem Verluste Elsaß-Lothringens her, sowie der bedeutende Zuwachs von 1861 von dem Erwerbe Savoyens.

Diese beträgt für Frankreich jährlich kaum 5000 und wird reichlich durch die Einwanderung aufgewogen, während die Emigration für Deutschland und Großbritannien kolossale Dimensionen angenommen hat. Auch ist die Ursache jenes geringen Wachsthums nicht die größere Sterblichkeit in Frankreich, das im Gegentheil durch die kleine Sterblichkeitsziffer vor den meisten Ländern Europa's sich auszeichnet. Die Ursache ist einzig die geringere Zahl der Geburten, die fortwährend abnimmt, wie folgende Tabellen beweisen:

Zahl der Geburten in Frankreich:

1866	1 006 258	1867	1 007 755	1868	984 140
1869	948 526	1870	943 315	1871	826 121
1872	966 000	1873	946 364	1874	954 652
1875	950 975	1876	966 682	1877	944 576
1878	937 317	1879	936 529		

Es kommen auf 1000 Einwohner

	Heirathen:	Todesfälle:	Geburten:
1801—1810	7,89	28,03	32,05
1811—1820	7,88	25,95	31,67
1821—1830	7,85	25,07	30,09
1831—1840	7,96	24,75	28,93
1841—1850	7,97	23,27	27,04
1856—1865	8,02	23,04	26,07
1876	7,09	22,06	26,02
1877	7,05	21,06	25,05
1878	7,05	22,05	25,23
1879	7,05	21,07	25,01

Wie die Geburtsziffer, so nimmt auch die Zahl der Ehen, welche von 1801—1870 sich ziemlich gleich blieb, in den Tagen der gegenwärtigen Republik ganz bedeutend ab.

Zahl der Heirathen in Frankreich:

1872	352 754	1873	321,238	1874	303,113
1875	300 427	1876	291 393	1877	278 094
1878	279 580	1879	282 776		

Also ein fortwährendes Abnehmen der Heirathen, und zwar in so bedenklichem Maße, daß die Durchschnittssumme der letzten drei Jahre fast ein Achtel weniger Heirathen aufzeigt, als die der Jahre 1856—1865. Diese Verminderung der Ehen rührt von der steigenden Unsittlichkeit und dem Militarismus her. Aber in ihr liegt doch nicht die Hauptursache der Abnahme der Bevölkerungs-Zunahme, da letztere ja auch in den 50 vorhergehenden Jahren stattgefunden, obwohl die Zahl der Ehen sich damals gleich blieb, ja noch etwas gewachsen ist. Der eigentliche Grund ist, wie die Revue des Deux-Mondes aus den beigebrachten Zahlen mit Evidenz beweist, die geringe Fruchtbarkeit der Ehen. Um das sociale Übel voll zu machen, ist hiermit die Einwanderung der Bevölkerung vom Lande in die großen Städte verbunden, so zwar, daß immer mehr Hände dem Ackerbau entzogen und

ruhige Landleute in unruhige, gottlose Pöbelhaufen der französischen Großstädte verwandelt werden. Letztere stellen sich als die Giftbeulen dar, welche die gesunden Säfte des Staatskörpers an sich ziehen und völlig corrumpiren. Während die Gesammtbevölkerung des Staates, wenn auch nur wenig, zugenommen, hat die Gesammtbevölkerung des platten Landes abgenommen, sie ist von 25 877 200 im Jahre 1831 auf 24 945 064 im Jahre 1876 gesunken. Diese Abnahme ist natürlich in der Nähe der großen Städte am größten, im Gebiet der Seine (Normandie wegen Paris und Havre), im Gebiet der Garonne (wegen Bordeaux), im Departement Var (wegen Marseille); leider ist dort auch die Fruchtbarkeit der Ehen geringer, offenbar wegen der sittlichen Corruption, die von diesen Großstädten auf das benachbarte reiche Land gekommen ist und immer mehr um sich greift.

Nach diesen Untersuchungen fährt die Revue des Deux-Mondes fort: „Man darf sich keine Illusion machen, noch sich selbst täuschen; was alle Welt bei sich denkt, muß man laut sagen. Wenn die Fruchtbarkeit der Ehen sich so gemindert hat, so ist das nicht eine natürliche Unfruchtbarkeit, sondern eine gewollte. ... Das eigentliche Übel wird [obwohl andere Ursachen, wie schlechte Erbschaftsgesetze, steigender Militarismus u. s. w., mitgewirkt haben] doch nur in der stetigen Abnahme der Geburten gefunden. Gegen diese immer mehr um sich greifende Geißel muß man alle Kräfte vereinen." Ja freilich, aber die von der Revue vorgeschlagenen Mittel, z. B. Prämie auf eine große Kinderzahl, Appell an die Vaterlandsliebe, können nicht helfen. Hier reicht nur die Religion aus, aber nicht ein todter, sondern ein lebendiger Glaube. Es handelt sich um ein schreckliches Laster, das, welche Scheingründe man auch dafür bringen mag, in Wahrheit die vom Schöpfer der Natur gewollte Ordnung umstößt, deßhalb, wie die Schrift sagt, in den Augen Gottes „abscheulich", mit schrecklichem göttlichem Fluch belastet ist. Sieht man hiervon ab und bringt nur irdische, sinnliche Beweggründe in Anschlag, so ist es rein unmöglich, den Lauf dieses Lasters, das nach der Erfahrung wie der Krebs um sich frißt, zu hemmen. Aber ein lebendiger Glaube und mit ihm die Furcht vor den Gerichten Gottes und der Empfang der Sacramente hindern wirksam, daß sich das Laster auf die Dauer festsetze. Auch die von der Revue gegebene Statistik beweist solches. Die Bretagne und einige Departements des Innern, in denen noch der Glaube praktisch geübt wird, zeigen nicht die Abnahme der Geburtsziffer, sondern ein größeres Wachsthum der Bevölkerung. Ebenso war es in Frankreich vor der Revolution der Fall. Damals hatte das herrliche Land, wie die Revue zeigt, bezüglich der Größe der Bevölkerung den Primat vor allen gebildeten Nationen der ganzen Welt. Aber die Revolution hat, indem sie Frankreich in innere und äußere Zwiste stürzte und die Gottlosigkeit bis in das Herz des Volkes durchsickern ließ, diesen Vorrang zerstört und die Nation auf die fünfte oder gar sechste Stelle herabgedrückt. Peccatum miseros facit populos!

Aus der Ägyptologie hat man bekanntlich wiederholt Waffen gegen den Offenbarungsglauben zu entlehnen gesucht. Unter Anderem hat man sich

auf den Ausdruck des Todtenbuches nuk pu nuk berufen, um denselben mit den Worten Gottes an Moses „Ich bin, der ich bin“ in Parallele zu setzen und so gewissermaßen die Quelle aufzuzeigen, aus der Moses geschöpft habe. Über diesen Punkt äußert sich der berühmte Ägyptologe Le Page Renouf in seinen zu London gehaltenen Hibbert-Vorlesungen („Über Ursprung und Entwickelung der Religion, erläutert an der Religion der alten Ägypter.“ Autorisirte Übersetzung. Leipzig, 1881) folgendermaßen: „Es wurde wiederholt behauptet, daß Moses seinen Begriff von Gott und die erhabenen Worte: ‚ehyeh asher ehyeh‘ (in der autorisirten Version: ‚Ich bin der ich bin‘) dem ägyptischen nuk pu nuk entlehnt habe. Ich fürchte, daß irgend ein Ägyptolog für diesen Wahn verantwortlich zu machen ist. Die Worte nuk pu nuk sind allerdings an verschiedenen Stellen des Todtenbuches zu finden; auch ist es wahr, daß nuk das Fürwort ich ist, und daß das hinweisende Fürwort pu oft dazu dient, das Subject und Prädicat eines Satzes zu verbinden. Aber der Zusammenhang der Worte muß untersucht werden, ehe wir sicher sein können, einen vollständigen Satz vor uns zu haben, zumal pu gewöhnlich am Ende des Satzes steht. Aufmerksame Betrachtung der Stellen des Todtenbuches, wo diese Worte vorkommen, zeigt nun gleich, daß sie keinerlei geheimnißvolle Lehre über das Wesen Gottes enthalten. An einer derselben sagt der Verstorbene: ‚Ich bin es, der die Wege des Nu kennt‘, an einer andern: ‚Ich bin der Alte auf dem Lande (oder in den Gefilden).‘ ‚Ich bin's, der Osiris ist, der Alte, der verschloß seinen Vater Seb und seine Mutter Nut am Tage der großen Gemetzel.‘ In einer andern Redaction desselben Textes (enthalten in dem 96. Kapitel) verschwinden die Worte nuk pu nuk, weil der Bericht in der dritten Person abgefaßt ist. Es heißt da: ‚Er ist der Stier des Feldes, er ist Osiris, der seinen Vater einsperrte‘ u. s. w.“ — Nur um geziemend zu condoliren, erwähnen wir hier noch, daß der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, welcher in seinem neuesten Werke („Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwicklung.“ Berlin 1882) auch in vergleichender Religionswissenschaft macht, natürlich über das nuk pu nuk begierig herfällt, aber bei seinem blinden Eifer, dem Offenbarungsglauben Eins zu versetzen, vom Unglücke ereilt wird. Statt nämlich die Augen gehörig zu öffnen und das nuk pu nuk, das er Gott weiß wo gefunden hat, wenigstens richtig abzuschreiben, declamirt er vom hohen Pfühl über ein nu-puk-nu, einen völlig sinnlosen Ausdruck!

Zur „Quellenforschung“ Volkmars.

Nach der „geschichtstreuen Theologie“ Volkmars, die mit „rein geschichtlichem Bestreben“ angeblich nur „auf urkundlichem Boden“ steht, erkannte das Urchristenthum und überhaupt das erste christliche Jahrhundert in Jesus nur einen sündigen Menschen, der gleich Allen sündenbekennend zur Bußtaufe des Johannes gekommen sei. Bei dieser Taufe empfing er den Geist Gottes und ward so Gottessohn, in gleicher Weise, wie wir Alle den Geist Gottes in uns aufnehmen und Söhne Gottes werden sollen. Der Unterschied ist vor Allem der, daß er den Geist Gottes, das Bewußtsein der Sohnschaft zuerst empfangen hat, und alle Anderen nach ihm; er ist der Erstgeborene des Gottesgeistes, der Sohn. Mit dieser Auffassung Christi war die Folgezeit aber nicht zufrieden. Im Anfang des zweiten Jahrhunderts begann die „Vergötterung Jesu“, die „Vergottung Jesu“, die „Logosvergötterung“ (vgl. Marcus und die Synopse der Evangelien, S. 37. 40. 45. 489. 587. 726. — Jesus Nazarenus, S. 45. 48 u. f. 100. 103 u. ö.). Das ist nach Volkmar das Ergebniß der gewissenhaftesten Quellenforschung, das die Anschauung der Schriftzeugen des ersten Jahrhunderts. Wir haben neulich an einigen Beispielen den Lesern vorgeführt, was Volkmar durch das kritische Zauberwort „Lehrpoesie“ aus dem Evangelium des Marcus zu machen versteht, sodann die bodenlose Willkür und Frivolität seiner „Evangelienkritik“ uns etwas angesehen[1]. Heute wollen wir seine gewissenhafte Quellenforschung ein wenig prüfen.

Volkmar bezeichnet selbst an erster Stelle als Schriftquellen und Schriftzeugen des ersten Jahrhunderts die vier Briefe des hl. Paulus an die Galater, Korinther und Römer, welche den Jahren 55—60 n. Chr. angehören, wie er selbst angibt (J. N., S. 18). Aufgabe und Pflicht einer ehrlichen Quellenforschung wäre es nun gewesen, gerade

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1882, Bd. XXII. S. 122 u. f. 419 u. f.

diese vier Briefe des Völkerapostels, an deren Echtheit kein Mensch auch nur zu zweifeln wagt, genau und gewissenhaft auf ihre Lehre und Anschauung hin über Jesu Person zu prüfen. Volkmar gibt ja vor, die Anschauungen des ersten Jahrhunderts des Urchristenthums über Jesu Person geschichtlich ermitteln zu wollen — was lag also näher, ja was war dringender geboten, als gerade diese um 55—60 n. Chr. durch den von dem verklärten Jesus selbst belehrten Apostel (Gal. 1, 12. 1 Kor. 11, 23) niedergeschriebenen Lehren genau zu erörtern? Will man die Leser wirklich geschichtstreu nach urkundlichen Berichten und laut den Quellen unterrichten, wie kann man bei der Fundamentalfrage des Christenthums, bei der Erörterung über Jesu Person und Wesen die urkundlichen Aussprüche jenes Apostels vernachlässigen, der sein ganzes Evangelium auf eine von Jesus selbst unmittelbar empfangene Belehrung zurückführt? Der Lobhudler Volkmars in der Augsburger „Allgem. Ztg." bemerkt: „Immer mehr dringt die Erkenntniß durch, daß auszugehen ist von den echten Briefen Pauli, 55—59 n. Chr." — gut, wir sind damit einverstanden; sehen wir also zu, was Paulus von Jesu Person weiß und lehrt; stellen wir die Quellenforschung an, die Volkmar so unverantlich vernachlässigt.

I.

Die Kernfrage ist diese: Ist Jesus Gott, wahrer Sohn Gottes? oder bloßer Mensch, Sohn Gottes in einem uneigentlichen Sinne, wie es jeder Christ heißen kann? Letzteres ist nach Volkmar die urkundlich beglaubigte Ansicht des ersten Jahrhunderts. Auf welcher Seite steht Paulus?

Paulus beginnt sein Schreiben an die Galater: „Paulus, Apostel nicht von Menschen oder durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott Vater", und gleich darauf heißt es wiederum: „Nicht von einem Menschen habe ich mein Evangelium empfangen oder erlernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi" (Gal. 1, 12). Hier schon, beim ersten Wort des ersten unbezweifelbar echten Paulusbriefes, muß sich ein besonnener und gewissenhafter Forscher sagen: Eine merkwürdige Gegenüberstellung: nicht von Menschen oder durch einen Menschen, sondern durch Christus Jesus — so denkt und schreibt Niemand, der Jesum für einen bloßen Menschen hält! So schlossen schon die alten Erklärer, und sie haben Recht; denn im gegentheiligen Falle wäre die Redeweise logisch und psychologisch ein Unding. Ist so das erste Wort für den

redlichen Forscher schon ein bedeutungsvoller Mahnruf, der ihm wenigstens Aufmerksamkeit abnöthigt, so ergehen im Verlaufe der paulinischen Lehrdarstellungen noch zahlreiche und klare Hinweise, die Jeden zu der Überzeugung führen müssen, Paulus habe von Jesus ein ganz anderes Bewußtsein gehabt, als das angeblich urkundlich erwiesene des Urchristenthums. Christus ist ihm z. B. im Unterschiede von den angenommenen „Söhnen Gottes“ der eigene Sohn Gottes; und wenn er die Größe der Liebe und Erbarmung Gottes der sündigen Menschheit gegenüber schildern will, so sagt er: „Gott hat sogar seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns Alle hingegeben; wie hat er uns nicht mit ihm Alles geschenkt?“ (Röm. 8, 32.) Welchen Begriff von Jesus Christus setzt aber eine solche Sprache des Apostels voraus? Wäre Jesus ihm, wie Volkmar will, ein bloßer Mensch, ein Sohn, wie es jeder Christ sein soll: der Apostel wäre nie zu dieser emphatischen Betonung der Liebe Gottes gekommen, nie zu der Benennung des eigenen Sohnes, nie zu dem Schlusse, den er als so selbstverständlich hinstellt: mit Christus sei uns Alles geschenkt! Oder denken wir uns für einen Augenblick den Apostel mit der Volkmar'schen Ansicht behaftet — wie in aller Welt sollte er dazu kommen, aus ihr heraus einen solchen Satz nur halbwegs zu erdenken? Ist Jesus ein bloßer Mensch — der nach Volkmar sogar selbst Jugendsünden zu bereuen und zu büßen hat (Marcus und die Synopse, S. 37. 40 u. ö.) — was ist es dann Großes von Gott, daß er einen sündigen Menschen in den Tod hingibt? Wie hat er mit diesem uns Alles geschenkt, so daß dieser Tod der klarste und umfassendste Beleg sei für die der Menschheit zugewandte reichste Gnadenhuld Gottes, der Inbegriff aller Wohlthaten und Heilsgüter? Ist aber Jesus Christus der wahre Sohn Gottes, Gott und Mensch in einer Person, wie es jeder Christ glaubt, dann ist die Sprache des Apostels verständlich, ihre Wärme, die gehobene Betonung des eigenen Sohnes, des Nichtschonens ganz natürlich, der Schluß von dem Größeren auf das Kleinere: „Wie hat er uns mit ihm nicht Alles gegeben?“, einzig berechtigt und durchschlagend.

Die gleiche Ansicht finden wir vorgetragen im vierten Kapitel des Galaterbriefes. Ich will sie hier mit den Worten des Protestanten Dorner wiedergeben: „Christus allein ist der Sohn; die Gläubigen sind Söhne Gottes, sofern Christus in ihnen lebt. Dieses höhere Princip ist ihm (dem Apostel Paulus) wahrhaft göttlich nach seinem Wesen. Paulus denkt es als präexistent; Gott habe, sagt er, in der Fülle der Zeiten

seinen Sohn herausgesandt, nämlich aus der unsichtbaren göttlichen Sphäre in die Sichtbarkeit. Paulus muß ferner das Geborenwerden des **Sohnes** von einem Weibe und sein unter das Gesetz Gethanwerden, kurz sein Erscheinen in Knechtsgestalt bei der ihm zukommenden Hoheit nicht als selbstverständlich angesehen haben, sonst wäre die Erwähnung hiervon völlig leer und bedeutungslos“ (Dr. J. A. Dorner, Christliche Glaubenslehre, Bd. II. 1. S. 277); und: „Mit Recht ist erinnert worden, daß Paulus so nur reden könne, wenn er den **Sohn** als schon irgendwie vor der Sendung existirend dachte; sein Sein geht seiner Geburt von dem Weibe, die zugleich Heraussendung aus Gott ist, voran, und so heißt hier schon das göttliche Princip, das gesendet wird, Sohn“ (a. a. O., Bd. I. S. 342).

Und wie sehr Paulus von diesem „höheren Principe“ in Christo überzeugt ist, erhellt unwidersprechlich und zugleich mit äußerster Klarheit daraus, daß nach seiner Darstellung Christus den Israeliten in der Wüste Wasser spendete (1 Kor. 10, 4). Halten wir dieses mit der Erzählung des Alten Testamentes zusammen, nach der Jehovah über dem Felsen steht und dem Volke aus dem Felsen Wasser sprudeln läßt, so sehen wir zugleich, daß Paulus eine Wesensgleichheit zwischen Jehovah und Christus ausspricht, daß ihm Christus im vollen und wahren Sinne Gott ist. Zu dem gleichen Ergebnisse führen uns noch andere Äußerungen des Apostels. Die feierliche Formel, welche in der Sprechweise des Alten Testamentes den Act der Gott allein gebührenden Anbetung besagt: den Namen des Herrn (Jehovah) anrufen, wendet er auf Christus an (Röm. 10, 13. 14); die Worte: „Mir sollen sich alle Kniee beugen, spricht der Herr“, werden von ihm auf Christus bezogen (Röm. 14, 11); die Schöpfung der Welt und unser eigenes Dasein führt er in ganz gleicher Weise auf Gott den Vater und auf Jesum Christum zurück: „Wir haben einen Vater, aus welchem Alles ist und wir für ihn; und wir haben einen Herrn Jesum Christum, **durch welchen Alles ist und wir durch ihn**“ (1 Kor. 8, 6). Oder sind diese Worte etwa nicht klar genug? Auch Dorner bemerkt zu der Stelle: „Wenn Paulus sagt, wir haben einen Herrn Jesum Christum, durch welchen Alles ist und wir durch ihn, wie es zuvor hieß: einen Vater, aus welchem Alles ist und wir für ihn, so muß ‚Alles‘ beide Male dasselbe sein, kann also nicht bei Christus auf die sogenannte moralische Schöpfung beschränkt werden“ (a. a. O., Bd. II. 1. S. 277). Wenn aber Paulus so von Christus spricht, welche Idee Christi lebte dann in ihm?

Ferner, konnte er Christum als bloßen Menschen denken und schreiben: „Die Gnade des Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen“? (2 Kor. 13, 13.) Gewiß nicht; richtig bemerkt der Protestant Dorner zu dieser bedeutungsvollen Grußweise: „Wenn er dabei der Gnade Christi und der Liebe Gottes zugleich die Christen empfiehlt, so liegt darin eine religiöse Coordination des Christus und des Gottes; denn die Gnade ist nach dem Neuen Testamente göttliches Princip, Christus aber ist gedacht als mächtig, sie auszutheilen; also ist Christus nicht bloß geschöpflich gedacht ... Die sabellianische Denkweise könnte nicht Christus und den heiligen Geist dem Θεός (Gott) coordiniren, wie grammatisch in der Stelle offenbar geschieht ... Die Coordination läßt sich nur so erklären, daß an Christus neben seiner geschichtlichen menschlichen Seite noch ein göttliches, dem Θεός (Gott) und πνεῦμα (Geist) coordinirtes Sein ist“ (a. a. O., Bd. I. S. 338). Um Anderes aus den paulinischen Briefen zu übergehen, sei nur noch auf eine Stelle im Römerbriefe hingewiesen, die allein für sich klar genug spricht: Paulus verleiht seinem Schmerze über Israels Unglauben Ausdruck; er ergeht sich in der Erwägung der den Israeliten zu Theil gewordenen Gnadengaben: ihnen gehören die Patriarchen an, „aus ihnen ist Christus dem Fleische nach, der da ist über Alles Gott gepriesen in Ewigkeit“ (Röm. 9, 5). Es ist rein unmöglich, der beigefügten Bestimmung: ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεὸς εὐλογητός („der ist über Alles Gott gepriesen in Ewigkeit“), eine andere Beziehung zu geben, als auf C h r i s t u s; nichts Anderes geht vorher, nichts Anderes folgt nach, Christus allein ist genannt, und selbst die grammatische Structur erlaubt es nicht, in diesem Zusatze einen Ausruf zu erkennen oder eine Anrede, die auf Gott den Vater bezogen werden könnte; und zudem ist von Gott dem Vater im Vorhergehenden nicht die Rede. Selbst rein psychologisch betrachtet, kann sich dieser Zusatz nur auf Christus beziehen; denn, wie Dorner treffend ausführt, „eine Doxologie auf Gott (den Vater) würde zu dem Schmerze über Israels Verwerfung, den Paulus V. 1—5 ausdrückt, nicht passen, wogegen die Worte, auf Christum bezogen, den Israel troß seiner Hoheit verwarf, diesen Schmerz begründen. Auch der Fortgang der Rede V. 6 mit δέ (aber) paßt nicht zu einer Doxologie auf Gott (den Vater), sondern auf Christum“ (a. a. O., Bd. II. 1. S. 278).

Das ist also die Idee von Christus, die uns aus den paulinischen Briefen der ersten Zeit entgegenstrahlt. Und solch klaren Aussprüchen

und Bezeugungen gegenüber wagt Volkmar als Ergebniß seiner Quellenforschung dem deutschen Volke anzukündigen, die „Vergötterung“ Jesu habe im zweiten Jahrhundert begonnen, das Urchristenthum habe von Christus als Gott nichts gewußt!

II.

Sehen wir uns eine andere Musterleistung Volkmar'scher Quellenforschung an. Volkmar kann es nicht oft genug betonen, daß um 100 n. Chr. Lucas mit voller bewußter Absichtlichkeit die wunderbare Geburt Jesu aus einer Jungfrau, von der bisher Niemand etwas gewußt, ersonnen und fingirt habe. Nach ihm wollte Lucas die bisher geglaubte rein menschliche Abstammung Jesu „positiv verdecken, überwinden“; er „fand es für nothwendig, daß Jesus nicht als eines Juden Sohn geboren sei“; er „hatte den Trieb, eine jungfräuliche Geburt vorstellig zu machen“, und in seiner „dogmatischen Poesie“ griff er zur Engelsverkündigung nach alttestamentlichem Vorbilde; „Lucas ist der erste, zwar entschiedene, aber noch nicht geschulte Einführer der umstürzenden Anschauung in das Evangelium, der combinirende Nachfolger (Matthäus) ist der schon geschulte, nicht mehr verlegene Befestiger“; er verhöhnt Lucas „als den armen Mann, der durch sein Dogmatisiren das ursprünglich Menschliche an Christus verlieren oder verstecken muß“ u. dgl. m. (vgl. Marcus und die Synopse, S. 41. 72. 260—264. 273—275. 201. 267. 492). Um 73 n. Chr. kennt man Jesus nur als Menschen und weiß noch nichts von seiner Gottheit, so will es Volkmar; um 100 n. Chr. betritt Lucas den „Vergötterungsweg“, und siehe da, die ganze Christenheit folgt ihm alsbald; kein Widerspruch erhebt sich, Tausende und Tausende beugen sich in Anbetung, bekennen Christum als Gott, vergießen für ihn freudig ihr Blut. Und diese Umwandlung des christlichen Erdkreises, dieses begeisterte Bekenntniß der Gottheit Jesu Christi, das durch alle Jahrhunderte das unbestrittene Eigenthum des Christenthums war und das kostbarste Juwel und der Inbegriff aller Macht und aller Lebensthätigkeit der christlichen Kirche, dieser Glaube, der so tief und fest wurzelte, daß selbst die von der Mutterkirche im Orient und Occident Abgefallenen ihn zu bewahren sich bemühten — all dieses soll durch eine pure Erfindung des Evangelisten bewerkstelligt worden sein! Welch ungeheuerliche Zumuthung an den gesunden Menschenverstand! Selbst wenn wir Herrn Volkmar zugeben würden, daß das Lucas-Evangelium erst um 100 n. Chr., das Matthäus-Evangelium um

110 n. Chr. abgefaßt sei, so wäre es nach allen psychologischen Gesetzen eine Ungeheuerlichkeit, daß ein in so schlichter und anspruchslos einfacher Erzählungsform abgefaßtes Büchlein[1] eine solche Umwälzung der religiösen Grundanschauungen und einen solch durchgreifenden Erfolg wie mit einem Zauberschlage in einem Nu bewirkt habe. Und doch muthet Herr Volkmar seinen Lesern zu, daß sie diese Ungeheuerlichkeit ganz ruhig als selbstverständlich hinnehmen sollen. Ja, er ist naiv genug, allen Ernstes ihnen zu sagen, lediglich der Umstand, daß das Matthäus-Evangelium an erster Stelle stehe, habe die ganze Christenheit in wirksamster Weise zum Glauben an Christi Geburt aus einer Jungfrau und zum Glauben an Christi Gottheit geführt (J. N., S. 35. 36)[2].

---

[1] Denn daß die Evangelien mit „Pathos" geschrieben seien, hat bisher nur Volkmars Anpreiser in der Augsb. „Allgem. Ztg." ausfindig gemacht.

[2] Man höre nur: „Wer meint nicht, daß die Annahme solcher Jungfrauengeburt allgemein und von Grund aus das Christliche sei, das für alles Christenthum Unentbehrliche? Allem Kirchenglauben scheint sie, sozusagen, angeboren und das dabei Selbstverständliche. Und doch ist dieses nur eine seltsame Einbildung, eine nahezu kindische Selbsttäuschung. Denn worauf basirt diese eigenthümliche Annahme? Sie liegt lediglich an der katholisch hergebrachten Form unserer Sammlung urchristlicher Schriften. Unsere Reformatoren haben Gott für das neue Schrifttestament, welches die altkatholische Kirche selbst als eine Basis aufgestellt hatte, ... so gedankt, daß sie es auch ohne Weiteres nach der altkatholischen Reihenfolge hinnahmen, also unbesehen das Buch nach Matthäus an der Spitze der Evangelien und des Neuen Testamentes überhaupt beließen. Sobald es einmal nach der chronologischen Wissenschaft der Reformationskirche gehen und es im Neuen Testamente der Kirche Jesu heißen wird: das Evangelium nach Marcus, nach Lucas, nach Matthäus, nach Johannes, dann leuchtet alsbald etwas ganz Anderes ein, nämlich das gerade Gegentheil. Sobald das kürzeste und älteste an die Spitze getreten ist, dann auch zuerst gelesen und vor Allem im Sinn getragen wird: dann weiß Jedermann mit ihm nichts Anderes, als daß Jesus ein Sohn der israelitischen Familie von Nazareth war ... Folgt dann das zweite umfänglichere nach Lucas zunächst, dann macht das Geheimniß, welches in seiner Vorhalle (gleichviel wie umständlich) erzählt ist, alsbald den Eindruck einer auffallenden Neuerung, und ... der eigentliche Grund dieser dichterischen Einleitung leuchtet alsbald ein [es ist ein Versuch, Jesum als den Heiland aller Völker recht greiflich zu verherrlichen!]. Mag dann auch der ausführlichste und dritte unter den drei älteren Evangelisten das von Lucas gebrachte Geheimniß recht publik machen und mit möglichst dogmatischer Dürre voranstellen: sein Ansehen tritt alsbald gegen das so viel ältere zurück" u. s. f. „Man glaubt nicht, wie viel gerade populärer Weise an Präoccupationen liegt! Oder hat die altkatholische Bischofskirche mit ihrer so harmlos aussehenden Voranstellung des Matthäus, als des Hauptevangeliums und des Leitfadens zum Verständniß alles Folgenden, nicht in allereinfachster Weise die ganze folgende Kirche mit der Jungfrauengeburt als einem der ersten Glaubensartikel beherrscht?"

Und bei solchem Gerede hat es die Augsb. „Allgem. Ztg." mit ihrer wissen-

Was sagt nun die Quellenforschung zu diesen Aufstellungen? Sind sie schon an und für sich betrachtet eine psychologische Unmöglichkeit, so zerstieben sie vollends, wenn wir uns in den Schriften umsehen, die uns aus der ältesten christlichen Zeit erhalten sind. Um nicht zu weitläufig zu werden, beschränken wir uns auf die eine unläugbare Thatsache, die allein hinreicht, alle jene Volkmar'schen Einfälle als leere Hirngespinnste zu erweisen, auf die Thatsache nämlich, daß die älteste Kirche es als ihr Lebensprincip betrachtete, an der von den Aposteln herstammenden Lehre unverrückt festzuhalten, und daß die älteste Kirche das ausgeprägteste Bewußtsein hatte, in ihrer Lehre mit der der Apostel völlig übereinzustimmen. Bei jenem Princip und diesem Bewußtsein ist die Stetigkeit der Lehre verbürgt, ein radicaler Umschwung ausgeschlossen, und gar erst ein so plötzlicher Umschlag, von dem Volkmar träumt, eine bare Unmöglichkeit.

Ein unverwerflicher Zeuge für dieses in der ältesten Kirche herrschende Princip und Bewußtsein ist der hl. Irenäus, von 177 an Bischof zu Lyon. Volkmar gesteht zu, daß für Irenäus und seine Zeit die Echtheit unserer Evangelien und der Glaube an Christi Gottheit feststand. In der That ist auch beides mit solcher Evidenz in den Schriften des heiligen Bischofes betont, daß dieses in Abrede zu stellen noch Niemanden beigekommen ist. Nun beachte man wohl, was diese Thatsache in sich schließt. Irenäus hatte in seiner Jugend noch mit dem greisen Polycarp verkehrt und war von ihm in der christlichen Religion unterrichtet worden; Polycarp aber war seinerseits ein Schüler des Apostels und Evangelisten Johannes und hatte auch noch andere Augenzeugen der evangelischen Geschichte gesehen und gesprochen. Irenäus berichtet darüber selbst: „Polycarpus ward nicht bloß von den Aposteln unterrichtet und verkehrte mit Vielen, die Christum gesehen hatten, sondern wurde auch von den Aposteln zum Bischof in Smyrna eingesetzt; auch wir haben ihn in früher Jugend gesehen ... er lehrte stets, was er von den Aposteln gelernt hatte und was er auch der Kirche übergab, und das allein ist wahr. Und hierfür legen Zeugniß ab alle Kirchen in Asien und alle, die bisher auf Polycarp gefolgt sind" (adv. haer. 3, 3. 4). Einen noch ausführlicheren Bericht über seinen Verkehr mit

---

schaftlichen Reputation vereinbar gefunden, zu schreiben: „Was mag wohl die römische Kathedra dazu sagen, daß hier die Lehre von der Jungfrauengeburt rein quellenhistorisch (!!) in ihrer Unechtheit als ein Erzeugniß erst des zweiten Jahrhunderts aufgewiesen wird?" Ja, der Haß gegen Rom macht blind!

Polycarp gibt Irenäus im Briefe an Florinus: „Ich sah dich, als ich noch ein Jüngling war, im unteren Asien bei Polycarp, als du im Glanze des kaiserlichen Hofes lebtest und um Polycarps Beifall dich bemühtest. Denn was damals geschehen, habe ich besser im Gedächtnisse, als was sich erst unlängst zugetragen; denn was wir in der Jugend in uns aufnehmen, das verwächst ja gleichsam mit uns selbst und haftet uns fest an; und so kann ich auch jetzt noch den Ort angeben, wo der selige Polycarp bei seinen Vorträgen gesessen, kann angeben seinen Gang und seine Haltung, seine Lebensweise und sein Aussehen, die Reden, die er an die Menge hielt, und wie er von seinem Umgange mit Johannes und mit den Übrigen, die den Herrn gesehen, erzählte und deren Reden anführte, wie er das, was er über den Herrn und über seine Wunderthaten und seine Lehre von denen gehört hatte, die das Wort des Lebens mit eigenen Augen geschaut, vortrug, und zwar in voller Übereinstimmung mit der Schrift" (Iren. opera, ed. Stieren, I. p. 822). Und Irenäus betont nachdrücklichst, wie sehr er sich bewußt ist, die von Polycarp gehörten Lehren treulichst bewahrt zu haben; er fährt nämlich fort: „Und dieses habe ich damals schon durch Gottes Huld, die mir zu Theil ward, fleißig gehört und es nicht auf Papier, aber in mein Herz verzeichnet, und wiederhole es mit der Gnade Gottes genau in meinem Geiste" (l. c.).

In seinem Hauptwerke gegen die Häresien geht er darauf aus, die Lehre von Christi Gottheit und seiner Geburt aus der Jungfrau als apostolische Lehre gegen die Gnostiker zu erweisen. Dabei beruft er sich wiederholt in nachdrücklichster Weise auf die Allen vor Augen liegende Gewißheit der apostolischen Lehrüberlieferung, und weist nach, wie die Aufstellungen der Häretiker mit den Lehren der Apostel in Widerspruch ständen. Sehen wir einige Belegstellen. Im ersten Buche, zehntes Kapitel, trägt er die katholische Lehre von Christi Gottheit und seiner Geburt aus der Jungfrau vor, und fährt dann fort: „Diese Lehre und diesen Glauben hat die Kirche, wie wir früher bemerkt haben, empfangen und bewahrt ihn bei ihrer Verbreitung über die ganze Erde mit aller Sorgfalt, gleich als hätte sie eine Seele und ein Herz, und in voller Übereinstimmung predigt und lehrt und überliefert sie ihn, als ob sie nur mit einem Munde spräche. Mögen auch die Sprachen in der Welt verschieden sein, der Sinn und Gedanke der Lehre ist ein und derselbe. Und die in Deutschland gegründeten Kirchen glauben nicht anders oder lehren anders, noch auch die in Iberien, noch die unter den Kelten,

noch die im Oriente, noch die in Ägypten und Libyen, oder die in der Mitte der Erde[1] gelegenen; sondern wie die Sonne in der ganzen Welt ein und dieselbe ist, so leuchtet auch das Licht und die Predigt der Wahrheit überall" (l. c. p. 120). Dieselbe Gewißheit der apostolischen Lehrüberlieferung hebt er an zahlreichen Stellen des dritten Buches hervor: „Alle, die das Wahre sehen wollen, können die in der ganzen Welt offenbare Lehre der Apostel in jeder einzelnen Kirche sich ansehen, und wir können diejenigen aufzählen, die von den Aposteln als Bischöfe in den Kirchen eingesetzt worden sind, und deren Nachfolger bis auf uns, welche nichts dergleichen, was diese in ihrem Wahnsinne vortragen, gelehrt oder gewußt haben" (l. c. p. 427). „Nicht wahr, wenn über irgend eine unbedeutende Frage ein Streit entstünde, müßte man nicht zu den ältesten Kirchen, in denen die Apostel gelehrt haben, seine Zuflucht nehmen und von ihnen in Betreff der vorliegenden Frage das annehmen, was gewiß und offenkundig ist? Und falls die Apostel uns keine Schriften hinterlassen hätten, müßten wir nicht der Reihenfolge der Lehrüberlieferung uns anschließen, welche sie den von ihnen eingesetzten Vorstehern der Kirche anvertrauten?" (l. c. p. 437.) Dann führt er aus, wie selbst bei den barbarischen Völkern der Glaube an die Menschwerdung des Sohnes Gottes, an Christi Gottheit und die jungfräuliche Geburt durch die apostolische Predigt so fest begründet sei, daß sie von den häretischen Träumereien mit Abscheu sich wegwendeten und kraft jener alten Lehrüberlieferung der Apostel die ungeheuerlichen Aufstellungen der Häretiker nicht der geringsten Beachtung würdigten; dann betheuert er nochmals: „So also verhält es sich mit der Lehre, die von den Aposteln herstammt und in der Kirche verbleibt" (l. c. p. 440). Immer und immer wieder hält er den Gnostikern die unangreifbare Bezeugung der von den Aposteln mitgetheilten Lehren vor, weist die Ausflüchte derselben zurück, als hätten die Apostel außerdem noch eine Geheimlehre, die nur für wenige Auserwählte bestimmt sei, vorgetragen, und zwingt sie, offen einzugestehen, daß ihre Lehre von der apostolischen abweiche; sodann geißelt er deren Anmaßung, weiser sein zu wollen, als die Apostel, u. dgl. (cf. p. 422. 425. 474 etc.). Er betheuert: „Die wahre Gnosis ist die Lehre der Apostel und das uralte Lehrgebäude der auf dem ganzen Erdkreise verbreiteten Kirche und die Gestaltung des Leibes Christi nach der Reihenfolge der Bischöfe, denen jene die einzelnen

---

[1] D. h. die in Palästina gelegenen; Palästina galt den Alten mitunter als Erdmitte; vgl. schon Ezechiel 38, 12.

Kirchen anvertrauten: die vollständigste Lehrdarstellung der heiligen Schriften, die auf uns kam durch treue Bewahrung ohne Trug, und die keinen Zusatz, aber auch keine Verminderung erträgt" (p. 670).

So lebendig und klar war also bei Irenäus das Bewußtsein, daß er und die ganze katholische Kirche nur jene Lehren in ihrer Reinheit verfechte und vortrage, die von den Aposteln gepredigt worden waren. Kann und darf man ein so bestimmt und entschieden abgegebenes Zeugniß bei Seite setzen? Und man bedenke wohl — es ist das Zeugniß eines Mannes, der sich bewußt ist, mit den Schülern der Apostel selbst verkehrt zu haben und aus ihrem Munde die Lehre der Apostel vernommen und seinem Geiste unauslöschlich eingeprägt zu haben! Ist es nicht die dringendste Aufgabe einer gewissenhaften und ehrlichen Geschichtsforschung, das so feierlich und so oft und bestimmt abgelegte Zeugniß eines unterrichteten und unbescholtenen Mannes genau in Erwägung zu ziehen, eines Mannes, der schließlich die Wahrheit seines Glaubens und die Aufrichtigkeit seines Zeugnisses mit dem Martyrertode besiegelte? Seine Schriften sind die lautere und unverfälschte Quelle, die uns über die Stimmungen und Gesinnungen einer Zeit unterrichtet, welche ihr geistiges Eigenthum, ihr Denken und Fühlen von den Aposteln und den unmittelbaren Schülern der Apostel herleitet. Seine Schriften führen uns in die Wirklichkeit jener Zeit ein; da vernehmen wir das Wehen des Geistes, der damals voll und ganz lebte — und siehe da, vor dieser Wirklichkeit zerrinnen die eitlen Nebelgebilde und die phantastischen Hypothesen, mit denen Volkmar seinen übelberathenen Lesern zu imponiren strebt.

III.

Dieselbe Klarheit und Entschiedenheit, mit der Irenäus die Apostolicität der Lehre von Christi Gottheit und der Geburt aus der Jungfrau verficht, spricht sich auch aus in der Aufrechthaltung des echten und apostolischen Ursprunges unserer Evangelien. Jede gegentheilige Ansicht erfährt da von Irenäus und dem gesammten christlichen Alterthum das feierlichste und begründetste Dementi.

Daß Irenäus ganz genau unsere vier Evangelien hatte, ist von Niemanden jemals bezweifelt worden und könnte auch nicht im mindesten in Zweifel gezogen werden, denn an ungefähr 400 Stellen bedient er sich und oft mit ziemlicher Ausführlichkeit unserer Evangelien und gibt eingehende Referate über deren Inhalt. Daß nun diese Evangelien

wirklich von denen herstammen, deren Namen sie an der Stirne tragen, ist ihm, der Alles aus apostolischer Überlieferung her und aus dem Unterrichte der Apostelschüler zu besitzen sich rühmt, eine ausgemachte und über allen Zweifel erhabene Thatsache. Er weiß über Zeit, Veranlassung und nähere Umstände ihrer Entstehung noch Mancherlei zu berichten (cf. advers. haer. 3, 1. 1); ja im Bewußtsein seiner Zeit, die doch noch ganz von den Apostelschülern war erzogen und unterrichtet worden, lebte die Überzeugung von der unantastbaren Echtheit der Evangelien-Schriften in einem solchen Maße, daß Irenäus sogar von den Häretikern der früheren und seiner Zeit schreiben konnte: „So fest aber sind unsere Evangelien begründet, daß selbst die Irrlehrer Zeugniß für dieselben ablegen und daß jeder derselben von ihnen ausgeht, um seine eigene Lehre zu begründen" (adv. haer. 3, 11. 7; l. c. p. 467). Und in der That ist dieses Verfahren der Häretiker ein unumstößlicher Beweis, wie tief und sicher das Bewußtsein des apostolischen Ursprungs unserer Evangelien in jener den Aposteln so nahen Zeit gewurzelt war. Denn wir treffen da die merkwürdige Thatsache, daß die Häretiker mit den gezwungensten Auslegungen den Text und die Worte der Evangelien als für ihre Sonderlehren günstig hinzustellen bemüht sind. Wäre es nicht viel einfacher und bequemer und leichter gewesen, mit Volkmar und unseren heutigen Rationalisten die Echtheit und den apostolischen Ursprung der Evangelien in Abrede zu stellen und so mit einem Schlage sich aller Einwendungen zu entledigen? Freilich wäre das sehr coulant gewesen; allein die Überzeugung von dem apostolischen Ursprung war so evident und unläugbar, daß die Häretiker wohl oder übel sich mit ihnen so auseinandersetzen mußten, ohne ihre apostolische Herkunft in Zweifel ziehen zu können. Wir haben sehr genaue Nachrichten über die Häretiker des ersten und zweiten Jahrhunderts bei Hippolytus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Origenes, Theodoretus, Epiphanius u. s. f., und aus diesen ersehen wir, wie die verschiedenen häretischen Richtungen sich der gezwungensten Auslegungen bedienen, um die Evangelien auf ihre Seite zu ziehen. Da begegnen uns Namen, wie Basilides, Valentinus, Herakleon, Cerinthus, Isidorus, Cerdo, Theodotus, Marcion, Carpokrates, die Naassener, Ophiten, Sethiten, Doketen u. s. f., die ihre bunten und sich widersprechenden Systeme durch Berufung auf Stellen aus unseren Evangelien zu empfehlen und zu begründen suchten. Diese Thatsache allein würde hinreichen, um die Volkmar'schen Aufstellungen als wesenlose und ganz und gar ungeschichtliche Schemen zu charakterisiren.

Diese Zeugenreihe wird aber noch bedeutend erweitert und verstärkt. Die Überzeugung nämlich von dem apostolischen Ursprung unserer Evangelien, die wir bei Irenäus und seinen Gegnern als gemeinschaftliches Eigenthum so klar ausgeprägt vorfinden, tritt uns mit derselben Entschiedenheit aus allen Theilen des christlichen Erdkreises entgegen. Am Ende des zweiten Jahrhunderts lebte und schrieb in Afrika Tertullian; auch er beruft sich, gleich Irenäus, auf das Bewußtsein der apostolischen Überlieferung[1], auch er citirt Hunderte von Stellen aus unseren Evangelien und verwendet sie als entscheidende Beweisstellen; auch ihm steht die Echtheit und Apostolicität der Evangelien unangreifbar fest (cf. de carne Chr., cap. 22; adv. Marc. 4, 2. 5). Und wenden wir uns um dieselbe Zeit nach Ägypten, zum glänzenden Sitze der grammatischen und kritischen Gelehrsamkeit, nach Alexandrien, so finden wir da Clemens von Alexandrien, den Schüler und Nachfolger des Pantänus, der seine christliche Bildung einem Apostelschüler verdankte. Niemand hat je zu bezweifeln gewagt, daß Clemens dieselbe Gewißheit theilte und als gefeierter Lehrer der berühmten Katechetenschule gerade unsere Evangelien zum besonderen Gegenstand gelehrter Studien machte. Aus derselben Zeit stammt ein der römischen Kirche angehöriges Verzeichniß der heiligen und kanonischen Bücher, nach seinem Entdecker Muratori genannt, das uns gleichfalls über die Anerkennung der apostolischen Auctorität unserer Evangelien nicht den mindesten Zweifel beläßt. Wir haben also die ausdrücklichsten Zeugnisse aus Gallien, aus Afrika, aus Alexandrien, aus Rom, und zwar aus einer Zeit, deren charakteristische Eigenschaft es war, sich mit Nachdruck auf ihren ununterbrochenen Zusammenhang mit der Lehre und den Anschauungen der Apostel zu berufen, aus einer Zeit, deren Koryphäen und Lehrer von Apostelschülern ihre Bildung und Schulung empfangen hatten.

Dazu kommt noch ein Weiteres. Wie allgemein und festbegründet im zweiten Jahrhundert das Ansehen unserer Evangelien war, erhellt aus den im selben Jahrhundert angefertigten Übersetzungen in's Lateinische (Itala) und Syrische (Peschittho). Wie klar mußte im Bewußtsein der Zeit das apostolische Ansehen jener Schriften niedergelegt sein, daß man bemüht war, sie durch Übersetzungen den Lateinern und Orientalen noch mehr zugänglich zu machen? Dasselbe bekräftigen die

[1] Z. B. adv. Marc. 4, 5: „in summa si constat id verius quod prius, id prius quod ab initio, id ab initio quod ab apostolis, pariter utique constabit id esse ab apostolis traditum, quod apud ecclesias apostolorum fuerit sacrosanctum.“

bereits um 170 n. Chr. unternommenen Versuche, eine Evangelien-Harmonie herzustellen. Von zwei derartigen Unternehmen aus jener Zeit ist uns unbezweifelte Kunde übermittelt. Theophilus, Bischof von Antiochien in Syrien, verfaßte ein solches Werk, das Hieronymus noch kannte und von dem er uns Einiges mittheilt; er charakterisirt es ausdrücklich als ein Werk, das die Aussprüche der vier Evangelisten vereint und geordnet bot (cf. ep. 121 al. 151 ad Algas. qu. 6). Ebenso fertigte Tatian, Schüler des Martyrers Justinus, ein „Diatessaron" an, d. h. ein Evangelium, zusammengesetzt aus vieren. Diese Arbeiten bezeugen wiederum, daß im Bewußtsein der Zeitgenossen die vier Evangelien als besonders heilige Bücher galten, kurz, daß man ihres apostolischen Ursprunges so gewiß als nur möglich war. Angesichts dieser umfassenden Zeugnisse können wir die den Evangelien entnommenen Anführungen eines Claudius Apollinaris aus Hierapolis in Phrygien, eines Athenagoras zu Athen u. A. mit Stillschweigen übergehen.

Bisher haben wir das in der gesammten katholischen Kirche um 150 vorhandene klare Bewußtsein uns vorgeführt und bereits gesehen, wie dieses durch die ausdrückliche Erklärung der damals in der Kirche blühenden Lehrer als Erbgut der Apostel bezeichnet wird; ja manche der als Zeugen aufgerufenen Häretiker führten uns bereits in die Jahre 120 bis 130 n. Chr. und bekundeten uns dieselbe Thatsache als eine selbst von den Feinden des Evangeliums wegen ihrer zwingenden Evidenz zugestandene: daß unsere Evangelien apostolischen Ursprunges sind. In die unmittelbare Nähe der apostolischen Zeit versetzen uns aber die Schriften der sogenannten apostolischen Väter, d. h. jener Männer, die unmittelbare Schüler der Apostel waren. Freilich ist es wenig, was diese uns schriftlich hinterlassen haben; aber daß in diesem Wenigen sich dennoch deutliche und wörtliche Beziehungen auf unsere Evangelien finden, ist um so werthvoller. Der sogenannte Barnabas-Brief, von einem alexandrinischen Christen gegen Ende des ersten Jahrhunderts geschrieben (cf. Funk, Opera Patrum apostolicorum), führt mit dem bedeutsamen ὡς γέγραπται („wie geschrieben steht"), einer Formel, die den heiligen und inspirirten Charakter der angezogenen Schrift so klar als möglich bekundet, eine Stelle aus dem Matthäus-Evangelium an. Clemens Romanus führt in seinem spätestens 93—97 n. Chr. geschriebenen Briefe an die Korinther als Ausspruch Jesu Worte an, die wir in den Evangelien von Matthäus und Lucas lesen; außerdem zeigt seine Darstellungsweise deutlich, daß sie von der Lesung der Evangelien

beeinflußt ist (vgl. das Verzeichniß der Stellen bei Funk l. c. p. 568). Der hl. Ignatius, der Martyrer, der um 107 sein Blut für Christi Bekenntniß vergoß, hat in seinen Briefen vier wörtliche und sechs andere ziemlich deutliche Anführungen aus dem Matthäus-Evangelium (cf. Funk l. c. p. 572). Er spricht so deutlich von Christi Gottheit und der Geburt aus Maria der Jungfrau, kurz, er wirft von vornherein das ganze Volkmar'sche Kartenhaus so über den Haufen, daß Volkmar nicht einmal den Schein einer gegentheiligen Erklärung versuchen kann. Er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er mit einem Machtspruch die Echtheit der Briefe keck abläugnet und mit staunenswerther Unverfrorenheit ein Geschrei anhebt über den „klerikalen Hauptbetrüger des zweiten Jahrhunderts, den Pseudo-Ignatius von 160"[1]. Aber gerade diese Expectoration zeigt wiederum recht klar, wie es um das angebliche „rein geschichtliche Bestreben" und den „urkundlichen Boden" und die Quellenforschung bei Volkmar bestellt ist. Denn die Echtheit der Ignatius-Briefe ist so zweifellos verbürgt, als man es nur wünschen kann. Für sie legt schon der Zeitgenosse und Freund des hl. Ignatius, Polycarpus, Zeugniß ab; sie bezeugt Irenäus, Lucianus von Samosata, Origenes, Eusebius, der Verfasser der didascalia Apostolorum, Athanasius, Basilius, Ephräm der Syrer, Chrysostomus, Hieronymus u. s. w. (cf. Funk l. c. p. L sq.). Volkmar aber streitet sie keck ab und verlegt die Briefe, damit seine eigenen Hirngespinnste nicht zu klar den Lesern als solche erscheinen möchten, in's Jahr 160. Aber selbst damit ist im Grunde eigentlich nur für Jenen etwas Weniges gewonnen, der es über sich bringt, für die thatsächlichen Verhältnisse die Augen zu verschließen, d. h. der sich selbst beredet, daß, wenn eine Lehre im Jahre 160 als allgemein herrschende und von den Aposteln überkommene Wahrheit und göttliche Offenbarung bezeichnet wird, das weiter nichts besage, als sie sei vor ein paar Jahren als funkelnagelneue Erfindung eines schwärmerischen Kopfes aufgetaucht.

Vom hl. Polycarp, dem Schüler des Apostels Johannes, erübrigt nur ein kurzes Sendschreiben — in mäßigem Druck füllte es vier Octavseiten —, und doch enthält es sieben wörtliche Beziehungen auf unsere Evangelien, andere Anspielungen abgerechnet. — Zu diesen positiven Zeugnissen kommt ein anderer, sehr beachtenswerther Umstand. Neben den echten Schriften der Apostel und den echten Evangelien ver-

[1] Jesus Nazarenus, S. 38.

suchten sectirerische Geister unter apostolischen Namen auch gefälschte und unterschobene zu verbreiten. Wie nun Falschmünzerei und Urkundenfälschung beweist, daß echte Münzen und Urkunden existiren, so ist dieses Gebahren der Häretiker einerseits ein Tribut der Anerkennung, den sie den echten Evangelien zollen, andererseits ein erneuter Beleg, wie wachsam und kritisch die älteste Kirche war. Denn keinem dieser mit den Namen verschiedener Apostel prunkenden Evangelien ist es irgendwie gelungen, sich auch nur für kurze Zeit Ansehen oder Geltung zu verschaffen. Nicht also der große Name, unter dem eine Schrift ausging, blendete die Lehrer der Kirche; man kannte die echten Urkunden durch das untrüglich festgehaltene und so oft betonte apostolische Traditionsprincip; man sprach mit Clemens von Alexandrien: „Dieser Ausspruch findet sich nicht in den vier uns überlieferten Evangelien" (Strom. 3, 13), und mit Irenäus: „Es gibt nur vier Evangelien, nicht mehr und nicht weniger" (cf. adv. haer. 3, 11. 8; Stieren, I. p. 467).

Und damit der Unerschütterlichkeit des Beweises nichts mangle, haben außer den bereits Genannten Origenes und Eusebius, denen die gesammte, für uns größtentheils verlorene altchristliche Literatur zu Gebote stand, eine eigene wissenschaftliche Untersuchung über die Echtheit unserer Evangelien angestellt und zu dem Zwecke die christliche Literatur durchforscht. Was war nun das Ergebniß dieser Quellenforschung? Beide versichern auf Grund dieser Prüfung, daß unsere vier Evangelien ohne jeden Schatten des Zweifels von jeher als echt anerkannt waren, daß im ganzen christlichen Alterthum nicht das geringste Anzeichen des leisesten Zweifels zu entdecken sei (cf. Euseb. h. e. 3, 25; 5, 8; 6, 25). Und was hält Volkmar diesem gewichtigen Zeugnisse entgegen? Es ist wiederum ein Machtspruch: es beruht auf nichts, als auf dem, was uns noch selbst vorliegt (Der Ursprung unserer Evangelien, S. 6). Das ist einfach unwahr. Eusebius z. B. kannte die exegetischen Werke des Papias, Bischof von Hierapolis, der der mündlichen Tradition der ersten Augenzeugen Christi eifrig nachforschte und aus diesen Nachforschungen seine „Erklärungen der Reden des Herrn in fünf Büchern" zusammenstellte. Wenn also Eusebius das Zeugniß des Papias über das Matthäus-Evangelium anführt zum Belege, daß die katholische Überlieferung über Verfasser und Werth dieses Evangeliums auf Wahrheit beruhe, wie können Kritiker des 19. Jahrhunderts, die Papias' Buch nicht gesehen haben, nun den Eusebius Lügen strafen und behaupten: es sei nicht das Matthäus-Evangelium gemeint? Eusebius hatte das Buch des Papias,

und er sagt: Papias spricht von unserem Matthäus-Evangelium[1]; die rationalistischen Kritiker kennen das Buch des Papias nicht und sagen: er hat nicht von unserem Matthäus-Evangelium gesprochen. So steht die Sache; sie ist äußerst einfach! Und diese dreiste Verneinung nennt man Kritik, Quellenforschung! Ist es ferner ohne allen Belang, daß dem Eusebius noch eine zahlreiche Literatur aus den ersten Zeiten des Christenthums zu Gebote stand, die für uns gänzlich verloren ist? Und war das nicht auch bei Origenes der Fall? Man vergleiche nur, wenn man sich über die literarische Thätigkeit jener Zeit unterrichten und einen Einblick in das uns Verlorene gewinnen will, die Schrift des hl. Hieronymus: de scriptoribus ecclesiasticis.

Und wie setzt sich Volkmar mit den positiven Zeugnissen, die wir erwähnt haben, auseinander? Ein paar Beispiele mögen genügen, diese „Quellenforschung“ zu charakterisiren. Das Zeugniß des Irenäus im Briefe an Florin wird einfach durch die Bemerkung abgethan, es sei ja recht gut möglich, daß in der Erinnerung dem Irenäus das, was er in der Jugendzeit von Polycarp selbst gehört hatte, mit dem sich verschmolz, was ihm seitdem selbst gewiß geworden war durch weitere Erfahrung; Irenäus habe sich wohl einer naiven Selbsttäuschung hingegeben und Übertreibung oder Entstellung aus heiligem Eifer sich zu Schulden kommen lassen (Evangelien, S. 54). Also, Irenäus hat einfach Falsches hingeschrieben, und wenn er betheuert, sich ganz genau an Alles zu erinnern, so nennt der Quellenforscher das naive Selbsttäuschung! Volkmar behauptet, erst 175 sei eine Sammlung urchristlicher Schriften von angeblich apostolischem Ursprung als neue Bundesurkunde aufgestellt worden (J. N., S. 7. 14). — Irenäus verkündet um dieselbe Zeit so laut als möglich, daß das kanonische Ansehen der heiligen Schrift und speciell der vier Evangelien von den Zeiten der Apostel her allenthalben bestanden habe.

Das sind einige Proben der „so reichen Fülle von Belehrung und Anregung“, die nach der Augsburger „Allgem. Ztg.“ der „unermüdliche Forschertrieb“ Volkmars bietet.

J. Knabenbauer S. J.

[1] Denn das ist Sinn und Tragweite des Excerptes und Citates bei Eusebius. Hätte man das beachtet, so wäre wohl ein bedeutender Theil der Literatur über das berühmte Papias-Fragment ungeschrieben geblieben. Freilich achtet man nicht auf Zweck und Absicht des Eusebius bei seinem Citat, so mag das abgerissene Fragment aus Papias dunkel oder unklar erscheinen.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

8. Intriguen und Hinrichtungen.

P. Ireland und seine Leidensgefährten lagen nach dem Tage ihrer Verurtheilung noch wochenlang in den Kerkern der Newgate. Die Anverwandten Irelands, denen Karl II. sein Leben verdankte, glaubten den König zur Begnadigung der Unschuldigen bewegen zu können. Karl II. konnte ja doch unmöglich die Pondrells von Boscobel, Irelands Vettern, vergessen haben, die mit ihren Leibern das Leben des Königs deckten, als er nach der unglücklichen Schlacht von Worcester am 22. Aug. 1651 vor Cromwell floh. Damals hatte diese treue katholische Familie den flüchtigen Fürsten im dichtesten Theile des Waldes von Boscobel in den Zweigen einer riesigen Eiche verborgen, die von dem Tage an die „Königseiche" genannt und bis auf die Gegenwart herab wie ein Nationalheiligthum verehrt wurde. „Eher würden wir sterben, als Euch verrathen", hatten damals die wackern Leute dem unglücklichen Fürsten, der sich ihnen anvertraute, geantwortet. Die alte Mutter war Karl zu Füßen gefallen, hatte seine Hände geküßt und Gott unter Thränen gedankt, daß er sich gewürdigt habe, das Leben des Königs durch ihre Söhne zu retten. Ihr Töchterlein brachte dann dem Fürsten, der den Tag über im Wipfel der Eiche verborgen saß, die nöthigsten Lebensmittel, während die Söhne Wache hielten und den Verfolgten vor Cromwells Streifpartien, die Jagd auf ihn machten, getreulich warnten. Als endlich auch dieser Zufluchtsort keine Sicherheit mehr bot, hatten ihm die Pondrells ein Pferd verschafft und ihn mit Lebensgefahr aus dem Walde geleitet, wo wiederum geächtete Katholiken sich für ihren Fürsten opferten, bis sie ihn nach einer Fahrt voll Gefahren und Abenteuer, 42 Tage nach der unglücklichen Schlacht, bei Bristol an Bord eines Schiffes gerettet sahen.

Karl II. konnte das nicht vergessen haben. Um ihm den Gnadenact, auf den die guten Leute mit Sicherheit rechneten, zu erleichtern, hatten sie P. Ireland Schreibzeug versorgt; er sollte den Alibibeweis, den das Gericht so schmählich zurückgewiesen hatte, schriftlich führen; sie wollten dann das Tagebuch dem Könige vorlegen und nicht bloß um

Gnade, sondern um Gerechtigkeit bitten. P. Ireland erfüllte den Wunsch seiner Anverwandten. Er schrieb ein Tagebuch seiner Reise nach Staffordshire, in welchem er die Orte, wo er sich aufgehalten, und die Personen, mit denen er verkehrt hatte, vom 3. August bis zum 14. September namhaft machte. Für jeden Tag nannte er ein Dutzend Schutzzeugen, im Ganzen weit über 40, darunter Männer aus den angesehensten Familien; es war ein vernichtender Beweis, daß Oates, Bedloe und Sarah Paine meineidig vor Gericht geschworen hatten. Dieses Tagebuch wurde Karl II. vorgelegt; er las es und erklärte wiederum seine Überzeugung, die ganze Verschwörungsgeschichte sei eitel Lug und Trug. Wir wollen gerne glauben, daß der König sowohl aus Dankbarkeit als aus Gerechtigkeit sich scheute, seinen Namen unter den Befehl der Hinrichtung zu setzen. Vorläufig schob er dieselbe hinaus. Eine Begnadigung wagte er nicht zu ertheilen, nicht einmal den Befehl, die namhaft gemachten Zeugen vorzuladen und eine neue Gerichtsverhandlung einzuleiten. Auch dieses Mal bewies sich die Strömung stärker als der Steuermann, und Karl II. unterschrieb endlich gegen sein besseres Wissen, gegen die Stimme der Dankbarkeit und den Ruf der Gerechtigkeit nach einem Monat schwachen Zauderns und Widerstrebens den Befehl zur Hinrichtung des ersten Priesters, der während seiner Regierung das Blutgerüst besteigen mußte. Andere folgten demselben rasch nach.

Der König war damals wirklich sehr im Gedränge. Wir haben schon früher gesagt, der Lordschatzmeister Danby habe sich der Verschwörungsgeschichte nur als eines Schildes bedienen wollen, um den Schlag Shaftesbury's und der Opposition abzuwehren, der ihn, wie er wohl wußte, zu vernichten drohte. Danby hatte nämlich unter dem 25. März (4. April) 1678 im Namen und im Auftrage Karls II., den seine Ausschweifungen in stets neue Geldnoth stürzten, Ludwig XIV. das Anerbieten gemacht, für 18 Millionen Livres, die in drei jährlichen Raten zu entrichten wären, der französischen Politik zu folgen. Karl hatte eigenhändig unter den Brief gesetzt: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben. C. R.“ [1] Diese für das Ansehen Englands allerdings wenig ehrenvolle Transaction war von Montague, dem englischen Gesandten in Paris, Shaftesbury und der Opposition im Parlamente verrathen worden. Sie schmiedeten daraus eine Waffe, welche zunächst Danby und durch diesen den König treffen sollte. Danby ahnte den

[1] Carolus, Rex.

Verrath; unter dem Vorgeben, Montague habe in Paris mit dem päpstlichen Nuntius verhandelt und sei deßhalb der Theilnahme an der von Oates entdeckten Verschwörung verdächtig, ließ er mit Zustimmung des Königs die Papiere des gefährlichen Feindes mit Beschlag belegen, um so jenen Brief vom 25. März wieder in seine Gewalt zu bekommen. Aber die Mine versagte. Montague hatte gerade den Originalbrief Danby's in Sicherheit gebracht und erklärte jetzt im Unterhause, dessen Mitglied er war, er wolle dem Parlamente diesen Brief als Beweis vorlegen, daß Danby die Würde Englands an das verhaßte, mit dem Papste verbundene Frankreich verrathen habe. Die Rollen waren jetzt gewechselt: der Angeklagte war der Kläger und die Wogen der großen protestantischen Partei Shaftesbury's schäumten hoch auf wider den Schatzmeister und wider den König.

Gerade in diese Tage des Sturmes fiel das Urtheil wider P. Ireland und seine Gefährten. Am 17./27. December hatte die Gerichtssitzung stattgefunden, von der wir das letzte Mal erzählten. Zwei Tage nach der Verurtheilung, am 19./29., erhob sich Montague im Unterhause und legte den Originalbrief Danby's vor. Bis tief in die Nacht dauerte die stürmische Verhandlung, und mit Mehrheit erfolgte der Beschluß, den Lordschatzmeister des Hochverrathes anzuklagen. Am folgenden Tage, am 20./30., hatte das Oberhaus über dieselbe Frage seine Stimme abzugeben; es hörte die Vertheidigung Danby's und lehnte den Antrag des Unterhauses ab. Das gab dem Könige die Veranlassung, am gleichen Tage noch das Parlament auf fünf Wochen, bis zum 4./14. Febr., zu vertagen. Die Gefahr für den Lordschatzmeister und für die Krone wurde aber dadurch nicht beseitigt, nur hinausgeschoben; ja der Schritt, den Karl II. weder für seinen Bruder noch für seine Gattin gewagt hatte, verschärfte die Gefahr nur, indem er die Wuth der allmächtigen Partei Shaftesbury's steigerte.

Inzwischen waren vier Wochen seit der Vertagung des Parlaments verflossen, ohne daß die Stimmung für den König und seinen Schatzmeister eine günstigere geworden war. Es lag auf der Hand, daß die Hochverrathsanklage gegen Danby die erste Verhandlung nach der Wiedereröffnung des Unterhauses sein werde. Karl II. wollte den Zusammentritt des Parlaments noch einmal hinausschieben; sobald aber diese seine Absicht nach außen hin verlautete, traten einige der Führer des Unterhauses, die in London weilten, zusammen und verabredeten eine großartige Demonstration, ähnlich denjenigen, welche ein Jahrhundert später

von der französischen Revolutionspartei gegen den Hof von Versailles in Scene gesetzt wurden. Sie entwarfen eine Petition gegen die Vertagung. Die ganze Nation, schrieben sie, sei in großer Aufregung wegen des steten Wachsens der Macht Frankreichs, dessen starke Flotte einen Überfall befürchten lasse. Dieser erste Punkt ging direct gegen Danby und den König. Dazu komme der Schrecken vor der papistischen Verschwörung, und noch seien die Schuldigen nicht hingerichtet. Das erwecke den Verdacht, daß man gar an ihre Begnadigung denke. Ein fernerer Aufschub würde aller Welt zu dem Glauben Anlaß geben, sie seien unschuldig und die ganze Verschwörung sei aus reiner Bosheit ersonnen [1]. Diese Adresse sollte dem Könige durch den Lord-Mayor von London an der Spitze von 50 000 Bürgern überreicht werden. Das sah der Androhung eines Umsturzes verzweifelt ähnlich.

Kaum hatte Karl II. Kunde von dieser beabsichtigten Demonstration, so berief er das Privy Council. Das Zustandekommen dieser Massendeputation, die gleichbedeutend war mit einer Mobilmachung der protestantischen Partei gegen den Hof, sollte um jeden Preis verhindert werden. Den Schatzmeister wollte der König nicht opfern, und doch, wenn das Parlament wieder zusammentrat, schien es um ihn geschehen. Es blieb nur ein Mittel, freilich ein gefährliches, aber es konnte versucht werden: das Parlament aufzulösen, anstatt zu vertagen. Seit 17 Jahren war dieses Mittel nicht mehr in Anwendung gekommen. Man hatte aber die Opfer in der Hand, welche der Wuth des Pöbels zur Befriedigung vorgeworfen werden konnten. Zunächst wurde also öffentlich bekannt gemacht, der König denke nicht daran, das Parlament zu vertagen, und auf diese Erklärung hin unterblieb die gefürchtete Deputation. Um so nothwendiger, sagten die Räthe, sei es nun, dem Volke in Betreff der Hinrichtung der Verurtheilten zu entsprechen. Doch erhob sich, zur Ehre des Mannes sei es gesagt, eine gewichtige Stimme dagegen. „Rücksichtlich der Hinrichtung der Priester,“ erzählt Sir William Temple in seinen Denkwürdigkeiten, „hatte ich mit Lord Halifax einen heftigen Wortwechsel. Er erklärte mir geradezu, wenn ich in diesem für die Zufriedenstellung des Volkes durchaus nothwendigen Zugeständnisse

[1] „Per ulteriorem enim dilationem toti orbi credendi occasiones dari, illos innocentes totamque conspirationem ex pura malitia excogitatam esse.“ Onno Klopp glaubt in diesem Satze die Feder Shaftesbury's zu entdecken, und meint, er habe in diesen Worten, ohne es zu wollen, der Wahrheit einigermaßen die Ehre gegeben (Der Fall des Hauses Stuart, Bd. II. S. 191).

nicht nachgeben wolle, werde er mich öffentlich als einen Papisten bezeichnen. Man müsse die Verschwörung als eine Thatsache behandeln, ob sie eine solche sei oder nicht. Wenn der König hierin nicht der Meinung des Volkes nachgäbe, werde er weder im Innern Frieden und Eintracht, noch Achtung nach Außen besitzen." Der Rath trug also dem Könige vor: es handle sich nur darum, ob die Verurtheilten allein das Leben verlieren sollten, oder ob ein Volksaufstand die Kerker stürmen, sämmtliche Verurtheilten und mit ihnen alle Katholiken und vielleicht den König selbst hinschlachten werde. Es war die alte Forderung: man sollte die vorgeblichen Verschwörer, in Wahrheit die treuesten Unterthanen, den Führern der eigentlichen Umsturzpartei zum Opfer bringen, und wie alle schwachen Fürsten, entschloß sich Karl II. hierzu, trat die Dankbarkeit und Gerechtigkeit mit Füßen und unterschrieb das Todesurtheil P. Irelands und seiner Gefährten.

Am 24. Januar (3. Februar) 1679 wurde die Auflösung des Parlaments verkündet und an demselben Tage bestiegen P. Ireland und John Grove das Schaffot. Ihr Blut mußte die Wogen besänftigen, welche das Decret des Königs erregte[1]. Der Benedictiner-Laienbruder Pickering blieb einstweilen im Kerker; man mußte sich vorsehen, um allenfalls auch einen künftigen Sturm mit dem Blute eines Opfers beschwören zu können.

Am Tage vor der Hinrichtung hatte der Kapuzinerpater Augustin von Losingham, einer der Kapläne Graf Egmonds, des spanischen Gesandten, vom Könige die besondere Gnade erbeten, P. Ireland, und wahrscheinlich auch John Grove, die heiligen Sacramente spenden zu dürfen. So war der Verurtheilte zum Tode bereit und ging ihm mit Muth und Vertrauen entgegen. Ein Edelmann erzählt als Augenzeuge, er habe nie ein so liebenswürdiges und von himmlischer Freude strahlen-

---

[1] Daß die Furcht vor einem Aufstande am Tage der Parlaments-Auflösung wirklich nicht unbegründet war und auch nach der Meinung des kaiserlichen Botschafters, Graf Waldstein, nur durch die Hinrichtung beschwichtigt werden konnte, geht aus Waldsteins Bericht an den Kaiser vom Tage der Hinrichtung hervor: „Hodie extremum supplicium subierunt Pater Ireland et Grove, summae proditionis rei judicati, solitaque poena affecti, nimirum strangulati et in quatuor partes scissi, cum incredibili populi protestantis jubilo, qui, nisi haec executio hodie facta fuisset, infallibiliter insurrexisset, cum omnium Catholicorum, imo ipsiusmet Regis periculo, ac incarceratos omnes ad supplicium traxisset. Hic est primus sacerdos, qui sub dominatione S^{mi} Regis Angliam sanguine suo conspersit: utinamne plures sequantur!" (Bei Onno Klopp, Fall des Hauses Stuart, Bd. II, Anlagen, S. 464.)

des Antlitz gesehen, als das Angesicht P. Irelands, da er zum Tode geführt wurde. Samuel Smith, der protestantische Kaplan der Newgate, sagt in seinem Berichte über den Tod der fünf Jesuiten, die Hinrichtung der Verurtheilten sei der Unterschrift des Königs so rasch gefolgt, daß er nur eben Zeit gehabt habe, folgende Worte an P. Ireland zu richten: „Herr, ich flehe inbrünstig zu Gott, daß er Ihnen Barmherzigkeit und Verzeihung Ihrer großen Sünden gewähre. Vertrauen Sie allein auf die Gerechtigkeit und die Verdienste Christi Jesu. Sammeln Sie sich unterwegs und richten Sie Ihr Herz auf den Herrn bis zum letzten Athemzuge." „Mr. Ireland," fügt der protestantische Geistliche bei, „schien diese Worte freundlich anzuhören und so schieden wir von einander."

Die beiden Gefangenen wurden jetzt dem Urtheile gemäß auf zwei Schleifen gebunden; dann ging es hinaus durch das Gefängnißthor in die mit Menschen gefüllten Straßen Londons und durch die lärmende und tobende Menge in langsamem Zuge voran zum Galgen nach Tyburn, der beim zweiten Meilensteine vor den Thoren Londons stand und von den Tagen Elisabeths her durch das Blut katholischer Priester geweiht war. Auf diesem weiten Leidenswege durch die Tausende und aber Tausende des fanatisirten Pöbels der Hauptstadt wurde ihnen die Schmach ihres göttlichen Meisters in vollen Zügen zu Theil. Hohn und Spott, Fluch und Verwünschung hallte von allen Seiten; noch mehr: man spie sie an, bewarf sie mit Straßenkoth, mit faulen Eiern, mit dem ekelhaftesten Unflathe.

In Tyburn angekommen, bestieg P. Ireland den Karren, der unter dem Galgen stand. Es wurde, wie üblich, das Todesurtheil noch einmal verlesen; dann machte der Sterbende von seinem Rechte Gebrauch, das dem Verurtheilten gestattete, vom Schaffote aus zum Volke zu reden, oder auch einen schriftlichen Abschied der Öffentlichkeit zu hinterlassen. Alle Verurtheilten der Titus-Oates-Verschwörung, vom ersten bis zum letzten, machten von diesem Rechte Gebrauch und starben mit der feierlichen Erklärung ihrer Unschuld. Anfangs verhallten diese Worte im Toben der wild aufgeregten Menge; aber nach und nach machten sie doch Eindruck und bewirkten einen Umschwung der öffentlichen Meinung. P. Ireland redete also:

„Wir sind hierher gekommen, gewissermaßen auf die letzte Schaubühne des Schauspielhauses dieser Welt, und ich erachte es daher für unsere Pflicht, einige Worte zu sprechen. Vorerst bekennen wir, daß

wir von Herzen Allen und jedem Einzelnen insbesondere verzeihen, der irgend einen Nutzen, eine Mitschuld oder eine Hilfeleistung an unserer Hinrichtung hat. Zweitens erklären und bekennen wir unsere Verpflichtung, in diesem Augenblicke jede Schuld einzugestehen, wenn wir schuldig wären, ja alle Mitschuldigen anzugeben und wäre es auch unser eigener Vater, endlich selbst tausend- und aber tausendmal Gott und Menschen um Verzeihung zu bitten. Allein ich sehe wohl, man wird unserer Betheurung doch keinen Glauben schenken: so wollen wir uns der Gnade des allmächtigen Gottes anbefehlen und Verzeihung von Ihm durch Christus hoffen. Was mich nun persönlich betrifft, so habe ich mich 20 Jahre in den Niederlanden aufgehalten und bin erst letzten Juni vor einem Jahre hierher gekommen. Ich wäre auch wieder dorthin zurückgekehrt, hätte mich nicht eine Krankheit verhindert. Am 3. August des letzten Jahres reiste ich nach Staffordshire und seiner Umgebung; es ist mir daher durchaus unverständlich, wie ich mich zur angegebenen Zeit hier hochverrätherischer Umtriebe schuldig machen konnte."

Einer der Sheriffs unterbrach hier den Verurtheilten mit der Bemerkung, er würde besser thun, seine Zeit anders zu gebrauchen und nicht mit solchen Redensarten zu vergeuden, die ihm doch kein Mensch glauben werde. „Nicht als ob uns besonders viel an unserer Zeit gelegen wäre," fügte der Mann bei; „wir können warten; aber solche Reden beleidigen den Gerichtshof, der euch verurtheilte." P. Ireland sah ein, daß eine ausführlichere Vertheidigung vor diesem rasenden Pöbel wirklich nutzlos verhallen würde. Er sagte daher kein weiteres Wort für sich, und schloß seine Ansprache mit dem folgenden schönen Gebete für den König, welcher ihn verurtheilt, und für die Kirche, welcher er im Leben und im Tode angehören wollte:

„Ich bitte den allmächtigen Gott, er möge tausend und tausend Gnaden herabthauen auf Seine geheiligte Majestät, auf den Herzog von York, auf alle Glieder der königlichen Familie und auf das ganze Königreich. Die Katholiken, welche hier gegenwärtig sind, ersuchen wir um ihre Gebete für den glücklichen Übergang in die bessere Welt und daß Gott sich aller christlichen Seelen erbarme. Was unsere Feinde betrifft, flehen wir inbrünstig zu Gott, er möge seine Erbarmung nicht von ihnen wenden; denn wir haben ihnen vom Grunde unserer Seele verziehen, und so flehen wir alle guten Leute, sie mögen mit uns und für uns beten."

John Grove sagte nur die wenigen Worte: „Wir sind unschuldig;

wir verlieren unser Leben durch Unrecht und bitten Gott für diejenigen um Verzeihung, welche die Urheber unseres Todes sind."

Ein Priester der Gesellschaft Jesu stand verkleidet in der Nähe des Galgens und ertheilte den Sterbenden auf ein verabredetes Zeichen die letzte Lossprechung. Dann legte der Henker die Schlingen um den Hals der Verurtheilten; noch ein kurzes Gebet, und die Pferde zogen den Karren unter den Füßen der beiden Opfer weg. Wenige Minuten nur ließ man sie hängen; dann schnitt der Henker die noch Lebenden los, und die scheußliche Schlächterei begann: der Leib wurde aufgerissen, das noch zuckende Herz den Sterbenden ins Angesicht und dann in's Feuer geworfen, der Leichnam geviertheilt. Und mit lautem „No-Popery-Geschrei" wälzten sich die Massen zurück nach London: es war ja ein Sieg des reinen Evangeliums über die verhaßte und gefürchtete Kirche des Papstes!

Die englischen Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu erzählen, anwesende Katholiken seien beim Tode P. Irelands mit der größten Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt worden. Sofort hätten sie seine Kleider als Reliquien gekauft. Sein Herz, das der Henker in das Feuer geworfen hatte, wurde gleichfalls erworben und in kleinen Partikeln vertheilt. Vor Allen zeichnete sich der fromme Kapuzinerpater aus, welcher ihm die heiligen Sacramente gespendet hatte. Er wohnte der Hinrichtung bei und verfaßte als Augenzeuge einen Bericht derselben, worin er mit der größten Begeisterung von der Unschuld, dem Starkmuthe, der Herzensfreude des Sterbenden redet und den glühenden Wunsch ausspricht, es möchte auch ihm ein ähnlicher Tod zu Theil werden.

P. William Ireland (auch Ironmonger) entstammte einer angesehenen, der katholischen Kirche und dem königlichen Hause treu ergebenen Familie aus der Grafschaft Lincoln; er war im Jahre 1636 geboren, zählte also zur Zeit, da seine Anverwandten den König retteten, 15 Jahre und stand erst in seinem 43. Lebensjahre, als er das Schaffot bestieg. Jung sandten seine Eltern den talentvollen Knaben in das Colleg von St. Omer. Daselbst zeichnete er sich durch die Reinheit seiner Sitten, durch Lernbegierde und alle Tugenden eines studirenden Jünglings so sehr aus, daß ihn die Lehrer seinen Mitschülern als ein Vorbild aufstellten. Am 7. September 1655, am Vorabende des Geburtsfestes seiner himmlischen Mutter, trat William zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Dann finden wir seinen Namen in unsern Quellen nicht mehr bis zum Jahre 1673, in welchem er die Profeßgelübde ablegte. Einige Zeit war er Seelenführer der armen Carmelitessen zu

Gravelines und wurde endlich im Juni 1677 in seine Heimat gesandt, wo er das Amt des Procurators der englischen Ordensprovinz zu übernehmen und gleichzeitig in der Seelsorge zu wirken hatte. Seine Mitbrüder, die ihn persönlich kannten, stellen ihm das Zeugniß unerschütterlicher Geduld, großen Muthes, tiefer Demuth aus und sagen, die Obern hätten diesen „klugen und getreuen Knecht" (servus prudens et fidelis, wie sie ihn nennen) getrost auch auf den schwierigen Posten stellen können; Schwierigkeiten und Gefahren hätten seinen Muth nur noch mehr entflammt, wo es galt, eine Seele aus den Banden des Irrthums oder der Sünde zu befreien. Der Muth, die Seelenruhe, die Freude, die wir an ihm vor Gericht und auf dem Wege zum Tode bewunderten, beweisen, daß dieses Urtheil über P. Ireland wohl begründet war. Von seinem Leidensgefährten John Grove haben wir außer dem Mitgetheilten keine fernere Kunde. Es scheint, daß er als Knecht den Jesuiten in London diente, vielleicht in der Absicht, als Laienbruder in den Orden zu treten. Durch ein meineidiges Geständniß hätte er nicht nur sein Leben retten, sondern reichen Lohn gewinnen können; allein er wählte mit Freuden den Tod um der Gerechtigkeit willen und starb mit der Betheuerung seiner Unschuld und einem Gebete für seine Feinde, würdig der heiligen Sache, welcher er im Leben in Armuth und Niedrigkeit gedient hatte.

Drei Tage waren seit der Auflösung des Parlaments und der Blutscene von Tyburn verflossen. Die Aufregung der Massen begann sich allmählich zu legen. Da trat wiederum ein Ereigniß ein, welches ähnlich der Auffindung des Leichnams Sir Edmundbury Godfrey's den Sturm von Neuem entfesselte. Am 27. Januar (7. Februar) erscholl plötzlich der Ruf: „Feuer! Feuer!" in den Straßen Londons, während bald von allen Thürmen der Hauptstadt die Sturmglocken wimmerten, und Tausende schrieen, das sei die That der papistischen Verschwörer. Der Brand wüthete bei den mangelhaften Löschvorrichtungen jener Zeit bis zum folgenden Tage und legte hundert Häuser in Asche. War er Zufall oder das Werk berechnender Bosheit seitens derjenigen, die um jeden Preis den Glauben an die Verschwörung befestigen wollten? Die Geschichte weiß darauf keine Antwort; so viel ist sicher, daß Shaftesbury und die Seinigen rasch bei der Hand waren, um das öffentliche Unglück für ihr Interesse auszubeuten. Titus Oates hatte ja in seiner „wahrhaften Erzählung des greulichen Complottes" beschworen, die Jesuiten seien die Mordbrenner von Anno 1666 und gingen auch jetzt

wieder mit dem Plane um, London einzuäschern. Was Wunder also, daß die aufgeregte Menge die Feuersäulen, die jetzt vor ihren Augen zum Himmel emporloderten, als den klarsten Beweis des Bestandes und der höllischen Verruchtheit der Verschwörung ansah? Mit Furcht und Bangen verbargen sich die Katholiken in ihren Wohnungen, jeden Augenblick gewärtig, daß die wüthende Volksmenge die Thüren sprengen und blutige Rache fordern würde. So erzählt Graf Waldstein, der kaiserliche Gesandte, in seinem Berichte nach Wien [1]. Die Garden des Königs, welche rechtzeitig vertheilt wurden, hinderten zwar die mit Recht befürchteten Gewaltthaten. Aber Opfer forderte die entfesselte Leidenschaft dennoch.

Wir haben oben (Bd. XXII. S. 188) erzählt, wie der unglückliche Silberschmied Miles Prance in kaum zurechnungsfähigem Zustande drei Bediente von Somerset House als die Mörder Sir Edmundbury Godfrey's angab. Wiederholt hatte der Unselige dieses durch die Folterqualen von Shaftesbury erpreßte Geständniß widerrufen, um sich dann durch neue Qualen die alte Aussage abermals abnöthigen zu lassen. Am 10. Februar wurden die drei unschuldigen Opfer seiner Schwäche: Robert Green, Lawrence Hill und Harry Berry, während die eingeäscherten Straßen noch qualmten, vor die Schranken des Gerichtshofes gestellt und der Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's angeklagt. Ihr Loos konnte auch nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Bedloe hatte zwar in seinen ersten Aussagen, die zu Protocoll genommen wurden, keinen der drei Angeklagten genannt [2], noch wagte er im Widerspruche mit seinen ersten Angaben zu behaupten, er habe einen derselben bei der Leiche des Friedensrichters gesehen. Zudem stimmte die Erzählung des Prance durchaus nicht mit derjenigen Bedloe's überein. Endlich hatten die Angeklagten zahlreiche Schutzzeugen beigebracht, welche bewiesen, daß sie zur Zeit, da der Mord angeblich geschehen sei, zu Hause waren, daß die Leiche nicht an dem genannten Orte habe verborgen werden können, daß in jener Nacht keine Sänfte das bezeichnete Thor passirte, während die meineidigen Kläger behaupteten, der Leichnam Godfrey's sei in einer solchen aus der Stadt geschafft worden. Allein was half das Alles und die heiligste Betheuerung ihrer Unschuld den drei Angeklagten in der Aufregung jener Tage! Bedloe und Prance schwuren, die Jury sprach das „Schuldig" und der Richter fällte das Todesurtheil.

[1] Bei Onno Klopp a. a. O., Bd. II. S. 193.

[2] Vgl. oben Bd. XXII. S. 181 u. 182.

Karl II. wagte natürlich nicht, den ungerechten Spruch umzustoßen, obschon er sich persönlich von der Verlogenheit Bedloe's überzeugt hatte[1] und obschon Prance vor ihm kniefällig betheuert hatte, seine Aussage sei erpreßt und falsch[2]. Schon am nächsten Tage, am 11./21. Februar, wurden Hill und Green nach Tyburn hinausgeschleift und dort gerade so hingerichtet, wie wir es von P. Ireland und seinem Gefährten erzählt haben. Lawrence Hill war der Diener eines gewissen Dr. Godden, der nach der Aussage des Prance bei der Beseitigung der Leiche Godfrey's hilfreiche Hand geleistet haben sollte. Durch die Flucht scheint Godden rechtzeitig dem Schaffote entronnen zu sein; sonst würden wir gewiß seinem Namen in den Gerichtsverhandlungen wieder begegnen. Robert Green war ein ehrwürdiger schwacher Greis; er gehörte zur Dienerschaft der Königin; in seinen alten Tagen war sein Amt, in der Privatkapelle der Königin die Polster zu legen. Da, an einem der wenigen Plätze, in denen damals in England Christus unter den eucharistischen Gestalten im Tabernakel weilen durfte, mag wohl der Greis die Gnade eines so frommen und starkmüthigen Todes erbeten haben.

Hill sprach also vor seinem Tode: „Ich stehe nun auf dem verhängnißvollen Platze der Hinrichtung. In kurzer Zeit muß ich vor dem Richterstuhle des allmächtigen und allwissenden Gottes erscheinen, und ich hoffe, es wird mein Glück sein, da ich unschuldig sterben muß. Ich rufe Gott, die Menschen und die Engel zu Zeugen meiner Unschuld am Tode des Friedensrichters Godfrey auf; ich betrachte meinen unschuldigen Tod als eine Gnade und hoffe durch die Verdienste Jesu Christi, meines gesegneten Erlösers, die ewige Seligkeit. Ich bekenne, wie ich lebte, so sterbe ich als römischer Katholik und bitte meine Glaubensgenossen um ihr Gebet für mich. Gott segne und erhalte Se. Majestät und dieses arme Volk und rechne ihnen das unschuldige Blut nicht an! So lebet denn wohl, in Jesus Christus, in dessen Hände ich meinen Geist befehle!"

Auch der greise Mr. Green sprach einige Worte zu der zahllosen Menge: „Ich bitte euch Alle um euer Gebet," sagte er. „Und was Sir Edmundbury Godfrey betrifft, so weiß ich nicht, ob er todt oder lebend ist, denn in meinem Leben habe ich ihn nie mit meinen Augen gesehen, so viel mir bekannt ist. Und wenn falsche Menschen gegen mich

[1] Vgl. oben Bd. XXII. S. 183.

[2] Vgl. oben S. 188.

schwören wollen, so stehe ich ihnen schutzlos gegenüber.“ Da unterbrach ein Capitän Richardson die letzten Worte des Sterbenden mit der Bemerkung, er habe ein billiges Gericht gehabt und solle sich jetzt lieber zum Tode vorbereiten, als den guten Ruf seiner Mitmenschen antasten. Robert Green antwortete milde: „Ich bitte Gott, den Allmächtigen, er wolle ihnen Allen vergeben; niemals in meinem Leben sah ich, so viel ich weiß, Sir Edmundbury Godfrey.“

Mit diesem Gebete für ihre Feinde und mit dieser Betheuerung ihrer Unschuld starben die Beiden heldenmüthig.

Ihr Gefährte Harry Berry folgte ihnen acht Tage später, am 18./28. Februar, in den Tod. Auch er war ein Diener der Königin und hatte die Stelle eines Portiers von Somerset House versehen. Wie er im Gefängnisse Dr. Lloyd, dem protestantischen Dechanten von Bangor, erklärte, hatte er ohne innere Überzeugung und um irdischer Vortheile willen im Dienste der Königin zum Scheine den katholischen Glauben angenommen und bekannte sich jetzt wieder offen als Protestanten. Diese seine Heuchelei ist gewiß ein dunkler Fleck in seinem Leben. Doch fiel er nicht so tief, daß er, um sein Leben zu retten, in die Reihe der falschen Zeugen übergetreten wäre. Bis zum letzten Athemzuge läugnete er die That, deren er angeklagt war, und als der Karren bereits unter seinen Füßen fortgezogen wurde, erhob er noch einmal seine Hände und rief: „Wie ich unschuldig bin, so nimm meine Seele auf, o Jesu!“

Mr. Berry ist der einzige Protestant, welcher der Titus-Oates-Verschwörung zum Opfer fiel.

Am gleichen Tage erhielt der Herzog von York von seinem königlichen Bruder den schriftlichen Befehl, England zeitweilig zu verlassen; der Aufenthaltsort im Auslande war ihm freigestellt, Frankreich ausgenommen. Zu dieser Maßnahme nöthigte die Stimmung der Bevölkerung bei den Wahlen für das Parlament; von allen Seiten kamen Hiobsposten an den Hof. Die den Stuarts am meisten feindselige und vom glühendsten Hasse gegen die katholische Kirche erfüllte Partei der Presbyterianer siegte. Karl II. trat mit dem Wunsche an seinen Bruder heran, derselbe möge, zum Scheine wenigstens, den katholischen Glauben abschwören und zur anglikanischen Gemeinschaft zurücktreten. Der Antrag ist charakteristisch für Karl, aber ebenso charakteristisch ist die Antwort Yorks. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Winchester waren mit der Billigung des Königs und im Namen ihrer Amtsbrüder, wie sie hervorhoben, zu ihm gekommen. Sie hatten ihn

um die Rückkehr in die Kirche Englands gebeten; in ihr sei er geboren und erzogen, sagten sie, als deren Martyrer sei sein Vater gestorben, ihre Lehren seien sowohl dem Worte Gottes als dem monarchischen Princip entsprechender, als jene des Katholicismus. Der Herzog dankte für ihren guten Willen, weigerte sich, in einen Religionsdisput mit ihnen einzutreten, versprach dem anglikanischen Erzbischof eine schriftliche Darlegung der Gründe seiner Conversion und schlug ihr Ansinnen rund ab. Er habe die Opfer, welche seine Conversion fordern würde, längst vorher erwogen. Lieber wolle er das Reich seiner Väter verlassen, sagte er seinem Bruder. Karl äußerte, das sei unter diesen Umständen sein Wunsch. Aber York verlangte den schriftlichen Befehl, damit es nicht den Schein habe, als fliehe er wie eine Memme vor dem Kampfe, und Karl stellte das verlangte Actenstück am 28. Februar aus. Um aber gleichzeitig Shaftesbury's Plänen die Spitze abzubrechen, versammelte der König das Privy-Council und verwahrte sich feierlich gegen die ausgesprengten Gerüchte, als sei der Herzog von Monmouth sein legitimer Sohn und dessen Mutter ihm jemals angetraut gewesen. Niemals habe er eine andere Ehe eingegangen, als jene mit seiner noch lebenden Gemahlin Katharina. Der einzige rechtmäßige Kronerbe sei daher sein Bruder, der Herzog von York. Diese seine Erklärung ließ er zu Protocoll nehmen und von allen anwesenden Räthen unterzeichnen.

Am 4./14. März verließ York England. Zwei Tage später trat das neue Parlament zusammen. Der König und Danby hatten sich gründlich verrechnet, wenn sie gewähnt, das Unterhaus würde jetzt Shaftesbury und seiner Partei weniger zu Willen sein. Umsonst zählte Karl II. in seiner Thronrede alles auf, was er zur Rettung der protestantischen Religion in England gethan habe. Der Sturm gegen die vorgebliche Verschwörung und gegen Danby brach alsbald los. Am 20./30. März verlangte das Unterhaus einstimmig die Verhaftung des Schatzmeisters. Der König wollte ihn retten; er enthob ihn seiner Stelle, kam am 22. März (1. April) im königlichen Ornate in das Oberhaus, berief das Unterhaus an die Schranken und erklärte, Danby habe jene Briefe auf seinen Befehl geschrieben; wenn er sich dabei eines Vergehens schuldig gemacht, so habe er ihm unter dem großen Siegel von England Begnadigung ertheilt, ihn aber aus seinem Amte entlassen. Das möge dem Parlamente genügende Satisfaction sein. Zugleich ordnete der König an demselben 22. März (1. April), um auch dadurch die Geneigtheit des Parlamentes zu gewinnen, in einer Proclamation

einen allgemeinen Bet- und Fasttag an, um Abwendung der großen Gefahr, welche dem Königreiche durch die Papistenverschwörung drohe.

Wollte Karl durch diese Maßnahme die Aufmerksamkeit des Parlamentes von sich und Danby ablenken? Es gelang ihm keineswegs. Der königlichen Auctorität zum Trotze schritt das Unterhaus über den Gnadenbrief hinweg, als bestünde er nicht. Der König könne nur begnadigen, wo er Ankläger sei; er könne dem Parlamente nicht das Mittel nehmen, einen Verräther der Nation zu bestrafen. Die Anklageacte wurde eingebracht und Danby zur Vertheidigung vorgeladen. Um seinem königlichen Herrn, der ihn doch nicht mehr schützen konnte, die Verlegenheit zu ersparen, seinen Gnadenbrief eigenhändig zu zerreißen, verließ Danby das Asyl des königlichen Palastes und stellte sich freiwillig dem Parlamente. An den Schranken des Oberhauses warf er sich auf die Kniee und hörte die lange Anklageacte; dann wurde er als Gefangener in den Tower abgeführt, wo er sich auf seine Vertheidigung vorbereiten könne. Umsonst hatte sich also dieser Mann der Verschwörungsgeschichte des Titus-Oates als eines Schildes bedienen wollen. Zugleich mit den katholischen Lords lag er nun im Tower, und nur ein Schritt trennte ihn vom Blutgerüste.

Shaftesbury hatte nunmehr seinen politischen Gegner gestürzt; es erübrigte nur noch, sich an dessen Stelle zu setzen. Er hatte gesagt: „Mag Danby so laut ‚No Popery' schreien, als er Lust hat: ich schreie doch noch einen Ton höher und werde ihn bald aus seiner Stelle verdrängen." Getreu diesem Programme wandte sich nun der Führer der Opposition wieder der „greulichen Papistenverschwörung" zu. Beide Häuser des Parlamentes überboten sich in Maßnahmen gegen die Katholiken. Alle, sogar die Dienstboten und Taglöhner, sollten den Testeid ablegen; sämmtliche Priester in England, deren man habhaft werden konnte, wurden eingekerkert und nach den alten Verfolgungsgesetzen verurtheilt. Wir werden noch eine Anzahl dieser Fälle zu erzählen haben. Das Parlament erklärte wiederholt seinen Glauben an den wirklichen Bestand der Verschwörung; auf seinen Beschluß mußte der Gebetsformel, die sonntäglich in allen protestantischen Kirchen verlesen wurde, ein eigenes Gebet gegen die papistischen Verschwörer beigefügt werden; das Unterhaus verlangte ein eifrigeres Betreiben des Processes der fünf eingekerkerten katholischen Lords und alle Gerichtshöfe bemühten sich, gegen die zahllosen Gefangenen, mit denen alle Kerker Englands gefüllt waren, neue Beweise beizubringen.

Der König war rathlos. Er suchte Hilfe bei Sir William Temple, dessen Ansehen es schon einmal gelungen war, die drohende Volksstimmung zu beschwichtigen. Derselbe schlug vor, zwischen das Parlament und die Krone einen neuen geheimen Rath von 30 Personen, zur Hälfte aus den Ministern der Krone, zur Hälfte aus den hervorragendsten Männern der Volkspartei, zu stellen. Der König willigte ein und ernannte Shaftesbury zum Präsidenten dieser wichtigen Körperschaft. Am 21. April (1. Mai) zeigte der König dem Parlamente diese unerwartete Maßnahme an. Das Parlament blieb ruhig, die Stadt aber jubelte und Freudenfeuer verkündeten dem Lande den neuen Sieg der protestantischen Partei. Als einen solchen betrachtete auch der Herzog von York in Brüssel das Geschehene: er schrieb an den Prinzen von Oranien, sein Bruder habe sich der Opposition übergeben und die Republik sei nun im Anzuge.

In der That hatte sich Karl II. abermals verrechnet, wenn er Shaftesbury nun auf seiner Seite zu haben wähnte. Derselbe benützte seine Stelle nur, um die Ausschlußbill gegen York zu erzielen und die Krone Monmouth zuzuwenden. Wiederum sollte die Angst vor dem Papistencomplotte die Waffen dazu bieten. Wie auf einen Wink traten jetzt neue Angeber auf und verkündeten neue, unmittelbar bevorstehende Schreckensthaten der Papistenverschwörung. Die guten Bürger von London, denen der letzte große Brand noch frisch im Andenken war, hörten mit Grauen, es sei diesesmal auf die Einäscherung der ganzen Hauptstadt abgesehen. Man bezeichnete das Haus in der Fetter Lane, wo der Brand gelegt werden sollte. Ludwig XIV., hieß es ferner, rüste seine Flotte und werde um die Mitte Juni in England mit 60000 Mann landen. An der Spitze dieses Heeres wolle der Herzog von York wieder einziehen, der jetzt geflohen sei, um sein Leben zu retten. Dann werde er die Krone mit Gewalt nehmen, und um die protestantische Religion, ja um das Leben der Protestanten sei es geschehen. An einem Samstag, am 26. April (6. Mai), flogen diese Schreckensgerüchte von Mund zu Mund durch die Straßen Londons. Die aufgeregten Massen wälzten sich vor das Parlamentsgebäude, in dessen Räumen die Bestürzung kaum weniger groß war. Das Unterhaus erklärte das Vaterland in Gefahr und beschloß das Unerhörte einer Parlamentssitzung am Sonntage. In dieser Sitzung stellte Shaftesbury die Resolution: Der Papismus des Herzogs von York und die Hoffnung auf seine Thronfolge sei der stärkste Rückhalt und die Ermuthigung für die Papisten-

verschwörung und bilde mithin eine permanente Gefahr des Reiches. Eine einzige Stimme, die Coventry's, wagte im Unterhause dagegen zu sprechen; allen Übrigen schloß die Furcht den Mund. Lord Russell brachte die Resolution an das Oberhaus, und auch dieses stimmte zu.

Das war nur eine Vorfrage für den Ausschluß Yorks von der Thronfolge. Karl II. suchte wieder zu vermitteln: er machte den Vorschlag, wenn ein Katholik die Krone erbe, so solle ihm die Besetzung der Kirchenämter entzogen, die Berufung eines neuen Parlamentes verboten sein und die Ernennung von Richtern, Offizieren, Mitgliedern des Privy-Councils und Statthaltern nur dem Parlamente zustehen. Shaftesbury sagte, diese Beschränkungen wären für einen katholischen König die Bande eines Samson; spielend würde er sie zerreißen. Das Unterhaus stimmte Shaftesbury bei. Es ernannte eine Commission zur Untersuchung der Anklage gegen York. Sie stellte aus den Briefen Colemans einige auf den protestantischen Fanatismus berechnete Punkte zusammen: der Herzog von York habe mit dem Papst correspondirt, er habe beklagt, seine Tochter einem protestantischen Prinzen vermählt zu haben, und ähnliche Capitalverbrechen. Darauf beschloß das Unterhaus am 12./22. Mai zur Sicherung der protestantischen Religion die Aufsetzung der Ausschlußbill. Drei Tage später, am 15./25. Mai, kam die Bill schon zur ersten Lesung. Sie enthält u. A. folgende Sätze: „Dieweil die Sendlinge, Priester und Agenten des Papstes den Herzog von York zur Gemeinschaft mit der Kirche von Rom verführt und ihn bewogen haben, mit dem Papste, den Cardinälen und Nuntien in Verkehr zu treten, und die Macht des Königs von Frankreich zu befördern, zur augenscheinlichen Gefahr dieses Königreiches, damit, wenn die Kronen dieser Reiche auf das Haupt eines Papisten gelangten, sie durch auswärtige Mithilfe ihre bösen und schändlichen Pläne durchsetzen könnten: so soll, wenn der gegenwärtige König ohne Leibeserben stirbt, die Krone an den nächsten protestantischen Erben übergehen, als wäre der Herzog von York auch todt u. s. w." Gleichzeitig erklärten sie den Herzog des Hochverrathes schuldig, sobald er es wage, den Boden Englands wieder zu betreten. Das Parlament ging weiter. Nach Überreichung einer Ergebenheitsadresse verlangte es am 23. Mai (2. Juni) die Schöpfung einer freiwilligen Bürgerwehr von etwa 40 000 Mann, vorgeblich zum Schutze der Bürger von London und zur Bewachung der katholischen Lords im Tower, in Wahrheit zur Durchführung seiner Pläne; der König lehnte ab. Das Parlament grollte. Schon hatte es in zweiter Lesung die

Ausschlußbill angenommen, da trat ganz unerwartet am 27. Mai (6. Juni) der König in seinem Ornate in den Saal des Oberhauses, beschied das Unterhaus vor dessen Schranken und vertagte das Parlament bis zum 14./24. August, zum größten Ärger Shaftesbury's, welcher sein Ziel schon gesichert glaubte und in seinem Unmuthe sich äußerte, wer das dem Könige gerathen, der solle es mit seinem Kopfe büßen.

Zeit hatte Karl hierdurch allerdings gewonnen. Inzwischen konnten die Gerichte die Angelegenheit der Verschwörung erledigen, und er hoffte dann die Frage der Thronfolge von ruhigeren Gemüthern nach seinem Wunsche gelöst zu sehen. Blut, wenn es nothwendig war, sollte die Wogen noch einmal glätten. Schon zur Zeit der Sturmfluth dieses Mai, da in Folge der oben mitgetheilten Gerüchte das Ansinnen an ihn gestellt wurde, alle eingekerkerten Priester hinzurichten, hatte er abermals das Leben eines Unschuldigen der Volkswuth geopfert.

Der gute Benedictiner-Laienbruder Thomas Pickering hatte seit seiner Verurtheilung bis zum 9. Mai in den Kerkern der Newgate geschmachtet. An diesem Tage wurde auch er nach Tyburn hinausgeschleift und hingerichtet. Er bezeigte eine große Freude über das Glück, für eine so glorreiche Sache sterben zu können, indem sein Gewissen ihm das Zeugniß gab, daß einzig sein katholischer Glaube und sein Ordensberuf die Schuld seines Todes sei. Auf seiner Seele Seligkeit betheuerte er noch einmal seine vollste Unschuld in Gedanken, Worten und Werken an der That, die ihm zur Last gelegt werde. Da man ihn für einen Priester hielt, entgegnete er lächelnd: „Nein, ich bin nur ein Laienbruder.“ Er betete für seine Feinde und Ankläger. Als er gerade von der Leiter gestoßen werden sollte, forderten ihn Einige auf, jetzt wenigstens seine Schuld zu bekennen; da schob er seine Mütze ein wenig in die Höhe, blickte sie mit unschuldig lächelnder Miene an und sagte: „Ist das das Antlitz eines Mannes, der mit einer so großen Schuld auf seiner Seele stirbt?“ „So beschloß er,“ sagt Bischof Challoner[1], „ein frommes, religiöses Leben mit einem heiligen Tode im 58. Jahre seines Alters und ging lächelnd aus der Welt, bedauert von Vielen, die den harmlosen Mann hoch achteten. Von allen damals lebenden Menschen war er vielleicht am wenigsten zu der verzweifelten That geeignet, deren er beschuldigt wurde. Er stammte aus einem dem Könige treu ergebenen

[1] Memoirs of Missionary Priests.

Geschlechte; sein Vater hatte in den Bürgerkriegen das Leben für die Sache des Königs gelassen.“

Andere ebenso schuldlose Opfer werden wir wenige Wochen später das gleiche Blutgerüst besteigen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Die römische „Frage“.

(Schluß.)

V. Die Entschuldigungen der südlichen Revolution.

Wie ein böses Weib nie um Ausreden verlegen ist, so auch das Verbrechen und der Rechtsumsturz. Aber hierbei trifft immer der Spruch des hl. Augustin ein: „Das Vergehen war schlecht, die Entschuldigung ist noch schlechter“ (male deliquisti et pejus excusasti).

Man sieht dieß an den Beschönigungen der italienischen Revolution in Beziehung auf den sacrilegischen Raub des päpstlichen Roms. Wir wollen die hauptsächlichsten etwas näher ansehen.

1. „Italien ist der natürliche Erbe der altrömischen Herrschaft, also auch Roms.“

Aber erben kann man einzig dann, wenn der rechtmäßige Besitzer einer Sache todt ist; wer sich bei Lebzeiten desselben in den Besitz dieses Eigenthums setzt, ist ein Dieb, und wenn er es mit Gewalt thut, ein Räuber. Nun aber stirbt das Papstthum nicht, ja die Pforten (Mächte) der Hölle werden es niemals überwältigen, also kann auch Rom niemals Erbe eines Anderen sein, als des Papstes.

Und wer ist denn eigentlich der Schöpfer Italiens? Wer hat es aus den Stürmen der Völkerwanderung, aus der Zersplitterung in der Feudalzeit, aus den unaufhörlichen Angriffen der deutschen Kaiser gerettet, erhalten, national (nicht politisch und administrativ) geeinigt? Die Päpste! Mit vollstem Rechte schrieb der „Osservatore Romano“: „Rechtmäßiger Erbe des großen Römernamens, unter dem Gesichtspunkte der Geschichte wie der Politik, ist nicht Neu-Italien, diese Negation der theuersten Erinnerungen Italiens, jenes Ding, das von

gestern und fünfzehnhundert Jahre nach dem Falle der römischen Herrschaft ist; rechtmäßiger Erbe ist einzig und allein der Papst, welcher Rom nicht vollständig untergehen ließ, sondern rettete, was er retten konnte; der Italiens Erinnerungen, seinen Ruhm, seine Weisheit und seinen Zauber bewahrte; der seine Freiheit schützte, es wieder mächtig werden ließ und geachtet selbst von den Barbaren, welche vor dem römischen Kaiserthum keine Achtung hatten.“ — Übrigens möge Revolutions-Italien mit seinem altrömischen Erbe fein still sein, wenn es mit der thörichten Phrase nicht die halbe Welt sich auf den Nacken hetzen will. Was würde Gallien, Hispanien, Germanien, Noricum, Pannonien &c. zu solchen Großsprechereien der armseligen Epigonen sagen, die sich das kleine Tunis vor dem Munde wegschnappen ließen? Redensarten dieser Gattung haben vielleicht rhetorischen, aber niemals rechtlichen Werth.

2. „Das Priesterthum ist zur weltlichen Regierung nicht berufen.“

Im Gegentheile ist die Theokratie die älteste und bei den frühest gesittigten Völkern eingeführte, die väterlichste und solideste Regierungsweise; sie richtet sich nach den ewigen Normen des göttlichen Gesetzes, schätzt die geistigen Güter des Volkes über Alles und gründet ein dauerndes Volksthum; sie ist insbesondere frei von den Sprüngen augenblicklicher Laune und unruhiger Fortschrittlichkeiten, also eminent erhaltend und eben deßhalb ein Dorn im Auge der Revolutionäre. Der katholische Priester ist vollends der natürliche und beliebteste Führer des Volkes, uneigennützig und weitherzig schon durch seinen ehelosen Stand, ein Gehilfe des obersten Königs der Gesellschaft, unseres göttlichen Erlösers, welchem alle Gewalt, die geistliche und die weltliche, im Himmel und auf Erden übertragen ist. Wollten wir dagegen die Mängel des weltlichen und gar des revolutionären Regiments anführen, so kämen wir an kein Ende. Thatsächlich war die päpstliche Regierung, trotz der auswärtigen Sendlinge und Verführer, vielleicht die volksthümlichste und mildeste im ganzen Erdtheile. — Doch wozu viele Worte? Die südlichen Umsturzmänner selbst sind Zeugen für unseren Satz. In ihrem Namen schrieb 1843 der unglückselige Vincenzo Gioberti sein Buch: „Über den bürgerlichen und sittlichen Primat der Italiener“ [1], dessen Grundidee die Wiederherstellung der Größe und Macht, der inneren

[1] Del primato civile e morale degl'Italiani. Par. 1843.

Freiheit und Unabhängigkeit Italiens durch das Papstthum ist; unter der moralischen Hegemonie des Papstes sollte in den Einzelstaaten die constitutionelle Monarchie eingeführt werden, wobei Piemont die militärische Führung (la spada d'Italia) haben solle. Dieser Idee hing die ganze Verschwörer-Sippschaft der Halbinsel an; sie alle schienen theokratisch gesinnt bis in's Jahr 1849; darum umgaben sie den Papst Pius IX. mit so maßlosem Jubel. Erst als sie merkten, daß die Theokratie sich nicht als Deckmantel der Empörung mißbrauchen lasse, wurden sie plötzlich die Feinde des geistlichen Regiments als eines durchaus unbrauchbaren und suchten sich ihren Saul in Turin, bis endlich die Republik reif würde. Und was haben sie in den 22 Jahren ihrer „weltlichen" Herrschaft aus dem schönsten Lande des Erdtheils gemacht? Ein Babylon der Verwirrung, ein Sodoma der sittlichen Fäulniß, eine Wüste des Hungers und des Elends. Welch eine Verurtheilung der Laienherrschaft und welche Verherrlichung der Theokratie!

3. „Christi Reich ist nicht von dieser Welt, also hat der Papst keine zeitliche Herrschaft nöthig."

Dieser Spruch mußte stets in Zeiten des Kirchenraubs herhalten. Auch in Deutschland wurde er in den Tagen der Säcularisation bis zum Überdruß abgeleiert, und es wäre ein Wunder, wenn der Gotteshaß in Italien sich nicht gleichfalls hinter diese papierene Schanze geflüchtet hätte. Aber was sagt denn eigentlich der Erlöser vor Pontius Pilatus (Joh. 18, 36)? „Mein Reich (richtiger: Königthum) ist nicht von (genauer: aus) dieser Welt" (de hoc mundo — ἐκ τοῦ κόσμου τούτου); d. h.: „Meine Gewalt stammt nicht von irdischer Sendung, ist nicht abhängig von Juden oder Römern, sondern ist vom Himmel her, göttlich und übernatürlich"; wie er denn unmittelbar darauf erklärend wiederholt: „Mein Reich (richtiger: Königthum) ist nicht von hienieden" (non est hinc — οὐκ ἔστιν ἐντεῦθεν). Hätte der Herr gesagt: „Mein Königthum ist nicht auf dieser Welt", so könnten die Piemontesen und ihre Vorgänger im Kirchenraube sich auf ihn berufen; er wollte aber, daß sein Königthum, obgleich nicht aus dieser Welt entstammt, doch auf und in dieser Welt sei, also auch mit der Zeit, wenn dasselbe zur Weltkirche geworden, mit den nöthigen weltlichen Mitteln ausgestattet sei, daß insbesondere der Nachfolger Petri, um unabhängig von weltlicher Willkür frei seines hohen Amtes zu walten, einen Kirchenstaat habe. Daß der letztere in den Planen der Vorsehung liege, erhellt schon aus der Thatsache, daß er, obgleich in den fünfzig Malen schon ver-

loren[1], doch immer wieder hergestellt wurde, und daß die göttliche Weisheit hierzu mitunter, wie auf dem Wiener Congresse, gerade nicht-katholische Mächte gebrauchte. Man möge also aufhören, mit grammatischen Spitzfindigkeiten und zweideutigen Schriftstellen eine unedle That zu rechtfertigen. Daß der Papst ohne Souveränetät sein Amt nicht verwalten kann, hat ja die südliche Revolution selbst feierlich anerkannt. Darum hat sie ihm in den „Garantien“ dieselbe auf dem Papiere und in heuchlerischer Weise zugesprochen, wobei sie allerdings dem Beispiele des Herodes folgte, welcher den Erlöser als einen Strohkönig im Spottkleide dem Pilatus zurückschickte.

4. „Rom gehört den Italienern!“ Roma agl' Italiani!

Nein! Und ewig Nein! Rom gehört dem Papste, es gehört der katholischen Welt, die seit 15 Jahrhunderten in ihm seine Hauptstadt ehrt, liebt und besucht, die großentheils mit ihrem Gelde daselbst Anstalten je für die verschiedenen Nationen gestiftet hat, die größerentheils mit nicht-italienischem Gelde alle jene Wunder der Frömmigkeit und Kunst mitten in die öde Campagna hineingezaubert und so beigetragen hat, daß Rom nicht ein Ruinenhaufen würde, wie Ninive, Babylon oder Karthago. „Ja wahrhaftig,“ schreibt der „Osservatore Romano“[2], „Rom gehört den Päpsten und ist bestimmt für die Päpste; die Geschichte und die Erinnerungen der Völker haben beide so innig mit einander verbunden, daß der Name des einen sich von dem des anderen nicht trennen läßt, so daß Rom zu jeder Zeit als das Symbol der katholischen Einheit betrachtet wurde, und selbst die Gegenpäpste sich bemühten, Rom zu besitzen, um dadurch in gewisser Weise ihrer Erwählung eine höhere Weihe und Rechtmäßigkeit zu verleihen.“ Und auf der anderen Seite haben alle Katholiken des Erdballs ein Recht auf Rom als die Hauptstadt des Christenthums. Die nämliche Feder schreibt: „Die katholische Welt bedarf eine Hauptstadt, deren Ruhm über die ganze Welt hin leuchte, erhaben durch ihre religiösen Erinnerungen, weit genug, um Mittelpunkt für das katholische Leben auf der ganzen Welt zu sein, geographisch günstig gelegen, um in rascher Verbindung mit allen Theilen der Welt zu stehen, und unter Verhältnissen, welche der Welt die feste Überzeugung gewähren, daß dieses große Centrum für alle geistlichen Interessen so vieler Millionen Gewissen völlig

---

[1] Civiltà cattolica, quad. 758, p. 135.

[2] S. Broschüre: „Rom als Hauptstadt von Italien“, S. 41 f.

frei ist in seinen Bewegungen, seinen Urtheilen und Entscheidungen, und zwar frei nicht bloß seiner Natur nach, sondern auch unabhängig von jeder äußeren und weltlichen Einwirkung und vollkommen selbständig." — Diese Stellung des Papstthums und seiner Hauptstadt ist nicht bloß kein Nachtheil, sondern die größte Ehre und ein allseitiger Vortheil für die Italiener, wie ihre uneigennützigsten Patrioten von jeher anerkannt haben. Der Glanz der päpstlichen Tiara strahlt am hellsten über die Apennin-Halbinsel, verleiht ihr einen gewissen Vorzug vor den übrigen Ländern, weil sie den Stellvertreter des Welterlösers beherbergt, und bringt ihr materielle Vortheile ohne Zahl, da sie eine Art von Welt-emporium wird. Man denke nur an das massenhafte Zuströmen der Fremden aus allen Ländern die letzten Jahre vor dem Herbst 1870, als die Römer schmunzelnd ihren Erwerb priesen („si fanno soldi"), und als die italienischen Verkehrs-Anstalten und Städte gleichfalls „ihre Soldi machten". Die Päpste waren, neben ihrem kosmopolitischen Charakter, doch zugleich die wärmsten italienischen Patrioten — ein Alexander III., Innocenz III. und IV., Pius IX.! — und Rom war das Herz nicht bloß der Kirche, sondern auch Italiens. Kein Katholik verargte es, daß das Papstthum fast nur von Männern ausonischer Nationalität bekleidet wurde, ja man wünschte dieses, damit nicht ein „Ausländer" über Italiener herrsche. Das heilige Collegium war, wiederum ohne Widerwillen der übrigen Nationen, größtentheils aus Italienern zusammengesetzt, und die liebliche Sprache des Landes allen Kindern der Kirche theuer, das Volk trotz aller etwaigen Mängel der Benjamin des Katholicismus. Was konnte der glühendste Patriot des Südens Weiteres verlangen? Ja, Leo XIII. verkündete in seiner Encyklika vom 15. Februar 1882 mit Recht die bevorzugte Stellung Italiens mit den Worten: „In Wahrheit schuldet Italien hauptsächlich der Kirche und den Päpsten Dank dafür, daß es den wiederholten Einfällen barbarischer Völker nicht unterlegen ist, daß es die furchtbaren Angriffe der Türken siegreich zurückschlug, in vielen Punkten eine berechtigte und gesetzmäßige Freiheit sich lange Zeit bewahrte, und daß seine Staaten mit so vielen unvergänglichen Denkmälern der Kunst sich bereicherten. Und nicht das geringste Verdienst der Päpste ist es, daß sie die durch Geistesanlagen und Sitten verschiedenen Provinzen Italiens durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Religion vereinigt und vor der verderblichen Zwietracht bewahrt haben. Mehr als einmal wären die Staaten bei schlimmen und bedrängten Zeiten in die größte Gefahr gerathen, wenn nicht

der Papst ihnen Hilfe geboten hätte. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß er in Zukunft gleichen Einfluß üben würde, wenn nicht der widerstrebende Wille der Menschen seine Kraft lähmen würde.“ — Wenn es einzig auf theoretische Ansprüche ankäme, so würde Italien viel mehr den Päpsten, als Rom den „Italienern“ gehören. Aber mißbrauchen wir nicht den Namen des Volkes, jene „Italiener“ sind bloß die Minorität von alten Verschwörern, die carbonarische Oligarchie, die sich des Landes bemächtigt hat.

5. „Das Garantie-Gesetz läßt dem Papst alle Vortheile der geistlichen Regierung, und somit ist ihm bloß die Last der weltlichen Regierung abgenommen.“

Das Garantie-Gesetz! Welch jammerwürdiger Nothbehelf der zwischen Hammer und Ambos gerathenen Revolution! Im ersten Schrecken über sein eigenes Werk hat der Rechtsumsturz dem Heiligen Vater die geistliche Souveränetät und das Bettelgeld von $3^1/_4$ Millionen Lire zur Verwaltung der Gesammt-Kirche parlamentarisch zugesichert; aber nach Verlauf von elf Jahren hat der Minister des Auswärtigen, Mancini, auch diese der katholischen Welt gebotenen Bürgschaften als eine rein innere Angelegenheit Italiens erklärt, also jeglichen Werthes beraubt, und zu gleicher Zeit dem Auslande bewiesen, daß die Revolution ein entehrendes Spiel mit Worten treibt und daß man solchen Lügnern nie glauben darf. In Betreff der sogen. Garantien sind insbesondere noch folgende Punkte zu bedenken:

a) Der Papst, sagen wir: Leo XIII., ist als oberster Regent der Kirche „souverän“, er ist es auch in weltlicher Beziehung innerhalb des Vaticans. Aber als Mensch und Italiener ist er Bürger des beato regno und Unterthan Umberto's; er ist es auch, wenn er es je über's Herz brächte, nur aus dem Vatican auszufahren; schon auf dem St.-Peters-Platze wäre er italienischer Bürger. Eine derartige Scheidung und Zertrennung einer wirklich existirenden Persönlichkeit geht wohl in der Theorie an, ist aber in der Praxis — und um diese handelt es sich bei jedem Gesetze — ein vollendeter Unverstand. So wenig man in einem katholischen Rheinländer den Menschen, den Preußen, den Rheinländer und den Katholiken trennen kann, sondern wie diese vier Eigenschaften zusammen diesen bestimmten untheilbaren Menschen ausmachen, ebenso wenig kann man in der geheiligten Person Leo's XIII. den Italiener, den Bürger und den Pontifex trennen, sondern alle diese Momente treffen in seiner einen Persönlichkeit zusammen. Ist er als Pontifex

souverän, so ist er es auch als Italiener und als Bürger, kurz, in **jeder** Beziehung. Die geistliche Souveränetät verlangt als nothwendigen Ergänzungs-Begriff (Correlat) auch die weltliche Souveränetät. Oder mit anderen Worten: durch den Raub an der weltlichen Souveränetät ist auch die geistliche am Lebensnerv angetastet. Infolge des Garantie-Gesetzes gleicht der Vater der Christenheit unserem Heilande nach der Geißelung, wie er im Spottmantel dasaß, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, dem zerbrechlichen Rohre statt eines Scepters in der Hand, von einer höhnenden Schergenrotte umtanzt.

b) Selbst diese papierene Souveränetät ist als „inner-italienische Angelegenheit" absolut keine Bürgschaft, vielmehr von einer jeweiligen Kammermehrheit und von den revolutionären Launen abhängig, also wandelbar wie Wind und Wetter. Denn gegen keinen Staat der Gegenwart muß der Heilige Vater öfter seine Stimme erheben, als gegen die heutigen Zwingherren Italiens, die vor keiner Unthat gegen die Kirche zurückschaudern; von keiner Presse der weiten Welt wird seine hohepriesterliche Ehre so cynisch in den Staub getreten, als von der liberalen des eigenen Landes; nirgends ist seine persönliche Sicherheit so gefährdet, wie bei den nun herrschenden Carbonari und ihrem „Volke", dem Auswurfe der Halbinsel.

c) Thatsächlich ist der Papst ein Gefangener im eigenen Palaste, weil er ohne gegründete Besorgniß vor Insulten nicht öffentlich auftreten darf, und in hohem Grade unfrei als oberster Regent der Kirche. Er ist „der Unterthan einer feindlichen Zwingherrschaft (sub hostili dominatione subditus)", wie Pius IX. in seiner denkwürdigen Allocution vom 22. Juni 1877 sprach; ein „Spottkönig (rex per ludibrium)", wie sein Nachfolger bestätigte.

Ob der Pontifex frei seines Amtes walten könne, muß er selbst am besten wissen. Nun aber schreibt Leo XIII. in seiner Encyklika an die italienischen Bischöfe (15. Februar 1882): „Ein ganz verderblicher Geheimbund, dessen Urheber und Führer kein Hehl mehr aus ihren Absichten und Zielen machen, hat sich schon lange in Italien festgesetzt und strebt, nachdem er Jesu Christo öffentlich Krieg und Feindschaft erklärt hat, die Kirche und ihre Institute völlig auszuplündern. ... In ganz Italien, dessen Volk bisher treu und fest an der von den Vätern überkommenen Religion festgehalten hat, ist die Freiheit der Kirche geschädigt. Immer mehr strebt man dahin, daß die Religion und der christliche Charakter, welcher bisher der Ruhm und Adel des italienischen Volkes war,

aus allen öffentlichen Einrichtungen verdrängt werde. ... Kein Maß und Ziel ist in dem heftigen und bitteren, gegen den Apostolischen Stuhl unternommenen Kampfe, durch welchen die Kirche unglaublich leidet und der Papst in die äußerste Bedrängniß gebracht ist."

Der Geheimbund hat sich Roms bemächtigt einzig in der Absicht, um den Papst und mit ihm die Kirche zu schwächen, zu knechten, zu vernichten. Dieß und nicht die nationale Einheit veranlaßte den Raubzug unter Cadorna.

Schon in der Sitzung vom 20. Juli 1861 erklärte der Abg. Petrucelli della Gattina: „Die kürzeste Formel des italienischen [freimaurerischen!] Geistes ist der Krieg gegen das Papstthum." Das Jahr darauf (26. März 1862) hielt sein College de' Boni „die Vernichtung der Principien der Papstkirche für noch wichtiger, als den materiellen Besitz Roms". Nach der Frevelthat vom 20. September schrieb Visconti-Venosta in seiner diplomatischen Note vom 18. October 1870 die Worte: „Das Papstthum ist der letzte Überrest der mittelalterlichen Einrichtungen", also dem Untergange durch die modernen Ideen geweiht. Und im nämlichen Sinne erklärte der damalige Minister Lanza 1872 in der Kammer: „Das Papstthum ist mit allen seinen Vorrechten unwiederbringlich verloren." [1] Aus diesen und zahllosen anderen Aussprüchen der geheimbündlerischen Oligarchie Italiens erhellt, was es mit der Freiheit des Papstes in der Kirchenverwaltung auf sich habe. Man hat ihn der Last des weltlichen Regiments enthoben, wie der Straßenräuber einen Reisenden erleichtert, oder wie die Revolution die Fürsten in die Verbannung treibt.

Der Kirchenstaat war nicht bloß keine Last für den Heiligen Vater, sondern eine Bedingung seiner Selbständigkeit und der Freiheit seiner Kirchenregierung.

6. „Die weltliche Souveränetät des Papstes wäre eine Verneinung der nationalen Souveränetät, die sich in der Volksabstimmung ausgesprochen hat."

Es ist ein wahrer Jammer um die Terminologie des Liberalismus. Alle diese Schlagwörter sind nebelhaft, ungreifbar, unbestimmt, ein Hohn auf die Logik. Sie zerrinnen, wie Schaum zwischen den Fingern, sobald man sie definiren will. Man wage nur einmal eine Begriffsbestimmung

[1] Wir müssen wohl nicht ausdrücklich sagen, daß die vier angeführten Männer Freimaurer waren, theilweise sind.

des Wortes „Nation", so sitzt man augenblicklich in den Dornen, während das Wort „Volk" sofort eine geschlossene staatliche Gesellschaft mit diesen Individuen, diesen Rechten, diesen Grenzen ausdrückt.

Solch ein Irrlicht ist auch die „italienische Nation" mit ihren sämmtlichen Denominativis. Soll dieselbe etwa die gleiche Abstammung ausdrücken? Du liebe Noth! Dann gibt es Allobroger, Ligurer, Eindringlinge aus der langen Börde an der Nieder-Elbe, Cimbern, Teutonen, Schwaben und Franken, Etrusker, Mauren und Griechen und jenes Amalgam aus allen Völkern, die den alten Römern Sklaven lieferten, Sklaven, deren Nachkommen heute zum Theil Italianissimi sein wollen. Oder soll die „italienische Nation" auf der Gemeinsamkeit der Sprache beruhen? Aber in Nord- und Südamerika, in Kleinasien und Nordafrika haben sich viele Italiener eingebürgert, welche trotz ihrer Sprache Bürger fremder Staaten geworden sind und „Italien" nichts mehr angehen. Tausende von Deutschen sprechen das Italienische besser, als die Mailänder und Neapolitaner, danken aber sehr für die Ehre, Welsche zu sein. Was ist also „italienische Nation"? Ein liberales Stichwort!

Das Nämliche läßt sich vom „nationalen Rechte" sagen. Um 1859 war es das Recht, sich vom Auslande, besonders den „deutschen Barbaren", unabhängig zu machen; 1860 das Recht, Italien unter den Carignans stark und einig zu machen; 1870 das Recht, Italien auf den Trümmern der päpstlichen Herrschaft zu centralisiren; 1882 das Recht, den Schattenkönig zum Lande hinauszucomplimentiren und die Republik einzurichten; vielleicht in zwei Jahren das Recht, alle Arbeitsmittel Italiens als gemeinsames Gut der Nation zu „verallgemeinern".

Wie kann ein nebeliges Wort, dessen Sinn nicht einmal seinem Erfinder klar ist, einen Rechtstitel abgeben oder gar über fremdes Eigenthum verfügen?

Ganz das Gleiche läßt sich über die National-„Souveränetät" sagen, die es in einer Monarchie gar nicht gibt, sondern höchstens in einer Republik auf breitester demokratischer Grundlage, wie etwa die Schweiz. Selbst in Freistaaten werden die Minderheiten majorisirt, wird oft durch ränkevolle Umtriebe eine künstliche Mehrheit geschaffen, also die National-„Souveränetät" zertreten. Insbesondere ist Italien niemals so unfrei gewesen, als eben jetzt, da es von einer Handvoll Geheimbündler geknechtet, erniedrigt und ausgeplündert wird.

Und nun gar die Komödie der Volks-Abstimmung! Ein Gesetz des liebenswürdigen Königreiches verbietet jede öffentliche Bezweiflung und Bespöttelung des Plebiscits; zum Glück unterstehen wir ihm nicht. Damals, als das eroberte Rom von piemontesischen Bajonetten starrte, als die Päpstlich-Gesinnten sich kaum auf den Straßen zeigen durften und alle italienischen Eisenbahnen Freibillets nach Rom ausgaben, am 2. October 1870, zwölf Tage nach dem Bombardement, warfen die Fremden Hände voll Wahlzettel in die Urnen, zogen die Gemietheten processionsweise von einer Urne zur anderen, ergaben sich bloß 46 Nein gegen die Besitznahme der ewigen Stadt durch Piemont. Aber schon 1871 veranstaltete der Expater Curci eine freie schriftliche Abstimmung der majorennen Römer männlichen Geschlechtes zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes; dieselbe ergab 27 700 Stimmen. Dieß waren mehr, als jene berüchtigten „46". Zehn Jahre später, am 13. Juli 1881, gaben Tausende und aber Tausende von Römern ihrem Papst-Könige Pius IX. die letzte Ehre; dieß war auch eine Volks-Abstimmung. Wenn aber die Revolution doch so viel auf Plebiscite hält, gut, so veranstalte sie heute eine neue Abstimmung in Rom; und sie müßte es thun, weil inzwischen ein neues Geschlecht herangewachsen ist und weil die Alten jetzt ihre Erfahrungen in Betreff des piemontesischen Glückes gemacht haben; sie thue es heute — und morgen kann sie aus der Tiberstadt abziehen. Auch der ministerielle „Diritto" (10. und 11. Januar 1882) gestand in einem lichten Augenblicke, daß die 1870er Abstimmung geschah von Seiten einer „Minderheit", von einer Volksschicht, die größeren Theils aus Analphabeten bestand, aus unerzogenem und ungebildetem Pöbel, der von blindem Interesse, vom Fanatismus und vom brutalen Bedürfnisse geleitet war, der ein schreckliches Werkzeug in den Händen der Verwegenen, Verschmitzten, Schwadronirer und Gewaltthätigen ist. — Mehr bedürfen wir nicht zur Widerlegung der revolutionären Ausrede.

7. „Die italienische Einheit verlangt gebieterisch den Besitz Roms."

Wir gönnen jedem Volke die nationale Einheit, oder sagen wir lieber: die Vereinigung zu einem Ganzen. Aber muß denn diese Vereinigung nothwendig eine mathematische Einheit, der Einheits-Staat, die Centralisation sein? Dieselbe, eine Schöpfung der großen französischen Revolution, sammelt zwar die ganze Macht des Volkes in der Hand des allmächtigen Staates und ist insbesondere für Angriffskriege und

wilde Eroberung geeignet, aber sie führt zur Tyrannei, zur Niedertretung des Geschichtlich-Gewordenen, der Stammes-Eigenthümlichkeiten und örtlichen Bedürfnisse, zur allgemeinen Unzufriedenheit, schließlich zur Blasirtheit und zum Nivellement der Geister. Obgleich stark im Angriff, ist sie schwach in der Vertheidigung des Landes; sie erfordert ein wahres Heer von Beamten, bringt einen schleppenden Geschäftsgang und riesige Budgets mit sich. Lauter Süßigkeiten der heutigen Italia unita. Wir haben schon früher bemerkt, daß kein europäisches Land sich für die Centralisirung so wenig eignet, wie Italien; ein Blick auf seine Karte, eine oberflächliche Kenntniß seiner Geschichte und der von der Consorteria beklagte „Regionalismus“ beweisen unseren Satz.

Solch ein närrisches Phantom soll den am Papste begangenen Raub rechtfertigen? Die nämlichen Revolutionäre, die in seinem Namen die ewige Stadt eroberten, lieferten Nizza und Savoyen an den mitverschworenen Bonaparte III. aus. Wo bleibt da die Folgerichtigkeit des Handelns? Das kleine San Marino und Monaco bestehen heute noch, ohne daß die welsche „Einheit“ darüber zu Grunde ginge; aber der Rest des Kirchenstaates, wie er 1870 bestand, soll ein Hemmniß der „Einheit“ gewesen sein! O, man weiß nur zu gut, warum der Geheimbund Rom als Opfer forderte.

Die Männer des Rechtsumsturzes gestehen selbst ein, daß für die Halbinsel einzig eine Föderativ-Verfassung möglich sei. Und sie haben Recht.

Dürften wir, über alle geschichtlichen Rechte wegschreitend, eine Eintheilung Italiens aufstellen, so würden wir folgenden Vorschlag machen: 1. Oberitalien, etwa unter piemontesischer Herrschaft; 2. Mittelitalien mit dem alten Kirchenstaate, Modena, Parma und Toskana, unter päpstlicher Herrschaft; 3. Unteritalien unter dem Scepter des Königs von Neapel; 4. Sicilien, das sich nie mit Neapel vertrug, als eigenes Königreich und etwa als neapolitanische Secundogenitur; jede dieser vier Monarchien in die geschichtlichen und naturgemäßen Provinzen unterabgetheilt, alle zusammen ein Bundesstaat unter dem Vorsitze des Papstes. So wäre das alte Revolutionsnest „Italien“ endlich ausgenommen und das Land wieder sich selbst zurückgegeben.

Dort unten im Süden hat der Rechtsumsturz sein frechstes Denkmal aufgerichtet. Unser Erdtheil wird nicht zur Ruhe kommen, wenn er nicht in Italien Wandel schafft und dem Papste, an dessen erhabene Würde die ganze Gesellschafts-Ordnung der Christenheit gekettet ist, zu

seinem Rechte verhilft. Die Ausreden der nun herrschenden Carbonari verfangen nicht.

Ein geistiges Miasma hat die Menschheit ergriffen, das der Revolution. Es handelt sich ihr nicht mehr, wie 1789, darum, den Bourbonen-Absolutismus und gewisse Standes-Privilegien niederzuwerfen, sondern den ganzen Gesellschaftsbau umzukehren, alle Throne, alle Altäre, alle Grenzpfähle, jedes rechtmäßige Eigenthum zu vernichten, unser Geschlecht zu brutalisiren und gegen den Gott der Väter aufzubieten. Eine geistige Pest dieser Art kann weder durch Bajonette noch durch eiserne Strenge oder physische Mittel, sondern nur durch die geistige und geistliche Macht geheilt werden. Der Mittelpunkt aller sittlichen und geistigen Mächte aber ist das Papstthum und die von ihm geleitete Kirche. Königlicher und ministerieller Pessimismus, der das Unvermeidliche thatlos herankommen läßt, hilft ebenso wenig, als das Pochen auf den allmächtigen Staat, der ja selbst nur der Vorläufer des rothen Socialismus ist. Nur Eines hilft: die Restauration des Papstthums, die Freiheit der Kirche, die Herrlichkeit des Christenthums in der Gesellschaft. Wenn wir das sociale Königthum Jesu Christi wieder anerkennen und durchführen, dann werden wir gerettet.

M. Pachtler S. J.

Zur Entstehung des Exercitien-Büchleins.

(Schluß.)

Folgen wir jetzt dem hl. Ignatius auf seiner Reise nach Manresa. Er selbst erzählt:

C. II § 13. „So zog er denn fort auf seinem Maulthier und seit dem Tage, da er die Heimath verlassen, geißelte er allnächtlich seinen Körper. Der jüngere seiner Brüder wollte ihn bis Ognate begleiten; diesen beredete er, bei der Kirche U. L. Frau von Arancuz eine Nachtwache zu halten. Als er nun in derselben Nacht gebetet hatte, um sich neue Kräfte zur Reise zu erlangen, verließ er seinen Bruder in Ognate und begab sich zum Besuche in das Haus seiner Schwester nach Navarreta. Da ihm einfiel, daß man ihm in der Wohnung des Fürsten einiges Geld schulde, so schien es ihm wohlgethan, dieses einzufordern; und so that er auch durch einen Brief an den Schatzmeister. Er gab Auftrag, dasselbe an einige Dritte zu vertheilen,

gegen welche er Verpflichtungen zu haben glaubte: eine gewisse Summe aber verwandte er zur Ausbesserung eines in schlechtem Zustande befindlichen Madonnenbildes. Darauf entließ er die zwei Diener, die er mit sich geführt hatte, und zog allein auf seinem Maulthier von Navarreta gen Montserrat, einen Berg im diesseitigen Spanien, in jener Gegend, die gegenwärtig Catalonien heißt.

„14. Es lohnt sich der Mühe, dasjenige hier zu erzählen, was ihm auf jener Reise zustieß, um daraus zu erkennen, wie Gott diese Seele leitete, die noch blind, wenn auch von großem Verlangen entzündet war, Gott nach Maßgabe ihrer Erkenntniß zu dienen (serviendi in iis quae nosset). Daher nahm er sich große Bußübungen vor, nicht so sehr um für seine Sünden genugzuthun, sondern um Gott angenehm zu sein. [Immer der dritte Punkt des zweiten Theiles der Betrachtung de vocatione Regis.] Ja er sagte, wenn er auch gegen die früheren Sünden einen großen Abscheu hegte, so sei doch das Verlangen, große Dinge für Christus zu unternehmen, so lebendig gewesen, daß, obwohl er nicht urtheilte, seine Sünden wären ihm schon nachgelassen, er dennoch bei den beschlossenen Bußübungen ihrer nicht besonders gedachte. Sein ganzes Sinnen ging darauf, daß, wenn er sich einer Bußübung erinnerte, welche heilige Männer verrichtet hatten, er dieselbe, ja noch eine größere verrichten wollte. Darin bestand auch sein ganzer Trost ohne Rücksicht auf innere Dinge, da er noch immer nicht wußte, was Demuth, Liebe, Geduld oder Klugheit sei, welche der Übung dieser Tugenden das richtige Maß setzt. Er sah nur dieses Eine, daß er solche Großthaten verrichten wollte, einzig und allein, weil jene Heilige sie ebenfalls zur Ehre Gottes verrichtet hatten.

„15. Während er in diesen Gedanken seines Weges zog, folgte ihm ein Saracene auf einem Maulthiere und holte ihn ein. Sie knüpften im Weiterreiten ein Gespräch an und es kam die Rede auf die allerseligste Jungfrau. Der Saracene behauptete, es leuchte ihm wohl ein, wie die Jungfrau ohne menschliches Zuthun empfangen habe, aber daß sie auch nach der Geburt Jungfrau geblieben, das könne er unmöglich glauben. Vergebens bemühte sich der Pilger, ihm die zahlreichsten Gründe für die katholische Wahrheit vorzuführen; der Saracene wollte von seiner Meinung nicht ablassen. Unterdessen spornte der Maure sein Thier so stark, daß er einen weiten Vorsprung erreichte und den Augen des Pilgers entschwand. Als dieser bemerkte, was geschehen, beschlich seinen Geist eine gewisse Traurigkeit, als habe er hier seine Pflicht versäumt. Zugleich erzürnte er auch heftig gegen den Davoneilenden und er urtheilte, es sei schlecht von ihm selbst gehandelt, daß er einen Saracenen auf solche Weise gegen die seligste Jungfrau habe reden lassen, er schulde es mithin seiner Ehre, daß er ihn einhole. So fühlte er denn ein großes Verlangen, den Mauren aufzusuchen und ihn mit Dolchstichen zu tödten, wegen der Reden, die er sich gegen die seligste Jungfrau erlaubt hatte.

„16. Trotz langen Widerstrebens gegen solche Gedanken blieb er schließlich doch im Zweifel und konnte nicht entscheiden, was in diesem Falle seine

Pflicht erforderte. Der vorausreitende Saracene hatte ihm gesagt, er begebe sich in einen gewissen, nicht weit von der Hauptstraße entlegenen Ort. Wie nun der Pilger, des langen innern Forschens müde, zu keinem festen Vorsatz kommen konnte, beschloß er, dem Maulthier die Zügel schießen zu lassen. Käme es an den Scheideweg und schlüge dann die Richtung nach jenem Orte ein, wohin der Saracene sich gewendet, so würde er ihn aufsuchen und mit dem Dolche niederstechen; würde es aber auf der Hauptstraße bleiben — nun, dann wolle er ihn laufen lassen. Er that nach diesem Beschluß und Gottes Güte fügte es, daß das Maulthier die Hauptstraße einhielt, obgleich jener Ort kaum mehr als dreißig bis vierzig Schritt davon entfernt und der Weg dahin sehr breit und bequem war.“ [1]

Diese kleine Episode hat freilich mit den Exercitien unmittelbar keine Verbindung, sie war indessen für den hl. Ignatius ein Zeichen, wie viel er noch von den Grundsätzen seiner neuen Ritterschaft zu lernen habe. Er selbst faßte sie auch ausdrücklich so auf, indem er sie nur anführt, um zu zeigen, wie „Gott ihn leitete“. Sie gehört daher bereits in das wichtige Kapitel von der Unterscheidung der Geister. Ein weltlicher Ritter hätte freilich den Schimpf seiner Dame nicht ungerächt hingehen lassen, und so meinte Ignatius wohl auch von seinem neuen Standpunkte aus, die Schmähung Unserer Lieben Frau nach Ritterrecht im Blute tilgen zu sollen, und zwar nicht durch das Schwert (ensis), wie bei einem ebenbürtigen Gegner, sondern durch den Dolch (pugio). Glücklicherweise erweckte sein gesunder Verstand Bedenken in ihm, ob denn wohl vom religiös-sittlichen Standpunkt eine solche Art der Vertheidigung seiner neuen Dame gefallen könne; daher der innere Zweifel, den er dann, wieder echt ritterbuchsmäßig, durch eine Art Gottesurtheil wollte entscheiden lassen. Auch liegt der Gedanke sehr nahe, daß der böse Feind dieses Zusammentreffen benutzte, um den neuen Kreuzritter gleich beim Beginne seiner Unternehmungen in eine falsche Richtung zu leiten. Jedenfalls ließ er mit diesen Versuchen nicht mehr

[1] In einigen Legenden des Heiligen wird gesagt, das Maulthier habe die Heerstraße verlassen und einen Seitenweg eingeschlagen. Die Thatsache wäre in gewisser Hinsicht auffälliger, indessen steht ihr das ausdrückliche Zeugniß des hl. Ignatius selbst entgegen. Der Unterschied zwischen beiden Erzählungen ist übrigens insofern von Wichtigkeit, als nach der Darstellung des Heiligen etwas Außerordentliches nöthig gewesen wäre, um ihn von dem Willen des Himmels bei Verfolgung des Saracenen zu überzeugen, während es im anderen Falle desselben Außerordentlichen bedurft hätte, ihn davon abzuhalten. Es springt in die Augen, daß, wenn nun einmal Ignatius bei seiner Rathlosigkeit in gutem Glauben zu einem Gottesurtheil nach alter Rittersitte griff, er doch selbst nach damaligen Begriffen nur für das mehr Fragliche und Wichtige, gleichsam Anormale auch ein außerordentliches Zeichen erwartete.

lange auf sich warten, allein die „Güte Gottes" wird auch künftighin immer Mittel zu finden wissen, ihren Diener die rechte Straße, das regium iter, zu führen. Aber es hatte Ignatius bei diesem einen Falle gesehen, wie nothwendig ihm ein geistlicher Lehrer und Führer für diese geistliche Unternehmung sei, und so werden wir ihn denn bald einem Priester sich kindlich offenbaren und gehorchen sehen, obgleich er bisher sein Geheimniß so sorgfältig gehütet hatte. Nehmen wir daher die Erzählung wieder auf:

„Als er nun in einen größeren Flecken gelangte, beschloß er, bevor er nach Montserrat zöge, ein Kleid zu kaufen, welches er auf der Reise nach Jerusalem zu tragen gedachte. Er kaufte also ein Stück Gewebe, aus dem man die Säcke zu machen pflegt und das nicht sehr fest gewoben, aber überaus rauh und stachelig ist, und ließ sich daraus ein bis zu den Füßen reichendes Kleid verfertigen. Auch kaufte er sich Bastschuhe, aber er trug davon immer nur einen, und auch diesen nicht des Anstandes wegen, sondern deßhalb, weil das eine Bein noch immer verbunden und leidend war, so daß es, trotzdem er immer auf dem Maulthiere ritt, jeden Abend noch anschwoll, und er deßhalb glaubte, diesen Fuß durch einen Schuh schützen zu sollen. Ferner kaufte er als Wahrzeichen seines Pilgerstandes einen jener Stöcke, die man Pilgerstäbe nennt, und eine kleine Kürbisflasche. Alles packte er darauf zusammen und band es an den Sattel seines Maulthiers.

„17. Auf diese Art setzte er seine Reise auf den Montserrat fort und beschäftigte seiner Gewohnheit gemäß den Geist mit all den großen Dingen, die er aus Liebe zu Gott auszuführen gedachte. Und da er den Kopf voll hatte von jenen Dingen, welche über den Amadis von Gallien und in dergleichen Büchern geschrieben sind, so kamen ihm einige ganz ähnliche in den Sinn. So beschloß er denn bei seinen Waffen, wie man es unter Rittern zu nennen pflegt, eine ganze Nacht die Wacht zu halten, ohne zu sitzen oder zu liegen, sondern abwechselnd zu stehen oder zu knieen und zwar vor dem Altar Unserer Frau (Dominae nostrae) vom Montserrat, wo er auch beschlossen hatte, seine jetzigen Kleider abzulegen und sich mit den Waffen Christi zu rüsten. Beim Scheiden von jenem Orte beschäftigte seine Gedanken der eine beständige Gegenstand, nämlich die Ausführung seines Vorhabens. Als er zum Montserrat gekommen war, sein Gebet verrichtet und die Erlaubniß des Beichtvaters nachgesucht hatte, legte er eine Generalbeichte aller Sünden ab und zwar schriftlich, was sich bis auf den dritten Tag hinzog. Er kam mit dem Beichtvater überein, daß das Maulthier fortgeführt würde, der Degen aber und der Dolch in der Kirche beim Altar der allerseligsten Gottesmutter aufgestellt werden sollten. Dieß war übrigens der allererste Mensch, welchem er den Vorsatz seines Herzens offenbarte, denn bis dahin hatte er dieß keinem Beichtvater mitgetheilt.

„18. Am Vorabend von U. L. Frauen Verkündigung im Jahre 1522 ging er Nachts so heimlich als möglich zu einem Bettler, zog seine Kleider

aus und schenkte sie ihm, er selbst aber schmückte sich mit seinem so heiß gewünschten Kleide und kehrte zum Altar der seligsten Gottesmutter zurück, um sich auf die Kniee zu werfen. Bald in dieser Stellung, bald stehend, den Stab in der Hand, brachte er die ganze Nacht zu. Als der Morgen kam, empfing er die heilige Eucharistie und entfernte sich, um nicht erkannt zu werden. Er ging aber nicht auf dem geraden Wege, der nach Barcelona führt, weil ihm hier viele begegnet wären, die ihn erkannt und geehrt hätten, sondern schlug einen Seitenweg ein, der ihn in ein Städtchen mit Namen Manresa brachte, wo er einige Tage sich im Hospital aufzuhalten gedachte und Einiges in seinem Buche aufzeichnen wollte, das er mit vieler Sorgfalt und großem Troste bei sich trug."

Wir begegnen hier wieder dem oben erwähnten Buche, von dem wir mit Grund annehmen, daß es das erste Manuscript der Exercitien enthalten habe. Welcher Art aber die Bemerkungen sein mochten, welche der Heilige nach jener ersten Expedition seinem theuren Buche anvertrauen wollte, wissen wir nicht, würden aber wohl kaum fehlgehen, wenn wir als solche das Examen generale bezeichneten, das ja nach der Überschrift zum „besseren Gebrauch des Bußsacramentes" dienen soll (ad melius confitendum). Bei aller Richtigkeit und Allgemeinheit der ausgesprochenen Principien zeigt diese Gewissenserforschung in den drei Hauptstücken doch vorwiegend diejenigen Punkte, worüber ein Soldat sich anzuklagen pflegt. Vorzüglich zeigt sich dieß in den „Wortsünden", wo sofort mit den so leicht gebrauchten Schwüren begonnen und darüber eine außerordentlich bedeutsame Theorie auseinandergesetzt wird. Bei den Sünden im Werke ist charakteristisch, daß zu den Befehlen der Obern ausdrücklich die Kreuzzugsbullen und andere Erlasse der Päpste für den Frieden der Christenheit gerechnet werden: eine Erwähnung, die auf den ersten Blick den heutigen Leser befremden könnte, die indeß durchaus begründet und in ihrer Tendenz auch heute noch von der größten Wichtigkeit ist. Auch mag wohl die Bemerkung über den Nutzen der Generalbeicht zu den vom Pilger bei dieser Gelegenheit eingetragenen gehört haben, da er selbst ja soeben deren Nutzen an sich erfahren hatte. Es ist bekannt, wie gerade das, was Ignatius über die allgemeine Gewissenserforschung sagt, heftig bestritten wurde. Als er zum dritten Mal wegen seiner Exercitien in kirchlicher Haft saß, wurde ihm das Manuscript abgenommen und von drei Richtern untersucht. Als man jedoch weder in den Exercitien noch in der übrigen Lehre etwas Falsches entdecken konnte, hielt man sich daran, wie er ohne Schule und Wissenschaft sich herausgenommen, zu bestimmen, in welchem Falle etwas eine läß-

liche, in welchem es eine schwere Sünde sei (cfr. Exam. general. de cogitat.), was selbst für Gelehrte sehr schwierig sei. Ignatius antwortete ihnen sehr einfach: „Ob das, was ich hierüber gesagt habe, wahr ist oder nicht, möget ihr selbst entscheiden; ist es nicht wahr, so verwerfet es."

„Als der Pilger bereits eine Meile vom Montserrat entfernt war, holte ihn ein Mann ein, der ihm mit großer Eile gefolgt war und ihn fragte, ob er in der That einige Kleidungsstücke einem Armen gegeben, wie jener Arme behauptete. Als der Pilger sah, daß der Bettler belästigt und für einen Dieb gehalten worden war, kamen ihm aus herzlichem Mitleid mit dem Armen die Thränen. Obwohl er sich nun alle Mühe gab, die Achtung der Menschen zu fliehen, so konnte er doch nicht verhindern, daß kurze Zeit nach seiner Ankunft in Manresa ganz Großartiges über ihn geredet wurde, indem bereits das Gerücht auftauchte von dem, was sich in Montserrat zugetragen, und dieses Gerücht die Sache so vergrößerte, daß man sich schon mehr erzählte, als wahr war, so z. B. er habe so und so große Einkünfte verlassen u. dergl.

„19. Zu Manresa lebte er von täglich zusammengebettelten Almosen, aß weder Fleisch, noch trank er Wein, auch wenn er dergleichen als Almosen empfing. An den Sonntagen fastete er nicht; wenn er dann ein Bischen Wein erhielt, trank er es. Weil er früher sehr große Sorgfalt auf die damals übliche Pflege des Haupthaares verwendet hatte und er in dieser Beziehung von der Natur auch durchaus nicht übel bedacht war — so nahm er sich vor, dasselbe künftighin wild wachsen zu lassen, es weder zu kämmen noch zu schneiden, noch auch bei Tag oder Nacht zu bedecken. Aus demselben Grunde schnitt er auch die Nägel an Füßen und Händen nicht, denn auf Alles dieses hatte er bis dahin zu viel Werth gelegt.

„Während er in diesem Spitale verweilte, geschah es oft, daß er bei hellem Tage eine gewisse Erscheinung in der Luft neben sich bemerkte, und diese ihm wegen ihrer großen Schönheit viel Vergnügen und Trost des Herzens bereitete. Die eigentliche Gestalt konnte er indeß nicht leicht unterscheiden, auch nicht erkennen, was es sei oder woraus es bestehe, doch schien es ihm, als habe es etwas von der Form einer Schlange und glänze von vielen Augen, obgleich es keine wirklichen Augen waren. Er hatte jedoch beim Beschauen der Erscheinung sehr viele Freude, und je öfter sie sich zeigte, mit um so größerem Troste betrachtete er sie; entschwand sie dann seinen Augen, so wurde er traurig.

„20. Bis zu dieser Zeit war er fast beständig in derselben Geistesstimmung, einer großen andauernden und gleichmäßigen Fröhlichkeit des Herzens verharrt, ohne jegliche Kenntniß von inneren Geistesdingen und Zuständen. Zu jener Zeit aber, wo die genannte Erscheinung statthatte — sie währte aber viele Tage — oder ein wenig bevor er sie zum ersten Mal erblickte, bestürmte ihn mit Heftigkeit und quälte ihn der Gedanke, wie schwer

doch das jetzige von ihm übernommene Leben sei, und er glaubte eine innerliche Stimme zu vernehmen, die ihm sagte: ‚Wie wird's möglich sein, daß du diese Lebensart noch 70 Jahre lang, die du noch zu leben hast, ertragest?‘ Der Pilger erkannte, dieß komme vom bösen Feinde, und er antwortete darauf gleichfalls im Innern: ‚Kannst du, Elender, mir denn auch nur eine Stunde Leben versprechen?‘ Auf diese Weise wurde die Versuchung besiegt, und er fühlte sich wieder ruhig. Und dieß war die erste Versuchung nach dem, was eben erzählt wurde[1]. Dieß ereignete sich aber, als er eben die Kirche betrat, in welcher er täglich dem Hochamte beiwohnte, sowie der Vesper und Complet, wobei er immer vielen Trost empfand. Er hatte die Gewohnheit, bei Anhörung der heiligen Messe die Leidensgeschichte zu lesen — die innere Gleichmäßigkeit der Stimmung dauerte dabei immer fort.“[2]

Diese erste ausgesprochene Versuchung gehört zu denen, von welchen der hl. Ignatius in der neunten Annotatio spricht und für deren Beseitigung er auf die Regeln der Unterscheidung der Geister der ersten Woche hinweist. Aber eben weil diese Versuchung so offen und handgreiflich auftrat, war sie für einen Willen, wie der seinige, nicht gefährlich. Das erkannte denn auch der böse Feind bald selbst, und es beginnt jetzt einer der interessantesten und lehrreichsten Kämpfe zwischen der von Gott zum Höchsten berufenen und geleiteten Seele und dem schlauen, betrügerischen Feinde alles Guten. Der Pilger fährt darum in seiner Erzählung fort:

„21. Nach jener ebenerwähnten Versuchung begann er die verschiedensten Seelenstimmungen zu empfinden; bald verlor er allen Geschmack so sehr, daß er weder beim mündlichen Gebet, noch bei Anhörung der heiligen Messe, noch bei sonstiger Gebetsübung irgend eine Süßigkeit verspürte; bald aber überströmte es ihn wieder, alle Traurigkeit und Trostlosigkeit war von ihm geschwunden, gerade als ob man ihm einen Mantel von der Schulter genommen hätte. Als er dieß bemerkte, begann ihn diese früher nie empfundene Verschiedenheit sehr zu wundern und er fragte sich selbst: ‚Was ist denn das für ein neues Leben, welches wir jetzt beginnen?‘

„Um jene Zeit verkehrte er mit einigen geistlichen Personen, welche Ver-

---

[1] Wahrscheinlich meint der Heilige: nach der Versuchung mit dem Mauren.

[2] Eine ähnliche Versuchung erwähnt P. Orlandini (Hist. S. J. Lib. I. n. 21). Kurz nachdem sich der Heilige in seinem Bußgewande unter die Armen gemengt und mit diesen Ungebildeten verkehrt hatte, kam ihm der Gedanke, es sei doch besser für ihn, in standesgemäßer Kleidung mit Seinesgleichen umzugehen, als sich so mit dem Auswurf der Gesellschaft herumzutreiben. Kaum hatte der Versucher ihm diese Gedanken eingeflößt, so eilte Ignatius in das dichteste Gedränge der Bettler und knüpfte mit den Abschreckendsten und Widerlichsten derselben ein Gespräch an, worauf ihn die Versuchung für immer verließ. Auch soll er später niemals mehr gegen die Standhaftigkeit in seinem neuen Berufe versucht worden sein.

trauen auf ihn setzten und gerne mit ihm umgingen, weil seine Art zu reden — trotz seiner unbedeutenden Kenntniß geistiger Dinge — einen überaus großen Eifer und das Verlangen zur Schau trug, auf dem Wege Gottes Fortschritte zu machen. Es lebte damals in Manresa eine hochbetagte Frau, welche sich bereits seit langen Jahren dem Dienste Gottes ergeben und als solche in vielen Gegenden Spaniens so bekannt war, daß selbst der katholische König sie einmal zu sich beschied, um ihr gewisse Pläne vorzulegen. Als sich diese Frau einmal mit dem neuen Ritter Christi unterhielt, sagte sie zu ihm: ‚O, möchte dir doch mein Herr Jesus Christus eines Tages erscheinen!' Jener war über dieses Wort ganz erstaunt, denn er faßte die Sache durchaus sinnlich (crasso modo) auf und antwortete: ‚Und wie sollte mir Christus erscheinen?'"

Wer aus dem späteren Leben des hl. Ignatius, aus dem Buche der Exercitien und den Constitutionen der Gesellschaft Jesu weiß, welche ganz besondere Stellung die Erscheinung des Gottmenschen bei allen Gedanken, Entschlüssen und Werken des Heiligen einnahm, der wird auch verstehen, warum der Pilger dem Ausspruch dieser frommen Seele eine Stelle in der Autobiographie anweist, während er anscheinend Wichtigeres mit Stillschweigen übergeht. Es war, als habe Gott durch den Mund dieser Frau den Ritter Christi auf das doppelte Erscheinen des Gottmenschen vorbereiten wollen, wie es die göttliche Güte ihrem treuen Diener zugedacht hatte. Die körperlichen, sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen des Heilandes sind ja aus der Biographie des Heiligen bekannt und werden wir auch in diesen Aufzeichnungen noch des Weiteren darüber belehrt werden; hier möchten wir dagegen hauptsächlich auf eine Art geistiger Erscheinung aufmerksam machen, die auch der hl. Ignatius an dieser Stelle besonders hervorheben zu wollen scheint.

Es ist dieß die übernatürlich erworbene Erkenntniß der Wichtigkeit, welche die göttliche Person unseres Heilandes für das ganze innere Leben und besonders für das betrachtende Gebet hat. Ohne hier tiefer in eine Wahrheit eindringen zu wollen, welche mit dem Wesen des ganzen Erlösungswerkes durch das fleischgewordene Wort auf's Innigste zusammenhängt, erinnern wir bloß an das, was eine der größten Meisterinnen und Kennerinnen des Gebetes in allen seinen Stufen über diesen Punkt nicht bloß sagt, sondern durch bittere eigene Erfahrungen gelehrt wurde. Die hl. Theresia erzählt nämlich im 22. Kapitel ihrer Autobiographie, wie sie sich in Folge falschverstandener Stellen aus verschiedenen Geisteslehrern zu ihrem größten Schaden bemüht habe, sich in ihrer Andacht

und ihren Betrachtungen jeglicher Aufmerksamkeit auf die heilige Menschheit des Erlösers zu entschlagen, nur die Gottheit im Auge zu behalten und gleichsam „die Anschauung des Leibes des Gottmenschen unter unsere Armseligkeiten zu zählen und ihn so auf gleiche Stufe mit den anderen Geschöpfen zu stellen“. „Da der Vortheil und die Freude dieser neuen Gebetsweise augenscheinlich waren, so hätte mich Niemand bewegen können, zur Menschheit Christi zurückzukehren, zumal ich dieselbe wirklich für ein Hinderniß hielt.“ Allein bald erkannte die Heilige ihren Irrthum, und sie klagt sich darüber an, wie über einen „an ihrem guten Meister verübten Verrath“. „War es möglich, o Herr, daß ich auch nur eine Stunde den Wahn hegen konnte, du seiest mir an einem größeren Gute hinderlich? Woher kommen mir denn alle Güter, wenn nicht von dir?“ — Schließlich sagt die Heilige: „Ich bin fest überzeugt, daß diese falsche Ansicht (über die Menschheit Christi) der Grund ist, weßhalb mehrere bis zum Gebete der Vereinigung gelangte Seelen nicht fortschreiten und nicht zu einer größeren Freiheit des Geistes gelangen.“ Vor diesem Irrthum also bewahrte der heilige Geist seinen treuen Streiter, der ja berufen war, „den Namen Jesu vor Könige und Völker zu tragen“. Gerade durch diese geistige Art der Erscheinung Christi inmitten der Ideenwelt des hl. Ignatius zur entscheidenden Stunde, gerade durch diesen engen Anschluß des Heiligen an die Erscheinung des Wortes im Fleische, sein hochgebenedeites irdisches Leben, Arbeiten, Leiden und Sterben, gerade durch das Eindringen in die Mysterien der geheiligten Menschheit des Sohnes Gottes wurde Ignatius zu dem, was er geworden ist, und empfing die von ihm gestiftete Gesellschaft ihr eigenthümliches Gepräge und die ewig junge Kraft ihres Lebens. Was der hl. Ignatius aber in weiteste Kreise hinein gewirkt hat unmittelbar durch die ihm vom heiligen Geiste gelehrte Betrachtungsweise der Geheimnisse des Gottmenschen, ist unmöglich zu sagen. Gewiß hat Ignatius diese Weise nicht zuerst geübt, aber er hat sie durch seine Gesellschaft und besonders durch seine Exercitien wieder sozusagen volksthümlich gemacht und auch auf diese Weise kräftig gegen die einbrechende „Reformation“ und noch mehr gegen den rationalistischen Zug der ganzen Neuzeit angekämpft.

Doch ehe er selbst die Süßigkeit solcher geistiger und körperlicher Erscheinung des Gottmenschen empfinden sollte, mußte er noch harte innere Kämpfe bestehen, um in Allem versucht und in Allem erfahren zu sein. Er fährt also in seiner Erzählung fort:

„Niemals ließ er von der angenommenen Gewohnheit ab, jeden Sonntag zu beichten und zu communiciren. Dabei empfand er indeß die größte Drangsal und Mühe, indem ihn die Scrupel ängstigten und bedrängten. Denn hatte er auch mit genügendem Fleiß und zwar schriftlich eine Generalbeicht in Montserrat abgelegt, so schien es ihm doch bisweilen, als habe er Einiges noch nicht gebeichtet, was ihn natürlich nicht wenig betrübte. Wenn er es nun auch wirklich beichtete, so kam sein Geist darum doch nicht zur Ruhe. Deßhalb begann er, fromme Männer aufzusuchen, aber auch so kam er nicht weiter. Endlich ermahnte ihn ein gewisser Doctor, welcher geistlichen Dingen zugethan war und in der Hauptkirche predigte, in der Beicht, er solle Alles aufschreiben, dessen er sich erinnere. Das that er. Als er nun aber gebeichtet, kamen die Scrupel wieder und wurden sogar mit jedem Tage kleinlicher. Auf diese Weise gerieth er in große Angst, denn es war ihm nicht unbekannt, daß ihm die Scrupel schadeten und es daher nützlich wäre, wenn er sie abschütteln könnte, aber er konnte es nicht. Zuweilen kam ihm der Gedanke, es würde von Nutzen sein, wenn er vom Beichtvater im Namen unseres Herrn Jesus den Befehl erhielte, nichts mehr von vergangenen Dingen zu beichten; er wünschte auch sehr, daß ihm ein solcher Befehl gegeben würde, aber es selbst dem Beichtvater zu sagen, wagte er nicht.

„Indeß verbot ihm trotz dieses Schweigens der Beichtvater, noch ferner sich über frühere Dinge anzuklagen, es sei denn, die Sache sei sehr klar und offen. Aber weil der Pilger alles (Zweifelhafte) als offenkundig (nicht giltig gebeichtet) ansah, so war ihm der Befehl des Beichtvaters von keinem Nutzen, seine innere Bedrängniß dauerte fort.

„Um jene Zeit bewohnte er eine Zelle, welche ihm die Dominicanerpatres in ihrem Kloster eingeräumt hatten. Er hielt treu an der festgesetzten Gepflogenheit, täglich sieben Stunden knieend zu beten, stand pünktlich um Mitternacht auf und unterließ ebenso wenig die anderen Übungen als die Geißelungen, welche er dreimal des Tages mit großer Strenge vorzunehmen gewohnt war. Aber dieses Alles vertrieb keineswegs die Scrupel, welche nun schon viele Monate lang ihn beängstigten. Als er eines Tages wieder über die Maßen zu leiden hatte, begab er sich in's Gebet, und ergriffen von der Gluth des Eifers, begann er mit lauter Stimme also zu Gott zu rufen: ‚Hilf du mir, o Herr, denn weder bei den Menschen noch bei irgend einer andern Creatur kann ich Hilfe finden! Ach könnte ich hoffen, eine solche doch zu finden, so würde mir keine Mühe zu groß sein. O zeige du mir, o Herr, wo ich sie suchen soll. Ich aber will Alles thun und müßte ich selbst einem Hündlein folgen, wenn es mir Rettung bringen wird.'

„24. Während diese Gedanken ihn quälten, wurde er öfter schwer und heftig versucht, sich durch eine große Öffnung seiner Zelle herniederzustürzen. Die Öffnung aber befand sich ganz nahe bei der Stelle, wo er betete. Sobald er indeß einsah, es sei eine Sünde, sich selbst zu tödten, rief er wiederum: ‚Herr, ich will nicht thun, was dich beleidigen könnte.' Diese und andere Worte wiederholte er öfter und es kam ihm die Geschichte eines heiligen Mannes in den Sinn, der, um irgend etwas von Gott zu erflehen, was er

sehr wünschte, viele Tage ohne alle Speise zubrachte, bis er schließlich erhört wurde. Diese Erinnerung beschäftigte den Pilger einige Zeit, dann entschloß er sich, dasselbe zu thun. Er wollte, so sagte er sich innerlich, weder essen noch trinken, bis Gott sich seiner erbarmt oder bis er sich dem Tode nahe sehen würde; denn wenn es so zum Äußersten kommen sollte, daß er entweder essen oder sterben müsse, so nahm er sich vor, um Brod zu bitten und zu essen.

„25. Dieß geschah an einem Sonntag nach der heiligen Communion, und er brachte wirklich die ganze Woche hindurch nichts über die Lippen, ohne darum seine gewohnten Bußübungen zu unterlassen oder aufzuhören, den Gottesdienst zu besuchen, zu den bestimmten Stunden knieend zu beten, um Mitternacht aufzustehen und dgl. Als nun der folgende Sonntag kam und er seiner Gewohnheit gemäß beichten ging, offenbarte er seinem Beichtvater auch, daß er die verflossene Woche nichts zu sich genommen habe, wie er denn überhaupt seinem Gewissensführer auch das Geringste mitzutheilen pflegte. Der Beichtvater befahl ihm also, das Fasten zu brechen. Der Pilger gehorchte diesem Befehl, obgleich er in sich noch hinreichend Kräfte fühlte, und fand sich an diesem und dem folgenden Tage frei von Scrupeln. Am dritten aber, also am Dienstag, kamen ihm beim Gebete wiederum seine Sünden in's Gedächtniß; und als gebäre Eins das Andere, glitt sein Gedanke von einer vergangenen Sünde zur andern und er meinte, jede davon müsse noch einmal gebeichtet werden. Auf diese Gedanken hin erfaßte ihn aber eine Art Ekel gegen das Leben, welches er führte, und ein Drängen, dasselbe aufzugeben.

„Unter diesen Umständen gefiel es endlich Gott, daß der Pilger wie aus einem tiefen Schlafe erwachte und aus der Fluth jener Leiden emportauchte. Denn da er sich bereits einige Erfahrung gesammelt zur Unterscheidung der Geister, begann er aus den Lehren, welche er von Gott empfangen hatte, einzusehen, durch welche Mittel jener Geist Einkehr bei ihm genommen, und so nahm er sich also mit vieler Klarheit und Freude vor, niemals mehr irgend Etwas aus dem früheren Leben zu beichten. Und so blieb er seit jenem Tage frei von Scrupeln und hielt sich versichert, daß der Herr ihn nach seiner Barmherzigkeit davon befreit haben wolle."

Wer die voraufgehende Erzählung aufmerksam liest, wird nicht wissen, was er mehr bewundern soll, die große psychologische Wahrheit und objective Klarheit der Schilderung jenes Zustandes, oder das Schmerzhafte und Demüthigende, welches jener Zustand für einen Charakter wie Ignatius haben mußte. Allein wer möchte nach Kenntnißnahme von dieser Erzählung auch noch dem hl. Ignatius das Recht absprechen wollen, aus eigener Erfahrung höchst praktische und erprobte Regeln und Winke für Scrupulanten zu geben? Kaum anderswo tritt die Wahrheit des Ausspruches, daß er nach *eigener* Erfahrung und vom heiligen Geiste belehrt die Exercitien niedergeschrieben, so handgreif-

lich hervor, als eben bei diesem Kapitel der Scrupel. Mag auch die Darstellung des inneren Zustandes noch so ruhig und nüchtern sein, wir sehen aus der letzten Versuchung zum Selbstmord, wie hoch die Wellen der Trübsal über dieses edelstrebende, männliche Herz zusammenschlugen, bis er durch die Gnade Gottes daraus emportauchte. Diese autobiographische Schilderung bildet gleichsam eine Ergänzung zu den ganz allgemein gehaltenen „Regeln zum Verständniß und zur Unterscheidung der Scrupel“, wie sie sich im Exercitien-Büchlein finden. Aus den Citaten der heiligen Väter und der erweiterten Theorie in diesen Regeln geht übrigens hervor, daß der heilige Verfasser auch durch Lesung über den Gegenstand sich aufklären und belehren ließ, wozu ihm ja das Kloster reiche Mittel bieten mußte. Worauf wir aber an dieser Stelle besonders aufmerksam machen möchten, ist die Energie des heiligen Stifters, mit welcher er dreimal darauf zurückkommt, daß die heftigsten Scrupel, die tiefste Trostlosigkeit ihn niemals abgehalten haben, die einmal festgesetzten Übungen der Buße und Andacht zu verrichten. Und dieß finden wir als hochweise Vorschriften wieder in den goldenen „Regeln über die Seelenbewegungen“, besonders in der vierten, fünften, sechsten und siebenten Regel für die erste Woche, wo uns der hl. Ignatius das Wesen der geistlichen Trostlosigkeit und das Verhalten der Seele während derselben auseinandersetzt. Hieraus wie aus den vom heiligen Auctor angeführten Andachtsübungen geht hervor, daß er keine Mahnung oder Vorschrift für Andere gibt, die er nicht selbst vorher an sich erprobt hätte.

Mit dem Vorübergehen der furchtbaren Heimsuchung zieht durch Führung des heiligen Geistes immer stärker ein neues Element in die Seele des Ritters Christi: der Seeleneifer und das feurige Verlangen, das Reich seines Meisters immer mehr auszubreiten. Er fährt daher in seiner Erzählung fort:

„26. Außer den sieben Stunden, welche er auf das Gebet verwandte, beschäftigte er sich auch damit, den Seelen Einiger zu helfen, welche ihn aufsuchten. Die übrige Zeit des Tages widmete er frommen Gedanken über Gott, je nachdem er dieselben an jenem Tage gelesen oder betrachtet hatte; begab er sich aber Abends auf sein Lager, so kamen ihm oft übergroße Erleuchtungen und gewaltige (ingentes) geistige Tröstungen, so daß sie ihm viel von der zum Schlafe bestimmten Zeit raubten, die doch schon überaus kurz bemessen war. Als er über diese Thatsache einmal nachdachte, erwog er, wie er sich doch so viel Zeit bestimmt habe, mit Gott zu verkehren, und außerdem noch der ganze übrige Tag für solchen Verkehr freistehe; und

nun begann er zu zweifeln, ob jene Erleuchtungen wohl vom guten Geiste wären, und schließlich kam er zu der Ansicht, es sei gerathener, jene Tröstungen abzuweisen, und die zum Schlafen bestimmte Zeit auch zum Schlafe zu benutzen. Und so that er.

„27. Da er fest dabei beharrte, kein Fleisch zu essen, und auf keine Weise hierin eine Änderung eintreten zu lassen gedachte, geschah es eines Morgens, daß ihm eßbares Fleisch so vorschwebte, als sähe er es mit leiblichen Augen, und doch hatte er vorher kein Verlangen nach Fleischspeisen verspürt. Zugleich empfand er eine sehr starke Neigung in seinem Willen, nachher Fleisch zu essen [1]. Obgleich er nun seines frühern Vorsatzes eingedenk war, so konnte er doch nicht länger Bedenken tragen, den Entschluß zu fassen, Fleisch zu essen. Als er dieß seinem Beichtvater mittheilte, bat er diesen, zu erforschen, ob es nicht etwa eine Versuchung sei. Jener aber konnte bei reiflicher Erwägung dessen, was geschehen war, nicht im mindesten zweifelhaft sein. Und so verfuhr der liebe Gott um jene Zeit mit dem Pilger, wie der Lehrer, wenn er einen Schüler erzieht und unterrichtet. Sei es nun, daß, wie er selbst behauptet, er dieses wegen seines noch ungebildeten Geistes so glaubte; sei es, weil er sonst Niemand hatte, von dem er unterrichtet wurde; sei es endlich wegen des festen Willens, Gott zu dienen, den Gott selbst ihm eingeflößt hatte, und der ohne größeres Licht nicht bestehen und zu höherer Vollkommenheit leiten konnte: kurz, der Pilger urtheilte immer ganz klar und blieb bei diesem Urtheil, daß Gott also mit ihm zu einem besseren Zweck gehandelt habe; ja, würde er diese Thatsache je in Zweifel ziehen, so glaubte er dadurch die göttliche Majestät zu beleidigen."

Glücklicher Schüler des heiligen Geistes, der durch eine so erhabene, allseitige Schule des Geistes zum Geisteslehrer gebildet werden sollte und durch treue Mitwirkung den erhabenen Unterricht sich zu Nutzen machte! Wie wunderbar aber auch die Reihenfolge der einzelnen Lectionen! Zuerst der so sanft in die Seele dringende, weil so eng mit der edleren Natur verkettete Unterricht in Loyola, welcher mit einem zwar festen, aber noch allgemeinen Entschluß, nach höchster Vollkommenheit zu streben, endigt. Diesem Entschluß stellen sich zuerst ganz grobe Versuchungen entgegen, die der energische Soldat mit leichter Mühe abwehrt, weil er sie als Versuchungen erkennt. Nun versucht der Feind schon schlauere Kriegslisten: Scrupel und Beängstigungen und, um diese zu vergrößern, unkluge, wenn auch wohlgemeinte Abtödtung. Demüthiges

---

[1] Da Gott den hl. Ignatius zu einem apostolischen Leben und zum Verkehr mit den verschiedensten Menschenklassen bestimmt hatte, so würde der anfängliche Entschluß des Heiligen, wiewohl derselbe an sich gut war, doch für ihn nicht gepaßt haben, sondern jenem Beruf hinderlich gewesen sein: gab ja auch der Heiland seinen Aposteln die Weisung: „Esset, was euch vorgesetzt wird."

Gebet und Gehorsam, die zwei stärksten Waffen der Heiligen, werfen auch diesen Angriff des Feindes zurück. Doch dem Teufel mußte zu viel an der Überwindung dieser Seele liegen, und so schnell konnte er sich nicht für besiegt halten. Wenigstens das Gute will er verhindern, wenn er auch vorderhand zu nichts Schlechtem verleiten kann. Und wie schlau faßt er es an! Er will den Soldaten Christi schwächen auf jeden Fall. Daher zuerst die unzeitigen Tröstungen. Aber wie vernünftig ist hier das Verhalten des hl. Ignatius! Dann die seltsame Erscheinung des Fleisches. Der genaue Vergleich dieser beiden Versuchungen ist äußerst interessant. In der ersten rettet sich der Heilige, indem er an der Tagesordnung festhält; in der zweiten, indem er davon abweicht; in der ersten entscheidet er sich allein, bei der zweiten befragt er den Beichtvater. Und doch, wie logisch diese doppelte Handlungsweise! Bei der ersten erkennt er aus den Umständen klar den feindlichen Ursprung, trotz des himmlischen Scheines — bei der zweiten glaubt er wohl Gott als Urheber des Gedankens zu erkennen, aber das Verlassen der einmal festgesetzten Ordnung zu Gunsten des Leibes macht ihm eine kleine Schwierigkeit, er will sich nicht von der Natur betrügen lassen, daher läßt er die von Gott gesetzte Auctorität entscheiden. Wie ergiebig für vielfache Anwendung im Seelenleben dieses Beispiel sei, braucht nicht gesagt zu werden. Wir machen daher nur ausdrücklich noch auf die Wichtigkeit aufmerksam, welche diese Erfahrung des hl. Ignatius für seine Lehre von der Unterscheidung der Geister haben mußte, und wie uns sein Beispiel von der Wichtigkeit jener Regeln überzeugt, zumal wenn er von der Nothwendigkeit redet, nichts an seinen bei ruhiger Seelenstimmung gefaßten Vorsätzen zu ändern, bis die Natur des zur Änderung drängenden Geistes erkannt ist.

Ignatius sollte aber nicht bloß die Gefahren des geistlichen Lebens kennen lernen, sondern auch die zur höchsten Vollkommenheit führenden Erleuchtungen und Tröstungen empfinden, um im Stande zu sein, später selbst Andere in dieser erhabenen Wissenschaft heranzubilden. Hier treten wir nun in das Reich des rein Übernatürlichen, der Offenbarungen und Erscheinungen, aus denen dann endlich der volle Ignatius mit dem wunderbaren Lehrbuch der Exercitien und dem ersten Plan zu seiner „Gesellschaft Jesu" hervorgeht. Er selbst erzählt uns mit großer Kürze diese geheimnißvollen Vorgänge als ebenso viele Beweise dafür, daß kein Anderer als Gott ihn erzogen, und zwar zu einem „besseren Ziele". Er sagt nämlich:

„Zur Bekräftigung des Ebengesagten mögen die folgenden fünf Hauptpunkte in etwa dienen.

„28. Zuerst empfand er eine große Andacht zur allerheiligsten Dreifaltigkeit, und jeden Tag betete er ausdrücklich zu jeder der drei göttlichen Personen im Besonderen. Und da er auch noch an die heiligste Dreifaltigkeit sein Gebet richtete, beschäftigte es seinen Geist, wie er denn zur heiligsten Dreifaltigkeit ein vierfaches Gebet richten könne. Allein dieser Gedanke machte ihm wenig oder keine Schwierigkeit. An einem Tage aber, als er auf den Treppenstufen jenes Klosters die Tageszeiten der allerseligsten Jungfrau betete, begann sein Geist, erhoben zu werden, als ob er die allerheiligste Dreifaltigkeit unter dem Bilde einer dreifachen Klaviertaste erblicke; er vergoß dabei aber so viele Thränen, und so viele Seufzer entrangen sich seiner Brust, daß er selbst dieselben unmöglich zurückhalten konnte. Und als er am selben Tage eine von jener Kirche ausziehende Procession begleitete, konnte er seinen Thränen bis Mittag unmöglich Einhalt thun, und selbst am Nachmittag vermochte er über nichts Anderes als die heiligste Dreifaltigkeit zu sprechen und zwar unter Herbeiziehung der zahlreichsten und verschiedensten Vergleiche und Gleichnisse, wobei er viele Freude und großen Trost empfand.

„Diese Begebenheit hinterließ ihm für sein ganzes übriges Leben einen so tiefen Eindruck, daß er jedesmal eine große Andacht empfand, wenn er sein Gebet an die heiligste Dreifaltigkeit richtete.

„29. Zu einer anderen Zeit wurde seinem Geiste vorgestellt und zwar mit einer großen Herzensfreudigkeit, wie Gott die Welt geschaffen. Er glaubte aber einen weißen Gegenstand zu schauen, aus dem einige Strahlen hervorschossen und aus welchem Gott Licht ausstrahlte. Er selbst aber konnte dieß nicht genugsam erklären, noch sich jener Erleuchtungen erinnern, welche Gott ihm damals einprägte (imprimebat). Als er noch zu Manresa weilte — er war dort fast ein ganzes Jahr —, und zwar nachdem er bereits dort angefangen hatte, Tröstungen von Gott zu empfangen, und den Nutzen erkannte, den er aus der fremden Seelen geleisteten Hilfe zog, ließ er von den übergroßen Strengheiten ab, welche er früher zu üben pflegte, auch schnitt er sich die Nägel und Haare. Während er in der Kirche desselben Klosters der heiligen Messe beiwohnte, sah er eines Tages mit den Augen des Geistes bei der Aufhebung der heiligen Hostie gleichsam einige weiße Strahlen aus der Höhe niederschießen. Wenn er nun auch nach so langer Zeit dieß nicht mehr ganz so gegenwärtig hat und erklären kann, so sah er damals doch ganz klar, wie in jenem heiligsten Sacramente unser Herr Jesus Christus zugegen war. Oft und lange sah er während des Gebetes mit dem innern Auge die Menschheit Christi: die Gestalt aber, welche er zu erblicken glaubte, sah aus wie ein weißer Körper, und war weder groß noch klein, aber er konnte die einzelnen Glieder nicht unterscheiden. Zu Manresa sah er dergleichen mehrmals, und er glaubt keineswegs die Unwahrheit zu reden, wenn er sagt, es sei 20 oder 40 Mal geschehen; einmal sah er es zu Jerusalem, einmal auf der Reise in der Nähe von Padua. Auf dieselbe Weise, ohne die Glieder zu unterscheiden, sah er auch die allerseligste Jungfrau Maria.

Durch diese Gesichte wurde er nicht wenig in seinem Glauben befestigt, so daß er oft sogar dachte, er würde, selbst wenn keine heilige Schrift jene Geheimnisse des Glaubens lehrte, doch zur Bekräftigung derselben in den Tod zu gehen entschlossen sein."

Wir sehen, der fromme Wunsch der gottseligen Matrone hat sich in vollkommenster Weise erfüllt; nicht bloß der heilige Geist mit seinem göttlichen Licht und Gnadenbeistand hatte den neuen Ritter des Geistes in die Geheimnisse des Geisterkampfes eingeweiht, sondern der göttliche Heerführer der erlösten Menschheit, der in der Fülle der Zeiten in menschlicher Gestalt erschienene Vorkämpfer und Feldherr des Gottesreiches, unser König und Herr Jesus Christus, nahm durch sein persönliches, sichtbares Dazwischentreten ihn in eine wahre Ritterschule. Es ist kein Zweifel, daß jene 20—40 Erscheinungen der heiligsten Menschheit Christi direct in Bezug standen zu den Geheimnissen des gottmenschlichen Lebens, wie es uns die heiligen Evangelien berichten. Und so nehmen wir denn wohl nicht mit Unrecht an, daß unter dieser summarischen Form der hl. Ignatius jenen bedeutenden Theil der Exercitien erwähnt, welcher sich mit der Betrachtung der geschichtlichen Geheimnisse beschäftigt. Nicht ohne Interesse ist es, zu bemerken, wie der hl. Ignatius auch für das Äußere in der Schule seines Meisters lernte und nicht umsonst in der allerheiligsten Person seines Königs, seinem Auftreten und Erscheinen jene Schönheit, Lieblichkeit und Anmuth gewahrte, welche die Herzen gewinnen mußte und die auch heute noch die Norm des apostolischen Auftretens, jenes sozusagen heiligen Anstandes sein soll, welchen die Kirche von ihren Dienern fordert.

Wenn jedoch in den Aufzeichnungen des hl. Ignatius über Manresa sich eine Stelle findet, welche sowohl für die innere Entwicklung des Heiligen selbst, als für seine Exercitien von entscheidender Wichtigkeit, gleichsam der Gipfelpunkt seiner geistlichen Schulung war, so ist es zweifelsohne die folgende. Mit einer bei dem sonst so kurz angebundenen Soldaten wahrhaft auffälligen Feierlichkeit und Genauigkeit in der Beschreibung von Ort und Zeit führt uns der heilige Vater eine Scenerie vor Augen, die auch an natürlicher Großartigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

„30. Er ging eines Tages seiner Andacht halber in eine Kirche, wenn ich nicht irre, war sie dem hl. Paulus geweiht, die etwas mehr als tausend Schritte von Manresa entfernt liegt. Der Weg aber, welcher dahin führt, läuft dem Flußufer entlang. Wie er nun so in seine frommen Gedanken vertieft eine Weile dahingeschritten war, ließ er sich nieder und schaute auf

den in der Tiefe daherbrausenden Fluß. Während er aber so dasaß, wurden die Augen seines Geistes geöffnet, nicht als ob er eine Erscheinung gesehen, sondern so, daß er viele geistliche Dinge einsah und erkannte, welche sich auf die Geheimnisse des Glaubens und die Kenntniß der heiligen Schrift bezogen. Diese Erkenntniß wurde ihm mit einer solchen Klarheit vermittelt, daß ihm seit jenem Augenblicke Alles in einem ganz neuen Lichte erschien. Indeß kann er das Einzelne aus der großen Menge von Dingen, welche er dazumal erkannte, nicht mit Klarheit wiedergeben, sondern er vermag nur zu betheuern, daß sein Geist mit einer außerordentlichen Klarheit erfüllt wurde und zwar in einer Weise, daß, wenn er auch alle Gnaden, die er bis zu seinem 62. Lebensjahre und darüber von Gott empfangen, zusammenfassen würde, und ebenso all sein Wissen: er doch aus all dem nicht so viel erlangt zu haben glaubt, als er bei jener einen Gelegenheit empfangen hat.

„31. Seit jener Zeit war sein Verstand so erleuchtet, als wäre er ein ganz anderer Mensch geworden. Als dieser Zustand ziemlich lange angedauert, warf er sich vor dem dort befindlichen Kreuze auf die Kniee, um Gott zu danken. Und sieh, da zeigte sich ihm wieder jene so oft wiederholte Erscheinung, deren Natur er niemals hatte erkennen können, jenes so sehr schöne Wesen mit all den glänzenden Augen, welches seinen Blick so oft erfreut hatte. In der Nähe des Kreuzes aber sah er mit leichter Mühe, daß die Erscheinung gar nicht so schön von Farbe sei, als sie es sonst wohl pflegte, und er erkannte mit großer Klarheit und einer festen Zustimmung des Willens, jene Erscheinung sei der Teufel. Und so vertrieb er sie auch später immer, so oft sie ihm auch begegnen mochte, mit seinem Stabe, den er in der Hand zu tragen pflegte."

Mit der Erzählung dieser Erscheinung bricht Ignatius die Schilderung seines Manresanischen Aufenthaltes der Hauptsache nach ab, und in der That scheint hiermit seine innere Bildung und der Plan der Exercitien zum Abschluß gekommen zu sein. Wirklich können auch wir uns keinen herrlicheren Schlußstein für das wunderbare Gebäude der Ignatianischen Ascese denken, als jene Erscheinung und ihre Umstände. Wie ein wundervolles, von Gott selbst gewähltes erstes Präludium — die Vorstellung des Ortes — entrollt sich vor unserem Blick das landschaftliche Bild am Ufer des Llobregat. Drunten zwischen Felsen braust der Bergstrom — ein Bild vorübereilender Zeitlichkeit; bergauf führt, dem Ufer entlang, der Pfad, den der fromme Pilger, in geistigen Betrachtungen vertieft, ersteigt — ein Symbol des Pilgerpfades zur Ewigkeit. Droben, Weg und Strom und Alles überragend, steht als Wegweiser und Ziel das Kreuz, zu dessen Füßen sich der Pilger niederläßt, das Auge zum Strom gekehrt, um von diesem erhabenen Punkte aus die Welt, ihre Eitelkeit, das Leben und sein Ziel zu betrachten.

Und siehe, Gott eröffnet ihm hier die Augen seines Geistes — er sieht Alles von einer ganz neuen Seite an, Alles gewinnt in seiner Werthschätzung und Liebe gleichsam eine neue Rangstufe — „er ist ein anderer Mensch geworden" und die Welt steht ihm anders gegenüber. Hier wird auch den Heiligen das wunderbar über Alles orientirende Fundament der ersten Woche, diese Grundlage aller Exercitien, ganz besonders mit seiner Klarheit überfluthet und gleichsam als Ausgangspunkt der himmlischen Philosophie des „neuen Menschen" mit gewaltiger Kraft erfaßt haben. Wie sich Alles, was wir Weises, Großes und Erhabenes in den Exercitien und Constitutionen des heiligen Stifters finden, in dieser einen Alles umfassenden Vision gegliedert hat, wissen wir freilich nicht mehr — allein daß sich auf diese Eine Erleuchtung Alles zurückführen lassen muß, dafür bürgt uns die Betheuerung des hl. Ignatius. Wie schön und rührend zugleich ist der erhabene Schluß dieses wunderbaren Schauspiels! Im überwallenden Licht und Feuer göttlicher Gnade wendet sich Ignatius von dem Strome ab, eilt an's Kreuz, dieses nie wankende Kreuz, das ewig und herrlich als Gnaden- und Segensquelle alle Zeitlichkeit überragt; von der Kenntniß der Welt wendet sich der Ritter Christi zu seinem ewigen Feldherrn, umschließt in übergroßem Dankgefühl die Kreuzesfahne seines Führers und weiht sich ihr auf's Leben mit Allem, was er vielleicht soeben als ihm Vorbehaltenes übernatürlich erkannt hatte. Sollte man fehlgehen, wenn man annähme, daß in diesem überseligen Augenblick zum ersten Male jenes großartige Gebet seinem Herzen entströmte, das uns unter dem Titel „Suscipe" bekannt ist? Indem sich so naturgemäß der Anfang und der Schluß der Exercitien am Fuße des heiligen Kreuzes, diesem Mittelpunkte der Exercitien, ineinanderschlössen, könnte es uns auch nicht befremden, wie gerade die klare Erkenntniß der gleißenden Schlange, die den Teufel und die Lockungen der Welt bedeuten sollte, sich in diesem Augenblicke, im Lichte des Kreuzes und der ewigen Wahrheit und Liebe vollziehen mußte.

W. Kreiten S. J.

Von Galway durch Connemara nach Westport.

Galway ist eine der westlichsten Städte unseres Erdtheils. Ihre Bewohner gelten in Irland für halbe Spanier. „Sie reisen also zu den stolzen Spaniern," sagte man mir lächelnd in Mittel-Irland, als ich hier vor meiner Abreise in den Westen Abschied nahm. Auch mein Reisehandbuch erzählte mir: „Die alte Stadt ist ganz und gar von spanischer Bauart, mit weiten Thorwegen, breiten Treppen und jener phantastischen Ornamentik, welche uns nach Granada oder Valencia versetzt." Ich war gespannt, aber vergebens schaute ich mir die Augen aus, um die weiten Thorwege, die breiten Treppen und die phantastischen Ornamente zu entdecken, welche mich auf eine so bequeme Weise in das schöne Spanien entrücken sollten. Nur einige sporadische Überreste alter Bauten wiesen auf einen Zusammenhang der Stadt mit dem poetischen Süden hin. Mehr als alles Andere aber erinnert in der Mitte der Stadt ein ernstes Denkmal aus alter Zeit an den frühern Handelsverkehr zwischen Galway und Spanien. Die Ruine des Fensters eines längst verfallenen Hauses, mit der in den Stein gegrabenen Inschrift:

Remember death
All is Vanity of Vanities

(Gedenke des Todes.
Alles ist Eitelkeit der Eitelkeiten.)

wird erhalten als Denkzeichen eines vor Jahrhunderten begangenen Verbrechens und einer an die altrömische Justiz erinnernden Ahndung desselben. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kehrte aus Spanien der Sohn des Majors von Galway mit dem Sohne eines spanischen Freundes seines Vaters zurück. Er begeht in Verbindung mit der Schiffsmannschaft das Verbrechen, den Spanier in's Meer zu stürzen, um die demselben angehörige Schiffsladung in seinen Besitz zu bringen. Aber einer der Seeleute setzt den Major von dem Geschehenen in Kenntniß, und dieser spricht über seinen einzigen Sohn das Todesurtheil aus. Die ganze Verwandtschaft war entsetzt und bot Alles auf, um den Richter zur Zurückziehung seines Urtheils zu bewegen. Der Major bescheidet sie auf einen bestimmten Tag in sein Haus, damit sie das Resultat ihrer Bemühungen erführen. Als die Verwandten erschienen, baumelte schon der Leichnam des Verurtheilten an einem Fenster des Hauses, wo der Major ihn früh am Morgen hatte erhängen lassen, um in der Vollziehung seines Urtheils nicht gestört zu werden. — Der Handelsverkehr zwischen Galway und Spanien war in frühern Jahrhunderten sehr lebhaft und Ehen begründeten Blutsverwandtschaft zwischen den Galwayer Kaufleuten und den Familien spanischer Handelsfreunde. Noch wollen die Irländer, wie gesagt, einen Tropfen spanischen Blutes in den Galwayern wahrnehmen, und diese rühmen sich mit Stolz ihrer Verwandtschaft mit dem ritterlichen Spanien.

Seine alte Bedeutung für den Welthandel hat Galway verloren, und seine frühere Bevölkerung von 45 000 ist auf 15 000 zusammengeschmolzen. Was ist der Grund? Bei dem heutigen lebendigen Verkehre zwischen Europa und Amerika sollte man glauben, daß es gerade jetzt wegen seiner Lage im äußersten Westen Europa's ein Stapelplatz ersten Ranges sein müsse. Auf meine Frage erhielt ich von verschiedenen Seiten die Antwort, daß die stiefmütterliche Regierung absichtlich die Stadt zu Gunsten der englischen Häfen niederhalte. Absichtlich habe man ein Schiff im Galwayer Hafen scheitern lassen, um denselben zu discreditiren, und man verweigere beharrlich die Summen, welche erforderlich seien, um ihn wieder in Stand zu setzen und Galway zu einem der ersten Stapelplätze der Welt zu machen. Wie viel Wahres an diesem Berichte ist, muß ich dahingestellt sein lassen.

Der Stolz Galway's ist sein Meerbusen. Er ist in der That einer der schönsten der vielen schönen Buchten Irlands. Gegen Westen drängen sich die Wassermassen stets steigend oder fallend in der zwanzig Meilen breiten Bucht. Auf dem gegenüberliegenden Ufer begrenzen die malerischen Gebirgszüge von Clare den Gesichtskreis, während das Auge zur Rechten die Arran-Inseln, die Wächter der Bucht, erblickt und darüber hinaus die Wasser des atlantischen Oceans verfolgt, bis sich ihr Blau in unendlicher Ferne mit dem Blau des Himmels vermischt: ein herrlicher Anblick, besonders wenn die Sonne an einem schönen Morgen über die Gebirge von Clare ihre Strahlen ergießt, oder am Abende, einen Strom geschmolzenen Goldes zur Stadt entsendend, majestätisch in den Ocean hinabsinkt. Auf dem Wasser schwimmen zahlreiche Fischerboote und das Ufer ist von Schaaren von Badegästen belebt. Außer der See ziehen noch die nahen Mineralbäder im Sommer und Herbst Fremde nach Galway.

Wenden wir uns von Black Rock, wo wir im Westen der Stadt die Aussicht auf ihre Bucht genossen, ostwärts, so gelangen wir bald zu den strohbedeckten Hütten des Fischerdorfes Cladbagh, eines Stadtviertels, dessen Einwohnerschaft wegen ihres zähen Festhaltens an den alten Sitten und Privilegien und ihrer patriarchalischen Einfachheit zu den Merkwürdigkeiten Irlands zählt. Noch nicht so lange ist es her, daß sich dieses Völkchen durch einen aus seiner Mitte jährlich erwählten König nach eigenen Gesetzen regierte. Sie hielten sich strenge von allen Galwayern abgesondert und heiratheten nur untereinander. Auch jetzt beobachten sie noch ihr Gesetz der Absonderung, so viel es geht. Der uralte Ehering geht von der Mutter auf die Tochter über und diese erhält als Mitgift ein Fischerboot. Darin besteht der ganze Reichthum der neugegründeten Familie und bei dem Reichthum der Bai an Fischen genügt es in der That zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse. Die Sprache dieser Fischer ist die irische, eine markige Sprache; das fiel mir besonders auf, als ich bei einem Spaziergange durch die Cladbagh Zeuge eines heftigen Wortwechsels zwischen zwei Weibern war. Ein anderes Mal zwang mich der Regen, in einer einsamen Fischerhütte am Meeresufer Schutz zu suchen. Die Leute sprachen mit mir englisch und untereinander irisch. Es war interessant, den Übergang von

einer Sprache zur andern an den Organen zu beobachten. Von der Zungenspitze, dem Sitze des Englischen, glitt die Sprache plötzlich in die Gurgel hinab. Denn hier befinden sich die Hauptorgane für das urkräftige Irische. Bekanntlich spricht nur noch etwa der vierte Theil der Irländer diese keltische Sprache. Am besten erhielt sie sich im Westen. Neuerdings hat sich eine Gesellschaft zur Erhaltung derselben gebildet, an deren Spitze der jüngst verstorbene große Erzbischof John von Tuam stand. Dieser um Alles, was Irland interessirt, so hoch verdiente Kirchenfürst übersetzte selbst mehrere Bücher der heiligen Schrift und der Iliade und die englisch geschriebenen lyrischen Gedichte des irischen Dichters Moore in's Irische, und schrieb selbst irische Werke und Gedichte. — Die Fischer in der Claddagh sprechen fast sämmtlich sowohl die englische wie die irische Sprache. Mädchen, welche beide Sprachen verstehen, dürfen ein Band im Haare tragen, wenn sie auf dem Markte erscheinen, was denjenigen, die bloß das Irische sprechen, nicht erlaubt ist.

Bei der Claddagh fließt der salmreiche Fluß Corrib in die Bucht. Gehen wir flußaufwärts, so treffen wir nordwestlich von der Stadt ein großes, auf quadratischem Grundriß aufgeführtes Gebäude mit Kuppelthurm, das Queenscollege, ein Universitätscolleg. Bis zu Anfang dieses Jahres gab es in Irland zwei seitens der Regierung anerkannte Universitäten, das Trinity College in Dublin oder die Dubliner Universität, und die Queen's University, welch letztere aus einem zu Dublin residirenden Examinatoren-Collegium und drei Unterrichtsanstalten bestand, den Queen's Colleges zu Belfast, Cork und Galway. Nur Schüler dieser Anstalten wurden zu den Prüfungen vor jenem Examinatoren-Collegium zugelassen, und da wegen des protestantischen Geistes, welcher sowohl in der Dubliner Universität wie in den Queen's Colleges herrschte, der Besuch dieser Lehranstalten von den katholischen Bischöfen verboten worden, so waren die Katholiken von den Vortheilen und Rechten, welche Universitätsbildung gewährt, so gut wie ausgeschlossen. Durch die Universitätsbill nun, welche im vorigen Jahre vom englischen Parlamente angenommen wurde, ist ein Schritt zum Bessern gemacht. Sie rief eine neue Universität, die Royal University, in's Leben, welche weiter nichts ist als ein Examinatoren-Colleg und die mit keiner Unterrichtsanstalt in Verbindung steht. Jeder Irländer hat das Recht, sich bei ihr zu den Prüfungen zu melden, und keiner fragt ihn, wo er seine Studien gemacht. Die Queen's University ging im Februar ein, und die Schüler der Queen's Colleges haben, wie alle andern, ihre Examina vor der Royal University zu machen. Wohl mögen sich die irländischen Katholiken noch beklagen, daß man ihre alten Kirchengüter und die Steuern des katholischen Irland den wohl dotirten protestantischen Collegien zuwendet und katholischen Collegien die mit Recht beanspruchten Zuschüsse verweigert. Aber in dem neuen Gesetze ist ihnen doch eine Freiheit gegeben, welche wir geistig geknebelte deutsche Katholiken kaum mehr als einen Gegenstand erlaubter Wünsche anzusehen wagen. — Bald nach Einführung des neuen Gesetzes traf die Gesellschaft Jesu zu Dublin Vorbereitungen zur Eröffnung eines Colleges, in welchem alle Uni-

versitätsfächer mit Ausschluß von Theologie und Medicin gelehrt werden, und die Katholiken Gelegenheit finden sollen, sich auf die Examina in der Royal University vorzubereiten. Für Theologie und Medicin ist schon anderweitig vortrefflich gesorgt.

In der Nähe des Collegparkes führt eine Brücke über den Corrib in die Stadt. Die Sonne schien in das klare Wasser des Flusses, und herrliche Salme ohne Zahl wurden in ihm sichtbar, welche, wie fest geankert, unbeweglich auf ihren Plätzen beharrten. Ein Herr warf seine Angel zwischen sie hinein, und bald hing ein riesiger Salm an seiner Schnur. Aber der Fisch zog mit solcher Kraft an der starken Hanfschnur, daß er sie zerrissen hätte, wenn der Herr ihm nicht stromabwärts gefolgt wäre. An der Brücke konnte der Angler nicht weiter folgen. Aber ein Gehilfe schlug einen an einer langen Stange befestigten eisernen Haken dem Fische geschickt in den Kopf und hob ihn triumphirend aus dem Wasser. — Das Vergnügen, hier zu angeln, können sich indeß nur reiche Leute gestatten, da es für einen Tag mit zwanzig Mark erkauft werden muß, und nur ein geringer Theil der gefangenen Fische dem Angler zufällt. In einiger Entfernung von der Brücke stromaufwärts ist ein Wasserfall. Trotzdem gelingt es den Fischen, die wildschäumenden Wogen zu passiren. Sie kommen vom Meere, um im Flusse zu laichen. Die unweit der Mündung gefangenen sind aber besonders geschätzt. Die Lachse nämlich verlieren an Werth, wenn sie längere Zeit in süßem Wasser leben.

Die eigentliche Stadt bietet wenig Merkwürdiges. In der Mitte liegt die große Nikolauskirche, deren kolossaler Thurm die ganze Stadt beherrscht. Früher ein katholisches Gotteshaus, wurde sie von den Engländern dem Häuflein Protestanten zugesprochen, welches in der Stadt lebt, und die Katholiken mußten sich in Schlupfwinkel verkriechen, bis sie so glücklich waren, sich mit ihrem eigenen Gelde neue Kirchen erbauen zu dürfen. Außer der großen Pfarrkirche, welche zugleich die bischöfliche Kathedrale ist, besitzt die Stadt heute geräumige Kirchen der Augustiner, Dominicaner, Franciscaner und Jesuiten. Von den männlichen Ordensgenossenschaften haben noch die Mönche des hl. Patrik und die christlichen Brüder große Häuser in Galway; jene leiten die Knabenschulen der Pfarre, diese eine Handwerker- und Ackerbauschule. Zu den Männerorden kommen die Frauenorden der irischen barmherzigen Schwestern (Sisters of Mercy), der Schwestern der Präsentation, der Dominicanerinnen und der Clarissinnen. So viele Ordenshäuser sind sowohl ein Zeichen des durchaus christlichen Geistes, welcher die Stadt belebt, wie auch ein vorzügliches Mittel, denselben zu pflegen. Die Clarissinnen leben ganz dem Gebete und beschaulichen Leben; die Dominicanerinnen leiten ein Pensionat für Töchter der besser situirten Klassen; die beiden zuerst genannten Genossenschaften haben die Pfarr-Mädchenschulen. Die Jesuiten leiten ein kleines fünfklassiges Colleg. An Mitteln, ihren Söhnen und Töchtern eine gute Erziehung zu geben, fehlt es den Bürgern Galway's also nicht. Wenn die Regierung so klug ist, die aufblühenden Anstalten nicht wieder niederzutreten und ihrer Ausbreitung über die ganze Insel nichts in

den Weg zu legen, dann wird sie nach ein paar Generationen in Irland Unterthanen haben, welche die Agrarverbrechen nur aus der Geschichte kennen.

Am Feste des hl. Augustinus entledigte ich mich des letzten Restes der Aufgabe, welche mich in den Westen Irlands und zuletzt nach Galway geführt. Meine Freunde hatten mir den Vorschlag gemacht, noch ein paar Tage zu meinem Aufenthalte an der Westküste zuzusetzen und, anstatt auf geradem Wege nach Dublin zurückzukehren, meinen Rückweg in den Osten der Insel durch Connemara über Westport zu nehmen. „Die Reise nach Westport," so hieß es, „ist sehr bequem. Von Galway fährt täglich ein Wagen nach Clifden, dem Marktplatze Connemara's, und ein anderer von Clifden nach Westport." „Aber was darf ich mir von einer zweitägigen Fahrt durch Connemara versprechen?" — „Die herrlichsten Naturbilder werden in ununterbrochener Reihe an Ihren Augen vorüberziehen, die reizenden Berg- und Seepartien des wilden Connemara." — Glücklicherweise gestaltete sich die Reise nicht so ganz einfach. Sonst hätte ich über Land und Leute wenig zu erzählen gehabt. Montag gegen zehn Uhr verließen wir auf einem vierspännigen offenen Wagen die Stadt. In zwei langen Reihen hatten wir Passagiere auf demselben so Platz genommen, daß die eine Reihe der andern den Rücken zukehrte. Zwischen den Passagierreihen war Gepäck aufgethürmt. Man hatte uns vorher Platz genug verheißen, da wegen der Unruhen in Irland die Zahl der Touristen sehr gering sei. Aber schon bei der Abfahrt saßen wir sehr nahe bei einander, und als erst vor der Stadt noch mehrere Mitreisende aufstiegen, mußten wir uns immer mehr auf uns selbst zurückziehen und saßen endlich da, wie die alten ägyptischen Gottheiten, steif und gestreckt und die Hände auf den Knieen. Für noch weitere Ankömmlinge machte man Sitze hoch oben auf dem Gepäck zurecht, um welche sie später wegen der schönen Aussicht zu beneiden waren. Von allen Mitreisenden interessirten mich zunächst nur meine beiden Nachbarn, ein sehr freundlicher und heiterer junger Priester zur Linken und ein richtiger Tourist zur Rechten. Von kleiner Gestalt, mit weißem Teint und rabenschwarzem Haare und Schnurrbart, schien er mir weder ein Engländer noch ein Irländer zu sein. Von ihm selbst konnte ich bei seiner Einseitigkeit nichts erfahren; mein Nachbar zur Linken flüsterte mir zu, er sei ein Amerikaner. Nachdem er etwa drei bis vier Stunden neben mir gesessen, verließ er den Wagen ohne Abschiedsgruß — ich muß gestehen, nicht zu meinem Bedauern. Und doch, welch ein prächtiger Mensch! Später traf ich ihn wieder und fand in ihm einen heitern, sehr liebenswürdigen Reisegefährten.

Der Morgen war nichts weniger als schön. Der Himmel schien grau und sandte einen dichten Nebel, der in Deutschland als Regen gelten würde. Diesem leichten Staubregen, welcher in Irland sehr häufig ist, verdankt die Insel, so sagt man, ihr lachendes Wiesengrün, und daher der Name der grünen Insel. Auf mich wirkte er nicht so erheiternd ein, wie auf die Wiesen; vielmehr erweckte er ernste Reflexionen über den Leichtsinn, daß ich mich für eine Fahrt durch eine fremde und einsame Gegend, in welcher man oft stundenweit kein Haus und keinen Baum sieht, unbekümmert um das Wetter

einem offenen Wagen anvertraute. Die Aussicht, die wir zuerst genossen, ist leicht zu beschreiben: eine in dunkeln Umrissen aus einem Nebelmeere hervorschauende Landschaft. Als Merkwürdigkeit aus der Umgebung Galway's verdient der Reichthum an Steinen hervorgehoben zu werden. Der Boden ist weit und breit mit weißen Felsstücken wie besäet. „Ist es nicht," sagte mir ein Herr auf dem Zuge nach Galway, „als wüchsen sie aus dem Boden hervor?" Aus solchen Steinen baut sich der arme Mann sein Haus. Diese Aufgabe ist nicht viel schwerer für ihn, wie für den Vogel die Aufgabe, sich sein Nest zu bauen. Er sammelt Steine aus dem nächsten Umkreise, legt sie kunstlos vier bis fünf Fuß hoch zu vier Mauern übereinander, falls er es nicht vorzieht, einen Hügel zur Hinterwand zu nehmen, überdacht das Ganze mit Stroh oder Haidekraut — und das Haus ist fertig. Die Hütten, welche wir antrafen, waren vielfach ganz unbeschreiblich arm. Bei manchen befindet sich in der Mauer nur eine einzige Öffnung, welche als Eingang und Fenster, als Luftloch und Rauchausgang dient. Es schienen mir manchmal die Steine ohne Mörtel lose aufeinandergelegt zu sein und etwa nur durch einen inneren Bewurf zusammengehalten zu werden. Hier und da sieht man Hütten, welche in den besseren Gegenden Deutschlands kaum als Schweineställe geduldet würden.

Aus den armen Hütten stürzten beim Herannahen unseres Wagens Kinder heraus, die uns Haselnüsse, Feldblumen u. dgl. anboten, um ein kleines Trinkgeld zu gewinnen. Besonders waren es etwa sechs prächtige, rothgekleidete Büblein, die von unserem Wagen kaum zu trennen waren und eine weite Strecke an seiner Seite dahinliefen. Die Reinlichkeit und das frische, gesunde Aussehen dieser kleinen Wegelagerer fiel mir auf. Es stand im schreiendsten Contrast zu dem Aussehen der schmutzbedeckten und in Lumpen gehüllten Kinder ihrer mit reichen Löhnen bedachten Landsleute in den Fabrikstädten Englands. Ihre ganze Bekleidung bestand außer der Mütze in einem bis über die Kniee herabreichenden dunkelrothen Wollenkleide. Auch in anderen Gegenden Irlands fand ich, daß die Knaben auf dem Lande bis zu ihrem 13. oder 14. Jahre Mädchenkleider tragen, wie man mir sagte, wegen der Armuth der Eltern. Die rothe Farbe deutet die Nähe Connemara's an, wo sie die Farbe der weiblichen Nationaltracht ist. Dort nämlich spinnen und weben sich die Frauen aus der von ihren Schafen gewonnenen Wolle das Tuch zu ihren Kleidern selbst. Sie geben ihm die schöne rothe Farbe, indem sie es mit der Wurzel einer Wasserpflanze und etwas Kupfer in einen Topf werfen, Wasser darauf gießen und kochen. Zuweilen lassen sie dem Wollentuche seine weiße, natürliche Farbe, und die aus ihm verfertigte Kleidung mit dem weißen, um Kopf und Schultern geworfenen Wollentuche erinnert dann an die malerische Ordenstracht der Söhne des hl. Dominicus.

Schon zum zweiten Male wechselten wir die Pferde, und noch immer war das Wetter, wie es bei der Abfahrt gewesen. Die Gegend wurde immer einsamer. Hinter dem friedlichen Städtchen Oughterard erweitert sich die Aussicht. Zur Linken erheben sich längs der Meeresküste in ununterbrochener

Reihe mächtige, ganz kahle Bergkolosse; zur Rechten gestatten hier und da Lücken in der Bergkette einen Blick auf den großen Binnensee Corrib, den zweitgrößten See Irlands. Oughterard hat uns wieder Knaben nachgeschickt, die sich absolut von unserem Wagen nicht trennen wollen, es sei denn, daß wir uns loskaufen. Einige Reisende machen sich das Vergnügen, vom Wagen herab Kupfermünzen in Wasseransammlungen zu werfen. Die armen Kleinen wühlen mit ihren Händchen im Schmutz herum und zanken sich miteinander um das Geldstück. So verwerflich auch diese Art des Almosengebens ist, hatte sie doch das Gute, daß sie uns einen großen Vorsprung vor unseren Verfolgern gewährte und es ihnen unmöglich machte, den Wagen noch einmal einzuholen.

Was wir gefürchtet, trat ein. Das über unsern Häuptern schwebende Wasser kam als Regen über uns herab. Eine schöne Vergnügungstour, bei reichlich herabströmendem Regen auf offenem Wagen durch eine nebelgraue Landschaft zu fahren! Wir schützten uns durch Regenschirme und Decken, so gut es ging, gegen den Regen und die Traufe der Nachbarn. Aber nach einem halben Stündchen hörte es zu regnen auf. Der graue Flor, welcher den ganzen Morgen den Himmel verhüllt, zerriß. Zwischen den Wolken zeigte sich das herrlichste Blau und die nunmehr klar vor uns liegende Landschaft erglänzte streifenweise im Lichte der Sonne. Welch schauerliche melancholische Einöde! Weit in der Runde gewahrt das Auge nichts als Felsen, abwechselnd mit schwarzem Torfgrund und großen Wasserlachen, welche die Irländer Seen nennen; ringsum wird der Gesichtskreis begrenzt von hoch aufsteigenden, kahlen Bergen; nirgends zeigt sich eine Hütte, ein Mensch, ein Baum oder ein bebautes Stückchen Land.

Ein neuer Nachbar zur Rechten, welcher bei dem einsamen Half-Way-Hause unsern Wagen bestiegen, brachte die Nachricht von einem frischen Attentat, welches ein paar Tage vorher unweit der Stelle, die wir gerade passirten, auf das Leben eines Landagenten gemacht worden sei. Obgleich Mr. Robinson, Landagent des im Jahre 1878 so grausam ermordeten Lord Leitrim, von zwei Polizeidienern begleitet war, näherte sich der Verbrecher seinem Wagen und feuerte eine Kugel auf ihn ab. Sie verfehlte ihr Ziel. Die beiden Polizeidiener schossen auf den Verbrecher und eilten ihm eine Strecke weit nach; aber er entkam. Das Loos der Landlords und ihrer Agenten ist in der gegenwärtigen Krisis kein beneidenswerthes. Viele wagen ohne polizeilichen Schutz nicht, ihr Haus zu verlassen, und im Westen Irlands sieht man häufig Herren oder Damen unter Bedeckung von Polizeidienern ausfahren. Hinsichtlich eines krank darniederliegenden Landagenten in der Nähe von Tuam hörte ich sogar, daß er aus Furcht vor einem Überfalle zwei Polizeidiener an seinem Bette Wache halten lasse. Das Volk behauptet nun allgemein, daß die Furcht dieser Herren unbegründet und nur eine Wirkung ihres bösen Gewissens sei. Von dem zuletzt erwähnten Herrn erzählte man mir, daß er innerhalb der letzten 30 Jahre 300 Familien aus ihrem ererbten Pachtgute vertrieben habe. Als ich auf einer Ausfahrt seinen Landsitz streifte, fragte mein Begleiter Jemanden in der Nähe des Hauses,

wie es Mr. H. gehe. „Er befindet sich so schlecht, wie er es verdient", war die freilich unchristliche Antwort. Man braucht sich überhaupt mit den Leuten aus der Farmerklasse nur in ein Gespräch einzulassen, um sofort die bittere Stimmung derselben gegen die Landlords und ihre Agenten zu gewahren. Sie ist durch das empörende Verfahren der Letzteren hervorgerufen, wenngleich gesteigert durch künstliche Agitation. Über einige der Ermordeten habe ich so haarsträubende Dinge gehört — Dinge, welche ich hier nicht wiedergeben kann —, daß ich das Verbrechen, dem sie zum Opfer fielen, zwar verdamme, mich aber über den endlich erfolgten Ausbruch der Volkswuth nicht wundere. Auch über Lord Mountmorres, welcher im Herbste 1880 unweit der Straße, welche wir passirten, ermordet wurde, hörte ich aus bester Quelle Dinge, welche den Schluß nahelegen, daß er nicht das Opfer eines Agrarverbrechens, sondern persönlicher Rache war. Mein neuer Reisegefährte zur Rechten, der offenbar der Partei der Landlords angehörte und ein Freund Mountmorres' gewesen war, suchte ihn freilich reinzuwaschen. Er zeigte mir vom Wagen aus die Stelle, wo der Mord stattgefunden, und erzählte mit um so größerer Wärme die Einzelheiten desselben, da er den letzten Abend in der Gesellschaft des Lord zu Clonbur gewesen. Als sie von diesem Dorfe gemeinschaftlich nach Hause fahren wollten, wurde Lord Mountmorres zufällig durch ein Geschäft noch eine Viertelstunde zurückgehalten. Eine Viertelstunde also vor dem Morde fuhr mein Reisegefährte an dem Busche vorbei, von wo aus die Mörder ihre Schüsse auf seinen Freund abfeuerten und hinter dem sie sicherlich schon auf der Lauer lagen. Die Ufer des Sees sind von manchem Verbrechen befleckt worden. Auch neuerdings kehrt sein Name in den Verbrechen-Statistiken der Zeitungen manchmal wieder. Im Januar wurde an seinem Ufer Großvater und Enkel ermordet, welche Mahnzettel zur Zahlung des Pachtzinses herumtrugen. Man fand die Mahnzettel zerstreut im Felde; von den beiden Männern aber war jede Spur verloren. Endlich untersuchte man die Tiefen des Sees, und da stieß man in der Mitte desselben auf einen auf dem Boden aufrechtstehenden Sack, in welchem sich beide Leichen noch erkenntlich vorfanden. Es war 14 Tage nach der Ermordung. Von den Thätern entdeckte man, wie in allen vorher erwähnten Fällen, keine Spur. Die Einsamkeit der Gegend begünstigt ihr Entkommen.

Wenn ich nun in wenigen Zeilen auf mehrere Verbrechen zu sprechen kam, welche die Gegend, die wir durchreisen, befleckten, so ist es meine Pflicht, den Leser zu mahnen, die Bewohner derselben darum nicht für Verbrechergesindel zu halten. Ich habe sie als ein durch und durch braves und christliches Volk kennen gelernt, und wenn man mich fragt, wie denn jene Verbrechen zu erklären seien, so muß ich antworten, daß sie freilich auch mir ein Geheimniß sind, und ich sie mit Allem, was ich auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Irland erfahren, nicht vollkommen vereinbaren kann, daß sich aber doch Manches zu ihrer Erklärung sagen läßt. Das Volk ist einmal durch ganz unerträgliche Verhältnisse zur Verzweiflung getrieben. Seit Jahrhunderten tyrannisirt, wahrhaft unter die Füße getreten, seines heimathlichen Bodens durch Fremdlinge beraubt, gezwungen, unerschwingliche Renten für die seinen

Vätern geraubten Ländereien zu zahlen, steht es mit einem, von Geschlecht zu Geschlecht mit dem Blute ererbten und stets durch neue Bedrückungen genährten Hasse seinen Bedrängern und Allen, die es mit ihnen halten und ihnen dienen, gegenüber. Eine Änderung seiner Lage kann es erfahrungsmäßig nur dadurch herbeiführen, daß es Gewalt gebraucht. Verlieren kann es jedenfalls nichts. Unter solchen Verhältnissen gibt es nur eine Macht, welche das noch dazu von Natur sehr leidenschaftliche und an ruhige Überlegung nicht gewöhnte Volk von Ausschreitungen zurückhalten kann, nämlich die Religion. Diese leistet in der That auch viel, sehr viel, doch nicht Alles, was sie leisten könnte. Jahrhunderte hindurch war sie und ihre Lehre gewaltsam unterdrückt, auf den Kopf eines katholischen Lehrers ein Preis gesetzt und das Volk absichtlich in Unwissenheit über seine religiösen Pflichten gehalten. Ferner gestatten in einem großen Volke nicht Alle der Religion den gleichen Einfluß auf ihre Person; auf Viele, welche manche Jahre in England, Amerika und Australien verlebt, hat sie ihren Einfluß ganz verloren; Agitatoren bemächtigen sich des Volkes, welche seiner Religion theils nicht angehören, theils in jenen Staatsschulen ihre Erziehung genossen, deren Aufgabe es war, das Volk um seine Religion zu bringen. Faßt man alles dieß zusammen, so wird man sich nicht allzusehr wundern, daß sich in einem sonst braven Volke Einzelne finden — und es sind wirklich verhältnißmäßig wenige und meistens solche, die viele Jahre im Auslande gelebt haben und als Abenteurer zurückgekehrt sind —, welche trotz aller kirchlichen Verbote nach dem von Freimaurern und Orangemännern gegebenen Beispiel sich zu Geheimbünden vereinigen, um den Kampf ihres Volkes mit seinen Bedrängern aufzunehmen, und mit allen Mitteln, mögen sie erlaubt oder unerlaubt sein, ihr Recht, oder was sie als solches ansehen, zu ertrotzen. Eine größere Zahl mag dieses Unternehmen durch passives Verhalten fördern, indem sie durch Drohungen der Geheimbündler eingeschüchtert und durch Nationalhaß getrieben, jede Mitwirkung zum Schutze ihrer Bedrücker oder zur Entdeckung der Verbrecher ablehnt.

Doch verabschieden wir uns von dem See, dem Zeugen so mancher Verbrechen, und eilen wir zum lieben Connemara, dessen Bewohner uns mit Stolz sagen, daß innerhalb ihrer Grenzen nie ein Agrarverbrechen vorgefallen.

Die Sonne hatte einen glänzenden Sieg erfochten; die Wolken waren auf der Flucht. In weiter Ferne ragen, zur Gruppe geschaart, gewaltige Bergkegel in die blauen Lüfte, die Twelve Pins, der Stolz Connemara's. Auch in der Nähe gewinnt die Gegend an Reiz. Von grünen Bergen umgeben liegt vor uns der freundliche See Glendalough, in ruhigen Zeiten der Sammelpunkt vieler Schaaren von Touristen, besonders fleißig besucht von den Liebhabern der Fischerei.

Jetzt eilt unser Wagen zu schnell. Unbarmherzig reißen uns die Pferde weg von so vielen Punkten, an denen wir so gerne länger verweilen möchten, wo in den verschiedensten Gruppen und Formen, dazu noch so verschieden beleuchtet, die Felsenberge sich mit dem sonnigen Himmel und dem zwischen

ihnen aus der Ferne grüßenden dunkeln Meere zu einem herrlichen Gesammtbilde vereinigen und das Auge fesseln. Aber ein jedes neue Bild entschädigt für das entschwundene. Da liegt endlich vor uns das majestätische Zwölfgebirge, das wir schon vor Stunden aus weiter Ferne begrüßt. Nur ein flüchtiger Blick ist uns für heute auf dasselbe gestattet. Wir sehen uns wieder, dachte ich, als unser Wagen am Fuße des nächsten Bergkegels dahineilte und Clifden, unser nächstes Reiseziel, vor uns lag. Es war gegen fünf Uhr, als wir beim einzigen Hotel der Stadt abstiegen. An Zuschauern fehlte es uns nicht in dem ruhigen Landstädtchen; die Ankunft des Wagens ist das Ereigniß des Tages, und manchmal mag er diesen von der Welt abgesperrten Landkindern interessante Besucher zuführen.

Noch für denselben Tag hatte ich einen Ausflug geplant, um von meinem kurzen Aufenthalte zu Clifden so viel als möglich zu profitiren. Aber das Diner verzögerte sich, und als es sich seinem Ende nahte, begann es zu dämmern. Ich bat, das Tischgebet zu verrichten, was gemeinschaftlich geschah, und verließ das Haus zu einem kleinen Spaziergange, zugleich, um eine orientirende Rundschau über die Gegend zu halten. Zwei Herren, die ich im Gasthofe getroffen, schlossen sich mir an. Wir bestiegen im Westen des Städtchens einen Hügel, welcher das Thal beherrschte. Ein Bild der Ruhe und tiefen Friedens lag vor uns. Zu unsern Füßen im engen Thale das Städtchen, bespült von einem Flusse, welcher, zu unserer Rechten zwei Seen bildend, dem nahen Meere zueilt. Der Abend warf immer dichtere Schleier über das Thal. Die Fenster der weißen Häuser erleuchteten sich. Kein Laut erreicht unser Ohr. Wie eine hohe Mauer erhebt sich vor uns das Zwölfkegelgebirge und bringt uns unsere Abgeschiedenheit auf diesem äußersten Westrande Europas zum lebendigen Bewußtsein. Weit, weit von hier sind die volkreichen Städte und die von Dampfrossen durchrasten Felder. Vor dem Thale zu unseren Füßen ist eine menschenleere Wildniß; hinter uns das endlose Meer.

Es war schon vollständig Abend geworden, als wir in das Städtchen zurückkehrten. Dort wurde ich von einer Nachricht überrascht, welche meiner Reise beinahe ein Ziel gesetzt. Als ich Erkundigungen einzog hinsichtlich des zwischen Clifden und Westport fahrenden Wagens, hörte ich zu meinem Schrecken, daß die Fahrten wegen der geringen Zahl der Touristen für das laufende unruhige Jahr eingestellt seien. Was thun? Den Vorschlag, einen eigenen Wagen für diese Strecke von dreiunddreißig irischen Meilen, also zehn Stunden, zu miethen, wies ich natürlich kurzer Hand ab. Mitreisende, welche sich mit mir in den Wagen und den zu zahlenden Fahrlohn getheilt, fanden sich nicht. Ich begab mich also zur Ruhe mit dem Entschlusse, den folgenden Morgen auf Spaziergänge in der Umgebung von Clifden zu verwenden und dann, wenn sich unterdessen keine Reisegefährten einstellen würden — den Rückweg nach Galway anzutreten, und zwar, zur Abwechselung, auf dem Dampfer des Sees Corrib. Aber in den Gedanken, zurückzukehren, konnte ich mich natürlich doch nicht recht finden. Das Suchen nach neuen Plänen ließ mich nicht einschlafen, bis ich endlich ausrief: Da hab' ich's!

Ich beschloß nämlich, einen der nach Galway reisenden Herren zu bitten, meine zwar nicht große, aber doch für eine Fußreise zu schwere Reisetasche mit nach Galway zu nehmen und von dort nach Dublin per Eisenbahn zu senden, wo ich sie später wieder in Empfang nehmen könnte, und dann meine Reise zu Fuß fortzusetzen. Ich wunderte mich, daß mir dieser naheliegende Gedanke nicht eher gekommen, und begann mir zu gratuliren, daß der prosaische Wagen nicht fahre und ich in Folge dessen mit größerer Freiheit durch die herrliche Gebirgslandschaft streifen und verweilen könne, wo es mir gefalle. Die Herren vernahmen am folgenden Morgen mit einem wahren Schrecken meinen Entschluß und erklärten einstimmig die Ausführung für unmöglich. Ich ließ mich jedoch nicht irre machen und begab mich einstweilen auf meinen Morgenspaziergang, um am Nachmittag meine Fußtour anzutreten.

Ich wandte mich gegen Osten, um von einem der nahen Berge die Aussicht auf Clifden im Sonnenscheine zu genießen und zugleich dem eine Stunde von Clifden wohnenden Herrn G. einen Besuch zu machen; schon vor meiner Abreise von Galway war ich diesem Herrn brieflich empfohlen, und er hatte sich, wie ich im Gasthofe hörte, schon einige Male erkundigt, ob ich angekommen. Als ich mich von Clifden links zu dem Berge wandte, dessen Gipfel mir den besten Standpunkt verhieß, kam ich in die Nähe einer der unsäglich armen Hütten, die eher einem Stalle als einer menschlichen Wohnung gleichen. Ich hätte in der That den an einen Hügel sich anlehnenden, drei bis vier Fuß hohen, strohbedeckten Steinhaufen nicht für eine menschliche Wohnung gehalten, wäre aus dem schwarzen Loche, dem einzigen Ein- und Ausgange für Menschen und Thiere und Licht und Luft und Rauch, nicht der Kaminrauch herausgekommen. Mein Wunsch war es, die Hütte im Innern zu besehen, und ich näherte mich, um unter dem Vorwande, mich nach dem Wege zu erkundigen, hineinzutreten. Aber der Inhaber derselben kam mir leider, aus der Hütte heraustretend, entgegen. Nachdem ich mich nach dem Wege erkundigt, ließ ich mich mit ihm in ein Gespräch ein, in der Hoffnung, er würde mir seine Hütte zeigen. Aber er verhielt sich kalt und ablehnend, und so konnte ich nur einen Blick in das Innere werfen, wo, vom Rauche des Torffeuers umqualmt, ein Haufen kleiner menschlicher Wesen auf dem Boden beim Morgenbrei saß. Als Grund des steifen Benehmens des Vaters wurde mir später angegeben, er sei ein von der Kirche Abgefallener.

So stieg ich denn meinen Berg hinan und stand nach einer halben Stunde auf seinem Gipfel. Ein entzückendes Bild entrollte sich vor meinen Blicken. Im tiefen Thale und theilweise hügelaufwärts liegt das freundliche Städtchen im Lichte der Morgensonne. Rechts und links behüten es Bergreihen von mittlerer Höhe, welche sich im Westen so sehr nähern, daß sie nur dem Flusse nach seinem Austritt aus dem zweiten See einen engen Paß zum Meere und nur die Aussicht auf dessen blaue Wasser gestatten. Der Morgen war herrlich. Kein Wölkchen am hellblauen Himmel. Auf dem Meeresspiegel entstanden und verschwanden aus unsichtbaren Ursachen lange, schneeweiße Streifen. Zuerst sah man einen weißen Punkt im Blau, der,

pfeilschnell dahinfliegend, auf blauem Grunde eine weiße Linie zog. Jetzt entsteht sie hier, dann da, um bald wieder im Blau zu verschwinden. Wild dagegen ward die Aussicht landeinwärts. Ringsum nur kahle, nackte Felsen und in den Niederungen Moorgründe. Kein rechtschaffener Baum, ja kaum ein Strauch war sichtbar. Unten hat man Bäume anzupflanzen versucht, aber sie sind verkrüppelt. Auch die wenigen Schafe, welche die spärlichen Grashalme unter den Steinen hervorzuziehen sich abmühen, sind Krüppel; die Connemara-Schafe gleichen an Größe und Gestalt etwa einem einmonatlichen Zicklein; doch liefern sie, so sagt man, ein vortreffliches Fleisch auf den Markt.

Am Eingange der Stadt liegt rechts ein großes, schönes Kloster in einem fleißig gepflegten Garten: das Waisen- und Schulhaus der Sisters of Mercy. Wie überall in Irland, so erschienen sie auch hier als wahre Engel der Barmherzigkeit für die Kleinen, die Verwaisten, die Armen, die Kranken — kurz für Alle, welche ein theilnehmendes, selbstloses, opferbereites Herz suchten. Geradezu 50 Jahre sind verflossen seit der Stiftung ihres Ordens, und bereits zählen sie 168 Häuser in Irland und 428 in England, Amerika, Australien, oder wohin sonst die Kinder ihres Volkes verschlagen sind, welche sie allenthalben ehren und lieben, wie höhere Schutzgeister, die ihnen der Himmel in ihrer Noth herabgesandt. Links an der Straße liegt das Gegenstück zu dem Kloster, das Workhouse, das Gefängniß der Armen, der armselige Ersatz, welchen der Staat nach Vernichtung der Stätten christlicher Barmherzigkeit den nunmehr das Land überfluthenden Armen geboten, in welchen der nach Abzug der Beamtenbesoldung gebliebene Rest der amtlich erhobenen Armensteuer von officiellen Händen den Armen gereicht und von diesen ohne Dank empfangen wird. Die Armen hassen dieses Gefängniß und wollen nicht hinein. Viele ziehen den Hungertod dem Arbeitshause vor. — Man verzeihe mir diese Reflexionen, welche die herrliche Naturscenerie nicht zurückzudrängen vermochte. Die beiden Häuser, deren Gegensatz sich auch in ihrem Äußeren manifestirt, legten dieselben zu nahe: das schöne Kloster im hübschen Garten und das Arbeitshaus mit seinen düstern Mauern und seiner traditionellen, es auf Meilen kenntlich machenden Bauart. Viel schöner erscheint noch dem Draußenstehenden das eigentliche Gefängniß von Clifden, welches sich burgartig auf einer Insel des Flusses erhebt.

Noch zwei andere Gebäude ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich: die neue katholische und die protestantische Kirche, jene demüthig und ohne Thurm im Thaltheile der Stadt, diese stolz auf dem Hügel, mit hoch aufsteigendem Thurme. Woher denn in Connemara, dem ärmsten Theile Connaught's, eine protestantische Gemeinde? Es war ja das die Politik der protestantischen Unterjocher der Insel, den besten Theil derselben für ihre eingeführten Freunde mit Beschlag zu belegen, die katholischen Familien dagegen in den unfruchtbaren Westen zu treiben — eine Politik, welche sie so unbarmherzig verfolgten und welche Cromwell in den Worten proclamirte: „Nach Connaught oder in die Hölle!“ In der That leben unter den 2000 Einwohnern nicht einmal 20 Protestanten. Doch dürfen wir die Existenz einer großen protestan-

tischen Kirche in Clifden nicht nach der gewöhnlichen Regel, die ich in Irland so oft bestätigt fand, erklären, daß nämlich die alte katholische Kirche mit Gewalt ihren Eigenthümern entrissen und einem geringen Häuflein Protestanten übergeben worden. Die Stadt ist ganz neu, im Jahre 1815 stand hier nur ein einziges Haus; der frühere Hauptbesitzer der Gegend, welcher auch die Erbauung der Stadt veranlaßte, war zwar Protestant, aber die Bewohner der Stadt selbst waren bis zu den vierziger Jahren ausnahmslos katholisch. Da kam das schreckliche Hungerjahr und bot den Engländern Gelegenheit, ihren Bekehrungseifer zu bethätigen. Es entstand die Irish Church Mission, welche ganz besonders in der Stadt, die vor uns liegt, ihr Unwesen trieb. Für den Abfall vom Glauben wurde an das Volk, welches zu Hunderten dem Hungertode zum Opfer fiel, Suppe ausgetheilt, und obwohl im Allgemeinen dessen bewunderungswürdige Standhaftigkeit sich bewährte, so verkauften doch Einige in der Noth ihren Glauben für eine Suppe, vielleicht Nachkommen jener Glaubenshelden, welche von den fanatischen Horden eines Cromwell aus ihren fruchtbaren Ackerfeldern in diese Wildniß vertrieben wurden und unter heroischen Opfern das Gut ihres Glaubens hierher retteten. Die Erfolge der Engländer reizten zu neuen Anstrengungen, und unter Allen soll sich eine reiche Lady durch Eifer, die Irländer zum alleinseligmachenden Protestantismus zu bekehren, ausgezeichnet haben. Ihr verdankt die protestantische Kirche ihr Dasein und der Diener am Wort sein Einkommen. Aber das Bekehrungswerk war nicht dauerhaft; das reine Wort wird vor leeren Bänken gepredigt. Denn die Abgefallenen, vom Volke Jumpers, d. i. Überspringer, genannt, sind theilweise zur katholischen Kirche zurückgekehrt, theilweise weggewandert, weil außer Stande, den Anblick ihrer Mitbürger zu ertragen. Rings um Clifden herum stößt man noch heute überall auf Schulen, welche die englische Proselytenmacherei erbaut hat; an ihnen sind auch jetzt noch reich besoldete Lehrer angestellt, welche Unterricht ertheilen, solange die Schülerzahl wenigstens zwei Kinder beträgt. Jeder Vater kann seine Kinder in diese Schulen schicken, wo sie unentgeltlich unterrichtet werden und Nahrung und Kleidung erhalten. Bedingung ist, daß sie ihrer Religion den Rücken kehren. — Die Katholiken, welche bis dahin nur eine armselige Kapelle besaßen, haben vor Kurzem ihre neue, in gothischem Stile erbaute Kirche eröffnet, welche an Größe und Schönheit der Bauart die protestantische weit übertrifft, an Schmuck und innerer Ausstattung aber noch äußerst arm ist. Wie jedoch die Katholiken dieselbe unter großen Opfern gebaut, so werden sie dieselbe auch würdig auszustatten wissen. Am Sonntag vor meiner Anwesenheit hatte der neue Herr Pfarrverweser in seiner Antrittspredigt auf die unbedingte Nothwendigkeit eines neuen Altars hingewiesen und vorgeschlagen, einen der Kirche entsprechenden Altar aus Marmor im Werthe von 400 Pfund Sterl. errichten zu lassen; an demselben Tage legte man ihm eine Liste vor, auf welcher das ganz dürftige Volk schon 74 Pfund Sterl. oder 1480 Mark gezeichnet hatte.

Der Leser wolle sich erinnern, daß ich ihm alles dieß auf dem Gipfel des Berges östlich von Clifden erzähle und weiterzueilen habe, um noch vor

Mittag meinen Besuch bei Herrn G. zu machen. Ich kehrte zurück auf die große Straße und erkundigte mich nach seinem Hause. Ein Lehrer, welcher zu einer etwa fünf Minuten links von der Straße auf einem Bergabhange liegenden Schule ging, gab mir den Weg an: zuerst noch gerade aus, dann seiner Schule gegenüber rechts ab. Er lief schnell weiter und versprach mir, einen Schüler als Führer herabzusenden. Ich lehnte das letztere ab. Aber ich war der Gegenstand der Aufmerksamkeit von Lehrer und Schülern, welche alle vor der Schule auf dem Bergabhange standen und beobachteten, ob ich den Weg zur Rechten einschlage, und, als ich an ihm vorüberging, mich sämmtlich mit weitausgestreckten Armen zurücktelegraphirten. Das war aber der lieben Schuljugend nicht genug; wohl ein Dutzend Jungen stürzten den Berg herab, bereit, selbst das Opfer einer kostbaren Schulstunde für mich zu bringen. Aber Einer gewann einen weiten Vorsprung: ein prächtiger Junge, dieser Patrick, ein Kind der Berge, kerngesund an Leib und Seele; auf jede meiner Fragen erfolgte sofort die Antwort, genau, kurz und klar; frei und ungenirt, war er doch voll Ehrfurcht für den fremden Priester.

Mr. G. stand, zu einer Ausfahrt bereit, mit dem Wagen vor seiner Thür und wartete nur noch auf seine Gattin. Aber sobald er mich sah, eilte er mir entgegen. Nach einleitenden Worten brauchte ich nicht zu suchen. Sofort hatte sich die ganze große Familie um mich versammelt, und es war mir, als wäre ich nach langer Abwesenheit in den vertrautesten Freundeskreis zurückgekehrt. „Jetzt bleiben Sie einige Tage bei uns", hieß es. „Wir können Ihnen nicht viel bieten," sagte Mrs. G., „aber was wir haben, steht ganz zu Ihren Diensten." „Das Beste, was wir haben, ist eine ganz ausgezeichnete Berg- und Seeluft," fügte Mr. G. hinzu; „bleiben Sie etwas bei uns, um dieß kostbare Gottesgeschenk recht zu genießen." Ich erwiederte, daß ich leider nur ein Stündchen bei ihnen bleiben könne, da ich mich nothwendig am Nachmittag auf meinen Weg nach Westport machen müsse. Ich legte meinen Reiseplan vor. Aber auch hier hielt man es für unmöglich, den Weg nach Westport zu Fuß zu machen. „Bleiben Sie einige Tage bei uns," sagte Mr. G., „dann wird Sie mein Sohn die Hälfte des Weges, nämlich bis zur Killery Bay, führen, wo Sie ganz gewiß Gesellschaft für die Weiterreise nach Westport antreffen werden." Wir kamen überein, daß ich bis zum folgenden Morgen bleiben und dann von seinem Sohne, einem Studiosus des Ingenieur-Faches, welcher gerade in den Ferien bei seinen Eltern war, zur Killery Bay gefahren werden solle.

(Schluß folgt.)

Th. Granderath S. J.

Recensionen.

Jus primae noctis. Eine geschichtliche Untersuchung von Dr. **Karl Schmidt,** Oberlandesgerichtsrath zu Colmar i. E. XLIII u. 397 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 8.

Selten ist eine Einzelfrage von einem Autor so eingehend, gründlich und allseitig behandelt worden, wie von Dr. Schmidt der Gegenstand des vorliegenden Buches. Es ist staunenswerth, welche Belesenheit er dabei an den Tag legt. Das lange Verzeichniß S. XIII—XLIII führt 624 Nummern von Autoren und Werken auf, die benützt wurden, und gegen 400 Urkunden haben ihre Verwerthung gefunden. Ein Recensent des Zarncke'schen Lit. Bl. von Leipzig 1882 Nr. 6 hat gemeint, 379 Seiten seien zu viel geschrieben über eine Materie, die ein rechtliches Interesse nur in verschwindendem Maße darbietet, und eine gelehrte Anstrengung, die eine auf 39 Druckseiten (wir zählen von 13—43 nur 31) angeführte Literatur bewältigt habe, hätte nützlicher verwendet werden können. Wir theilen diese Ansicht nicht. Wenn nämlich Herr Schmidt in der Vorrede S. V an 38 in Deutschland, Österreich, Belgien, England, Frankreich, Spanien, Italien und in der Schweiz noch jetzt lebende, namentlich aufgezählte Auctoren, denen die Wirklichkeit des Jus primae noctis als feststehendes Dogma gilt, und an 10 Zeitungen oder Zeitschriften, in denen dieselbe Doctrin ebenso sicher vertheidigt wurde, mit der Bitte sich wenden konnte, an der Hand seines Buches ihre bisherige Ansicht nochmals zu prüfen, so liegt schon darin ein Beweis, daß das Buch nicht gerade pro nihilo verfaßt ist, und daß es in der Welt noch genug sogenannte Gelehrte gibt, die sich eine Ehre daraus machen, einem lieb gewonnenen Wahn, einem „gelehrten Aberglauben" anzuhangen. Da aber die Gelehrten, und noch mehr diejenigen, welche es zu sein glauben, oft harte Köpfe haben, so muß man ihnen auf vielen Seiten und haarklein nachweisen, daß sie sich geirrt haben, bevor sie ihren Irrthum einsehen und sich ergeben. Noch mehr gilt das von zahlreichen Publicisten, die nur mit äußerstem Widerstreben sich ein Steckenpferd entreißen lassen, welches so bequem und wohlfeil gegen das katholische Mittelalter, gegen den Feudalismus, die Kirche, die Geistlichen, die Fürsten, den Adel und die Prälaten sich gebrauchen läßt. Ein „Deutscher Merkur" kann ja dann nicht mehr wie am 17. April 1880 schreiben: „Unter den Augen der Kirche wuchs jenes Ehebruchsprivilegium zur allgemeinen Landplage heran; sie aber, sonst so freigebig mit ihren Flüchen, ließ das Übel ruhig weiter wachsen, ohne daran zu denken, ihre Fluchapparate gegen diesen Unfug spielen zu lassen."

Gerade dieses Stillschweigen der „fluchbereiten" Kirche sollte sogar einem Merkur andere Erwägungen nahe legen. In der That, hätte der Verfasser bloß für Katholiken schreiben wollen, er hätte sich viel kürzer fassen können; ja es hätte sogar die kurze Bemerkung S. 53 genügt: „Wie ist es denkbar, daß ein solcher Mißbrauch geherrscht haben könnte, ohne daß die Kirche dagegen ihre Stimme erhoben hätte? Und doch steht Nichts darüber in den Quellen des kanonischen Rechts, weder in den Decretalen der Päpste, noch in den Conciliensammlungen." Ein weiterer Grund, weßhalb der Verfasser gut daran that, die Frage im Detail und weitläufig (nicht weitschweifig) auch mit Rücksicht auf die Katholiken zu behandeln, soll unten berührt werden.

Dr. Schmidt faßt das Ergebniß seiner Forschung S. 379 in folgenden Worten zusammen:

„Nach den bisherigen Ermittelungen ist anzunehmen, daß die Sage von einem jus primae noctis in der heute bekannten Bedeutung dieses Ausdrucks sich gegen Ausgang des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts ausgebildet hat. Zur Entwicklung dieser modernen Sage kann gedient haben: 1. die Verbreitung älterer Sagen über einige Tyrannen des Alterthums, die ihre Gewaltthätigkeiten bis zu einer gewohnheitsmäßigen Schändung der Bräute ausdehnten, dafür jedoch die gerechte Strafe fanden; 2. die Verbreitung der Reiseberichte über einige Völkerschaften verschiedener Welttheile, von deren (heidnischen) Priestern oder Häuptlingen man Ähnliches erzählt; 3. die Unkenntniß über die geschichtliche Entwicklung derjenigen Hörigkeitsverhältnisse, aus denen das Recht der Grundherren auf Heirathsabgaben der Hörigen entstanden war. — Die seit dem 16. Jahrhundert verbreitete Vorstellung, das jus primae noctis habe in alten heidnischen Zeiten bestanden und sei in christlicher Zeit abgelöst worden, verwandelte sich allmählich in die Lehre, daß jenes empörende Recht im christlichen Mittelalter in den meisten oder in allen europäischen Ländern geherrscht habe. Insofern als diese Lehre, ohne eine ernstliche Prüfung der Beweisgründe, von modernen Gelehrten festgehalten und verbreitet wird, kennzeichnet sich dieselbe als ein gelehrter Aberglaube."

Der Verfasser hat, um dieses Resultat zu gewinnen und festzustellen, weder Mühe noch Arbeit gescheut; er hat sozusagen alles, was über den Gegenstand gesagt und geschrieben worden, gesehen, gelesen, durchforscht und geprüft. — Zunächst zeigt er an einigen eclatanten Beispielen die grenzenlose Leichtfertigkeit und Seichtigkeit, mit welcher moderne Schriftsteller das besagte jus beweisen; dabei wird namentlich die Kühnheit des Dr. Felix Liebrecht zu Lüttich in gehöriges Licht gesetzt. Es wird dann gezeigt, daß mehrere Erscheinungen im Erbrecht, welche man nur durch die Theorie des jus primae noctis erklären zu können wähnte, theils fälschlich angenommen und geglaubt, theils höchlich mißverstanden wurden. Verwandt damit ist das lange, aber äußerst interessante Kapitel von den Heirathsabgaben in den einzelnen europäischen Ländern. Es ist hier ein herrlicher Beweis erbracht, daß es für Gelehrte keineswegs nahe lag, in diesen Abgaben einen unehrbaren Ursprung vermuthen zu müssen, daß im Gegentheil nur große Kenntnißlosigkeit und Oberflächlichkeit auf eine solche Erklärungsart verfallen konnte. Ein anderes Kapitel erläutert die falschen Theorieen, aus welchen moderne Schrift-

steller das jus primae noctis ableiten möchten. Während die einen (Bachofen, Lubbock, Mac Lennan, Morgan u. a.) das fragliche jus aus einem erträumten, schrankenlosen Mischleben der Urvölker, für welches man den Namen „Hetärismus" erfunden hat, entstehen lassen, machen andere heidnische und christliche Priester zu Erfindern desselben; wieder andern gefällt es besser, die Sklaverei, die Feudalität, oder auch ganz allgemein die Brutalität des Mittelalters als Quelle eines Unfugs, dessen Existenz ihnen nun einmal als fixe Idee vorschwebt, anzuschuldigen. Dr. Schmidt zeigt nun, daß diese Quellen entweder nie bestanden haben, sondern erträumt sind, oder insofern sie bestanden, gänzlich ungenügend sind, um aus denselben das jus primae noctis herzuleiten, selbst in dem Falle, daß dieses jemals in der Welt existirt hätte.

Ein Recensent im „Kosmos" (Stuttgart 1881, S. 473), der übrigens das Buch sehr günstig bespricht und namentlich hinsichtlich der Nicht-Existenz des jus primae noctis dem Verfasser vollständig beistimmt, findet doch, er habe Bachofens Theorie nicht genügend gewürdigt, und bedroht ihn mit dem Nachweis, daß der Hetärismus der Urstand des Menschengeschlechtes gewesen sei. Man kann ja den Beweis ruhig abwarten, nur müßte derselbe fester und glücklicher gestützt werden, als mit der Behauptung, die Heirathsabgaben an die Kameraden des Bräutigams (wovon Herr Schmidt S. 140 bis 146 handelt) könnten keinen andern Grund als den Hetärismus haben, weil die Abgabe offenbar eine Entschädigung für die ihnen entzogene Braut sei.

In dem zweiten Abschnitt des Werkes geht der Verfasser zur „Darstellung und Beurtheilung der einzelnen Nachrichten" über, welche hinsichtlich dieses imaginären Rechtes in der ganzen Literatur sich finden. Er behandelt darin die Erzählungen aus dem Alterthum (in Asien, Afrika und Europa), aus dem Mittelalter (in Indien, Rußland, Deutschland, der Schweiz, Österreich, Italien, Frankreich und Spanien), endlich aus der Neuzeit (in Asien, Frankreich, Italien, der Schweiz, Amerika und Australien). Nirgendwo findet der Verfasser eine verlässige Geschichte oder Begebenheit, aus welcher das fragliche Recht als je bestehend erwiesen werden könnte; überall beruht der Schluß für dessen Existenz auf Mißverständniß, auf nebligen Ideen, zuweilen sogar auf Fälschung und Bosheit, und bei dem neuen Gelehrten auf einem gedankenlosen „gelehrten Aberglauben". Der Stoff ist jedoch viel zu weitschichtig und massenhaft, um einen summarischen Überblick über denselben hier bieten zu können. Der Verfasser gibt aber selbst am Schlusse seines Werkes S. 365—378 einen Rückblick über alle im Verlaufe des Buches besprochenen Fälle, und gliedert dieselben, um das Gesammtergebniß kürzer und bündiger vor Augen zu stellen, je nach ihrem Gehalt und ihrer Bedeutung unter verschiedenen charakterisirenden Titeln.

Über den Ursprung der Sage ist Herr Schmidt der Ansicht, dieselbe habe sich durch Hektor Boeis, einen Schotten, im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Literatur verbreitet. Boeis, wahrscheinlich durch gefälschte Berichte selbst betrogen, erzählt, König Evenus III. von Schottland, dessen

Existenz mehr als zweifelhaft ist, habe zur Zeit des Kaisers Augustus den Grundherren seines Landes das jus primae noctis verliehen, und dasselbe habe in Schottland als Recht gegolten, bis die hl. Margaretha ihren Gemahl Malcolm III. bewog, statt dessen eine Heirathsabgabe einzuführen. Sogar Papebroch, der gelehrteste der Bollandisten, hat unvorsichtig die Erzählung Hektors als Wahrheit hingenommen und wiederholt reproducirt. — Es fehlt zwar nicht an mittelalterlichen Gesetzen, welche dieses jus förmlich aussprechen, allein Herr Schmidt weist (S. 251, 331, 353) aus ihrer Fassung und aus den Umständen überzeugend nach, daß dieselben bloß scherzhaft (freilich etwas roh und unpassend) gemeint waren.

In Catalonien schaffte König Ferdinand II. das jus primae noctis durch Schiedspruch vom 21. April 1486 ab (S. 300, Art. 9 b). Wäre die betreffende Stelle wörtlich und in ihrer gewöhnlichen Bedeutung zu verstehen, so ließe sich nicht bestreiten, daß der Mißbrauch des jus primae noctis daselbst zu Recht bestand. Allein zu gewaltig steht die Isolirtheit dieses Falles und die Schweigsamkeit der Concilien oder der geistlichen Behörden überhaupt da, um den wörtlichen Sinn zu gestatten. Wie aber kommt der Schiedspruch zu der anstößigen Ausdrucksweise? Hierüber gibt es nur Vermuthungen. Der Verfasser meint, es sei hier bloß von einer symbolischen Handlung die Rede. In der That läßt sich der zweite Theil des Satzes leicht damit erklären. Sollte aber auch der erste, der freilich einen sehr sonderbaren und sogar in der Symbolik höchst unzarten Gebrauch enthält, eine bloß symbolische Bedeutung haben, so kann er sich nur auf eine Förmlichkeit, auf eine Handlung beziehen, die sich frei und offen in Gegenwart der Hochzeitsgäste, also ohne unsittlichen Charakter vollzog. Möglich ist es auch, daß dieser erste Theil eine auf die Symbolik des zweiten gestützte Rechtsübertreibung vereinzelter Grundherren bedeutet; oder es fand sich, was schließlich auf dasselbe herauskommt, auch in Catalonien irgend ein scherzhaftes Gesetz von der Art der eben erwähnten, aus welchem aber einzelne Grundherren Ernst zu machen anfingen.

Merkwürdig ist eine von Saint-Amans 1812 entweder selbst verfaßte, jedenfalls publicirte angebliche Urkunde (S. 259) vom 13. Juli 1302, die offenbar gefälscht ist, worin das jus primae noctis in Guyenne sogar gerichtlich anerkannt und geschützt wird. Wahrscheinlich hat der Fälscher weniger im theoretischen Interesse der Lehre vom droit du seigneur im Mittelalter gearbeitet, als in der Absicht, Feudalwesen und Aristokratie in der Person des Joh. von Durasfort verächtlich und verhaßt zu machen. Merkwürdig ist aber die gefälschte Urkunde deßwegen, weil sie zeigt, welcher Beweismittel sich selbst Schriftsteller neuesten Datums (Kulischer 1879, u. a.) bedienen, um das Phantom vom droit du seigneur festzuhalten. Es wird dann gar leicht, über die „drückendste Knechtschaft der Leibeigenen" im Mittelalter (S. 334), oder über die „dumme Verthierung des stolzen und lebhaften französischen Volkes" (S. 342) zu jammern; solche Staffage braucht man, um das goldene Glück des revolutionären Zeitalters mit Erfolg anzupreisen.

Es war vielleicht nicht ganz nothwendig, um die Theorie des jus pri-

mae noctis wissenschaftlich zu erschüttern und zu vernichten, so tief einzudringen, aber der Verfasser hat darum doch sehr gut daran gethan, seine Forschung in diesem Umfang zu unternehmen, denn er hat neben dem directen noch einen indirecten Zweck, vielleicht sogar unabsichtlich, erreicht, wofür wir ihm Dank wissen. Er hat ein Exempel statuirt, wie Geschichte gemacht wird; er hat an einem Beispiel die Methode beleuchtet, wie gewisse große und kleine Vertreter moderner Wissenschaft vorangehen, um das Mittelalter und die Kirche schmähen zu können. Dafür war es nothwendig, die Reptilien in ihren Höhlen, in ihren Werkstätten aufzusuchen und ihre Arbeit kritisch zu beleuchten. Für die Katholiken aber enthält dieses Buch die goldene Warnung und Lehre, nicht leicht geschichtlichem Gefasel zu trauen, wenn es auch noch so vornehm wissenschaftlich gespreizt auftritt, sobald dasselbe einen für ihre Kirche, für katholische Einrichtungen und Gebräuche ungünstigen Ton anschlägt. Mißtrauen ist die beste und verlässigste Stimmung bei der Lesung kirchenfeindlicher Schriften und Zeitungen. Herr Schmidt hat gezeigt, welchen Werth antikatholische Erzählungen und Begebenheiten besitzen, selbst dann, wenn sie zur Auctorität landläufiger Axiome heraufgelogen worden sind.

R. Bauer S. J.

Deutsche Literaturgeschichte, von **Robert König**. Mit 43 zum Theil farbigen Beilagen und 254 Abbildungen im Text. Elfte, mit der neunten gleichlautende Auflage. 8⁰. 840 S. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1881. Preis: *M.* 14.

Dank ihrer glänzenden Ausstattung hat diese Literaturgeschichte sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit über ganz Deutschland hin verbreitet. Daß der Text nicht ganz der glänzenden Ausstattung entspricht, sondern sogar als Compilation zu wünschen übrig läßt, haben zwar unbefangene und unabhängige Kritiker schon zur ersten Auflage bemerkt; allein das schimmernde Kleid triumphirte. Eine Auflage folgte rasch der andern, und vom Erfolg unterstützt, mag das reizende, verlockende Buch wohl auch an katholischen Thüren anklopfen. Wir halten es deßhalb für eine Pflicht, ein Wörtchen darüber zu sagen, um so mehr, als es sich beim ersten Durchblättern auch für den Katholiken ganz anmuthig und freundschaftlich präsentirt.

Da prangt gleich am Frontispiz die Madonna mit dem Jesukind und vor ihm die heiligen drei Könige mit ihren Gaben: ein zierliches Facsimile aus einer mittelalterlichen Pergament-Handschrift des Marienlebens von Wernher von Tegernsee. Dann erscheint auf Purpurgrund in Gold und Silber das schönste aller Gebete, das Vater unser, in den Schriftzügen des Codex Argenteus. Darauf folgt in seiner mittelalterlichen Form das herrliche Wessobrunner Gebet, die Straßburger Eidschwüre, ein Blatt aus dem Heliand, ein anderes aus Otfrieds Evangelien-Harmonie — und endlich gar die Nonne Roswitha von Quedlinburg, von Albrecht Dürer gezeichnet, wie sie Kaiser Otto dem Großen und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz ihre Werke überreicht. Kann ein Buch frömmer und erbaulicher anfangen? Wel-

ches katholische Mädchen-Institut könnte sich einer solchen Literaturgeschichte verschließen? Welche katholische Familie könnte einem Buche die Thüre weisen, das in schönster Harmonie die Frömmigkeit des Mittelalters mit aller Bildung der Neuzeit, das begeistertste Nationalgefühl mit ebenso tiefem Sinn für das weibliche Gemüth zu vereinen scheint?

Auch der Text mag in mancher Hinsicht, bei nur oberflächlichem Durchblättern, unverfänglich erscheinen. Dem Mittelalter sind von den 800 Seiten immerhin 200 gewidmet. Die Verdienste der Mönche um Sprache und Literatur werden zum Theil anerkannt, ein schreibender Klosterbruder ist sogar unter die Vignetten aufgenommen. Von den Kreuzzügen wird mit einer gewissen poetischen Sympathie gesprochen. Manche religiöse Dichtungen des Mittelalters sind mit sichtlichem Interesse skizzirt, die großen Epen und der Minnesang als ehrwürdige Nationalschätze behandelt, wie das ja schon lange zum guten Ton gehört. Das ausgehende Mittelalter ist nicht ganz so schwarz colorirt, wie es früher in der protestantischen Legende angestrichen wurde. Vielleicht hat Janssens Werk hier einigen Einfluß ausgeübt, obwohl es für die Würdigung der literarischen Zustände sonst kaum benützt wurde. Für Luthers Beurtheilung wird Dr. Döllinger als „katholischer Prälat" citirt, der Reformator selbst nicht ganz von allen menschlichen Schwächen freigesprochen. Spee, „obwohl er Jesuit war", Angelus Silesius und Abraham a Santa Clara finden freundliche Erwähnung; der Letztere erhält sogar, wie Dach, Paul Gerhardt und Brokes, ein größeres Porträt. Aus der neueren und neuesten Periode werden die meisten von jenen Katholiken besprochen, welche Kurz präsentabel gefunden hatte; Annette von Droste-Hülshoff wird sogar gefeiert, als ob sie eine richtige Protestantin gewesen wäre. Auch der Dichter von „Dreizehnlinden" ist der Zahl der Auserwählten beigerechnet, obwohl er „in seinem Hauptmotiv ohne die rechte evangelische Tiefe ist". Bei den Romantikern wird neben tiefen Schatten doch auch „helles Licht" anerkannt, Friedrich von Schlegel wenigstens als Sanskrit-Forscher geduldet, Brentano um des Wunderhorns und der Frau Rath Göthe willen sogar ein wenig geliebt. Eichendorff vollends wird als Dichter fast wie Annette von Droste-Hülshoff verehrt, ja, Herr König hat sich sogar aus seinen „einseitigen" literaturhistorischen Schriften „hier und da ein Wort angeeignet" und scheint die Forderung anzuerkennen und gutzuheißen, welche der letzte Romantiker an sich selbst und die Poesie stellte:

„Eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisirende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständniß der Natur sich herübergerettet hat."

Das ist ein Postulat, das im Sinne Eichendorffs jeder Katholik von Herzen unterschreiben kann; aber ob es Eichendorff in demselben Sinne versteht, wie König, das ist eine andere Frage. Da dürften die Wege denn doch etwas auseinandergehen. Daß Eichendorff unter religiöser Weltanschauung die katholische meinte, darüber kann kein Zweifel sein, aber

13*

fast ebenso wenig darüber, daß Herr König eben diese katholische Weltansicht für eine Spielerei hält oder für etwas, womit sich spielen läßt, obwohl ihn die zehn Jahre des Culturkampfes eines Besseren hätten belehren können.

Schon gleich S. 9 wird in Ulfilas' Bibelübersetzung das „unverfälschte Wort Gottes" so betont, daß sich der junge, katholische Leser verwundern wird, das „Wort Gottes" schon im vierten Jahrhundert so ernstlich bedroht zu sehen. Herr König sagt ihm nicht, daß Ulfilas Arianer war, also nicht einmal an die Gottheit Christi glaubte, noch viel weniger mit dem unfehlbaren Lehramt der Kirche in Beziehung stand, dessen Obhut Christus sowohl das geschriebene als das ungeschriebene Wort Gottes anvertraut hatte; vielmehr wird die Bibelübersetzung des Arianers mit urgermanischer Begeisterung zu einer Vorläuferin der Luther'schen gestempelt, und Ulfilas ebenso urgermanisch und urprotestantisch dafür belobigt, daß er für eine gothische Kirchensprache gesorgt habe, während die Kirchensprache „bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und so alles tiefergehenden Einflusses auf das Volksleben entbehrte". Wie gerade die germanischen Stämme des Westens dennoch Christen, ja die Träger der christlich-mittelalterlichen Civilisation geworden sind, erklärt Herr König nicht näher, versichert aber S. 15: „Selbst der als ‚Apostel der Deutschen' oft gerühmte Winfried oder Bonifacius predigte nur selten in deutscher Sprache und stellte Alles, was er bekehrte, unter Roms Gehorsam und unter die dort beim Gottesdienst übliche fremdländische Sprache. Ja nur zu bald ward es mißbräuchliche Sitte, daß die niedrigen Geistlichen nicht predigen durften, daß dieses ein Vorrecht der Bischöfe war, die sich darauf beschränkten, eine lateinische Homilie vorzulesen." Mit solchen Versicherungen wird die katholische Kirche gleich von Anfang an aus der wirklichen, geschichtlichen Stellung hinausgedrängt, welche sie im Culturleben und in der Literatur-Entwicklung des Mittelalters einnimmt. Alles, was sie für Deutschland gethan, wird so gedreht, als ob es vom germanischen Geiste ihr gewaltsam abgerungen worden wäre. Der Gehorsam Roms hätte alle deutsche Bildung verhindert; aber selbst in den Klöstern und bei den Geistlichen war der germanische Geist stärker, als jener Gehorsam, und so ist denn doch schließlich eine deutsche Literatur entstanden. Rom ist und bleibt der Antichrist; mit den Geistlichen dagegen geht Herr König anscheinend barmherziger um, aber nur, um ihnen hinterher auch wieder einen verächtlichen Tritt zu geben. „Geistliche sind es zumeist," so gesteht er S. 36, „von denen uns Gedichte aus dieser Vorbereitungszeit aufbewahrt sind, und geistliche Stoffe herrschen darin vor; doch auch Laien, die großen Hohenstaufen-Könige auf dem Throne, Fürsten, Edelleute, Bürgerliche stimmen ein in den neuerwachenden deutschen Gesang, und immer weiter wird der darin emporsteigende Gesichtskreis, ja selbst aus dem Kloster vernehmen wir verstohlene Klänge eines Liebesliedes!"

Das soll wohl an jene Mönche erinnern, welche sich in blaue Augen verlieben und dann zur Überwindung ihrer Versuchung sich die eigenen Augen ausstechen! Über diese Sorte von Mönchen ist in dieser Zeitschrift schon der Madame Wilhelmine von Hillern das Nöthige gesagt worden. Herr König mag es nachlesen! Jedenfalls hatte der „unglückliche“ Mönch seine Augen noch, als er die wunderschöne Initiale D zeichnete, welche Herr König für den Titel seiner Literaturgeschichte benützt hat, und ich weiß nicht, ob er je eine so schöne Initiale erfinden wird, als dieser unglückliche mittelalterliche Obscurant. Was aber das „reizende“ Liebesliebchen betrifft, so ist es doch etwas arg, es erst als „verstohlene Klänge eines Liebesliedes aus dem Kloster“ zu verdächtigen, mitsammt der facsimilirten Initiale abzudrucken — und dann erst hinterher und nebenbei zu bemerken, daß es zwei Wernher gibt und daß es überhaupt gar nicht feststeht, von wem das Liebesliedchen herrührt. Es kann's recht gut ein junger Ritter unverstohlen gesungen haben! Weßhalb es also den Mönchen anhängen?

Vielleicht schien dieß indeß Herrn König nothwendig, um für „Erweiterung des Gesichtskreises“ in höheren Töchterschulen zu sorgen. Man kann ja nicht früh genug lieben! Zu Nutz und Frommen der „heiligen und prophetisch begabten Wesen“, wie Tacitus und nach ihm Herr König die „Damen“ der Germanen nennt, ist deßhalb wohl aus Veldeke's Eneit gerade der „Unterricht über die Minne“ enthoben — die Stelle nämlich, wo die Königin ihre Tochter Lavinia fragt, ob sie Turnus nicht liebe, und diese dagegen in ihrer kindlichen Naivität fragt:

„Wo mite sal ich in minnen?“

Der Unterricht der Frau Königin, die ihr Töchterlein unter die Haube bringen will, ist ausführlich genug mitgetheilt, um andere naive Lavinien aus ihrer unschuldigen Naivität aufzuwecken und sie auf die wichtigste Frage des Lebens aufmerksam zu machen. An den großen Heldenliedern und dem Minnesang wird der begonnene Unterricht dann fortgesetzt und sogar der Inhalt von „Tristan und Isolde“ so deutlich skizzirt, daß der junge Backfisch schon kolossal dumm sein muß, wenn er sich darnach nicht auch für unerlaubte Minne ein wenig interessirt. Seine Vollendung erhält der Unterricht über die Minne allerdings erst in der neueren Literatur.

Das 18. Jahrhundert beginnt, nur allzu bezeichnend, mit zwei Engelchen, von denen das eine splitternackt ist und dem andern das letzte, nothwendigste Kleidungsstück abzureißen sucht, das sonst auch noch die Basutos und Südsee-Insulaner respectiren. Sie stellen natürlich bloß die „deutsche“ Unschuld vor, wie sie in jenem Zeitraum an der Mode war. Dann kommen, meist im stark decolletirten Unschuldsgewande ihrer Zeit, die „Schätzchen“ und „Schätze“ Göthe's: Käthchen Schönkopf (S. 426), Lotte Kestner (S. 435), Lili Schönemann (S. 442), Frau von Stein (S. 446), Christiane Vulpius (S. 505), Marianne Willemer (S. 510); dann Göthe jung und alt, siebenmal von vorn und einmal von hinten (S. 454)!!! Damit man sich dann auch die Unschuld im Jahre 1774 genau vorstellen kann, ist aus dem ersten

„Werther“ die „Kanapee-Scene“ abgedruckt. Von der armen Friederike von Sessenheim war leider kein Porträt aufzutreiben; dafür ist das „Pfarrhaus“ abconterfeit und in Extra-Illustration Nr. 141, S. 430 der Hollunderbusch im Pfarrgarten von Sessenheim!! In der dunklen Laube steht die leere Bank, für Lavinia allein viel zu lang; wird sie auch jetzt noch fragen:

„Sô saget mir denne, was minne is?“

Anstatt die großen Dichtungen des Mittelalters in wohldurchdachten Skizzen und Auszügen mitzutheilen, hat König sie rasch kurz- und kleingehackt, aus jeder Aventiure ein paar Verslein, und etwas Sauce darangeschüttet, so daß die liebe Jugend glauben wird, sie ganz inne zu haben, ohne daß sie den inneren Gedankengang und Zusammenhang des Werkes erfaßt hat. Da ist aus Vilmar und Lindemann, obwohl sie keine Facsimiles bringen, weit mehr und Besseres über die Dichtkunst des Mittelalters zu lernen. Überhaupt liegt in dieser Ausstattung mit Facsimiles u. dgl. mehr Humbug und Futter für die Neugier, als wirklicher Nutzen. Sie sind eine schöne Zugabe für denjenigen, der die Literaturdenkmale ihrem Gehalte nach schon kennt. Das Letztere aber ist und bleibt die Hauptsache; und diese Kenntniß ist durch eine solche Art von Anschauungs-Unterricht nicht zu erreichen. Das erfordert ernstes, gründliches Studium, eine weit tiefere, gediegenere Auffassung der Geschichte, als sie Dr. König bekundet.

Da Herr König für die katholische Kirche absolut kein Verständniß hat, so kann man ihm nur Glück wünschen, daß er dem Mittelalter von den mehr als 800 Seiten seines Werkes nur 200 gewidmet hat. Erst mit der sogen. „Reformation“ fängt eigentlich sein Deutschland und seine deutsche Literatur an. Er athmet förmlich auf, wo er endlich aus dem finsteren Mittelalter heraustritt (S. 203) und mit feierlichem Trompetenstoß verkünden kann:

„Das 16. Jahrhundert brach an. Nun trat Luther auf, und mit ihm begann, wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Literatur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit.“

Darauf folgt S. 204 die Luther-Legende ganz im alten, frommen Stil, mit „Tetzels Ablaßkram“ und mit dem „heldenmüthigen Bekenntniß“ zu Worms, ohne alle Rücksichtnahme auf das, was historische Kritik in Bezug auf diesen Gegenstand geleistet. Rührend ist der Schluß: „Seine Mönchskutte, in der ihn unser erstes Bild noch darstellt, legte er am 9. October 1524 öffentlich ab, indem er ohne sie predigte. Mit Katharina von Bora gründete er 1525 sein Haus, ein vorbildliches evangelisches Pfarrhaus. — Unter viel Kampf und Widerspruch baute er seitdem das begonnene Werk der Reformation von Jahr zu Jahr weiter aus, rastlos thätig bei häufiger Leibesbeschwerde. Am 28. Januar 1546 reiste er nach seiner Vaterstadt Eisleben, um einen Streit der Mansfelder Grafen über ihr Bergwerk schlichten zu helfen; predigte, trotzdem er sich kaum von Krankheit erholt, noch viermal; wurde dann auf's Neue

kränker und entschlief am Morgen des 18. Februar." Ein Muster von historischem Stil ist eine derartige Darstellung wohl nicht.

Für Herrn König ist Luther der Grundstein der ganzen neueren Literatur, der Vater und Prophet des neueren, selbständigen deutschen Culturlebens. Die „wahre" Kirche Christi, die echte neue Sprache, das Volkslied, die Volksschule — Alles, Alles hat er ja begründet! Selbst über das Theater spricht er sich in den „Tischreden" freundlich aus. Mit Romanen hat er noch nichts zu schaffen gehabt, sonst würde er wohl, wie Herr König, der Jugend den „Simplicissimus" und den Damen Herrn Ebers mit seinen anständig verliebten Ägyptierinnen empfohlen haben. Man kann sich darum nicht wundern, Luther in drei Porträts anzutreffen: als dicken Mönch im Augustiner-Habit, als bärtigen und abgemagerten Johannes nach der „Rückkehr von Pathmos" und als Doctor im 63. Jahre. Eher müßte man sich wundern, daß auch Heinrich Heine hinterher in drei Porträts kommt, viel artiger und besser frisirt, als Doctor Martinus, ein charmanter Dandy, selbst in der Krankheit für junge Damen „höchst interessant", wie der „Göthe von hinten". Ich weiß nicht, ob dieß dem Herrn Oberhofprediger Stöcker passend erschienen ist; aber jedenfalls deutet es auf versöhnlichere Gesinnungen gegen die moderne Synagoge, als sie „das evangelische Pfarrhaus" gegen Rom hegt. Zwar hat auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn in dem Bilderbuch zwei Nummern bekommen, und zwar vis-à-vis, S. 802 noch protestantisch, „ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle"; S. 803 dagegen als katholische alte Matrone mit dem „furchtbaren" Brief des „edlen" Fürstbischofs von Diepenbrock daneben: „daß es mit bloß ästhetischen katholischen Ansichten nicht gethan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daransetzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden; daß sie insbesondere nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgang nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen müsse". Die glückliche Combination soll wohl eine Art Warnungstafel für junge katholisirende Fräulein sein und das Lob mäßigen, das der convertirten Gräfin noch ziemlich barmherzig gespendet wird. Überhaupt geht Herr König mit den Damen, auch mit den katholischen, galant um; er weiß, daß über „passende Festgeschenke" und Familienbücher zumeist *sie* zu entscheiden haben. Mit den Herren, und namentlich mit den Geistlichen, braucht er's dann nicht so genau zu nehmen. Friedrich von Schlegel, so versichert er S. 533 kurz und rund, „war gar kein Dichter"; Zacharias Werner wird in Bild und Text carrikirt (denn er war ja Redemptorist, also „Affiliirter"! darum braucht über ihn Eichendorff nicht nachgelesen zu werden); Joseph von Görres aber ist mit nicht ganz fünf Zeilen „abgemacht" als unbedeutendes Anhängsel zu Brentano und Arnim.

„Der dritte in ihrem Bunde," so lauten diese kostbaren fünf Zeilen, „war der *spätere Vorkämpfer des Ultramontanismus, Joseph von Görres* (1776—1848), der von 1806—1808 in Heidelberg als Privatdocent lebte, mit Arnim und Brentano die ‚*Zeitung für Einsiedler*' herausgab und vornehmlich sich durch Sammlung und Neubelebung der ‚deut-

schen Volksbücher' ein großes Verdienst um unsere Literatur erwarb" (S. 534).

Das ist Alles, was Herr König von diesem deutschen Geistesriesen weiß. Er ist eben ultramontan. Bei Achim von Arnim wird das noch etwas deutlicher hervorgehoben: „Arnim war im Leben wie im Dichten ein frommer Protestant. ... Das Vaterländische, die Idee von Kaiser und Reich und Luthers Reformation — das waren die Triebfedern seines Strebens, während sonst die Romantiker die hierarchische Form für das Höchste und Herrlichste hielten." Dafür bekommt der fromme Arnim seine ganze Seite, und der Herr Baron von Fouqué auch, und der Letztere dazu noch ein volles Seitenbild mit Wappen und Lyra. Verdient ein Buch, das Annette von Droste-Hülshoff und einige andere katholische Damen nur dazu streichelt und liebkost, um Stolberg, Schlegel, Görres und alle hervorragenderen katholischen Männer desto sicherer begraben zu können, nicht die herzlichste Verachtung der katholischen Frauenwelt? Wenn sie jenes echt katholische Ehrgefühl beseelt, das die Frauen des Mittelalters so hoch erhob, so werden sie den Herrn König trotz aller seiner Knixe und trotz aller seiner Bilder und Facsimiles mit seinem „passenden Festgeschenk" zum Haus hinauscomplimentiren. Sie dürfen überzeugt sein, daß diese wunderliche Art, Raum und Lob zu vertheilen, eine sehr wirksame Art von stillem Guerilla-Culturkampf ist, der in weiten Kreisen die katholischen Ideen untergräbt und der katholischen Familie jenen Glauben zu verflachen sucht, den sie im offenen Kampfe siegreich behauptet hatte. Also fort mit dem Buch — dahin, wohin es gehört!

„Niedlich" spricht Herr König von Luthers Correspondenz: „Von großer Wichtigkeit für sein Leben wie für seine Lehre sind seine Briefe, von denen wir gegen 3000 besitzen und die noch jetzt uns fesseln, sei es, daß er an sein Hänschen väterlich-kindlich schreibt, oder mit ,meinem lieben Herrn Frau Katherin Lutherin' harmlos scherzt, oder an Gelehrte, Fürsten, den Papst rc. mit ernst wissenschaftlicher Auslassung oder streng mahnender Rede sich wendet." Warum nicht ein paar Pröbchen, Herr König, von diesen „ernst wissenschaftlichen" Auslassungen? — Ja, die paßten nicht recht zu der holdseligen Übersetzung des Ave Maria (S. 208) und könnten auf manche zartfühlende Leserinnen doch unangenehm wirken. Sollte ihnen dennoch sonst etwas davon zu Ohren kommen, so ist hierfür auch ein beschwichtigendes Tränklein bereitet: „Während durchweg ein naturwüchsiger Humor in Luthers Schriften zu Tage tritt," so gesteht Herr König ein, „herrscht darin eine oft alle Grenzen überschreitende derbe Satire und ein schneidiger Witz vor; man fühlt darin das ,altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Zornfeuer', wie es Wolfgang Menzel nennt, hindurch, aber nicht minder auch immer den heiligen Eifer um seines Gottes und seines Volkes Sache." Schon die Titel sind hier charakteristisch. So veranlaßte ihn die Heiligsprechung des 1107 verstorbenen Bischofs Benno von Meißen durch Papst Hadrian zu einer Schrift: „Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben

werden." Beruhigen Sie sich deßhalb, mein Fräulein, das ist zwar etwas grob, aber — — es ist altdeutsch, es erinnert Sie an das Zornfeuer des alten Donnergottes Thor, wie Sie bei Wolfgang Menzel nachlesen können — und das war ein frommer Mann, wie Sie bei mir nachlesen können, sehen Sie nur gütigst sein liebes Gesicht S. 659; endlich war eine solche Sprache nöthig für die Ehre Gottes und die Sache des deutschen Volkes! So calmirt Herr König seine Leserinnen. Er kann nun getrost einige stärkere Kost auftischen und den gemeinsten, verbissensten und geschmacklosesten Pamphletisten des 17. Jahrhunderts, Johann Fischart, als echtdeutschen Dichter in den Salon bringen. Obwohl dieser „echtdeutsche" Jesuitenfresser ein gut Theil seiner Gassenwitze aus der Sudelküche des „erbfeindlichen" Franzosen Rabelais zusammenstahl, so thut das doch nichts zur Sache; sein „Gargantua" ist eine „Schatzkammer für die Kenntniß des deutschen Volkslebens (soll wohl heißen: ‚deutscher Volksrohheit und Geschmacklosigkeit') im 16. Jahrhundert geworden". Aus einer anderen solchen „Schatzkammer", Fischarts „Bienenkorb", wird der Titel in Facsimile mitgetheilt, welcher also lautet:

„Binenkorb deß heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnaußnester, Brämengeschwürm und Wespengetöß [hiermit ist die katholische Kirche mit ihrer Hierarchie gemeint]. Sampt Läuterung der heyl. Röm. Kirche Honig waben: Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Immenstöck; und Erlesung der Bullenblumen, der Decretenkräuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiten) Säudisteln, der Saurbonischen Saubohnen, des Magis nostrischen Lirivipefenchels, und des Immenplatts den Plattimen auch deß Meßthaues und h. Saffts von Wunderbäumen 2c. Alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna iustirt 2c."

Die zugehörige Titelvignette stellt in rothem Drucke die päpstliche Tiara als Bienenstock dar, um sie auf immer dem rohesten und sinnlosesten Spotte zu überantworten; Bienen mit Infuln und Kapuzen (Bischöfe und Mönche) schwärmen um dieselbe herum, während eine Procession solcher Insecten mit Kreuz und brennenden Fackeln nach einer Kirche zieht, die in eine Windmühle ausläuft! Die Reproduction eines solchen Schandblattes, in welchem die katholische Kirche, Papst, Messe, Fegfeuer, Kirchenrecht, Ordensleben so gemein und elendiglich verhöhnt wird, zeigt am besten, wessen Geistes Kind das ganze Buch ist. In einem paritätischen und in einem so hochgebildeten Reiche, wie das deutsche zu sein behauptet, sollte eine staatlich garantirte Confession vor solchen Verunglimpfungen geschützt sein. Doch, bedenken Sie, Fräulein, das ist ja bloß altdeutsch — ein heiteres Lächeln des Donnergottes Thor!

Je weniger Zartgefühl Herr König für die ehrwürdige katholische Kirche hat, desto serviler zieht er die Schultern ein und desto tiefer beugt er seinen freien deutschen Rückgrat vor „unseren großen deutschen Classikern", obwohl

er doch wissen muß, daß Gottfried von Herder das „evangelische Pfarrhaus" — Dispens vom Cölibat vorausgesetzt — nicht ungern mit dem erzbischöflichen Stuhle von Neapel vertauscht hätte, daß Lessings „Nathan" nicht mehr ganz genau in's „evangelische Pfarrhaus" paßt, und daß Göthe, wahrscheinlich in schwachen Stunden seines evangelischen Bewußtseins, nicht nur Christus und sein Kreuz trivial verspottet, sondern auch auf Luther sehr „unerbauliche" Verse geschmiedet hat. Wir wollen sie hier nicht citiren.

Und doch! Und doch! Herr König vergibt einem „Genie" wie Göthe nicht nur diesen Spott auf Luther, sondern auch seine Auslassungen gegen das Christenthum, seinen Spinozismus, seine Naturfrömmigkeit, sein ausgesprochenes antikes Heidenthum, ja er treibt den Classiker-Cultus und den Göthe-Cultus in optima forma. Was aber Göthe's Christenthum betrifft, so weiß ich wohl, daß Julian Schmidt im zweiten Band des Göthe-Jahrbuchs einen schönen blauen Dunst darüber hat aufsteigen lassen. Er war schön blau, wie gesagt, aber — Dunst. Denn ein Christenthum, das Heidenthum, Judenthum, Pietismus, Katholicismus, Lutheranismus, Spinozismus, Darwinismus, Sonnendienst, Titanismus, kurzum alle religiösen Richtungen und Systeme geläutert und harmonisch ausgeglichen in sich begreift — — das ist kein Christenthum mehr, das ist moderner Dunst und weiter nichts. Das Christenthum ist keine Richtung, kein System, kein Liebesgedusel, kein ästhetisch-literarisches Phrasenmagazin, kein Haschisch-Traum, in welchem dem Dichter zwischen Klärchen und Gretchen, Mignon und Philine, Natalie und der „schönen Seele" die Madonna entgegenschwebt — das Christenthum ist eine klar formulirte, göttlich geoffenbarte Religion. Man kann aus den Worten und Werken eines Menschen ganz deutlich sehen, ob er ein Christ ist. Von Göthe's Leben wollen wir nun hier nicht reden. Aber fragen wir Göthe's sämmtliche Werke letzter Hand und die seither von ihm erschienenen Correspondenzen und Schriften: Hat Göthe an den dreieinigen Gott geglaubt, an Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geist? Hat Göthe geglaubt, daß die zweite Person in der Gottheit Mensch geworden ist, für uns gelebt und gelitten hat und uns mit seinem kostbaren Blut am Stamme des heiligen Kreuzes erlöst hat? Hat Göthe diesen unsern Erlöser, Jesus Christus, mit zweifellosem Glauben verehrt und angebetet? Hat er das Evangelium Jesu Christi als göttliche Lehre, als höchste Norm seines Lebens und Handelns betrachtet? Wer diese Fragen nicht unbedingt bejahen kann, der ist kein Christ mehr. Göthe ist ehrlicher gewesen, als seine Anbeter und Nachtreter. Er hat rund heraus bekannt, daß er ein „decidirter Nichtchrist" sei; diesen Herren aber gilt schon ein verliebter Gefühlsdusel als Christenthum:

> „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen
> Dafür! Gefühl ist Alles;
> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsgluth."

Das ist Göthe's „Christenthum", und dieses Christenthum, in seinen Werken gepredigt und besungen, verehrt und angebetet, ohne Unterlaß com-

mentirt und als die Blume der modernen Bildung anempfohlen, ist es, was den Göthe-Cultus für die Jugend, und namentlich die weibliche Jugend, gefährlich macht. Das sollten gläubige Protestanten ebenso gut in Erwägung ziehen, als ernste Katholiken, ehe sie ein Buch wie Königs Literaturgeschichte als Familienbuch bei sich aufnehmen. Ein solches Buch untergräbt in sanfter Weise alle klaren, ernsten, festen Begriffe von Christenthum und Religion; an die Stelle der christlichen Charitas unterschiebt es ein verworrenes Gemisch von Liebelei und religiöser Sentimentalität und an die Stelle eines hellen und bestimmten Urtheils die verschwommenste Confusion der Ideen, Seichtheit und Oberflächlichkeit. Tieferblickende Protestanten haben das längst eingesehen; aber die alte Abneigung gegen Rom, das ungeheure Ansehen der Classiker und die „Mode" neigt die Mehrzahl der Protestanten immer wieder zu dem modernen ungläubigen Lager hinüber. Man scheut es, dem wackeren, alten, christlichen Glauben auch auf dem Gebiete der Literatur Geltung zu verschaffen. Das gilt für bornirt, engherzig, geschmacklos. Anstatt Hand in Hand mit den Katholiken den wachsenden Unglauben zu bekämpfen, holt das „evangelische Pfarrhaus" alle verbrauchten Sturmböcke und Sturmleitern hervor, um Janssens deutsche Geschichte zu belagern. Anstatt für die Ehre Jesu Christi und für seine Lehre einzutreten, hat es immer nur den Luther und seine Ehre im Auge. Das ist's, was uns Katholiken schließlich jeden wahren, confessionellen Frieden verhindern muß. Uns Katholiken braucht nicht davor zu bangen, daß sich der Protestantismus auf's Neue mit dem Unglauben wider uns verbünde. Die katholische Kirche hat schlimmere Bündnisse überdauert. Aber um die gläubigen Protestanten, die ehrlich an Christus glauben, thut es uns leid. Der moderne Unglaube mag ihnen schmeicheln und schön thun, wie Göthe der Friederike zu Sessenheim; aber es ist keine wahre Liebe; er wird sie sitzen lassen als alte Jungfer in ihrem Hollunderbusch und sich nach einer Lotte umsehen und dann nach einer Lili und dann nach einer Charlotte u. s. w. Auf Christus kommt es diesem „geläuterten Christenthum" der modernen Welt gar nicht an!

A. Baumgartner S. J.

Gedichte von Wilhelmine Hensel. 16°. XII u. 272 S. Paderborn, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 2.25.

Nachdem bereits seit langen Jahren der Name Hensel in der deutschen Literatur sofort ein genau begrenztes, allgemein bekanntes und sympathisch anklingendes Genus der Lyrik dem Leser in's Gedächtniß ruft, war es ein sehr gewagtes Unterfangen, neben den gleichsam typisch gewordenen „Liedern" der jüngeren Schwester Luise nun auch die „Gedichte" der älteren Wilhelmine hinzustellen. Der Leser wird unwillkürlich die ersteren als Maßstab an die zweiten legen und bei jeder Verschiedenheit leicht zu Ungunsten der letzteren entscheiden. Ob dieß der einzige Grund war, warum die „Gedichte" Wilhelminens auch dem Recensenten minder genügten, oder ob wirklich das Verdienst derselben weniger groß ist? — Es ist jedenfalls nicht zu läugnen, daß ein gemeinsamer Zug inniger Frömmigkeit, festen Gottvertrauens

und kindlicher Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters die Lieder beider Schwestern wie ein Familienzug als zusammengehörig erkennen läßt. Einzelne Lieder Wilhelminens dürften, ohne als solche erkannt zu werden, sich getrost zwischen diejenigen Luisens stellen, und diese, glauben wir, sind auch die Perlen der vorliegenden Gedichte. Als solche nennen wir: Charfreitag, Ostern, Heimweh, Aus früher Zeit, Schmerz und Ergebung, Vorbei, Gebet, Entsagen, Himmelsruhe, Gebet (125), noch einmal Charfreitag und Ostern (134—137), Himmelfahrt, Der Seele Zwiegespräch, Dem Herrn u. s. w. Irren wir nicht, so sind es auch diese Lieder, welche in protestantische Gesangbücher übergegangen sind. Einige andere, uns weniger zusagende, wie: Morgenlied, Abendlied 2c., tragen den moralisirenden Gesangbuchsstempel noch offenbarer. Viele oder sagen wir richtiger die Mehrzahl der anderen, oben nicht genannten frommen Lieder vorliegender Sammlung haben einen nicht bloß subjectiven, sondern allzu persönlichen Charakter, um in weitere Kreise zu bringen. Als Tagebuchblätter, als poetisch gefaßte persönliche Gebetsformeln, Vorsätze 2c. mögen sie recht gut sein, wir hätten sie jedoch als selbstständige Gedichte nicht aufgenommen. Auch manches Gelegenheitliche ist unbedeutend und steht wahrscheinlich nur persönlicher Beziehungen halber in dieser Ausgabe. Unter den Reisebildern aus der Schweiz und Italien ist manches recht schöne, schwungvolle und sangbare Lied, dem es denn auch, wie die Überschriften sagen, nicht lange an der begleitenden Melodie gefehlt hat. Überhaupt ist Sangbarkeit ein durchgehender Charakter der ganzen Sammlung, sowie dieselbe auch mehr als geistreiche Bilder und Wendungen das Hauptaugenmerk der Dichterin gewesen zu sein scheint. Das letzte erzählende Gedicht ist eine Jugendarbeit und beansprucht als solche auch wohl nur ein persönliches Interesse. In der Gedichtsammlung einer Protestantin würde es uns nicht aufgefallen sein, specifisch protestantischen Ideen und Anschauungen zu begegnen; es freut uns daher um so aufrichtiger, statt dessen an manchen Stellen durchaus katholische Anklänge zu finden und unwillkürlich das bekannte „anima naturaliter christiana“ hier in „anima catholica“ zu verwandeln. Der Glaube an die Schutzengel (22), die Verehrung der Madonna (112, 135 2c.), das Gebet für Verstorbene (145) und Anderes finden ihren poetischen Ausdruck; ebenso berührt wohlthätig die treue Liebe zu der katholisch gewordenen Schwester Luise; schließlich sei als kurze Probe der Reisegruß an das Kloster Nonnenwerth (163) hier mitgetheilt:

„O Eiland, du, so lieb und traut,
So einsam von der Fluth umrauscht;
So recht für eine Himmelsbraut,
Die nur auf Gottes Stimme lauscht:

„Wie manches fromme Jungfrau'nherz
Fand hier den Frieden nach dem Streit,
Ließ draußen allen Erdenschmerz,
Ließ draußen alle Eitelkeit!

„O wär' ich auch so gotterfüllt,
So demuthsvoll, so engelrein —

Mein Heiland, du, so lieb und mild,
O führ' auch mich zum Frieden ein!"

Auch die Einführung dieser „Gedichte" wie die der „Lieder" verdanken wir dem verdienstvollen Nestor der katholischen Ästhetiker Deutschlands, dem Professor Schlüter in Münster.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

La resurrezione e corporea assunzione al cielo della Santa Vergine Madre di Dio. Dissertazioni teologiche-polemiche del P. Agostino Lana, D. Min. D. Inf. Consult. della S. C. dei riti. 8°. p. 389. Roma, Tipografia della Pace, 1880.

Wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Werk hinlenken, so hat das seinen Grund in der erneuten Anregung, welche die fromme Glaubensmeinung der leiblichen Aufnahme Maria's in den Himmel seit dem Vaticanischen Concil erhalten hat. Damals nämlich baten 204 Bischöfe um die dogmatische Definition des Satzes, „daß die allerseligste Jungfrau (wie über die Erbsünde und die böse Begierlichkeit, so auch) über den feindlichen Tod einen besonderen Triumph gefeiert habe durch ihre nach dem Vorbilde ihres Sohnes beschleunigte Auferweckung". So sehr auch das katholische Bewußtsein unserer Tage der Himmelskönigin diesen Vorzug zuerkennt, es läßt sich nicht läugnen, der Nachweis einer apostolischen Überlieferung umschließt noch einige dunkle Stellen, welche der Aufhellung bedürfen. Um so erfreulicher ist es, wenn von recht vielen Seiten auf diese Aufgabe hingearbeitet wird. Hier nimmt das citirte Werk aus den letzten Jahren unstreitig einen Hauptplatz ein. — Der Verfasser legt uns drei Dissertationen vor; die erste hat den Traditionsbeweis zum Gegenstand, die zweite den Nachweis aus den theologischen Congruenzgründen; die dritte antwortet auf die Einwürfe aus beiden Gebieten. Von der größten Bedeutung ist in unserer ganzen Frage offenbar das Zeugniß der Überlieferung. Diesem widmet der Verfasser denn auch ein sehr eingehendes Studium. In drei Artikeln führt er die verschiedenen Organe der Tradition vor, die heiligen Väter der lateinischen und griechischen Kirche, die Martyrologien und Menologien, die Liturgien. Die schönsten und herrlichsten Zeugnisse für die Aufnahme des jungfräulichen Leibes werden allerdings hin und wieder durch gleichalterige Zweifel in etwa gelähmt; jedoch lassen sich diese Zweifel zum großen Theil an der Hand der Geschichte auf Mißverständnisse zurückführen. Zudem sind die Zweifel alle erst secundären Ursprungs; sie kamen über die bereits bestehende Überlieferung. Diese wird aber schon zur Zeit des Concils von Chalcedon (451) eine „alte und sehr wahrheitsgetreue" genannt, und mehrere Angaben stellen fest, daß die Feier dieses Geheimnisses (als Himmelfahrt) bereits am Ende des fünften Jahrhunderts in Übung war. Die nachherigen Zweifel in den Martyrologien des hl. Ado und Usuardus sind wie die Werke selbst rein privaten Ursprungs. Dagegen spricht sich das officielle, liturgische Zeugniß der römischen Kirche constant für das Geheimniß aus. Es liegt dieses in der berühmten oratio

super populum „Venerandam", welche nur in Folge des Wegfalles der üblichen Procession im neuen Missale Romanum keinen Platz mehr fand.

Kurzgefaßter Commentar zu den vier heiligen Evangelien. Von Dr. Franz X. Pölzl, o. ö. Professor der Theologie an der k. k. Universität zu Graz. In vier Bänden. — Dritter Band. Erster Theil. Kurzgefaßter Commentar zum Evangelium des hl. Johannes, mit Ausschluß der Leidensgeschichte. 8°. VIII u. 228 S. Graz, Styria, 1882. Preis: *M.* 3.30.

Indem wir diese Publication hiermit zur Kenntniß unserer Leser bringen, versparen wir uns eine eingehendere Besprechung derselben bis zum vollständigen Erscheinen des dritten Bandes.

Der biblische Schöpfungsbericht als Grundlage der Religion und der Gesellschaft. Von J. Gyß, Ehrencanonicus in Oberehnheim (Elsaß). Separatabdruck aus der Beilage der „Augsburger Postzeitung", 1882, Nr. 15—17. 8°. 20 S. Augsburg, Dr. Max Huttler.

Vorliegende Arbeit stellt es sich zur Aufgabe, den religiösen Lehrgehalt des biblischen Schöpfungsberichtes, im Gegensatz zum alten wie zum neueren Heidenthum, zu erheben. Das Dasein eines persönlichen Gottes als des Urhebers und höchsten Herrn aller Dinge; die Erschaffung der Welt durch Gott, zum Zwecke der Offenbarung seiner Allmacht, Weisheit und Güte; die Einheit und der Adel des Menschengeschlechtes; die göttliche Einsetzung der Ehe, als die Begründung von Familie und Gesellschaft; die Heiligung des siebenten Tages: das sind die Hauptwahrheiten, welche Gott mittelst dieses Berichtes den Menschen aller Zeiten einprägen wollte. Dabei wird das Verhältniß des biblischen Berichtes zu wissenschaftlichen Fragen, soweit dieß die Kürze des Schriftchens gestattet, flüchtig berührt.

Geistliche Einsamkeit, oder monatliche Vorbereitung auf den Tod, in 36 Betrachtungen. Von P. Bonifacius von Mainz, aus dem Kapuzinerorden. Mit Erlaubniß der geistlichen Obern. VIII u. 232 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 1.

Zunächst berechnet für die monatliche Geistessammlung, hat das Büchlein die Grundwahrheiten des christlichen Lebens und der christlichen Vollkommenheit nach Inhalt und Beweggründen trefflich gezeichnet und in recht taktvoller Weise geordnet. Es ist daher nicht bloß sehr geeignet, seinem nächsten Ziele zu entsprechen, sondern es bietet überhaupt eine Reihe von Betrachtungen, die für jede Zeit einen willkommenen Stoff abgeben, oder auch als geistliche Lesung mit Nutzen verwerthet werden. — Höchst selten nur begegnet der Leser Ausdrücken, die etwa einer verbessernden Hand bedürftig wären. Das Erheblichste in dieser Hinsicht möchte die Verwerthung der Stelle Apoc. 4, 16: „Weil du aber lau bist, so werde ich anfangen, dich aus meinem Munde auszuspeien", sein. Nur S. 167 wird die Stelle wörtlich gegeben, aber auch dort ist, wie schon S. 37, das „Anfangen" mit dem wirklichen und vollendeten Ausspeien aus dem Munde Gottes unterschiedslos zusammengestellt. Die Lauheit ist noch nicht der Tod der Seele. Der Laue fängt an, die Gnade Gottes zu verlieren, weil die Lauheit der erste Schritt zur Todsünde ist: aber so wie die Lauheit die ewige Seligkeit nicht verwirkt, wenn sie bloß Lauheit oder der Anfang des Weges zum

Verderben bleibt; so führt auch das Anfangen des „Ausspeiens aus dem Munde Gottes“ die Verstoßung nicht nach sich, wenn das „evomere ex ore meo“ nicht vollendet wird.

Tägliches Seelenbrod, oder Lebensregeln auf alle Tage des Jahres. Gesammelt und bearbeitet von Dr. Joseph Anton Keller, Priester der Erzdiöcese Freiburg. Mit Approbation. 16°. VIII u. 333 S. Dülmen, A. Laumann. Preis: *M.* 1.

Das recht hübsch ausgestattete Büchlein bietet im ersten Theile Kernsprüche für alle Tage des Jahres; im zweiten Theile Lebensregeln, theils allgemeiner Natur, welche sich den Sprüchen des ersten Theiles nähern, theils specieller Natur, für die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Pflichten oder frommen Übungen angepaßt. Es sind in der That wahre Kernsprüche, auf eine kernige und gesunde Ascese für den gewöhnlichen Christen sowohl als für solche, die höherer Vollkommenheit nachstreben, trefflich berechnet; es sind wirklich Goldkörner, aus den Schriften verschiedener Heiligen und bewährtester Asceten gesammelt. Wir können dieselben, nebst der Vorerinnerung des Verfassers, einem Leser jeden Standes nur anempfehlen mit den Worten: Haec fac et vives!

Von einigen Druckfehlern, die ein aufmerksamer Leser wohl herausfühlen wird, wollen wir absehen: nur ein paar Stellen scheinen mißverständlich zu sein, namentlich S. 221, wo vom vollkommenen Ablaß gesagt wird, es sei zu dessen Gewinnung (als ob nur für diesen) der Stand der Gnade nöthig; S. 224, wo die Nothwendigkeit behauptet wird, auch im Bußgerichte die Sünden aus Liebe zu Gott von Herzen zu bereuen; S. 298, wo es Nr. 31 für unstatthaft erklärt wird, auch aus den schwerwiegendsten Gründen sich der Gefahr einer schweren Sünde auszusetzen.

Großbritannien und Rom, oder: Soll die Königin von England diplomatische Beziehungen mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche unterhalten? Von Dr. Capel, Hausprälat Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. Aus dem Englischen von J. B. Pl. Harth. Gr. 8°. 61 S. Berlin, Verlag der „Germania“, 1882.

Obwohl zunächst nur für England berechnet, besitzt die vorliegende Broschüre doch ein ganz allgemeines Interesse. Die Gründe, durch welche Msgr. Capel die Nothwendigkeit regelmäßiger diplomatischer Beziehungen zwischen England und Rom darthut, sind fast alle allgemeiner Natur, wenn sie auch für Großbritannien in höherem Maße gelten, da es über zehn Millionen Katholiken zu seinen Unterthanen zählt und die katholische Hierarchie besonders in den auswärtigen Missionen einen großen Einfluß besitzt. Um die gewöhnlichen Einwürfe gegen die officielle Anerkennung einer ausländischen Jurisdiction auf englischem Gebiete zu widerlegen, setzt der Verfasser kurz die katholische Lehre von dem Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt auseinander. Die Broschüre liefert auch einen interessanten Beitrag zur irischen Frage. Obschon Msgr. Capel begeisterter Engländer ist, verurtheilt er doch die englische Politik gegen die „Schwester-Insel“ auf's Schärfste. Er befürwortet für Irland eine viel weitergehende Selbstregierung mit einem einheimischen Parlament, Ausdehnung des bäuerlichen Grundbesitzes, Hebung des irischen Handels und der irischen Industrie, welche man bis heute planmäßig niederzuhalten suchte.

Die Restauration der Liebfrauenkirche zu Münster, erläutert von F. Wolters, Pfarrer. Lex.-8⁰. 72 S. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1882. Preis: *M.* 1.

Die Liebfrauenkirche zu Münster ist nicht nur der Himmelskönigin geweiht, sondern birgt auch in ihren Mauern ein vielverehrtes Gnadenbild der schmerzhaften Mutter. Die Kirche wurde gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut, der herrliche, kunstreiche Thurm jedoch erst zu Ende desselben oder im Anfange des folgenden Jahrhunderts vollendet. Die Nothwendigkeit einer gründlichen Restauration hatte sich darum schon seit geraumer Zeit fühlbar gemacht. Der hochselige Bischof Johann Georg, dessen hohe Verdienste um die Förderung der kirchlichen Kunst in der Diöcese Münster stets in gesegnetem Andenken bleiben werden, gab im Jahre 1855, und zwar in einer Maipredigt, auch den ersten Anstoß zur Ausführung der Restauration dieser Kirche. Besonders in den letzten zehn Jahren schritt die Arbeit rüstig voran. Was bereits geschehen ist und was noch geschehen soll, führt die vorliegende Schrift aus, die den seeleneifrigen Pfarrer der Liebfrauenkirche selbst zum Verfasser hat. Der ganze Plan mit den ihm zu Grunde liegenden Ideen und allen Details der Ausführung kommt zur Besprechung. Die faßliche Erklärung der reichen Symbolik und überhaupt alle Erläuterungen werden nicht nur das Verständniß jener Sprache erleichtern, in der die christliche Kunst zu den Gläubigen redet, sondern wohl in noch höherem Grade auch die Andacht und Erbauung fördern. — Der Ertrag der Schrift, welche durch eine Ansicht des restaurirten Chores in Lichtdruck geziert ist, soll der Restauration des Thurmes zugute kommen.

Wörls Reisehandbücher. Deutsche Alpen (Südbayern, Tirol, Salzburg 2c.). Ein Führer für Reisende in die Alpenländer. Mit vielen Plänen, Karten, Panoramas, Grundrissen 2c. 390 S. Würzburg, Wörl. Preis: *M.* 6.

Der vorliegende Führer durch die deutschen Alpen bildet gewissermaßen eine Ergänzung des im verflossenen Jahre erschienenen Werkes über Österreich-Ungarn, indem er das deutsch-österreichische Alpengebiet, das dort nur theilweise und weniger ausführlich behandelt werden konnte, in detaillirter Weise dem Publikum vorführt. Wir stehen nicht an, die Empfehlung, welche wir im vorigen Heft den übrigen Wörl'schen Reisehandbüchern gegeben, auch auf diesen sorgfältig gearbeiteten Band auszudehnen.

Miscellen.

Dr. Schlottmann, Dr. J. L. Jacobi und moabitische Scherben. Wir können nicht an Herrn Schlottmann denken, ohne ein mea culpa auf die Brust zu schlagen, weil wir beitrugen, den weltberühmten Mann noch berühmter zu machen. Herr Prof. Schlottmann von Halle hat bekanntlich seinen Erasmus redivivus als Osterprogramm der Universität Halle 1881 veröffentlicht; wir aber hatten die Schwäche, an der possirlich lamentabeln Schrift

unsern Spaß zu finden und die drolligsten Einfälle desselben in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Bd. XXI. S. 542) zu publiciren. Als darauf sein Buch am 11. März 1882 im preußischen Landtag in die Beitze kam, so daß der Herr Cultusminister sogar die Schrift taktlos fand, war das Glück des Herrn Professor gemacht: er wurde ein berühmter, ein großer Mann. Dieses Glück stachelte den Ehrgeiz des Herrn Dr. J. L. Jacobi, ebenfalls Professor der Theologie zu Halle; er schrieb daher auch ein Buch von exakt zwölf Seiten, unter dem Titel: „Professor Schlottmann, die Halle'sche Facultät und die Centrumspartei. Eine Vertheidigungsschrift." Auch Jacobi wurde mit seinen zwölf Seiten ein berühmter Mann, denn am 6. Juni war Prediger-Conferenz in Halle, und die ganze hochwürdige Versammlung bezeugte den Herren Professoren Schlottmann und Jacobi ihren Dank und ihre Verehrung dadurch, daß sie sich von ihren Plätzen erhob; Tags darauf erhielt Herr Schlottmann in einer anderen Prediger-Conferenz zu Berlin noch extra Erwähnung. Das Sprüchwort sagt: L'appétit vient en mangeant. Um die Ruhmesactien noch mehr in Hausse zu bringen, wurde aus Schlottmanns lateinischem Erasmus ein Kapitel von einem seiner jungen Schüler, weiland Prediger zu Magdeburg, der auch Jacobi, zum Unterschied vom Professor aber A. J. J. heißt, in's Deutsche gebracht mit dem Titel: „Der deutsche Gewissenskampf gegen den Vaticanismus." Herr Schlottmann aber fügte diesem kämpfenden Gewissen noch 52 Seiten culturkämpferischer Vorrede hinzu. So geschehen zu Halle in der Woche vor Pfingsten 1882.

Herr Jacobi, der Professor, nennt Schlottmanns Erzeugniß „ein gediegenes Geisteswerk, ein mit classischer Kunst geschriebenes Buch". Der dankbare Herr Schlottmann übertrumpft aber seinen Panegyriker und preist dessen zwölf Seiten als „inhaltsreich und geistvoll", welche „mit so schneidigen Waffen kämpfen, daß bis jetzt nichts darauf erwiedert worden ist und sicher auch in Zukunft nichts darauf wird erwiedert werden, was vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Urtheils bestehen könnte". Ist es nicht höchst ergötzlich, zu sehen, wie die beiden hochwürdigen Prediger so prächtig das Weihrauchfaß gegeneinander schwingen und in Rauchwolken gegenseitiger Lobreden sich einduseln? Was aber das mit eigenthümlicher Bescheidenheit erdichtete Monopol des gesunden Menschenverstandes betrifft, so hat es damit noch seine guten Wege; wir wenigstens erkühnen uns, auf einige schadhafte Stellen des gesunden Menschenverstandes in den „gediegenen und geistvollen" Meisterwerken der beiden Dithyrambiker aufmerksam zu machen.

Es interessirt vielleicht unsere Leser, zu erfahren, wer diese geistesgewaltigen Herren Schlottmann und Jacobi seien. — Herr Schlottmann ist ein theurer, kostbarer Mann, wie der preußische Staat erfahren hat. Er beschäftigte sich früher mit der Entdeckung moabitischer Alterthümer; in der That tauchte plötzlich in Jerusalem eine große Menge thönerner Gefäße auf, die moabitische Striche, Zeichen und Eingriffelungen trugen. Dr. Petri berichtete darüber in der Sitzung vom 16. März 1876 des preußischen Abgeordnetenhauses (S. 695): „Es war hauptsächlich Herr Professor Schlottmann von

Halle, welcher sich dieser Entdeckung annahm und auf das Entschiedenste für die Echtheit dieser Alterthümer eintrat. Es soll nun auf den einseitigen Vorschlag des Herrn Professor Schlottmann eine Auswahl dieser moabitischen Alterthümer von der königlichen Staatsregierung um die Summe von 20 000 Thaler erworben worden sein." Später stellte sich heraus, daß das Ganze ein arabischer Gaunerstreich war, daß Herr Schlottmann sich hatte auf den Leim führen lassen, „daß für einen Haufen werthloser Scherben 20 000 Thaler ausgegeben sind". Französische und englische Gelehrte waren vorsichtiger gewesen, hatten gewarnt und eine Mystification höchst wahrscheinlich gemacht. Dagegen aber bäumte sich der deutsche Professorenstolz, daß französische und englische Gelehrte klüger sein und mehr wissen könnten, als „deutsche Wissenschaft, deutsche Gründlichkeit, deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Tüchtigkeit". Darüber äußert sich Dr. Mommsen in der nämlichen Sitzung: „Ich muß bekennen, daß ich selten einen Gelehrtenkampf mit einer solchen Unanständigkeit von deutscher Seite geführt gesehen habe, wie diesen. Die Behandlung, der achtbare französische und englische Gelehrte von unseren Gelehrten und Quasigelehrten (ist Herr Schlottmann gemeint?) ausgesetzt gewesen sind, bis diese sich haben überzeugen müssen, daß hier eine Fälschung vorlag, ist geradezu unverzeihlich und unverantwortlich." Gegen den Versuch endlich, Herrn Schlottmann reinzuwaschen, erklärte der Regierungs-Commissär Dr. Schöne rundweg: „Die Anschaffung der moabitischen Alterthümer ist erfolgt auf einen Antrag, den Herr Professor Schlottmann unter Autorität des Vorstandes der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft an die Staatsregierung richtete." Herr Schlottmann rühmt sich (Vorrede S. xiv, xxvi) der Bekanntschaft, die er auf seiner Orientreise mit dem „zukunftsvollen Altkatholicismus, der nach einem großen Ziele strebt", gemacht habe; besser wäre es gewesen, er hätte die Scherben mehr, die Altkatholiken weniger angesehen. Daß er übrigens für „werthlose Scherben" eine Vorliebe hat, zeigt auch sein lateinischer und deutscher Erasmus; wir werden alsbald einige analysiren. — Über Herrn Professor Jacobi belehrt uns Herr Schlottmann, derselbe sei Kirchenhistoriker und Senior der theologischen Facultät in Halle. In der That verräth dessen Broschüre viel Seniles, aber äußerst wenig Kirchenhistorisches; ein sehr fügsames Temperament aber hat er, denn er klammert sich überall an die Rockschöße Herrn Schlottmanns an.

Beide Professoren ereifern sich oft und heftig gegen die Herren v. Fürth, Windthorst und Majunke. Das ist sehr begreiflich. In Halle, scheint es, wurde Erasmus redivivus als Meisterwerk bewundert; dessen Zerzausung im Landtag mußte daher wie ein kalter Wasserstrahl ernüchternd auf die empfindsamen Nerven wirken. Jacobi protestirt „im Namen des guten Geschmackes" gegen Herrn v. Fürth, weil dieser Schlottmanns Buch nicht classisch fand. Jacobi und Schlottmann Prediger des guten Geschmackes! Das fehlte noch zur Komik. Schlottmann vergleicht Papst Pius IX. mit Kaiser Tiberius, und sein seniler Secundant fällt darüber das Urtheil: „Man sollte meinen, daß gegen diese Charakteristik des Papstes Pius wenig einzuwenden wäre." Das ist der gute Geschmack dieser Herren, und wir glauben gerne, daß man

in Halle alles das geistreich und geschmackvoll findet; außer Halle jedoch hält man das für abgeschmackt, und Herr Mommsen würde da wieder die Unanständigkeit des Quasigelehrten finden. Herr Schlottmann beschwert sich (Vorrede S. XXVIII), daß wir in der „angeblichen Recension", die ihm von „Wartenburg, Regierungsbezirk Merseburg", aus empfohlen wurde, sein „epochemachendes Werk" nicht widerlegt haben. Hätte er genauer zugesehen, so würde er gefunden haben, daß wir nicht eine Recension, sondern eine Miscelle schrieben; solch Geschreibsel wird nicht recensirt, sondern persiflirt.

Noch drolliger wird es, wenn die beiden Doctoren der Gottesgelahrtheit die Herren Majunke und Windthorst, das ganze Centrum und alle Ultramontanen mit ihrer Wissenschaftlichkeit bedrohen (Jacobi S. 9; Schlottmann, Vorrede S. V). Hier ein Beispiel dieser Wissenschaftlichkeit aus Schlottmanns Vorrede (S. XXX): „Jetzt ist," schreibt er, „die Kirche der Papst und der Papst ist der Himmel. Das wurde nämlich auf der vorjährigen katholischen Generalversammlung zu Bonn durch den holländischen Professor Schaepmann bezeugt und sofort in der (liberalen) Bonner Zeitung vom 8. September 1881 durch einen katholischen Priester mit Namensunterschrift berichtet. Demzufolge verkündete Papst Pius IX.: ‚alle Gewalt komme vom Himmel', und richtete dabei die beherzigenswerthen Worte an die Welt: ‚Le ciel, c'est moi.'" Der angebliche Priester existirt aber nicht, sondern ein Spaßvogel hatte sich erlaubt, der Bonner Zeitung einen Bären aufzubinden. Dr. Virnich, Secretär der Generalversammlung, hat dafür, mit dem Mutter-Stenogramm in der Hand, den Beweis erbracht, und die Bonner Zeitung war ehrlich genug, ihre Behauptung einfach zurückzunehmen (Köln. Volksztg. 1882, Nr. 164, I.). Der gelehrte Professor Schlottmann ist wahrscheinlich der Einzige, der diesen Bären noch im deutschen Reich spazierenführt; er ist eben Liebhaber von Scherben, von bonnischen nicht weniger als von moabitischen. Das weitere Pathos, womit er das Entzücken der Jesuiten der Laacher Stimmen über jene päpstlichen Worte und über die herrliche Versammlung von Bonn ausmalt, ist also verschossenes Pulver; aber es wäre grausam, ihm die Freude über seine schönen Phrasen zu verbittern.

Herr Schlottmann versichert frischweg (Vorrede S. XXVII), der hl. Augustin habe nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes geglaubt. Ein Professor der Theologie sollte doch wissen, daß das berühmte Wort: Roma locuta est, causa finita est [1], vom hl. Augustin ist; daß ferner dieser Satz die Unfehlbarkeit des Papstes bedeutet, oder gar keinen Sinn hat. Wir wundern uns freilich nicht darüber, daß der Herr Professor diesen logischen Zusammenhang nicht sieht, denn wer wie er (Vorrede S. XIX) in dem Prediger Lang von

[1] So wird der Satz Augustins als sprüchwörtliches Axiom gewöhnlich ausgedrückt. Um indeß dem zarten altkatholischen und Schlottmann'schen Gewissen nicht wehe zu thun, setzen wir den ganzen Urtext her: „Jam de hac causa duo concilia missa sunt ad Sedem Apostolicam: inde etiam rescripta venerunt. Causa finita est: Utinam aliquando finiatur error!" (Sermo CXXXI. n. 10. Opp., ed. Migne V, 73.)

Zürich, „trotz seiner Läugnung der persönlichen Unsterblichkeit", noch „christliche Ideen" findet, ist in der Logik nicht zu Hause.

Beide Professoren brüsten sich nicht übel mit ihrer Geschichtskenntniß, und Herr Jacobi verräth nicht wenig Lust (S. 9), dem Herrn Majunke ein specialissimum über Geschichte zu lesen, weil er die Schwächen Schlottmanns in diesem Fache enthüllt hat und ihm den Rath ertheilte, besser Geschichte zu studiren. Die „Seminaristen", wie Jacobi sie verächtlich nennt, haben indessen den Wettkampf mit den Herren nicht zu scheuen. Prüfen wir die Kenntniß der Professoren an einem Factum. Beide schmähen den hl. Peter Arbues; der eine heißt ihn einen Blutmenschen, der andere einen Menschenschlächter. Arbues trat als Großinquisitor von Aragonien am 19. September 1484 in Function und wurde am 14. September 1485 von den Juden ermordet. Aus dieser ganzen Zeit ist aber keine einzige Hinrichtung bekannt! Mit welchem Rechte also werfen die Herren mit Schmähungen wie Blutmensch und Menschenschlächter um sich? An den beiden Professoren ist es nun, den Gegenbeweis zu erbringen. Können sie beweisen aus Quellen (nicht aus Pamphleten, nicht aus Llorente, nicht aus Janus, nicht aus Quirinus oder aus der Augsb. Allg. Ztg. oder Kaulbachs Carricaturen), daß Arbues einen Menschen „schlachtete" oder „schlachten" ließ, so entbieten wir uns zu öffentlichem Widerruf, wenn sie sich bereit erklären, im Falle des Unvermögens auch ihrerseits einen Widerruf ihrer Behauptung in die „Germania" von Berlin mit Namensunterschrift einrücken zu wollen.

Wir gelangen nun zu einem berühmten Bären, nämlich zu des Jesuiten Schneemann famosen Prügeln. Dieser Bär hat sogar schon im deutschen Reichstag ganz lustig getanzt. Was Wunder, daß auch Herr Schlottmann das amüsante Geschichtchen einheimste? Das sind ja wieder „werthlose Scherben", wie er sie liebt. Er schreibt (Erasmus, p. 51): „Schneemann beklagte schmerzlich die Böswilligkeit der Menschen, die es zuwege gebracht, daß nur kümmerliche Reste von zeitlichen Strafen und physischen Gewaltmitteln übrig geblieben seien, die einst der Kirche zustanden; er empfahl wenigstens Stockprügel und ähnliche Zuchtmittel." Auch Professor Jacobi führt diese Stelle aus Schlottmann an, mit der Bemerkung, derselbe habe dafür die genauesten Nachweisungen aus den Quellen erbracht. Was versteht aber ein Jacobi von Quellen? Herr Schlottmann citirt freilich „Stimmen aus Maria-Laach", 1867, Bd. VII. S. 18 ff. (der Übersetzer macht daraus Bd. III. S. 186). Schneemann bedauert allerdings S. 41, „daß das Recht der Kirche in Verhängung zeitlicher Strafen und in der Anwendung physischer Gewalt auf ein Minimum gebracht ist"; allein das Wort Prügel oder Schläge, also auch die Empfehlung derselben kommt hier gar nicht vor. Von „Schlägen" ist nur einmal S. 21 die Rede, wo er die Praxis der Kirche in der Urzeit und im Mittelalter historisch erzählt: „Wir sehen denn auch ganz allgemein die körperlichen oder zeitlichen Strafen von der Kirche angewandt, und zwar folgende: Geldstrafen, Kerker, Schläge und Verbannung." Aus dieser Erzählung nun machen Herr Schlottmann und Jacobi, der ihm Alles

blindgläubig mit bewundernswerthem sacrificio dell' intelletto nachbetet, eine Empfehlung der Prügelstrafe, einen Wunsch, daß dieselbe auch jetzt noch applicirt werde! Ist das die historische Treue, wie sie unter den Professoren in Halle üblich ist? Herr Jacobi insbesondere sollte seine Predigt über das achte Gebot (S. 7) zunächst auf sich selbst anwenden; beide Professoren aber thäten nicht übel daran, bei den „Seminaristen" noch etwas Geschichte und historischen Tact zu erlernen.

Die nämliche Treue haben beide Herren auch dem „barbarischen Blatt", der „Hofzeitung des Papstes, der großen Giftmischerin" (Jacobi S. 10), der Civiltà cattolica gegenüber verübt, wenn sie schreiben: „Dort war der Kirche auf's Ausdrücklichste das Recht zugesprochen worden, gegen die, welche die Unterwerfung des Geistes verweigern, einzuschreiten, d. h. sie durch Confiscirung ihrer Güter arm, durch Fasten mürbe zu machen, oder auch mit Einsperrung und Schlägen sie zu züchtigen." — Wir sehen ab von der stümperhaften, sehr entstellten Übersetzung; die Civiltà aber redet an der angezogenen Stelle nicht einmal von der Kirche, sondern von der Coercitivgewalt überhaupt, wie sie auch der Staat ausübt. Daß aber der Staat diese Gewalt übe, das haben die Katholiken in der Culturkampfs-Periode genügend erfahren; gerade darüber erheben Herr Schlottmann und Jacobi lange Lamentationen, daß der Staat zu erlahmen scheine in der Abstrafung der Katholiken. So sieht es aus bei den Gelehrten und Quasigelehrten in Halle und „mit den genauesten Nachweisungen der Quellen".

Wir kehren zu Schneemann zurück. Wäre Herr Schlottmann honett gewesen, wie es einem ehrenhaften Schriftsteller geziemt, so hätte er auch folgende, auf den Gegenstand sich beziehende Stelle Schneemanns aus denselben „Stimmen" (S. 29) anführen sollen: „So wenig also das Mittelalter wieder erweckt werden kann, so wenig wird auch die Art und Weise, wie die Kirche die hier in Rede stehende Gewalt im Mittelalter ausübte, in allen Punkten zurückgeführt werden. Schon aus dieser Bemerkung ergibt sich die Grundlosigkeit der von den Gegnern auf die katholische Wahrheit gemachten Angriffe; anstatt auf die jetzige Ausübung des kirchlichen Rechtes zu sehen, die selbst bei Andersgläubigen kaum der Rechtfertigung bedarf, glaubten sie oder wollten es wenigstens glaublich machen, die Kirche gedenke das mittelalterliche Strafgesetzbuch wieder einzuführen." Schneemann verwahrt sich also in der ausdrücklichsten Weise gegen Repristination des mittelalterlichen Strafcodex, der ebenso wenig als das Mittelalter selbst wieder erweckt werden könne; er unterscheidet zwischen Recht und Thatsache, zwischen Theorie und Zweckmäßigkeit; und es ist unwahr, daß er die berühmten Prügel (fustes) auch für unsere Zeit wünscht oder anempfiehlt. Mögen also die Herren Professoren von Halle ihr erhitztes Blut beruhigen, sie haben keine Prügel zu fürchten.

Herr Jacobi hat offenbar zu viel Vertrauen in die Gelehrsamkeit, Belesenheit und Wissenschaft seines Freundes Schlottmann gesetzt. Von den reichen Citaten seines Erasmus geblendet, hat er, der Unerfahrene und im Bücherwesen wenig Bewanderte, das Alles als baare Münze hingenommen,

während es großentheils Scherben waren. Er hat geglaubt, Herr Schlottmann habe genau in den Quellen geforscht; darin hat er sich getäuscht, so weit ist dessen Wissenschaft nicht her. Wir wollen also das Geheimniß verrathen, das sogar der Freund dem Freunde verheimlichte. Herr Schlottmann hat die von ihm citirten „Stimmen aus Maria-Laach" und die „Civiltà" weder gehabt noch gelesen; er hat einfach S. 11 u. 12 aus Janus übersetzt, und dieser altkatholische Janus hat beide Herren Professoren düpirt. Janus ist ein verrätherischer Freund; er hat schon manche Schein-Wissenschaftlichkeit, die ungeschickt aus ihm schöpfte, bloßgestellt und lächerlich gemacht.

Es will uns scheinen, die zwei Professoren seien in dem Feldzug gegen Schneemann nicht nur sehr unwissenschaftlich, sondern auch höchst unvorsichtig und unklug gewesen, denn sie haben sich damit selbst in's Antlitz geschlagen. Unerfahrene Leute sollten nicht mit dem Feuer spielen, denn sie verbrennen sich leicht die Finger. Wir wollen den Gedanken entwickeln. — In Preußen herrschen die Maigesetze, es wüthet der Culturkampf. Auf Grund dieser Maigesetze wurden Hunderte von Priestern zu bedeutenden Geldstrafen verurtheilt, andere aus dem Lande verbannt, wieder andere auf Jahr und Tag in den Kerker geschleppt. Es sind also gegen diese Priester alle von Schneemann erwähnten Strafen, außer den Schlägen, verhängt worden; es waren dieses gerade die schwereren Strafen, denn Mancher würde einige Hiebe einer jahrelangen Kerkerhaft oder der Verbannung aus dem Vaterlande vorziehen. Weßhalb nun geschah das Alles? Diese Priester wollten die Gewalt des Staates über rein geistliche Dinge nicht anerkennen, weil das gegen die katholische Glaubenslehre verstößt; sie hatten also maigesetzwidrig etwa Messe gelesen, oder sie hatten Beicht gehört, oder armen Sterbenden die letzten Sacramente, die Wegzehrung, gereicht. Diese Priester wurden also wegen religiöser, wegen doctrineller und gottesdienstlicher Vergehen als Staatsfeinde und Staatsketzer behandelt und abgestraft. Der Staat hat demnach auf geistlichem d. h. auf fremdem Gebiete physische Gewaltmittel angewandt, wie solches früher in den Ketzergerichten geschah, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Kirche darin auf eigenem Gebiete sich befand und nie so maßlos schaltete.

Wie stellen sich nun die hochgelehrten Professoren von Halle zu dieser staatlichen „Ketzerverfolgung"? Gewiß werden sie diese „Staatsinquisition" höchlich verurtheilen und verwerfen. Gott bewahre! Jacobi schreibt S. 13: „Die evangelische Kirche und Theologie hat sich nach meiner Überzeugung weniger an dem Streite gegen Rom betheiligt, als es hätte geschehen sollen. Ich begreife und entschuldige die Verstimmung vieler evangelischer Theologen und Laien gegen die Maßregeln. . . . Aber es ist mir gewiß, daß man dabei über der Nebensache die Hauptsache vergessen hat, daß, wenn die Staatsregierung Schutzwehren (Maigesetze und ‚Ketzergerichte') aufrichtete zur Vertheidigung des deutschen Reiches gegen den unversöhnlichen Feind desselben (Gespensterseherei!), sie damit auch gegen den Erbfeind der evangelischen Kirche stritt. Meint man, daß es ohne Schaden für die Kirche abginge, wenn der Staat, von hinreichender Unterstützung seiner evangelischen Bürger verlassen, genöthigt würde, die Gunst der römischen Partei (des Centrums) durch Con-

cessionen zu erkaufen?" — Liebenswürdig ist das nicht, aber klar. Die Evangelischen sollen sich zusammenschaaren und den Staat ermuthigen, die Katholiken weiter zu drangsaliren; sie sollen ihn hindern, denselben gerecht zu werden; ihm helfen, die „Inquisition" und die „Ketzergerichte" zu erhalten. Diese Sprache entspringt dem „gesunden Haß gegen Rom", es ist der Wunsch, die Katholiken und die katholische Kirche permanent dem Staatsprocurator und der Staatsgewalt zu überliefern. Und das sagt der Mann fast in einem Athemzug, nachdem er Schneemann und die Civiltà wegen Darlegung der kirchlichen Strafgewalt, die er überdieß noch schmählich entstellte, abgekanzelt, nachdem er den Nachweis des Herrn v. Fürth, daß Schlottmanns Buch unter den § 166 des Strafgesetzbuches falle, ein „Geschrei nach dem Staatsanwalt" gescholten hatte. — Etwas weniger plump macht es Herr Schlottmann, aber immerhin predigt auch er klar genug den Kreuzzug zur Fortdauer des Culturkampfes; auch er fordert (S. 98) den „eisernen Kanzler" auf, vor dem trügerisch diplomatischen Rom auf seiner Hut zu sein; so lange die vaticanischen Decrete bestehen, sei keine Harmonie zwischen dem Staat und der katholischen Kirche möglich; auch er fordert (Vorrede S. XLIX) die Protestanten auf, sich vor Compromissen zu hüten, vor „Bundesgenossenschaft mit dem gesteigertsten und übermüthigsten Ultramontanismus", vor der Freundschaft mit dem Centrum. — Haben denn diese Theologen nie etwas gehört vom Pharisäergeschlecht, vom Splitter und vom Balken im Auge, vom Mückenseihen und vom Kameeleverschlucken?

Endlich lassen diese Professoren auch die Bischöfe Spießruthen laufen. „Schlottmann," sagt Jacobi (S. 6), „hat aus den Acten bewiesen, daß die Bischöfe der Opposition, deutsche, französische und andere, vor der Proclamation der Unfehlbarkeit des Papstes anders über dieß Dogma geurtheilt haben, als nachher. Will man sittliche Bezeichnungen für das Verhalten der Bischöfe den zehn Geboten gegenüber, so sind die stärksten nicht zu stark. Schlottmann hat in gerechtem Zorn einige Eigenschaften der Bischöfe genannt, aus welchen man nicht auf deren Charakterfestigkeit, würdevolle Haltung und Wahrhaftigkeit schließen kann." — Was gehen zunächst die Vorgänge innerhalb der katholischen Kirche und das Verhalten der Bischöfe protestantische Professoren an? Nicht mehr, als es uns angeht, ob Schlottmann und Jacobi heute orthodoxe und morgen protestantenvereinliche Prediger seien; das ist eine Sache, die uns nichts angeht und uns kalt läßt; darüber brechen wir weder in gerechten noch ungerechten, überhaupt in gar keinen Zorn aus. Weßhalb also soll der Zorn Schlottmanns gerecht sein in einer Sache, die ihn nichts angeht? — Ferner ist es falsch (mögen die Acten, eigentlich Scherben, Schlottmanns darüber enthalten, was sie wollen), daß die Bischöfe vorher so und nachher anders über das Dogma geurtheilt haben, weil die Opposition — wenigstens der deutschen Bischöfe fast ohne Ausnahme — nicht gegen das Dogma, sondern gegen die Opportunität gerichtet war. — Hätten sie aber auch, drittens, gegen das Dogma selbst gestritten, dürften sie dann nicht, besser erleuchtet oder belehrt, andern Sinnes werden? Nach diesem Grundsatz wäre nie eine Änderung, nie eine Bekehrung möglich. Was sagen

denn die Professoren zu dem großen Herrn, der in öffentlicher Sitzung, als man ihm Wandlung vorwarf, entgegnete: er habe mit dem Alter etwas gelernt? Wie steht der zu den zehn Geboten? Sollten die Bischöfe allein nichts lernen dürfen? — Endlich, viertens, und dieses ist die Hauptsache, dürfen nach katholischer Glaubenslehre weder Bischöfe noch Laien, wenn sie auch vorher frei waren, anders zu denken, nachdem das Concil entschieden hat, nicht mehr opponiren; sie müssen sich unterwerfen. Darin gerade liegt der radicalste und wesentlichste Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus. Wir haben eine lebendige Lehrauctorität. Es mag den Herren unlieb sein, aber es ist so und wird nie anders sein, und da nützt es gar nichts, in vermeintlichen „gerechten Zorn" auszubrechen. Theologen, sogar Hallenser, sollten doch diesen Grundunterschied zwischen Katholiken und Protestanten kennen; kennen sie ihn, so sollten sie, wenn Streitlust sie anwandelt, auf dieser bestehenden und gegebenen Basis argumentiren, sonst peitschen sie die Luft und produciren Scherben; kennen sie ihn aber nicht, wie es bei Schlottmann und Jacobi der Fall zu sein scheint, so sind sie einfach unfähig, über katholische Dinge zu schreiben, weil sie das katholische Dogma nicht verstehen und wie die Blindgeborenen von den Farben reden. Wenn die beiden Herren anfangen, ihre Unfähigkeit in diesem Punkte einzusehen, so wäre das schon ein großer Vortheil für sie.

Damit Herr Schlottmann nicht mehr genöthigt sei, zu warten, bis ihm unter Postzeichen „Wartenburg, Regierungsbezirk Merseburg", unsere Berücksichtigung seiner „epochemachenden" Werke zugesandt wird, werden wir sie ihm direct überschicken. Wir hegen die Hoffnung, er werde jetzt mit uns zufrieden sein und sich dießmal nicht mehr beschweren, daß wir ihm bloß zwei Seiten gewidmet und ihn nicht widerlegt hätten; wenn doch, so sind wir zu weiteren Diensten bereit.

R. **Bauer** S. J.

Die Rheinbroßler Glockenaffäre hat uns an ein Rechtsgutachten des Kronsyndicus Professor Dr. Bauerband vom 14. December 1862 (Archiv für katholisches Kirchenrecht, Bd. IX. S. 288 ff.) erinnert, aus dem wir einige für Landräthe und Bürgermeister noch jetzt beherzigenswerthe Sätze ausziehen wollen. Veranlaßt durch ein Obertribunals-Urtheil hatte die königlich preußische Regierung von Köln die Landräthe und Bürgermeister aufgefordert, „daß sie, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen nöthig erscheinen könnte, Namens der Civilgemeinden von den vorhandenen öffentlichen Kirchhöfen förmlich Besitz zu ergreifen haben". Der berühmte Jurist urtheilt nun darüber: „Eine solche Weisung ist ihrem eigentlichen Wesen nach und abgesehen von der verfänglichen und vieldeutigen Klausel: ‚soweit es nach den örtlichen Verhältnissen nöthig erscheinen könne', eine Aufforderung zur Ausübung der Eigenmacht, welche in allen civilisirten Staaten — composita et constituta republica — reprobirt ist, und es wäre daher eine solche Aufforderung wohl am allerwenigsten in einem amtlichen Erlasse einer königlichen Regierung zu erwarten gewesen. Denn es handelt sich dabei nicht von einer bloß polizeilichen Maßregel, sondern, wie die königliche Re-

gierung selbst zugibt, von einer Eigenthumsfrage, worüber in Preußen nicht die Regierungs- und Polizeigewalt, sondern ausschließlich die Gerichte zu entscheiden haben. ... Einer solchen Überschreitung der Regierungs- und Polizeigewalt mit aller Entschiedenheit und mit den Schutzmitteln, welche die Gesetze darbieten, jedoch überall mit der den Regierungsorganen gebührenden Achtung entgegenzutreten, ist Pflicht und Schuldigkeit aller derjenigen, welchen die Conservation des kirchlichen Vermögens und die Verwaltung desselben obliegt."

Der königlich preußische Kronsyndicus sagt Ähnliches an einer anderen Stelle desselben Promemoria: „Es weiß nun zwar Jedermann, daß eine königliche Regierung ihren Verfügungen nöthigenfalls den erforderlichen Nachdruck zu geben und die ihrer Ausführung entgegengesetzten Hindernisse kraft der ihr zustehenden Polizeigewalt zu beseitigen vermag; auch sind die Menschen — weil ein Recht nichts ist ohne die Macht, dasselbe in Vollziehung zu setzen — oftmals geneigt, ihre Macht zugleich für ein Recht zu halten; wir Preußen rühmen uns aber, in einem Rechtsstaate zu leben, welchem der Besitzstand vor Allem heilig sein muß und in welchem über die Rechtmäßigkeit des Besitzes nicht die Polizei- und Regierungsgewalt, sondern die Gerichte zu entscheiden haben. Es dürfen daher auch die katholischen Kirchenfabrik-Verwaltungen, welchen nach ausdrücklicher Bestimmung der Art. 1 und 37 des kaiserlichen Decretes vom 30. December 1809 nicht nur das Recht zusteht, sondern auch die Pflicht obliegt, für die Conservation des zu katholisch-kirchlichen Zwecken bestimmten Vermögens, insbesondere für die Unterhaltung der Kirchen und kirchlichen Begräbnißplätze zu sorgen, selbst der königlichen Regierung und den zur Ausführung des in Rede stehenden Erlasses berufenen Organen [Landräthen und Bürgermeistern] gegenüber, sich auf das Verbot der Selbsthilfe berufen und den dem Besitzstande gebührenden Schutz, welcher die Grundlage der staatlichen Ordnung bildet, in Anspruch nehmen."

So der zur Vertheidigung der Kronrechte berufene Syndicus Bauerband. Obwohl nun aber die Folgerung aus seinen Worten auf die Glockenaffäre sehr nahe liegt, wollen wir dennoch nicht selbst den Schluß ziehen, sondern vielmehr durch preußische Gerichte auf einen analogen Fall ziehen lassen.

Am 7. Januar 1879 starb zu Rüdesheim eine Rongeanerin, deren Familie das katholische Pfarramt um das Begräbnißgeläute ersuchte. Die Bitte ward abgeschlagen; nun nahmen Bürgermeister und Gemeinderath sich der Sache an: denn „die Civilgemeinde habe die Pflicht der Beschaffung und Unterhaltung von Thurm und Glocken, also habe sie auch das Recht der Benützung". Vergeblich protestirten die Vertreter der Kirchengemeinde gegen eine solche Schlußfolgerung und gaben das Mitbenützungsrecht nur für die üblichen civilen und polizeilichen Zwecke zu. Die Kirchenthüre ward mit Gewalt geöffnet und so das Geläute bewirkt.

Der katholische Kirchenvorstand erhob nun Klage, aber Niemand wollte seine Klage annehmen; es bedurfte erst einer Entscheidung des königlichen Obertribunals in Berlin und des deutschen Reichsgerichtes zu Leipzig, welche

die Klage wegen Besitzstörung an das königliche Landgericht zu Wiesbaden verwies. Dieses entschied am 25. Februar 1881: „Die beklagte Civilgemeinde R. wird verurtheilt, sich jeder ferneren Störung der klagenden Kirchengemeinde im Besitze der Kirche, insbesondere des Thurmes und der darin hängenden Glocken, bei Vermeidung namhafter und steigender Geldstrafen zu enthalten, auch der Klägerin den durch die Störung entstandenen Schaden zu ersetzen." Das Urtheil stützte sich darauf, daß die Kirchengemeinde seither in dem unbestrittenen Besitze der katholischen Kirche zu Rüdesheim, insbesondere des Thurmes derselben und der darin befindlichen Glocken, sich befunden und daß sie zur fraglichen Zeit allein die physische Herrschaft über die fraglichen Objecte auszuüben gehabt habe. Die Civilgemeinde legte Berufung gegen dieses Urtheil ein, aber der Civilsenat des Frankfurter Oberlandesgerichtes erkannte am 9. März 1882: „daß der Civilgemeinde Rüdesheim das Recht, zu Begräbnissen zu läuten, nicht zustehe, und daß dieselbe sich deßhalb des Läutens bei Beerdigungen ohne Zustimmung des Kirchenvorstandes bei Meidung einer Strafe von 100 Mark für jeden Fall des Zuwiderhandelns zu enthalten habe; daß dagegen der Civilgemeinde Rüdesheim das Recht, bei Feuersgefahr, bei der Weinlese, bei patriotischen Festen u. dgl. ohne vorherige Zustimmung des Kirchenvorstandes zu läuten, zustehe".

Diese Entscheidung der preußischen Gerichte steht übrigens in Einklang nicht nur mit den kirchlichen Bestimmungen, sondern auch mit den Erkenntnissen anderer Gerichtshöfe, z. B. des Oberappellationsgerichtes zu Kassel vom 13. October 1849, des zu Darmstadt vom 6. April 1850, des zu München vom 26. Januar 1872, und mit der Entscheidung des obersten Gerichtshofes Österreichs vom Jahr 1873, ad. Nr. 16083, welcher erklärt, daß eine Gemeinde durch die Widmung der Glocken zu Kirchenzwecken, selbst dann, wenn ihr das Eigenthum von denselben zusteht, selbstverständlich ihr Verfügungsrecht einer Beschränkung unterworfen habe, indem die Verfügung über die zu Kirchenzwecken gewidmeten Gegenstände nur der Kirche, resp. denjenigen Personen zustehen könne, welche die Kirchenangelegenheiten zu besorgen haben (siehe Siering im Anzeiger für die katholische Geistlichkeit Deutschlands, Nr. 7, 1882).

Hiermit haben wir die rechtlichen Grundsätze und Folgerungen, welche zur Beurtheilung der Rheinbrohler Glockenaffäre dienen, mit den Worten königlich preußischer Kronbeamten und Gerichte genugsam dargelegt. Nun also zu unserem Factum.

Wer mit dem Dampfschiff von Bonn aus den Rhein herauffuhr, wird sich der herrlichen gothischen Kirche von Rheinbrohl erinnern, die mit ihrem schlanken Thurm und bei ihrer hohen Lage das ganze liebliche Thal beherrscht. Dorthin marschirte nun am Faschingdienstag Herr Landrath v. Runkel an der Spitze von 15 Gensdarmen und einer Compagnie Soldaten. Was wollen sie? Ist ein Aufruhr zu bewältigen? Haben die Bewohner mit Widerstand gegen die Obrigkeit gedroht? Sind gefährliche Übelthäter festzunehmen? Nichts von Allem! Die harmlose, ruhige Bevölkerung ist denn auch auf dem Platze vor der Kirche zusammengelaufen, um dem Schauspiel zuzusehen.

Aber man treibt sie auseinander, steigt die 45 Stufen zur Kirche herauf, erbricht die Thüre, klettert auf einer Brandleiter zu den Glocken empor, sprengt die um sie gewundene Kette — und nun ertönt das Geläute zum Begräbniß eines protestantischen Kindes. Außer dem Thurm gab es noch eine andere Siegestrophäe: drei Verhaftete, darunter zwei Kirchen- und Gemeinderäthe, die zur Kirche geeilt waren, um zu sehen, wer sich an diesem durch das Vertrauen der Mitbürger und von der Kirche und vom Staate[1] ihrer Hut anvertrauten Gegenstande vergreifen würde. Der Herr Landrath hatte den einen an der Brust gepackt und ihn mit den Worten arretiren lassen: „Fassen Sie ihn, das ist der Mann von gestern." Den Tag vorher war nämlich eine Versammlung der Kirchen- und Gemeinderäthe gewesen, von der der Herr Landrath die Bewilligung des Geläutes für das protestantische Begräbniß verlangte. Die Leute schlugen dieses ab und beriefen sich hierfür auf ihr Recht. In der That war niemals vom katholischen Pfarrer oder Kirchenrathe das Geläute für ein protestantisches Begräbniß bewilligt worden. Die katholische Gemeinde war also unzweifelhaft im Besitz des Thurmes und des ausschließlichen Rechtes, die Glocken zu einem Begräbniß läuten zu lassen, obwohl eine kleine Glocke auch noch zu verschiedenen Civilacten gebraucht wurde. Nach den oben angeführten Erkenntnissen der Gerichte durfte also der Civilbeamte nicht eigenmächtig das Geläute für das protestantische Begräbniß erzwingen. Nach den Ausführungen des Kronsyndicus Bauerband war es auch heilige, vom Gesetz selbst aufgelegte Pflicht des Kirchenvorstandes, den kirchlichen Besitzstand zu wahren und zur Wahrung nöthigenfalls auch den Herren Landräthen entgegenzutreten. Die Rheinbrohler Kirchen- und Gemeinderäthe handelten also ganz nach ihrer Pflicht, als sie sich dem Ansinnen des Herrn Landrathes gegenüber auf ihr Recht beriefen. Dagegen ist die Antwort des Herrn Landrathes darauf mehr als naiv: „Ich selbst weiß ja nicht, auf welcher Seite das Recht ist; laßt das Läuten zu, später könnt ihr ja die Sache zur gerichtlichen Entscheidung bringen." Also der Herr Landrath weiß nicht, auf welcher Seite das Recht ist, und verlangt nichtsdestoweniger vom Widerpart, den Act, worüber gestritten wird, in Widerspruch mit dem bisherigen Besitzstand zuzulassen und dann später zu klagen. Ei, wenn dem Herrn Landrath ein Haus, das er bisher ruhig besessen, Jemand strittig machte, und dieser sofort die Hausthüre gewaltsam erbräche, den Herrn Landrath und seine Möbel mit den Worten hinauswürfe: „Ich weiß freilich nicht, auf welcher Seite das Recht ist, Herr Landrath; das macht indeß nichts, Sie können ja klagen" — was würde in diesem Falle der Herr Landrath sagen? Er wird vielleicht mir erwiedern: „Das ist ganz was Anderes; ich bin Landrath und trete für das Interesse der Gemeinde, wenn auch gegen den einstimmigen Willen des Gemeinderathes, ein." Doch der königlich preußische Kronsyndicus Bauerband belehrt uns, daß die Herren Landräthe sammt der Regierung zur Entscheidung von Eigenthums- und Besitzfragen nicht berufen sind, daß sie im Gegentheil darin den Untergebenen

[1] Siehe die oben von Bauerband citirten Paragraphen des Staatsgesetzes.

mit gutem Beispiel vorangehen und sich aller eigenmächtigen und gewaltthätigen Besitzstörung enthalten sollen. Herr v. Runkel hätte demnach, selbst wenn er seines Rechtes ganz sicher gewesen, den gegentheiligen Besitzstand nicht eigenmächtig stören dürfen; nun aber, wo er sogar bekennt: „Ich selbst weiß ja nicht, auf welcher Seite das Recht ist", erscheint sein Verfahren völlig unbegreiflich. Jedenfalls war es, wie gleichfalls der öfter citirte Kronsyndicus ausführt, Pflicht des Kirchenrathes, sich auch der Regierung und dem Landrathe gegenüber auf ihr Recht und „auf das Verbot der Selbsthilfe" zu berufen. Doch, was geschah? Ein Zeuge beschwor Folgendes: „Als wir sagten: ‚Aber, Herr Landrath, schützen wir denn nicht unser Recht?' erwiederte er: ‚Ach was, Recht; heute geht Gewalt vor Recht!'" [1] Ferner machte er die Äußerung: „Unter den Daumen drücke ich euch noch!" Endlich bemerkte er einem anderen opponirenden Gemeinderathsmitglied, er werde bei der nächsten Steuerveranlagung an ihn denken. Die Ehrenmänner ließen sich aber durch solche Drohungen von ihrer Pflicht, das Recht und den Besitz der Kirche zu schützen, nicht abbringen und begaben sich demgemäß, auch als Gewalt gebraucht wurde, zur Kirche, was freilich die Arretirung von zweien nach sich zog. Die Kosten der militärischen und polizeilichen Expedition mußte die Gemeinde tragen. Bald darauf illustrirte der Herr Landrath noch in anderer Weise den Spruch: „Gewalt geht vor Recht", indem er einen Landtags-Abgeordneten, der sein Einschreiten in Rheinbrohl getadelt hatte, auf Pistolen fordern ließ. Alles Recht, göttliches und menschliches, Natur-, Kirchenrecht und Staatsgesetz, verurtheilt das Duell; aber Herr v. Runkel achtete nicht auf dieses Recht, er suchte mit Gewalt, ja mit tödtlichen Waffen Genugthuung für seine geschädigte Ehre, ohne zu bedenken, daß dadurch möglicherweise sein eigenes Leben und das eines Familienvaters zum Opfer fallen könnte; daß durch die flagrante Gesetzübertretung des Forderns seine Pflicht, Hüter der Gesetze zu sein, arg verletzt und der Vorwurf der Rheinbrohler von gewaltthätigem Verfahren nur bestärkt werden konnte.

Die Gefahr der Gegenwart ist der Socialismus; gar mächtig und reißend ist die Strömung der socialistischen Ideen und Grundsätze, deren Wesen darin besteht, daß sie dem Staate ein gewaltsames Übergreifen in Eigenthums- und Besitzverhältnisse verstatten. Diesem kräftig entgegenzutreten, ist in der Gegenwart Recht, Pflicht und Beruf der Presse, die darum laut ihre Stimme erheben soll, wenn sie Regierungen und Regierungsbeamte eigenmächtig und gewaltthätig in Eigenthums- und Besitzverhältnisse eingreifen sieht. Denn, wie Bauerband sagt, einem geordneten Staatswesen ist „der Besitzstand vor Allem heilig" und der ihm gebührende Schutz „die Grundlage der staatlichen Ordnung".

---

[1] Der Herr Landrath läugnete das freilich, gab aber doch zu, daß er gesagt haben möchte: „Wenn ihr denn immer sagt, es ginge Gewalt vor Recht, so mag es am Ende so sein." Aber sein Freund, der Bürgermeister, konnte sich nicht erinnern, daß die Leute gesagt: „Heute geht Gewalt vor Recht."

Die hl. Theresia von Jesus.

(Zu ihrem Centenarium.)

Nada te turbe,
Nada te espante;
Todo se pasa;
Dios no se muda;
La paciencia
Todo lo alcanza;
Quien á Dios tiene,
Nada le falta;
Solo Dios basta.
Santa Teresa.

Über die wichtigsten Fundamental-Artikel des Glaubens, über Rechtfertigung, Gnade und Sacramente nicht bloß uneins unter sich, sondern im erbittertsten Hader, stimmten die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts doch in zwei wichtigen Punkten überein: erstens durch Läugnung der kirchlichen Autorität die gesammte äußere Organisation der Kirche und zweitens durch Verwerfung der Ordensgelübde die Blüthe ihrer inneren Heiligkeit zu zerstören. Die Bigamie Philipps von Hessen, die Verkommenheit Huttens, das Sacrileg Albrechts von Brandenburg, der mehrfache Ehebruch Heinrichs VIII. von England, die Vielweiberei der Wiedertäufer, die düsteren Flecken, welche die protestantische Geschichtschreibung selbst im Leben Luthers, Calvins und Zwingli's zu verzeichnen hat, sind keine bloßen Zufälligkeiten. Die Rebellion des Geistes gegen die gottgesetzte Autorität zieht mit nothwendiger Folgerichtigkeit auch die Auflehnung des Fleisches gegen den Geist nach sich. Die Jungfräulichkeit, in dem göttlichen Stifter des Christenthums, in seiner gebenedeiten Mutter, in seinem Lieblingsjünger personificirt, ist keine zufällige Schrulle melancholischer Seelen oder herrschsüchtiger Priester, sie ward vom Erlöser selbst als Lebenserscheinung seiner Kirche proclamirt, dem Stande der Ehe feierlich vorgezogen und der christlichen Ehe zum Schutzgeist gegeben. Wo sie verscheucht und verbannt wird, da ist es um die Blüthe christlicher Vollkommenheit geschehen, da zieht aus dem Culturleben der Völker auch die Heiligkeit, Einheit und Unverletzlichkeit der Ehe, der

Ernst der Sitten und das Streben nach sittlicher Idealität hinweg. Geschichte und Statistik bezeugen es klar genug.

Die moderne Gesellschaft liebt es im Allgemeinen nicht, an solche Dinge erinnert zu werden. Sie läßt allenfalls barmherzige Schwestern passiren, weil sie sich als die opferfähigsten Retterinnen in zeitlichem Elend, als unbesiegliche Heldinnen christlicher Barmherzigkeit bewähren. Daß nur Gebet und ein ernstes Ringen nach christlicher Vollkommenheit zu solchem Opferleben befähigen, findet wenig Interesse. Man will nicht gern daran erinnert sein, weil das außer Mode ist und den Sinnen nicht schmeichelt. Bei den meisten Jubelfesten, die heutzutage gefeiert werden, kommt diese Tugend gar nicht in Betracht. Bei vielen, wie bei Voltaire-, Rousseau- und Göthe-Festen, wird gerade das Gegentheil bejubelt, und nächstes Jahr wird Deutschland festlich den Geburtstag des Mannes begehen, der sich und hundert Andere von dem verhaßten Ordensgelübde befreit hat, ja von dem man hoffte, daß er die Welt vollständig von dem „Joche" der Jungfräulichkeit befreien würde.

Können wir Katholiken nur mit Betrübniß diesem Jubiläum entgegensehen, so dürfen wir uns um so freudiger an dem Centenarium betheiligen, welches binnen Kurzem das katholische Spanien feiern wird. Die aufgeklärte Welt wird allerdings bemerken, daß es sich dabei bloß um eine Nonne handle. Sie wird vielleicht achselzuckend hinzufügen, daß diese Nonne bigott, beschränkt, überspannt gewesen sei. Ja sie mag sich entsetzen, daß bald 400 Jahre nach der „Reformation", am Ende des erleuchteten 19. Jahrhunderts, trotz aller Verfolgung der religiösen Orden, trotz aller Culturgesetze und Polizeimaßregeln gegen das Ordensleben noch ein solches Fest möglich ist. Ein solches Fest ist indeß nicht bloß möglich, es wird von ganz Spanien und von der ganzen katholischen Welt gefeiert werden, und es wird der Welt zeigen, daß die christlichen Ideale, trotz allen Widerspruchs modernen Unglaubens, noch nicht zerstört, noch nicht aus dem Bewußtsein der Menschheit abhanden gekommen sind.

Wie eine Lichtgestalt aus besserer Welt strahlt das Bild der hl. Theresia in die düsteren sittlichen Zustände der Gegenwart herein, deckt deren verhängnißvolle Scheincultur auf, weist aber auch zugleich jedem Edeldenkenden den Weg aus dem Labyrinth einer seichten, irreligiösen Bildung, welche die sittliche Corruption nur nothdürftig mit ästhetischem Flitter verschleiert, ohne ihr Einhalt gebieten zu können — den Weg zurück zu Gott und zu einem für die Menschheit ersprießlichen Wirken.

1.

Die heilige Theresia erblickte das Licht der Welt zu Avila, einer kleinen Provinzialstadt des ritterlichen Altcastilien, am Fuße der Sierra de Guadarrama, von Madrid, das um diese Zeit die bleibende Hauptstadt Spaniens wurde, und der berühmten Universitätsstadt Salamanca fast gleichweit entfernt. Ihr Geburtstag fällt auf den 28. März 1515 — zwei Jahre bevor Luther mit seinen berühmten Ablaß-Thesen den allgemeinen Kampf gegen die päpstliche Autorität und das Ordensleben eröffnete. Leo X. saß auf dem päpstlichen Thron. Spanien stand unter der politischen Führung des großen Cardinals Ximenez. Der Vater Theresia's, Alphons Sanchez de Cepeda, war von altritterlichem Geschlechte, ein wackerer, frommer Mann; die Mutter, Beatrix de Ahumada, eine edle, tiefreligiöse, feingebildete Dame. Glänzender als in den anderen Ländern Europa's gestaltete sich in Spanien der Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit durch die großartigen Entdeckungen und Eroberungen in beiden Hemisphären. Während Theresia's Kindheit gewann Spanien Peru und Mexico, umsegelte Magelhaens unter spanischer Flagge zum ersten Mal die Erde und ließ den Radscha von Cebu Karl V. huldigen. Die spanische Monarchie gelangte zum Gipfel ihrer Macht und Größe. Von dem gewaltigen Eindruck, welchen die überseeischen Entdeckungen in ganz Spanien hervorriefen, ist in den autobiographischen Aufzeichnungen Theresia's zwar nicht die Rede; doch ist es kaum möglich, daß das allgemeine patriotische Hochgefühl über Spaniens damalige Größe nicht auch in dem Familienkreis zu Avila seinen Widerhall gefunden haben sollte. Als echte Spanierin legte Beatrix de Ahumada indeß bei der Erziehung ihrer Kinder das Hauptgewicht auf das religiöse Moment, ohne das alle übrige Bildung gehalt- und werthlos ist. Den Unterricht im Gebet ergänzte früh die Lesung religiöser, der kindlichen Fassungskraft angemessener Bücher. So begeistert faßte die kleine Theresia die Leben und Thaten der Heiligen auf, daß sie sich eines Tages mit einem ihrer Brüder auf den Weg machte, um bei den Moriskos sich die Palme des Martyrthums zu erwerben. Ein Oheim fing sie ein und brachte sie in's elterliche Haus zurück, wo sie sich begnügen mußten, in ihren Spielen das Leben der Altväter nachzuahmen. Sie bauten sich im Garten Zellen und Klösterchen und beteten fleißig den Rosenkranz. Doch schon mit zwölf Jahren ward Theresia der treuen Mutter beraubt, deren engelgleiche Frömmigkeit, Sanftmuth, Liebe und

Geduld bis dahin zugleich ihre Führerin und ihr schönstes Vorbild gewesen.

„Ich ahnte," so erzählt sie selbst, „die Größe des Verlustes, den ich erlitten. In meinem Schmerz ging ich zu einem Heiligthum Unserer Lieben Frau, warf mich vor ihrem Bilde nieder und beschwor sie unter vielen Thränen, fürder meine Mutter zu sein. Dieser Ruf eines einfachen, kindlichen Herzens wurde erhört, ich fand eine Mutter in der Himmelskönigin. Von diesem Augenblick an habe ich mich nie dieser erhabenen Jungfrau empfohlen, ohne daß ich ihre allvermögende Hilfe sichtbarlich erfahren hätte; und wenn ich von meinen Verirrungen zurückgekommen bin, so ist meine Rückkehr ihr Werk."

Was die Heilige hier ihre „Verirrungen" nennt, gilt heute ziemlich allgemein als ein Bestandtheil feinerer weiblicher Bildung. Sie erklärt sich darüber selbst folgendermaßen:

„Ich hatte eine Mutter von seltenem Verdienst; dennoch war ich, zum Alter der Vernunft gelangt, sehr wenig bemüht, ihre Tugenden nachzuahmen, während eine Unvollkommenheit, welche sie so vielen trefflichen Eigenschaften zugesellte, mir sehr schädlich ward. Sie liebte es, Ritterbücher zu lesen. Für sie war das nur eine Erholung, nachdem sie allen ihren Pflichten nachgekommen; für mich war es aber nicht so. Indem sie uns diese Lesungen erlaubte, sah sie darin offenbar nur eine Übung, um unseren Geist zu verfeinern. Da sie selbst darin nur eine Zerstreuung in ihren großen Mühen suchte, so hatte sie dabei vielleicht nur im Auge, ihre Kinder so zu beschäftigen und sie dadurch anderen Gefahren zu entziehen, die sie hätten verderben können. Mein Vater sah es indeß mit Mißfallen, und wir mußten uns vor ihm verbergen. Nach und nach gewöhnte ich mich an diese Lectüre. Dieser kleine Fehler, den ich meine Mutter begehen sah, kühlte unvermerkt mein besseres Streben ab und führte mich zur Vernachlässigung meiner Pflichten. Ich sah nichts Böses mehr darin, mehrere Stunden bei Tag und Nacht dieser eiteln Beschäftigung obzuliegen und sie sogar vor meinem Vater zu verhehlen. Ich gab mich leidenschaftlich dieser Lectüre hin, und um mich zu befriedigen, mußten immer neue Bücher her.

„Ich gewann nun allmählich Geschmack an Putz und eleganter Toilette. Ich kümmerte mich viel um weiße Hände und schöne Frisur, ich sparte weder Parfümerien, noch andere frivole Mittelchen der Eitelkeit, in deren Anwendung ich sehr erfinderisch war. Ich hatte keine böse Absicht, und ich hätte um Alles in der Welt in Niemanden den geringsten Gedanken wachrufen wollen, Gott zu beleidigen."

Doch um ein ernsteres Seelenleben war es nun geschehen. Die junge Romanleserin freute sich an den Eitelkeiten der Welt. Eine etwas ältere Cousine, ein recht leichtfüßiges Weltkind, nährte diesen Zug ihres Herzens. Umsonst suchte die Mutter ihre Besuche abzuwenden;

das junge Weltdämchen wußte tausend Vorwände, um wiederzukommen, gewann bald Theresia's volles Vertrauen und zog sie in alle ihre Tändeleien und Eitelkeiten hinein. Die Freundschaft wurde bald so eng, daß der Vater und eine ältere, ernstere Schwester vergeblich davon abmahnten. Sie wollte mit den Schmetterlingen Schmetterling sein, sich amüsiren und gefallen.

Aus Interesse wagte keine der Dienerinnen des Hauses, dem munteren Fräulein ein ernsteres Wörtchen zu sagen; vielmehr waren sie auf alle ihre Einfälle und Phantasien dienstbereit. Als die Mutter gestorben war, verlor auch die ältere, fromme und eingezogene Schwester ihren ganzen Einfluß. Theresia war mit 14 Jahren völlig im Schlepptau ihrer leichtsinnigen Cousine. Ein paar Vettern, nur wenig älter als sie, waren die einzigen jungen Leute, welche in der Familie Zutritt fanden. Bald entspann sich zwischen ihnen und Theresia innigste Familiarität und Anhänglichkeit. Sie hörte mit größtem Interesse ihre Conversationen an und warf gerne ein anregendes Wörtchen dazwischen. Um ihnen nicht zu mißfallen, ließ sie sich von ihren verschiedenen Wünschen und Zukunftsträumen erzählen. Nur dem besonderen Schutze Gottes und ihrem ernsten Ehrgefühl schrieb sie es zu, daß dieß Romanleben nicht weiter gedieh und daß ihre kindliche Unschuld dabei nicht Schiffbruch litt. Doch blieb sie auf dem besten Wege, gleich hundert anderen Mädchen den trübsten Gefahren eines leichtsinnigen Romanlebens anheimzufallen oder wenigstens auf jedes höhere und erhabenere Ziel dieses Lebens zu verzichten.

Wie der Dienst der Eitelkeit indeß ihre eigene Seele nicht befriedigte, so wurde auch ihr Vater über die Gefahren bang, denen er sie dadurch ausgesetzt sah. Als ihre ältere Schwester bald darauf heirathete, beschloß er, sie in dem Mädchen-Pensionat unterzubringen, welches die Augustinerinnen zu Avila hielten. Sie war hiermit ganz einverstanden. Das Einzige, was sie fürchtete, waren böswillige Commentationen; solche waren aber durch die Verheirathung ihrer Schwester abgeschnitten. Sie war noch nicht alt genug, die Haushaltung zu führen, und Jedermann mußte es passend finden, daß der Vater sie nicht allein in dem nunmehr verwaisten Hause walten ließ.

Im Pensionat kam es ihr die ersten acht Tage unausstehlich eng, einsam, still vor. Bald lernte sie indeß die Vortheile ihres neuen Aufenthaltes kennen und schätzen. Das stille, regelmäßige Leben entsprach zwar nicht den Launen und Einfällen der jugendlichen Phantasie, aber

es behütete sie vor den Fehlern, welche das kleinliche Haschen nach Vergnügen mit sich gebracht. Ein sanfter Friede kehrte in ihr Gewissen ein, eine innere Befriedigung und Heiterkeit, welche sie zuvor nie genossen. Vertrauensvoll schloß sie sich an ihre Lehrerinnen an, nahm wahr, daß diese eines viel wahreren und ruhigeren Glückes sich erfreuten, als die ewig unruhigen Weltkinder, nach deren Glück sie sich früher gesehnt. Sie betete mit Liebe, fand Freude und Trost im Gebet und fühlte sich unwillkürlich dazu hingezogen, ihr Leben im Ordensstande ganz Gott zu widmen.

Den Kampf, der sich nun zwischen Gott und Welt in ihrem Herzen entspann, hat sie in liebenswürdiger Einfachheit beschrieben. Es war kein Streit zwischen Gut und Bös, zwischen dem Ruf der Gnade und stürmischer Leidenschaft, sondern ein Schwanken zwischen dem Guten und Bessern, zwischen erlaubter Anhänglichkeit an diese Erde und einer vollkommenen Hingabe an Gott. Ihr Glück und ihr innerer Friede wurde durch dieses Schwanken nicht wesentlich gestört, immer mehr neigte sich ihr Herz dazu hin, dem Rufe Gottes unbedingt zu folgen. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in dem erwähnten Pensionat kehrte sie zwar wieder in's elterliche Haus zurück, besuchte ihre Schwester Maria de Cepeda und ihren Onkel Peter Sanchez, entschloß sich aber nach kurzem innern Kampf, dem Beruf zum religiösen Leben zu folgen. Am 2. November 1533 trat sie, 18½ Jahre alt, als Novizin im Kloster der Carmeliterinnen zur „Menschwerdung" in Avila ein. Ein Bruder von ihr geleitete sie an die Pforte des Klosters, um dann gleich ihr sich dem Ordensstande zu widmen. Ein Jahr später, am 3. November 1534, legte sie die feierlichen Gelübde ab. Der süßeste Trost belohnte ihr Opfer.

„In dem Augenblick," so schreibt sie selbst, „wo ich mich mit den heiligen Gewanden des Ordensstandes bekleidet sah, überfluthete das reinste Glück meine Seele, das bis auf den heutigen Tag nichts zu verändern vermocht hat; auf eine grausame Trockenheit, die mich quälte, ließ Gott das süße Gefühl einer zärtlichen Liebe zu ihm folgen. Alle Übungen des religiösen Lebens wurden mir zu einer Quelle der Wonne. Bisweilen traf es sich, daß ich zur selben Stunde im Hause kehren mußte, die ich früher auf meinen Putz und mein Vergnügen verwandt hatte; schon der bloße Gedanke, nicht mehr Sklavin dieser Eitelkeiten zu sein, erfüllte alsdann mein Herz mit stets neuer Freude: ich war darüber erstaunt und begriff nicht, woher sie kommen könnte.

„Wenn ich daran denke, so gibt es, scheint es mir, nichts so Schwieriges, das ich nicht den Muth hätte zu unternehmen. Wie oft habe ich die Probe

gemacht, und zwar in wichtigen Dingen! Wenn ich im Anfang eines heiligen Werkes den Widerstand einer feigen Natur überwand, hatte ich mir immer Glück dazu zu wünschen. Wenn man rein für Gott handelt, so verstattet er, zur Mehrung unseres Verdienstes, daß die Seele, ich weiß nicht welche Furcht empfindet, bis zum Augenblick, wo sie die Handlung in Angriff nimmt; doch je größer dieser Schrecken ist, desto mehr schmückt sie auch, wenn sie darüber Herr wird, ihre Krone, und desto mehr Freude kostet sie in dem, was ihr so schwierig schien. Schon in diesem Leben gefällt es dem göttlichen Meister, diese Großmuth mit den innigsten Wonnen zu belohnen, nur den Seelen bekannt, welche deren unaussprechliche Süßigkeit verkosten. Hätte ich deßhalb einen Rath zu geben, so würde ich sagen: Lernt aus meiner Erfahrung, nie auf die Furcht der Natur zu hören und nie Gottes Güte mit Mißtrauen zu begegnen, wenn er euch wiederholt einen hohen Plan eingibt. Ist sein Ruhm das einzige Ziel desselben, so zweifelt nicht am Erfolge, denn dieser große Gott ist allmächtig. Er sei gepriesen von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

„O mein höchstes Gut, o erhabenste Wonne meines Lebens, göttlicher Bräutigam, war es also nicht genug an den Gnaden, mit welchen du mich bis dahin überhäuftest, um mich dir durch ein ewiges Band zu verknüpfen? Du hattest mich auf so viel Umwegen zu einem so sicheren Stand geführt; du hattest mir eine Zufluchtsstätte eröffnet, wo du so viele treue Mägde zähltest, deren Beispiel mich zum Eifer in deinem Dienst entflammen sollte. Allmächtiger Gott, was konnte deine Liebe mehr thun? Ich weiß nicht, wie ich in meiner Erzählung fortfahren soll, wenn ich mir meine religiöse Profeß, meinen großen Muth, meine so reine Freude an diesem schönen Tag und die geistliche Vermählung in's Gedächtniß zurückrufe, die ich mit dir feierte."

Es liegt auf der Hand, daß nicht Alle dem Beispiel dieser heldenmüthigen Seele folgen und mit ihr das schönste Brautfest feiern können, das es auf Erden gibt. Die Ordensgelübde sind kein Gebot, sondern ein Rath. Qui potest capere, capiat. Aber Alle können je nach ihrem Stande dieser heiligen Jungfrau nacheifern. Die Gefahr, an welcher sie wohl schließlich Schiffbruch gelitten hätte, ist heute eine der weitverbreitetsten. Es war nicht jene Literatur, welche den Stempel der Verwerflichkeit deutlich an der Stirne trägt; es war nicht jenes Welttreiben, das ganz von Gott abgekommen, nur der Sünde und der Leidenschaft fröhnt. Was ihren Geist zu verflachen, ihr Herz von Gott abzuziehen und der Sünde zu überantworten drohte, das war ein anscheinend vielleicht harmloses Weltleben, eitle Tändelei, romanhafte Vergnügungssucht und die ihr entsprechende Literatur, welche so oft alles Große im Himmel und auf Erden als Feuerwerk verpufft, um die Leiden und Freuden eines Liebesduetts zu beleuchten. Man kann die moderne Lesewuth nicht treffender

schildern, als Theresia es in ihrer rührenden Selbstanklage thut. Man hatte noch keine Feuilletons, keine Romanzeitungen, keine pikanten Literatur- und Theaterberichte, keine Revuen, welche der andächtigen Leserin Monat für Monat den ganzen Theaterflitter sämmtlicher Bühnen vor Augen führten; aber die Ritter-Romane leisteten für Verflachung und Verweltlichung des Geistes ungefähr denselben Dienst. Cervantes hat sie nach Verdienst gegeißelt. Aber die hl. Theresia hat ihrer Heimath und der Welt wohl einen viel größeren Dienst geleistet, indem sie, anstatt mit unfruchtbarem Galgenhumor das Nichtige jenes Romantreibens zu verspotten, die Geister empor zu höheren Idealen lenkte, zu jener ewigen Schönheit, welche der Quell aller wahren Poesie ist:

„Schönheit, deren Sonnenstrahl
Alle Schönheit macht erbleichen!
Ohne Wunden gibst du Qual,
Ohne Qual durch deine Wahl
Muß die Erdenliebe weichen.

„Band, das Zweier Bündniß schafft,
Die so ungleich sich erweisen:
Warum lösest du die Haft,
Die der Seele gibt die Kraft,
Übel selbst als Gut zu preisen?

„Du vermählst, was ohne Sein,
Dem Unendlichen; nie endend
Geh'st in's Endliche du ein;
Liebest, was für dich nur Schein,
Unser Nichts in Hoheit wendend.“ [1]

2.

Die Vorurtheile, welche gegen das Ordensleben, besonders gegen das rein beschauliche, im Schwunge sind, gehen nach zwei Extremen auseinander. Wie die Anhänger der sogenannten „freien Forschung“ sich schon das katholische Glaubensleben überhaupt als einen Zustand der Beschränktheit, naturwidrigen Zwanges, geistiger Stagnation, ja eines geistigen Todes vorzustellen belieben, so muß ihnen das Ordensleben noch weit mehr als ein Untergang aller menschlichen Freiheit, alles selbständigen Strebens, als Verknöcherung, Sklaverei und Tod erscheinen. Diese Anschauungsweise gehört zu den Fundamentaldogmen des Protestantismus. Der moderne Unglaube dagegen neigt zu einer anderen

---

[1] Übers. von Storck.

Anklage, zu einem anderen Vorurtheil hin: das Ordensleben für einen riesigen Betrug zu halten, der, unter den Völkern des Orients entstanden, sich im Laufe der Jahrhunderte nach dem Occidente verpflanzt habe und hier noch immer Schaaren von unglücklichen Betrogenen zum Spielball herrschsüchtiger Betrüger mache. Lessings Patriarch und Klosterbruder sind noch die mildesten Gestalten, in welchen man diese Anschauungsweise zum Typus erhoben hat. In tausend abstoßenderen Formen hat man das katholische Glaubensleben und mit ihm das katholische Ordensleben zum schauerlichsten Popanz entstellt, es zum unheimlichen Deckmantel der schrecklichsten sittlichen Verkommenheit herabgesetzt.

Zu beiden Arten von Vorurtheilen hat das katholische Ordensleben in seiner historischen Entwicklung scheinbar berechtigte Anhaltspunkte geboten. Obwohl auf göttlicher Anordnung beruhend, kann es sich nur in schwachen, gebrechlichen Menschen verwirklichen und ist, wie die Kirche selbst, den Einflüssen und dem Mißbrauch menschlicher Freiheit ausgesetzt. Wir begegnen in der Geschichte des Ordenslebens sowohl Beispielen einer gewissen geistigen Stagnation, einseitiger Pflege der äußeren Gebräuche, eines gemächlichen Quietismus, als auch Beispielen trauriger Entartung und gänzlichen Verfalls. Doch nur Ungerechtigkeit und Vorurtheil können solche Ausartungen für das Wesen der Sache selbst nehmen, für das Wesen einer kirchlichen Einrichtung, welche aus sich auf die Heiligung und Vervollkommnung des Menschen zielt und ihm die wirksamsten Hilfsmittel dazu bietet. Daß Luther und Andere an der Wirksamkeit dieser Hilfsmittel zweifelten, ja verzweifelten, beweist nichts wider dieselben, wenn tausend Andere sie besser gebrauchten und mit ihnen sich heiligten.

Man kann nicht sagen, daß das Kloster der „Menschwerdung" zu Avila, in welches Theresia eintrat, der Entartung anheimgefallen sei. Nach den Andeutungen, welche sie selbst darüber gibt, waren viele ihrer Ordensschwestern Seelen von erprobter Tugend, die dem Gebete und allen übrigen Verpflichtungen ihrer Regel treulich nachkamen. Obwohl die Klausur nicht vorgeschrieben war, wurde sie doch einigermaßen beobachtet, es wurden nicht jedwede Besuche zugelassen, der Verkehr mit der Welt war beschränkt, und die Mehrzahl der Klosterfrauen lebten ihrer Regel gemäß und wurden dafür von Gott mit reichen Gnadenerweisungen belohnt. Die Freiheit, welche den meisten ihrer Schwestern nicht zum Anstoß gereichte, sollte indeß für Theresia die Quelle lange dauernder Prüfungen, innerer Kämpfe und ein Hinderniß werden, auf der Bahn innerer Vervollkommnung voranzuschreiten.

Bald nach ihrer Profeß hatte eine Krankheit sie für längere Zeit auf's Schmerzenslager hingestreckt. Besserer Pflege und Erholung halber war sie genöthigt, abermals zu ihrer Schwester und anderen Verwandten zurückzukehren, ohne daß übrigens die Veränderung des Aufenthalts eine Besserung ihres Zustandes herbeigeführt hätte. Erst nachdem das Übel sich noch bedeutend verschlimmert und sie mehrere Jahre hindurch auf's Schmerzlichste geprüft hatte, ward sie endlich durch die Fürbitte des hl. Joseph wunderbar geheilt. Da sie während ihrer vielen Leiden die größte Geduld und Ergebenheit in den göttlichen Willen an den Tag gelegt, ihre Genossinnen aber nicht bloß erbaut, sondern in mannigfacher Weise auf dem Wege der Tugend gefördert hatte, so trugen ihre Oberinnen kein Bedenken, sie nach erhaltener Genesung häufiger und freier mit Weltleuten verkehren zu lassen, als es sonst den anderen Klosterfrauen gestattet war. Für Theresia sahen sie hierin keine Gefahr, für die Weltleute aber, welche sie besuchten, hielten sie einen solchen Verkehr nur für hohen Gewinn, da sie eine besondere Gabe bekundet hatte, Andere zum Gebet und zu einem religiösen Leben anzuleiten und sie dafür zu begeistern. Diese Gabe, verbunden mit einem gewinnenden Äußern, feinen Manieren, einem sehr liebenswürdigen Charakter, ermangelten auch nicht, Besucher anzuziehen. Theresia fand Gefallen daran und verstrickte sich, ohne es zu wollen, wieder in eine Art von Anhänglichkeiten und Zerstreuungen dieser Welt, der sie bei ihrem Eintritte in's Kloster so entschieden und großmüthig auf immer Lebewohl gesagt hatte.

Während Theresia's hohe geistige Vorzüge, verbunden mit besonderen Huldерweisen der Gnade, ihr ein gewisses Prestige von Heiligkeit verliehen, litt ihre eigene Vervollkommnung entschieden unter jenem zerstreuenden Verkehr. Hundert kleine Aufmerksamkeiten nach Außen, Zuneigungen, Abneigungen, Sorgen und Privatbeziehungen theilten ihr Herz; sie vermochte sich nicht mehr zu sammeln, war in den religiösen Übungen zerstreut, fand keine Lust mehr am Gebet und kam so weit, das höhere innere Gebet vollständig daranzugeben, indem sie sich der Täuschung überließ, mit so vielen Unvollkommenheiten behaftet sei sie eines so vertrauten Umgangs mit Gott gar nicht würdig. Während sie ihren Vater kurz vor dessen Tode und verschiedene andere Personen zur Übung des inneren Gebetes anleitete, ließ sie sich selbst theils durch Kränklichkeit, theils durch falsche Demuth davon abhalten. Erst ein Jahr später (1542) benahm ihr ein frommer Priester diesen verhängnißvollen Irr-

thum und bewog sie, jene wichtigste Übung, die eigentliche Seele und Grundtriebkraft des geistlichen Lebens, wieder aufzunehmen. Sie gehorchte; aber da sie auf die Ursachen ihrer Zerstreuungen nicht Acht hatte, sondern ihren geschäftigen Verkehr mit der Außenwelt fortsetzte, so blieb sie noch Jahre lang unter den früheren Schwierigkeiten befangen. Sie hatte sich in der Einsamkeit der Zelle nicht genug geübt, um den Frieden und die Sammlung derselben im äußeren Verkehr zu bewahren; sie hatte zu viel Liebe und Anhänglichkeit an diese äußeren Beziehungen, um sich hinwieder in der Zelle völlig heimisch und glücklich zu finden. Zwischen Sprechzimmer und Zelle, Welt und Kloster entwickelte sich eine Mittelstellung, welche sie unmöglich befriedigen konnte.

„Mein damaliges Leben," erzählt sie selbst, „war sehr mühselig, weil ich während des Gebets meine Fehler erkannte. Auf der einen Seite rief mich Gott, auf der anderen folgte ich der Welt. Die göttlichen Dinge hatten zwar großen Reiz für mich, aber die weltlichen hielten mich noch gefesselt. Ich schien zwei so entgegengesetzte Dinge — das geistliche Leben mit seinen Tröstungen und die sinnlichen Vergnügungen — mit einander vereinigen zu wollen. Unter dem Gebete litt ich viele Mühsal, denn der Geist war nicht Herr, sondern Knecht, und daher konnte ich mich, wie es meine einzige Gebetsweise war, nicht in mir sammeln und mich innerlich einschließen, ohne zugleich auch tausend Eitelkeiten miteinzuschließen. So brachte ich viele Jahre hin, und ich wundere mich nur, wie ich es ohne Unterlassung des Einen oder Andern aushalten konnte ... Bald fiel ich, bald stand ich wieder auf, aber nicht so, wie es sich gebührt hätte, weil ich in der Folge wieder sank. Ich schleppte mich auf so niedriger Stufe der Vervollkommnung einher, daß ich mich der läßlichen Sünden wegen nicht sonderlich beunruhigte, obschon ich mich vor Todsünden fürchtete, jedoch nicht mit so tiefem Abscheu, wie ich mußte, indem ich die Gefahren nicht floh."

Den Zustand unentschiedenen Schwankens rechnet die hl. Theresia selbst bis zum Jahre 1555, d. h. im Ganzen auf etwa 20 Jahre. Von der tiefsten Demuth beseelt, hat die Heilige unzweifelhaft in ihren späteren Aufzeichnungen ihre eigene Schwäche, Unentschiedenheit, Fehlerhaftigkeit auf's Schroffste dargestellt und viel herber beurtheilt, als sie es in Wirklichkeit verdienten. Es handelte sich nicht um Sünden, die sie der Taufgnade verlustig machen konnten, sondern bloß um eine Nachlässigkeit im Guten bei sonst sehr ernster Tugendübung, um Fehler, welche das Gnadenleben indirect bedrohten. Dennoch ist diese anscheinend unfruchtbare Periode ihres Lebens auch für jene von Interesse, welche durch ihren Stand nicht zum Streben nach höherer Vollkommenheit berufen sind. Sie widerlegt vollständig das Vorurtheil, als ob mit dem

Eintritt in's Kloster alles weitere Ringen, Streben und Kämpfen aufhörte, um einer gemächlichen Stagnation Platz zu machen. Sie zeigt, wie gerade das Gegentheil der Fall ist, wie der sittliche Kampf sich weiterspinnt und wie die Seele nur durch standhaftes Weiterringen dem Ruf der Gnade entsprechen kann, wie die innigste Vereinigung mit Gott erst die Frucht langer, beharrlicher Selbstüberwindung und vollständiger Hingabe an ihn ist.

Andererseits aber wirft ihr Beispiel ein bedeutsames Licht auf das Vorurtheil der Andersgläubigen, welche das Ordensleben für heuchlerische Täuschung halten, weil ihnen das Ziel desselben ein Ding der Unmöglichkeit scheint. Um dieselbe Zeit, in welcher Theresia diese inneren Kämpfe zu bestehen hatte, wurden in Deutschland hunderte von Klöstern zerstört, hunderte von gottgeweihten Jungfrauen aus ihren friedlichen Asylen vertrieben, ja mit allen Mitteln der Verführung und Gewalt zum Abfall von ihrem Berufe gedrängt. Nur ein paar Jahrzehnte zuvor hatte ein Mönch in Wittenberg auch seine Kämpfe zu bestehen; nicht weil er sich zu viel mit der Welt zu schaffen machte, aber weil er in frevelhaftem Hochmuth aus eigener Kraft erreichen wollte, was nur Gottes Gnade gewähren kann. Seine Seele verlor das Gleichgewicht. Nach langem schmerzhaften Schwanken ward er an seinem Beruf irre, erklärte die von ihm gebrochenen Gelübde für ein Unding, für eine Sache der Unmöglichkeit und zog Tausende mit sich von dem Pfade innerer Vervollkommnung in den wilden Strudel unbegrenzter Zügellosigkeit. Ganz anders Theresia! Die Schwäche, welche sie an sich erfuhr, machte ihren Glauben und ihr Gottvertrauen nicht wanken. Trotz aller Schwierigkeit gab sie das Ideal nicht auf, das sie einst mit voller Liebe ihres Herzens umfangen. Sie rang, kämpfte, betete. Wenn sie strauchelte, raffte sie sich wieder auf, und wenn sie mit der Gnade auch nicht in vollem Umfang mitwirkte, so wurde sie doch nicht irre daran, horchte immer treuer und muthiger auf ihren Ruf und fand so endlich die Kraft, das Netz zu durchbrechen, in das die Anhänglichkeiten dieser Welt sie verstrickten, und ganz und ungetheilt sich Gott hinzugeben. Der Augenblick kam, wo der, wenngleich anfänglich matt geführte Kampf zum heroischen Sieg über sich selbst ward.

Am meisten trug hierzu das innere Gebet bei, das sie, ein einziges Jahr abgerechnet, trotz aller Schwierigkeiten und Prüfungen mit treuer Standhaftigkeit übte und das sie Allen als wirksamstes Mittel zur Selbstvervollkommnung anempfahl.

„Ich begreife die Furcht derjenigen nicht," so sagt sie in ihrer Selbstbiographie, „welche sich fürchten, die Übung des inneren Gebetes zu beginnen. Ich weiß wirklich nicht, wovor sie sich fürchten. Aber der Teufel weiß wohl, was er thut: er verursacht uns ein wirkliches Übel, wenn er uns durch diesen eiteln Schrecken davon abhält, an Gott, an unsere Pflichten, an die Hölle, an den Himmel, an die Mühen und Leiden zu denken, welche unser Herr für uns ertragen hat. Das war inmitten der Gefahren mein einziges Gebet; das waren die Wahrheiten, die ich emsig zu ergründen bestrebt war, wenn ich konnte. Aber sehr oft, ach! und während ganzer Jahre war ich beim Gebet weniger mit nützlichen und heiligen Erwägungen, als mit dem Wunsch beschäftigt, daß die Uhr bald den Schluß der dem Gebete gewidmeten Zeit verkünden möchte. Oft, ich gestehe es, hätte ich die härteste Buße der Qual vorgezogen, mich zum Gebete zu sammeln. Es ist sicher, ich hatte gegen den Teufel oder gegen meine böse Gewohnheit einen Kampf bis auf's Äußerste durchzukämpfen, um mich zum Oratorium zu begeben, und ich fühlte mich beim Eintritt in dasselbe von einer tödtlichen Trauer befallen. Ich that mir indeß Gewalt an und Gott kam mir endlich zu Hilfe ... Wenn ich mich so überwunden hatte, genoß ich mehr Frieden und Freude als an anderen Tagen, wo ich mich zu dieser himmlischen Unterhaltung von selbst hingezogen fühlte."

„Wenn Gott mich," so schließt sie in ihrer Demuth dieses Bekenntniß, „trotz so vielen Elends so lange ertrug, und wenn er mich, wie es klar ist, im Gebete das Heilmittel für alle meine Übel finden ließ, wer darf sich denn, sei er so schlecht wie er wolle, fürchten, sich dieser heiligen Übung hinzugeben?"

Ihre vollständige innere Umwandlung knüpft sich an den Anblick eines jener Bilder, welche in der modernen Ästhetik nicht eben sehr beliebt sind, an welchen aber das katholische Volk sich meistens viel mehr zu erbauen pflegt, als an den glänzendsten Darstellungen himmlischer Schönheit und Verklärung. Es war eine Statue, welche den leidenden Heiland darstellte, ganz mit Wunden bedeckt, ein Ecce-homo-Bild. Sie sollte für ein bevorstehendes Fest ausgestellt werden. Die schlichte Darstellung fesselte den Blick Theresia's mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Wunden schienen ihr ganz frisch, der Ausdruck des Leidens so rührend, so lebendig, daß sie sich auf's Tiefste ergriffen fühlte. Das innigste Mitleid erfaßte sie. Der Undank, mit dem sie bis dahin die Liebe ihres Heilandes erwiedert hatte, erfüllte sie mit herzzereißendem Schmerz. Sie fiel auf ihre Kniee, unter einem Strom von Thränen bat sie den Heiland um Kraft und Stärke, um ihn nie, nie wieder zu beleidigen. Mit der hl. Magdalena warf sie sich vor ihm nieder, um seine Füße mit ihren Thränen zu benetzen.

„Ich empfahl mich," so erzählt sie, „dieser glorreichen Liebhaberin Jesu Christi, und ich beschwor sie, mir Verzeihung zu erwirken. Nie, glaube ich,

zeigte sie sich meinem Gebete so gnädig als dießmal, wo ich beim Anblick der liebevollen Wunden meines Heilandes in Thränen zerfloß. Von da an hörte ich auf, auf mich selbst zu bauen, und stellte all' mein Vertrauen auf diesen guten Meister. Ich sagte ihm, so scheint mir, ich wollte mich nicht von dieser Stelle erheben, bis er diesen tiefen Aufschrei meines Gebetes gnädig aufgenommen haben würde. Ich halte es für sicher, daß er ihn erhört hat; denn von diesem Tage an hörte ich nicht mehr auf, auf den Wegen des inneren Lebens rasche Fortschritte zu machen."

Wie oben gesagt, vollzog sich diese innere Krisis, die über ihr ganzes weiteres Leben entschied, im Jahre 1555. Theresia war von da ab ein völlig anderes Wesen. Für die Eitelkeit der Welt, für Besuche und Unterhaltung hatte sie fürder kein Interesse mehr. Der Überdruß am Gebete wich der innigsten Andacht und dem feurigsten Eifer. Die Betrachtung des Leidens Christi ward ihre tägliche Nahrung. Da sie keine sehr lebhafte Phantasie besaß, vermochte sie nicht, sich im Geiste ein Bild des Heilandes zu machen; aber um so demüthiger verkehrte sie in innigen Acten des Glaubens mit ihm und benützte fromme Bilder und Gemälde, um sich zur Andacht anzuregen. Bald indeß stieg ihre Seele zu den höchsten Graden des Gebets empor; himmlische Gesichte entzückten ihren Geist, und wunderbare Gnadengaben bekundeten die innige Vereinigung, zu welcher sie schon hienieden mit dem Urquell der Seligkeit gelangte. Freudig besang sie da den Triumph Gottes über ihr Herz:

„In des Herzens Tiefe traten
Schwerter mir mit jähen Streichen;
Göttlich war ihr Wappenzeichen;
Denn sie wirkten große Thaten.

„Wund' hat mir ihr Stoß gegeben;
Aber bringt die Wund' auch Tod
Und der Qualen herbste Noth —
Diesem Tod entkeimt das Leben.

„Tödtet sie, wie gibt sie Leben?
Wie kann Leben Tod uns schaffen,
Heil erblüh'n aus Todeswaffen,
Tod und Leben sich verweben?

„Gottes Macht ist wohlberathen,
Der aus also wildem Ringen
Sich erhebt auf Siegesschwingen
Durch Erwirkung großer Thaten." [1]

---

[1] Übers. von Storck.

3.

Diese innige Vereinigung mit Gott und der darauf sich gründende Heroismus der Tugend Theresia's ward zum Quell einer Thätigkeit, welche nicht nur zahllosen ihrer Zeitgenossen zugute kam, sondern fortgewirkt hat bis auf den heutigen Tag. Der schönste Theil ihres Wirkens gehört allerdings einem wenig beachteten Factor der Weltgeschichte an, der „Geschichte des Gebets", von welcher aber Taparelli mit Recht bemerkt, daß sie, wenn sie vollständig bekannt wäre, den schönsten und erfreulichsten Theil der Weltgeschichte ausmachen würde. Montalembert und Andere haben in anziehenden Schilderungen den Frieden, das Glück und die Segnungen beschrieben, welche durch das Ordensleben und vorzugsweise durch das Gebet der menschlichen Gesellschaft zu Theil geworden sind. Doch das meiste entzieht sich dem Blick. Von Theresia wissen wir, daß sie schon zur Zeit ihrer inneren Kämpfe, weit mehr aber in ihren späteren Jahren, nach dem Beispiele und im Geiste ihres Erlösers unermüdlich für alle großen Interessen des Reiches Gottes, für die Bekehrung der Sünder, der Irrgläubigen und Ungläubigen gebetet hat. Wie manchen Verirrten mag ihr herzinniges Gebet zu seinem Herrn und Schöpfer zurückgeführt, wie manchen Unglücklichen getröstet, wie manchen Sünder bekehrt, wie viele Seelen gerettet haben, ohne daß sie aus dem gottgewollten Kreise weiblicher, häuslicher Stille hinaustrat, ja gerade durch die klösterliche Zurückgezogenheit, welche ihr ein solches Gebetsleben ermöglichte.

Aber auch die Zeit zum Handeln kam. Während die demüthige Ordensfrau nur daran dachte, alle Eitelkeit und Sinnlichkeit des eigenen Ich im mystischen Grabe des strengsten Bußlebens der Vernichtung und Vergessenheit anheimzugeben, berief sie Gott zur Mitwirkung an der großen Reformation, welche er in seiner Kirche vorhatte. Diese Reformation hat keine Gesetze mit Füßen getreten, keine Kirchen gestürmt, keine Domschätze geplündert, keine Kunstwerke zerstört, keine Rebellion und Bürgerkriege hervorgerufen, kein Land mit Schwert und Feuer verheert. Diese Reformation fing still und unscheinbar im eigenen Innern an, suchte erst dieses dem Evangelium, d. h. Christus, dem Quell und Ideal aller Heiligkeit, gleichförmig zu machen; dann strahlte das umgewandelte Herz von selbst, still und anspruchslos das empfangene Licht und die empfangene Wärme nach allen Seiten aus.

Ohne es zu beabsichtigen, gestaltete Theresia durch ihre eigene Vervollkommnung auch ihr Kloster um. Ihr Gebet, ihr Beispiel, ihr

Reden wirkten mit wunderbarer Zauberkraft und zogen ihre Gefährtinnen nach sich. Die bestehenden Statuten des Ordens gelangten zu immer treuerer und schönerer Verwirklichung.

Doch der Eifer der Heiligen drängte weiter. Obwohl mit kirchlicher Sanction modificirt, entsprachen die bestehenden Ordenssatzungen doch nicht mehr der ursprünglichen Strenge, welche bei der Gründung des Ordens gewaltet hatte. Mitten in dem Glanze, welcher die spanische Weltmonarchie umgab, wollte Theresia die Armuth von Bethlehem in die Welt zurückführen, und mit ihr den Frieden, die Gottesliebe und den Segen, dem einst die Engel über dem düstern Stalle zugejauchzt und der von dieser heiligen Stätte ausgegangen über die ganze Erde. Im Jahre 1562 gründete sie zu Avila ein armes Klösterlein, das dem hl. Joseph geweiht war und dessen Einwohnerinnen sich verpflichteten, die ältere Ordensregel, wie sie 1247 Papst Innocenz IV. erläutert hatte, genau zu beobachten. Pius IV. bestätigte 1565 die Regeln, sowie die Zusätze, welche Theresia unter Leitung Gottes hinzugefügt hatte. Diese Zusätze gingen nur darauf aus, die Einsamkeit und Zurückgezogenheit des klösterlichen Lebens zu sichern; Armuth, Gehorsam, Arbeitsamkeit und Buße in jener Vollkommenheit zu üben, wie sie der Geist der ersten Ordensregel erheischt; durch Stillschweigen, Clausur und geregelte Ordnung jenes Gebetsleben zu ermöglichen, welches die eigentliche Seele des Ordenslebens ist. Wohnung, Kleidung, Nahrung ward auf das Unentbehrlichste beschränkt. Das Kreuz sollte Allen als der höchste Reichthum gelten, Alle demjenigen sich gleichförmig zu machen suchen, der um unseres Heiles willen aus der Herrlichkeit des Himmels in die Armuth eines Stalles herniederstieg. Diese Verähnlichung brachte von selbst auch den Frieden Christi, die innigste Vereinigung und die mächtigsten Erweise seiner Gnade mit sich.

Der General der Carmeliten, Giovanni Rossi, der 1567 von Rom nach Avila kam, war über diese Erneuerung innerhalb seines Ordens auf's Höchste erfreut und bevollmächtigte Theresia, die glücklich gelungene Reform auch auf andere Klöster auszudehnen. Es fehlte nicht an Schwierigkeit. Der Freund des Bösen bot alle Hilfskräfte auf, das große Werk zu hemmen. Aber auch die Gnade bewährte ihre unbesiegliche Kraft. In den höchsten Kreisen der spanischen Gesellschaft erwachte ein begeisterter Enthusiasmus für die Heilige. Mit armen Hirtenkindern und Bürgerstöchtern strömten Sprößlinge der erlauchtesten Geschlechter in die neuen Klöster, welche Theresia nach dem Vorbilde des in Avila

gegründeten zu errichten begann. Sie selbst gründete deren nicht weniger als sechzehn: 1567 zu Medina del Campo, 1568 zu Malagon und Valladolid, 1569 zu Toledo und Pastrana, 1570 zu Salamanca, 1571 zu Alba, 1574 zu Segovia, 1575 zu Veas und Sevilla, 1576 zu Caravaca, 1580 zu Villanova und Palencia, 1581 zu Soria, 1582 zu Granada und Burgos; so daß die Reform ganz Spanien umfaßte.

Auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten schien die Reform zu stoßen, als Theresia dieselbe auch auf die Mannsklöster der Carmeliter auszudehnen versuchte. Der hl. Johann vom Kreuz, der sie hierin unterstützte, wurde in den Kerker geworfen, sie selbst schmählich verleumdet und für längere Zeit auf die Leitung eines einzigen Hauses beschränkt. Im Jahre 1580 triumphirten indeß ihre Bemühungen. Gregor XIII. traf Verfügungen, durch welche die Carmeliter der milderen Observanz nach ihren bisherigen Statuten fortbestehen konnten, die Reform aber zugleich volle Freiheit erhielt. So gelang es ihr, im Ganzen fünfzehn Mannsklöster der strengeren Observanz zu gründen. Die Geschichte ihrer Klostergründungen hat sie selbst auf Anregung ihrer geistlichen Obern in einem eigenen Werke beschrieben. Wer gewohnt ist, mit Lessing'scher Vornehmheit auf Mönche und Mönchsgezänk herabzublicken, wird sich an diesem Buche wenig erbauen; wer aber an ein Walten der göttlichen Gnade mitten unter den Regungen menschlicher Schwäche und Leidenschaft glaubt, wird sie nicht ohne Rührung lesen. Männer und Frauen aus allen Ständen gelangten durch diese Neugestaltung des Carmeliterordens, oft durch die wunderbarsten Führungen und Fügungen der Gnade, zur innigsten Vereinigung mit Gott, zu erhabenster Heiligkeit, zur heldenmüthigsten Nachahmung des Erlösers. Diese Reformation des Ordenslebens wirkte mächtig auf alle Schichten der Gesellschaft zurück, welche plötzlich in einer Ära sittlichen Verfalls, religiöser Zweifelsucht und revolutionärer Gelüste das Gebets- und Tugendleben der schönsten christlichen Zeiten neu vor ihren Augen verkörpert sah. Diese Neubelebung des christlichen Glaubens und seiner naturgemäßen Früchte hat weit mehr beigetragen, Spanien in seiner unwandelbaren Treue gegen die katholische Kirche zu erhalten, als das polizeiliche Institut der Inquisition. Daran denken wohl diejenigen nicht, die über Spanien nichts als von Ketzerverbrennungen und Stiergefechten, vom finstern Philipp II. und vom blutigen Alba zu erzählen wissen. Hätten die religiösen Orden den Glauben in Spanien nicht neu belebt, es wäre trotz der wirklichen und der viel zahlreicheren erdichteten Scheiterhaufen eine Beute des Pro-

testantismus geworden. Denn Luthers Beispiel zeigt, daß es sehr leicht ist, protestantisch zu werden, unendlich schwer, gleich einer hl. Theresia alle Fesseln der Welt heldenmüthig von sich abzustreifen und den katholischen Glauben nach dem ganzen Umfange seiner Lehren, Gebote und Räthe zur höchsten sittlichen Verwirklichung zu bringen. Wie sie im Leben alle Mühen, Kämpfe und Beschwerden aus Liebe zu ihrem Erlöser freudig auf sich nahm, ja für ihn noch mehr zu leiden wünschte, so sah sie jubelnd, ja unter fröhlichem Gesang, dem Tod in's Antlitz und wurde nicht müde, die Versicherung zu wiederholen: „Herr, ich bin eine Tochter der Kirche!" Sie starb den 4. October 1582, 67 Jahre alt; am 12. März 1622 wurde sie heilig gesprochen.

Auf die spanische Literatur hat Theresia unendlich segensreich eingewirkt. Trotz der vielen Zeit, welche sie dem Gebete schenkte, und trotz der ausgedehnten Thätigkeit, welche die Gründung und Leitung ihrer Klöster beanspruchte, fand sie noch Muße, auf Anregung und Befehl ihrer Obern eine beträchtliche Anzahl von Werken zu schreiben. 1562—1566 schrieb sie ihre Autobiographie, das rührendste Denkmal ihres Lebens, eines der schönsten Seitenstücke zu den Bekenntnissen des hl. Augustin, welch letztere auf ihre Umwandlung keinen untergeordneten Einfluß gehabt hatten. 1566 verfaßte sie den „Weg der Vollkommenheit", 1573 begann sie das „Buch der Gründungen" zu schreiben, an dem sie dann bis zu ihrem Tode weiter arbeitete. 1577 vollendete sie das „Buch von der Seelenburg". Die tiefe theologische Kenntniß und die hohe Stufe der Mystik machen ihre Schriften zu den werthvollsten Schätzen der ascetischen Literatur; ihre reine Sprache, ihr vollendeter Stil, ihre ungesuchte Formschönheit gestalten sie zu einer Zierde der spanischen Literatur. Ihre Briefe, Muster des Briefstils, sprachlicher Fülle und Reinheit, gehören zu dem Besten, was Spanien in dieser Hinsicht besitzt. Während Deutschland mit unreifen, seichten und gehaltlosen Producten leichtfertiger Culturdamen überschwemmt worden ist, steht an der Spitze der neueren spanischen Literatur eine Heilige, welche in ihrer Canonisationsbulle von der Kirche selbst als theologische Schriftstellerin approbirt, von dem Volke wie von den Gelehrten Spaniens als classische Schriftstellerin anerkannt ist, die feinste sprachliche und stilistische Bildung mit dem unschätzbaren Gute eines unentweihten Geisteslebens, ja mit dem Ideenreichthum der höchsten sittlichen und wissenschaftlichen Bildung verbindet. Ihre wenigen Gedichte, gleich denen ihres Freundes Johann vom Kreuz, zählen zu den lieblichsten

Erzeugnissen religiöser Lyrik; sie sind zugleich das Vorspiel jener glänzenden Literaturblüthe, welche Spanien in Lope und Calderon erreicht hat. Ohne sie wären vielleicht solche Dichter nicht erstanden, oder sie hätten sich zu seichter Romanpoesie oder sonstiger erbärmlicher Humanität verflacht. Sie hat der spanischen Poesie ihren religiösen Grundcharakter erhalten, den Zug zum Göttlichen, der schon die alten Sagen des ritterlichen Volkes beherrscht: Solo Dios basta.

In alle vorzüglichen Weltsprachen übersetzt, haben ihre Schriften auch nach andern Ländern himmlisches Licht, Trost und Belehrung getragen, edleres Streben geweckt und Segen verbreitet. Die meisten unserer hervorragenden Convertiten haben sich mit Vorliebe dieser gewinnenden Erscheinung zugewandt. Es sei hier nur an L. Clarus und die Gräfin Hahn-Hahn erinnert. In den Klöstern und in weiten Kreisen des katholischen Volkes hat Theresia als Lehrerin mächtigen Einfluß erlangt und segensreich fortgewirkt.

Zu einer ihrer schönsten Palmen aber darf man es wohl rechnen, daß Gott sich vorzugsweise ihrer Mitwirkung bedienen wollte, um die Andacht zum glorreichen Nährvater des Erlösers, dem hl. Joseph, in der Kirche Gottes zu heben und zu verbreiten. Welche Gründe diese Andacht in den Erstlingszeiten der Kirche beschränkt, ist bekannt. Das Mittelalter blieb in seinen Andachten auf dem traditionellen Pfade. Erst der Neuzeit hatte Gott einen größeren Aufschwung dieser Andacht vorbehalten. Eine schönere und fruchtreichere Andacht aber gibt es nicht für unsere von Hoffart und Genußsucht unruhig umhergepeitschte Zeit. Wo ist Frieden, wo Ruhe, wo das entflohene Paradies hienieden zu finden, wenn nicht in der Demuth und Entsagung, in der Armuth und harten Arbeit des Hauses von Nazareth? Selbstloser als irgend ein anderer Heiliger des Alten und Neuen Bundes verschwindet der ehrwürdigste der Patriarchen in einem Leben rauher Mühe, das schönste Vorbild der arbeitenden Klassen, das schönste Vorbild für Fürsten und Könige: denn ihm hat Gottes Sohn gehorcht. Die hl. Theresia hat versichert, daß er keines ihrer Gebete unerhört gelassen. Vertrauensvoll hat ihn deßhalb Pius IX. zum Schutzheiligen der gesammten Kirche erhoben. In ihm sind die großen Probleme der Gegenwart gelöst. Die Welt wird den Frieden finden, wenn sie demüthig gleich ihm dem Heiland der Welt dient, cui servire regnare est!

A. Baumgartner S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

(Fortsetzung.)

XI.

Wie ich versprochen, werde ich jetzt ausführlich von den Gebirgsgewittern handeln. An ihnen lassen sich die Gesetze der feuchten oder dunsthaltigen steigenden Luftströme viel besser beobachten, als an den Gewittern des ebenen Landes und freien Oceans. Denn in den Gebirgen ist es ein Leichtes, die Höhe der Wolken zu erkennen und ob dieselben eine horizontale, schiefe oder verticale Lage besitzen und welche Richtungen sie im Raum verfolgen, wenn sie in Bewegung gerathen. In anderen Gegenden hat man zur Beurtheilung dieser überaus wichtigen Umstände keine sicheren Anhaltspunkte.

Von vornherein erkläre ich jedoch, daß unser Thema von den Gebirgsgewittern sich mit der nothwendigen Deutlichkeit in einem einzigen Aufsatze nicht abmachen läßt.

Zunächst stelle ich hier einen Satz auf, welcher als Grundlage zu dienen hat und um so eingehender bewiesen werden muß, als man in vielen gelehrten Büchern gerade das Gegentheil darzuthun sucht.

Je weiter man auf einem Gebirge emporsteigt, desto niedrigeren Lufttemperaturen begegnet man. Das ist eine bekannte Thatsache, und man hat sich deßhalb so sehr daran gewöhnt, die Gebirge als die kältesten Theile der verschiedenen Erdgegenden anzusehen, daß man sie auch gewöhnlich als die Condensatoren betrachtet, woran die Winde ihre Feuchtigkeit als Regen und Schnee in der nämlichen Weise zum Niederschlag bringen, wie die Luft eines Zimmers ihre Dünste an den kalten Fensterscheiben während des Winters. Diese Anschauung muß ich als eine wesentlich unrichtige bezeichnen, weil die Winde ihren Feuchtigkeitsgehalt am Gebirge hauptsächlich durch ihr eigenes Steigen und dasjenige der von unten in sie eindringenden Luftströme zum Niederschlag bringen. Die letzteren Luftströme aber stellen sich bei schönem Wetter in jeder Jahreszeit, vorzüglich im Sommer, ein und haben ihre Ursache — nicht in der Kälte, sondern — in der Wärme des Gebirges, die größer ist, als den betreffenden Höhenschichten an und für sich zukommt.

Hiervon eben handelt der Satz, den ich zu beweisen gedenke: die

Lufttemperatur im Gebirge übertrifft an allen schönen Tagen der wärmeren Jahreszeiten die Temperatur der neben dem Gebirge frei schwebenden Luft von gleicher Meereshöhe; wenigstens ist das der Fall, wenn unten Windstille herrscht, bis hinauf zu jenen Höhen, wo der Schnee und das Gletschereis beginnt oder die aus der Tropenzone kommenden warmen Winde bei uns sich merklich machen.

Ausdrücklich hebe ich hervor, daß ich hier nicht die Temperatur der Gebirgsluft mit derjenigen der untersten Luftschichten über dem angrenzenden Tieflande vergleiche, sondern mit der Temperatur der Luftschichten von gleicher Meereshöhe, wie der betreffende Theil des Gebirges. Das Tiefland ist ja seiner niederen Lage wegen im Sommer meist viel wärmer als das Gebirge, und deßhalb auch seine unterste Luft.

Ferner darf die beigefügte Bedingung nicht übersehen werden, wenn man den Satz nicht mißverstehen will. Denn wo die genannten obern äquatorialen Winde — bei uns der Südwestpassat — gegen die Gipfel und Kämme hoher Gebirge stoßen, da steigen sie erkaltend daran empor und geben ihnen eine Luftbedeckung, die kälter als die nicht aufgestiegene Luft der Umgebung zu sein pflegt. Die untern Winde haben natürlich die gleiche Wirkung; doch wehen sie nicht immer, und wenn sie auf der einen Seite des Gebirges vorhanden sind, fehlen sie manchmal auf der andern und in vielen, rings von Bergzügen umschlossenen Thälern. Wir berücksichtigen daher auch nur die in den wärmeren Jahreszeiten so oft wiederkehrenden Epochen unterer Windstille. Häufig sind zudem, wie wir bald sehen werden, die untern Gebirgswinde lediglich eine Frucht vorausgegangener Windstille, die Wirkung jener merkwürdigen Saugkraft, womit das von der Sonne erwärmte Gebirge die Luft des umgebenden Flachlandes zu sich heranzieht, weil es die eigene Luft in gewaltigem Strome über seine höchsten Gipfel emportreibt. Diese Winde rechnen wir der Windstille bei, deren Ergebniß sie sind und welche alsdann sich in höhere Berggegenden zurückgezogen hat.

Die Gründe, weßhalb der Satz richtig sein muß, liegen auf der Hand. Einer von ihnen ist universeller Natur. Wenn nämlich die Luft überhaupt mehr Wärme indirect vom Erdboden als direct von der Sonne erhält, so wird unter sonst gleichen Umständen auch jede höhere Luftschicht dort mehr Wärme empfangen, wo sie ein gehobenes und von der Sonne erwärmtes Stück Erdboden unmittelbar berührt. Solche Stücke aber bilden alle schneelosen Hochebenen, unzählige vegetations-

arme Bergstufen und Gehänge, alle offenen, oben im Gebirge liegenden Thäler, ja selbst die untern Hauptthäler und das ganze hügelige oder flache Vorland, weil diese an der allgemeinen Hebung meistens in beträchtlichem Grade theilgenommen haben. So liegt, um ein hierhergehöriges kleineres Beispiel zu erwähnen, der Spiegel des Bodensees 398, des Züricher Sees 409, des Zuger Sees 417, des Vierwaldstättersees 437, des Neuenburger Sees 435, des Sempacher Sees 507 und des Genfer Sees 375 Meter über dem Meer. Diese Zahlen geben uns also die Meereserhebung der tiefsten Stellen und obern Grenzgegenden der sogenannten *Flachschweiz* oder *Schweizer Hochebene* an, deren allgemeines Niveau noch um 100—200 Meter höher aufragt und einer großen Menge von Hügeln und kleiner Bergketten als Träger dient. Daher findet sich am Nordfuß der Schweizer Alpen ein ausgedehntes Land, wovon jedes einzelne Stück, wenn es an der Meeresküste läge, ein ansehnliches Gebirge darstellen würde. In seiner Gesammtheit empfängt es nun ebenso viel Sonnenwärme, wie ein gleich beschaffenes Land von derselben geographischen Breite im Niveau des Oceans, und deßhalb erhitzt sich an schönen Tagen sein Boden auch gleich stark. Die gleiche Bodenwärme kommt aber einer 500—600 Meter höheren Luftschichte zugut, und somit ist klar, daß diese, wo sie in der Flachschweiz den Erdboden unmittelbar berührt, wärmer sein muß, als in den Gegenden, wo sie es nicht thut und ihre Wärme von steigenden Luftströmen empfängt, die über der Arbeit des Steigens erkalten. Ganz in derselben Weise muß wieder die Luft der höheren Alpenthäler relativ wärmer[1] als die der Schweizer Hochebene, und die der Berggehänge und Gipfel relativ wärmer als die der Alpenthäler sein, so lange die von uns vorausgesetzten Bedingungen zutreffen.

Zu dem erwähnten allgemeinen Grund kommen aber noch *besondere* Gründe; sie bewirken, daß bei schönem Sommerwetter der Erdboden gerade im Gebirge mehr Wärme von der Sonne empfängt und davon auch der Luft über ihm mehr mittheilen kann.

Zuerst sieht man, daß die Oberfläche der Bergzüge und Gipfel vermöge ihrer *schiefen* oder *geneigten* Lagen allein schon an unzähligen Stellen die Wirkung der Sonnenstrahlen erhöht, indem sie von denselben, hier am Morgen, dort am Abend, und an jenem Punkt wieder um Mittag, in einer mehr senkrechten Linie getroffen wird. Dement-

[1] Sie ist *relativ* wärmer, wenn die *absolut* wärmere Luft der Hochebene beim Steigen bis zu ihrer Höhe über der Arbeit des Steigens kälter als sie wird.

sprechend weist nun freilich das Gebirge ebenso viel Stellen auf, wo die Sonnenstrahlen weniger günstig fallen oder kaum hingelangen. Allein das hindert weder das Aufsteigen von warmen Luftströmen an seiner Sonnenseite, noch macht es die Erkaltung der Schattenseite so groß, als man vorauszusetzen pflegt. Hier nämlich rinnt die kühle Luft durch die finstersten Tobel und Schluchten in die Nebenthäler und von da in die Hauptthäler hinunter — eine Wirkung, die nicht nur durch ihre Schwere, sondern auch durch die Zugkraft der bergabströmenden Gewässer hervorgebracht wird; denn diese reißen sie, wenn kein starker Wind entgegenweht, selbst in dem Falle mit sich fort, daß sie keine Neigung zum Abwärtsfließen hat. Ihren Platz aber nimmt oben die warme Luft ein, welche auf der Sonnenseite liegt, indem dieselbe um die Vorsprünge der Gebirgszüge in fast horizontaler Richtung sich herumbewegt und durch andere warme, von unten nachsteigende Luft ersetzt wird. All das läßt sich ohne Mühe constatiren, wenn man nur mit einiger Geduld die kriechenden Bewegungen der Nebelschleier an den Berggeländen verfolgt. Das Gleiche gilt sogar in Bezug auf die kalte Luft, die in Folge der nächtlichen und winterlichen Wärmeausstrahlung der Gebirgsoberfläche in der Höhe sich ansammeln sollte: auch sie strömt ohne Unterlaß auf den Wegen herab, welche die Bäche und Flüsse einschlagen. In vielen Wintern habe ich die Erfahrung machen können, daß zu Feldkirch in Vorarlberg, dort wo die breiten Thäler der Ill und des Rheines zusammenstoßen, die Temperatur wochenlang um 8—12° C. niedriger stand, als in dem nahen, aber ein paar hundert Meter höhergelegenen Übersaxen. Am Tage war der Temperaturunterschied noch größer; während oben die Leute auf ihrem sonnigen Plateau für die Feldarbeiten möglichst leichte Kleidungen hervorsuchten, wußte man unten im Schatten der steilaufragenden Felsen und unter der Überfluthung durch die kalte, nebelschaffende Luft der Bergschluchten vor Frost sich nicht zu schützen.

Ein zweiter besonderer Grund der stärkeren Empfänglichkeit des Gebirges für die strahlende Sonnenwärme liegt in seinem Reichthum an felsigen, öden und vegetationsarmen Flächen. Allerdings denke ich hierbei nicht an die niedrigen, fast ganz mit Wald bedeckten Gebirge Mitteldeutschlands, sondern an die großen und hohen Gebirge von der Gattung der Alpen und Cordilleren. Jedermann weiß, daß kahler, sandiger oder felsiger Boden die strahlende Sonnenwärme mit Gier aufsaugt, darüber eine sehr hohe Temperatur annimmt und dieselbe auch Nachts nur langsam verliert. Das Wärmequantum aber, welches er empfängt, ist wegen

des bald zu nennenden dritten Grundes im Gebirge bedeutend größer als im Tieflande, obschon es weniger zur sinnlichen Wahrnehmung kommt, da die an und für sich kühlere, leichter bewegliche und schneller in's Steigen gerathende Gebirgsluft das Übermaß der Bodenerwärmung verhindert und sozusagen im Keim mit sich in die Höhe führt.

Dagegen vermögen die Sonnenstrahlen, wo sie Eis und Schnee treffen, diese nicht stärker als bis auf 0° zu erwärmen; all ihre weitere Wärme wird latent gemacht und zur Schmelzung verbraucht. Die auf den Gletschern und tieferen Firnfeldern[1] ruhende Luft erleidet demnach im Sommer vom Grunde herauf eher eine Abkühlung als eine Erwärmung, weßhalb wir dem von uns aufgestellten Satz die Bedingung beigefügt haben, daß er wenigstens für alle Gebirgshöhen gelte, die von Gletschereis und ausgedehnten Schneefeldern nicht bedeckt sind.

Thatsächlich aber gilt der Satz auch für die schneebedeckten Gebirgshöhen, so oft sich daselbst die Luft in steigender Bewegung findet. Dieß Steigen nämlich erreicht an der Schneegrenze keineswegs sein Ende, macht sich vielmehr über alle Firnfelder hinaus noch auf den höchsten Bergspitzen bemerklich: die emporschwebenden Luftmassen bringen von den tieferen, schneefreien Gebieten Wärme genug mit, um ohne Störung über die schneebedeckten hinwegzugelangen. Zudem berühren sie gewöhnlich die flachen Schneefelder nicht, sondern lassen beim Steigen zwischen ihnen und sich jene schwere Luftschichte, welche vom Schnee abgekühlt worden ist. Endlich wirft der Schnee seiner weißen Farbe wegen viel mehr Wärmestrahlen nach oben zurück, als das kahlste Felsgestein — eine Eigenschaft, welche der auf ihm lagernden Luftmasse wenigstens indirect zugute kommt. Denn die Wasserdünste der Letzteren empfangen so beinahe ein doppeltes Wärmequantum, werden vor der Umwandlung in Nebel bewahrt und geben einen guten Theil ihrer Wärme durch Berührung an die Luft ab[2]. Nirgends ist die Luft klarer, als über den

[1] Die hohen Schneegebirge, wie etwa die Alpen, haben eigentlichen Schnee nur in den höheren Thalmulden und auf allen sanfteren Gehängen, welche die jähen Felszacken der höchsten Gipfel umgeben. Weiter abwärts bekommt der Schnee eine körnige Structur und wird zum Firnschnee. Ursache ist theils das eindringende Schmelzwasser, theils das Herunterströmen der ganzen, innerlich beweglichen Masse in Folge des Druckes von oben her. Die einzelnen Körner werden allmählich größer und mehr und mehr zu Eis, wodurch tiefer unten das Firneis und endlich das Gletschereis entsteht.

[2] Reine Luft wird von den Sonnenstrahlen und der rückstrahlenden Wärme des Erdbodens kaum erwärmt; dagegen absorbiren, wie im Folgenden sich zeigen wird, die atmosphärischen Wasserdünste außerordentlich viel Wärmestrahlen.

Firn- und Schneefeldern hoher Gebirge, wozu freilich der Umstand, daß ihre Dämpfe am kalten Boden sich niederschlagen, auch Einiges beiträgt.

In großer Höhe kann unter der Wirkung der Sonnenstrahlen der Schnee oder Firn wärmer als die ihn bedeckende Luft werden und dieser durch Berührung von seiner Wärme mittheilen, gerade so, wie es tiefer unten der schneelose Boden thut. Haben beispielsweise ein Schneefeld und die auf ihm ruhende Luftschicht in der Morgenfrühe gemeinschaftlich eine Temperatur von 20° unter Null, so muß die Oberfläche des Schneefeldes von der Sonne um volle 20° erwärmt werden, bevor sie zu schmelzen beginnt, und bei dem großen, beiderseitigen Temperaturunterschied wird demnach die bedeckende Luft nothwendig eine große Wärmemenge vom Schnee empfangen.

Diese Folgerung scheint wunderbar, ist aber richtig. Namentlich bewährt sie sich im Winter bei anhaltend schönem Wetter. Prüft man alsdann, am Gebirge emporschreitend, die Lufttemperaturen in den verschiedensten Höhen, so findet man, daß die Wegstrecken, die man, um jedesmal einen Grad weniger zu haben, abmachen muß, viel größer sind, als im Sommer; ja, wie bereits erwähnt wurde, bemerkt man am Anfang der Steigung nicht selten eine Zunahme der Lufttemperatur.

Der dritte besondere Grund, weßhalb die Oberfläche der Berge an allen schönen Sommertagen mehr strahlende Sonnenwärme aufnimmt, ist die Trockenheit, der geringe Dunstgehalt, und damit die schwache Absorptionskraft der Gebirgs-Atmosphäre in Bezug auf strahlende Wärme. Bei diesem wichtigen Grunde muß ich der Deutlichkeit halber länger verweilen.

Bestände unsere Atmosphäre lediglich aus Luft, d. h. aus einer Mischung von reinem Sauerstoff und Stickstoff, ohne Beigabe anderer Gase oder Dämpfe, so würde sie sich in Bezug auf das Durchlassen strahlender Wärme fast genau wie ein Vacuum oder der Himmelsraum selbst verhalten: wo die Sonne erschiene, müßte der Boden stärker als jetzt sich erwärmen, wie er auch umgekehrt beim Verschwinden der Sonne, selbst in der heißen Jahreszeit, bis unter den Gefrierpunkt erkalten müßte.

Nun findet sich aber in unserer Atmosphäre viel Wasser, theils als unsichtbarer Dampf, theils als Nebel und die Luft trübender Dunst, und theils endlich in der Gestalt von zarten Eiskryställchen, welche in den höchsten Höhen schweben. In all diesen drei Aggregats-Zuständen vermag es eine außerordentlich große Menge von strahlender Wärme zu

absorbiren, d. h. in sich aufzunehmen und festzuhalten, während es zugleich eine andere, ebenfalls große Menge der nämlichen Wärme von der Oberfläche seiner Atome reflectirt, also weder aus dem Himmelsraum bis zum Erdboden, noch vom Erdboden zurück in den Himmelsraum gelangen läßt. In dieser Absorption und Reflexion der Wärmestrahlen durch die atmosphärischen Wasserdünste besteht hauptsächlich das, was man die „Absorptionskraft der Atmosphäre in Bezug auf die Wärmestrahlen" nennt; die Luft als solche ist beinahe vollkommen diatherman oder wärmedurchlässig, so daß sie nur einen sehr kleinen Antheil von strahlender Wärme festhält oder reflectirt. Untersuchen wir an dieser Stelle im Einzelnen, wie das Wasser in seinen drei Aggregats-Zuständen ungleich mächtiger wirkt.

Zunächst fehlt es unserer Atmosphäre niemals an eigentlichem Wasserdampf, an Wasser in seiner gasförmigen Gestalt; auch der klarste Tag ist nicht frei von ihm. Ja in den Alpen ist oft der klarste Tag der verrätherischeste, weil das Blau des Himmels mit der Menge des atmosphärischen Wasserdampfes reiner und dunkler wird. Wenn wir daher von diesem eigentlichen Wasserdampf sprechen, so ist damit nichts Sichtbares gemeint; er ist keine Wolke, kein Nebel, kein Dunstschleier; vielmehr ist er transparenter als die reinste Luft selbst. Nie erscheint uns ein Berg mit all seinen Einzelheiten so nahegerückt und klar, als wenn nach einem Gewitter die Luft ganz dunst- und nebelerfüllt bleibt, aber durch ein allgemeines Sinken diesen reichlichen Wassergehalt vollständig in unsichtbaren Dampf verwandelt [1].

Die Beziehungen zwischen der strahlenden Wärme einerseits und der verschiedenen Absorptionskraft der Wasserdämpfe und reinen Luft andererseits will ich mit Hilfe bekannter Erscheinungen klar zu machen suchen. Man lege im Winter ein Stückchen schwarzes Tuch irgendwo auf den Schnee, und zwar so, daß beide von den Sonnenstrahlen getroffen werden. Wenn das Wetter nicht gar zu kalt ist, wird man beobachten, wie das Tuchstückchen jeden Tag mehr in den Schnee einsinkt. Seiner schwarzen Farbe wegen absorbirt es nämlich mehr Wärme, nimmt eine höhere Temperatur als der Schnee an, theilt diesem von seiner Wärme mit und bringt ihn unter sich zum schnelleren Schmelzen.

Auch der feste Erdboden und seine Bestandtheile, besonders wenn

---

[1] Man erinnere sich, daß sinkende Luft sich erwärmt und dabei ihre Nebel und Wolken gerade so auflöst, wie steigende Luft ihren unsichtbaren Wasserdampf durch Erkalten in sichtbare Nebel und Wolken verwandelt.

sie eine dunkle Farbe haben, absorbiren viel Wärme, die in ihnen fühlbar wird, und sie absorbiren davon in der nämlichen Zeit auch bedeutend mehr, als Schnee und Eis, welche zudem eine höhere Temperatur als die des Schmelz- und Gefrierpunktes nicht annehmen können. Liegen daher kleine Steine vereinzelt auf einem Gletscher, so erwärmen sie sich unter den Sonnenstrahlen mehr als das Eis, machen es im Sommer schmelzen und sinken darin ein, weßhalb man sie in kleinen, mit Schmelzwasser gefüllten Gruben antrifft. Feiner, sandiger oder erdiger Gletscherschutt befördert das Schmelzen des Eises gleichfalls, wo er in dünner Schichte darüber ausgebreitet ist und von den Strahlen der Sonne getroffen wird. In allen klaren Nächten aber strahlt er dafür auch mehr Wärme dem Himmelsraum zu, so daß im Winter die oberste Eisschichte unter ihm kälter ist, als wo sie frei liegt. Bildet hingegen der Gletscherschutt eine genügend dicke Schichte, so dient er dem Eise als undurchdringlicher Schirm gegen Wärme und Kälte. Die Sonnenstrahlen saugt er ein, ohne ihre Wärme durchzulassen; diese behält er vielmehr und strahlt er wieder aus, wenn die Sonne nicht mehr am Himmel steht, und unterdessen schont er die Wärme des Eises.

Ähnlich verhalten sich große Steinblöcke, welche auf dem Eise liegen. Die strahlende Wärme, die sie am Tage absorbiren, vermag nicht bis zur Unterseite vorzudringen, um dort das Eis zu schmelzen; des Nachts aber geht sie wieder verloren, indem sie nach dem Himmelsraum ausstrahlt. Daher die sogenannten Gletschertische, jene Säulen und abgestumpften Pyramiden von Eis, die man allerorts in den unteren Gegenden der Gletscher sieht und auf welchen ein mächtiger Steinblock, einer Tischplatte gleich, aufgelagert ist: derselbe ragt nach allen Seiten frei in die Luft hinaus und schützt sowohl durch seinen Schatten als auch dadurch, daß er die Wärme in seiner Masse zurückhält, das unter ihm liegende Eis vor zu starker Schmelzung, während es ringsum, wo die Sonnenstrahlen freien Zugang haben, rasch schwindet. Die größten Steinblöcke ruhen deßhalb auch auf den dicksten und höchsten Eissäulen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem in der Atmosphäre schwebenden Wasserdampf. Seine Theilchen saugen aus den Sonnenstrahlen viel mehr Wärme ein, als die umgebenden Sauerstoff- und Stickstofftheilchen der Luft, nehmen dadurch eine höhere Temperatur an und übertragen dieselbe vermittelst Berührung auch an die Luft, welche so in indirecter Weise beim Durchgang der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre einige Wärme empfängt; denn die meiste Wärme bekommt

sie, wie mehrfach erwähnt wurde, durch ihre Berührung mit der Erdfläche und von den steigenden Luftströmen. Aber es haben die Dampftheilchen auch die Fähigkeit, die aufgenommene Wärme viel schneller auszustrahlen, als die Luft es vermag, und thun es nicht nur des Nachts, wenn die Sonne schon untergegangen, sondern auch am Tage, wenn die Sonne noch am Himmel steht, indem sie einen Theil ihrer Wärme allen Gegenden des Himmels zuwerfen.

Was nun die Erwärmung der Erdfläche betrifft, so ist klar, daß diese um so weniger Sonnenstrahlen bekommt, je mehr davon die atmosphärischen Wasserdünste auffangen, welche demnach in ihrer Gesammtheit, wie das durchbrochene Laubdach eines Baumes, den Erdboden vor zu starker Wärmeeinstrahlung schützen.

Dafür gereichen aber auch dieselben atmosphärischen Wasserdünste dem Erdboden zum Schutz gegen die zu lebhafte Ausstrahlung seiner Wärme, wenn die Sonne nicht hoch genug am Himmel steht oder des Nachts unter dem Horizonte verborgen ist. Dann strahlen zunächst sie ihre Wärme aus, und nur insoweit, als der in der Atmosphäre angehäufte Wärmevorrath nicht genügt, gibt der Boden von dem seinigen her.

Daß Luft im ruhenden Zustande, wenn in ihr keinerlei steigende Bewegung vorhanden ist, ebenfalls einige Wärme annimmt, bewirkt vor Allem ihr Gehalt an Wasserdünsten. Wäre sie ganz rein und nicht mit Dämpfen gemischt, so würde sie selbst unter den glühenden Strahlen der Tropensonne beinahe kalt bleiben oder wenigstens eine lange Zeit nöthig haben, damit sie eine merkbar höhere Temperatur gewinne. Umgekehrt würde sie aber auch ihre einmal erlangte Wärme bei der nächtlichen Ausstrahlung ebenso langsam verlieren. Unter den jetzigen Umständen entnimmt sie ihre Wärme hauptsächlich den in ihr schwebenden und von der Sonne stärker erwärmten Dampftheilchen, welchen sie auch ihre Wärme überläßt, so oft sich die Sonne zurückzieht.

Unablässig ferner entwickeln sich auf dem feuchten Erdboden frische Wasserdämpfe, wenn strahlende Sonnenwärme ihn trifft, und sie steigen, weil sie leichter als Luft sind, in derselben bis zu unbegrenzter Höhe auf, darin eine möglichst gleichmäßige Temperatur verbreitend. Des Nachts verwandeln sie sich in Nebelbläschen, die ihrer Schwere wegen aus der Luft niedersinken und als Thau den Boden netzen; während sie jedoch sinken, entziehen sie der Luft jene Wärme wieder, die sie ihr über Tag gegeben, und so bleibt der Erdboden, indem sie fortwährend Wärme ausstrahlen, vor übermäßiger Erkaltung bewahrt.

Tyndall, der berühmte englische Physiker, auf dessen herrliche Experimente über die strahlende Wärme das Gesagte vorzugsweise sich stützt, ließ von den verschiedensten Gegenden Englands atmosphärische Luft zur genauen Untersuchung kommen und fand, daß die darin enthaltenen, anscheinend so geringen Mengen von Wasserdampf durchschnittlich eine siebzigmal größere Wärmeabsorption ausübten, als die Luft selbst, worin der Dampf vertheilt war. Auch ist er der Meinung, daß von der strahlenden Wärme, welche die Erde zur Nachtzeit gen Himmel sendet, zum wenigsten zehn Procent schon innerhalb der ersten, zehn englische Fuß dicken Luftschichte aufgefangen werden, die unmittelbar über dem Boden liegt und gewöhnlich die meisten Dämpfe enthält. Deßhalb preist er England wegen der oceanischen Wasserdünste glücklich, welche in so großer Menge über es hinwegfluthen, und sagt: „Die Entfernung der Wasserdämpfe aus der britischen Atmosphäre würde schon in einer einzigen Sommernacht von der Vernichtung aller Pflanzen begleitet sein, welche die Gefriertemperatur tödtet.“[1] Wir werden später einige Thatsachen anführen, die eine solche Behauptung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Die Abkühlung bewirkt natürlich, daß die atmosphärischen Wasserdämpfe sich nach und nach in sichtbaren Dunst umwandeln; sie werden zu **Nebelbläschen** oder hohlen Wasserkügelchen, welche in der Atmosphäre einen noch um Vieles kräftigeren Schirm gegen das Ein- und Ausstrahlen der Wärme bilden. Denn an ihrer äußern und innern spiegelnden Oberfläche finden die Wärmestrahlen eine mehrfache Gelegenheit zur Reflexion, so daß die von der Sonne kommenden in großer Menge nach dem Himmelsraum, die von der Erde aufsteigenden aber ebenso wohl nach dieser zurückgeworfen werden. Die nicht reflectirten Wärmestrahlen dringen jedoch in die Wassermasse der Nebel- und Dunstbläschen ein, werden von ihr absorbirt und nur zum allergeringsten Theile durchgelassen.

Diese Absorption nun bewirkt eine doppelte Änderung im Zustande eines jeden Nebelbläschens.

Erstens bekommt dasselbe eine größere Menge **freier** oder fühlbarer Wärme; damit erhöht es seine Temperatur und die der umgebenden Luft, oder bleibt wenigstens sammt der Letzteren während der gleichzeitigen Ausstrahlung möglichst lange bei ein und derselben Temperatur.

---

[1] Tyndall, Die Wärme, S. 457 u. 448.

Beginnt aber die Ausstrahlung mächtiger als die Absorption zu werden, so verhindert die große Menge der freien Wärme, die sich mittlerweile in Nebelbläschen angesammelt hat, die zu schnelle Erkaltung desselben und der Lufttheilchen, welche es berührt. Denn unter allen festen und flüssigen Körpern ist flüssiges Wasser gerade derjenige, welcher am allermeisten Wärme in sich aufnehmen muß, damit er äußerlich um ein Bestimmtes wärmer erscheine. So hat man, um ein hierhergehöriges Beispiel zu erwähnen, einem Pfund Wasser reichlich 4,2mal soviel Wärme zuzuführen, als einem Pfund reiner atmosphärischer Luft, wenn beide um eine gleiche Anzahl von Graden wärmer werden sollen. Deßhalb kann ein Pfund Wasser durch den Verlust von einem Temperaturgrad ungefähr 4,2 Pfund Luft um einen Grad erwärmen. Nun ist aber das Wasser 770mal schwerer als die Luft, oder nimmt bei gleichem Gewicht einen 770mal kleineren Raum als diese ein; folglich vermag ein Kubikmeter Wasser mit Verlust von einem Temperaturgrad 770mal 4,2 oder 3234 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer zu machen. Man sieht also, welch ungemein wichtigen Einfluß die Nebel- und Dunstbläschen auf den Wärmezustand der Atmosphäre haben: sie theilen derselben Wärme mit, aber sehr langsam und ohne die Temperatur im Lauf eines Tages zu hoch werden zu lassen; darauf halten sie diese Temperatur möglichst fest oder lassen sie ebenso langsam niedriger werden, wenn die nächtliche Ausstrahlung überwiegt.

Zweitens machen die Nebelbläschen unter der Wirkung der Sonnenstrahlen sehr viel Wärme latent. Ihre Temperatur lassen sie nicht beliebig erhöhen, vielmehr bekommen sie bei kräftigerem Zufluß von Wärme auch immer mehr Neigung, wieder die Dampfgestalt anzunehmen, wobei viel freie Wärme verschwindet und in Arbeit umgesetzt wird, die Temperatur aber die nämliche bleibt. Wenn später die Ausstrahlung Übermacht gewinnt, verwandelt sich die so latent gewordene Wärme wieder in eine ganz gleiche Menge freier Wärme, ohne daß auch bei dieser Gelegenheit eine Temperaturveränderung eintritt. Eine solche erfahren die Dampf- und Nebeltheilchen nur vor und nach der Umwandlung ihres Aggregats-Zustandes, nicht aber während derselben.

Auch hier wollen wir vermittelst Zahlen uns eine klare Vorstellung verschaffen. Um ein Pfund flüssiges Wasser von 100° C., das also zum Sieden eben bereit ist, in ein Pfund Dampf von gleichfalls 100° zu verwandeln, muß man ihm 540mal soviel Wärme zuleiten, als zu seiner Erwärmung von 0° bis 1° nöthig war. Nun haben wir aber

gesehen, daß ein Kubikmeter Wasser mit Verlust von einem Temperaturgrad 3234 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer machen kann. Folglich wird jene Dampfmenge, welche an Gewicht einem Kubikmeter Wasser gleichkommt, bei ihrer Umwandlung in Dunst- und Nebelbläschen so viel Wärme in Freiheit setzen, daß sie damit, ohne selbst kälter zu werden, 540mal 3234 oder nahezu 1 750 000 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer zu machen fähig wäre. Ebenso viel Wärme bindet ein Kubikmeter Wasser, wenn es die Dampfgestalt annimmt.

Die immer sich wiederholende Umgestaltung des atmosphärischen Wasserdampfes in Nebel- und Dunstbläschen und dieser in Wasserdampf muß demnach auf die Beständigkeit der Lufttemperatur einen noch viel wirksameren Einfluß ausüben, als die vorhin erwähnte große Wärmecapacität der Nebelbläschen als solcher. Wenn die Atmosphäre am Morgen von den Sonnenstrahlen getroffen wird, macht sie zu allererst eine ungeheure Wärmemenge latent, indem sie ihre Dunst- und Nebelbläschen auflöst, d. h. in eigentliche Dämpfe verwandelt, und so lange sie das thut, erhöht sie ihre Temperatur nur ganz allmählich und in beschränkter Weise, weil sie fast nur durch die freie Wärme der Nebel- und Dampftheilchen zu einer höheren Temperatur gelangen kann. Denn auch der Erdboden unter ihr bekommt am Morgen noch zu wenig strahlende Wärme, als daß er schon um diese Zeit steigende Luftströme in etwas ansehnlichere Höhen zu senden vermöchte. Erst später empfängt er die dazu erforderliche Kraft; aber alsdann sind in der Luft auch schon die meisten Dunstbläschen verschwunden, und die aus ihnen entstandenen Dämpfe, fähig, viel freie Wärme aufzunehmen, theilen davon reichlich den umgebenden Luftatomen mit, während sie ihren viel größeren Vorrath von latenter Wärme für die Zeit überwiegender Ausstrahlung bewahren. So wird die Atmosphäre langsam und mäßig warm, wärmer jedoch in ihren unteren Schichten, worin stets die größere Menge von Dämpfen enthalten ist. Diese Dämpfe sind aber leichter als die Luft, und indem sich unten stets neue entwickeln, steigen sie darin fortwährend empor, um auch in möglichst hohen Luftschichten ihre Wärme zu verbreiten. Wenn darauf der Abend kommt und die Wärmeausstrahlung das Übergewicht erlangt, so sind es immer gerade die höchsten Dampftheilchen der Atmosphäre, welche zuerst ihre latente Wärme verlieren, aber dabei lange Zeit ihre Temperatur bewahren; endlich nehmen sie die Form von Wasserbläschen an und ziehen über Alles, was darunter liegt, einen Dunst- und Nebelschleier, unter welchem der Erdboden

und der ganze untere Theil der Atmosphäre mit ihren am Tage gewonnenen Wärmevorräthen, so viel es sein kann, gegen die Ausstrahlung geborgen ruhen. Man sieht also, wie die Umformung des atmosphärischen Wasserdampfes in Nebel und der Nebel in Wasserdampf ganz dazu geschaffen ist, alle unteren Luftschichten bis weit hinauf mit einer sogar verhältnißmäßig hohen Temperatur zu versehen und diese vor starken Schwankungen zu bewahren, eine weise Einrichtung, welche das Gedeihen einer kräftigen und üppigen Vegetation zur Folge hat, wo die Sonne mit Leichtigkeit alle Nebel zerstreut.

Ähnlich wie die Wasserbläschen wirken die feinen Eiskryställchen in der höheren Atmosphäre. Auch sie lassen beinahe keine Wärmestrahlen durch, werfen mit ihrer glänzenden oder schneeigen Oberfläche viele andere Strahlen zurück, und die, welche sie absorbiren, verwandeln sie theils in freie, theils in gebundene Wärme, womit sie den oberen Luftschichten zu einer etwas höheren Temperatur verhelfen und sie darin namentlich zur Zeit ihres Entstehens und Schwindens möglichst erhalten. Ihre Fähigkeit, bei der Umsetzung in tropfbar-flüssiges Wasser Wärme latent zu machen, ist jedoch etwa siebenmal geringer als die des Wassers bei seiner Umsetzung in Dampf. Damit man nämlich ein Pfund Eis oder Schnee von 0° in ein Pfund Wasser von 0° verwandle, hat man ihm 80mal soviel Wärme zuzuführen, als ein Pfund Wasser zur Temperaturerhöhung um einen Grad bedarf. Daher geben ein Pfund Eis von 0° und ein Pfund Wasser von 80° mit einander vermischt zwei Pfund Wasser von 0°, weil die 80 Grad freier Wärme zur Schmelzung des Eises verbraucht und somit latent werden. Jene Menge atmosphärischer Eisnadeln und Schneekryställchen, welche an Gewicht dem eines Kubikmeters Wasser gleichkommt, bindet folglich bei ihrer Umgestaltung in Dunst- und Nebelbläschen, ohne ihre Temperatur zu erhöhen, so viel Wärme, als 80mal 3234 oder 258 720 Kubikmeter Luft verlieren, wenn sie um einen Grad erkalten. Umgekehrt vermag natürlich ein Kubikmeter atmosphärischen Wassers bei seiner Verwandlung in eine gleich schwere Menge von Schneeflöckchen und Eisnadeln ohne Temperaturverlust so viel Wärme frei zu machen, daß damit 258 720 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer werden könnten.

Über allen Gegenden der Erdfläche schweben nun gleichzeitig Wasserdämpfe, Wasserbläschen und Eiskryställchen. Sie finden sich nicht nur in der feuchten Luft des Oceans, sondern auch in der scheinbar ganz

trockenen Luft der Wüste; nicht nur über den warmen und von Leben strotzenden Gebieten der Tropenzone, sondern auch über den kalten und todten Schneegefilden des hohen Nordens. Aber ihre relative und absolute Menge ist in den verschiedenen Gegenden verschieden, und weil vorzüglich sie es sind, was innerhalb der Atmosphäre die Sonnenwärme absorbirt und so manchem Sonnenstrahl den Weg bis zur Erdfläche herab verlegt, so werden sie auch zur Ursache, weßhalb in verschiedenen Gegenden der Erdboden bei gleicher Kraft der Sonne so verschiedene Wärme empfängt.

Wo der Himmel klar ist, das leuchtende Tagesgestirn gerade im Zenith steht und der Wassergehalt der Atmosphäre dem oberhalb Frankreichs Boden bei schönem Wetter gleichkommt, da beträgt — nach Pouillet's Untersuchungen — diese Absorption im Mittel ungefähr ein Fünftel der strahlenden Sonnenwärme, welche dort von oben her in die Atmosphäre eindringt, oder, mit anderen Worten, die Wärmemenge, welche daselbst bis zur Erdfläche heruntergelangt, ist noch vier Fünftel der ganzen.

Bei uns kommt die Sonne niemals in das Zenith, auch im Sommer nicht, und viel mehr noch bleibt sie ihm während des Winters fern. Berücksichtigt man außerdem den schiefen Sonnenstand am Morgen und Abend, die verschiedenen Tageslängen und die verhältnißmäßig große Feuchtigkeit der westeuropäischen Atmosphäre, so wird man es nicht wunderbar finden, wenn die Rechnung ergibt, daß der Erdboden bei uns an schönen Tagen im Ganzen vier bis fünf Zehntel aller strahlenden Sonnenwärme verliert. Viel größer natürlich ist seine Einbuße an nebligen, wolkigen und regnerischen Tagen.

Wie aber der schiefe Stand der Sonne die Absorption vermehrt, ist leicht zu ermessen. Die Strahlen legen dabei längere Wege innerhalb der Atmosphäre zurück, zwei- bis dreimal längere als unter dem Äquator zur Mittagszeit. Folglich treffen sie auch zwei- bis dreimal so viel atmosphärische Dünste, welche ihnen die Wärme entziehen.

Die stärkste Absorption übt die Morgenluft aus. Denn abgesehen von dem schiefen Sonnenstande, welcher alsdann vorhanden ist, enthält die Morgenluft eine große Menge von Dunst- und Nebelbläschen, von Wasser in seiner tropfbar-flüssigen Gestalt. Diese atmosphärischen Wassermassen sind in Folge der nächtlichen Ausstrahlung ihrer latenten Wärme beraubt, welche sie Tags zuvor besaßen, als sie noch Dämpfe waren, und jetzt, am Morgen und Vormittag, saugen sie die

latente Wärme wieder ein, um abermals Dampf zu werden. Deßhalb verliert der Erdboden ungemein viel wärmende Strahlen, und sogar wenn die Sonne kräftiger zu scheinen beginnt, hält er sich noch lange kühl, da er von Thau durchnäßt ist, welcher ebenfalls die Dampfgestalt annehmen muß.

Groß ist auch die Absorption der Sonnenwärme am Abend, weil um diese Zeit schon viele Wasserdämpfe in Nebelbläschen sich umwandeln, die eine stärkere Absorptionskraft besitzen.

Jetzt, am Ende dieser theoretischen Betrachtungen, wollen wir uns nach einigen Beispielen umsehen, welche die beschriebene Wirkung der atmosphärischen Wasserdünste klar machen.

Zuerst gedenken wir der auffallend starken Schwankungen der Luft- und Bodentemperatur in allen tropischen und subtropischen Wüsten. Die Luft jener Gegenden enthält wenig Wasserdünste, und dieser Mangel bewirkt, daß es dem Boden und Allem, was darauf ist, an dem nöthigen Schutz gegen die zu heftige Ein- und Ausstrahlung von Wärme fehlt. Wer hätte nicht von der unerträglichen Sonnengluth vernommen, welche den Reisenden in der Wüste Sahara belästigt? Weniger bekannt ist es jedoch, daß im Gegensatz zu den überaus heißen Tagen dort die Nächte so kalt sind und kein Jahr vergeht, in dem nicht an wasserhaltigen Stellen manchmal Eis, häufiger Reif entstände. So hat unter Anderen Duveyrier, auf seiner Reise durch das Land der Tuaregs, einen Unterschied von 72 Grad zwischen der niedrigsten und höchsten der von ihm beobachteten Temperaturen (— 4,7° und + 67,7° im Sonnenschein) verzeichnet[1]. Ähnliches berichten andere Reisende. Ein Thermometer, welches Girard in den Wüstensand Ägyptens gesenkt hatte, zeigte 70°[2]. Rouet fand bei Theben in Ägypten die Temperatur der Bodenoberfläche gleich 67,5° und Winterbottom in Sierra Leone, an der Südgrenze von Senegambien und nahe der atlantischen Küste, gleich 59°. In Rhadames am Nordrande der Sahara, das eine mittlere Jahrestemperatur von 23° hat und in den Sommermonaten Lufttemperaturen[3] bis zu 50° aufweist, sah dagegen Gerhard Rohlfs das Thermometer während der Wintermonate zuweilen bis auf — 5° herabsinken. In der Oase Fezzan, wo die höchsten

[1] Die Erde. Nach E. Reclus von O. Ule. I. S. 73.

[2] Alle Grade sind nach dem hunderttheiligen Thermometer von Celsius.

[3] Diese werden im Schatten oder mindestens nicht unter directer Sonnenbestrahlung des Thermometers gemessen.

Temperaturen des Erdballs getroffen werden, beobachtete der nämliche Reisende — 4° am 20. December 1865, kurz vor Sonnenaufgang, und sogar — 5° am 30. Januar 1866; ja während dieser beiden Monate sah er das Thermometer überhaupt an 24 Tagen auf oder unter den Gefrierpunkt fallen[1].

So gewaltige Temperaturschwankungen in einem Lande, das nur 25—30 Grad vom Äquator entfernt liegt, sind hauptsächlich Wirkungen des Wüstenklimas und bloß zum geringsten Theil dem Wechsel der Jahreszeiten zuzuschreiben. Funchal auf Madeira im Atlantischen Ocean, einige Grad nördlicher als der nördlichste Punkt von Fezzan, kennt zwischen dem kältesten und wärmsten Monat des Jahres (+ 17,3° und + 23,3°) nur einen Temperaturunterschied von 6°. Die höchste Lufttemperatur, welche man auf dieser von Dünsten eingehüllten Insel während einer Reihe von Jahren beobachtet hat, beträgt 29,4°, und die niedrigste + 10,6°, so daß während der nämlichen Zeit die Schwankungen der Luftwärme nie über 18,8° hinausgekommen sind. Zu Kairo in Ägypten, etwas südlicher als Funchal, sollten die Schwankungen zwischen den höchsten und niedrigsten aller beobachteten Lufttemperaturen etwas geringer sein. Doch bewegten sie sich in der That beinahe doppelt so stark, nämlich um 36,5°, eine Folge des trockenen, obschon nicht wüstenartigen Klimas[2].

In der australischen Wüste sind die Temperaturunterschiede womöglich noch größer, als in der Sahara. Die Luftwärme, wie sie Sturt beschreibt, ist während des Sommers erschrecklich. So sagt dieser Reisende von der Gegend zwischen der Flinders- und Grey-Range, nordöstlich vom Spencer-Golf, daß das Thermometer im Schatten täglich bis 44, ja 47° stieg, im Sonnenschein aber bis 60 und 65°. Am 21. Januar 1845, während der heißesten Sommerszeit, zeigte es sogar 55° im Schatten und fast 68° in der Sonne. Der Erdboden ist natürlich noch wärmer gewesen. Im Winter dagegen beobachtete er eine Lufttemperatur von — 4,4°, woraus sich für dieselbe eine Differenz von mehr als 59° ergab. Gleichwohl bildet jene Gegend noch keinen Theil der eigentlichen australischen Wüste, liegt vielmehr vor deren südöstlichem Rande und schon so weit jenseits des Äquators, daß die Sonne auch während ihres höchsten Standes über 7 Grad vom Zenith entfernt bleibt.

[1] O. Peschel, Physische Erdkunde, II. S. 157 u. 160.

[2] Vgl. hierüber G. A. v. Kloeden, Handbuch der physischen Geographie, S. 839 bis 841 u. S. 848—857.

In dem an und für sich viel heißeren nordwestlichen Innern traf Mitchell, ein anderer Entdeckungsreisender, auffallend kalte Nächte, z. B. eine von — 11,1° am 22. Mai und von — 11,6° am 2. Juni[1].

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

9. Neue Bluturtheile.

Um die Mitte Juni 1679 werde der Herzog von York an der Spitze eines 60 000 Mann starken französischen Heeres landen und gewaltsam die Krone erobern, welche ihm Shaftesbury entreißen wollte: so hatten die Stimmführer der protestantischen Partei ausgesprengt, und so glaubten es die Bürger Londons. Die Mitte Juni kam und brachte zwar keine feindliche Landung, dafür aber eine neue große Gerichtsscene, deren Ausgang bei der Aufregung, die gerade in jenen Tagen herrschte, nicht zweifelhaft sein konnte. Der Jesuiten-Provinzial Whitbread und P. Fenwick, welche bei der Gerichtsverhandlung vom 17./27. December 1678 wegen Mangels an Beweisen nicht abgeurtheilt wurden, hatten jetzt endlich wieder vor den Schranken zu erscheinen, und zugleich mit ihnen drei ihrer Mitbrüder, die PP. William Waring, John Gavan und Anthony Turner, wie sie der Theilnahme an der „greulichen Verschwörung" angeklagt.

Den Vorsitz des Gerichtes führte wiederum Sir William Scroggs, der uns wohlbekannte Lord Oberrichter. Oates und Bedloe hatten an dem Silberschmiede Prance, von dem wir oben erzählten, und an einem gewissen Mr. Dugdale hilfreiche Genossen in ihrem Gewerbe des Meineids gefunden. Es wäre ja auch zu verwundern, wenn der große Lohn und die öffentlichen Ehren, mit denen Oates und Bedloe von Shaftesbury bedacht wurden, nicht Mitbewerber um den gleichen Preis der Sünde erzeugt hätten. Stephen Dugdale aus Staffordshire war früher Rentmeister im Dienste Lord Astons von Tixall gewesen; er

[1] Tyndall, Die Wärme. 2. Aufl. S. 470.

hatte seinen Herrn betrogen und war schließlich mit 300 Pfund Sterl. (6000 Mark) flüchtig geworden. Eine Häscherbande, welche in Staffordshire auf Priester und „Verschworene" fahndete, griff ihn auf und warf ihn als der Verschwörung verdächtig in's Gefängniß. Bei den ersten Verhören läugnete er entschieden jede Mitwissenschaft eines solchen Planes; nach einigen Wochen strenger Haft faßte der Unglückliche den Entschluß, seine Befreiung und reichen Lohn dazu durch meineidige Angaben zu erkaufen. Der Gefangene sagte also, er erinnere sich nun genau der Angelegenheit; sein Herr Lord Aston, einige andere katholische Edelleute und die Jesuiten Every, Gavan, Walker und Levison seien Mitschuldige. Lord Aston und die genannten Adeligen wurden auf diese Aussage hin eingekerkert; auf die Köpfe der Jesuiten setzte die Regierung einen Preis von 100 Pfund Sterl. (2000 Mark).

P. Every und P. Gavan waren so bekannt in Staffordshire, daß es für sie unmöglich schien, den Häschern zu entgehen. Um also keine der katholischen Familien in die Strafe des Hochverrathes zu verwickeln, die Allen drohte, welche ihnen ein Versteck gewährten, beschlossen sie die Flucht nach dem Continente. In ruhigerer Zeit hofften sie zu ihrem Arbeitsfelde zurückzukehren. P. Every entkam mit knapper Noth; nicht so glücklich war P. Gavan. In einer Bedientenlivree gelangte er zwar auf vielen Umwegen und unter vielen Abenteuern im Januar nach London und hatte sich bereits einen französischen Paß zur Fahrt über den Kanal verschafft. Er hatte die Bekanntschaft eines Kutschers des kaiserlichen Botschafters Graf Waldstein gemacht und glaubte sich in dessen Stallungen geborgen. Aber die Späher waren ihm auf der Ferse. Sir William Waller holte ihn mit einem Verhaftbefehle des Privy Councils bei Nacht aus dem Bette des Kutschers[1], schleppte ihn vor den Rath und, trotz seiner glänzenden Vertheidigung, sofort in die Kerker des Gatehouse. P. John Gavan (auch Gawen) war ein geborener Londoner und stand, als er vor Gericht geführt wurde, in seinem 39. Lebensjahre. Mit 20 Jahren war er 1660 zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu eingetreten, hatte seine Studien in Lüttich und Rom gemacht und dann als eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn, namentlich in der Umgegend von Wolwerhampton in Staffordshire, mit so großem Erfolge gearbeitet, daß man diese Stadt der großen Zahl der katholischen Einwohner wegen „Klein-Rom" nannte. Durch

[1] Dom. Charles II., vol. 415. n. 58. p. 92.

eine außerordentliche Gabe der Beredsamkeit und durch einen freundlichen, gewinnenden Umgang rettete er viele Seelen. Im Stile jener Zeit pflegte man ihn die „Silber-Trompete“ zu nennen.

P. Anthony Turner, der zweite neue Angeklagte, den wir vor den Schranken des Gerichtes treffen, war der Sohn eines fanatischen protestantischen Predigers. Wir können es uns nicht versagen, die Geschichte seiner Bekehrung hier mit einigen Worten zu erzählen. Der Vater war Pfarrer von Dalby Parva, nahe bei Melton-Mowbray, in Leicestershire. Die Mutter, Elisabeth Cheselbine von Brandon, eine durch Geburt und Tugend ausgezeichnete Frau, hatte in ihrem Leben nie einen Katholiken gesehen. Aber angesichts der vielen und verschiedenen Secten, welche in England damals ihr Haupt erhoben, lebte die fromme Dame in großen Gewissenszweifeln, ob sie nicht am Ende außerhalb der wahren Kirche stehe und in Gefahr der ewigen Verdammniß schwebe. Ihre zwei Söhne Eduard und Anton studirten nach des Vaters Gebot in Cambridge. Als diese nun in die Ferien kamen, forschte die Mutter, was sie auf der dortigen Schule bezüglich der wahren Religion gelernt hätten; die Knaben sagten, darüber hätten sie gar nichts gehört. Da bat die Mutter, sie möchten sich doch vor Allem über diesen allerwichtigsten und für die ewige Seligkeit entscheidenden Punkt Gewißheit verschaffen; an Geld für die nöthigen Bücher hierzu solle es ihnen nicht fehlen. Gehorsam dieser Bitte kaufte Eduard die Werke Bellarmins und einige der Controversschriften Campians, namentlich dessen „Zehn Gründe“ [1]. Das Lesen dieser Schriften, und mehr noch die innere Einsprechung des heiligen Geistes, überzeugte die Mutter bald von der Wahrheit der katholischen Religion und sie bat ihre Söhne, einen katholischen Priester aufzusuchen, welcher sie in die Kirche aufnähme. Das war keine leichte Aufgabe in den Tagen von 1640! Kein Katholik wollte dem Sohne eines so fanatischen Predigers, wie Mr. Turner war, trauen. Die Sache kam aber doch P. Alford, der sich in der Gegend von Melton verborgen hielt, zu Ohren, und jede Gefahr mißachtend, zeigte er sich sofort geneigt, den gewünschten Unterricht zu ertheilen; unter den größten Schwierigkeiten wurde das Werk der Bekehrung vollendet. Das konnte dem Ehegemahl nicht lange verborgen bleiben,

[1] Rationes decem quibus fretus Certamen Anglicanae Ecclesiae Ministris obtulit in causa fidei Edmundus Campianus: eine berühmte Controversschrift, welche zuerst 1581 in Lancashire erschien und in der Folge viele Auflagen erlebte und viele Irrende in den Schooß der Kirche zurückführte. Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XX, S. 28.

und nun begann für die heldenmüthige Frau eine Zeit des Martyriums. Täglich quälte der rohe Mensch die ohnehin schwächliche Frau mit ausgesuchter Grausamkeit, schlug sie mit Fäusten, mißhandelte sie mit Fußtritten, schleppte sie gewaltsam nach der protestantischen Kirche, an deren Thüre sie wiederholt ohnmächtig zusammenbrach, so daß die ganze Gemeinde laut über die Rohheit ihres Predigers murrte. Die heldenmüthige Geduld der Mutter bewog bald den ältesten Sohn Eduard ebenfalls zur Rückkehr in den Schooß der heiligen Kirche; noch mehr, er wollte in die Gesellschaft Jesu eintreten. Die Mutter versorgte ihn mit Reisegeld nach Frankreich. Kaum hatte aber der Vater von der heimlichen Abreise seines Sohnes Kunde, so schickte er ihm Häscher nach, die ihn aufgriffen und nach Cambridge brachten, wo er vier bis fünf Jahre gewaltsam zurückgehalten wurde. Nichts konnte aber seinen Entschluß zum Wanken bringen. Inzwischen führte die Mutter zu Hause, wo sie in enger Haft gehalten wurde, ihr Dulderleben mit unerschütterlicher Starkmuth, bis sie endlich den Mißhandlungen ihres Mannes erlag. Der liebe Gott fügte es, daß sie auf dem Todbette alle heiligen Sacramente empfangen konnte; leider erzählten die Jahresbriefe nicht, wie P. Alford das in dem Hause des Predigers bewerkstelligen konnte. Sie starb wie eine Heilige. Jetzt erst scheint auch ihr jüngster Sohn Anton sich zur Annahme des katholischen Glaubens entschlossen zu haben; bei dem ersten Verdachte erfaßte den Vater eine so unbändige Wuth, daß er den Folgen seines Zornes in wenigen Tagen erlag und in halber Raserei starb. Die beiden Brüder eilten nun, nachdem sie noch zuvor alle häretischen Bücher des Vaters den Flammen übergeben, nach Rom, wo sie im Jahre 1650 in das englische Colleg eintraten; Eduard war damals 25, Anton 22 Jahre alt. Beide sollten der Titus-Oates-Verschwörung zum Opfer fallen; Eduard starb am 19./29. März 1681 im Gatehouse-Gefängniß zu Westminster als glorreicher Bekenner, nachdem Anton ihm als Blutzeuge im Tode vorangegangen war.

Da die Verfolgung ausbrach, arbeitete Anton, den wir jetzt vor den Schranken des Gerichts sehen, als Oberer zu Worcester. Über seine Verhaftung liegt ein doppelter Bericht vor. Dem einen zufolge habe er bei der Nachricht, wie man seine Ordensbrüder überall zum Tode aufsuchte, inständigst Gott gebeten, er möge doch auch ihm die Krone des Martyriums zu Theil werden lassen, dann sei er auf besondere Eingebung des heiligen Geistes nach London gegangen und habe sich den Richtern

als einen Priester und Jesuiten freiwillig gestellt. Etwas anderes erzählt der Florus Anglo-Bavaricus[1]. Die Obern hätten P. Anton Turner aus denselben Gründen, welche P. Gavan zur Flucht bestimmten, den Auftrag ertheilt, England zu verlassen, und er sei wie dieser nach London gekommen, um eine Gelegenheit dazu zu finden. Seine Mitbrüder, von denen er Hilfe erwartete, hatten aber die Hauptstadt verlassen, und so sei der gute Pater bald in die äußerste Noth gekommen. Er habe sich nun in der Lage gesehen, entweder den Beistand katholischer Familien anzusprechen, mit der Gefahr, dieselben in das Verderben der vorgeblichen Verschwörer zu verwickeln, oder den Hungertod zu wählen, oder endlich sich freiwillig dem Richter zu stellen. Er entschied sich für das Letztere; seinen letzten Sixpence (50-Pfennigstück) gab er einem armen Knaben, den er bat, ihn zum nächsten Friedensrichter zu bringen und als gefangenen Jesuiten einzuliefern; so konnte durch den Preis, der auf seinem Kopfe stand, doch armen Leuten noch geholfen werden. Der Name des P. Turner war von Titus Oates nie genannt worden, auch nicht von Bedloe, Dugdale oder Prance. Das hinderte aber die Richter durchaus nicht, den Mann, der sich im Vertrauen auf seine Unschuld selbst überliefert hatte, als Attentäter vor die Schranken zu stellen, wo die Zeugen der Krone auch sofort bereit waren, gegen ihn wie gegen die Übrigen meineidig auszusagen.

Der fünfte Jesuit, der des gleichen Verbrechens angeklagt vor Sir William Scroggs stand, war ein Greis mit milden, freundlichen Zügen und silberweißen Haaren — P. William Waring (eigentlich Barrow). Im Jahre 1609 hatte er in Lancashire das Licht der Welt erblickt, war mit 23 Jahren zu Watten in die Gesellschaft Jesu eingetreten und hatte seit 1644 in England 35 gefahrvolle Jahre hindurch am Seelenheile seiner Landsleute gearbeitet. Als der Sturm der Titus-Oates-Verschwörung ausbrach, stand er als Oberer der Jesuiten von London auf dem gefahrvollsten Posten. Oates wollte ihn auch mit P. Provinzial gleich zu Anfang verhaften lassen; P. Waring entging ihm aber in jener Michaeli-Nacht durch einen glücklichen Zufall. „P. William Waring, der Rector, war wohl bekannt in London," berichten die Jahresbriefe, „und deßhalb dem ganzen Ingrimm der Verfolgung bloßgestellt. Dennoch blieb er auf seinem Posten, um seinen Mitbrüdern, besonders den Gefangenen, in ihrer Noth beizuspringen. Durch keine Bitte konnte

[1] p. 119.

er bewogen werden, eine Fluchtgelegenheit, die eigens für ihn vorbereitet war, zu benützen und auf dem Continente für einige Zeit Sicherheit zu suchen. Nie unterließ er seine Liebeswerke, noch wollte er damit Andere, weniger Bekannte betrauen." Während er so viele seiner Mitbrüder in Sicherheit brachte, Andere tröstete und stärkte, ging er selbst dem gewissen Tode entgegen, dem pflichttreuen Kapitän gleich, der an die eigene Rettung zuletzt denkt. Zwar unterließ er keine gebotene Vorsicht: täglich wechselte er seine Kleidung, seine Wohnung, seinen Namen und ging so monatelang unerkannt mitten durch die Häscher. Endlich aber war das Maß seiner guten Werke voll. Eine Magd, welcher die Bescheidenheit und äußerste Mäßigkeit des ehrwürdigen Mannes auffiel, schöpfte Verdacht und verrieth ihn den Spähern. Sofort wurde er festgenommen und vor die Schranken des Parlamentes geführt, wo Oates erklärte, das sei der lange gesuchte Rector der Jesuiten von London, wie das Tagebuch der Lords unter dem 8./18. Mai 1679 bemerkt. Vor dem Privy Council erweckten die weißen Haare des Greises doch bei manchen Mitgliedern Mitleid. Den König schmerzte es, daß derselbe den Häschern in die Hände gefallen: er hätte ihn gerne gerettet. Warum er in England geblieben sei, nachdem der königliche Befehl erlassen, fragte Karl II.; ob er vielleicht nicht gewußt habe, in welcher Gefahr für Freiheit und Leben er schwebe? „Wohl wußte ich das," entgegnete P. Waring, „und ich hätte der Gefahr durch die Flucht nach dem Continente entgehen können, aber ich wollte in einer so guten Sache meinen Posten nicht verlassen. Auch hat mich ja weder Gefangennehmung noch Kerker als etwas Unvorhergesehenes ereilt, und selbst der Tod ist mir nicht unerwartet; denn in den letzten zwanzig Jahren ist kein Tag verflossen, an dem ich nicht gebetet hätte, daß früher oder später das Alles mir zu Theil werden möge, und Gott hat die glühende Sehnsucht meines Herzens gewährt."

Das also sind die fünf Angeklagten, gegen welche am 13./23. Juni 1679 in der Old Bailey von London verhandelt wurde. Ein Benedictinermönch, P. James Corker, der spätere Abt von Lambspring, war zwar mit den Jesuiten vor die Schranken gestellt worden; da er aber gleich bei Eröffnung des Gerichtes um Aufschub einkam, weil man ihn erst am Vorabende mit der Klage bekannt gemacht, während dieses Mal die Übrigen acht Tage Frist zur Beibringung der Schutzzeugen hatten: so gewährten die Richter seine Bitte und ließen ihn in den Kerker zurückführen. Die schreiende Ungerechtigkeit gegen P. Ireland

in der Gerichtssitzung vom December 1678[1] scheute man sich doch noch einmal zu begehen. Man wollte den juridischen Anstand etwas besser wahren, sah sich aber der offenbaren Unschuld der Angeklagten gegenüber bald wieder in der Nothwendigkeit, ähnliche und noch flagrantere Rechtsverletzungen zu begehen.

Da die Verhandlung im Ganzen derjenigen vom December gleicht, die ausführlich geschildert wurde, beschränken wir unsere Erzählung auf die wichtigeren Zwischenfälle. Nach Verlesung der Anklageacte erhoben P. Provinzial Whitbread und P. Fenwick die Einrede: nach englischem Rechte dürfe Niemand wegen derselben Sache zweimal vor denselben Richtern auf Leben und Tod angeklagt werden; nun aber seien sie schon einmal vor eben diesem Gerichtshofe in dieser Sache auf Leben und Tod angeklagt gewesen: also habe dieser Gerichtshof keine Befugniß über sie. „Ich rede nicht für mich allein, sondern im Interesse der ganzen Nation. Kein Mensch soll derselben Sache wegen zweimal auf Leben und Tod angeklagt werden. Mit demselben Grunde könnte man ihn zwanzig- oder hundertmal vor Gericht stellen," sagte P. Whitbread. Der Lord Oberrichter suchte den Einwand zu entkräften: „Ihr waret noch nicht in Lebensgefahr; denn die Jury war noch nicht aufgefordert, ein Verdict abzugeben." „Mit Vergunst, Mylord," antwortete P. Whitbread, „wir schwebten wohl in Lebensgefahr," und dann führte er einen Präcedenzfall aus dem 31. Regierungsjahre der Königin Elisabeth an, wo ein gewisser Seyer aus keinem anderen Grunde freigesprochen wurde, als weil er nicht zum zweiten Male wegen derselben Angelegenheit auf Leben und Tod angeklagt werden dürfe. Richter North kam Scroggs zu Hilfe: erst wenn die Jury sich zum Verdict zurückziehe, könne man sagen, ein Angeklagter schwebe in Lebensgefahr. Mit Recht behauptete P. Fenwick: „Wir schwebten ebensowohl in Lebensgefahr, als diejenigen, welche hingerichtet wurden"; aber es stand nicht zu erwarten, daß die Richter das Gesetz gegen sich selbst auslegen würden, und so geschah, was vorauszusehen war: der Einwand wurde als nichtig erklärt. Die beiden Jesuiten fügten sich und nahmen ihren Platz neben ihren drei Mitbrüdern, nachdem sie wie jene auf die Frage des Richters mit „nicht schuldig" geantwortet hatten.

Es folgten die Aussagen der Belastungszeugen. Oates sagte ungefähr dasselbe, wie im December, über die Versammlung der Jesuiten

[1] Vgl. oben Bd. XXII. S. 495 ff.

vom 24. April 1678, in welcher die Ermordung des Königs beschlossen worden sei, und über die Bestechung des königlichen Leibarztes Wakeman, welcher sich für 60 000 Goldkronen verpflichtet habe, den König zu vergiften. Dann fügte er seiner früheren Aussage bei, Waring und Fenwick hätten am 21. August 1678 300 Goldkronen (mehr oder weniger) an die vier Mörder nach Windsor geschickt, um den König zu meucheln. Am folgenden Tage habe eine Versammlung zum Zwecke der Ermordung des Königs stattgefunden; einige Benedictinermönche hätten sich an derselben betheiligt. Da sei aus Briefen des Erzbischofs von Dublin mitgetheilt worden, eine Verschwörung behufs Ermordung des Herzogs von Ormond, des Befehlshabers von Irland, und zur Bewaffnung der Irländer sei vorbereitet. P. Turner habe der Verschwörung beigewohnt und die Beschlüsse unterzeichnet. Ob auch P. Gavan gegenwärtig gewesen, wage er nicht zu behaupten: jedenfalls habe er die Beschlüsse gebilligt, denn Oates habe dessen eigenhändige Unterschrift gesehen, und er kenne seine Hand ganz gut, denn er habe ihn Ende Juli oder Anfangs August 1678 im Zimmer Irelands etwas abschreiben sehen.

Dugdale zeugte also: „Während Harcourt (P. Whitbread) vor drei Jahren im Hause Lord Astons etwas abschrieb, hatte ich Gelegenheit, seine Handschrift mir zu merken. Später sah ich einen Brief von seiner Hand, der durch den öffentlichen Briefboten an den Jesuiten Every bestellt wurde; derselbe erhielt durch dieses Schreiben den Auftrag, zuverlässige und verwegene Burschen — ob es nun Edelleute oder gemeines Volk wäre — zur Ermordung des Königs anzuwerben. Ich nahm wiederholt im Zimmer Every's an den Verhandlungen in dieser Angelegenheit Theil; Gavan hielt dabei eine Ansprache, in welcher er aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift die Erlaubtheit und das große Verdienst einer solchen Handlung bewies. Ich selbst wurde aufgefordert, die That zu unternehmen; ich bezog 600 Goldkronen dafür und sollte noch 400 erhalten, sobald der Mord geschehen wäre. Überdieß versprach mir P. Gavan zum Lohne für meine Dienste einen Platz im Heiligenkalender. Turner verschwor sich vor zwei Jahren im Zimmer P. Every's gegen das Leben des Königs, auch unternahm er, für die Sache in Worcestershire zu wirken. Endlich sah ich einen Brief Warings an Every mit dem Datum vom 14. October 1678, in welchem deutlich die Worte zu lesen waren: ‚Heute Abend wurde der Friedensrichter Godfrey ermordet.‘“

Der unglückliche Prance gab an: „Vor einem Jahre sagte mir Waring, als er mir eine silberne Statue bezahlte, welche ich für ihn gemacht hatte, die Ermordung des Königs sei nunmehr als ein Ding der Nothwendigkeit beschlossen." — „Was?" unterbrach P. Waring den Zeugen, „wagt Ihr zu behaupten, ich hätte jemals so etwas gesagt?" — „Ja," antwortete Prance, das Gesicht den Richtern zuwendend, „während er mir im Beisein eines gewissen Thomson den Preis für vier Leuchter bezahlte. Auch hörte ich Fenwick in Irelands Zimmer sagen, es seien 40 000 Soldaten unter den Fahnen von Powis, Arundell und Belasyse für einen Religionskrieg angeworben worden."

Bedloe endlich hatte die Stirne, seine eigene, vor den gleichen Richtern im December gemachte eidliche Aussage umzustoßen. Er hatte geschworen, die PP. Whitbread und Fenwick seien ihm persönlich unbekannt; er wisse nichts gegen sie auszusagen. Jetzt schwur er, Whitbread sei ihm von allen Jesuiten am besten bekannt, obschon er das bei der letzten Gerichtsverhandlung „aus guten Gründen" geläugnet habe. „Er sagte mir im Beisein Colemans, wie er vier Mörder nach Windsor geschickt habe, um den König zu meucheln. Waring bezahlte das Geld, das den Mördern nach Windsor geschickt wurde, und gab dem Boten vier Goldkronen Trinkgeld, daß er sich beeile. Fenwick kam auch dazu und half bei dem Bezahlen." Dieses schamlose Geständniß der früheren meineidigen Aussage bewog denn doch einen der Richter zum Antrage, das Zeugniß Bedloe's nicht zuzulassen; die übrigen Richter aber, der Oberrichter Scroggs an ihrer Spitze, entschieden dennoch, mit Rücksicht auf den Generalpardon des Königs, für die Zulässigkeit des Meineidigen.

Die Aussagen der Zeugen wurden von den dicht gefüllten Gallerien mit lautem Jubel und Beifallklatschen begrüßt. P. Blundell, welcher der Gerichtsverhandlung beiwohnte, sagt, die Wuth und Rohheit der Menge habe das wüste Treiben einer Bärenhetze übertroffen. Und inmitten dieser tobenden Rotte, welche dem Ernste und der Würde eines Gerichtes Hohn sprach, standen die fünf Angeklagten ruhig, bescheiden, gehoben durch das Bewußtsein, daß nur der Haß gegen ihre Religion und ihren Orden ihr Verderben wolle.

Wahrhaft glänzend vertheidigten sie ihre Unschuld. Das Hauptgewicht wendeten sie gegen Oates, den Erfinder und Urheber der ganzen meineidigen Anklage, und der Beweis gestaltete sich geradezu vernichtend für diesen Mann; vor jedem anständigen Gerichtshofe würde man ihn

sofort verhaftet haben. Der Jesuiten-Provinzial begann also: „Ich danke Gott, Mylord, daß ich vor dem Tode nicht zittere; aber ich möchte mich doch nicht freiwillig einem ungerechten Tode in die Arme werfen. Euer Lordschaft wird hoffentlich bedenken, daß Jedermann sein Leben theuer, und daß die Erhaltung des Lebens für jeden Menschen eine Pflicht ist: es muß ihm also auch das Recht zugestanden werden, dasselbe nach Kräften zu vertheidigen. Daß man ferner durch einen Meineid ebensowohl als mit Messer und Pistole einen Menschen morden kann, bedarf keines Beweises. Ich meine nun, wer auftritt und einen Menschen auf Leben und Tod anklagt, der muß nicht nur in den Augen des Gefangenen, sondern auch in den Augen der Richter und Geschworenen als ein „probus testis", als ein glaubwürdiger Zeuge dastehen. Ich habe aber Gründe vorzulegen, daß Mr. Oates kein solcher Mann ist."

P. Whitbread betonte nun zunächst die innere Unwahrscheinlichkeit, daß er einen Menschen wie Oates, einen ihm unbekannten Mann, so zum Vertrauten seiner geheimsten Pläne hätte machen sollen. Das Gleiche hob P. Fenwick hervor, wie es ihm denn nur hätte beifallen können, einem Menschen, der kurz vorher seiner schlechten Aufführung wegen aus dem Colleg von St. Omer fortgejagt worden sei, so gefährliche Briefe zu zeigen.

Dann kam der Meineid zur Sprache, den Oates in der Gerichtssitzung vom December geschworen und der P. Ireland dem Henker überliefert hatte. Oates hatte damals gesagt, P. Ireland sei um die Mitte August oder am 1. oder 2. September in London gewesen; wenn dieß als eine Lüge erwiesen wurde, durfte Oates als Meineidiger nicht vernommen werden: so schlossen die Angeklagten. Sie wußten, daß heute jene Zeugen gegenwärtig waren, deren Vorladung P. Ireland damals so dringend, freilich umsonst, gefordert hatte, und wenn sie nun auch das Leben des unschuldig Hingerichteten nicht mehr retten konnten, stand doch zu erwarten, daß ihre Aussage den Zeugen mit dem Brandmale des Meineides bezeichnen würde. Die Richter erkannten die Tragweite eines solchen Beweises und gaben sich alle Mühe, das Zeugenverhör, das für ihr letztes Bluturtheil vernichtend lauten mußte, zu hintertreiben. Die Angeklagten, erklärten die Richter, hätten kein Recht, den Proceß P. Irelands noch einmal vor die Schranken zu ziehen; man könne nicht gestatten, daß zwei Processe mit einander verquickt würden; sie hätten Oates in einer besonderen Anklage wegen Meineid belangen sollen; nur wenn sie eine seiner Aussagen, die er jetzt in dieser Verhandlung mache,

als eine Lüge darthun könnten, würde man ihnen erlauben, den Meineidsbeweis gegen ihn anzutreten. Der Bemerkung P. Gavans, wenn sie erhärteten, daß Oates einmal einen Meineid geschworen, so dürfe er nicht mehr als Zeuge zugelassen werden, begegnete der Lord Oberrichter wieder mit dem Bemerken, das müßte aber erst in einer besondern Verhandlung erwiesen sein, und sie könnten unmöglich zwei Processe mit einander vermengen.

Schon schien der Gerichtshof dem unliebsamen Zeugenverhöre glücklich ausgewichen zu sein, da glückte es den Angeklagten dennoch, dasselbe zu erzwingen. Sie wandten sich an Oates mit der Frage, ob er denn heute nicht mehr zu seiner bei der letzten Gerichtssitzung gemachten Behauptung stehen wolle? Unvorsichtig genug sagte Oates, was er damals gesagt, behaupte er auch jetzt noch, zwischen dem 8. und 12. August habe er Ireland in London gesehen. Damit hatte er sich die Hinterthüre verschlossen, durch welche ihn die Richter entschlüpfen lassen wollten: sie mußten nun die Vorführung der Schutzzeugen für P. Irelands Alibi erlauben.

Lady Southcot wurde aufgerufen. Sie sagte: vom 5. bis 16. August sei P. Ireland in ihrer Gesellschaft gereist. — Lord Oberrichter: „Und Sie waren Tag für Tag zusammen?“ — Lady Southcot: „Ja, jeden Tag.“ — Lord Oberrichter: „Sind Sie gewiß, daß die Reise am 5. August begann?“ — Lady Southcot: „Ja, so gewiß als ich nur einer Sache sein kann.“ Oates fing an zu fürchten und wollte die früher erwähnte Sarah Paine[1] als Gegenzeugin aufrufen; man bedeutete ihm, er solle noch warten. — Lord John Southcot wurde nun verhört. Er bestätigte, mit P. Ireland, den er von Gesicht gekannt habe, am 5. August in St. Albans zusammengetroffen und mit ihm wenigstens zwölf Tage gereist zu sein. Mr. Eduard Southcot sagte ganz übereinstimmend, am 3. August sei er bei Lord Aston zu Stanmore gewesen; da habe man ihm gesagt, P. Ireland sei angekommen; am 4. in der Frühe habe er ihn gesehen, sei am 5. mit ihm nach St. Albans gereist und dann weiter, so daß er im Ganzen vom 4. bis zum 16. August beständig in seiner Gesellschaft gewesen sei. Diesen Edelleuten folgte eine ganze Schaar Zeugen beiderlei Geschlechts, welche alle einstimmig die gleiche Aussage bezüglich der Abwesenheit P. Irelands von London machten und trotz des schärfsten Kreuzverhöres seitens der Richter aufrecht hielten. Oates

[1] Vgl. oben Bd. XXII. S. 492.

konnte diesem erdrückenden Zeugnisse von 16 unbescholtenen Personen gegenüber nichts Anderes thun, als sich auf die Aussage der Sarah Paine berufen, welche ihr früheres Zeugniß frech wiederholte, und Scroggs kam endlich dem Meineidigen mit der uns schon bekannten Ausrede zu Hilfe: man könne sich ja in der Zeitangabe täuschen, und ein solcher Irrthum hebe keineswegs die Glaubwürdigkeit eines Zeugen auf.

Nach diesem Vorspiele, das allein schon vor gerechten Richtern entscheidend hätte wirken müssen, kam der Hauptpunkt der Vertheidigung. Oates hatte geschworen, er sei im April 1678 in Begleitung der Patres Neville, Pole, Sir Thomas Preston (S. J.), Sir John Warner (P. Clare, S. J.) und eines gewissen Studenten Hildesley von St. Omer nach London gereist und habe daselbst am 24. April der Versammlung der Jesuiten beigewohnt. Beide Punkte dieser Behauptung, sowohl die Reise in der angegebenen Begleitung, als den Aufenthalt in London zu der angegebenen Zeit, schickten sich die Angeklagten an, mit einer Schaar von Zeugen zu widerlegen. In der Gerichtssitzung vom December hatte Sir William Scroggs das schriftliche, durch die Behörden von St. Omer beglaubigte Zeugniß als unzulässig zurückgewiesen; jetzt aber waren nicht weniger als 14 Mitschüler und sonstige Bekannte des Oates von St. Omer herübergekommen, darunter Söhne des höchsten katholischen Adels Englands, um Auge in Auge den Erfinder der Verschwörungsgeschichte des Meineides zu zeihen. Sie Alle bezeugten, daß Oates vom 10. December 1677 bis zum 23. Juni 1678 beständig in St. Omer war, und niemals in dieser Zeit außerhalb des Hauses weder aß noch schlief, mit Ausnahme eines einzigen Tages: seine Reise nach London und seine Anwesenheit auf der Provinzialcongregation der Jesuiten war also ein in die Augen springender Meineid.

Wir wollen einige Auszüge aus den Gerichtsprotokollen bezüglich dieses wichtigen Zeugenverhöres geben. Mr. Hildesley, ein junger Mann von 23 Jahren aus angesehener Familie, war der erste Zeuge von St. Omer. Die Richter fuhren ihn an: „Welcher Religion gehören Sie an?“ — Mr. Hildesley: „Meine erste Pflicht ist der Dienst Gottes, dann der Sr. Majestät.“ — Richter Pemberton: „Sind Sie Katholik?“ Lord Oberrichter: „Sind Sie römisch-katholisch?“ — Hildesley: „Ja, Mylord, das bin ich.“ Trotz dieses Gebahrens seitens der Richter und des Hohngelächters der Zuhörerschaft, das sich bei jedem der folgenden Zeugen wiederholte und das wohl geeignet gewesen wäre, die Jünglinge einzuschüchtern, erklärte Mr. Hildesley auf das Bestimmteste, er sei nicht

mit Oates nach London gereist. William Parry, ein Schüler der obern Klassen von St. Omer, bezeugte ebenso bestimmt, Oates sei vom December bis Ende Juni mit Ausnahme einer einzigen Nacht, die er in Watten zubrachte, beständig in St. Omer gewesen; keine Zwischenfragen der Richter erschütterten dieses Zeugniß, das denn doch nicht ganz ohne Wirkung blieb. Ebenso bezeugte Doddington, ein Jüngling von 18 Jahren, und erwähnte außerdem, daß er sich bestimmt erinnere, wie Oates gerade an dem 24. April wegen eines Unwohlseins auf das Krankenzimmer gekommen sei, wo er ihn zwei oder drei Tage später besucht habe; das schärfste Kreuzverhör konnte diese Aussage nicht erschüttern. — Mr. Gifford zeugte übereinstimmend. Als er sich des Ausdruckes bediente: „Ich sah Oates bis in den Juni im Colleg von St. Omer, wenn ich meinen Augen trauen darf", unterbrach ihn der Lord Oberrichter mit dem schlechten Witze: „Ihre Religion verbietet Ihnen aber, den eigenen Augen zu trauen", der natürlich von den Gallerien mit lautem Halloh begrüßt wurde. Thomas Palmer, der Sohn des königlichen Mundschenks Sir Philipp Palmer, bezeugte ganz dasselbe, wie seine Mitschüler, und so alle folgenden Zeugen. Besonders sind noch die Aussagen John Halls und Cooks hervorzuheben; der Erstere, der Diener des Speisesaales, bezeugte, daß er vom December bis Juni täglich für Oates gedeckt habe; der Letztere, der Schneider des Collegs, sagte ebenso positiv, Oates sei bis zum 23. Juni in St. Omer gewesen; er selbst habe ihm für seine Abreise einen neuen Anzug gemacht.

Ganz in ähnlicher Weise wurden die Angaben Oates' in Betreff seiner übrigen vorgeblichen Reisegefährten widerlegt, indem Laienbrüder aus St. Omer, Watten und Lüttich nachwiesen, daß die genannten Patres in der angegebenen Zeit in jenen Collegien weilten und keine Reise nach London machten. Es war ein wahres Glück, daß man die muthigen Zeugen nicht als Mitglieder des Jesuitenordens erkannte; sie wären sonst unfehlbar von der Zeugenbank in das Gefängniß geführt worden. So aber stand Oates diesen Aussagen sprachlos gegenüber; er war auf sie nicht gefaßt, während er das Zeugniß der Studenten von St. Omer vorhergesehen und sich in seiner Weise gegen dasselbe gewaffnet hatte.

Der erste Zeuge, den Oates aufrief, war ein gewisser William Walker, ein protestantischer Prediger. Derselbe beschwor, er sei Ende März oder Anfangs April 1678 in St. Martins Lane (einer Gasse Londons) einem verkleideten Manne begegnet, der ihm bekannt vorgekommen sei, an dessen Namen er sich aber nicht erinnern konnte. Später

wäre ihm eingefallen, das sei Oates gewesen, den er früher gekannt, aber seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er sei dann am folgenden Morgen in eine Schenke gegangen und habe dort eine Mrs. Ives, die Oates gekannt, nach demselben gefragt und ihr gesagt, er habe ihn Tags zuvor gesehen. Das sei Alles, was er wisse; er sei ihm später nicht wieder begegnet. Der Oberrichter North frug den Zeugen, ob er sich des Datums nicht genauer erinnern könne. Die Antwort lautete, es könne allenfalls auch Mitte April gewesen sein; es sei schon lange her und er habe es sich nicht so genau gemerkt. Bei diesem so unbestimmten Zeugnisse, das einer Täuschung so sehr ausgesetzt war, ermangelte Sir William Scroggs nicht, ein Siegesgeschrei zu erheben. „Dieses Zeugniß," rief er, „widerlegt alle Aussagen eurer Schuljungen, wenn es auch nicht genau auf den 24. April lautet. Wenn es wahr ist — und wir haben keinen Grund, das Gegentheil anzunehmen — stößt es ihr ganzes Zeugniß um; denn sie behaupten, er sei den ganzen März, April und Mai in St. Omer gewesen."

Mrs. Ives wurde dann aufgerufen und bestätigte, Mr. Walker habe ihr wirklich damals von seiner Begegnung mit Oates erzählt. Drei weitere Zeugen hatte Oates in dem Hause des Apothekers Sir R. Barker, eines glühenden Katholikenfeindes, in welchem er als Hausfreund verkehrte, zusammengebracht. Eine Magd behauptete, der Bediente Page habe ihr eine Woche vor Pfingsten einen vermummten Mann als Oates gezeigt und sie habe ihn eine Woche nach Pfingsten wieder gesehen. Dasselbe bezeugte der Bediente Page und der Kutscher Butler; Sir R. Barker selbst konnte sich mit Bestimmtheit nur daran erinnern, Oates Ende Juni oder Anfangs Juli gesehen zu haben, in welcher Zeit derselbe wirklich in London war. Ein gewisser Smith, ein Schulmeister von Islington, sagte dagegen, er habe Anfangs Mai mit Oates zu Mittag gespeist; der unglückliche Mensch widerrief später in einer Druckschrift diese Aussage und bekannte seinen Meineid[1]. Endlich trat für Oates ein Priester und Ordensmann auf. Nach den „Jahresbriefen der englischen Ordensprovinz" war der Mann geistesschwach; nach andern Quellen müßten wir ihn für einen unseligen Apostaten halten; auf die Frage des Lord Oberrichters, ob er römisch-katholischer Priester sei, sagte er, er gehöre der Kirche von Rom an, nicht aber der Curie von Rom. Sein Name ist Clay. Er sagte aus, er sei mit Oates im

[1] Echard, History of England, p. 556.

April 1678 bei Lord Charles Howard in Old-Arundel-House zusammengetroffen. Schon am nächsten Tage wurde dieses Zeugniß von dem edeln Lord persönlich widerlegt; das Zusammentreffen habe im Jahr 1677 und nicht 1678 stattgefunden. Diese Zurechtstellung kam aber bereits zu spät.

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem Jubel von den Gallerien, von den Geschworenen, ja von den Richtern diese Zeugnisse zu Gunsten Oates' begrüßt wurden. „Eine volle Viertelstunde," erzählt P. Blundell, der Augenzeuge dieses Dramas, „konnte die Stimme des Herolds bei dem Gelächter und dem Gejohle, das die Halle erfüllte, kaum verstanden werden." — „He, wie steht es jetzt mit den Schuljungen von St. Omer?" rief Richter Dolben. — „Nun, meine Herren," höhnte der Lord Oberrichter, „was haben Sie jetzt für eine Entgegnung? Sie haben euch mit einer vollen Lage bedient!" — „Geschwind, Mr. Whitbread, was sagen Sie zu all dem?" secundirte der Oberrichter North.

Der Provinzial ließ sich keinen Augenblick aus der Fassung bringen. „Meine Entgegnung lautet also," sagte er. „Zunächst konnte Oates bei der letzten Gerichtsverhandlung, als ich ihn drängte, einen Zeugen beizubringen, der ihn damals in London gesehen, keinen Menschen nennen. Auch später, als er vor dem Comité verhört wurde, wußte er noch keinen zu bezeichnen. Er behauptete damals, er habe ganz verborgen im Hause Mr. Grove's verweilt; wir können das als eine Lüge beweisen. Endlich sagte er ganz bestimmt, er habe fast Niemanden gesehen und sich überhaupt nur sechs Tage in London aufgehalten. Nun wollen die Zeugen ihn Ende März oder Mitte April schon gesehen haben, während er doch selbst angibt, er sei am 14./24. April mit Hildesley herübergereist!" — Lord Oberrichter: „Er sagt, er sei am 17. April angekommen; das stimmt ganz gut mit den Aussagen der Zeugen." — P. Whitbread: „Mr. Oates behauptet ausdrücklich, er habe sich hier nur sechs Tage aufgehalten." — Lord Oberrichter: „Und weßhalb soll denn das nicht stimmen?" — P. Whitbread: „Nein, Mylord, das kann nicht stimmen. Wenn er am 17. April hier ankam und bis Ende Mai hier verweilte (Pfingsten fiel 1678 auf den 19. Mai), so kann er nicht bloß sechs Tage hier gewesen sein." Die Widerlegung war handgreiflich, die Richter aber flüchteten zu ihrer alten Ausrede, man könne sich, was die Zeitumstände angehe, leicht täuschen und Mr. Oates müsse trotz dieser kleinen Ungenauigkeiten als ein probus testis angesehen werden.

Ähnlich gestaltete sich die Vertheidigung gegen die übrigen Zeugen der Krone. Bei Bedloe hoben die Angeklagten natürlich den offenen Widerspruch zwischen seiner ersten und heutigen Aussage hervor. Die „guten Gründe", welche ihn im December, wie er selbst eingestand, zum falschen Zeugniß bestimmten, erklärte der schamlose Mensch also: er habe damals mit einem gewissen Mr. Reading in Unterhandlung gestanden und sei halb entschlossen gewesen, sowohl die katholischen Lords, die im Tower gefangen lagen, als auch die angeklagten Jesuiten entschlüpfen zu lassen. Deßhalb habe er damals nicht die ganze Wahrheit gesagt; jetzt aber habe sich die Sache zerschlagen und er wolle nun nichts mehr verheimlichen. — Gegen Dugdale führte P. Gavan einen glänzenden Alibi-Beweis, der aber mit Hohn zurückgewiesen wurde, weil seine Zeugen — sämmtlich Katholiken seien. Das war überhaupt in den letzten Stunden der Gerichtsverhandlung das einzige Argument der Richter: Die katholische Religion dispensirt von Eiden; also darf man keinem Eidschwure eines Katholiken trauen. „Sind Sie römisch-katholisch?" war daher die ständige Frage des Lord Oberrichters an alle Entlastungszeugen, und bei der bejahenden Antwort erhob sich immer ein schallendes Gelächter. „Sie haben auch nicht einen einzigen protestantischen Zeugen für Ihr Alibi beigebracht," schloß der Lord Oberrichter diesen Theil der Verhandlung. Da erklärte sich P. Gavan bereit, seine Unschuld durch ein Gottesgericht zu beweisen. Er wollte barfuß und mit verbundenen Augen über glühende Eisenplatten schreiten; Gott werde ihm helfen, da ihm kein anderes Mittel zum Beweise seiner Unschuld vergönnt sei. Wir müssen wohl annehmen, daß diese Berufung auf das wunderbare Eingreifen des ewigen Hortes der Unschuld eine außerordentliche Eingebung des heiligen Geistes war, wie uns ja ähnliche Fälle aus dem Leben der Heiligen bekannt sind. Der Gerichtshof war einen Augenblick außer Fassung; dann aber wies Sir William Scroggs auch dieses Anerbieten des Unschuldigen mit Hohn zurück.

Nach Beendigung des scharfen Verhöres, das alle Schutzzeugen unter dem wilden Geschrei der Gallerien bestehen mußten, wandte sich der Lord Oberrichter mit der Frage an die Angeklagten, ob sie noch etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten. Da erhob sich P. Gavan und richtete eine Ansprache voll Kraft und Klarheit an die Geschworenen, so daß anwesende Rechtsgelehrte erklärten, sie hätten kaum jemals von den gefeiertsten Anwälten eine ähnliche, auch vom juridischen Standpunkte aus unübertreffliche Vertheidigung gehört. Sir

William Scroggs suchte umsonst durch Unterbrechungen und Zwischenrufe den Angeklagten zu verwirren; derselbe behielt seine volle Ruhe und sprach mit einer Überzeugung und Wärme, welche auf jeden auch nur halbwegs billigen Gerichtshof Eindruck gemacht haben müßte, obschon seine Worte vor diesen durch Sectenhaß fanatisirten Menschen fruchtlos verhallten. Die übrigen Angeklagten sprachen nur wenige Augenblicke. Alle wiesen auf die innere Unglaublichkeit der Behauptungen des Oates und auf die Widersprüche der Zeugen hin. Der greise P. Waring erinnerte an seine 70 Jahre, die er in Ehren so verlebt, daß ihn nie auch nur die geringste Schuld vor einen Richterstuhl gebracht; auch jetzt noch hoffe er, die Unschuld werde erkannt werden.

Dann hielt der Lord Oberrichter eine seiner Donnerreden an die Jury; sie übertraf womöglich noch die Tiraden vom 17. December, die wir oben mittheilten[1]. In derselben nannte er die Zeugen von St. Omer junge Laffen, denen man als einen Glaubensartikel beigebracht habe, falsches Zeugniß sei erlaubt, wenn es sich um das Beste der Religion handle. Doch fühlte er sich genöthigt, seiner Rede den Satz einzufügen: „Obschon ihre ganze Vertheidigung sich nur auf den Beweis beschränkt, daß die (von den Zeugen angegebene) Zeitangabe nicht stimme, darf doch dieser Punkt nicht ganz leicht genommen werden, indem er in der That beträchtlich zu ihren Gunsten in die Wagschale fällt." Das hinderte ihn aber nicht, den Geschworenen zuzurufen: „Sie vertheidigen ihr Leben wie ihre Religion mit schwachen Beweisen und elenden Sophismen."

Nach einer Viertelstunde kamen die Geschworenen zurück und sprachen das „Schuldig". Es war acht Uhr Abends; die Verhandlung hatte den ganzen Tag gedauert, und so wurde der Urtheilsspruch auf den nächsten Tag verschoben.

„Ich war von fünf Uhr Morgens bis zum Schlusse der Verhandlung gegenwärtig," erzählt P. Blundell, womit er aber wohl nicht sagen will, die Verhandlung habe zu so früher Morgenstunde begonnen; wahrscheinlich mußte er wegen des ungeheuern Andranges der Menge so zeitig auf dem Platze sein. „Die Angeklagten betrugen sich, wie es Religiosen und apostolischen Männern geziemt. Die bittern und verletzenden Worte des Richters, das Gelächter und Gejohle des Volkes nahmen sie entgegen ohne das geringste Zeichen von Ungeduld. Die gegen sie vorgebrachten Klagen widerlegten sie so klar und mit so voll-

[1] Bd. XXII. S. 498 ff.

kommener Selbstbeherrschung, die sich auch in ihren Mienen wiederspiegelte, daß sie, wie einige Anwesende laut behaupteten, ganz bestimmt von jedem Verdachte einer Schuld freigesprochen worden wären, wenn sie Türken zu Richtern gehabt hätten."

Am nächsten Morgen wurde Mr. Langhorne, jener katholische Rechtsanwalt, den Oates in seiner „Erzählung" unter den Verschwörern genannt hatte, vor die Schranken des Gerichtes gestellt. Richard Langhorne war ein ebenso ausgezeichneter Rechtsgelehrter als frommer und in jeder Beziehung ehrenwerther Mann. Seit dem 7. October 1678 hatte er in strengster Haft in den Kerkern der Newgate geschmachtet. Bei seinem Processe wiederholten sich alle jene haarsträubenden Ungerechtigkeiten, von denen wir soeben in den Processen der Jesuiten zu erzählen hatten. Einige der Schutzzeugen wurden vor den Thüren der Gerichtshalle nicht nur bedroht, sondern geradezu thätlich mißhandelt, wie der Earl of Castlemain vor den Richtern constatirte; ein Hauptentlastungszeuge, eine Mrs. Sellier, wurde auf diese Weise von ihrer Aussage abgeschreckt. Unter andern Zeugen trat dieses Mal auch der Wirth des Gasthauses zum Schimmel auf, in dessen Haus nach Oates' Behauptung die Versammlung der Jesuiten am 24. April 1678 stattgefunden haben sollte; man hatte ihn früher nicht finden können. Der Mann sagte, man solle sich doch nur durch den Augenschein überzeugen, daß in seinem Hause kein Raum sei, der eine solche Anzahl von Männern hätte aufnehmen können. Nichts half, auch nicht die gewandteste Vertheidigung des seinen Richtern vollkommen ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Juristen. Sir William Scroggs hielt in dritter Auflage seine No-Popery-Rede, die Geschworenen sprachen nach wenigen Minuten Berathung ihr „Schuldig", und ein gewaltiger Jubel der fanatisirten Menge füllte den Gerichtssaal, wie der officielle Bericht meldet[1].

Das barbarische Urtheil des Hochverrathes wurde dann gemeinsam über die fünf Jesuiten und über Mr. Langhorne gefällt. „Sie empfingen dasselbe mit großer Seelenstärke und freudiger Miene, Gott lobpreisend, daß sie für würdig gehalten wurden, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen", so schließen die Jahresbriefe der englischen Ordensprovinz die Darstellung dieser traurigen Gerichtsscene.

Es war der 14./24. Juni 1679, ein Samstag. Mit dem folgenden Morgen begannen die Gerichtsferien, und so mußte die Verhand-

[1] „Upon which there was a very great shout."

lung gegen Sir George Wakeman, den vorgeblichen Giftmischer, und gegen die drei Benedictiner Corker, Marsh und Hesketh aufgeschoben werden. Zum Glücke für die Unschuldigen! Denn der Heldentod der Verurtheilten bewirkte, wie wir sehen werden, einen Umschwung in der öffentlichen Meinung, und als das Gericht im Juli wieder zusammentrat, fanden Oates und seine Helfershelfer nicht mehr so willfährige und leichtgläubige Richter und Geschworene.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Rechtsgeschichtliches über den Selbstmord.

Das Rechts- und Sittlichkeitsbewußtsein der Menschen findet seinen Ausdruck in den Sitten und Gesetzen. Zwar ist die Wechselbeziehung zwischen denselben nicht adäquat; Manches, was dem Bewußtsein von Recht und Pflicht widerstreitet, kann dennoch zur Handlung werden und zur Gewohnheit sich ausprägen. Aber was sich nicht als Gegensatz zu Recht und Gebühr dem Bewußtsein offenbart, kann im Leben nicht als Verstoß gegen die Ordnung verabscheut und gemieden werden; selbst dasjenige, was erst durch positives Verbot zum Unrecht gemacht wird, kann sich nicht als Gegenstand solchen Gesetzes dauerhaft behaupten, wenn es nicht wenigstens als unschicklich oder minder gut von der Vernunft erfaßt wird. Andererseits ist es aber auch wahr, wenn der Mensch, geschehe es bei Einzelnen oder bei Völkern, sein Leben dauernd in Gegensatz zu den Forderungen der Vernunft und besseren Einsicht setzt, so wird das Bewußtsein von Pflicht und Pflichtverletzung, von Sittlichkeit und Schuld allmählich abgeschwächt und verdunkelt, ja es kann betreffs mancher Punkte ausgelöscht und verkehrt werden.

Suchen wir nun in den Sitten und Gesetzen das Bewußtsein der Menschheit über den sittlichen Gehalt des Selbstmordes, so finden wir, daß ein unverdorbenes Sittlichkeitsgefühl denselben als eine der größten Unthaten verurtheilte, und daß entweder dünkelhafte Selbstüberhebung oder hochgradige Verdorbenheit dazu gehörte, um ihn zu vertheidigen oder mehr als sporadisch und ausnahmsweise in die Erscheinung treten zu lassen.

Die Geschichte bezeugt es, daß bei den verschiedenen Völkern erst dann eine Häufigkeit des Selbstmordes eintrat, wenn der sittliche Verfall überhandgenommen hatte. In Griechenland ist in den Zeiten, wo noch relativ unverdorbene und naturwüchsige Sitten herrschten, von Selbstmord selten die Rede; Rom kannte in der Zeit seiner einfachen und strengen Sitten jene Manie nicht. Allein als Wohlleben und Luxus die Sitten verpestet, das Leben entnervt hatte, als in den leitenden Grundsätzen Zerfahrenheit, in der Lebensanschauung Pessimismus zu herrschen begann: da häuften sich auch die Zahlen der Selbstmorde. Vom peloponnesischen Kriege an und weiter hinab machten manche Männer, die Griechenland als Große pries, mit eigener Hand ihrem Leben ein Ende; bei den Römern war es zur Kaiserzeit Mode geworden, in dieser Weise zu sterben, wenn entweder der Lebensüberdruß nicht mehr in den ausschweifenden Lüsten gemeiner Sinnlichkeit erstickt werden konnte, oder das unvermeidlich winkende Todesurtheil von Seiten der launigen Tyrannen auf dem Throne nur noch durch ein Ende nach eigener Wahl zu anticipiren war [1].

Das natürliche Urtheil der Vernunft, welches in allen noch nicht hypercultivirten Perioden entweder durch bloße Volkssitte oder durch öffentliches Gesetz auf Ehrlosigkeit für das Andenken des Selbstmörders lautete, blieb noch länger in seinem Rechte. In Athen war der Selbstmord ein Staatsverbrechen und wurde bestraft durch Abhauung der rechten Hand des Leichnams und durch unehrenvolle Bestattung, wenn anders nicht der Selbstmörder, bevor er Hand an sich gelegt, dem Senate die Ursache seines Lebensüberdrusses dargelegt hatte. Zwar ist in dieser Gesetzesbestimmung Wahres mit Falschem gemischt; doch die ungebührliche Erhebung der öffentlichen Gewalt, welcher man eine zu weitgehende Macht über Leben und Tod einräumte, kann die Züge nicht verwischen, mit welchen die Natur selbst das Verdammungsurtheil über unbefugtes Eingreifen in's eigene Leben in das Menschenherz niedergeschrieben hat. Daß ein derartiges Attentat nicht der Willkür überlassen werden könne, ist die wahre Seite; daß aber die menschliche Autorität dasselbe legitimiren könne, ist die in's Falsche mündende Übertreibung.

[1] Wie grauenhaft die Manie des Selbstmordes zur Zeit eines Seneca schon herrschte, geht aus dessen Ep. 23. hervor. Gebildete und Ungebildete gaben sich den Tod, weil sie einen Genuß dabei fanden. Andere tödteten sich, um nicht alle Tage die Langeweile zu haben, aufstehen, essen, trinken, sich niederlegen, jahraus jahrein Frühling, Sommer, Herbst und Winter ohne irgend eine Neuerung erleben zu müssen.

Jene Strafe der Entehrung war nicht bloß in Athen festgestellt; auch in Theben bestand das Gesetz, den Leichnam des Selbstmörders ehrlos zu verbrennen, ohne Anwendung der gebräuchlichen religiösen Ceremonien. In Sparta schützte selbst die minder auffallende Weise, auf welche ein gewisser Aristodem den Tod gesucht hatte, indem er sich aus dieser Absicht in der Schlacht bei Platää in die feindlichen Reihen gestürzt hatte, durchaus nicht vor der Unehre der Selbstmörder; er wurde zur Schande des Begräbnisses beraubt. Im Allgemeinen erkannte man in ganz Griechenland auf Ehrlosigkeit der Selbstmörder.

Wenn wir bei den andern Völkern Rundschau halten, so begegnen wir bei den Armeniern der herrschenden Sitte, das Haus des Selbstmörders zu verfluchen und den Flammen zu weihen. — Selbst bei den Indiern, wo seit langer Zeit die blutigen Selbstopfer bethörter Götzendiener herrschten und selbst heute noch nicht völlig unterdrückt werden konnten, drücken sich die Vedas verurtheilend über jeden Angriff gegen das eigene Leben aus.

Am stärksten ausgeprägt findet sich wohl die Verurtheilung des Selbstmordes bei den Persern. Da nach ihrer Ansicht das Loos im Jenseits davon abhängt, ob die guten oder die bösen Thaten, welche während des Lebens begangen wurden, überwiegen: so ist es begreiflich, daß sie darauf verfallen konnten, die verschiedenen Arten von Sünden nach Gewicht zu classificiren. Neun verschiedene Abstufungen werden namhaft gemacht. Der geringsten Klasse wird ein Gewicht von sieben Jçtir beigelegt, der schwersten ein Gewicht von 2400—4500 Jçtir; zu dieser letzten Klasse gehören u. A. Ehebruch, Straßenräuberei, Selbstmord [1]. Man sieht also, der Selbstmord wird mit den ehrlosesten Verbrechen zusammengeworfen.

Die Römer hatten in ihren Gesetzen keinen eigenen Paragraphen für den Selbstmörder im Allgemeinen; nur im Falle, daß Jemand aus Furcht vor einem ihn etwa ereilenden Criminalurtheil selbst Hand an sich gelegt hatte, wurde diese That als Schuldbekenntniß aufgefaßt, und die Güter des Todten fielen an den Fiscus; um solche war, wie um gemeine Verbrecher, öffentliche Trauer verboten. Auch aus dieser Bestimmung, welche sich nebst anderen Anordnungen bis tief in die neuere Zeit im christlichen Reiche erhalten hat, klingt wohl eine Verwerfung des Attentates durch. Auf die charakterlose Potenzirung der

[1] Spiegel, Die heiligen Schriften der Parsen, Bd. II. S. LX.

Allgewalt der heidnischen Kaiser aber ist es zu schreiben, wenn für den Fall eines erheblichen Legates, welches dem Kaiser gemacht wurde, dem mit dem Tode Bedrohten gnädigst gewährt wurde, der Ermordung durch Selbstmord zuvorzukommen, ohne des Testirrechtes verlustig zu gehen. Übrigens finden sich noch andere Anzeichen dafür, daß auch die Römer die That des Selbstmordes als etwas Ehrloses brandmarkten. Außer dem unten verzeichneten Urtheile Cicero's und Virgils ließe sich das Verbot der Pontificalbücher verzeichnen, welches die Erhängten vom Begräbniß ausschloß, und noch zur Zeit Hadrians die Statuten einer Leichenkasse, welche alle Selbstmörder der Leichenfeier beraubte.

Wie in den Sitten und Gesetzen der Völker, so finden wir auch in den Erörterungen der Philosophen sowohl das bessere Zeugniß der menschlichen Natur durchklingen, als auch die Verunstaltung dieses Zeugnisses in Folge der Leidenschaft und hochmüthiger Gottentfrembung. Bekannt ist, daß die stoische Schule dem sogenannten Weisen es zugestand, ja sogar zur Pflicht machte, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn der Tod ihm höheren Werth zu haben schien, als das Leben: solche Lehre wurzelte eben in der stolzen Selbstgenügsamkeit und dem absoluten Rechte, welches der Stoiker über sich selbst reclamirte; thatsächlich prägte sich in der Verwirklichung dieser Lehre doch nur dem christlichen Starkmuth gegenüber Charakterschwäche und Feigheit aus. Nur das wollen wir gerne zugestehen, die Unerlaubtheit des Eingriffs in das eigene Leben für gewisse, sehr schwierige Lagen ist nicht so selbstverständlich, daß nicht auch ernst forschende Männer darüber in schuldlosem Irrthum sein konnten. — Die Verherrlicher des Selbstmordes aus dem Bereiche der modernen ungläubigen Philosophie zu erwähnen, ist kaum der Mühe werth; entstammen ja ihre seichten Lehren doch nur der Versumpfung des sittlichen Gefühls. Die Fahnenträger der Selbstmord-Verherrlichung haben in „Werthers Leiden" und der „Heloise" ihre eigene sittliche Fäulniß zur Schau gestellt und verewigt.

Weit ernster urtheilten andere der berühmtesten heidnischen Denker. Plato hat in seinem „Phädon" seine und des Sokrates Ansicht über den Selbstmord niedergelegt[1]. Er läßt in populärem Vergleich den ganz richtigen Grund für die sittliche Verwerflichkeit der That zum Ausdruck kommen, daß nämlich in ihr ein unstatthafter Eingriff in ein absolut göttliches Recht vorliege, weil Gott allein über Leben und Tod des

[1] Phädon, Kap. 6.

Menschen zu verfügen habe. — In ähnlicher Weise verurtheilt der Stagirite den Selbstmord. Er kommt freilich nur nebenbei darauf zu sprechen[1]; denn daß der Selbstmord gegen die Ordnung der Vernunft, gegen die Forderungen der Sittlichkeit und gegen die Gesetze verstoße, ist ihm so selbstverständlich, daß er sich gar nicht veranlaßt sieht, dieß nachzuweisen oder zu begründen, sondern an diese feststehende Wahrheit nur die Discussion anknüpft, ob Jemand gegen sich selbst eine Ungerechtigkeit begehen könne. Die dießbezügliche Stelle lautet also: „Wer aus Zorn sich selbst tödtet, der thut freiwillig gegen die vernünftige Ordnung Etwas, was das Gesetz nicht erlaubt; er thut also Unrecht. Aber wem? Doch wohl dem Staate, nicht sich selber; denn er erleidet es freiwillig; Niemand aber erleidet Unrecht nach seinem Willen. Darum straft auch der Staat den Selbstmörder und belegt ihn mit Schande als Einen, der gegen den Staat Unrecht verübt hat." Wie weit oder eng der Begriff „Unrecht" und „Gerechtigkeit" genommen werden muß, ist hier nicht näher zu erörtern; daß der Staat oder vielmehr das „Gemeinwesen" vor Allem hervorgekehrt wird, ist vom Standpunkte des heidnischen Griechen sehr gut zu begreifen.

Bekannt ist, wie Virgil in seiner Äneis[2] zwar noch ein recht glimpfliches Urtheil über die Selbstmörder ergehen läßt, die ohne sonstiges Verbrechen „aus Überdruß das Leben wegwarfen"; doch läßt er sie für immer am Orte der Trauer gebannt sein, fern von den elyseischen Gefilden, so daß sie jetzt sehnlichst wünschten, alle mögliche Armuth und bittern Mühen des irdischen Lebens zu tragen, wenn sie nur ihrem jetzigen Loose entrissen werden könnten: eine Verurtheilung des Selbstmordes vom sittlichen Standpunkte aus läßt sich also auch hier nicht verkennen.

In ähnlicher Weise erklärt sich Cicero in den Fragmenten De re publica[3], indem er den verstorbenen Paulus Ämilius also redend einführt: „So lange nicht Gott, dem diese ganze sichtbare Welt als Tempel dient, dich von den Fesseln dieses Körpers befreit, kann dir der Zutritt zu uns nicht offen stehen. . . . Ohne Geheiß dessen, der euch die Seele gegeben hat, dürft ihr aus dem menschlichen Leben nicht scheiden und nicht etwa der Gabe euch entschlagen, die euch von Gott zugewiesen ist." Er tritt damit offenbar den Stoikern entgegen, welche nach eigener Macht den Selbstmord unter Umständen als Heimgang in's jenseitige Leben anpriesen.

---

[1] Nikom. Ethik 5, 15. [2] Buch 6. V. 434 ff.
[3] Lib. 6. cap. 8.

Doch wenn in so vielen anderen, nicht schwierigeren Punkten die bloße, vom Glauben losgerissene, von Leidenschaften umstrickte Vernunft sich zu einem entschiedenen Festhalten an der erkannten Wahrheit in allen Lagen des menschlichen Lebens nicht emporschwingen konnte, so ist es begreiflich, daß auch in vorliegendem Punkte die Festigkeit der Überzeugung manchmal in's Schwanken gerieth. Festeren Blickes schaute jedenfalls die gläubige Vernunft die Unerlaubtheit des Eingriffes in's eigene Leben an.

In dem vorchristlichen göttlichen Gesetzbuch wird freilich des Selbstmordes nicht ausdrücklich Erwähnung gethan; aber es erschien derselbe bei so feierlichem Verbot des Menschenmordes überhaupt und dessen Begründung eines speciellen Verbotes nicht zu bedürfen, zumal da die Naturwidrigkeit für's Gewöhnliche in die Augen springend ist. Doch daß er in der Überzeugung der Juden als grobes Verbrechen galt, davon haben wir ein gelegentliches Zeugniß bei Flavius Josephus. In seiner „Geschichte des jüdischen Krieges“[1] erzählt er, wie er nach dem Falle Jotapata's in einer Cisterne vor den Römern sich verbarg, und wie er die 40 Männer, welche ebenfalls dort ihre Zuflucht gesucht hatten, von dem fanatischen Vorhaben abzubringen suchte, eher durch eigene Hand zu sterben, als sich den Römern zu ergeben. Der oratorische Erguß, den der Historiker uns wiedergibt, ist jedenfalls insofern bedeutsam, als sich in ihm sowohl die dießbezügliche religiöse Überzeugung der Juden kundgibt, wie auch die im Einklange mit dem göttlichen Gesetze herrschende Praxis der Infamie, welche den Selbstmörder traf. Es ist dieß um so beachtenswerther, weil der Mensch, sich selbst überlassen, in solch außergewöhnlicher Situation, wie die von Josephus gezeichnete war, leicht über das Absolute der Unerlaubtheit einer Handlung hinweghüpft und einen Entschuldigungsgrund zu haben meint. „Ist doch der Selbstmord,“ so führt sich Josephus redend ein, „überall in der ganzen Natur Allem, was lebt, fremd und ein Frevel gegen Gott, unsern Schöpfer. . . . Gott würde nicht zürnen, meinet ihr, wenn der Mensch übermüthig sein Geschenk wegwirft? Von ihm haben wir unser Dasein, ihm wollen wir auch die Vernichtung überlassen. Unsere Leiber sind zwar sterblich und aus vergänglichem Stoffe gebildet; aber gleichsam ein Theil der Gottheit, eine unsterbliche Seele, wohnt in dem sterblichen Körper. Wenn Jemand, was ein Mensch ihm anvertraut hat, übel verwaltet oder ver-

[1] Buch 3. Kap. 8

dirbt, so gilt er für treulos und schlecht. Wenn aber ein Mensch das Pfand des Himmels aus dem Leibe gewaltsam entfernt, sollte er da dem rächenden Arme Gottes entgehen? ... Gott haßt den Selbstmord, und der weiseste Gesetzgeber belegt ihn mit Strafe. Es ist ja Gesetz bei uns, die Leichname der Selbstmörder bis Sonnenuntergang unbeerdigt hinzuwerfen, während wir selbst die Feinde bestatten müssen. ..."

Die christliche Gesetzgebung ist beständig in eben diese Fußstapfen eingetreten. Die kirchlichen Bestimmungen verweigerten stets den Selbstmördern kirchliches Begräbniß, und sie müssen es verweigern. Davon kann eine noch so pseudohumane Richtung die Kirche nie abbringen. Sie muß an dem ewig wahren Grundsatze festhalten, daß der Selbstmord eine schwere Auflehnung gegen das göttliche Gesetz ist, eine Todsünde gröbster Art, welche vom ewigen Leben ausschließt. Wenn sie daher auch das schließliche Gericht darüber, ob ein solcher Übelthäter noch im Momente, welcher der menschlichen Beobachtung nicht mehr zugänglich ist, durch Reue Gnade und Rettung fand, Gott überlassen muß: so ist sie andererseits doch genöthigt, denjenigen, der ohne Zeichen von Geistesstörung selbst seinem Leben ein Ende gemacht hat, als solchen zu behandeln, der in offenbarer Todsünde aus dieser Welt geschieden sei, und darum mit ihr (der Kirche) in keiner Verbindung mehr stehe. Natürlich beschränkt sie dieses Verdict auf diejenigen, bei welchen kein vernünftiger Grund von eingetretener Geistesstörung vorgebracht werden kann.

Mit dieser Einschränkung verordnet das römische Rituale [1]: „Das kirchliche Begräbniß wird denen verweigert, die sich selbst aus Verzweiflung oder im Zorn das Leben nehmen, sie müßten denn vor dem erfolgten Tode Zeichen der Reue gegeben haben; nicht aber solchen, die aus Irrsinn Hand an sich legen."

Es ist dieß nur die von Alters her erlassene kanonische Bestimmung. Mehrere Particular-Synoden sprechen sich ausdrücklich über diesen Punkt aus. So das Concil von Braga im Jahre 561 [2]; der Text desselben ist auch in die kanonische Rechtssammlung Gratians übergegangen [3]: „Es ist beschlossen worden, daß derjenigen, die sich selber durch Waffe oder Gift oder Strick, oder durch Herabstürzen, oder auf irgend welche andere Weise gewaltsam das Leben nehmen, bei den Opfergaben nicht

---

[1] De exequiis, tit. 6. cap. 2. n. 3.

[2] Oder im Jahre 563; vgl. v. Hefele, Geschichte der Concilien, § 285, Bd. III. S. 18.

[3] Nämlich caus. 23. q. 5. c. (12) „Placuit".

gedacht werde, und daß ihre Leichen nicht mit Psalmengesang zu Grabe gebracht werden sollen: Viele haben aus Unwissenheit das zu thun sich herausgenommen. Dasselbe wurde beschlossen bezüglich derer, welche für ihre Verbrechen die Todesstrafe erleiden."

Das Nationalconcil von Auxerre im Jahre 578[1] bestimmt in ähnlicher Weise: „Wer immer freiwillig sich in's Wasser gestürzt, oder sich erhängt, herabgestürzt oder verwundet, oder auf irgend welche Art freiwillig sich getödtet hat, von dem (für den) sollen keine Gaben angenommen werden."[2]

Das große spanische Concil (das 16. von Toledo) im Jahre 693 bestimmt kirchliche Strafe auch auf den Versuch des Selbstmordes hin. Die Bestimmung lautet folgendermaßen: „Es gibt Einige, welche so sehr die Plage der Verzweiflung in sich überhandnehmen lassen, daß, wenn sie für irgend ein Vergehen gestraft oder zur Sühnung ihrer Schuld der Haft überwiesen sind, unter dem Drange der Verzweiflung sich lieber durch Strick oder Waffe oder auf andere Art selbst den Tod geben wollen, und daß, wenn ihnen nicht durch irgend einen Zufall zuvorgekommen wird, der Teufel in ihnen seinen Willen zur Ausführung bringt. Um solch schändliche Einflüsterung möglichst unwirksam zu machen und gegen diese Plage ein Heilmittel zu verordnen, beschließt unsere hochheilige Versammlung, daß Jeder, der von solchen Netzen sich umstricken ließ, aber schließlich dem Tode entrissen wurde, während der Dauer von zwei Monaten vom Umgange der Gläubigen und vom Empfange des hochheiligen Leibes und Blutes des Herrn vollständig entfernt bleibe; denn durch Strafe der Buße muß zu der früheren Hoffnung und dem ewigen Heile zurückgeführt werden, wer seine Seele durch Verzweiflung der Gemeinschaft mit Satan zu überliefern gewagt hat."[3]

Auch in die sogenannten Kapitularien Karls des Großen, d. i. in die Zusatzsammlung des Diakons Benedict, ist eine Bestimmung übergegangen, welche zwar dem geltenden Recht der Verweigerung kirchlichen Begräbnisses Rechnung trägt, doch aber, wegen des etwaigen Mangels an Zurechnungsfähigkeit oder der noch erfolgten Reue über die Unthat, einer möglichen Hoffnung Ausdruck gibt, daß der Selbstmörder dem ewigen Verderben entronnen sei. Es heißt: „Bezüglich desjenigen, der sich selbst erhängt oder tödtet, ist beschlossen worden, daß, wenn Jemand

---

[1] Oder, wie v. Hefele (Bd. III. S. 42) für richtiger hält, im Jahre 585.

[2] Hardouin, Acta Concil., vol. III. col. 445, Conc. Autisiodor., can. 17.

[3] Hardouin l. c. col. 1795, Conc. Tolet. XVI., cap. 4.

aus Mitleid für ihn Almosen geben will, er dieß thun und auch Psalmengebet für ihn verrichten mag: der Theilnahme an den Opfergaben und der heiligen Messe aber soll ein solcher entbehren. Unergründlich sind ja Gottes Gerichte, und die Tiefe seines Rathschlusses kann Keiner durchforschen." [1]

Übrigens wird dieser Ausschluß von den kirchlichen Gebeten und Segnungen, wie schon angedeutet, nicht so fast durch kirchliche Gesetze normirt, als vielmehr durch natürliches und göttliches Gebot befohlen. Darum findet sich auch, abgesehen von der Anweisung des Rituals, nicht einmal ein förmliches darauf bezügliches allgemeines Kirchengesetz; die Sache wird als selbstverständlich betrachtet. Nur ein mehr indirecter Ausspruch, eine Verordnung Innocenz' III., ist in die Decretalen eingetragen worden: „Da jene Person sich nicht freiwillig herabgestürzt hat . . ., so befehlen wir, daß du ihrem Leichnam kirchliches Begräbniß lassest zu Theil werden, und daß mit derjenigen, welche zu Lebzeiten in kirchlicher Gemeinschaft blieb, auch nach ihrem Tode die kirchliche Gemeinschaft nicht abgebrochen werde." [2]

Die bürgerliche Gesetzgebung des christlichen Mittelalters fußte auf demselben Princip und glaubte sich berechtigt, durch geradezu entehrende Behandlung des Leichnams eines Selbstmörders ihren Abscheu gegen solch eine unnatürliche That an den Tag zu legen. Entehrung lag schon in der Verweigerung des gewöhnlichen Begräbnisses; allein an manchen Orten fügte man noch andere Verunehrungen der Leiche hinzu. Legoyt gibt in seinem neuesten Buch „Le suicide" für Frankreich verschiedene gesetzmäßige Gewohnheiten an, wie daß die Leiche des Selbstmörders durch ein Loch, welches man durch die Mauer brach, aus dem Hause geschafft werden mußte; oder daß dieselbe durch den Koth geschleppt wurde bis zur Stelle der Verscharrung; oder daß die Steine auf der Straße aufgebrochen wurden, auf welcher der Leichnam wegzuschaffen war, zum Zeichen, daß derselbe nicht werth sei, den gewöhnlichen Weg zu berühren [3].

Wenn auch unsere Zeit diese Sitten der Rohheit anklagen mag, ja nur consequent handelte, wenn sie den Selbstmördern ein ebenso ehren-

---

[1] Capit. Car. M., lib. 2. cap. 70. — Wo diese Sammlung mit der Sammlung des Anbegis verbunden wird, schließen sich die Bücher der späteren Sammlung als Buch 5—7 an die frühere an, und das betreffende Kapitel findet sich dann im 6. Buch.

[2] Decretal., lib. 3. tit. 28. cap. 7. [3] Chap. 3. § 2.

volles Begräbniß decretirte, wie den erklärten Ungläubigen und Gottesläugnern, so ist doch durchgängig die kirchliche Gesetzgebung noch respectirt und bis auf die neueste Zeit sogar meistens positiv anerkannt worden. So erklärt das österreichische Recht die Selbstmörder des kirchlichen Begräbnisses für verlustig; ebenso das preußische Landrecht und die Particularrechte der übrigen deutschen Länder; das deutsche Strafrecht vom Jahre 1871 zieht den Fall nicht in Erwägung.

Das Mittelalter sah sich um so weniger veranlaßt, von seinen Gesetzen und Gewohnheiten abzugehen, weil der unnatürliche Eingriff in's eigene Leben eine ganz singuläre Erscheinung blieb, welche schon an und für sich den Ort der That für lange Zeit in Aufregung versetzte. Masaryk gibt in seinem früher citirten Buche [1] der katholischen Kirche des Mittelalters das ehrenvollste Zeugniß: „Der Einfluß der mittelalterlichen Kirche war für die Menschheit von großem Nutzen. . . . Die Religion durchgeistigte alle Verhältnisse des Lebens, gewöhnte die Massen an eine geistige Führung und bot in ihrer einheitlichen Weltanschauung einen festen Halt in den traurigen Wechselfällen des mittelalterlichen Lebens. Denn es muß besonders betont werden, daß das Leben damals im Vergleich zu den Fortschritten unseres Jahrhunderts in jeder Beziehung sehr schwer war; trotzdem gelang es dem Katholicismus, die Sitten und die ganze Lebensanschauung der Menschen derart zu bilden, daß die krankhafte Selbstmordneigung gar nicht entstehen konnte." In unseren Zeiten, wo der Unglaube der Selbstmordsucht die Wege gebahnt hat, würde die Sentimentalität zu nervös erregt, wenn sie bei jedem neuen Vorfall durch drastische Veranschaulichung an den unsittlichen Gehalt der schmählichen That erinnert würde.

Man kehrt die Rücksicht auf die Verwandten hervor: man müsse schon aus Schonung gegen diese nicht neue Unehre und Schmerz zu dem Gram hinzufügen, welcher aus der That des Selbstmörders von selbst erwachse. Diese Rücksicht kann nur Nebensache sein. Gerechte Schonung kannte die Kirche stets, nicht bloß gegen die hinterbliebenen Verwandten, sondern gegen den Todten selbst, und zwar gegen diesen in erster Linie: deßhalb schloß und schließt sie ihn nicht aus von der Zahl derer, welche sie noch nach diesem Leben durch ihre Gebete und Opfer begleitet, so lange nur ein vernünftiger Grund zur Annahme vorliegt, daß der Selbstmord nicht der eigentlichen Verantwortlichkeit und vollkommenen

[1] S. 160.

Zurechnungsfähigkeit des Thäters beigelegt werden müsse. Dieß ist nicht etwa ein Abschwächen der Neuzeit, sondern es war von Alters her das Urtheil der Theologen. In dieser Hinsicht sagt z. B. der Moraltheologe Laymann: „So wie andere Leidenschaften, z. B. Zorn, Furcht u. s. w., zuweilen so heftig sind, daß sie dem Geiste die volle Überlegungsfähigkeit rauben und einer sonst todsündlichen Handlung wegen der fehlenden hinlänglichen Überlegung den todsündlichen Charakter nehmen und entweder zur läßlichen oder zu gar keiner Sünde machen: so pflegt es auch zu geschehen, daß eine sehr heftige Traurigkeit, besonders bei Melancholikern, so sehr den Geist und die Phantasie des Menschen in Besitz nimmt, daß derselbe, des Vernunftgebrauches bar, in Irrsinn verfällt. — Das ist, selbst ohne andern Beweis, auf Vermuthung hin anzunehmen, wenn der Selbstmörder ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und Frömmigkeit war; denn von einem solchen ist es ganz unglaublich, daß er das Verbrechen des Selbstmordes, vor dem Natur und Vernunft, vor Allem die durch den christlichen Glauben erleuchtete Vernunft, so sehr zurückschaudert, mit Vorbedacht begangen habe.“ [1]

Allein schließlich muß sich die Kirche mit menschlicher Gewißheit begnügen: ist diese einmal zu Ungunsten des Selbstmörders erbracht, dann kann weder die Kirche noch irgend welche Autorität durch Rücksicht auf die lebenden Verwandten zum Aufgeben oder Verhüllen ihrer Principien übergehen. Wäre solches der richtige und vernünftige Standpunkt, so müßte schließlich der Richter jeden Mörder und Dieb ungestraft laufen lassen; denn dessen Bestrafung trifft auch die Verwandten in empfindlicher Weise. Aber das ist eben Schuld des Verbrechers. Nun, Selbstmord ist ein gröberes Verbrechen, als Diebstahl und Ermordung eines Andern.

Doch die Neuzeit hat eine andere Schwierigkeit zu erheben gewußt, nämlich: wenn es auch der Kirche zustehe, durch Verweigerung kirchlicher Begräbniß-Ceremonien den Selbstmord gleichsam negativ zu strafen, so gehöre doch eine positive Bestrafung gar nicht zur Competenz der weltlichen oder gar der kirchlichen Autorität; jene mittelalterlichen Entehrungs-Ceremonien seien daher ein Mißbrauch und Übergriff der Gewalten. Das Rotteck'sche Rechtslexikon sucht in dem Artikel „Selbstmord“ diese Behauptung zu begründen, weil der Staat nur Rechtsverletzungen zu bestrafen habe oder solche Unsittlichkeiten, welche den sittlichen Grund-

[1] Theol. mor., lib. 3. tr. 3. p. 3. cap. 1. n. 8.

lagen des Rechts Gefahr bringen; hier aber liege nicht eine Verletzung der Rechtsordnung, sondern der allgemein sittlichen Ordnung vor. — Darin stimmen wir gerne jenem Verfasser bei, daß eine strenge Rechtspflicht gegen den Staat durch den Selbstmörder nicht verletzt wird, auch schwerlich jemals eine strenge Rechtspflicht gegen Andere. Ob aber selbst die extremste Rechtsstaatstheorie den Rechten, welche der Staat auch zwangsweise zu schützen hat, solch eine enge Grenze zuweist, oder nicht vielmehr zu den Rechtspflichten auch die Pietäts- und ähnliche Pflichten rechnet, möchten wir doch stark bezweifeln. Diese können aber sehr wohl durch Selbstmord verletzt werden. Hat also auch über diese und deren Erfüllung der Staat zu wachen, so wäre es nicht so absurd, wenn bürgerliche Gesetze den Selbstmord und dessen Versuch in den Strafcodex aufnähmen. „Die freie Theilnahme am Staate," heißt es weiter, „wenigstens an diesem bestimmten Staate, verpflichtet mich nur, so lange ich dessen Bürger nach meiner Überzeugung bleiben kann und will, nicht länger ... (Wäre der Selbstmord ein Verbrechen gegen den Staat), so müßte auch die Auswanderung ein Verbrechen sein...." — Nun, so glatt liegen die Sachen doch nicht. Glaubt man denn wirklich, die Auswanderung könne nie, unter keinen Umständen, eine Versündigung am Staate sein? Dann kann kein Staat je bindende Gesetze gegen Auswanderung erlassen. Für's Gewöhnliche räumen wir das gerne ein, in absolut allgemeiner Fassung nicht. Es wäre nur legitime Consequenz, dann auch zu behaupten, ein Unterthan könne nie in die Lage kommen, sein Leben für das staatliche Wohl in die Schanze schlagen zu müssen. In dem kritischen Augenblicke brauchte er nur aufhören zu wollen, Bürger des Staates zu sein und sich eine neue Heimath zu wählen; damit hätte er das Band, welches ihn an den bestimmten Staat knüpfte, zerschnitten. Allein jenes Band wird eben nicht bloß durch den freien Willen des Einzelnen geknüpft; darum untersteht auch die Lösung desselben nicht diesem bloßen freien Willen. Somit möchte auch schwer zu erweisen sein, daß durch Selbstmord nie Jemand die Pflichten verletzte, welche er gegen den Staat habe, und daß darum unter dieser Rücksicht die staatlichen Gesetze niemals im Rechte wären, dem Andenken des Selbstmörders positive Entehrung als Strafe anzuheften.

Es gibt jedoch noch andere gesellschaftliche Verhältnisse und aus ihnen entspringende Pflichten, die dem Schutze des Staates unterstellt sind und welche vom Selbstmörder gröblich verletzt werden. Oder sollen wir zu diesen nicht die Pietätspflichten rechnen, welche der Angelpunkt

der Familie sind? Diese Bande, welche der Schöpfer durch die Natur selbst geschlungen hat, unterstehen nie der willkürlichen Lösung. Wer dieselben gegen die Ordnung des Schöpfers zerreißt — und das thut der Selbstmörder —, frevelt gegen diese Pflichten; solcher Frevel steht nicht am unrechten Platze, wenn er in den Paragraphen des Strafcodex verzeichnet ist.

Aber wir müssen entschieden noch einen Schritt weitergehen. Es ist durchaus ein Mißgriff, den Zweck des Staates in bloßen Rechtsschutz aufgehen zu lassen, mag man nun den Begriff der Rechte enger oder weiter ziehen. Über die öffentliche Sittlichkeit hat die staatliche Autorität zu wachen; schon aus dem Grunde, weil die Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes dem Einzelnen die Pflicht auflegt, dem sittlichen Gefühl seiner Nebenmenschen nicht zum begründeten Anstoß zu werden. Dieser gesellschaftlichen Pflicht handelt derjenige zuwider, dessen verbrecherische Handlungen vor die Öffentlichkeit treten. Wie weit und in welchem Umfange die staatliche Autorität mit ihrer Strafgewalt gegen solche Ausschreitungen eingreifen soll, ist ihrem klugen Ermessen manchmal anheimzustellen: sie kann durch Übermaß und durch zu große Nachsicht fehlen. Daß aber der Selbstmord ein geeigneter Gegenstand ist, gegen welchen sich auch die staatliche Strafgewalt wenden kann, dürfte aus dem Gesagten einleuchten. Nur bleibt für den Selbstmörder keine andere Strafe übrig, als eine verschärfte Schändung seines Andenkens.

Daß nun diejenigen, welche im Selbstmord keine Verletzung der sittlichen Ordnung finden, von grausamen und barbarischen Gesetzen der früheren Zeit in dieser Hinsicht sprechen können, begreift sich; nur fehlt für diese Gelehrten jede sittliche Ordnung. Unter den Rechtsgelehrten noch manche Vertreter einer beschränkteren Toleranz zu finden, brauchen wir uns übrigens nicht so sehr zu wundern; der Protestantismus hat selbst in theologischer und religiöser Beziehung sehr tolerante Ideen zu Tage gefördert. Beispielsweise möge hier noch verzeichnet werden, wie in einer 1848 in Basel erschienenen Broschüre Dr. A. Drechsler in pietistischer Weise sich mit dem Schicksal der Selbstmörder nach dem Tode zurechtzufinden weiß: es dürfte die dort ausgesprochene Ansicht in akatholischen Kreisen vielleicht nicht so vereinzelt sein, daß nicht verwandte Ideen daselbst weiteren Eingang gefunden hätten. Sie bilden freilich einen erklärten Gegensatz zur katholischen Lehre. Diese behauptet, falls beim Selbstmorde die Zurechnungsfähigkeit nicht aufgehört und nach geschehener That vor der wirklichen Trennung der Seele vom Leibe eine aufrichtige

Bekehrung und Reue nicht mehr habe Platz greifen können, so sei die Seele des Unglücklichen unausbleiblich der ewigen Verdammniß anheimgefallen; denn eine einzige schwere Sünde, zu welcher der Selbstmord unzweifelhaft gestempelt werden müsse, schließe unabänderlich von der ewigen Seligkeit aus, wenn der Mensch, mit einer solchen Sünde befleckt, unbußfertig aus diesem Leben scheide. Das ist, wie schon gesagt, der Grund, weßhalb die Kirche nie die kirchliche Todtenfeier für solche Unglückliche gestatten kann. Und jener pietistische Verfasser? Der Himmel ist freilich noch zu gut für den Selbstmörder. Darum wird wohl oder übel auf das protestantischerseits so verrufene Fegfeuer zurückgegriffen, um es recht weit zu öffnen. Während nämlich der katholische Glaube nur heilige Seelen hineinläßt, d. h. solche, welche sich wenigstens von jeder schweren Sündenmakel gereinigt haben, aber noch nicht von aller Sündenstrafe oder von geringer Sündenschuld; während der katholische Glaube diese heiligen Seelen, welche der Läuterung noch bedürfen, des ewigen Heiles schon unwiderruflich für würdig und sicher hält, läßt jener Pietist in's Fegfeuer eintreten „alle Heiden oder solche Menschen, die das Evangelium noch nicht vernommen und angenommen haben, auch solche Christen, die nicht im wahren Glauben das irdische Leben beschlossen haben, und unter diese sind auch die Selbstmörder zu zählen"; ausgenommen werden nur diejenigen, die „wider den heiligen Geist" gesündigt haben. Auch ist durch den Eintritt in dieß neue Fegfeuer das ewige Loos nicht unabänderlich entschieden; weil nämlich die Seele „auch an diesem Orte die Freiheit ihres Willens besitzt, so kann sie sich auch noch zum Bösen wenden und ihre Besserung absichtlich nicht wollen, in welchem Falle sie dann immer tiefer sinkt, ihre Qualen in eben dem Maße vermehrt und ihre Verdammniß beschleunigt". Darnach hätte der hl. Paulus nicht Recht, wenn er Diebe, Räuber und Trunkenbolde vom Himmelreiche ausschließt; Drechsler hat noch eine Thüre für sie. Der heilige Geist sagt durch den Apostel Johannes in der geheimen Offenbarung: „Hinaus die Unkeuschen und Mörder und Götzendiener und Alle, die Trug lieben und vollbringen"; Dr. Drechsler aber hat für alle diese noch ein „Herein!" beim letzten Abschluß der Dinge. So rächt sich jede Verunstaltung der Wahrheit! Da hilft dann schließlich auch die Verwahrung nichts, als ob man bei Leibe nicht „durch diese Darstellung dem Selbstmord Vorschub leisten und ihm ein bequemes Ruhekissen unterlegen wollte"; es ist thatsächlich nichts als eine unverantwortliche Herabdrückung der Schuld des Selbstmordes und eine verstohlene Glorificirung desselben.

Allein das ist eben der Fluch des Abfalls von der Wahrheit, daß sie das Böse gut und das Gute bös nennt. Der gewaltthätige Eingriff in's eigene Leben findet Entschuldigung; das Opfer desselben, wo es todesmuthig für höhere Zwecke gering geachtet oder gefährdet wird, untersteht nicht selten der Anklage, sobald das Erstreben übernatürlicher Güter den Rahmen natürlicher Zwecke durchbricht. Praxis und Theorie ist bezüglich unseres Gegenstandes in der der Kirche entfremdeten Welt unter das Niveau des Heidenthums herabgesunken. Kein Wunder! Das Widerstreben gegen die Wahrheit rächt sich eben ärger, als bloße, wenn auch verschuldete Unkenntniß derselben. Wie mit vorliegendem Gegenstande, so geht's allmählich mit allen, selbst den fundamentalsten Grundsätzen des sittlichen Lebens. Stein um Stein wird herausgelöst aus der Grundveste, die auch das natürliche Wohl, das private wie sociale Wohl der Menschheit tragen muß. Nur die Kirche Christi und die zu ihr halten, stehen fest. Nur durch Erweiterung ihres Einflusses und praktische Annahme ihrer Lehre kann der Ruin aufgehalten werden, dem wir zusteuern.

A. Lehmkuhl S. J.

Von Galway durch Connemara nach Westport.

(Schluß.)

Meine neuen Freunde boten Alles auf, mir den kurzen Aufenthalt in der Nähe von Clifden so angenehm und lehrreich als möglich zu machen. Für den Nachmittag wurde eine Ausfahrt zum Meere vorgeschlagen, vor Tisch machten wir einen Spaziergang auf die Hügel der nächsten Umgebung. Wir hatten die Aussicht auf das Meer, auf viele kleine sogenannte Seen und auf das Zwölfgebirge, welches nunmehr, theilweise von der Sonne beschienen, seine Reize zu entfalten begann. Die Übersetzung des englischen Namens „Twelve Pins“ wäre „die zwölf Kegel“. Aber das Wort pin ist ursprünglich ein irisches, die corrumpirte englische Form des irischen Wortes ben, welches Berg heißt. Doch berechtigt die Form der meisten dieser Berge, sie die zwölf Kegel zu nennen. In den Niederungen stößt man auf feuchten Torfgrund, die Haupterwerbsquelle der armen Bewohner der Gegend. Der Torf ist schlecht. Die Karre wird mit 3½ Mark bezahlt. Das Verdienst ist also bei der großen Arbeit, welche die Bereitung einer Karre Torf erfordert, außerordentlich gering. „Ich möchte mich über irische Verhältnisse und Lebensweise etwas unterrichten,“ sagte ich zu Mr. G.; „könnten wir

nicht vielleicht eine Familie in einer dieser Hütten besuchen?" — „Ganz gewiß," lautete die Antwort, „treten wir gleich hier in Paddy's Hütte; Paddy ist unser Freund." Die Hütte war eine der besseren der Gegend, ganz ähnlich denjenigen, welche ich schon früher im Norden Irlands besucht hatte; nur waren ihre Wände nicht wie dort aus Lehm, sondern aus den in dieser Gegend reichlich vorhandenen Felsstücken aufgebaut. Sie waren vier bis fünf Fuß hoch, darüber ein Strohdach. Die Fenster fehlten, aber nicht der Kamin. Ein geräumiges Zimmer nahm uns auf, als wir eintraten; unten der rohe Erdboden, oben das von Rauch ganz geschwärzte Stroh des Daches. Außer diesem Raume enthielt die Hütte auch noch ein Schlafzimmer; in der Wand, welche beide Zimmer trennte, war der Herd. Paddy verstand Englisch, aber nicht besonders gut. Er ist eine Art Hirt (herd) eines Farmers, welcher einen Berg in Pacht hat. Hierzulande nämlich wird das Land nicht nach Morgen oder Acres, sondern nach Bergen verpachtet. Der Pächter eines Berges gewinnt für seinen Pachtzins das spärliche Gras, welches zwischen den Felsen und in einigen Adern besseren Bodens wächst. Bei der großen Ausdehnung ihres Pachtbezirkes sind die Pächter zuweilen Besitzer großer Heerden. So hörte ich z. B. in einer freilich ein wenig besseren Gegend Connemara's, daß ein gewisser Pächter daselbst jährlich für 80 000 bis 100 000 Mark Schlachtvieh auf den Markt schicke. In den einzelnen Theilen ihres Pachtbezirkes ist die Sorge für die in demselben weidenden Thiere sogen. herds anvertraut. Ein solcher herd ist Paddy. Für seine Dienste hat er freie Wohnung und ein Stückchen Land zum Anbau von Kohl und Kartoffeln, ferner das Recht, eine Kuh mit den Kühen seines Herrn auf den Berg zu treiben, und endlich einen täglichen Lohn von vier englischen Pfennigen, d. i. dem Drittel einer Mark. Mit diesen vier Pfennigen muß er also alle Bedürfnisse seiner Familie bestreiten, welchen das Kartoffelfeldchen und die Kuh nicht abhilft. Paddy ist indessen nicht mehr so übel dran wie früher, als er auch noch seine Kinder zu ernähren hatte. Diese sind jetzt herangewachsen, und, höher hinaufstrebend als ihr Vater, haben sie sich nach einem größeren Lohn in Schottland und Amerika umgesehen, von wo sie ihrem Vater manchmal einen Theil ihres Ersparten zusenden. Ob diese reicheren Söhne aber in Schottland und Amerika glücklicher leben, als ihr armer Vater in Connemara, weiß ich nicht. In der Regel sind ganz gewiß die armen Farmer, Torfgräber, Hirten und Fischer in Irland trotz des Wenigen, das sie gewinnen, tausendmal glücklicher, als ihre Landsleute in den Fabrikstädten Englands, Schottlands und Amerika's. Nichts ist frappanter, als der Contrast zwischen diesen ewig durstigen, meist in schmutzige, zerrissene Kleider gehüllten, bei lauwarmer Fabrikluft in geistlosem Dienste der Maschine ihr Leben hinopfernden, bleichen Gestalten und den urkräftigen, genügsamen, lebensfrohen Naturkindern Irlands. In Paddy's Hütte war Alles sehr reinlich und jedes Ding an seinem Platz. Kaum konnte ich glauben, was ich hörte, daß nämlich seine Kuh des Nachts in seinem Wohnzimmer logire und zur Winterszeit, wenn sie nicht auf die Weide gehen könne, auch den Tag in demselben zubringe. Diese Sitte, so

hörte ich, sei hier ganz allgemein, auch in jenen Hütten, in denen man bloß ein Zimmer habe, und zwar wohne in demselben nicht nur die Kuh, sondern alle Thiere, die Jemand besitze, auch das Schwein, einem neueren englischen Gesetze zum Trotz, welches das Schwein aus der menschlichen Wohnung ausgewiesen. — Der Armuth der Wohnung entspricht die der Nahrung. Des Morgens gibt es Brei aus Maismehl, des Mittags Kohl, des Abends Kartoffeln; nie Fleisch, stets dasselbe. Trotzdem sehen die Leute vorzüglich aus, sind recht stark, sehr selten krank, und sie leben im Durchschnitt sehr lange. In einer anderen Hütte, welche wir besuchten, trafen wir Kind, Mutter, Großmutter und Urgroßmutter. Die beiden Letzteren waren noch rüstige Frauen und konnten tüchtig arbeiten. — Überflüssiges Hausgeräthe, wie Tische und Stühle, fand ich nicht in den Häusern der Armen; beim Essen sitzen sie auf dem Boden, und sie bedienen sich des Löffels oder der Hand; Messer und Gabel sind unbekannte Luxusartikel. — Dem Vorwurfe der Unreinlichkeit gegenüber, welchen man namentlich in England allgemein gegen die Irländer erhebt, möchte ich ihnen hier das Zeugniß ausstellen, daß sie sich, wenigstens auf dem Lande, durch Reinlichkeit sogar auszeichnen, und ganz besonders möchte ich dieß in Betreff der Bewohner Connemara's bezeugen. Bei der äußersten Armuth, in welcher sie leben, kann freilich nicht das Haus so fein und sauber sein wie der Speisesaal eines englischen Lords. Was hier auf dem Teppich Schmutz heißt, ist die ipsissima substantia des Bodens einer irischen Hütte. Aber wäre der Sinn für Reinlichkeit nicht so groß, wie müßte das Innere einer Hütte bei ihrer äußersten Armuth aussehen? — Auf Bettler, an denen Irland sonst sehr reich ist, stieß ich in Connemara, dem ärmsten Theile des armen Eilandes, gar nicht; ebenso wenig auf Leute in zerlumpten Kleidern.

Am Nachmittage fuhren wir unserem Plane gemäß an das Meer. Das Ufer ist flach, und die Aussicht auf das Meer bei weitem nicht so schön, als wenn man es von Ferne im Felsrahmen erblickt. Das Anziehendste in unserem Gesichtskreise war die Berggruppe der zwölf Kegel, welche jetzt majestätisch im Glanze der Sonne vor uns lag. Bis zu einer Höhe von 2000—3000 Fuß erheben sich diese Berge zum Himmel, glattgewaschene, riesige Felsblöcke, die nächsten grau, wie aus Erz gegossen, die folgenden blau verschleiert. In immer dichterem Schleier erscheinen zwischen den näheren die Gipfel der entfernteren, bis sich in weiter Ferne die letzten, fernen Wolkengebilden ähnlich, von dem fast gleichfarbigen Horizonte schwach abheben. Schatten und Licht ist von der höchsten Meisterhand vertheilt. Welch ein wundervoller Wechsel bei der Verschiedenheit der Formen und Gestalten, der Menge der Felsenvorsprünge und tiefen Schluchten, und den auf den Bergen dahinwandelnden Wolkenschatten! Jeden Augenblick ändert das Prachtbild, Farbentöne und Glanz und Licht und Schatten, je nachdem die Sonne auf ihrem Zuge über die verschiedenen Gipfel und Vorsprünge ihr Licht ergießt oder es ihnen entzieht, in die Thäler und Klüfte ihre Strahlen sendet oder sie ihrer Dunkelheit überläßt.

Der Volksglaube bevölkert die Berge und Thäler mit Fairies. Diese

Fairies sind, den deutschen Heinzelmännchen ähnlich, winzige Männlein und Weiblein, welche zur Nachtzeit aus ihren Verstecken heraushuschen, um sich bei Spiel und Tanz zu erlustigen. Den Menschen sind sie wohlwollend gesinnt, und sie haben unter ihnen besondere Günstlinge, welche sie glücklich machen; diejenigen aber, welche sie beleidigen oder ihr nächtliches Spiel, wenn auch unabsichtlich, stören, verfolgen sie mit ihrer sehr gefürchteten Rache. Darum hütet man sich, am Abende Wasser aus dem Fenster zu schütten, damit man nicht etwa die unten tanzenden Fairies benetze, oder eine Hütte auf einer Stelle zu erbauen, welche die Fairies zum Tanzplatz auserkoren. In einer Hütte, welche wir besuchten, trafen wir nur ein altes Mütterchen. „Sie glaubt an Fairies," sagte mein Begleiter. Doch protestirte sie gegen diese Beschuldigung. „Aber das Volk ist sonst überzeugt," sagte ich, „daß es solche gibt." — „O ja," erwiederte sie und erzählte mit allerliebster Einfalt, was sie aus dem Munde des Mannes, dem es passirt sei, selbst gehört habe. Er hatte eine neue Hütte gebaut. Da hört er auf einmal des Nachts Geräusch im Hause. Erschreckt durch den Gedanken, daß er vielleicht seine Hütte auf einen Tanzplatz der Fairies gebaut, lauscht er, und da hört er wirklich zu seiner Bestürzung die kleinen Fiedeln und Trompeten, das Hüpfen und Springen der kleinen Pärchen in seinem eigenen Hause. Sogleich steht er auf und sagt: Ladies and Gentlemen! Wenn ich euch in irgend einem Punkte beleidigt habe, so bitte ich um Verzeihung; es ist ohne Absicht geschehen, und was immer ihr von mir verlangt, werde ich thun." Da hörte er ein feines Stimmchen, welches befahl: „Morgen früh gehe auf das Feld; dort wirst Du an einer Stelle vier Häuflein Steine finden; hier sollst Du Deine Hütte bauen; ihre vier Ecken sind von den Steinen bezeichnet." Der Mann fand am folgenden Morgen die Steine, wie der Fairie gesagt, baute dort seine Hütte und war glücklich sein ganzes Leben lang. — „Sie selbst haben also nie etwas von Fairies bemerkt?" fragte ich das Mütterchen. — „Wie oft habe ich gesehen," sagte sie, „wie die Fairies des Nachts Lichter tragen von einem Berge zum andern." — Leider kann ich selbst dem Leser nichts aus eigener Erfahrung über die Fairies mittheilen; denn ich habe nichts von ihnen bemerkt, obgleich ich im Angesichte der zwölf Berge, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, im Freien blieb, bis der Abend sie in dunkle Schatten hüllte.

Der folgende Tag kündigte sich ganz anders an, als der trübe Tag meiner Abreise von Galway. Früh am Morgen füllte freundliches Sonnenlicht mein Zimmer. Ich warf mich in meine Kleider, nahm Abschied von der lieben, gastfreundlichen Familie, insoweit sie schon mobil war, und eilte nach Clifden zur Feier der heiligen Messe. Bald nach derselben trafen meine Begleiter für die Weiterreise ein, zwei Söhne des Herrn G., mit dem Wagen, einer outside car. Dieses eigenthümliche Fuhrwerk sieht man in Irland überall, und es ist, wie man sagt, ausschließlich irisch: ein leichter, zweiräderiger Wagen, auf welchem vier Sitze so angebracht sind, daß zwei der Fahrenden auf die rechte, die beiden anderen auf die linke Seite des Weges ausschauen und jene diesen den Rücken zukehren. Da die Fahrenden

ganz im Freien sitzen, können sie vom Wagen aus ungehindert Umschau in der Gegend halten, welche sie durchfahren. Die Einstellung der Omnibusfahrten zwischen Clifden und Westport, welche zuerst für meine Reise so verhängnißvoll zu sein schien, war in der That ein glückliches Ereigniß. In Folge derselben hatte ich die freie Verfügung über einen Wagen und konnte an anziehenden Punkten nach Belieben verweilen.

Die zum Meere sich allmählich abdachende Thalebene hinter Clifden bot wenig Interessantes. Am Wege und auf den öden Steppen erschienen hin und wieder Hütten von der allerärmsten Klasse: vier niedere, mit Stroh überdachte Mauern mit einer einzigen Öffnung, welche der gemeinsame Ein- und Ausgang ist für Menschen und Thiere, Licht, Luft und Kaminrauch. Links glänzt das Meer mit vielen Inseln, unter denen mir die Fischerinsel Boffin als der äußerste Punkt Europa's im Westen bezeichnet wird. Rechts erscheinen nun auch wieder unsere Freunde von gestern, die zwölf Berge; von dieser Seite betrachtet, treten sie in ganz anderen Formen auf; unter ihnen zieht einer ganz besonders unser Auge auf sich, eine riesige, ganz im Sonnenscheine glitzernde Halbkugel; sie heißt der Diamantberg.

Aber erst recht interessant wurde unsere Reise, als wir in die Nähe des Sees Kylemore kamen, auf dessen Felsenufer sich Mr. Mitchell Henry, das bekannte Parlamentsmitglied, ein aus Schottland stammender Kaufmann aus Manchester, ein fürstliches Schloß gebaut. Unser Weg führte uns zuerst zum Garten, welcher allen Fremden offen steht. Welche Überraschung! Aus der ödesten Wildniß tritt man in ein Paradies. Die Pflanzen, welche dort als Repräsentanten der Flora aller Zonen in den dorfartig angelegten Treibhäusern wachsen und zu jeder Zeit des Jahres Trauben, Pfirsiche und die verschiedensten Früchte des Südens, wie Feigen, Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen, bieten, fesselten mich nicht so sehr, wie die in die Wildniß hineingezauberten Blumenbeete im Freien, welche in den frischesten Farben erglänzten und, wie lebendige, von der Kunst unnachahmbare Teppiche, sich zur Sonne hin ausbreiteten. Wenn sich ein in der Wildniß ausgesuchtes Plätzchen in den herrlichsten Blumengarten umwandeln läßt, könnte man sie nicht ganz oder wenigstens theilweise in Ackerfeld oder Wiesen verwandeln? Alle, welche ich fragte, verneinten es. Selbst die Irländer, welche die Cultivirung der endlosen Torfgründe im Innern der Insel für möglich halten, bezeichnen die sterilen Felsgegenden des Westrandes als hoffnungslos. Mr. Mitchell Henry hat für seine Liebhaberei vier Millionen Mark gezahlt. Daß sein Luxusgarten keinen Gewinn bietet, welcher die Kosten der Anlage und Besorgung deckte, versteht sich von selbst; aber selbst die von ihm angelegte Farm liefert kaum einen Ertrag, mit dessen Erlös die jährlichen Ausgaben für dieselbe bestritten werden können. Indessen ist Mr. Henry ein Wohlthäter der Gegend geworden, weil er so vielen Arbeitern Gelegenheit zum Verdienste bietet. Die Gunst des Volkes aber hat er in jüngster Zeit dadurch eingebüßt, daß er, obwohl der Partei der Liberalen und Homeruler angehörig, dem Günstling des Volkes, Parnell, nicht durch Dick und Dünn folgte.

Das Plätzchen, welches sich Mr. Mitchell Henry auserkoren, um seinen im amerikanischen Kriege gewonnenen Reichthum zu genießen, entbehrt trotz seiner Unfruchtbarkeit nicht der Reize. Gerade die Wildheit macht es schön. Zwischen steil aufsteigenden, nackten Bergen, die gegen Süden und Norden ein paar tausend Fuß in die Lüfte ragen, schaut aus seinem Felsenbecken, Himmel und Berge klar abspiegelnd, der tiefe, dunkle See. Es leuchtet aus seiner Tiefe etwas wie Zorn über die Fesseln, in welche man ihn, den Starken, geschlagen. Auf seinen Wassern ruht ein Zug von Melancholie, wie auf dem Antlitze eines hoffnungslos Eingekerkerten. — Die dunklen Wogen, die Nacktheit des Felsenufers, die lautlose Stille in seiner ganzen Umgebung, alles das ist eher geeignet, melancholische, als fröhliche Accorde in der Seele des Besuchers wachzurufen.

Dicht am Ufer steht das Schloß. Es ist nicht übergroß, aber ein wahrer Prachtbau, in gothischer Bauart aus weißem Sandsteine aufgeführt. Man gestattete uns, einzutreten und das Innere zu betrachten. Um meinen Führern nicht zu widersprechen, zog ich mit durch die fürstlich ausgestatteten Säle und Gemächer; aber der Leser wird es mir erlassen, ihm zu erzählen, wie dort Alles so trefflich eingerichtet war, um bei Tage recht weich zu sitzen und bei Nacht recht weich zu liegen, wie im dunkeln Speisezimmer die Tafel glänzend gedeckt war für den Herrn, welcher mit Gesellschaft für den Abend von London erwartet wurde, wie die Wände erstrahlten im Gold-, Marmor- und Tapetenschmuck, und wie herrliche Gemälde, unter welchen die vornehmsten Gegenstände der christlichen Kunst den ihnen gebührenden Platz behaupteten, nicht nur das Auge, sondern auch Geist und Herz ansprachen. Die meiste Anziehungskraft hatten für mich die großen Erkerfenster, welche so angebracht zu sein schienen, daß ein jedes eine neue Aussicht auf den unbeschreiblich schönen See gewährte. — Unwillkürlich kam mir, als wir durch die prächtigen Räume schritten, Paddy's Hütte von gestern in den Sinn. „Dieß ist doch ein herrlicheres, bequemeres Coupé für die irdische Pilgerreise," so dachte ich, „als Paddy's Hütte. Doch auch hier herein wird ebensowohl wie dort der Ruf erschallen: Station Ewigkeit! Alle aussteigen." Der Herr des Palastes hat dieß nicht vergessen. Denn in einer Entfernung von ein paar Minuten vom Schlosse hat er sich eine schöne, von einer geschmackvollen gothischen Kapelle überwölbte Gruft gebaut, in welche sein Leib einst gebettet werden soll.

Wir setzten unseren Spaziergang am Ufer des Sees fort. An einem malerischen Felsvorsprunge machten meine Begleiter Halt und holten aus dem Boden des Wagens ein Körbchen hervor, welches ein treffliches kaltes Mittagessen enthielt. Für Mrs. G.'s Gastfreundschaft waren die Wände ihres Hauses zu enge. Wir ließen uns zu einem heiteren Picknick auf dem Felsenufer nieder. Der See lieferte sein Wasser, den kräftigen spanischen Wein zu mildern. Obgleich mit dem nahen Meere verbunden, ist er ein Süßwassersee und enthält gutes Trinkwasser.

Erfrischt machten wir uns zu Fuß auf die Weiterreise und ließen unser Rößlein hinter uns drein traben. Wir verabschiedeten uns hier vom schönen

Zwölfgebirge, um welches wir im Halbkreise herumgefahren waren, und nachdem wir den Wagen wieder bestiegen, flogen wir durch eine stille, einsame Hügellandschaft dahin, bis wir gegen drei Uhr an die Killery Bay gelangten. Diese schöne Bucht hat nicht, wie die meisten Buchten, das Aussehen eines Sees oder das eines Meereinschnittes. Sie ist ein Meeresarm, welcher sich etwa drei Stunden weit in's Land hinein erstreckt. An dem Punkte, an dem wir auf ihn stießen, hatte er etwa die Breite des Rheines bei Andernach. Er erinnerte mich lebhaft an den heimathlichen Strom. Die Berge an den Ufern sind wilder und großartiger; aber was fehlt, ist das Leben am Rhein, die hübschen Landhäuser, die freundlichen Dörfer und Städte, die bebauten Gefilde, der muntere Verkehr auf den Ufern und die hin- und herziehenden Schiffe auf dem Wasser. An meinen Begleitern hatte ich aufmerksame Zuhörer, als ich ihnen von dem Leben und von den Burgen und Klosterruinen des Rheines und den sich an sie knüpfenden Sagen erzählte. Die Killery Bay ist ganz einsam. Auf Meilen keine Hütte an den Ufern, kein Baum auf den Bergen. Weiße Seemöven irrten über dem Wasserspiegel, um einen der hier und da wie zum Spotte auftauchenden Fische zu erhaschen; vergebens, die Fische waren wieder in der Tiefe, wenn die Vögel sich näherten. Aber ein an Gestalt einem Schwane nicht unähnlicher Vogel tauchte aus dem Wasser und, seinen Schwanenhals hervorstreckend, hielt er einen zappelnden Fisch hoch über dem Wasserspiegel, und er tauchte erst wieder, als er den Fisch außer seinem Elemente unfähig gemacht, den Kampf für sein Dasein fortzusetzen. Bald erschien der Vogel zum zweiten Male auf der Wasserfläche und schwamm, wie stolz auf seinen Sieg, majestätisch dahin.

Am Dorfe Leenane nahm ich von meinen Begleitern Abschied; sie fuhren auf einem näheren Wege nach Clifden zurück. Ich sah mich nach einem Reisegefährten für die Weiterfahrt um und hörte zu meiner Freude, daß ein Herr, welcher gerade das Hotel zu einem Spaziergange verlassen, am folgenden Morgen nach Westport reisen wolle und auch seinerseits einen Reisegefährten gesucht habe. Sehr gerne entschloß ich mich, den Abend an der malerischen Bay zuzubringen. Bei Leenane macht sie im rechten Winkel eine Biegung nach Norden. Auf jedem der beiden Ufer laufen zwei hohe Bergreihen parallel dahin und schließen das Thal wie eine zweifache Mauer gegen die Außenwelt ab. Über die innere, niedrigere Reihe ragt die höhere, äußere hervor; beide erscheinen umgekehrt klar und genau nach Form und Farbe im tiefen See. Ein leichter, dünner Grasflor ist über sie ausgebreitet, ohne die Felsennatur derselben zu verhüllen. Bis zu den höchsten Gipfeln zeigen sich weiße Punkte, theils hervorschauende Steinblöcke, theils, von diesen nur hier und da durch ihre Bewegungen unterscheidbar, weidende Schafe.

Ich brachte den Rest des wunderschönen Tages ganz im Freien, am Ufer des einsamen Meeresarmes zu. Selten fand ich ein so schönes Plätzchen für mein Breviergebet; besonders paßten hierher die Verse der Laudes: „Preiset, ihr Berge und Hügel, den Herrn, lobet und erhebet ihn über Alles

in Ewigkeit ... Preiset, ihr Meere und Flüsse, den Herrn, lobet und verherrlicht ihn in Ewigkeit ... Preiset den Herrn all' ihr Vögel des Himmels, lobet und verherrlicht ihn in Ewigkeit." Als es zu dunkeln begann, begegneten mir, von Westport kommend, in drei geschlossenen, wie vermummt aussehenden Wagen, Mr. Mitchell Henry und seine Reisegesellschaft, nachdem zuvor ein mit Polizeimannschaft besetzter Wagen in entgegengesetzter Richtung die Straße passirt, und ein höherer Beamter von Westport sich wie zu einer Spazierfahrt an der Killery Bay gezeigt. Solche Maßregeln wollen dem Reisenden, welcher dieses treuherzige, genügsame, bis auf den Grund des Herzens christliche Volk Connemara's liebgewonnen hat, beinahe beleidigend erscheinen. „Wenn die Engländer uns kännten," hatte mir vorher der Kellner gesagt, als er über den Mangel an Besuchern klagte, „so würden sie nicht durch Furcht von uns ferne gehalten. Sie können ganz ohne Furcht mit von Gold gefüllten Taschen ohne Begleitung durch die einsamsten und wildesten Gegenden ziehen; kein Mensch wird sie anrühren." Ich bin ganz überzeugt, daß dieser Mann Recht hat. Englische Touristen können kühn und furchtlos wie zur Zeit des tiefsten Friedens Irland durchwandern. Anders freilich steht es mit denen, welche es entweder als Landlords oder Pächter, oder als Betheiligte am politischen Leben in der Landfrage mit dem Volke verdorben. Schon zur Zeit meiner Reise lagen betrübende Thatsachen genug vor, welche solche zur Vorsicht ermahnten, und sie haben sich, wie bekannt, seitdem in erschreckender Weise gemehrt. Mit Recht schützt sich Mr. Mitchell Henry gegen etwaige Wegelagerer, welche, vielleicht von überseeischen geheimen Gesellschaften geschickt, ihm an seinem einsamen See auflauern.

Nachdem ich noch einige Streifzüge am Ufer gemacht, war es dunkel, und ich kehrte zum Hotel zurück. Da sah ich durch die Glasthüre des erleuchteten Speisezimmers einen Herrn mit sichtlichem Appetit sein Diner einnehmen. Wahrhaftig, das ist mein Wagennachbar von Galway, der einsilbige Amerikaner. Ich war im Zweifel, ob ich mich ihm nähern sollte. Aber sobald ich in's Zimmer getreten, springt er hastig von seiner ernsten Arbeit auf, streckt mir beide Hände entgegen und schüttelt mir unter lauten Begrüßungsexclamationen die Hand fest, als hätte er einen alten Schulkameraden nach vielen Jahren der Trennung wiedergefunden. Quantum mutatus ab illo! Er zog mich neben sich auf einen Stuhl, und nun begann das Erzählen, wo er gewesen, was er erlebt. Ich hörte, daß er ganz Irland bereist, und daß die Reise durch Connemara den Abschluß seiner Reise bilden solle. „Jetzt sehne ich mich sehr nach Hause." — „Nach Amerika?" fragte ich. — „Wie kommen Sie dazu, mich für einen Amerikaner zu halten?" — „Sie wurden mir als ein solcher bezeichnet." Er lachte laut auf und sagte: „Ich bin das richtigste Kind Englands, das existirt, geboren in York, wohnhaft in London." In der That, sein Benehmen war recht englisch: vier Stunden neben einem auf dem Wagen sitzen und nicht drei Worte sprechen, und sich endlich ohne Abschied davonschleichen; dann aber beim zweiten Zusammentreffen einem fast um den Hals fallen als dem vertrautesten Freunde.

„Sie haben also," sagte ich, „die Irländer so wenig gefürchtet, daß Sie allein Ihre Touren durch so einsame Gegenden machten?" — „O diese Engländer," rief er laut in das Zimmer hinaus, wo noch andere Engländer schweigend saßen, „wie entsetzlich schlecht sind diese über Irland unterrichtet!" Und nun begann er eine Panegyrik auf die Irländer, und ich muß gestehen, daß er in der That die Schwesterinsel nicht durch die Brille der Vorurtheile angesehen, welche seinen Landsleuten in der Regel auf der Nase sitzt.

Wir kamen überein, die Tour nach Westport gemeinschaftlich zu machen und vor Westport den Croagh Patrick zu besteigen. Der Wirth versprach uns für einen verhältnißmäßig billigen Preis einen Wagen. Der Redestrom meines wiedergefundenen Gefährten floß so reichlich, daß ich mich längere Zeit vergebens nach einer Weise umsah, ohne zu beleidigen, mich demselben zu entwinden, um mich zur Ruhe zu begeben. Um so mehr Muße gönnte er mir am folgenden Morgen. Es war beinahe zehn Uhr, als wir das Hotel verließen.

Eine beträchtliche Strecke fuhren wir noch die Killery Bay entlang. Die Gebirge, durch welche wir Tags zuvor gekommen, erschienen uns in immer dunkleren, unbestimmteren Umrissen, und mancher bekannte Gipfel sah in der Ferne aus wie eine Wolke am Horizonte. Vor uns öffnet sich ein weites Thal und in der Ferne steigen neue Berge in die Lüfte. Alle überragend liegt links in der fernen Gruppe der Croagh Patrick, ein ganz vollendeter Kegel, wie eine vom Mathematiker auf die Tafel gezeichnete Figur. Er scheint so nahe; doch wir müssen noch ziemlich lange fahren, bis wir ihn erreichen. Die unmittelbare Umgebung war weniger interessant, meistens weite Torfmoorebene.

Mit Freuden begrüßten wir endlich die ersten Bäume, die Vorboten einer besser cultivirten Gegend. Es mochte gegen ein Uhr sein, als unser Wagen am Fuße des Croagh Patrick, auf der Westportseite anlangte. Ein Strom von Knaben stürzte hier auf uns los, welche sich alle, jeder seine besonders gute Bekanntschaft mit dem Berge anpreisend, zu Führern anboten. Wir glaubten keines Führers zu bedürfen. Unsere Reisehandbücher schilderten den Berg als sehr leicht erklimmbar und sprachen sogar von Stationen, welche hinaufführten. Wir schlugen also den Sturm ab, freilich nicht ohne Mühe. Das ganze Heer der Knaben verfolgte uns. Sie riefen uns zu, daß noch nie ein Reisender den Berg zum ersten Male ohne Führer bestiegen. „Wir werden also die Ersten sein," riefen wir und versicherten, daß wir sie ihrer Zudringlichkeit wegen erst recht nicht nehmen würden. Alles vergebens. Wohl eine Viertelstunde verfolgten sie uns, und erst als wir sie eine Zeitlang ganz ignorirt und uns ihren Anerbietungen gegenüber ganz taub erwiesen, verminderte sich allmählich ihre Zahl.

Wir stiegen bergaufwärts. Der Berg ist ganz kahl, und der Weg zum Gipfel scheint daher leicht zu finden. Aber die Sache war nicht so einfach, und wir bereuten es schon bald, keinen Führer genommen zu haben. Geraden Weges zur Spitze dieses so steil aufsteigenden Kegels zu marschiren, scheint

unmöglich. Wir glaubten, zwischen ihm und dem Nachbarberge zur Linken in der Schlucht den besten Weg zu finden. Aber bald stellten sich Zweifel ein, und wir standen rathlos da. Wir beschlossen, zunächst den beide Berge mit einander verbindenden Sattel zu erklimmen. Eine harte Arbeit. Von einem Pfade war nichts zu sehen. Jetzt gingen wir über scharfkantige Felsenstücke dahin, welche hier und da zu Tausenden lose aufeinanderlagen; dann geriethen wir auf sumpfartige Moorplätze, wo wir bis an die Knöchel in den morastigen Boden sanken. Ein paar Tage früher wäre es wegen des vorhergehenden Regenwetters durchaus unmöglich gewesen, diese Schluchtenwand zu ersteigen. Stellenweise war sie äußerst steil, und manchmal mußte ich die Ginsterbüsche ergreifen, um mich an ihnen hinaufzuziehen. Die Sonne sandte unbarmherzig ihre brennenden Strahlen gerade in unsere Schlucht herab, und kein Lüftchen regte sich in ihr, uns Kühlung zuzuwehen. Mein Gefährte suchte sich einen größeren Stein aus, um etwas auszuruhen; ich folgte gerne seinem Beispiele. „Wir müssen hinauf," sagte er in einem Tone, welcher verrieth, daß sich Gedanken an die Umkehr in ihm geregt hatten, „unser Credit steht auf dem Spiele." — „Also voran!" sagte ich. Wir rafften unsere Kräfte zusammen und setzten unseren Weg fort; mein Gefährte voran. Endlich verließ mich der letzte Rest meiner Kraft, ich konnte nicht mehr voran. Ich schleppte mich zu einem Ginsterbusche und ließ mich auf ihm nieder. Mr. P. schaute um und nahm über mir ein ähnliches Plätzchen ein. Vor Müdigkeit sprachen wir nicht mehr mit einander, und ich muß gestehen, daß ich jetzt verzagend bei mir überlegte, ob es nicht vernünftiger sei, umzukehren. — Da sehe ich am Abhange des Berges zur Linken etwas Weißes wie ein Kopftuch. Was ist das? Eine Gestalt erhebt sich und bewegt sich hinauf. Es ist ein Mann, welcher sich mit einem weißen Taschentuche gegen die Sonnenstrahlen schützt. Er winkt uns zu sich. Die Freude, einen Führer zu finden, gab uns unsere Kräfte zurück. Nicht weit vom Sattel, wo wir freilich auch ohne ihn unseren Pfad gefunden hätten, trafen wir zusammen. „Wahrhaftig, ein Fairy ist uns zur Zeit der größten Noth in der Gestalt eines jungen Mannes erschienen," rief ich ihm entgegen. Er ging lächelnd auf den vertrauten Ton der Begrüßung ein. Er war ein Tourist, der mit seinem Bruder und einem Führer den Berg bestieg, aber unfähig, so schnell voranzueilen wie diese, auf dem Punkte, wo wir ihn zuerst gesehen, zurückgeblieben war. Jetzt hatten wir freilich den Pfad, aber noch ein schweres Stück Arbeit war übrig. Die Spitze des Berges, welcher auch in dieser Nähe die Gestalt eines ganz regelmäßigen Kegels beibehält, ist sehr steil, und der Weg führt über eine Unmasse der scharfkantigen, unter dem Fuße oft hinabrutschenden Felsstücke, mit denen wir schon vorher Bekanntschaft gemacht. Dieses sind auch die „Stationen". Die Verfasser unserer Reisehandbücher haben offenbar nicht selbst unseren Berg bestiegen. Sie haben sich von Anderen erzählen lassen, daß Stationen den Berg hinaufführen. Das sind aber keine Stationen im gewöhnlichen Sinne, nicht Kreuzwegstationen; solche gibt es hier nicht. Wie ich erfuhr, nennen die Irländer ihre hier vorgenommenen Bußwerke Sta-

tionen, welche darin bestehen, daß sie bei ihren Wallfahrten auf den Lieblingsberg ihres Apostels, St. Patrick, mit nackten Knieen diese Steine hinaufrutschen, ein äußerst schweres und peinliches Werk. Wir fanden selbst das Ersteigen des Gipfels so mühsam. Mr. P. hatte indessen alle Müdigkeit vergessen, sobald er sich auf dem rechten Pfade wußte, und ich war erstaunt, ihn so schnell hinaufklettern zu sehen. Mein neuer Gefährte und ich mußten noch einmal ausruhen. Wir sahen zu unserer Rechten auf die weiten, uncultivirten Landstrecken hinab, welche wir auf dem Wege von Leenane hierher durchfahren. „Kein Wunder," sagte mein Gefährte, „daß die Landligue so viele Anhänger in Westport fand. Hier liegt Alles wie eine Wüste da und nichts geschieht für den Farmer." Die Landfrage verfolgte uns also bis auf den Gipfel des Croagh Patrick. „Welche Vorschläge haben Sie denn zur Verbesserung der Lage der Pächter?" fragte ich. Mein junger Mann hatte sich in eine socialistische Idee hinein verrannt. Der Staat, so meinte er, sei Eigenthümer des Landes; bei ihm stehe es, eine neue Vertheilung des Landes vorzunehmen. Doch es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß seine Ansicht eine socialistische und verwerfliche sei.

Während unseres Gespräches hatten wir uns schon wieder erhoben; endlich gelangten wir auf den Gipfel; erst hier zeigt das mäßige Plateau, welches man betritt, daß der Kegel doch nicht in eine vollkommene Spitze ausläuft. Für alle Anstrengungen fanden wir uns nun reichlich belohnt. Wir standen auf dem höchsten Punkte der ganzen Gegend. Nur der in blauer Ferne sich erhebende Nephin macht dem Croagh Patrick den Ruhm streitig, der höchste Berg im weiten Gesichtskreise zu sein. Die Berge, auf welche wir im Thale mit so großem Respect hinaufgeschaut, lagen nun tief zu unseren Füßen. Wohin wir uns auch wendeten, genossen wir eine herrliche Fernsicht. Die Aussicht nach Norden über Land und Meer war die schönste. Die glitzernde Wassermasse, welche das Auge westwärts verfolgt, bis sich ihr Blau in endloser Ferne mit dem Himmelsblau verschmilzt, drängt sich am Fuße des Croagh Patrick ostwärts in die schöne Clew Bay, welche mit kleinen, theils grünen, theils kahlen Inseln buchstäblich wie besät und durch die größere Insel Clare vom atlantischen Ocean gesondert ist. Den Hintergrund bildet das bewaldete Ufer von Newport und eine ferne Hügelreihe mit dem Nephin. Der Tag war wunderschön. Im heitersten Sonnenlichte lag das weite, herrliche Land- und Meergebiet tief zu unseren Füßen. Kein Wölkchen war am Himmel. Ich begreife, warum sich der hl. Patrick dieses Plateau für seine Gebetstage ausersehen. Hier fühlt man sich dem Himmel näher und ist man dem Erdengetümmel so ferne gerückt. Von hier aus, so erzählt die Legende, trieb er die Schlangen in's Meer und befreite so Irland von allen giftigen Thieren. Man zeigt hier auch einen gebrochenen Stein mit zwei runden Vertiefungen, welche als Knieabdrücke des betenden Heiligen angesehen und verehrt werden. Aus den platten Felsstücken, welche sich auch oben in großer Menge vorfinden, hat man eine Art von Altar gebildet, auf welchem zuweilen das heilige Meßopfer dargebracht wird. Erst später erfuhr ich, daß das Plateau ein Wallfahrtsort

sei, an welchem die Verehrer des hl. Patrick sich zu bestimmten Zeiten des Jahres zu gemeinschaftlichen Gebeten, zu Betrachtungen und Bußübungen versammeln.

Jenseits der Insel Clare zeigte man mir am Ostrande des Meeres die Insel Achill, wohin ich am folgenden Tage einen Ausflug zu machen gedachte, was aber leider unmöglich war. Diese Insel ist für das Studium irischer Verhältnisse sehr interessant. Sie ist bewohnt von einem von der übrigen Welt ganz abgesonderten, äußerst einfachen und genügsamen Fischervölkchen, das etwa 5000 Köpfe zählt. Die Armuth der Bewohner dieser ganz öden Insel soll beispiellos sein. Man erzählte mir, ihre Hütten seien aus Torf aufgebaut und so arm, daß z. B. oft in einem ganzen Dorfe kein Schornstein existire. Auf der ganzen Insel gibt es kaum einen Baum. Die Vegetation besteht aus Heidekraut und grobem Grase.

So gut es uns auch auf dem Berge gefiel, durften wir doch keine Hütten bauen. Denn 2½ Stunden hatten wir zum Ersteigen gebraucht, und wenn wir auch schneller hinabeilen konnten, so blieb uns doch nicht viel Zeit übrig, wenn wir vor Abend Westport erreichen wollten. Noch einen Blick warfen wir nach allen Richtungen, und wir sagten den herrlichen Bildern Lebewohl. Das Hinabsteigen war, namentlich auf den Steinhaufen, beschwerlicher, als wir geglaubt. Ein paar Mal mußten wir ausruhen. Nach 1½ Stunden kamen wir glücklich unten an der Wirthshütte an, wo der Wagen unser harrte.

Mein Gefährte zog mich in die Hütte. Die Frage, wie reinlich es drinnen sei, wurde nicht aufgeworfen; seit dem Frühstücke an der Killery Bay hatten wir gar nichts genossen. Er forderte für uns irischen Nationalbranntwein, welcher, man kann überall sicher sein, ein unverfälschter Gerstentrank ist, der bekannte irische Whisky. Auch unserem Freund Kutscher wurde gewährt, was aus seinen Augen sprach: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte." Das allzu sehr beliebte Getränk nennen die Irländer „the creature". Ordentlich mit Wasser verdünnt ist das scharfe Getränk genießbar. Getrocknetes Brod, welches auf dem Schenktische stand, war für uns ein Leckerbissen. An Gästen schien es den Wirthsleuten nicht zu fehlen. Schaarenweise kamen die Farmer aus der Stadt, Mann und Weib nach irischer Sitte auf e i n e m Pferde; vorne im Sattel sitzt der Mann, hinter ihm seine Frau. An unserer Wirthshütte angelangt, blieben die Pferde wie von selbst stehen, und von den Reitern und Reiterinnen versäumten nur wenige die so gebotene Gelegenheit, ihren Durst zu stillen. Will man die Stimmung des Volkes kennen lernen, muß man in solche Schenken gehen. Wir erkundigten uns nach den Pachtverhältnissen. Alle der Reihe nach gehörten zu den Unzufriedenen; der Pachtzins ist unnatürlich in die Höhe geschraubt. Die Landlords verzehren ihn im Auslande und kommen nur hierher, um ihre Renten zu erheben. Die Middlemen, welche größere Landdistricte pachten und sie in Parcellen für eine unverhältnißmäßig höhere Rente wieder verpachten, sind wahre Blutaussauger des Volkes. — Dieses war das Grundthema, welches durch die ganze Unterhaltung in

mannigfachen Variationen hindurchklang. Die Unzufriedenheit schien mir durch künstliche Agitation gesteigert. Die Ansprüche der Leute gingen etwas zu weit; das erlittene Unrecht wurde zu schwarz gemalt; die Erwartungen von der in's Werk gesetzten Agitation waren zu hoch gespannt. — Mein Londoner Freund ging auf die Ideen der Leute ein und sagte, er habe auf seinen Rundreisen durch Irland gesehen, wie begründet ihre Klagen seien. Nach Hause zurückgekehrt, wolle er seine Erfahrungen zu ihren Gunsten verwerthen. Da schlug die Alte, welche uns den irischen Wein credenzt hatte, ihre schwarzen, irischen Augen auf und fragte: „In Amerika?" Wir schauten uns lachend an. „Sie sehen, daß etwas Amerikanisches Ihrem Äußern aufgedrückt ist," bemerkte ich. Er erklärte aber wiederum, daß er das ächteste Kind Albions sei, das existire. Vielleicht hatte die Alte es für unmöglich gehalten, daß ein Engländer ein solches Verständniß und eine solche Theilnahme für irische Anliegen zeige.

Erst gegen sieben Uhr, als es zu dunkeln begann, gelangten wir nach Westport. Wir aßen zusammen; ich eilte sodann in die Stadt, um die Erlaubniß zu erhalten, am folgenden Morgen Messe zu lesen, was mir hier wegen eines besonderen Empfehlungsschreibens, das ich bei mir hatte, leicht gelang. Meinem Gefährten versprach ich, vor Abfahrt seines Zuges mich am folgenden Morgen auf dem Bahnhofe einzufinden, was mir wegen Verzögerung der heiligen Messe nicht möglich war. Wir sahen uns nicht mehr.

Den folgenden Tag brachte ich in Westport zu. Meinen beabsichtigten Ausflug nach der Insel Achill konnte ich nicht machen, weil auch hier die Post wegen Mangels an Passagieren die Fahrten eingestellt hatte. Man rieth mir, den Tag zu benützen, um Westport und Umgebung kennen zu lernen. Die Stadt liegt in einem Thale. Ein rauschender Strom theilt sie in zwei durch viele Brücken verbundene Theile. Jenseits des dem Marquis von Sligo gehörenden Parkes, den er durchschneidet, ergießt er sich in die Clew Bay. Diese herrliche Bay, welche wir vom Croagh Patrick aus betrachtet, verleiht der Stadt den Hauptreiz. Der für das Publikum offene Park des Marquis von Sligo, des Hauptgrundherrn jener Gegend, bietet ihr eine Promenade, wie wenige Städte sie besitzen. Auf einem Spaziergange zu einem entfernten Punkte an der Meeresküste erkundigte ich mich bei einem kleinen Mädchen, das mir begegnete, nach dem Wege. Ich hörte, daß ich von meinem Wege weit abgeirrt sei, und kehrte um. Da ich mein Brevier betete, suchte ich mich durch einen eiligeren Schritt von der Gesellschaft der Wegweiserin zu befreien. Aber sie trippelte beständig hinter mir her, und wenn ich einen Vorsprung gewonnen, holte sie mich durch einen Galopp wieder ein. Ich steckte also mein Brevier ein und stellte einige Fragen an das zwölfjährige Mädchen, auf welche sie mir wieder mit jener Gewandtheit, die ich schon an anderen Kindern der Berge bewundert hatte, und zugleich mit dem ganzen Vertrauen antwortete, welches der Irländer dem Priester entgegenzubringen pflegt. „Woher bist du?" — „Von der Insel Bofin." — „Aber das ist ja sehr weit von hier; wie kommst du denn hierher?" — „Meine Eltern sind herübergezogen." — „Warum?" — Die Zeiten sind

schlecht. Mein Vater ist Fischer und suchte hier eine günstigere Stelle für den Fischfang." — „Hat er eine solche gefunden?" — „Ja, Herr, Gott sei Dank." — „Ihr habt also hier eine Hütte gemiethet?" — „Ja, Herr." — „Wie viele Räume enthält sie?" — „Ein Zimmer." — Wie viele seid ihr denn?" — „Vater, Mutter und sechs Kinder. Doch ist meine älteste Schwester vor drei Monaten nach Amerika gegangen." — „Als Magd?" — „Ja, Herr." — „Wie alt ist sie?" — „Fünfzehn Jahre." — „Und sie ging allein?" — „Ja, Herr." — „Wo ist sie?" — „In Ohio." — „Wie geht es ihr? Habt ihr Nachricht?" — „Sie hat geschrieben; es geht ihr sehr gut, Gott sei Dank." — „Kannst du auch schreiben?" — „Nein, Herr." — „Und nicht lesen?" — „Nein, Herr." — „Du besuchst also keine Schule?" — „Nein, Herr." — „Was ist die Nahrung der Leute in dieser Gegend, wo du wohnst?" — „Wir essen Kartoffeln und Kohl." — „Nie Fleisch?" — „Nein, Herr." — „Aber doch Fische?" — „Ja, Herr." — „Habt ihr ein Stück Land, worauf ihr die Kartoffeln zieht?" — „Ja, einen halben Acre." — „Die Miethe wird hoch sein?" — „Zwei Pfund für den halben Acre. Der Middleman zahlt selbst für den ganzen Acre nur ein Pfund und verlangt vier für denselben." — „Konnte dein Vater die Rente bezahlen?" — „Ja, Herr, Gott sei Dank." — „Du hast nur ein Kleid, Kind, nicht wahr?" — „Ja, Herr." — „Für Sommer und Winter dasselbe?" — „Ja, Herr." — „Keine Schuhe und Strümpfe?" — „Nein, Herr." — „Ist es dir nicht kalt an den Füßen im Winter, wenn du barfuß gehst?" — „O, ich friere nie an den Füßen." — „Weißt du, wer zu Bethlehem in einem Stalle geboren wurde?" — „Ja, Herr." — „Wer war es denn?" — „Unser lieber Heiland." — „Ja, der war es. Er war auch ein ganz armes Kind wie du, und war im Stalle schlecht vor der Kälte geschützt. Und doch war er im Himmel so reich, unendlich reicher als der reichste König auf dieser Erde, und er wurde ein so armes Kind, um uns zu zeigen, wie gering die Reichthümer dieser Welt zu schätzen seien, und um die Armen zu trösten und sie reich an himmlischen Schätzen zu machen. Darum etwas Geduld, liebes Kind, hier auf Erden. Sage nur immer: ich will mich nicht beklagen, daß ich so arm bin, wie mein Heiland. Dann wirst du einstens auch reich werden wie er." Wir kamen zum Wege, den ich schon zuvor hätte einschlagen müssen. „Ich bin auch nicht reich," sagte ich, „aber eine Kleinigkeit kann ich dir doch geben." — „Nein, nein, Herr," rief das Kind aus, hielt aber doch zugleich die Hand hin. „God bless your Reverence, God speed your Reverence" (Gott segne Ew. Hochwürden, Gott geleite Ew. Hochwürden), rief es mir begeistert nach.

Die schönste Aussicht auf Westport und das Thal genoß ich im Klostergarten der Sisters of Mercy. Von einem mit einem hohen Kreuze gezierten Hügel überblickt man die ganze Stadt, rechts den schönen Park, links die das Thal abgrenzenden Hügel, in der Mitte die Stadt mit ihrem zwischen zwei Alleen dahinbrausenden Strome, und im Hintergrunde links den Croagh Patrick mit der ihn umgebenden Berggruppe, und rechts die Meeresbucht. Der Tag war wieder ein wunderschöner Sommertag, wie alle Tage meiner

Reise seit dem Regenguß am Morgen der Ausfahrt. Jener Regen scheint nur die Bestimmung gehabt zu haben, mir den Werth des darauffolgenden ausgezeichneten Wetters recht zum Bewußtsein zu bringen.

Die Kapelle des Klosters ist ein Juwel und von allen Gebäuden Westports, soweit ich über die Stadt urtheilen kann, das sehenswertheste. Ein Altar, ganz aus blendend weißem Marmor, hebt sich vortheilhaft ab von der in buntem Farbenschmuck prangenden Chorwand, welche den Altar im Halbkreise umgibt; durch einen Kranz bunter Fenster fällt ein gedämpftes, angenehmes Licht in das kleine Chor; auf den leichten Säulchen, welche die Fenster trennen, ruht, den weißen Altarbaldachin überdachend, das reich verzierte gothische Gewölbe. Hier feierte ich am Samstag zum zweiten Mal die heilige Messe und dankte Gott für die schöne und glückliche Ferienreise. Ein Stündchen später eilte mein Zug über die Moorfelder von Central-Irland nach Dublin.

Th. Granderath S. J.

Recensionen.

Commentar zum Buche des Propheten Hoseas. Von Dr. **Anton Scholz,** Professor an der königl. Universität Würzburg. 8⁰. XXXIX u. 204 S. Würzburg, Leo Wörl, 1882. Preis: *M.* 4.

Was in diesen Blättern bereits früher (1881, Bd. XX, S. 72) bei Gelegenheit der Besprechung des Jeremias-Commentares an der exegetischen Methode des Herrn Verfassers rühmend hervorgehoben wurde, gilt auch von dem jetzt vorliegenden Commentar zum Buche des Hoseas: Genauigkeit und Scharfsinn in der Erörterung des sprachlichen Theiles, Klarheit und Bündigkeit in der Darlegung der Gedanken des Propheten und in der Entwicklung des Zusammenhanges und Fortschrittes derselben. Der gedrungene, sentenzenreiche Stil des Propheten Hoseas bietet der Erklärung nicht geringe Schwierigkeiten; um so dankbarer muß die gediegene, lichtvolle Erklärung, die uns Dr. Scholz bietet, begrüßt werden.

Die Einleitung bespricht die zeitgeschichtlichen Verhältnisse, das Leben des Propheten und dessen Buch; unter letzterer Rubrik wird die Schreibweise, die Integrität des Textes, die Beziehung auf andere alttestamentliche Schriften, der Einfluß des Propheten auf die Entwicklung der alttestamentlichen religiösen Anschauungen, Ort und Zeit der Reden des Hoseas und der Plan des Buches des Näheren dargelegt. Eine gedrängte Übersicht über die Literatur der Auslegung bildet den Schluß der Einleitung. Aus dem vortrefflichen Inhalte dieses Theiles heben wir im Hinblick auf ein allgemeineres Interesse besonders die auf S. xxxi gesammelten Belege hervor, die sich aus Hoseas für die Pentateuch-Frage ergeben. Der Herr Verfasser sagt: „Überaus häufig ist die Bezugnahme auf den Pentateuch ... Diese Beispiele zeigen, daß Hoseas nicht nur mit dem Inhalte des ganzen Pentateuches vertraut war, sondern aus dem Umstande, daß er in charakteristischen Ausdrücken wörtlich übereinstimmt, geht hervor, daß er den geschriebenen Text desselben kannte. Es ist den fortgesetzten Versuchen gegenüber, die Abfassungszeit des Pentateuches in eine späte Zeit zu verlegen, nicht überflüssig, darauf aufmerksam zu machen. Verstärkt wird dieser Beweis noch dadurch, daß Hoseas von dem Gesetze als von etwas Bekanntem spricht ... und daß er es als ein geschriebenes bezeichnet" u. s. f. Wir fügen noch bei, daß auch Laur. Reinke im 8. Bande seiner „Beiträge" S. 159 ein reichhaltiges Verzeichniß von Stellen aus Hoseas und Amos gibt, in denen Beziehungen auf den Pentateuch sich finden. Vgl. auch im vorliegenden Commentar noch S. 108. 166. Betreffs der — von den Erklärern so verschiedenartig gefaßten — inneren Einrichtung und Ord-

nung des prophetischen Buches unterscheidet der Herr Verfasser die Einleitung, c. 1—3, in der das Thema des Buches: die Constatirung der Sünde, das Gericht und die schließliche Begnadigung, vorgelegt wird; sodann die Ausführung in zwei Theilen (c. 4—10; c. 11—13, 15) und den Epilog. Im ersten Theile (c. 4—10) wird das Thema: Israels Sünde und Strafe, nicht in einer geordnet fortschreitenden Rede abgehandelt, sondern im steten Wechsel bald von der Sünde, bald von der Strafe geredet, das Thema also wiederholt und von verschiedenen Seiten aufgenommen und durchgesprochen. Der Herr Verfasser statuirt für diesen Theil neun Strophen; die ersten fünf sind dem Inhalte nach eine fortschreitende Entwicklung und Darlegung der in Israel grassirenden Sünden und werden folgendermaßen charakterisirt: das Gericht kommt über Israel wegen Übertretung des ganzen Gesetzes — wegen des Baalscultus — wegen des Kälberdienstes — wegen Pharisäismus — wegen heidnischer Bündnisse. Die sechste Strophe ist zusammenfassend: Israel wird wegen Pharisäismus, Aufstellung eines eigenen Königs, Kälberdienstes und heidnischer Bündnisse mit dem Exil bestraft; die übrigen kommen erweiternd und ergänzend auf schon behandelte Punkte zurück, so die siebente auf den Baalsdienst, die achte auf den Kälberdienst, und die neunte ist wieder recapitulirend: Israels König, sein Kalb und seine Laster bringen über es das Vertilgungsgericht. Die Gründe für diese Strophenabtheilung sind S. XXXVII kurz dargelegt. War im ersten Theile Schuld und Strafe vorherrschend, ja fast einzig behandelt, so wechselt im zweiten Theile von c. 11 an die Scene: Schuld und Strafe werden der dunkle Hintergrund, auf dem die Gnade um so herrlicher sich abhebt. Hier unterscheidet der Herr Verfasser vier Theile der einen Rede.

Die Grundsätze der Ausarbeitung betreffend, werden wir durch den ersten Satz der Vorrede auf den Commentar zu Jeremias verwiesen. In einigen Fällen wird die Leseart der LXX dem masorethischen Texte vorgezogen; so S. 59 zu 4, 18; S. 77 zu 6, 5 („mein Gericht"); S. 123 zu 9, 13 (theilweise); S. 163 zu 12, 1 („nun erkennt sie Gott und heiliges Volk wird es genannt"); S. 194. 195 zu 14, 3. Als interpolirt wird nur 8, 14 erklärt. Denn „bei der Eigenart hoseanischer Darstellung waren Einschaltungen kaum möglich. Auch ist das Buch so schwer verständlich, daß es sich in späterer Zeit nicht gut zur Vorlesung und Erklärung in den Synagogen eignete, wodurch die meisten Interpolationen entstanden. Vielleicht hat zu spärlicherem Gebrauche auch der Umstand mitgewirkt, daß es aus dem nördlichen Reiche stammte und so für Juden weniger belehrend war" (S. XXVIII). Außerdem wird das schwierige principium 1, 2 als Zuschrift des Verfassers (Sammlers) des Zwölfprophetenbuches erklärt, dem vielleicht auch 1, 1 angehöre. Über die von Andern beanstandete Stelle 7, 4—7. 10 legt uns der Verfasser nur die dagegen und dafür sprechenden Gründe vor (S. 97); ein sicheres Urtheil wird nicht abgegeben.

In der Erklärung verdient außer dem oben Bemerkten noch besonderes Lob die Sorgfalt, mit der Parallelstellen notirt sind, und der beständige Hinweis auf den gemeinsamen prophetischen Gedankenkreis. Dadurch tritt die

einzelne prophetische Rede oder Äußerung in den lebendigen Zusammenhang mit den Ideen und Anschauungen der geistesverwandten Männer und gewinnt an Klarheit und Kraft. Oft genug wird ein von Hoseas nur angedeuteter Gedanke von Jeremias oder Ezechiel weiter ausgeführt; dadurch ist nicht nur das Verständniß erleichtert, sondern es wächst auch, besonders bei messianischen Stellen, die Beweiskraft; denn schließlich ist die ganze und überwältigende Macht der messianischen Beweisstellen eben nur aus dem innern und unablöslichen Zusammenhange zu erheben, in dem die ganze Jahrhunderte umfassende messianische Prophetie sich darstellt.

Zu diesen größeren Gesichtspunkten gesellt sich im Commentar die Detailarbeit, die es nicht verschmäht, mit Genauigkeit auch unbedeutende Verschiedenheiten der Lesearten nach den von de Rossi rc. verglichenen Codices zu vermerken. Manche in Geschichte, Archäologie und Geographie (vgl. z. B. S. 54 Gilgal) einschlagende Ausführung wird man mit Interesse lesen. In der Literatur der Erklärungen sind außer den bekannten Commentaren auch rabbinische, z. B. von Raschi, Kimchi, Abarbanel, berücksichtigt. Was die Citationsweise angeht, so werden andere Erklärer überwiegend nur bei den vom Herrn Verfasser bekämpften oder verworfenen Auffassungen angeführt; die gebilligte und befolgte Erklärung steht meistens ohne alle Angabe, wer sie außer dem Herrn Verfasser noch vertrete. Eine Folge dieser etwas sonderbaren Methode ist z. B., daß man, obgleich es S. XXVIII vom betreffenden Commentar des Cornelius a Lapide heißt, diese Arbeit sei besonders gut, dennoch ihn fast nur bei den bekämpften und getadelten Ansichten angeführt findet. Und dabei ist mehrmals das Citat auch insofern unrichtig oder irreführend, als Ansichten, die a Lapide bloß aus Andern anführt, ja selbst solche, die er verwirft, ihm zugeschrieben werden, und er, falls er mehrere Auslegungen und auch die richtige bietet, doch öfters nur für die unrichtige citirt wird. So heißt es z. B. S. 16 zu 1, 10: „Unrichtig beschränkt a Lapide den Sinn auf die Erlösung durch Cyrus.“ Allein bei a Lapide steht in der That Folgendes: „Quaeres, quando et per quem impleta sit haec prophetia?“ Er führt nun zuerst Hugo's Ansicht an, das sei unter Ezechias geschehen, und widerlegt sie; sodann eine zweite, von Rufinus, Theodoret und Hugo vertretene, die Erfüllung sei unter Cyrus eingetreten; auch die fertigt er ab; und dann fährt er fort: „Dico ergo prophetiam hanc impleri coeptam esse a Christo ... dico secundo sub Israëlitis intelligi quoque gentiles conversos ad Christum, in iisque perfecte impleri hanc prophetiam.“ Ähnlich schreibt Dr. Scholz zu 10, 12 (S. 141): „Zu enge erklären S. Hier., a Lap. u. A.: Tempus requirendi Dominum est, cum venerit Christus ...“ Aber a Lapide führt diese Erklärung als die von Hieronymus, Haimo und Hugo gegebene an, erwähnt einer andern, von Lyranus aufgestellten, und fährt dann fort: „Tertio, pro cum venerit ex Hebr. Septuag. Vatabl. et alii vertunt donec veniat, q. d. Nunc est tempus quaerendi Dominum vosque praeparandi ad adventum Messiae ...“ Das ist aber wesentlich dieselbe Erklärung, die Dr. Scholz billigt: „Der terminus a quo ist die Zeit der Rede selbst ...“ Oder, S. 188 lesen wir

zu 13, 14: „Verfehlt wird der Satz auf v. 11 bezogen: Absconditur i. e. non venit in conspectum meum poenitudo, h. e. non mutabo sententiam meam de Israëlis excidio . . . sed sine ulla commiseratione certo et obfirmate eum disperdam (a Lap.).“ Die Citationsweise ist derart, daß man glauben sollte, diese verfehlte Erklärung werde von a Lapide gebilligt. Allein a Lapide führt sie bloß aus Andern an und widerlegt sie sogleich, indem er gerade da, wo Dr. Scholz abbricht, fortfährt: „Verum quomodo haec cohaerent cum consolatione summa quae praecessit?“ Ebenso wäre zu S. 189 (13, 15) zu bemerken, daß a Lapide bei der von Dr. Scholz getadelten Erklärung nicht den hebräischen Text meint, sondern das dividet der Vulgata. Den hebräischen Text erklärt a Lapide ganz richtig fructificabit Ephraim und vergißt auch nicht, die Anspielung auf den Namen Ephraim anzumerken. Dergleichen wäre noch öfters zu erinnern, z. B. zu S. 105, 117, 135, 169.

Eine wahre crux interpretum ist 5, 2, weßwegen die Erklärung des Herrn Verfassers hier angeführt werden möge; er übersetzt: „Und es (Israel) zu verderben, legen sie tief (verborgen) Schlagbauer.“ Zu dem Zusammenhange paßt diese Übersetzung allerdings, da v. 1 den Häuptern des Volkes vorgeworfen wird, daß sie Schlingen und Netze d. h. verschiedene Mittel zur Verführung des Volkes anwenden; dazu käme nun an dritter Stelle das aus Weiden oder dgl. hergestellte Flechtwerk, ein zum Vogelfang taugliches Geflecht. Eine aus dem Arabischen beigebrachte Etymologie muß diese Erklärung (S. 62) stützen; oder vielleicht ist das Wort שׂטים als dialektisch anzusehen (l. c.). Recht eingehend ist auch die Erörterung über die schwierige Stelle 7, 4—7, ebenso zu 6, 2.

* * *

Jetzt noch Einiges über das von Dr. Scholz in der Vorrede Bemerkte.

Zunächst wird (S. VI. VII Anm.) wiederholt behauptet, das Trienter Concil habe über die particulae Evangeliorum (d. h. Marc. 16, 9—20; Luc. 22, 43—44; Joh. 8, 2—11) nichts bestimmt; die von mir gegebene Darlegung (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXI S. 86) „mißkenne den Fragepunkt, sei unrichtig“. Zur Klarlegung diene Folgendes. Das von den Deputirten abgefaßte und den Concilsvätern zur Berathung vorgelegte Decret schließt mit dem Satze: „Si quis autem libros ipsos et traditiones praedictas violaverit, anathema sit“ (Theiner, Acta I p. 66[b]). Bekanntlich aber hat das von dem Concil wirklich angenommene und promulgirte Decret folgenden Schluß: „Si quis autem libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in Ecclesia catholica legi consueverunt“ etc. Woher diese Verschiedenheit? Sie allein bekundet schon, daß die Behauptung des Dr. Scholz: „das Decret gelangte in der Form, wie es vorgeschlagen war, zur Annahme“, unrichtig ist. Die Sache verhält sich so. Am 27. März wurde über das von den Deputirten vorbereitete Decret verhandelt. „Card. Gienensis dixit, se optare, ut quaedam particulae novi testamenti, quae in Luca et Joanne non solum ab adversariis nostris, sed a catholicis

controvertuntur, specialiter enumerentur“ (Theiner l. c. 71[a]). Aus der Antwort Materanus' erhellt, daß die Deputirten, dem Beispiele des Florentiner Concils folgend, jene particulas nicht aufgezählt hatten: „Neque particulas illas Lucae et Joannis explicasse, exemplo Conc. Florentini . . .“ Jedoch wird noch beigefügt, was über die bei den Deputirten herrschende Ansicht Licht verbreitet: „Cogitaverunt tamen posse aliquando de his particulare fieri decretum.“

Die Deputirten wollten also die angeregte Streitfrage (demandatum namque nobis fuit, ut libri sacri juxta Conc. ipsum Florentinum reciperentur) ganz bei Seite lassen. Nicht so die Concilsväter. Denn in Folge der am 27. März stattgehabten Verhandlungen wurden betreffs der Umarbeitung und endgiltigen Fassung des zu erlassenden Decretes den Vätern vierzehn Punkte zur Begutachtung vorgelegt. Der zweite lautet: „An quia de quibusdam particulis evangeliorum Marci cap. ult. et Lucae cap. 22. et Joannis 8. a quibusdam est dubitatum, ideo in decreto de libris evangeliorum recipiendis sit nominatim habenda mentio harum partium, et exprimendum, ut cum reliquis recipiantur, an non.“ Und n. 3: „An vero in ipso decreto numerus capitum evangeliorum sit recensendus, ut huic rei provideatur.“

Das waren also die Gesichtspunkte, die man bei der Umarbeitung und Neufassung des Decretes berücksichtigt wissen wollte. Die Antworten der Väter ergeben, daß man über die Echtheit jener particulae durchaus nicht im Unklaren war; dasselbe erhellt überdieß schon klar genug aus der Fragestellung n. 2 et 3. Die Mehrzahl stimmte nicht für eine namentliche Aufzählung. Daß man aber und wie man den Vorschlägen der mentio harum partium Rechnung trug, zeigt das Decretum reformatum, zeigt die Umarbeitung des ersten Entwurfes. Denn nach den Äußerungen des Tridentinus und Lancianensis wurde in der Congregatio generalis am 5. April das Decretum reformatum vorgelegt, in dem die Worte standen: „Evangelia prout in ecclesia leguntur“ (cf. Theiner l. c. 84). Welchen Sinn diese Fassung hat, kann nach den oben gestellten Fragen nicht zweifelhaft sein. Die Väter wollten, wie diese Änderung des Decretes besagt, der Ansicht der Deputirten, daß man diese Streitfragen für den Augenblick unberührt lassen solle, nicht beitreten. Die Berathungen haben auch hier, wie oft genug bei den conciliarischen Verhandlungen, den ursprünglichen Entwurf erweitert und modificirt. Am 5. April wurde das Decretum reformatum nochmals durchgesprochen; am Schlusse, nachdem allerlei Bemerkungen gefallen waren, äußerte sich Cardinalis de Monte: „Si placet patribus, nos et cardinales extremam manum decreto imponemus.“ Alle antworteten: placet. So erhielt denn das Decret die endgiltige Fassung, in der es am 8. April 1546 in der vierten Sessio feierlich und endgiltig angenommen wurde. Früher hieß es: „Si quis libros violaverit, anathema sit“; jetzt lautet es ganz anders: „Si quis libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in ecclesia catholica legi consueverunt“ etc. und diese Änderung wurde angebracht in Folge der nach der ersten Fas-

sung aufgeworfenen Frage de particulis. Cardinalis Tridentinus hat also ganz Recht, wenn er sagt: „Ea intentione factum esse existimo, ne de particulis illis amplius dubitari possit.“ Daß er sich hier aber „so zweifelnd“ ausdrücken sollte, ist dem existimo nicht anzusehen. Wenn ferner Dr. Scholz noch hervorhebt, daß derselbe Cardinal „in demselben Passus eine Ansicht über deuterocanonische Bücher ausspreche, die Herr Knabenbauer kaum vertreten wird“, so gehört das nicht zur Sache. Der Cardinal hatte das Recht und die Pflicht, bei Berathung des Decretes seine Meinung zu sagen und das eben zur Besprechung vorliegende Decret nach allen Seiten hin zu kritisiren. Denn die conciliarische Entscheidung fand erst in der Sitzung vom 8. April statt. Also konnte der Cardinal am 5. April seinen Bedenken noch Ausdruck verleihen, ohne daß deßwegen gefolgert werden kann, das Tridentinum habe jene Bücher für minoris auctoritatis erklärt, oder der Cardinal habe auch nach der feierlichen Sitzung und Promulgirung des Decretes an seiner Sondermeinung festgehalten. Beispiele ähnlicher Art aus der Geschichte des Decretes de infallibilitate liegen nahe genug.

Betreffs der übrigen von Dr. Scholz in der Vorrede berührten Punkte kann ich mich kürzer fassen. Ich habe in dieser Zeitschrift (Bd. XIX, S. 116—118) von der nicht 26 Seiten fassenden Rectoratsrede des Dr. Scholz den Inhalt der Einleitung und die zwei Fragen angegeben, die daselbst beantwortet werden; sodann erlaubte ich mir einige Bemerkungen. Herr Dr. Scholz klagt nun: „Die Besprechung hat auf mich und Andere kaum den Eindruck gemacht, als ob der Leser mit dem Inhalte meines Aufsatzes wolle bekannt gemacht werden.“ Ich denke: 1) der Inhalt ist angegeben; 2) wer sich mit der Ausführung bekannt machen will, muß eben zu der Rede selbst greifen; 3) seit wann soll eine Recension oder Anzeige das angezeigte Buch selbst ersetzen? 4) fast zwei Seiten Recension genügt, um auf eine Rede von nicht ganz 26 Seiten aufmerksam zu machen. — Unerklärlich ist mir, wie Herr Dr. Scholz aus meiner Recension des Jeremias-Commentars von Dr. Schneedorfer herauslesen kann, daß ich die in der früheren Recension ausgesprochenen Grundsätze geändert hätte. — Es will mir scheinen, daß Herr Dr. Scholz in seinem Jeremias-Commentar gar manche Ausmerzung von Stellen würde unterlassen müssen, wenn er die im Commentar zu Hoseas S. 119 und 97 bekundete Mäßigung auch für Jeremias gelten lassen wollte. „Eine systematisch durchgeführte Textkritik“ ist allerdings ein feierliches Wort; allein man darf doch an dieser systematischen Durchführung schon aus der einen Wahrnehmung zweifeln, daß derselbe Kritiker im selben Buche binnen kurzer Zeit bedeutende kritische Änderungen vornimmt. Beispiele findet der Leser aus Dr. Scholz' Jeremias-Commentar in dieser Zeitschrift Bd. XX, S. 79. — Wenn Herr Dr. Scholz auch fernerhin „für weitere Kreise, als die sind, welche die betreffenden periodischen Blätter lesen“, eine Kritik von Kritiken liefern will, so stelle ich meinerseits an ihn die ergebenste Bitte, daß er die ganze Kritik berücksichtigen und den „weiteren Kreisen“ nicht ein so einseitiges und damit allein schon unrichtiges Bild vermitteln möge.

J. Knabenbauer S. J.

Die Hölle. Im Anschluß an die Scholastik dargestellt von Lic. **Joseph Bautz**, Privatdocent an der Akademie zu Münster. Mit Genehmigung des bischöfl. Ordinariates zu Mainz. 8°. VIII u. 210 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 2.70

Wir müßten uns eigentlich mit dem Verfasser zuvor noch über die Entgegnung auseinandersetzen, welche er unserer Kritik seines früheren Buches im Mainzer „Katholik" (Jahrgang 1882. S. 101 ff.) angedeihen ließ. Wir freuen uns indessen, dieser Mühe überhoben zu sein. Herr Lic. Bautz schreibt uns nämlich, daß er es uns selbstredend überlassen müsse, über die Tragweite der von ihm, bezw. den Thomisten beigebrachten innern Gründe gegen die Möglichkeit einer geschaffenen Species in der visio beata ein abweichendes Urtheil zu haben, und daß er seinerseits nach wie vor eine solche Species für unmöglich halte. Er fügt jedoch hinzu, daß er auf Grund einer wiederholten, sorgfältigen Prüfung der Sachlage jetzt unsere Kritik seines Buches — von einigen Wendungen vielleicht abgesehen, die aber zur Sache unerheblich seien — für zutreffend halte, in Folge dessen er seine Einwendungen im Mainzer „Katholik" in demselben Umfange für hinfällig erkläre. Zugleich ermächtigt er uns zur Veröffentlichung dieser Mittheilung.

In der vorliegenden Monographie über die Hölle bekundet sich dieselbe Werthschätzung der Scholastik, wie wir sie bereits in den früheren Schriften desselben Verfassers über den Auferstehungsleib und über den Himmel zu unserer Freude wahrgenommen haben. Überall sind es die Leuchten der alten theologischen Wissenschaft, vorab der hl. Thomas und Suarez, denen der hochwürdige Herr Verfasser zu folgen sich getreulich bemüht. Mit ihnen dringt er ein in die Tiefen der christlichen Weisheit, um die kostbaren Schätze zu heben, welche *sie* theils geschaffen, theils gesammelt haben. So finden wir in dem vorliegenden Werkchen eine ziemlich vollständige, wenn auch hie und da etwas gedrängte Darstellung dessen, was die katholische Vorzeit über die Hölle und ihre Strafen gelehrt hat. Wir dürfen hinzufügen: wenigstens in den meisten Hauptpunkten zeugt die Darlegung nicht nur von einer verständnißvollen Durchdringung des Stoffes, sondern sie ist auch durchweg eine so klare und faßliche, daß der Wunsch des Verfassers, die Schrift möge nicht bloß den Theologen, sondern auch gebildeten Laien von Nutzen sein, gewiß in Erfüllung gehen wird.

Herr Lic. Bautz gliedert seine Schrift in zwei Theile, indem er im ersten über Dasein, Ort und Dauer der Hölle, im zweiten über die substantiellen und accidentellen Strafen derselben handelt.

Die Dauer der Hölle gehört freilich zu den Strafen, oder genauer geredet ist sie eine Proprietät derselben; allein wir möchten es nicht tadeln, daß die Ewigkeit der Höllenstrafen bereits im ersten Theile behandelt wird, da sie, wie der Verfasser bemerkt, im Vordergrunde mehr an ihrer Stelle zu sein scheint und da sie auch mit Recht zu den allgemeinen Bestimmungen über die Hölle gerechnet werden kann. Es sei uns erlaubt, gleich hier ein paar Bemerkungen über den Gegenstand selbst anzuknüpfen. S. 48 kommt

der Verfasser auf die bekannten Stellen einiger Väter zu sprechen, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen zu läugnen scheinen. In einer Monographie über die Hölle hätte man, so will uns bedünken, eine etwas eingehendere Erörterung dieser Schwierigkeit erwartet. Sodann sind wir der Ansicht, der speculative Beweis für' die Ewigkeit der Höllenstrafen (S. 51 ff.) würde an Kraft und Übersichtlichkeit gewonnen haben, wären folgende zwei Fragen genau unterschieden worden: Kann Gott die schwere Sünde mit einer ewigen Hölle strafen? Muß er eine solche Strafe über die Sünde verhängen? Demgemäß würde zunächst gezeigt werden, warum es der Gerechtigkeit Gottes nicht widerstreite, jede Todsünde mit einer ewigen Hölle zu bestrafen. Darauf wäre der Nachweis zu liefern, warum es der göttlichen Gerechtigkeit, Heiligkeit, Weisheit und Vorsehung angemessen, bezw. vermöge dieser Eigenschaften nothwendig sei, daß Gott thatsächlich diese Strafe verhänge. Wir glauben auch, der hochw. Herr Verfasser würde in diesem Falle bei der Auswahl der Argumente vielleicht etwas vorsichtiger zu Werke gegangen und auch in die Frage, ob die Bosheit der Todsünde simpliciter oder secundum quid unendlich sei, wohl noch tiefer eingedrungen sein.

Betreffs der Natur des Höllenfeuers nimmt Herr Lic. Bautz entschieden Stellung für die Wahrheit eines wirklichen, eigentlichen Feuers (S. 99 ff.). Und gleich zu Anfang dieser Untersuchung bemerkt er mit vollem Recht: „Daß das Höllenfeuer ein eigentliches Feuer sei, von unserem empirischen Feuer nicht wesentlich verschieden, ist allgemeine Lehre der Väter und der katholischen Theologen." Nur aus der Unkenntniß der betreffenden Tradition läßt es sich erklären, daß deutsche Theologen dieses Jahrhunderts das Feuer der Hölle entweder rundweg metaphorisch erklärten, wie Möhler (Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und den Protestanten. Zweite Ausgabe. Mainz 1835. S. 318), oder diese Frage nicht zu entscheiden wagten, wie Klee (Katholische Dogmatik. Dritter Band. Zweite Auflage. Mainz 1841. S. 463).

Im Anschlusse an den hl. Thomas wird die äußerst schwierige Frage, wie das Höllenfeuer auf den reinen Geist peinigend einwirke, mit Schärfe und Umsicht erörtert. In der That empfiehlt sich die Lehre des hl. Thomas von der Fesselung durch das Feuer recht sehr, zumal wenn die Fesselung nicht zu local gefaßt, sondern der sogen. alligatio facultatum die ihr gebührende Stellung eingeräumt, andererseits aber die Ausschließlichkeit dieser Erklärungsweise nicht zu sehr betont wird.

Die Thätigkeit der bösen Geister auf Erden, Versuchungen, Besessenheit u. s. w. (S. 134 ff.) dürfte streng genommen nicht zur Lehre über die Hölle gehören.

Zur Berücksichtigung für eine zweite Auflage heben wir noch folgende Versehen oder Ungenauigkeiten aus. Das S. 9 über die habituelle Sünde Gesagte erscheint mißverständlich; nicht ein entgegengesetzter Act, nicht Reue und Buße an sich hebt die Sünde auf, sondern nur vollständige Genugthuung oder einfaches Verzeihen von Seite Gottes oder eine theilweise Genugthuung zugleich mit einer Verzeihung von Seite Gottes. — Wenn die Strafe vom hl. Thomas als „contraria voluntati" be-

zeichnet wird (vgl. S. 11 u. 12), so ist unter voluntas, wie die Würzburger Theologen (De peccatis, cap. 2. art. 2) richtig erklären, die inclinatio voluntatis elicitae vel naturalis zu verstehen, nicht aber schlechthin die erstere. — Daß die S. 84 angezogene kirchliche Definition auch den ihr dort beigelegten Sinn habe, scheint uns mehr als zweifelhaft. — S. 90 u. 98 sollte es „Synode von Pistoja" heißen. — Der Begriff „Väter" ist jedenfalls S. 183 zu weit gefaßt.

Aug. Langhorst S. J.

Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel. Nach den Original-Aufzeichnungen in ihren Tagebüchern vorgelegt von **Ferd. Bartscher,** Domcapitular und Regens des Priesterseminars zu Paderborn. Kl. 8⁰. XII u. 432 S. Paderborn, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 3.60.

In dem Vorwort des vorliegenden, äußerst fein ausgestatteten Büchleins sagt der hochw. Herr Herausgeber: „Ich hatte im Anfange des Jahres 1877 bereits einige Auszüge (aus den ihm von der verstorbenen Dichterin zu diesem Zwecke hinterlassenen Tagebüchern derselben) gemacht. Ich hatte Solches ausgewählt, welches mehr Luisens Kenntniß religiöser Gegenstände und ihre Lebensanschauungen als ihr inneres Seelenleben kundgab und darum für die Veröffentlichung mir geeignet schien. Da wurden unerwartet von anderer Hand Mittheilungen aus den Tagebüchern gemacht, welche das innerste Seelenleben Luisens vor aller Welt offenlegten. Dieser Hand hatte die Verewigte im Leben viel anvertraut, sogar ihre Tagebücher auf längere Zeit zur Einsicht übergeben. Von derselben Hand wurden diese aber, ob mit oder ohne Erlaubniß, weiß ich nicht, von Wort zu Wort copirt, und aus diesen Copien, ohne den letzten Willen der Verstorbenen in Betreff ihres schriftlichen Nachlasses abzuwarten, sind die gedachten Mittheilungen gemacht worden. Dieselben sind aber so gewählt, in solche Verbindung gebracht und solcher Art gedeutet, daß altkatholische Tendenzen sich sofort verrathen und zugleich ein ungünstiges Licht auf den Charakter Luisens fällt" (S. IV). Wer den Reinkens'schen Roman über Luise Hensel und ihre Lieder kennt, weiß, worin diese altkatholischen Tendenzen bestehen, und wie sie schließlich darauf hinausgehen, die Dichterin hätte besser gethan, wenn sie protestantisch geblieben und die eheliche Verbindung mit „einem edlen Jünglinge" eingegangen wäre, statt dieser wegen der „katholischen Grille" zu entsagen. War Herr Reinkens wirklich so vertraut mit den Schicksalen der Dichterin, so muß er auch gewußt haben, daß „der ehelichen Verbindung mit dem edlen Jüngling" ein ganz anderer Grund als eine Grille entgegenstand und dieser Grund auch dann noch fortbestanden hätte, wenn das Fräulein selbst protestantisch geblieben und sogar jüdisch geworden wäre, ja daß aus diesem Grunde „der edle Jüngling" (welcher, nebenbei gesagt, Brentano nicht war) niemals in diese Verbindung gewilligt haben würde, eben weil er wirklich edel war und als solcher sich auch bis zu seinem Tode, selbst zu Zeiten des Altkatholicismus und gerade diesem gegenüber, bewährt hat. Doch dieß nur im Vorübergehen, da wir

durch weitere Mittheilung nicht in jenes von Herrn Reinkens beliebte Fahrwasser der öffentlichen Bloßstellung ganz innerer Zustände und persönlicher Geheimnisse einlenken möchten. Gedruckte und ungedruckte Briefe der Dichterin beweisen, wie gerade sie einen wahren Abscheu vor derlei Bloßstellungen hatte, und in mündlichen Äußerungen trat sogar ausdrücklich eine gewisse Besorgniß speciell wegen der Discretion des Herrn Reinkens zu Tage. Der unzarte Gebrauch eines dem früheren Seelenführer — wenn auch nicht gerade als solchem — geschenkten Vertrauens blieb denn auch bei der Idiosynkrasie des Altkatholicismus, alles Edle auf seine Seite zu ziehen oder wenigstens als dahin neigend darzulegen, nicht aus, und ein wahres Zerrbild einer edel und aufrichtig in der Wahrheit und Demuth nach dem Höchsten ringenden Seele war die Folge davon. Aber nicht Luise Hensel allein bezahlte die Kosten dieses altkatholischen Tendenz-Romans, in der Dichterin wollte der Schriftsteller und Parteimann in erster Linie die Kirche, ihre Sacramente und ihre Lehre von der Jungfräulichkeit treffen und verunglimpfen. Dem gegenüber kann man es einem frommen, seeleneifrigen Priester nicht verübeln, wenn er sich — gewiß nach ernstem Widerstreben — dazu entschloß, zur Vertheidigung seiner Kirche und einer ungerecht behandelten Verstorbenen ein radicales, nur ihm zu Gebote stehendes Mittel anzuwenden. Da Herr Reinkens seine Darstellung durch losgerissene Stellen aus den Tagebüchern zu belegen gesucht, so wollte Herr Regens Bartscher diese ganze Darstellung über den Haufen werfen und in ihrer vollen Haltlosigkeit zeigen, indem er das vollständige Tagebuch zum Abdruck bringt. Wir gestehen aufrichtig, nur das Vorgehen des Herrn Reinkens konnte diesen Abdruck rechtfertigen, und auch heute können wir ihn nur als ein nothwendiges Übel mehr bedauern als freudig willkommen heißen. Den hochw. Herrn Herausgeber trifft selbstredend keine Schuld; er hat sich um den Ruf der verewigten Dichterin sowohl als um die Sache der Moral nur verdient gemacht; auch war er, wie wir ausdrücklich hervorheben möchten, von der Verstorbenen befugt, „Alles, was zur Ehre Gottes dienen und anderen Seelen zu Nutz und Frommen sein möchte, ganz nach seinem Ermessen zu benutzen, auch zu veröffentlichen". Auch theilt der Herr Herausgeber vollständig unseren gerechten Abscheu vor Veröffentlichung solcher Aufzeichnungen, „weil so rein innere Vorgänge zwischen Gott und der Seele nicht auf den Weltmarkt gehören, wo sie wegen des fleischlichen Sinnes der Weltkinder nicht begriffen und darum mit Hohn und Spott behandelt werden" (S. XI). Gerade um des ausdrücklich an dieser Stelle angeführten Grundes bedauern wir die Nothwendigkeit der Veröffentlichung, resp. der Widerlegung. Es gibt Dinge, die sich eben wegen ihrer Zartheit gegen gewisse Angriffe nur mit wahrer Gefahr vertheidigen lassen. Man ziehe einmal ganz gang und gäbe in der Schrift und den Vätern gebräuchliche Ausdrücke der Mystik in die niederen Regionen der Natur und des Fleisches — und es wird fast zur Unmöglichkeit, dem Gegner auf ein so schlüpfriges Gebiet zu folgen. Das Letztere aber war die Nothlage des Herrn Bartscher. Er hat seine Aufgabe richtig erfaßt und mit aller Ent-

schiedenheit gelöst. Es wird wohl bloß persönliche Meinung des Referenten sein, wenn er glaubt, bisweilen hätte der Herr Herausgeber unbeschadet der Sache einzelne allzu krasse Äußerungen seines Gegners in Hinsicht auf das katholische Publikum ignoriren sollen. Auf Auslassungen wie die S. 91 mitgetheilten antwortet man am besten durch ein keusches Stillschweigen. So viel zur Rechtfertigung des Herausgebers und Wahrung unseres eigenen Standpunktes. Nun kurz zum Büchlein selbst.

Nach einer biographisch-orientirenden Einleitung (S. 1—14) beginnen die Aufzeichnungen mit dem 1. Januar 1818. Die Dichterin steht auf dem Punkte, in die katholische Kirche überzutreten. Ihre letzten Bedenken, vielerlei innere Seelenkämpfe und endlich der entscheidende Schritt mit seinen Rückwirkungen auf das Herz geben diesem ersten Abschnitte ein interessantes, bewegtes Gepräge. Einzelne biographische Specialnotizen würden vielleicht zum vollen Verständniß nützlich gewesen sein. Ein Vergleich mit der correspondirenden Epoche aus Clemens Brentano's Lebenszeit ist zu rathen, besonders zu: „Am 30. December 1818, eigentlich an Clemens?" Der zweite Abschnitt umfaßt die Aufzeichnungen aus der Zeit der Übersiedlung nach Münster und Düsseldorf und zeigt uns die Neubekehrte unter der sehr vernünftigen Leitung des P. Wüsten, welcher ihr endlich nach reifer Prüfung erlaubte, am 6. Mai 1820 das Gelübbe der Jungfräulichkeit abzulegen. In dem dritten Abschnitt concentrirt sich die Andacht Luisens immer mehr auf das eigentliche Geheimniß der Liebe, die heilige Eucharistie. Eine Folge dieser Andacht war auch das sorgfältig ausgearbeitete Project einer frommen Genossenschaft, die sich nicht nur durch ewige Anbetung, sondern auch durch ihre Arbeit stets nur mit dem allerheiligsten Sacramente beschäftigen sollte. Den vierten Abschnitt überschreibt der Herausgeber mit Recht: „Schritte zur uneigennützigen Liebe — zur heroischen Tugend." Seine Aufzeichnungen reichen bis 1828. Aus den nun folgenden Zeiten bis 1843 sind nur verhältnißmäßig wenige Aufzeichnungen erhalten. Das ist natürlich, die innere Läuterung ist glücklich überstanden, wenigstens in die ruhigen Bahnen des gewöhnlichen Lebens gelenkt. Über den Rest der Lebenstage gibt der Herausgeber kurze biographische Notizen und fügt als Anhang I einen überaus interessanten Bericht der pflegenden Schwester über die letzten Tage und den Tod der Dichterin bei. Ein zweiter Anhang enthält den oben berührten Entwurf der religiösen Genossenschaft der „Eucharistinnen".

Es ist wahr, viele Seiten dieser so intimen Aufzeichnungen würden im gewöhnlichen Lauf der Dinge vom Herausgeber unterdrückt worden sein. Jetzt sind sie auf die Dauer auch etwas lähmend für das Interesse, weil der Leser eben nicht dasselbe dabei denken und empfinden kann, was die Schreiberin im Moment der Aufzeichnung empfand. Indessen finden sich der wahren, allgemein giltigen Perlen christlicher Erbauung und poetischer Betrachtungen so viele in diesem Büchlein, daß man das Minderwerthige gern in den Kauf nimmt. Was man so „geistreich" zu nennen gewohnt ist, findet sich bei Luise Hensel auch in diesen Tagebüchern nicht, die Verfasserin hatte einen wahren Abscheu vor der Geistreichigkeit der Frauen. Dafür begegnet man

um so mehr aufrichtigem Streben, wahr zu sein auch gegen sich selbst, was nach gewissen Autoren für eine Frau das Allerschwerste sein soll. Mit aufrichtiger Demuth verzeichnet sie auch die härtesten Vorwürfe ihres Beichtvaters. — Den Aufzeichnungen sind viele der bekannten Lieder Luise Hensels eingestreut, andere finden sich hier zum ersten Male gedruckt, alle aber empfangen von den Aufzeichnungen, deren Theil sie sind, das richtige Licht und Verständniß.

Der Charakter der Dichterin wird durch diese Veröffentlichung an Ansehen und Werthschätzung bei allen Wohlgesinnten nur gewinnen. In Herrn Bartscher hat sich die Verewigte nicht getäuscht.

W. Kreiten S. J.

Die Stadt Cleve. Beiträge zur Geschichte derselben, meist aus archivalischen Quellen. Von Dr. **Robert Scholten,** Religionslehrer. In acht Lieferungen. 608 Seiten Text, CXX Seiten Urkunden und acht Tafeln. Cleve 1879—1881. Preis: *M.* 10.

Es liegt auf der Hand, daß archivalische Studien zur Geschichte einer Stadt viele Ergebnisse liefern, welche nur für die Localgeschichte Interesse bieten und nur den Einheimischen verständlich sind. Nichtsdestoweniger werden sie, je nachdem sie mehr oder weniger werthvolle Bausteine für die allgemeine Geschichte des Landes und seiner Cultur beibringen, auch für weitere Kreise bedeutungsvoll und bemerkenswerth. Scholtens Buch enthält viele solcher Bausteine.

Interessant ist der Nachweis, daß die bekannte Sage von Lohengrin, den ein Schwan nach Antwerpen bringt und der dort die Erbin von Flandern heirathet, unter der Bedingung, daß sie nie nach seinem Namen frage, in etwas anderer Fassung bei den Chronisten von Cleve vorkommt und daß sich hier aus dem Märchen ein historischer Kern herausschälen läßt. Es scheint nämlich nur die poetische Umdichtung der historischen Thatsache zu sein, wonach Kaiser Heinrich II. († 1024) den Rütger von Flandern an den Rhein zog, und ihn zum Grafen des Cleverlandes machte, um die Streitigkeiten über den Besitz der Grafschaft glücklich zu enden.

Wahrscheinlich war Rütger es, der Cleve gründete und zwar dicht am Rhein. Manche urkundliche Nachrichten zeigen nämlich, daß der Rhein ehemals dicht an Xanten vorbei über Calcar nach Cleve kam, sich aber immer weiter von dieser Stadt entfernte, die Alles that, um mit der Lebensader des deutschen Handels in Verbindung zu bleiben. Damals waren seine Ufer auch noch bei Cleve mit reichen Weinbergen besetzt, die sich heute bis oberhalb Köln zurückgezogen haben.

Das meiste Interesse beanspruchen ohne Zweifel die genauen Nachrichten über die Politik, welche Brandenburg befolgte, um die Protestanten in Cleve zu schützen und ihnen immer größeres Übergewicht über die Katholiken zu verschaffen. Die statistische Tabelle, die Scholten S. 505 mittheilt, aus der hier ein Auszug folgt, gibt die Grundlage zur Beurtheilung dieser Politik. Es sind demnach für Cleve zu notiren:

	Katholiken.		Reformirte.		Lutheraner.		Mennoniten.	
	Taufen	Communicanten	Taufen	Communicanten	Taufen	Communicanten	Taufen	Communicanten
1666	114	—	40	—	22	—	—	—
1684	119	--	49	—	17	—	7	—
1721	126	—	33	—	18	—	—	—
1740	94	—	35	—	24	—	1	—
1750	117	—	30	—	28	—	3	—
1760	128	—	34	—	30	—	3	—
1767	131	2400	36	330	36	552	4	39
1775	94	2500	40	420	31	496	2	26
1783	109	2445	34	550	26	514	—	18

Da die Ziffern zeigen, daß die Zahl der Katholiken jene aller protestantischen Confessionen zusammen mehr als um das Doppelte überstieg, mußte zum wenigsten paritätische Behandlung gefordert werden. Aber was geschah? Im Jahre 1711 hatten die Reformirten neun Schulen, die Lutherischen zwei, die Katholiken nur zwölf, d. h. nicht doppelt oder dreimal so viel, als die andern Religionsgesellschaften, sondern nur eine mehr, als sie. Trotzdem wühlten die reformirten Schulmeister ohne Unterlaß und klagten: „daß in dieser Stadt, obschon jede der drei tolerirten Religionen nur eine sichere Anzahl Schulen halten dürften und zwar die Römisch-Katholischen nur Eine, diese durch die Stadt und unter der Hand" so viele hätten, daß „die Schulen der Evangelischen sehr benachtheiligt würden". Ein Decret von Berlin 1711 befahl, fast alle Schulen der Katholiken zu schließen (S. 214). Noch schlimmer ging es den Katholiken im Waisenhaus. Bis 1651 war der Waisenmeister katholisch, seitdem sollte abwechselnd ein reformirter, ein lutherischer oder ein katholischer ernannt werden, aber schon 1670 mußten die Katholiken sich beschweren: „daß die Waisenkinder, zu deren Erziehung die Katholiken die ersten und meisten Mittel gegeben, zu der reformirten Religion gezwungen und darin aufgezogen und unterwiesen würden". Einige Waisenkinder erklärten notariell, „der Waisenmeister habe sie gezwungen, an Fast- und Abstinenztagen Fleisch zu essen, in die reformirte Kirche und den Katechismus zu gehen u. s. w." (S. 531 f.). Die Geistlichkeit der Katholiken wurde inzwischen durch reformirte Prediger aus ihren Wohnungen verdrängt und durch Steuern ruinirt, so daß die sämmtlichen Collegia des Fürstenthums Cleve 1628 einen geharnischten Protest erließen, weil „ein Canonicus, der naulich 300 schlechte Thaler von seiner Praebende etwa Einkommen haben mag, jetzo dreimahl so viel Schatthungh geben sall, als etliche der allermögensten Ritterschaft primi gradus — — das heiße den Clerus aussögen und als pisces subtractis aquis lenta morte suffociren" (S. 391). Niemand hatte mehr zu leiden, als die Kapuziner. 1629 kamen sie nach Cleve. Die kurbrandenburgische Regierung erließ am 7. und 27. Juni 1630

Ausweisebefehle. Als aber der Guardian sich auf das in den Verträgen beschworene Recht der Katholiken stützte und erklärte, nur der Gewalt weichen zu wollen, schrieb der Kurfürst an seine Regierung: „Weil Wir bei gegenwärtigen Conjuncturen es unzeitig erachten, dieses Werk ferner zu remueren und Uns dadurch mehr Difficultäten über den Hals zu ziehen, so können Wir es gnädigst geschehen lassen, daß ihr für dieses Mal damit acquiesciert und es bis zu anderer und besserer Gelegenheit hingestellt sein laßt" (S. 477).

„Die andere bessere Gelegenheit, dieses Werk zu remueren", ließ nicht zu lange auf sich warten. Am 2. März 1663 (S. 480) erhielten „diese Kapuziner", denen Graf Schwarzenberg das Zeugniß ausgestellt hatte, sie „sein sulge Leute, die Keinen nix schaden" (S. 477), Nachricht von einem kurfürstlichen Rescript, wonach sie das Land zu verlassen hätten, bis den Religionsbeschwerden der Evangelischen in Jülich und Berg abgeholfen sei. Zugleich wurden die von einem clevischen Grafen für sie fundirten Einkünfte „aus erheblichen Ursachen" gesperrt (S. 481). Da es sich herausstellte, daß die Religionsbeschwerden der Evangelischen durch die evangelischen Prediger übertrieben waren, mußte der Kurfürst die Kapuziner wieder zurückkehren lassen.

Ähnliche bureaukratische Vergewaltigung mußten sie 1678 erleiden, dann wieder 1726 (S. 483—485). Selbst der Hohn gegen die Katholiken fehlte nicht. Im Mai 1666 insinuirte nämlich der kurbrandenburgische Oberjägermeister dem Capitel von Cleve, „daß von nun an alle Stifter und Klöster die Jagdhunde der hohen Herrschaft zu ernähren hätten" (S. 526). Der Protest des Capitels bezeichnet dieß Verlangen „als ein unerhörtes", und in der That muß man ziemlich weit in der Kirchengeschichte zurückgehen, ehe man ein Analogon findet. Ohne Zweifel wären die Bedrückungen der katholischen Kirche noch zahlreicher gewesen, wenn nicht die Furcht, das reiche aber fern abliegende Ländchen zu verlieren, und die dadurch bedingte Sorge, sich die Herzen der katholischen Bewohner allzusehr zu entfremden, den preußischen Eifer für den Protestantismus etwas gemäßigt hätte. Wir würden die Grenzen einer Recension überschreiten, wenn wir die reichen Beiträge zur Geschichte der Kunst und Cultur am Niederrhein, sowie zur Genealogie der dortigen Familien auch nur andeuten wollten, und müssen uns hier begnügen, alle Diejenigen, welche sich dafür interessiren, auf das gründlich gearbeitete Buch, das sich durch gefällige Darstellung und schöne Ausstattung auszeichnet, zu verweisen.

Stephan Beissel S. J.

Dichtungen von Franziska von Hoffnaaß. 8⁰. 278 S. München, Ernst Stahl, 1882. Preis: *M.* 3.

Franziska von Hoffnaaß hat ein scharf begrenztes, wenn man will, nicht großartig allseitiges, aber ein eigenartiges und durchaus zu beachtendes Talent. Sie versteht es, allerliebst zu erzählen und zu betrachten. Beginnen wir mit dem Letzteren. Die Dichterin selbst faßt die erste Abtheilung ihrer Gedichte unter dem Titel: „Mystik der Natur" zusammen und drückt durch diese Be-

zeichnung recht treffend die ganze Eigenart nicht bloß dieses ersten, sondern auch der vier folgenden Abschnitte: „In der Gemälde-Ausstellung", „Wildbad", „Starnberg", „Kreuth" aus. Allen ist nämlich die Tendenz gemeinsam, nach einer kurzen, bald malerischen, bald erzählenden, bald lyrischen Darstellung des Gegenstandes, sei es nun einer Landschaft, eines Bildes, einer Begegnung &c., in einer kurzen Schlußstrophe die moralische Idee vorzutragen, welche sich aus dem jedesmaligen Vorwurf wie von selbst hervordrängt. Ein Beispiel erläutere die Methode:

Gestörte Andacht.

Wir kamen, gottgeweihtes Wort zu hören,
An heil'gen Ort; doch Hammerschläge dröhnten
Vom Nebenbau herein und übertönten
Den frommen Klang mit rücksichtslosem Stören.

Schon will mein Herz erregt sich drob empören;
Da sprach die Innenstimme: „Also höhnten
Die Feinde ‚Ihn' im Haß, dem unversöhnten,
Und schlugen ihn an's Kreuz mit wildem Schwören.

„Doch Er, das Opferlamm, wollt' stumm es tragen
Und durch Geduld uns die Erlösung bringen.
O daß doch deines Herzens wirres Schlagen

„Nie dich beim heil'gen Opfer möcht' verklagen,
Weil des zerfahr'nen Denkens irdisch Klingen
Selbst beim Altar sich will Gehör erzwingen!" (S. 40.)

Diese ihre Art, vom Creatürlichen, Körperlichen zum Ewigen, Geistigen, von der Natur zur Übernatur emporzusteigen, bezeichnet die Dichterin an einer anderen Stelle recht schön:

„Es baut der Seele Sehnsucht kühne Brücken
Aus jeglicher Naturgestalt,
Darüber sie mit innigstem Entzücken
Empor zu ihrem Ziele wallt."

Man muß gestehen, daß eine solche verständnißinnige Lectüre im Buche der Natur des Menschen und Christen nicht weniger als des Dichters durchaus würdig ist. Freilich ist mehr wie einmal, und zwar mit Recht, jenes poetische Recept getadelt worden, wonach der Dichter zuerst ein Naturbildlein, in seine eigene Stimmung tauchend, malte und dann in der letzten Strophe mit seinem „Ich aber" kam. Es hängt eben Alles von der Art der Ausführung ab, und Göthe's „Über allen Gipfeln" ist deßhalb nicht schlechter, weil es sich schließlich auf jenes Schema zurückführen läßt. Zudem trägt Fr. v. Hoffnaaß mit Recht Sorge, in der Ausführung ihrer feinen Miniaturen die verschiedensten Farben und Tinten anzuwenden, so daß darum keine Gefahr der Eintönigkeit zu befürchten ist. Bald ein Lied, bald eine Lehre, bald eine Erzählung; bald objectiv schildernd, bald subjectiv empfindend, haben diese kleinen Dichtungen meist das Eine gemeinsam, daß sie dem

„Seufzen der Creatur“ Ausdruck geben in dem herrlichen „Sursum corda“ des Christen. Eine andere Gefahr dieser poetischen Gattung weiß die Dichterin ebenfalls glücklich zu vermeiden — wir meinen jenes prätentiöse Hervortreten der eigenen Persönlichkeit. Gewöhnlich sind es allgemein geltende Gedanken und Empfindungen, die hier zum Ausdruck gebracht werden, und wo ein mehr individuelles Wesen sich geltend macht, tritt es uns unter der Form einer milden, klaren, herzlich frommen Religiosität entgegen, die den Leser wundersam anzieht und mit emporhebt. So unverkennbar also das Talent der Dichterin für diese Art von Gedichten ist, so müssen wir doch auch andererseits anerkennen, daß nicht alle Klippen glücklich umfahren sind. Das Lehrhafte wird leicht prosaisch, und nicht Alles in der Natur eignet sich gleicherweise zur poetischen Behandlung. Sodann nimmt sich die Verfasserin oft sehr spröde Stoffe, denen sie freilich eine ideale Seite abzugewinnen weiß, die sich aber trotzdem nicht immer gleich zum ersten Mal der poetischen Form gefügig erweisen. Daher in den meisten Gedichten noch viele mehr oder minder auffällige prosaische Schlacken, die für den feinfühlenden Leser den Genuß der Gedichte bedeutend beeinträchtigen. So kann schon in den kurzen Proben, die wir mitgetheilt, ein gewisser Prosaismus in den Wendungen, eine harte Ungelenkheit in einzelnen Ausdrücken nicht verkannt werden. Wir bedauern das sehr und möchten die Dichterin dringend ersuchen, ihren schönen, erhebenden Gedanken auch immer mehr das tadelloseste poetische Gewand zu geben. Nicht als ob im Durchschnitt die Sprache nicht glatt, die Reime nicht zum Überfluß meist puritanisch rein wären — es fehlt jenes gewisse Etwas im poetischen Rhythmus, das sich nicht definiren läßt, das aber zum guten Theil den tadellosen Reimer vom Poeten unterscheidet. Es muß auch dieser mehr reflectirenden Dichtungsart eine gewisse Melodie innewohnen, die darthut, daß sie aus dem Herzen und nicht allein aus dem Kopfe stammt. Dazu freilich kann nur angestrengte Arbeit führen, neben einem feinen Gefühl für Sprachmusik gehört dazu die Geduld des Ciseleurs. Manchen dieser Gedichte sieht man es an, daß sie in der ersten, ursprünglichen Form ihres Entstehens jetzt auch vor die Öffentlichkeit treten, daß die Dichterin sich oft mit einem Flickwort, einem gewundenen Ausdruck, einem gesuchten Reim gleich das erste Mal abgefunden hat, wenngleich ihr künstlerisches Gewissen sich dagegen empörte. Das soll der Dichter niemals. Soviel Ehrfurcht soll er vor sich und seiner Kunst haben, daß er sich keine wissentliche Unvollkommenheit verzeiht, bevor er sich nicht aufrichtig Mühe gegeben, dieselbe auszumerzen. Diese Mahnung ist heute doppelt nothwendig, falls aus dem Aufblühen unserer katholischen Dichtkunst etwas Tüchtiges werden soll. Im Vertrauen auf die Güte des Inhalts, d. h. des Stoffes, werden von katholischer Seite nicht selten Dinge zu Tage gefördert, die man dadurch am gnädigsten behandelt, daß man sie ignorirt und vergißt. Oft fehlt freilich solcher Erscheinung jeglicher Uranfang poetischen Geistes; manchmal aber auch bedauert der Kritiker, daß ein unläugbares Talent durch Mangel an strenger Arbeit und ernster Ausbildung zu Grunde geht und verdirbt. Arbeit schändet Niemanden, am wenigsten den Künstler. Man verzeihe uns diese Andeu-

tungen, welche die Münchener Dichterin nur in sehr beschränktem Maße angehen, die wir aber doch machen zu sollen glaubten, weil bei dem unverkennbaren Talent Fr. v. Hoffnaaß noch lange nicht das geleistet hat, wozu sie wirklich befähigt ist.

Diese poetische Befähigung bethätigt Fr. v. Hoffnaaß außer in den genannten Naturbildern der ersten Abschnitte hauptsächlich in den zwei größeren Erzählungen der zweiten Hälfte des Bandes. „Benedetto Marcello“ und „Jacopone da Todi“ sind zwei Schöpfungen, die man trotz ihrer Länge ohne Unterbrechung zu Ende lesen wird, um am Schlusse derselben sich ganz religiös, fromm und gehoben gestimmt zu fühlen. Beides sind, wie schon die Überschriften andeuten, Künstler-, speciell Musiker- und Dichter-Geschichten von durchaus christlich-idealer Auffassung und harmonischer Durchführung. Novellen kann man sie deßhalb nicht nennen, weil nicht ein einzelner Zug aus dem Leben der Meister in künstlerischer Verknüpfung die Einheit bildet, sondern vielmehr das ganze Leben in einzelnen markanten und charakteristischen Scenen als ebensovielen Bildern uns vorgeführt wird. In dieser Gattung wird die Dichterin noch recht Anerkennenswerthes leisten; denn abgesehen auch hier von einigen unverzeihlich prosaischen Versen, die wohl selbst ob ihrer Vereinsamung in der poetischen Mitte vor Staunen erstarrt sind, wußte Fr. v. Hoffnaaß diese Erzählungen in jenem temperirten Tone zu halten, der weder durch prätentiöse Grandezza ermüdet, noch durch allzu nachlässige Gewöhnlichkeit langweilt. Fehlt auch die künstlerische Einheit der Composition und Gruppirung, so ist dafür eine einheitliche Gemüthsstimmung, wie eine fühlbare, das Ganze belebende Seele um so deutlicher hervortretend. Wie schön klingt z. B. das erste Charakterbild des Musikers Marcello in den Worten aus:

> „Und nur der Demuth neigt sich Gottes Kraft,
> Durch die der Künstler ew'ge Werke schafft.“ (219)

Ein Gedicht ganz eigener Art ist auch „Der Wunderquell“. Nach einem einleitenden, nicht ganz zu künstlerischer Abrundung gelangten Lied „Im Juli“, zu Ehren des kostbaren Blutes unseres Erlösers, werden in 7 Bildern die Wirkungen dieses heiligen Blutes in den Seelen vorgeführt. Sind auch nicht alle diese Bilder gleichwerthig, so bekunden doch einzelne, wie z. B. das 3., 5. und 7., eine ganz kräftige Originalität und kühne Selbständigkeit. Das erste Bild, die Taufe, schien uns, trotz wiederholter Lesung, etwas unklar, sonst aber sehr originell. Auch in diesem Bildercyclus müßte die Feile sich für eine weitere Auflage bemerkbar machen. Weniger gelungen, theilweise sogar geradezu verfehlt, weil prosaisch, sind manche der kleineren Romanzen rc.; am besten gefiel uns der „Christophorus“.

Diese Besprechung könnte etwas zu ausführlich scheinen für ein Werk, dem in der jetzigen Form freilich ein allseitiger künstlerischer Vollwerth nicht zugesprochen werden kann. Die großen Vorzüge dieser Dichtungen aber sind derart, daß dem Kenner sofort klar wird, hier habe er es nicht mit einem jener weiblichen Dutzendtalente, sondern mit einem reichangelegten, eigenartigen Geiste zu thun, der ganz sicher bei künstlerischer Durchbildung der

Form in seiner Art ganz treffliche und segensreiche Werke schaffen wird. Wir freuen uns, dieß Buch doppelt empfehlen zu können, weil bei seinem inneren Werthe sein Reinertrag für den Fond der zu erbauenden St.-Elisabethen-Kirche in Eisenach bestimmt ist.

W. K.

Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhundert. Von **Charles Périn,** ehem. Professor des öffentlichen Rechtes und der Nationalökonomie an der Universität Löwen. Autorisirte Übersetzung. 8⁰. XIX u. 358 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 3.

Wer in dem vorliegenden Buche des berühmten belgischen Nationalökonomen eine eigentliche Geschichte der Volkswirthschaftslehre suchen wollte, würde sich enttäuscht finden. Eine solche zu schreiben, lag nicht in der Absicht des Verfassers. Er will vielmehr bloß einen dogmengeschichtlichen Überblick über die Entwicklung der volkswirthschaftlichen Grundlehren im verflossenen Jahrhundert geben. Dabei bleibt er aber nicht stehen. Périn liefert zugleich eine scharfe Kritik dieser Grundlehren. An der Hand der Geschichte zeigt er die innere Verkettung des sensualistischen Utilitarismus der Physiokraten mit dem Socialismus. Die dazwischen liegenden Stufen bilden nur die Glieder an einer Kette, deren äußerster Ring der Socialismus ist. Die absolute, von Gott und dem Geiste der Selbstbeherrschung emancipirte Freiheit mit ihrem allgemeinen Kampf um's Dasein wird nicht die sociale Interessenharmonie, sondern die Unterdrückung der Schwächeren, das Massenelend und den Klassenhaß zur Folge haben. Und aus diesem Chaos wird die Menschheit, welche ihr Heil nicht in Gott sucht, nur *einen* Ausweg finden: den der socialistischen Zwingherrschaft. So wird die uneingeschränkte Freiheit die Mutter der ärgsten Sklaverei.

Das ist aber nur der erste Theil des Périn'schen Werkes (S. 1—169). Er zeigt, welchen Triebfedern und Principien die heutige sociale Frage ihr Dasein verdankt. Jetzt fragt sich aber weiter, wie ist sie zu lösen? Die Beantwortung dieser Frage ist Gegenstand des zweiten Theiles (S. 170—324).

Mit Recht sieht Périn den wichtigsten Theil der socialen Frage in dem Problem der Arbeit, wobei freilich nicht bloß an die Fabrikarbeit, sondern an jede Art von Arbeit, speciell auch an die des Handwerkers, zu denken ist. Wie ist den von der Arbeit Lebenden, welche nun einmal nach dem Plane der Vorsehung immer die immense Mehrheit der Menschen ausmachen werden, ein ihrer menschlichen Würde und der Erreichung ihres ewigen Zieles angepaßtes Dasein zu verschaffen?

Die Lösung dieser Frage vermag der Liberalismus nicht zu geben. Sie wird sich nicht finden ohne Rückkehr der Gesellschaft zur katholischen Kirche und ohne Aufrechthaltung des richtigen Gleichgewichtes zwischen Autorität und Freiheit, zwischen der Alles bevormundenden Zwangsherrschaft des Socialismus und dem Gehenlassen der classischen Nationalökonomen. Aber

welches ist dieses Gleichgewicht? Périn tritt auch hier wie in seinen übrigen Schriften für die volle Freiheit der Arbeit ein. Die staatliche Regelung der Arbeit durch Einführung einer Zwangsorganisation sieht er als eine Art Rückschritt in die Barbarei an. Die Freiheit der Arbeit (freieste Concurrenz, Erwerbs- und Gewerbefreiheit, Freizügigkeit u. s. w.) will Périn als ein kostbares Gut und einen wahren Fortschritt gewahrt wissen. Der Staat soll sich darauf beschränken, die Ungerechtigkeit und die Unsittlichkeit, soweit sie in die Öffentlichkeit gelangt, zurückzudrängen. Das Übrige soll er der Freiheit überlassen. Damit will jedoch Périn nicht die Selbsthilfe der Arbeiter im Sinne von Schulze-Delitzsch befürworten. Er findet die Lösung des Arbeiterproblems für unsere Zeit in der Arbeiter-Corporation nach dem Muster der von Léon Harmel in Val-des-Bois gegründeten, oder, wo diese sich nicht durchführen läßt, in der Nachahmung der französischen katholischen Arbeiter-Cirkel (cercles d'ouvriers), welche die Arbeiter nicht bloß zu materiellen Zwecken, sondern zur gegenseitigen Wahrung und Förderung der Gesammtheit ihrer Interessen auf religiöser Grundlage vereint und so die verloren gegangene nothwendige Solidarität in der Arbeiterwelt wiederherstellt. Périn gibt die nöthigen Aufschlüsse über die genannten Organisationen und weist auf die schon erzielten erfreulichen Resultate derselben hin. Allerdings verhehlt er sich auch die großen Schwierigkeiten nicht; doch hält er sie nicht für unüberwindlich, besonders wenn die sociale Reorganisation begleitet ist von der Neubelebung des katholischen Geistes und der christlichen Charitas.

Wie alle Werke Périn's, so ist auch das vorliegende reich an trefflichen Ideen, überaus anregend geschrieben und von warmem, echt katholischem Geiste getragen. Wer den Charakter der unter den Katholiken Frankreichs und Belgiens herrschenden Bestrebungen zur Lösung der socialen Frage kennen lernen will, dem könnten wir kein besseres empfehlen.

In der Vertheidigung der Freiheit der Arbeit geht indessen Périn vielleicht etwas zu weit. So greift es sicher über die berechtigten Grenzen hinaus, wenn er jedes Bestreben, Zwangsinnungen herzustellen, nicht nur gefahrvoll und thöricht, sondern geradezu ungerecht nennt (S. 264). Périn kämpft überhaupt nur gegen Zwangsinnungen. Von den freien Innungen, wie sie in Deutschland von bedeutenden Autoritäten befürwortet werden, spricht er nie, sei es, daß er sie nicht kennt, oder daß er ihnen keine praktische Bedeutung beilegt. Dieselben scheinen seinen Principien nicht zu widersprechen, da sie die Freiheit der Arbeit bestehen lassen. Mag man übrigens hierin Périn's Standpunkt auch nicht theilen, so hat man deßwegen noch kein Recht, einem so entschiedenen und verdienten Vorkämpfer der katholischen Kirche liberale Gesinnung vorzuwerfen.

Victor Cathrein S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Analecta Bollandiana. Tom. I. Fasc. 1. Ediderunt Car. de Smedt, Gul. van Hooff et Jos. de Backer, presb. S. J. 8°. p. 168. Paris (Palmé), Bruxelles (Albanel), Genève (Trembley), 1882.

Diese Analecta haben den Zweck, Nachträge, Ergänzungen und Verbesserungen zu dem großen Werke der Bollandisten zu bringen. Dieselben erstrecken sich hauptsächlich auf die Veröffentlichung noch unedirter Martyrologien, auf Leben der Heiligen, welche den früheren Bollandisten entgangen sind, auf bessere Textausgaben, auf griechische Texte, von denen bloß lateinische Übersetzungen in den bisherigen Acta Sanctorum geliefert wurden. Neuen Publicationen griechisch verfaßter Leben wird auch die lateinische Übersetzung beigefügt. Auch neuaufgefundene Documente werden verheißen, welche schon früher edirte Lebensgeschichten der Heiligen betreffen, sowie kleinere selbständige Abhandlungen. — Der Ankündigung zufolge soll das Werk in Lieferungen von je 160 Seiten erscheinen, und vier Lieferungen bilden einen Band zum Preise von *M.* 12. Die Fascikel erscheinen zwar nicht in genau bestimmten Perioden, aber die Herausgeber hoffen, jährlich einen Band veröffentlichen zu können. Bereits liegt die erste Lieferung in schönem, gefälligem Druck auf festem Papiere vor. Dieselbe enthält neun Nummern oder Gegenstände: ein Martyrologium Fuldense, welches der Gattung der kürzeren hieronymianischen angehört; eine Vita S. Bonifacii auctore Willibaldo nach besserem, in der königl. Bibliothek von Brüssel gefundenem Text; die translatio S. Benedicti nach einem neapolitanischen Codex; drei Vitae S. Servatii; die noch unedirten griechischen Martyr-Acten S. Christophori aus der Bibliothek von Leyden, mit lateinischer Übersetzung. — Die Wichtigkeit dieser Publication für alle Freunde der Hagiologie, namentlich für die Bibliotheken und Privatbesitzer der Acta Sanctorum, ist selbstredend, und ähnliche Nachträge wurden von den Kennern dieses Werkes schon längst erhofft und gewünscht. Die Ausstattung wie die Correctheit des Druckes läßt nichts zu wünschen übrig. Nicht so unbedingt einleuchtend dagegen ist der Grund, weßhalb ein von dem Bollandistenwerk ganz verschiedenes Format gewählt und weßhalb in der Anordnung des Stoffes nicht der Plan des Hauptwerkes, d. h. die Kalenderform, die Jahrestage, befolgt wurden. Wir wünschen dem Unternehmen die Anerkennung und den Erfolg, den es in der That seiner Wichtigkeit und Brauchbarkeit nach verdient.

Geschichte des hl. Paulinus von Nola. Von Abbé F. Lagrange, General-Vikar von Orléans. Autorisirte Übersetzung. 8°. 536 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 4.80.

Der hl. Paulinus von Nola war ein wahrhaft providentieller Mann. Vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl einer der reichsten und angesehensten Römer in Gallien, dann Consul und Präfect in Rom, ein Günstling der Kaiser, ein Liebling des Volkes, ein glücklicher Gatte und Vater, ein wissenschaftlich hochgebildeter und gefeierter Dichter, bekehrte er sich erst im reifen Mannesalter zum Christenthum, verließ dann Alles, um sich ausschließlich dem Dienste Gottes zu weihen, wurde we-

nige Jahre später, gerade wie der hl. Ambrosius, auf das stürmische Verlangen des Volkes zum Priester und Bischof geweiht, und erprobte sich dann als ein Werkzeug der Vorsehung und ein Schild der Gläubigen in schweren Zeiten. Wer sich über alles dieses in der anregendsten Weise unterrichten will, den können wir auf die vorliegende vortreffliche Biographie verweisen. Eines vor Allem wird jedem aufmerksamen Leser zum Bewußtsein kommen, daß nämlich jene wilde Zeit des Umsturzes der alten heidnischen Weltordnung, welche so namenlose Trübsale und Leiden über die junge christliche Kirche brachte, doch eine Zeit hoher Blüthe für sie war, indem Gott gerade damals seiner Kirche eine Schaar der größten Heiligen und der tüchtigsten Bischöfe schenkte. — Die deutsche Übersetzung ist eine recht gute.

Leben des hl. Johannes Franziskus Regis aus der Gesellschaft Jesu. Von J. P. Toussaint, Priester der Diöcese Luxemburg. Mit Genehmigung der kirchlichen Obrigkeit. 8°. 208 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 2.

Dieses Buch gibt nicht, wie das obige, ein glänzendes und reiches historisches Bild der Zeit, sondern beschränkt sich auf den engeren Rahmen eines einzelnen Lebens, ist aber ansprechend und mit warmem Verständniß geschrieben. Da es vorzugsweise den Priester in seinen Werken und seinen Tugenden schildert, so empfiehlt es sich auch besonders für Priester und junge Theologen. — Der Bearbeitung ist die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von dem deutschen Jesuiten Reisenn geschriebene Biographie des Heiligen zu Grunde gelegt; jedoch wurden auch die neueren, in französischer Sprache verfaßten Biographien — die von Daubenton S. J. (1818) und die von Daurignac (1862) — gebührend berücksichtigt.

Leben des seligen Dieners Gottes Johannes von Alverna aus dem Minderbrüder-Orden des hl. Franziskus. Aus dem Lateinischen übersetzt von P. Quintianus Müller, Franziskaner-Ordenspriester der sächsischen Provinz vom heiligen Kreuz und Mitarbeiter im Collegium des hl. Bonaventura zu Quarachi bei Florenz. Mit Gutheißung der Ordensobern. 16°. XX u. 144 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: 60 *Pf.*

Der auf Verehrung von unvordenklicher Zeit her sich stützende Cult des seligen Johannes von Alverna hat vor Kurzem durch feierliches, von unserem Heiligen Vater Leo XIII. bestätigtes Decret förmliche kirchliche Gutheißung gefunden — das geeignetste und in gewissem Sinne nothwendige Mittel zur Weiterverbreitung der Verehrung des Seligen. Diese zu veranlassen, ist der Zweck des verzeichneten Büchleins. Es ist eine Übersetzung der Lebensbeschreibung und der Nachrichten, welche sich auch bei den Bollandisten unter dem 9. August finden. Die schlichte und anspruchslose Erzählung des alten Autors und Mitgenossen des Seligen findet in der Übersetzung getreuen Wiederhall; sie macht den wohlthuendsten Eindruck auf den Leser, der eben Erbauung in dem Büchlein sucht. Solche bietet ihm jedes Blatt der Lebensbeschreibung eines Mannes, in welchem sich die fromme Einfalt und die heldenmüthigste Entsagung und Verläugnung des hl. Franz von Assisi wie in einem würdigen Schüler und Sohne wiederfindet. Der Herausgeber hat recht daran gethan, das Werkchen nicht mit vielen Anmerkungen zu überladen. In den wenigen, welche er hinzugefügt, hat er ganz dem Charakter des Büchleins Rechnung getragen; fast ausnahmsweise sind sie auf die praktische Verwerthung des Tugendbeispieles des Seligen gerichtet, um

aus den oft unnachahmbaren Heldenthaten desselben den nachahmbaren Gehalt auch für das gewöhnliche Christenleben zu erheben.

Geist des hl. Franziskus Seraphikus. Dargestellt in Lebensbildern aus der Geschichte des Kapuziner-Ordens von P. Augustin Maria Jlg, Priester der bayer. Kapuziner-Ordensprovinz. Dritter Theil: Seraphisches Immergrün. 8⁰. 340 S. Augsburg 1882. Preis: *M.* 4.

Als wir (Bd. XX. S. 544) die ersten zwei Theile dieser schönen Sammlung erbaulicher Lebensbilder aus dem ehrw. Kapuziner-Orden den Lesern dieser Blätter empfahlen, war der hochverdiente P. Jlg bereits seiner langwierigen Krankheit erlegen, und so bringt dieser dritte Theil an seiner Spitze einen Nekrolog statt einer Vorrede. „Mit der Vollendung des zweiten Bandes, mit welchem der Verfasser sein Werk abzuschließen die Absicht hatte, schloß derselbe auch sein irdisches Leben," sagt der ungenannte Herausgeber. „Am 24. Februar 1881 hatte er die Feder niedergelegt, um sich nun zum letzten und schwersten Fluge anzustrengen, durch welchen er in die Gesellschaft desjenigen sich erschwingen sollte, dessen Geist er so lange sinnend studirt und in sich und Andern auszubilden bestrebt war. Schon am folgenden Tage, den 25. Februar, hauchte er nach mehrjährigem schmerzlichen Leiden seine Seele aus, im 36. Jahre seines physischen, im 13. seines Priester- und im 10. seines Ordensalters." Geboren war P. Jlg den 12. März 1845 zu Friedberg bei Augsburg, 1871 trat er in den Kapuziner-Orden und starb 1881 zu Altötting in der Blüthe seiner Jahre.

Die Lebensbilder dieses dritten Theiles reihen sich in jeder Hinsicht den früheren schönen Erzählungen würdig an. Nichts verräth, daß sie von der Hand eines Todkranken geschrieben wurden, ja sie athmen so frisches Leben und es schlägt uns ein so warmes Herz aus ihnen entgegen, daß wir ob der inneren Seelenfreudigkeit und übernatürlichen Kraft staunen, welche den seligen Verfasser bis zum letzten Tage des Lebens die leuchtenden Beispiele seiner verklärten Mitbrüder mit immer gleicher glühender Begeisterung schreiben ließ. Das Buch gibt zumeist Biographien aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Von ganz besonderem Interesse ist für uns Deutsche das ausführlich geschilderte Leben des vorarlbergischen Kapuziners und Dichters P. Ludwig von Schnifis, der unmittelbar nach Schluß des 30jährigen Krieges mit seiner Laute als deutscher Troubadour unter dem Sängernamen des „Miranten" von seinem Heimathdörfchen aus Basel, Straßburg, Köln, Wien, Innsbruck besuchte und sich in letzterer Stadt längere Zeit am Hofe des kunstliebenden Erzherzogs Ferdinand Karl aufhielt. Seine schönen Lieder, die neben den Dichtungen P. Spee's und Johann Schefflers genannt zu werden verdienen, sind leider viel zu wenig bekannt. P. Jlg theilt schöne Proben mit.

Eine sehr erwünschte Beigabe des dritten Bandes ist das in photographischem Lichtdruck ausgeführte Porträt des sel. Verfassers, der sich durch diese „Lebensbilder" um seinen Orden hochverdient gemacht und ein dankbares Andenken bei einem großen Leserkreise erworben hat. Die Samenkörner frommer Erbauung, welche seine Hand noch mit ihrer letzten Kraft ausstreute, werden gewiß in vielen Herzen aufsprossen und Früchte der Heiligkeit tragen.

Allgemeine Erkenntnißlehre des hl. Thomas. In Kürze dargestellt von Dr. Alois Otten, Priester der Diöcese Paderborn. 12⁰. 124 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1882. Preis: *M.* 1.

Das Schriftchen ist recht geeignet, Anfängern das Verständniß der Werke des hl. Thomas zu erleichtern. In klarer, einfacher Sprache zeichnet es die Grundlinien

der Erkenntnißtheorie des englischen Lehrers, indem es in sachgemäßer Aufeinanderfolge über die Thätigkeit des Erkennens an sich, über das Subject des Erkenntnißactes, über das Object des Erkennens und über die reale Beziehung des Objectes und des Actes zum Subjecte handelt. Die tieferen und schwierigeren Fragen werden mit Rücksicht auf den Zweck der Schrift meistens übergangen. Der Herr Verfasser gedenkt auf diesen allgemeinen Theil besondere Abhandlungen über das Erkennen Gottes, des Menschen und des Engels folgen zu lassen.

Muster des Predigers. Eine Auswahl rednerischer Beispiele aus dem homiletischen Schatze aller Jahrhunderte. Zum Gebrauche beim homiletischen Unterrichte und zum Privatgebrauche. Von Nikolaus Schleiniger, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite Auflage. 8°. XVI u. 1016 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 8.40.

Hat schon die erste Auflage der „Muster" eine so günstige Aufnahme und einen so raschen Absatz gefunden, so darf sich die zweite mit Recht einen noch besseren Erfolg versprechen. Wenngleich sie sich nämlich auf dem Titel nur einfachhin als „zweite Auflage" einführt, so ist sie doch thatsächlich eine sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte. Die größte Veränderung hat sie in ihrer zweiten Hälfte (Redegattungen) erfahren. Statt des historischen Ganges (Sermo, Homilie u. s. w.) wurde der mehr praktische der heute vorzugsweise üblichen Vortragsarten gewählt, wie er schon in dem „Predigtamte" vorliegt. Außerdem wird der Leser dadurch in die lebendige Gegenwart gestellt, daß die neuere deutsche Predigtliteratur jetzt in hervorragender Weise vertreten ist. Zu diesem Behufe wurden auch manche der früher aufgenommenen Muster durch originaldeutsche ersetzt, sowie auch die zahlreichen Beispiele aus den Kirchenvätern jetzt alle in deutschem Gewande erscheinen. Das Ganze gewährt einen reichen Überblick über die homiletische Gesammtliteratur und hat in Bezug auf Zeiten und Länder einen wirklich universalen Charakter, was nicht nur im Interesse der praktischen Literaturkenntniß, sondern insbesondere auch in dem der formalen Bildung liegt. Übrigens hat das Werk auch in stofflicher Hinsicht seine Bedeutung, wie schon ein Blick in das Sachregister lehrt. Es enthält außer den zahlreichen Fragmenten und einer Menge kürzerer Vortragsarten an vierzig vollständige Predigten. Dazu kommt, daß sich in der Sammlung nicht nur durchgehends sehr praktische, sondern auch viele für unsere Zeit besonders interessante Themata behandelt finden. Die Ausstattung sticht gegen die frühere vortheilhaft ab. Der Preis ist sehr mäßig angesetzt. Auf die Wichtigkeit einer solchen Mustersammlung brauchen wir nicht noch eigens aufmerksam zu machen, da dieselbe zu sehr in die Augen springt, besonders in einer Zeit wie der unserigen, wo der homiletische Unterricht auf ein so geringes Maß beschränkt, ja vielfach wegen Schließung der Seminarien unmöglich gemacht ist.

Miscellen.

Die „Salvation Army“ in England. Wer gegenwärtig an einem Sonntage oder auch wohl am Samstag Abend durch die Straßen einer der größeren Städte Englands wandelt, mag einem Zuge begegnen, der ihn gewiß auf den ersten Blick befremden wird. An der Spitze schreitet oder reitet ein uniformirter Bannerträger: die fliegende Fahne zeigt in großer Schrift die aufrührerisch klingende Devise: „Blood and Fire“ (Blut und Feuer). Die Musikbande, welche folgt, schmettert auf ihren Blechinstrumenten eine lebhafte Melodie, deren Eindringlichkeit durch den Donner einer gewaltigen Trommel nicht wenig erhöht wird. Hinter der Musik ziehen lange Reihen von Personen jeden Alters und Geschlechtes einher, die mit voller Kraft nach der vorgeschriebenen Melodie singen und ihrer Begeisterung durch das Schwenken von Fähnchen, Taschentüchern und Regenschirmen Ausdruck zu verleihen suchen. Auch unter den Sängern sind einige uniformirt, Männer sowohl als Frauenzimmer, und haben auf ihren militärisch aussehenden Rockkragen ein blankes metallenes S. Wer diese Leute noch nicht kennt, wird gewiß verwundert fragen, was denn dieser halb kriegerische, halb friedliche Aufzug zu bedeuten habe. Ist es eine politische Demonstration? eine Wahlagitation? Sind es Aufrührer oder Unzufriedene? Ist es ein Arbeiterstrike? oder wird ein Volksfest gefeiert? — Dem verwunderten Frager wird man antworten, es sei anders nichts als eine Procession der sogenannten „Salvation Army“ (Heilsarmee), welche zu ihrem Versammlungs-Locale ausziehe. Zur näheren Orientirung wird man dann noch vielleicht den Frager auf die großen gedruckten Plakate hinweisen, welche in der Stadt umher an den Straßenecken angeheftet sind und durch sonderbare, kriegerische Überschriften Auge und Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich ziehen.

Die „Heilsarmee“ ist nämlich eine neue religiöse Secte; ihr Stifter und Haupt, oder wie er sich selbst zubenennt, ihr „General“, ist Herr W. Booth, ein ehemaliger methodistischer Prediger in London. Er ist jedenfalls kein gewöhnlicher Alltagsmensch, wie dieß schon seine auffallenden und scharf markirten Gesichtszüge bekunden, in welchen selbst ihm sehr befreundete Blätter eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Typus eines orientalischen Fanatikers finden wollen. Booth gehörte für eine Reihe von Jahren der Secte „The Methodist New Connexion“ (die neue Methodisten-Vereinigung) an und soll sich durch den Erfolg namentlich seiner Wanderpredigten ausgezeichnet haben. Die gewöhnliche Routine des ordentlichen Predigeramtes und die herkömmliche Verwaltung desselben sagten aber seiner Neigung nicht zu; seine originelle Individualität trieb ihn zu Ungewöhnlichem. Als ihn daher die Regierungsorgane seiner Secte verpflichten wollten, sich im Ministerium an

die übliche Norm zu halten, gab er die Verbindung mit der Methodist New Connexion auf und beschloß, von nun an selbständig zu wirken, d. h. eine neue Secte nach seinem eigenen Geschmack zu gründen. So wurde denn Herr Booth um das Jahr 1861 der Stifter der „East London Christian Revival Society" (die christliche Wiederbelebungs-Gesellschaft von Ost-London). Wer London kennt, wird wissen, welcher Theil der Bevölkerung mit dem Ausdrucke „East London" (Ost-London) oder „East End" (das Ost-Ende) bezeichnet wird im Gegensatze zu den reichen und aristokratischen Bewohnern des „West End" (West-Ende). Es waren die unteren Schichten des Volkes, die große Masse namentlich der so zahlreichen Arbeiter- und Fabrikbevölkerung, welcher Booth von jetzt an seine Thätigkeit zu widmen beschloß. In diesen Klassen der Bevölkerung fehlte es dem neuen Religionsagitator denn auch nicht an Erfolg: im East End fand er bedeutenden Anklang und Zulauf, was ihn bewog, seiner Secte die mehr umfassende Benennung: „East London Christian Mission", zu geben. Als sich jedoch die Secte allmählich über die Grenzen Londons hinaus weit in die Provinzen verbreitete, wuchs mit der Zahl der Jünger auch des Hauptes Unternehmungsmuth, und er beschloß jetzt, seine Wirksamkeit planmäßig über das ganze vereinigte Königreich auszudehnen. Den bisherigen territorialen Namen seiner Secte änderte er 1878 in den universalen von „Salvation Army" (Heilsarmee), eine Bezeichnung, welche den Schlüssel enthält sowohl zur äußeren Einrichtung als zum Ziele der neuen Religions-Gesellschaft. Sie soll nämlich nach Booths Idee eine religiöse Armee sein, welche unter seinem Obercommando gegen Teufel und Sünde kämpft und durch deren Besiegung die Menschen der Erlösung durch Christus zuführt. Dieser Idee gemäß hat die Heilsarmee nur militärische Titel adoptirt: während nämlich die einfachen Mitglieder „Soldiers" oder „Privates" (gemeine Soldaten) genannt werden, bilden die Prediger und Angestellten ein Corps von „Officers" (Offizieren), welche je nach ihrem Range die beim englischen Militär gebräuchlichen Titel führen, freilich, um Verwechslungen und unangenehmen Reibungen mit den Militärbehörden des Landes vorzubeugen, mit dem Zusatze „S. A.", d. h. Salvation Army. Herr Booth selbst als Oberbefehlshaber nennt sich „General", und von seiner officiellen Residenz wird nur als „Headquarters" (Hauptquartier) geredet. Auf sein Commandowort hören die ihm unterstehenden „Colonels", „Commissioners", „Majors", „Captains", „Lieutenants", „Corporals" und was es noch sonst für Würdenträger im Heere geben mag. Die Versammlungs-Locale heißen nicht mehr wie bei anderen Secten Kapellen, Kirchen oder Bethäuser, sondern sind zu „Barracks" (Kasernen) geworden. Selbst die Versammlungen erfreuen sich entsprechender militärischer Ehrentitel, wie denn z. B. gemeinsames Gebet auf den Knieen als „Kneedrill" (Knie-Exerciren), eine Procession als „March" (Marsch), ein außergewöhnliches Meeting unter Vorsitz des Generals als „Council of War" (Kriegsrath) bezeichnet wird. Die Armee besitzt auch ihre officielle Zeitung, welche jede Woche vom General in zwei verschiedenen Ausgaben veröffentlicht wird, die eine für die eigentliche Armee unter der Aufschrift: „The

War Cry and official Gazette of the Salvation Army" (der Kriegsruf und officielle Zeitung der Heilsarmee), die andere unter der Benennung: „The little Soldier" (der kleine Soldat), für die bereits mehrere Tausende zählenden Kinder, welche der Secte angehören. Militärischen Geschmack verräth auch ohne Zweifel die für das Heilsheer gewählte Devise: „Blood and Fire", welche namentlich auf den Fahnen zu lesen ist; sie klingt freilich kriegerisch und blutdürstig genug, aber unter dem „Blood" soll doch nur das vom Erlöser für die Menschheit vergossene Blut und unter dem „Fire" bloß das innere Gnadenfeuer verstanden werden, mit welchem nach der Secte Ansicht der heilige Geist die neuen Heilssoldaten tauft.

So viel zur Charakterisirung des äußeren Erscheinens und Auftretens der Boothisten. Da dasselbe so ganz originell und neu ist, dürfte man erwarten, daß der seltsame Sectenstifter eine ebenso originelle und funkelnagelneue Lehre producirt habe. Allein Herr Booth ist weder ein Metaphysiker noch ein speculativer Geistesmann: in Bezug auf Lehre und Glaube adoptirte er ohne Weiteres, was er in dem Lehrkasten der fortgeschrittensten methodistischen Secten vorfand; nur hat er, der es auf die religiöse Bewegung der großen Massen abgesehen hat, Lehre und Dogma möglichst vereinfacht. Denn er condensirt, wie es scheint, sein Dogma so ziemlich auf diese eine urprotestantische Lehre: Christus ist zur Erlösung der Menschen gestorben, und willst du seiner Erlösung theilhaftig werden, so brauchst du nur fest zu glauben, daß du wirklich durch das Blut Christi gerettet bist; dieser Glaube bewirkt augenblickliche Reinigung von allen Sünden im Blute des Lammes, und den so Geheiligten ist der Himmel sicher. — Folgerichtig ist bei dem neuen Sectirer keine Rede mehr von Sacramenten oder Priesterthum und priesterlicher Kirchengewalt; selbst die Taufe ist verschwunden; denn unter ihrer „Bluttaufe" oder „Taufe mit Blut und Feuer" versteht die Armee keineswegs das christliche Sacrament, sondern eben nur jene „Erlösung", welcher der Mensch theilhaftig werden soll im selben Augenblicke, wenn er sich emporarbeitet zu der subjectiven Überzeugung seiner persönlichen Erlösung durch Christi Blut. Gerade in dieser Überzeugung besteht nach Booth die christliche Religion, und speciell die Bekehrung und Erlösung des Sünders. Daher betrachtet die Heilsarmee es denn auch als ihre Hauptaufgabe, die Menschen zu dieser subjectiven Überzeugung zu bringen. Wer immer, durch die Reden, die Musik, den Gesang, die Betheuerungen oder das Gebet des Heilsheeres bewogen, diese subjective Überzeugung in seinem Herzen fühlt oder das Gefühl derselben sich aufzwingt, der wird eben dadurch ein Christ, ein Bekehrter, ein Erlöser, ein Heiliger und ein Auserwählter, mag er auch kurz vorher ein noch so großer Sünder gewesen und entweder keine oder was immer für eine Religion gehabt haben. Wer dagegen dieser subjectiven Überzeugung entbehrt, der ist und bleibt ein unerlöster Sünder und ist nicht einmal ein Christ. — Damit nun in dieser Form die christliche Religion am Ende nicht gar zu leicht erscheine, hat Booth noch einige moralische Vorschriften hinzugefügt, die ganz in Übereinstimmung stehen mit der unter den protestantischen Secten gegenwärtig herrschenden Geistesströmung; er befiehlt nämlich

vollständige Enthaltung von berauschenden Getränken und von Tabak. Nehmen wir hierzu noch militärische Subordination, so ergeben sich als die wesentlichen Erfordernisse für einen Heilsarmee-Soldaten die folgenden vier: er muß glauben an Erlösung durch das Blut Christi; er muß öffentlich bekennen, daß er persönlich erlöst ist und dieses fühlt; er muß sich enthalten von geistigen Getränken und Tabak; er muß endlich gegen die Offiziere schuldige Subordination zeigen.

Von welcher Art die religiösen Zusammenkünfte der Heilsarmee sind, zeigt hinlänglich ein officieller Bericht über eine solche Feierlichkeit in der bekannten Exeter Hall in London; wir entnehmen ihn dem „Christian Herald" vom 4. Januar 1882. Die Armee hielt, so heißt es in diesem Sectenblatte, eine Reihe von Heiligkeitsconferenzen in Exeter Hall, Strand, am Morgen, Nachmittag und Abend des 26. December 1881, und jedesmal war die große Halle gedrängt voll, sowohl auf der Tribüne, als im Parterre der Halle und auf der Gallerie. Fast alle Soldaten verblieben in Exeter Hall vom Morgen bis zur Nacht; Mittagessen und Thee wurden eingenommen in der Restauration und dem Lesezimmer des „Christlichen Vereins von jungen Männern". Ein zahlreiches Publikum von Nichtmitgliedern hatte sich eingefunden, und Viele waren offenbar gekommen, um sich aus persönlicher Anschauung ein Urtheil über die Heilsarmee zu bilden. Auch einige Geistliche der anglikanischen Kirche und eine Anzahl Nonconformisten-Prediger waren unter der Menge. Auf der Tribüne sah man zu Seiten des Generals einige in philanthropischen Kreisen wohlbekannte Gentlemen. — Sowohl die Ankunft der Offiziere und Soldaten der Armee, die erstern in ihrer enganschließenden militärischen Uniform und mit dem Metallbuchstaben S auf den Rockkrägen, als auch der Abzug von denen, welche dem Meeting beigewohnt hatten, lockten große Volksschaaren zu dem Strand, besonders am Abend, als die verschiedenen Heeresabtheilungen unter lustigem Gesange nach verschiedenen Richtungen abzogen. Die Meetings hatten einen sehr enthusiastischen Charakter, und zumal waren die häufigen Rufe von „Amen" und „Hallelujah" bemerkenswerth. Reden wurden gehalten von dem General Booth und seiner Frau, Herrn Bramwell Booth, Fräulein Booth, Commissar Railton, Commissar Sherwood, Colonel Colville, Richter Tucker und Major Howard. Der Gesang wurde begleitet von einer ausgezeichneten Blechmusik, in welcher sich Trompeten, Hörner, Cornopean, Trombonen, Violinen und Violoncelles befanden, und vor Allem eine gewaltige Trommel, welche unaufhörlich helfen mußte, den vereinigten Tönen der menschlichen Stimmen und der Instrumentalmusik noch mehr Nachdruck zu verleihen. Der Morgengottesdienst wurde eröffnet mit einer Reihe von Gebeten. Sobald ein Gebet beendet war, und bevor das nächste begann, trug eine Anzahl von sanften Stimmen, begleitet von einem Alto, das Lied vor: „Jesus liebt dich", was eine große Wirkung im Publikum hervorbrachte. Während des Vorlesens von Abschnitten aus der heiligen Schrift machte der General manche charakteristische Bemerkungen. „Als ich auf meinem Wege hierher war," so sagte er unter Anderem, „bemerkte ich an den Mauern Placate mit der Nachricht von einer

Verschwörung, den Czaren zu tödten. Nun, wir haben hier wirklich eine Verschwörung gemacht, eine Verschwörung gegen den Teufel. Wir wollen ihn todt haben, oder wenigstens gefesselt. Da sind nun Manche, welche nichts dagegen haben, daß er in ihren Herzen gefesselt werde; wir aber sind nicht zufrieden damit, wir wollen ihn ganz und gar heraus haben." (Rufe von „Amen, Amen".) Auch rief der General, die Bibel emporhaltend, aus: „Ich betrachte dieses Buch als voll von positiver Wahrheit; wäre es das nicht, es würde längst als Maculaturpapier verbraucht worden sein!" — Dann sang der Bandmeister Fry ein Lied, dessen Refrain:

„Volles Heil, volles Heil,
Ja, es wird mir ganz zu Theil!"

von Tausenden von Stimmen aufgenommen wurde. Es wurde abwechselnd zuerst auf der Tribüne von sanften Frauenstimmen mit schwacher Violinbegleitung gesungen, und darauf mit tausendfachem lautem Echo durch die weite Halle hin wiederholt, während die große Trommel dazu donnerte und in allen Richtungen Fähnchen und Banner zum Tacte geschwenkt wurden. In einer Ansprache, die sich an einen Bibeltext anschloß, empfahl der General noch eindringlich die charakteristische Lehre der Heilsarmee, nämlich, daß ein Christ ein reines Herz haben und ganz Christi Schüler sein müsse." — Auf ähnliche Weise wie hier werden alle andern gottesdienstlichen Versammlungen der Armee abgehalten. Nach dem Anfangsliede fordert der vorsitzende Offizier mehrere Soldaten nach einander auf, öffentliche Gebete zu sprechen. Diese Gebete sind der Eingebung des Augenblicks überlassen, und sie werden vorgetragen mit lauter, zuweilen mit herausfordernder Stimme. An Inhalt sind sie sich alle so ziemlich gleich: es sind Bitten an den Allmächtigen um Erlösung, Heil und Segen; der Wortausdruck ist sehr oft in hohem Grade barock. Die Versammlung unterbricht den Beter fortwährend mit lauten „Amens" und „Hallelujahs", die um so stürmischer und häufiger werden, je energischer die Betkraft des Vortragenden sich äußert. Es folgen Gesänge und declamatorische Ergüsse verschiedener Art. Den Liedern des Heilsheeres, welche speciell für dessen Gebrauch gedichtet sind, ist es eigenthümlich, auf eine volksthümliche, vielleicht schon längst bekannte Melodie gesetzt zu sein, und sie müssen nothwendig einen wirksamen Chorus oder Refrain haben, welchen die ganze Versammlung unter dem Schwenken von Taschentüchern und Regenschirmen wiederholt. Überhaupt betrachten die Heilssoldaten körperliche Gesticulationen als unentbehrliche Hilfsmittel und wesentliche Zeichen religiösen Sinnes, und finden dieselben deßhalb in den Gesängen, Gebeten und oratorischen Productionen der gemeinen Soldaten sowohl als der höher gestellten Offiziere die reichlichste Verwendung; hält es ja selbst ein „Captain S. A." oder auch ein „Colonel S. A." nicht unter seiner Würde, zur Bethätigung seiner innern Erlösungsseligkeit vor der versammelten Armee jubelnd und singend auf der Tribüne herumzuhüpfen. — Unter den Vorträgen sind am meisten bemerkenswerth die sogenannten „Testimonies" (Zeugnisse). In ihnen bekennen erlöste Sünder öffentlich die Unordnungen ihres frühern Lebenswandels, erzählen

ihre Bekehrungsgeschichte und setzen unter Betheuerung ihrer persönlichen Erlösungsgewißheit ihr jetziges Glück in Contrast mit dem ehemaligen Elende. Besonders häufig sind die „Zeugnisse“ bekehrter Säufer.

Gegen Schluß der gewöhnlichen Versammlungen werden noch ganz specielle Anstrengungen gemacht, um unter denjenigen Anwesenden, welche noch nicht zur Heilsarmee gehören, neue Bekehrungen und Erlösungen zu bewirken. Zu diesem Zwecke wird auf Commando des leitenden Offiziers in der möglichst eindringlichen Weise gebetet, gesungen, gerufen, gepredigt, gesticulirt und musicirt, und zwischen den einzelnen Gebeten, Musikstücken oder Liedern haranguirt der Offizier in kurzen, enthusiastischen Apostrophen die Versammelten und fordert dazu auf, daß Alle, welche ihr Herz Christo zu geben entschlossen seien, jetzt von ihren Sitzen sich erheben sollen. Gewöhnlich sind diese Bemühungen erfolgreich. Erregt und überwältigt von dem Eindrucke der ungewohnten Dinge, welche sie sehen und hören, erheben sich denn auch zuerst Einer, dann Zwei, dann allmählich Mehrere, bis endlich eine gute Anzahl von „Erlösten“ dasteht, welche nun der siegreiche Anführer als „Siegestrophäen“ erklärt und unter die Heilssoldaten aufnimmt.

Was im Allgemeinen den äußern Erfolg der neuen Secte angeht, so erhellt aus einem officiellen Bericht über das Jahr 1881, welchen General Booth in dem Meeting von Exeter Hall mittheilte, daß die Armee nicht bloß in England fortwährend zunimmt, sondern auch schon in Australien, Amerika und Frankreich Zweige besitzt. Ende 1881 zählte sie 251 Stationen in Großbritannien unter 533 Offizieren und Cadetten, welche jede Woche 4200 gottesdienstliche Versammlungen abhielten. Auch hatten bereits 6986 Kinder sich der Armee als „kleine Soldaten“ angeschlossen. In demselben Jahre wurden an localen Beisteuern mehr als 57 000 Pfund Sterling, also mehr als 1 140 000 Mark, eingenommen. In London hat Booth bereits die ausgedehnten Baulichkeiten eines ehemaligen Waisenhauses für 20 000 Pfund erstanden, um sie zu einer Heranbildungsanstalt für seine Offiziere einzurichten, und von der Erwerbung anderer noch größerer Localitäten ist stark die Rede. Die officielle Zeitung der Armee, der „War Cry“, wurde bereits im Mai dieses Jahres in 267 000 Exemplaren gedruckt, und der General hoffte es bald auf 300 000 Exemplare zu bringen.

Nach Allem, was wir bisher mitgetheilt haben, ist es eine Thatsache, daß Herr Booth mit seiner neuen Secte Erfolg gehabt, d. h. bedeutenden Anklang und Anhang bei den untern Massen des protestantischen Volkes in England gefunden hat. Man kann ferner, auf das Zeugniß achtbarer Männer hin, auch anerkennen, daß durch die Bemühungen der Heilsarmee manche Säufer wenigstens zeitweilig von ihrem Laster reclamirt wurden, und daß manche Personen aus dem Arbeiterstande, die bisher aller Religion vollständig fremd waren, aus dem Munde der Heilssoldaten zum ersten Male Kunde von dem Erlöser erhielten und gerührt worden sind. Trotzdem zwingt uns die Wahrheit, in dieser neuen Secte und ihrem Auftreten einen neuen handgreiflichen Beweis zu finden für den Zerfall des Protestantismus. Die Secte will radikale Heilmittel bieten für zwei Hauptübel, welche den Prote-

stantismus zerstören und namentlich die Masse des Volkes ihm abwendig machen. Das erste Übel ist die vornehme Kälte und langweilige Einförmigkeit des protestantischen Gottesdienstes, welche das gewöhnliche und naturwüchsige Volk ganz besonders lebhaft fühlt. Welches Heilmittel bietet aber nun die Secte für dieses Übel? Sie führt Versammlungen ein, welche zwar durch aufregende Musik, geräuschvollen oder sympathetischen Gesang, leidenschaftliche Declamation, durch Rufen, Schreien und Gesticuliren die Langeweile verscheuchen, aber auch alle Idee eines christlichen Gottesdienstes gründlich zerstören. Wir sagen nichts über die äußerst bedenkliche Rolle, welche bei diesem sogenannten „Gottesdienste" Personen des andern Geschlechtes, selbst von jugendlichem Alter, spielen, ein Punkt, auf den schon von manchen Seiten aufmerksam gemacht worden ist. — Das zweite Übel, für welches die Erlösungsarmee ein Heilmittel bieten will, ist die Zerfahrenheit und Unsicherheit der Lehre. Und wie verfährt denn die neue Secte hier? Sie räumt so ziemlich mit aller specifisch christlichen Lehre auf: das Einzige, was sie festzuhalten scheint, ist die Erlösung durch Christus, womit sie die falsche Lehre von der seligmachenden Kraft des Glaubens allein verbindet. Alles Übrige wird so ziemlich nivellirt; Priesterthum und Sacramente verschwinden spurlos; selbst die Taufe ist über Bord geworfen. So stellt sich denn das Unternehmen des Herrn Booth dar als eines der letzten Zersetzungsproducte im Auflösungsprocesse des Protestantismus; die Heilsarmee ist dem religiösen Nihilismus, verbunden mit subjectiver Gefühlsschwärmerei, bereits sehr nahe gekommen. Da aber die innere Hohlheit und Unsolidität geschickt zugedeckt ist mit populärem äußern Aufputz, mit Geräusch, Musik, Bewegung und Anderem, woran das gemeine Volk Gefallen findet, so erfreut sich die neue Religion zeitweiligen äußern Erfolges; wie lange dieser dauern wird, muß die Zukunft lehren. Es ist übrigens interessant, zu beobachten, wie die Heilung derselben zwei Hauptübel des Protestantismus, welche diese und ähnliche Secten durch Nivelliren und Verweltlichung curiren wollen, von dem gleichzeitigen englischen Ritualismus durch gerade entgegengesetzte Mittel versucht wird, nämlich durch immer vollständigeres Zurückgreifen auf den Gottesdienst und die Lehre der heiligen katholischen Kirche.

A. M. B.

Kirchliche Zustände in Neu-Granada (1842—1861).

Simon Bolivar schied am 17. December 1830 mit dem Kummer aus dem Leben, daß sein Lieblingsplan, aus den drei Staaten Venezuela, Neu-Granada (Columbia) und Ecuador eine große Centralrepublik Columbien zu bilden, gescheitert war. Sein eigenes Vaterland Venezuela sagte sich zuerst los im November 1829, Ecuador folgte im Mai 1830. Der Föderalismus hatte den Unitarismus oder Centralismus besiegt. Auch die mittleren Provinzen gestalteten sich im November 1831 zu einem eigenen Staate „Neu-Granada". Sofort traten ebenfalls in diesem Staate die Parteien als Centralisten und Föderalisten hervor. Zu den ersten gehörte der ruhige Bürgerstand, der fleißige Landmann, der Klerus, die überwiegende Majorität des eigentlichen Volkes, die Freunde der Ruhe und der Ordnung; das war die conservative Partei des Landes. Die Föderalisten dagegen bestanden hauptsächlich aus unruhigen Strebern, aus Advocaten, Militärs, aus unzufriedenen Ehrgeizigen, aus den zahlreichen Faulenzern, die gern auf Kosten ihrer Mitbürger lebten und wegen der vervielfältigten Beamtenstellen im Föderativsystem mehr Aussicht auf lucrative Anstellung hatten; was in Europa studirt hatte oder gereist war, sowie fast alle Fremden gehörten dieser Klasse an; es war die überaus rührige Partei der Liberalen. Diese hatten Bolivar gestürzt, nicht zum wenigsten deßhalb, weil er ein geordnetes Staatswesen wollte und weil er den Klerus und die Religion leiblich begünstigte.

Das wahre oder angebliche Ideal der Föderalisten war die nordamerikanische Union, während die Andern einen dem spanischen Charakter und der südamerikanischen Bevölkerung angemessenern und heilsamern französischen Centralismus anstrebten. Die Tendenz der Centralisten ging dahin, Ordnung in die zerrütteten Zustände des Landes zu bringen, darum die vollziehende Gewalt zu kräftigen und namentlich die Befugnisse des Präsidenten so zu gestalten, daß er nicht zum bloßen Spiel-

ball launenhafter Kammermehrheiten herabgedrückt werde. Die Gefahr dieser Richtung lag darin, daß der Präsident es etwa versuchen konnte, Dictator oder gar Kaiser werden zu wollen, wie der unglückliche Iturbide in Mexiko gethan. — Die Föderalisten dagegen legten den Hauptaccent auf die Befugnisse des Congresses, beschränkten die Selbstthätigkeit der Executivgewalt über alle Gebühr und gewährten den Einzelstaaten soviel Unabhängigkeit, daß Neu-Granada mehr als einmal in Gefahr gerieth, in einen Staatenbund oder gar vollständig sich aufzulösen. Diese Tendenz mußte, zumal in Südamerika, dazu dienen, die Unordnung und Anarchie zu verewigen und die specifisch südamerikanische Landplage der Pronunciamentos zu pflegen. Sowohl der Centralismus wie der Föderalismus dienten gelegentlich ehrgeizigen Wühlern als bloße Fahne und Aushängeschild; doch trifft dieser Vorwurf letztern ungleich öfter und schwerer als erstern.

Die Föderalisten hatten zunächst die Oberhand, und aus ihren Reihen waren die ersten Präsidenten Joachim Mosquera und besonders Franz Paul Santander, ein persönlicher Feind Bolivars, hervorgegangen. Welche kirchliche Gesinnung diese Gattung Leute beseelte, kann man daraus entnehmen, daß schon damals einige Provinziallandtage in einem ganz katholischen Lande die Gestattung der Priesterehe beantragten, was freilich später, 1839, nachdem die Conservativen an die Regierung gekommen, im Generalcongreß verworfen wurde. Diese siegten im Jahre 1837 in den Wahlen, wodurch José Ignaz Marques zur Präsidentschaft gelangte. Die Liberalen aller Zeiten und Zonen sind sich aber gleich: tyrannisch da, wo sie am Ruder sind; illoyal und selbstsüchtig, wenn sie an's Ruder zu gelangen wünschen. Da ihnen das neue Regiment nicht behagte, so empörten sie sich; mehrere Provinzen sagten sich von der Union los, und eine Reihe Kämpfe erfolgte 1840, bis schließlich doch die Regierung Siegerin blieb. Die Neuwahl brachte am 2. Mai 1841 wieder einen Conservativen in Pedro Alcantara Herran auf den Präsidentenstuhl.

Während dieser langen Parteikämpfe schwand die Gesittung, die moralische und intellectuelle Bildung immer mehr; der Unterricht und die Erziehung der Jugend sank immer tiefer, und eine stetig wachsende Verwilderung hatte seit dem Aufhören der spanischen Herrschaft erschreckende Fortschritte gemacht. Namentlich waren die Missionen unter den Indianern seit der Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1767 aus Mangel an tauglichen Missionären in den traurigsten Verfall gerathen.

Die Regierung und der Congreß beschäftigten sich daher ernstlich mit der Frage, wie diesen Übelständen abzuhelfen sei. Zu diesem Ende erließ der Congreß, d. h. der Senat und das Abgeordnetenhaus, ein Decret des Inhaltes: die Missionen seien so tief gesunken, weil es an Missionären von hinreichender Ausbildung und richtigem Geiste fehle. Es sollen daher zur Besorgung der Missionen in Casanare, San Martin, Andaqui, Mocoa, Goagira und Veraguas ein oder mehrere Collegien errichtet werden; der Executivgewalt sei es überlassen, aus Europa Missionäre jenes Ordens zu berufen, den sie für den tauglichsten hält. Für ihren Unterhalt werden einige Summen angewiesen. Sobald Missionäre aus diesen Collegien in die Missionen abgehen, wird die Regierung die bisher damit beauftragten Regularen von dieser Verpflichtung entheben. Unterzeichnet war das Actenstück am 23. April 1842 von Vincenz Borrero und Ignaz Gutierrez, den beiden Präsidenten des Senats und der Deputirtenkammer, ferner am 28. April vom Vicepräsidenten der Republik Domingo Caicedo und dem Minister des Innern und des Äußern Mariano Ospina. — Caicedo erließ demnach am 3. Mai im Auftrag der Regierung das Decret: „In Erwägung, daß die gesetzgebenden Kammern die Gesellschaft Jesu im Auge hatten, — daß es erfahrungsmäßig feststeht, diese Missionäre seien die geeignetsten zur Bekehrung der Wilden, indem die Missionen in Südamerika seit der Vertreibung der Jesuiten immer mehr in Verfall geriethen, ohne daß der Eifer der anderen Missionäre dieses zu hindern vermochte; daß die civilisirtesten Nationen der Erde, wie Frankreich, England, Nordamerika u. s. f., die Jesuiten aufgenommen haben, und schon darin ein Grund für diejenigen liegt, welche ungünstig von ihrem Institut denken, die Furcht abzulegen; daß ferner die Regierung in dem Umstand, daß sich Sympathien für die Jesuiten bis jetzt im Lande erhalten haben, eine mächtige Förderung des Missionswerkes finden wird — so wird beschlossen, Jesuiten aus Europa zu berufen, den Minister des Innern und des Äußern mit Beschaffung der nothwendigen Unterhaltungskosten zu beauftragen, und auch die Bischöfe zu ersuchen, ihre Diöcesanen zu milden Beiträgen aufzufordern."

Heladio Urizarri wurde als Geschäftsträger der Republik nach Rom geschickt und überreichte am 18. November 1843 dem Cardinal Lambruschini seine Creditive. Noch im selben Monat kam der Vertrag wegen der Jesuiten mit P. General Roothaan zu Stande, und bereits am 8. December wurde P. Paul Torella als Superior der nach Neu-

Granada bestimmten Kolonie ernannt. Diese Verhandlungen fielen beinahe in dieselbe Zeit, wie diejenigen der Jesuitenberufung nach Luzern; beide Berufungen waren den Radicalen ein Dorn im Auge, und beide haben fast das gleiche Schicksal gehabt: nur waren diejenigen von Luzern langwieriger und haben mehr Aufsehen und mehr Lärm in der Welt erregt. Am 24. Januar 1844 reisten zwölf Patres und sechs Laienbrüder, alle zur Ordensprovinz Spanien gehörig, von Europa ab, und 17 (einer starb am 5. Juni auf der Reise in Honda im Staate Cundinamarca) langten am 18. Juni in Bogotá, der Hauptstadt des Landes, an, feierlich empfangen, unter Entfaltung echt spanischen Gepränges.

Noch im Jahre 1844 wurde ein Colleg in Bogotá eröffnet, nachdem die Regierung am 30. August ein Decret dafür erlassen hatte. Die Zahl der Zöglinge stieg bald auf 300 und darüber. Der ausgezeichnete Erzbischof Emanuel José de Mosquera von Bogotá übergab am 31. Juli 1845 sein kleines Knabenseminar oder Convict ebenfalls vertragsmäßig den Jesuiten, und die Regierung genehmigte diesen Vertrag am 23. August. Bereits im November 1844 waren sechs neu-granadensische Jünglinge, unter ihnen Telesphor Paul, der gegenwärtige Bischof von Panama, als Novizen eingetreten. Dieses wurde Veranlassung, daß die Patres Paul Blas und Franz San Roman im Jahre 1846 in Popayan, der Hauptstadt des Staates Cauca, ein Noviziat gründeten, wozu bald noch ein Colleg nebst Convict trat. Im nämlichen Staate, dem südlichsten der Republik, wurde eine Residenz zu Pasto eröffnet, welche hauptsächlich als Centralpunkt für die in der Nähe gelegenen Missionen dienen sollte. Die nördlichste Niederlassung begann P. Freire im Jahr 1847 zu Medellin, der Hauptstadt im Staate Antioquia, wo ein Colleg nebst Convict begonnen wurde. Der Zuzug neuer Kräfte aus Spanien ermöglichte nämlich alle diese Gründungen in so kurzer Frist.

Der vorzüglichste und ausgesprochene Zweck dieser Collegien bestand darin, taugliche und tüchtige Missionäre für die Indianer heranzubilden. Gegen Ende des Jahres 1846 zog P. José Segundo Lainez von Pasto aus an den mächtigen Fluß Caquete, der, in seinem untern Laufe Japura genannt, in den Amazonenstrom einfließt. Das war jedoch nur eine Kundschafterreise, nach welcher er nach Popayan zurückkehrte, um Geldunterstützung und Aushilfe an neuen Missionären zu holen. Die Regierung indessen, welche schon damals eine bedenkliche Stellung eingenommen zu haben scheint, verweigerte am 28. Mai 1847 jede früher zugesagte Unter-

stützung und gewährte auch später nichts; gleichwohl kehrte P. Lainez mit P. José Piquer und zwei neu-granadensischen Jünglingen, die aber nicht aushielten, im September in die Missionen zurück, nur spärlich durch Almosen und freiwillige Gaben in dem mühsamen Werke unterstützt. Sein außergewöhnlich freundliches und liebevolles Wesen, sein gefälliges Auftreten, seine Wohlgestalt und schöne Physiognomie, sein jugendliches Alter — er zählte 35 Jahre — gewannen unwiderstehlich die Herzen der Wilden. Er besuchte die Stämme der Oritopungos, Mameos, Cancapuy, Macaguages, Cunive, Picudos, Bocana, die er dem P. Piquer zur Obsorge anvertraute; zog dann weiter gegen den Marañon hin zu den Orejones, Uries, Paseses, Ticunas, alles Stämme, die man auf den gewöhnlichen Karten nicht aufgezeichnet findet. Alle, mit einziger Ausnahme der Ticunas, die gerade ein Götzenfest begingen, erklärten sich bereit zur Annahme des Christenthums. Der zarte, schwächliche Körperbau des Missionärs hielt aber die Strapazen der langen und beschwerlichen Reisen unter der tropischen Hitze nicht aus. P. Lainez erkrankte in der Nähe des Marañon, schleppte sich mühsam an den Putumayo zurück, gelangte bis Cancapuy am 25. Mai 1848, und sandte um geistlichen Trost und Hilfe zu P. Piquer, den er am Caquete zurückgelassen. Die Jagdlust der abgesandten Indianer jedoch verhinderte das zeitige Eintreffen des Paters; am 27. Juni gab Lainez unter dreimaliger Anrufung des Namens Jesu seinen Geist auf. P. Piquer, der am folgenden Tage ankam, konnte nur unter Thränen die theure Leiche bestatten. Die Indianer-Missionen hörten aber nicht auf; einige neue Missionäre folgten, und viele andere bereiteten sich in den Collegien auf dieses edle Werk vor, freilich umsonst, weil der herzlose Culturkampf bald Alles zerstörte.

Ein anderes Werk, welches die Jesuiten unternahmen, bestand in der Gründung marianischer Congregationen, zunächst unter der Jugend ihrer eigenen Collegien, ferner unter den Bürgern und Handwerkern. P. Vicente leitete eine solche von 300 Männern aus dem Volke in Bogotá. Ähnliche entstanden in Popayan und Medellin.

Im April 1845 wurde Thomas Cyprian de Mosquera, der Bruder des vortrefflichen Erzbischofs von Bogotá, Präsident der Republik. Dieser Mann wird zwar als conservativ während der Periode dieser ersten Präsidentschaft bezeichnet; wir haben indessen Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Angabe. Schon im April 1845 wurden nämlich höchst ungerechte Gesetze gegen die kirchliche Jurisdiction erlassen, z. B. daß

Geistliche, selbst Bischöfe, sobald sie vor den weltlichen Gerichten angeklagt würden, sofort ihre geistlichen Functionen einstellen sollten. Gregor XVI. sah sich genöthigt, entschieden Verwahrung dagegen einzulegen, und Pius IX. hatte sich 1847 wegen willkürlicher einseitiger Aufhebung des Zehnten und wegen Einführung allgemeiner Cultusfreiheit zu beklagen. Ferner wurde durch das klägliche Benehmen Mosquera's am 7. März 1849 der Sturz der ganzen conservativen Partei herbeigeführt; endlich zeigte er sich während seiner zweiten Präsidentschaft offen als grimmigster Feind des Klerus und der katholischen Religion.

Die Conservativen mancher katholischen Länder haben sattsam bewiesen, daß sie zum Regieren wenig taugen, weil es ihnen gewöhnlich an Kraft und Energie fehlt und an Kenntniß des Gegners, dem sie gegenüberstehen. Es gebricht daran, weil sie nicht genugsam katholische Überzeugung haben; sie reden von Milde, von Versöhnung der Parteien, wo es sich um Principien handelt, in denen keine Versöhnung möglich ist; sie sprechen viel von Freiheit, Duldung, Nachsicht, Toleranz und vergessen darüber, daß justitia est fundamentum regnorum; sie haben Furcht vor ihrem eigenen Schatten, scheuen jede kräftige That und weichen dem Gegner Schritt für Schritt, bis ihre Existenz plötzlich zusammenbricht; sie erfüllen das Land mit Klugheitsgedusel und podagrahaften Vorsichtspredigten, bis der gemeine Mann, der Sinn hat für klares Vorgehen und für geraden, gesunden Menschenverstand, an ihnen vollständig irre wird und sie im Stiche läßt. — Das war die Politik in Neu-Granada unter den drei sog. conservativen Präsidenten: „Alle drei waren von einer gewissen schwächlichen Milde beherrscht und suchten ihre Gegner durch Nachsicht zu entwaffnen: einer nach dem andern erließ eine Amnestie, und endlich durfte sogar Obando (der Rebell von 1841) zurückkehren, obgleich gegen ihn, als den wahrscheinlichen Mörder Sucre's (neben Bolivar der bedeutendste Freiheitskämpfer Südamerika's, gemeuchelt im Juni 1830), sich noch im Jahre 1848 Stimmen im Ministerrathe erhoben. Diese Nachsicht wurde der herrschenden Partei verderblich, um so mehr, als sie sich spaltete. Wie in mehreren Fällen wendeten sich einige ehrgeizige und herrschsüchtige Generale an die Masse des unruhigen Volkes in den Städten; eine revolutionäre Partei bildete sich, die ihre Schlagwörter und Ansichten den ärgsten Demokraten Europa's entlehnte, und diese erhob, theils durch ihre wirkliche Anzahl, theils durch Einschüchterungen, einen General Lopez,

einen höchst unbedeutenden Mann, im Jahre 1849 auf den Präsidentenstuhl." [1]

Am 7. März 1849 sollte die Präsidentenwahl durch Zählung der Wahlzettel im Congreß entschieden werden. Der Candidat der Liberalen oder Demokraten war der General José Hilario Lopez. Die Conservativen waren getheilt. Während die einen den Dr. Joachim José Gori wünschten, verlangte der bessere und zahlreichere Theil der Bürgerschaft und der Repräsentanten den Dr. Rufino Cuervo. Die Liberalen jedoch sammelten aus der Umgegend eine Menge mit Dolchen bewaffneten Gesindels, umringten die Versammlung und hielten sie über sieben qualvolle Stunden unter Geschrei und Todesdrohungen gefangen. Die Executivgewalt, der Präsident Mosquera, der Präsident des Congresses, Climaco Ordoñez, und der Gouverneur von Bogotá, Urbano Bradilla, deren Aufgabe und Pflicht es war, die Ordnung aufrecht zu erhalten und den Congreß zu schützen, rührten alle zusammen keinen Finger und ließen den Pöbel gewähren. Bei solcher Vergewaltigung änderten viele Deputirte, die nicht gerade den Beruf des Martyriums in sich verspürten, ihre Überzeugung und gaben gegen ihr Gewissen dem Lopez die Stimme; derselbe wurde Präsident.

Lopez war, wie gesagt, ein unbedeutender Mann, und in seinem Kopfe entstanden die schlimmen Pläne nicht, die nachher in's Werk gesetzt wurden. So sehr fehlte es ihm an Selbständigkeit, daß er seine Partei, die Liberalen, bat, ihm die Minister zu bezeichnen, die er zu ernennen hatte. Er gelangte daher unter eine Camarilla, deren Haupt Dr. Manuel Murillo war. Alle Beamte, welche der Gegenpartei angehörten, wurden nun abgesetzt und unfähige Leute, denen aber der furor liberalis als genügende Empfehlung galt, an ihre Stelle gebracht.

Nachdem der Säuberungsproceß vollendet war und die Partei durch solche Mittel ihre Macht gesichert hatte, um erfolgreich gegen die Jesuiten vorgehen zu können, mußte eine Predigt des P. Emanuel Fernandez, worin er die Bogotenser zur Buße nach dem Beispiel der Niniviten aufforderte, den Anlaß bieten, den Sturm gegen sie einzuleiten. Ein gewisser Dr. Riardo Vanegas begann die öffentliche Meinung gegen sie aufzustacheln; er spielte die Rolle, welche nachmals Bluntschli im Deutschen Reich an der Spitze des Protestantenvereins übernahm. Am 16. Januar 1850 überreichte General Mantilla, Gouverneur von

[1] Das Ausland. Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 1853. S. 1068.

Bogotá, mit dem demokratischen Verein dem Präsidenten eine Bittschrift, die Jesuiten zu vertreiben. Der Präsident berief am folgenden Tag den P. Emanuel Gil, Obern und Visitator der Jesuiten in Neu-Granada, zu sich. Er warf ihm vor, die Jesuiten hätten die Handwerker ihrer Congregationen nicht gehindert, in conservative Vereine einzutreten; sie selbst hätten die Constitution nicht beschworen und stellten die Rechtmäßigkeit der jetzigen Regierung in Zweifel. Die Erklärungen des P. Gil befriedigten aber den Präsidenten so sehr, daß er ihn mit der Zusicherung entließ, die Jesuiten würden unter seiner Präsidentschaft nie vertrieben werden. P. Gil hielt es indessen nicht für überflüssig, seine mündlich gegebene Erklärung am 19. Januar auch schriftlich einzureichen.

Darin war gesagt: die Jesuiten hätten sich nicht in Politik, Wahlen u. dgl. gemischt, nicht zum Eintritt in irgendwelche politische Vereine aufgemuntert; sie hätten sich nur mit geistlichen Functionen beschäftigt, Kinder unterrichtet, in den Predigten ermahnt, die göttlichen und die Staatsgesetze zu beobachten; sie hielten den gegenwärtigen Präsidenten für rechtmäßig, gehorchten ihm und allen Gesetzen; diejenigen, welche ihres Amtes wegen dazu gehalten seien, hätten die Constitution beschworen, auch jetzt mache keiner Schwierigkeit, das zu thun; sie hätten auch nichts gegen die Verfassung oder die Gesetze gelehrt und Niemanden vom Gehorsam gegen die bestehende Regierung abgemahnt. Er berührt dann eine Erklärung des Staatsministers vom 6. Juli 1848, die er in Händen habe, worin derselbe bezeugt, daß die Jesuiten bis dahin noch keine Staatsunterstützung für die Missionen, trotz der gemachten Zusage, erhalten hätten; wie sie gleichwohl, lediglich auf die Mildthätigkeit ihrer Freunde in Europa und Amerika angewiesen, die Missionen besorgt hätten und auch künftig zu besorgen bereit seien. Schließlich verspricht er der Regierung, keine neuen Jesuiten mehr aus Europa nach Neu-Granada kommen zu lassen.

Der Präsident mochte mit dieser Erklärung zufrieden sein, aber nicht die liberale Camarilla, in deren Schlingen er sich befand. Die liberale Kammermajorität gab zu verstehen, sie wolle der Regierung die Geldmittel verweigern, wenn die Jesuiten nicht vertrieben würden. Der arme, bedrängte und bestürzte Lopez ließ daher noch einmal den P. Gil rufen, stellte ihm seine Noth vor und schilderte ihm die Gefahr für den Frieden der Republik, weil die Jesuiten den Conservativen als Vorwand und Parteifahne dienten; er mache daher ihn und sein Gewissen

verantwortlich für die Folgen des längeren Verbleibens der Jesuiten. Diesen zugemutheten Selbstmord konnten die Jesuiten nicht begehen; zudem läugnete P. Gil die Richtigkeit der Behauptung, daß sie eine Parteifahne seien. Lopez gab ihm Bedenkzeit bis zum folgenden Tag. Zur bezeichneten Stunde erschien P. Gil vor dem Präsidenten, den er in Gesellschaft seines unvermeidlichen Mentors, des Dr. Murillo, traf. „Was haben Sie also überlegt?" fragte der Präsident. „Ich habe gedacht," lautete die Antwort, „weil man sagt, eine politische Partei bediene sich unser als Vorwand, um durch uns sich zu heben, eine andere aber uns vernichten will, so soll die Regierung uns unter ihren Schutz nehmen, um so das Gleichgewicht herzustellen." Der Präsident war über die unerwartete Antwort verlegen, wußte nicht, was er sagen sollte, und erkundigte sich endlich nach der Gesundheit des P. Gomila, Professors der Physik im Colleg von Bogotá. Dann entließ er den Pater mit den Worten: „Seien Sie versichert, Sie werden nicht hinterlistig geopfert werden;" das sollte heißen, nicht ohne richterliches Urtheil und gegen die Gesetze der Republik.

Die demokratischen Vereine, aufgehetzt von zwei Priestern, Azuero und Alaix, fuhren indessen mit ihren Agitationen fort; die Zeitungen tobten gegen die Jesuiten, und am 26. April 1850 erhielt der Präsident eine neue Bittschrift von 50 Kammermitgliedern für Vertreibung derselben, unter dem wohlfeilen, durch nichts erwiesenen Vorgeben, sie mischten sich in die Politik. Es geschah jetzt beinahe vollständig das, was sich 22 Jahre später im Deutschen Reiche ereignete. Die Feinde der Jesuiten hatten mit Petitionen begonnen; die Freunde fühlten sich auf diesem Felde stärker, und bald liefen Petitionen für Erhaltung derselben ein, die an Zahl und Ansehen der Bittsteller diejenigen der Gegner bei weitem übertrafen. Der Erzbischof, das Domcapitel, die religiösen Orden, die angesehensten Bürger der Hauptstadt, die Handwerker, die Armen der Spitäler, alle baten um Erhaltung der Jesuiten. Die Damen von Bogotá erschienen sogar persönlich als Bittstellerinnen im Palaste des Präsidenten; nur einmal hatten sie dasselbe gethan, im Mai 1816, um die gegen ihre Männer und Söhne erhobene Henkershand Morillo's um Barmherzigkeit anzuflehen. Der arme Präsident aber schauderte vor dem Damoklesschwert über seinem Haupt und jammerte gegen P. Gil: „Meine Lage ist schrecklich: ohne Budget kann ich nicht regieren; beten Ew. Hochwürden zu Gott, er möge mich erleuchten." An Erleuchtung fehlte es weniger, als an Muth und an Freiheit der Bewegung.

Im Geheimen indessen wurde der längst geplante Schlag vorbereitet. Am 20. Mai brach General Obando mit einigen Truppen gegen Popayan auf. In Bogotá traf man Vorbereitungen wie zu einer großen Schlacht; die demokratischen Vereine und die Studenten der Universität wurden bewaffnet, die Stadtwachen verstärkt, die Kanonen aufgefahren. Endlich wurde am 21. Mai das Verbannungsdecret gegen die Jesuiten öffentlich angeschlagen; es war unterzeichnet vom Präsidenten Lopez, von Murillo, von den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges, Paredes und Thomas Herrera. — Als Gründe der Verbannung waren hauptsächlich drei angegeben: 1. Die sogenannte Pragmatik König Karls III. vom 2. April 1767, welche die Jesuiten aus allen spanischen Besitzungen vertrieb. Diese Pragmatik, hieß es, bestehe in Neu-Granada noch zu recht; denn sie sei durch kein späteres Gesetz abgeschafft worden, und die Regierung von 1842 habe durch Einführung der Jesuiten das bestehende Gesetz verletzt. — 2. Der Volkswille habe sich in den Wahlen von 1849 gezeigt; dieser sei den Jesuiten feindselig und habe beabsichtigt, einen Mann an die Spitze zu bringen, der die Energie besitze, die Pragmatik zu vollziehen. Die strengste Durchführung der Gesetze sei nämlich so nothwendig, daß selbst die hochherzigen Gefühle der Humanität sich diesem transscendentalen Bedürfniß unterordnen müßten. Die Executivgewalt habe aber im Repräsentativsystem laut Artikel 101 die strengste Pflicht, den Volkswillen auszuführen. — 3. Das Land sei früher eine spanische Colonie gewesen, darum hätten der Aberglaube und der Fanatismus tiefe Wurzeln darin geschlagen. Die Männer, denen das Volk das Reich der Freiheit und der Demokratie zu wahren anvertraut, hätten die Aufgabe, alle Ursachen der Verfinsterung zu entfernen; es könnten aber die Civilisation und die Industrie nicht gedeihen unter dem tödtenden und verderblichen Einfluß der Doctrinen des Jesuitismus (con la influencia letal y corruptora de las doctrinas del Jesuitismo). — Demzufolge sollen die Jesuiten das Land auf dem Wege verlassen, den ihnen die Gouverneure anweisen; ausgenommen sind die Eingebornen, doch dürfen auch sie nicht als Religiosen leben und angesehen werden; wenn die Landesväter Geld dafür hergeben, so soll die nothwendige Zahl Kapuziner für die Missionen aus Europa verschrieben werden.

Die Leute, welche diese Pragmatik des Absolutismus und der Despotie aus dem Staub und dem Moder herausgruben, nannten sich Republikaner und Demokraten. Die Pragmatik war aber schon von

Ferdinand VII. am 29. Mai 1815 beseitigt worden, und zum Überfluß hatten die neu-granadensischen Gesetze diese Abschaffung noch bestätigt, nachdem schon bei Errichtung der Republik allen Personen, ohne Unterschied der Nation oder des politischen und religiösen Bekenntnisses, also auch den Jesuiten, das Land geöffnet worden war. Der Ruhm, eine so halsbrecherische Juristerei erfunden zu haben, gebührt dem José Vincenz Martinez; dem José Hilario Lopez aber der, seinem republikanischen Präsidentenmantel einen Lappen spanischer Tyrannei und Willkür angeflickt zu haben. Um die Stärke und Allgemeinheit des Volkswillens zu illustriren, der die Vertreibung der Jesuiten forderte, erließ Manuel Maria Franco, der Gouverneur von Bogotá, gleichzeitig mit dem Verbannungsdecret ein Verbot gegen Ansammlungen von zehn und mehr Personen, und ein anderes, über die Maßregeln der Regierung zu sprechen. Das war die republikanische Freiheit in der „Republica la mas democratica del mundo"!

Um drei Uhr Abends desselben Tages erschien der Regierungssecretär Januario Salgav mit drei andern Herren im Colleg der Jesuiten und eröffnete dem P. Gil das Decret nebst dem Befehl, in 48 Stunden abzureisen. P. Gil versprach im Namen aller seiner Untergebenen, sich fügen zu wollen, bat aber um einen Monat Aufschub, damit die Geschäfte geordnet werden könnten. Die Bitte wurde abgeschlagen. Wir versagen es uns, zu beschreiben, wie groß der Schmerz und die Trauer war, welche diese Verordnung unter den Zöglingen, in dem Volke und in der ganzen Bürgerschaft verbreitete, wie viele Thränen geweint wurden, wie sehr besonders der ehrwürdige Erzbischof unter dem Drucke dieser Ereignisse litt; er mußte später einen noch viel bitterern Kelch trinken. Fast Alles strömte in das Colleg, um den Patres Lebewohl zu sagen und zugleich für die eigene Niedergeschlagenheit Trost und Erleichterung zu suchen.

Da der zweite Artikel des Decretes den neu-granadensischen Jesuiten gestattete, als Privatleute zu bleiben, so schien es klar, daß das Decret nicht gegen die Individuen, sondern gegen die Jesuiten als solche, gegen den Orden gerichtet war. Aus diesem Grunde richtete P. Gil, und alle spanischen Jesuiten mit ihm, das Gesuch an die Regierung, ebenfalls als Privatleute und corporative Vereinigung bleiben zu dürfen. Das war nicht ein Gnaden-, sondern ein Rechtsgesuch. Da nämlich die Fremden dasselbe Recht wie die Einheimischen hatten, im Lande wohnen zu dürfen, so verlangte P. Gil bloß dasjenige Recht, welches den Preußen,

Österreichern, Spaniern u. s. f. in Neu-Granada nicht verweigert werden durfte. In der That war die Pragmatik von 1767 entweder gegen die Jesuiten als Corporation oder als Individuen gerichtet: wenn ersteres, so konnte die Regierung nicht die Granadenser ausnehmen; wenn letzteres, so traf die Pragmatik keinen der im Jahre 1850 lebenden Jesuiten, und die spanischen hatten dann dasselbe Recht, in Neu-Granada sich aufzuhalten, wie andere Menschenkinder. Es war aber die Willkür an der Tagesordnung, und die Tyrannei kennt keine Logik und kein Recht. P. Gil erhielt daher den auch anderswo nicht mehr nagelneuen Blödsinn zur Antwort: „Die Regierung befindet sich nicht in der Lage, das Gesuch gewähren zu können.“

Um 3 Uhr 11 Minuten Nachmittags des 23. Mai waren die 48 Stunden abgelaufen. Die Regierung scheint aber das Volk gescheut zu haben; darum wartete man mit der Deportation der Jesuiten bis um 2 Uhr in der Nacht, wo sie dann, theilweise von Studenten und Soldaten insultirt, aus der Stadt geführt wurden. — In Popayan verfuhr General Obando am 3. Juni mit gleicher Gewaltthätigkeit. Sobald die dortigen Bürger von dem Vorhaben Kunde erhielten, verfaßten sie eine Bittschrift, worin sie um Aufschub baten, zugleich mit einem Protest gegen das unconstitutionelle Vertreibungsdecret; innerhalb zwei Stunden bedeckte sich dieselbe mit mehr als 800 Unterschriften. Diesem fügten die Damen von Popayan noch einen eigenen Protest gegen das letal y corruptora hinzu, womit der Präsident die Lehre der Jesuiten beehrt hatte. In Pasto, der eigentlichen Missionsstation, kam das Decret am 8. Juni zur Ausführung. — Die Jesuiten, welche in Neu-Granada geboren waren, damals der Mehrzahl nach noch Scholastiker, hätten zwar, wie gesagt, bleiben dürfen, aber ohne klösterlichen und corporativen Verband; daher zogen auch sie mit ihren Obern und mit den Spaniern ab, gegen welche die Maßregel zunächst gerichtet war. In Bogotá schloß sich ein einziger Jüngling, der Sohn des Gouverneurs von Popayan, den Exilirten nicht an, weil der Vater ihn an der Abreise hinderte. Ungefähr 40 gingen nach Ecuador, die übrigen sammelten sich im Hafen von Santa Marta und schifften sich theils nach Europa (Havre), theils nach Jamaica ein. — Die Anzahl der Jesuiten (Priester, Scholastiker, Laienbrüder) in Neu-Granada war zur Zeit der Vertreibung folgende:

Bogotá, Colleg und Convict . .	12	7	6	=	25
Popayan, „ „ „ . .	6	4	3	=	13
„ Noviziat	4	15	5	=	24
Medellin, Colleg und Convict .	7	1	3	=	11
Pasto, Residenz	3	—	1	=	4
	32	27	18	=	77.

Von Santa Marta aus schrieb P. Gil noch am 21. Juni 1850 einen Brief an den Präsidenten, worin er gegen die ungerechte Anwendung der Pragmatik protestirte, worin er ihn an sein gegebenes Ehrenwort erinnerte, die Jesuiten dürften während seiner Verwaltung im Lande bleiben, wenn nicht ein Gesetz ihre Vertreibung verfügen werde; jetzt seien sie aber nicht durch ein Gesetz, sondern durch einen bloßen Act der Willkür verjagt worden; er erinnert ihn daran, wie Lopez selbst ihm, dem P. Gil, öfter bekannt, es habe nichts Nachtheiliges gegen das Benehmen der Jesuiten gefunden werden können, und wie er ihn noch im October 1849 autorisirt habe, dieses Bekenntniß öffentlich kundzuthun. Er hält ihm vor, wie es eine leichtfertige Injurie gegen den Orden und den Heiligen Stuhl sei, ohne Beweis von der Lehre der Jesuiten zu behaupten, sie sei letal y corruptora. Schließlich protestirt er gegen die eben so frivole Anschuldigung, die Jesuiten hätten sich in politische Händel gemischt.

Durch die Aufnahme der ausgewiesenen Jesuiten in Ecuador unter dem dortigen Präsidenten Diego Noboa schien es beinahe zum Kampfe zwischen Neu-Granada und dieser Republik kommen zu wollen. Hilario Lopez forderte deren Entfernung aus Ecuador unter dem Vorwand, daß die Regierung von Ecuador durch die Jesuiten Unruhen in Neu-Granada errege. Schon wurden beiderseitig Truppen ausgehoben; aber Neu-Granada kannte ein anderes, leichteres und wirksameres Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Es wurde von da aus Revolution und Verrath fast öffentlich in Ecuador angezettelt. In Guayaquil machte die Besatzung am 17. Juli 1851 ein Pronunciamento gegen Noboa. An der Spitze der Truppen, die gegen Neu-Granada aufgestellt wurden, stand der charakterlose und verrätherische General José Maria Urbina; dieser ließ sich am nämlichen Tage zum Präsidenten ausrufen und am 24. Juli in Guayaquil wählen. Noboa wurde gefangen und verbannt. Der drohende Krieg mit Neu-Granada war nun zu Ende, weil Urbina, ein Liberaler vom reinsten Wasser, auf die Forderung des Lopez einging und auch sonst in allen Dingen als gefügiger Satrap Neu-Granada's sich benahm. Dennoch wurden die Jesuiten erst am 18. November 1852,

aber in einer viel rohern und unmenschlichern Weise als selbst in Neu-Granada, vertrieben; dafür wurden sie (53 an Zahl) um so freundlicher von Carrera in Guatemala, wohin sie sich begaben, aufgenommen.

In Neu-Granada, welches jetzt ganz von den Clubs und den Freimaurern beherrscht wurde, hatte die Vertreibung der Jesuiten, wie fast überall, wo sie sich ereignet, einen heftigen Culturkampf im Gefolge, der mit einer Reihe von Maigesetzen (im Mai 1851) begann.

Am 9. Mai erschien ein Gesetz, das alle auf den passiven Gehorsam gegründeten Vereine, also alle Klöster aufhob; zugleich wurde allen Mönchen, Nonnen und Religiosen Schutz versprochen, welche aus den Klöstern austreten, ihre Gelübde brechen und Apostaten werden wollten; dem Erzbischof aber wurde das vom Heiligen Stuhl 1835 verliehene Visitationsrecht der Klöster untersagt. Am 14. Mai wurde die kirchliche Gerichtsbarkeit (fuero eclesiastico) ohne Rücksprache mit dem Heiligen Stuhl aufgehoben; der Erzbischof, die Bischöfe und alle Geistlichen wurden den weltlichen Gerichten für alle Angelegenheiten, sogar „wegen schlechter Ausübung ihrer geistlichen Functionen“, unterstellt. Am 27. Mai wurde den Gemeindevorständen (dem Cabildo parroquial) das Recht übertragen, ohne Zuziehung der Kirchenbehörden die Pfarrer zu wählen, wie auch das Einkommen derselben und das der Kirchen willkürlich zu schmälern. Am 30. Mai wurden alle zu wohlthätigen Zwecken rechtmäßig bestehenden Renten der Kirche entzogen und dem Staate zugesprochen. Ein Gesetz vom 1. Juni verbot die Verleihung von Kanonikatsstellen ohne vorherige Beistimmung der Majorität der weltlichen Räthe in den betreffenden Bisthümern. Andere Gesetze hoben die Zehnten auf, zogen die Güter des Seminars von Bogotá zu Gunsten des National-Collegiums ein, decretirten das Inspectionsrecht der Laiengewalt im Seminar, während doch in der Constitution zur Übertölpelung der Leichtgläubigen die Unwahrheit stand, der Unterricht, die Presse und die Religion seien frei. Außerdem standen noch andere Gesetze in Sicht: vollständige Trennung zwischen Kirche und Staat wurde bereits im März 1852 von Lopez beantragt und am 15. Juni 1853 zum Gesetze erhoben, gleichsam zum Spott, nachdem die Kirche ausgeraubt war. Der Staat machte ferner Miene, das Recht, Bisthümer zu errichten und zu circumscribiren, beanspruchen zu wollen, ebenso die kirchliche Jurisdiction für alle, vom Staate zu irgend einer Pfründe ernannten Geistlichen zu erzwingen. Auch die Civilehe stand in Vorschlag. Endlich

wurde ein älterer Gebrauch der Vornahme sechsmonatlicher Examina für die Pfarrconcurse den Bischöfen in der Weise von der Regierung zur Pflicht gemacht, daß ein Nachbarbischof sie abhalten sollte, wenn der Diöcesanbischof es unterließe.

Der Episcopat widersetzte sich pflichtgetreu und kräftig dieser muthwilligen Arroganz der wild gewordenen Staatsgewalt. Pius IX. trat in verschiedenen Rescripten an die Regierung, besonders aber in der Allocution vom 27. September 1852, dagegen auf. Es brach nun eine wahre Verfolgung aus, unter welcher mehrere Bischöfe, viele Priester und noch mehr Religiosen schwer zu leiden hatten. Besonders war es auf den wackern und muthigen Erzbischof von Bogotá, Manuel José de Mosquera, abgesehen. Da er sich weigerte, die Pfarrexamina im Auftrag der Regierung vorzunehmen, so fand sich leider ein unwürdiger Geistlicher, der Capitels-Vicar von Antioquia, welcher am 1. März 1852 diese Examina für die Erzdiöcese Bogotá ausschrieb. Papst Pius IX. erließ sofort ein ernstes Mahnschreiben an denselben, der Erzbischof aber ein Circular, worin er das Unterfangen als null und nichtig erklärte und die Gläubigen warnte, demselben nachzukommen. Sogleich wurde der Erzbischof in Anklagezustand versetzt, und die Regierung forderte ihn kraft des oben erwähnten Gesetzes vom April 1845 auf, seine oberhirtliche Jurisdiction zu suspendiren und einem Andern zu übertragen. Natürlich fügte sich der Erzbischof dieser Ungeheuerlichkeit nicht, weil er ein Amt, das er nur von Gott und dem Heiligen Stuhl erhalten, nicht abtreten konnte. Es wurde ihm also von einem Senat der Proceß gemacht, der Richter und Partei zugleich war. Das Urtheil lautete: weil der Erzbischof vor dem Congreß und der Executivgewalt die Maigesetze einen Übergriff in die Rechte der Kirche genannt, und weil er die Gläubigen durch einen öffentlichen Erlaß zum Ungehorsam gegen den Capitels-Vicar von Antioquia verleitet habe, so solle er in's Ausland verbannt werden. Der edle Dulder mußte krank abreisen und kam über New-York, Amiens bis Marseille, wo er 10. December 1853 starb, bevor er sein Reiseziel, Rom, erreicht hatte. — Das waren die Zustände in Neu-Granada unter Hilario Lopez, von denen Sybels bekannter historischer Vexirspiegel (Hist. Zeitschr. XXXIII. 322) berichtet, es sei „vielleicht die glänzendste Periode, die in der Geschichte Neu-Granada's sich findet", gewesen.

Es brach nun eine Zeit großer Verwirrung, politischer Verfassungsänderungen und Parteihaders über Neu-Granada herein. Seit dem

1. April 1853 war der oben erwähnte José Maria Obando Präsident, und mit ihm trat (20. Mai) eine sehr liberale Föderativ-Verfassung in's Leben. Viele Liberale waren indessen über das maßlose Treiben ihrer Partei kopfscheu geworden; sie spalteten sich daher in Gemäßigte und Radikale. Letztere erregten unter der Führung des Generals José Maria Melo am 17. April 1854 eine Revolution und stürzten Obando in Bogotá. Aber auch Melo konnte sich nicht halten und wurde am 4. December 1854 von Mosquera gefangen genommen, worauf zwei Vicepräsidenten nach einander das Amt und die Stelle des abgesetzten Obando bis zum Ablauf seiner Amtsdauer (1. April 1857) nominell bekleideten. Hierauf erhielt wieder ein Conservativer, der allgemein geachtete und fähige Mariano Ospina, die Präsidentenwürde. Zwar ging auch unter ihm und gegen sein Bemühen die auflösende, decentralisirende Strömung weiter voran, so daß der Staat den bisherigen Namen „Republik Neu-Granada" am 22. Juni 1858, seinem Wesen entsprechender, in „Granadische Conföderation" umänderte. Auf kirchlichem Gebiete jedoch zeigte sich einige Besserung.

Der neue Erzbischof, Antonio Herran, wagte es, wieder einige Jesuiten nach Bogotá zu berufen. Am 18. Februar 1858 langte P. Paul Blas mit zwei andern von Guatemala her in der Hauptstadt an. Mehrere folgten später, und sie erhielten das Colleg St. Bartholomäus von der Regierung überwiesen. „Im Vertrauen auf den Schutz der Verfassung, welche mit der freien Ausübung jedes Cultus auch jedem religiösen Orden das Recht der Niederlassung und den Schutz der Gesetze gewährleistete, wohnten, wirkten und lehrten die Jesuiten dort unbehelligt und ohne jede Einmischung in die politischen Parteikämpfe." [1] Die Ruhe dauerte jedoch nur kurze Zeit. Gegen die Regierung und gegen den Congreß erhoben die Föderalen, welche sich Liberale nannten, die Anklage, daß sie die äußerst lockere Föderal-Union strammer zu bilden und, der Verfassung von 1858 sowie dem Föderativ-Vertrag zuwider, die Macht und die Befugnisse der General-Regierung zu stärken suchten.

An die Spitze dieser Unzufriedenen stellte sich Thomas Cyprian Mosquera, der ehemalige „conservative" Präsident, der Bruder des glorreichen Erzbischofs. Derselbe wird als ein principienloser, aber talentvoller und energischer Wüstling geschildert, der die Revolution

[1] Augsb. Allg. Ztg., 1861, S. 4834.

hervorbringe und die Anarchie nur als Mittel zur Befriedigung seiner Herrschsucht benutze [1]. Mosquera riß als Gouverneur von Cauca diesen Staat am 8. Mai 1860 vom gemeinsamen Verbande los und wurde Dictator des getrennten Staates: andere Staaten schlossen sich alsbald an. Ein langwieriger und blutiger Bürgerkrieg entstand, in welchem die Regierungstruppen meistens den Kürzern zogen. Am 18. Juli 1861 zog Mosquera im Triumph in Bogotá ein, nachdem Julio Arboleda, der am 1. April 1861 dem Ospina in der Präsidentschaft gefolgt war, die Stadt geräumt hatte. Der Staat erhielt nun wieder eine neue Verfassung und zur Abwechslung am 20. September den neuen Namen: „Vereinigte Staaten von Columbien."

Acht Tage nach seinem Einzug in Bogotá (solche Eile hatte dieses Geschäft) erließ der Usurpator Mosquera unter dem Titel „provisorischer Präsident" ein Decret, am 26. Juli, um die Jesuiten, die sich daselbst unter dem Schutze der „freiesten Verfassung der demokratischsten aller südamerikanischen Republiken" befanden, aus dem Lande zu vertreiben. Welche Mittel und Lügen die Liberalen angewandt, um das einfältige, arglose Volk zu bethören und in die Revolution zu verhetzen, wie die Revolutionssoldaten auch zu einem Einbruch in's Jesuiten-Colleg verleitet wurden, dann aber nach erkanntem Irrthum nur eine Erfrischung forderten und schließlich sogar zu beichten begehrten, das alles ist schon früher in den „Stimmen" (Bd. I. S. 218. 355) erzählt worden. Es ist möglich und nicht unwahrscheinlich, daß die eigentlichen Rädelsführer einen andern Ausgang dieses Sturmes gewünscht hätten, und daß ihnen das Fehlschlagen desselben nicht sehr gelegen kam; jetzt mußten sie selbst Hand an's Werk legen und durch ein Decret die Jesuiten verjagen. Unter den Motiven desselben war zu lesen: — die Patres seien ohne staatliche Erlaubniß gekommen; nach welchem Gesetz sie eine Erlaubniß brauchten, wurde nicht gesagt. Man las ferner: in einer Gesellschaft, worin der passive Gehorsam gelobt werde, seien die Personen nicht frei, und die Obern nöthigten sie, gegen den der weltlichen Obrigkeit schuldigen Gehorsam zu handeln. Die Patres hätten im gegenwärtigen Krieg für die Centralisten Partei genommen, denn sie hätten den Soldaten Medaillen ausgetheilt, und dieses wird so bewiesen: Die Gefangenen, welche bei Chaguani, Sobachoque und Usaquen gefangen genommen wurden, haben solche Medaillen vorgezeigt. Ferner heißt es:

[1] Histor.-polit. Bl., Bd. 57, S. 847.

Die Gesellschaft Jesu hegt feindselige Gesinnung gegen den öffentlichen Frieden (wird ohne Beweis geglaubt); — darum hat die hohe Polizei alle Mitglieder unverzüglich aus dem Lande zu jagen, als Verletzer der Gesetze und als Feinde der Regierung der Vereinigten Staaten. Der Vorstand des Bundesdistricts ist mit der Ausführung beauftragt.

Dieses brutale, eines wildrohen Gaucho würdige Decret wurde pünktlich ausgeführt. Ein britischer Dampfer brachte die 13 landesgefährlichen Jesuiten von Cartagena her nach Aspinwall in Panama. Von da begaben sie sich nach dem gastfreundlichern Havaña. In Columbien aber wurde darum das Glück und die Ruhe nicht heimischer. — Gleichzeitig mit den Jesuiten wurde auch der päpstliche Delegat Msgr. Ledochowsky, der jetzige vielgeprüfte Erzbischof von Gnesen und Cardinal, vertrieben. Wie das erste Mal, so war auch dieses Mal die Verjagung der Jesuiten Signal eines heftigen Culturkampfes. Schon in der Allocution vom 12. October 1861 hatte sich Pius IX. nicht nur über diese beiden Gewaltacte, sondern auch über das höchst ungerechte Gesetz zu beklagen, welches allen Geistlichen ohne staatliche Erlaubniß geistliche Functionen auszuüben verbot. Über die Stärke und die Wuth der Kirchenverfolgung erhalten wir Kunde in der Encyclica vom 17. September 1863 an die Bischöfe von Neu-Granada.

Pius IX. klagt darüber, daß die Kirchengüter geraubt und verkauft worden seien; daß der Kirche das Besitz- und Erwerbsrecht entzogen, dagegen allgemeine Religionsfreiheit eingeführt worden sei; daß die Klöster beiderlei Geschlechtes aufgehoben wurden; daß es den Geistlichen unter Strafe der Verbannung, den Laien aber unter Geld- und Kerkerstrafen verboten sei, Bullen und Breven des Heiligen Stuhles zu publiciren; daß die nämlichen Gesetze das Exil über die Geistlichen verhängten, welche diese kirchenräuberischen Bestimmungen nicht anerkennen wollten; daß kein Geistlicher sein Amt verwalten dürfe, wenn er nicht die Constitution, die bisherigen ungerechten und alle zukünftigen Gesetze beschwöre; daß bereits viele Bischöfe und Priester in Verbannung und in drückendstes Elend getrieben, viele andere in die Gefängnisse geworfen worden seien; daß die Religiosen und die Gott geweihten Jungfrauen nicht nur unbarmherzig aus ihren Klöstern verjagt worden, sondern daß die Regierung sogar drohe, sie auch aus den Privatwohnungen der Gläubigen zu werfen, wo sie bisher mitleidsvolle Aufnahme gefunden. Besonders drückt der Papst seinen Kummer und seinen Schmerz darüber aus, daß es eine Anzahl Staatspfarrer gebe, welche es gewagt hätten,

den gottlosen Gesetzen sich zu unterwerfen und ihnen Gehorsam zu schwören.

Über die Früchte und die Segnungen dieses Culturkampfs-Regimentes berichtete ein höchst liberales Blatt von Bogotá (La Opinion, Mai 1865) vier Jahre später: „Das Elend zeigt überall auf die verschiedenartigste Weise seine Lumpen. Noch nie sah man eine solche Masse von Bettlern; nicht eine einzige Industrie ist vorhanden, von der man sagen könnte, sie prosperire, und dem arbeitsamen Manne bieten sich jetzt nur noch wenige Aussichten dar.“ Also Jesuitenvertreibung, Culturkämpfe, Kirchenraub, Volksverarmung, das sind die Stufen, auf welchen die liberalen Freimaurer-Regierungen die Völker zu ihrem vielgepriesenen Aufschwung und Glücke führen.

R. Bauer S. J.

Ernst Renan.

Ein neues Buch und eine alte Vorrede.

„Seit meiner Jugend habe ich diese Arbeit vorbereitet. Die sieben Bände, aus welchen sie besteht, haben mich 20 Jahre gekostet.“ So Ernst Renan in der Vorrede seines im laufenden Jahre erschienenen „Marc-Aurèle et la fin du monde antique“, der sich bereits am 3. April desselben Jahres, neben den älteren Bänden, in den Index librorum prohibitorum eingetragen fand [1].

Wiederum also ein Kapital an Talent und Kenntnissen nutzlos vergeudet: nutzlos für den Autor, dessen eigen es war; nutzlos für Gott und Menschheit, die einen Zins einzufordern haben von einem jeden Talente, das geboren wird auf Erden.

Renan's Bücher sind Schöpfungen des Talentes; sie verrathen einen scharfen, findigen Geist, treu bis in den Tod einer falschen Prämisse, unerschöpflich in Auskunftsmitteln, wohlbewandert in den Hilfswissenschaften, der Sprache Meister. Das und die Frivolität — um nicht zu sagen: die Gottlosigkeit — seiner These hat ihm den traurigen Vorzug

[1] Seither hat der Autor ein weiteres, jedoch nicht zur selben Gruppe wie die übrigen gehöriges Buch: L'Ecclésiaste, erscheinen lassen, das seinen Weg in den Index gleichfalls gefunden hat.

eingetragen, nächst Voltaire am meisten mitgewirkt zu haben zur Vergiftung des Seelenlebens derjenigen Nation, die sich „die große" nannte und nennt.

Marc-Aurèle ist, wie bemerkt, der jüngste unter sieben Brüdern, die den gemeinsamen Familiennamen: „Histoire des origines du christianisme", führen. Wohl niemals haben sieben Brüder einander so ähnlich gesehen, wie „Das Leben Jesu", „Die Apostel", „St. Paul", „Der Antichrist", „Die Evangelien", „Die Urkirche" und „Mark Aurel". Die Vorreden sind aus einem Geiste, die Bücher selbst aus einem Guß. Selbstverständlich ist hier die Vorrede zum „Leben Jesu" grundlegend. Sie entwickelt das Programm, das dann in den sieben Bänden ausgeführt wird; sie gibt das Motiv an, über welches die sieben Bände phantasiren. Wir greifen darum auf die alte Vorrede zurück.

Der Standpunkt des Verfassers ist einfach und klar. Ihm zufolge entbehrt das Übernatürliche der Realität. Es hat niemals ein historisch beglaubigtes Wunder, eine historisch verbürgte Offenbarung oder Inspiration gegeben. Darum existiren dieselben für die Wissenschaft auch nicht. Eine wissenschaftlich gehaltene Entstehungsgeschichte des Christenthums hat aller dieser Dinge zu entrathen: sie hat das Christenthum zu erfassen als eine Äußerungsform der dem Menschenherzen eigenthümlichen Religiosität, im Wesen eins mit Heidenthum, Buddhismus und Islam, wenn auch reiner, erhabener, fruchtbarer als diese. Christus ist ihr kein Gott, aber der liebenswürdigste der Menschen und der größte Wohlthäter seines Geschlechtes; seine Religion in ihren verschiedenen Gestaltungen ist die Religion der civilisirten Welt geworden, die letzte und höchste Vorstufe jener lauteren Gottesanbetung „im Geiste und in der Wahrheit". Darum hat bei Auslegung der heiligen Bücher die Wissenschaft alles Wunderbare von vornherein als Legende zu betrachten und, nach den Regeln der vergleichenden Mythologie, den darin verborgenen historischen Gehalt zu heben.

Wir nannten Renan's Standpunkt einfach und klar — ja, und auch consequent ist er. Denn, ist einmal das Übernatürliche ein Märchen, dann ist auch das Christenthum eitel Mythologie, und dessen Stifter mag sich obendrein bedanken für die glimpfliche und selbst rücksichtsvolle Behandlung, die er zu Handen des Herrn Professors erfährt. Von jener Voraussetzung ausgehend, verarbeitet Renan, was heilige und profane Quellen über die Anfänge des Christenthums melden; er vergleicht, combinirt, corrigirt, restituirt, conjecturirt als geschulter Kritiker. Er-

gibt sich schließlich ein Zerrbild, so tragen nicht die Gesetze der Logik die Schuld, sondern der Hohlspiegel, mit welchem der Meister operirte und in welchem jeder Adonis zum Midas werden mußte. Es verfinge deßhalb auch nicht, wollten wir, sei es aus den sieben Bänden oder aus Mark Aurel allein, eine Blüthenlese veranstalten. Unseren gläubigen Lesern würde das allenfalls einen wohlfeilen, aber zugleich mehr als nutzlosen Zeitvertreib bereiten; sie würden sich freuen, daß selbst die gewandteste, im Dienste des Unglaubens stehende Feder nichts Schlimmeres, sie würden sich grämen, daß sie so Schlimmes zu Tage gefördert. Erreicht wäre damit offenbar nichts.

Worauf es ankommt, das ist nicht die Anwendung, sondern die Voraussetzung, nicht das neue Buch, sondern die alte Vorrede. Renan selbst hat mit anerkennenswerther Genauigkeit das Feld abgesteckt, wo die Geisterschlacht geschlagen werden muß. „Jeglicher Discussion über derartige Gegenstände,“ erklärt er S. IX der erwähnten Vorrede, „liegt die Frage vom Übernatürlichen zu Grunde. Ist das Wunder, ist die Inspiration gewisser Bücher Thatsache, dann ist unsere Methode verabscheuungswürdig (détestable). Ist das Wunder, ist die Inspiration jener Bücher ein wesenloser Wahn, dann ist unsere Methode die richtige.“ Und ein paar Seiten vorher: „Ist das Wunder etwas Wirkliches, so ist mein Buch weiter nichts, als ein Gewebe von Irrthümern (un tissu d'erreurs). Sind die Evangelien inspirirte Bücher, also von A bis Z buchstäblich wahr, dann habe ich sehr unrecht daran gethan, daß ich mich nicht darauf beschränkte, mit den Harmonisten die vier Texte zu einem Ganzen voller Weitschweifigkeiten und Widersprüche aneinanderzustückeln. Aber ist im Gegentheil das Wunder ein Unding, dann durfte ich mit vollem Recht die Bücher, welche Wunderberichte enthalten, als ein Gemisch von Geschichte und Dichtung, als mit Ungenauigkeiten, Irrthümern und systematischen Entstellungen gesättigte Legenden auffassen. Gleichen die Evangelien allen übrigen Büchern, dann durfte ich sie mit Fug und Recht behandeln, wie ein Erforscher des griechischen, arabischen oder indischen Alterthums die ihm vorliegenden legendenhaften Urkunden behandelt.“

Ja, so ist's! Auf die Frage vom Übernatürlichen kommt es einzig an, und diese Frage leidet einzig und alleinig eine zweifache Lösung: Entweder — Oder! Im Lichte dieser Frage erwogen, ist Renan's Werk entweder köstlich oder verabscheuungswürdig, entweder eine Zierde der Literatur oder gelogen von A bis Z. Entweder — Oder! ein Drittes gibt es nicht.

Eines möchten wir hier betonen: es ist Renan selbst, der uns die allzu herb lautende These aufnöthigt. Wir finden keine Freude daran, einem Autor nachzurufen: „Guter Freund, Ihr Buch ist detestabel!" oder hinter ihm her, mit der Kinderschaft irgend eines süddeutschen Gaues, den Reim zu singen:

„Eia, Eia, Fiedelbogen!
Was du sagst, ist All's verlogen!"

Auch wir wissen, was Sitte und Anstand ist; wir wissen, mit dem Hut in der Hand kommt man durch's ganze Land. Aber der Herr Professor läßt uns mit seinem Entweder — Oder keine Wahl; er selbst drückt uns statt des Rapieres die Keule in die Hand — nun denn, es sei!

Und doch! unser Herz drängt uns, ihm für's Erste noch etwas Liebes zu sagen. Für Eines, Herr Professor, sind wir Ihnen von Herzen verbunden. Sie hätten den Schwerpunkt der Erörterung auf die Frage von der Möglichkeit des Übernatürlichen verlegen können; stand es ja bei Ihnen, den Kampfplatz abzustecken. Sie haben es nicht gethan. Jene Frage war eine abstrusere; deren Erörterung wäre demnach eine heiklere gewesen, vielleicht auch eine langweiligere geworden. Sie entheben mich derselben, weil Sie in jener Frage ein philosophisches und darum außer dem Bereich Ihrer kritischen Untersuchungen liegendes Problem erkennen — S. LV f. des zweiten Bandes. Sie geben S. XCVI des ersten Bandes die werthvolle Erklärung ab: „Nicht auf Grund dieses oder jenes philosophischen Systems, sondern auf Grund constanter Erfahrung verweisen wir das Wunder aus der Geschichte. Wir sagen nicht: das Wunder ist unmöglich; wir sagen: bis auf diese Stunde hat es kein verbürgtes Wunder gegeben." Wir nehmen diese Erklärung zu Protokoll und stellen uns bereitwilligst auf den Boden, welchen Sie selbst als den wissenschaftlich richtigeren bezeichnen.

Die angeführten Worte enthalten zugleich den Grund, dessenthalben Renan die Wunder läugnet: sie sind ihm nicht hinreichend verbürgt. „Die Frage nach dem Übernatürlichen," schreibt er S. IX, „ist in unseren Augen durch den einen Grund mit vollständiger Gewißheit entschieden, daß man keine Ursache hat, an ein Ding zu glauben, dessen Spur die Erfahrung in der ganzen Welt nicht nachzuweisen vermag."

Wahrhaftig, Herr Professor! also auch nicht eine Spur! und das in der ganzen Welt! in dieser Welt, die so groß und lang und breit

ist! Welch einen erstaunlichen Fleiß müssen Sie es sich haben kosten lassen, um all das Material zu revidiren, alle die Wunder zu reduciren, von denen die Jahrhunderte wiederhallen, alle die großen und kleinen Propheten auf die Pensionsliste zu setzen und alle Inspiration wegzublasen! Wahrhaftig, Herr Professor, Sie sind ein großer Mann!

Aber nein, Renan hat sich die Sache etwas leichter gemacht. Auf das Detail läßt er sich nicht ein. Wie David mit einem einzigen Stein den Riesen Goliath zu Boden wirft, so schafft er mit einem einzigen Beweise das Übernatürliche aus der Welt. Und welches ist dieser wunderthuende Beweis? Die Wunder der Vergangenheit, sagt er, waren nicht hinreichend verbürgt, weil sie nicht hinreichend verbürgt sein konnten. „Kein einziges Wunder läßt sich namhaft machen, das sich vor Zeugen zugetragen hätte, die fähig gewesen wären, es zu constatiren" (S. VI). „Hierin ist weder der gemeine Mann noch der gebildete Laie competent. Hier thut die äußerste Vorsicht und eine durch andauernde Übung gewonnene Vertrautheit mit wissenschaftlicher Untersuchung noth" (S. XCVI). „Eine Beobachtung, die auch nicht eine Ausnahme leidet, belehrt uns, daß Wunder einzig in denjenigen Zeiten und Gegenden vorkommen, wo man an dieselben glaubt, und vor solchen Personen, die einen Hang zu glauben haben. Kein einziges Wunder hat stattgefunden vor einer Versammlung von Männern, die fähig gewesen wären, den wunderbaren Charakter des Vorganges festzustellen" (S. XCV f.).

Ja, Herr Professor, das ist in der That ein Jammer. Kommt da der gemeine Mann — Fischersleute wie Petrus, Johannes und Jakobus, ein Zolleinnehmer wie Matthäus, alles Leute, die nicht einmal ihr Abiturienten-Examen gemacht haben —, kommen da ein paar gebildete Laien — Lucas der Maler, und Saulus, der zu Gamaliels Füßen gesessen, — und wollen uns hundert und ein Wunder weiß machen. Aber, ihr guten Leute, seid ihr euch denn eurer laienhaften Ungebildetheit so gar nicht bewußt? Seht ihr nicht ein, daß sich der Mangel an Erfahrung in wissenschaftlichen Untersuchungen nimmermehr ersetzen läßt durch jenen Hang zum Glauben, der euch in so trauriger Weise kennzeichnet? Habt ihr vergessen, daß ihr euch schreibt aus einer Zeit, die sogar noch weit hinter dem „finstern" Mittelalter liegt, und aus einem Lande, das eben auch hinter den Ländern liegt, wo das große Licht der Aufklärung aufgegangen ist, und hinter Paris, der großen Stadt, wo die Professoren wie Pilze hervorschießen und wo hoch thronen die Akademiker?

„Ja!“ ruft Renan aus (S. XLIV des zweiten Bandes), „ein Wunder, das sich in Paris zutrüge, unter den Augen competenter Gelehrten, das müßte jeglichem Zweifel ein Ziel setzen.“

Einverstanden, Herr Professor!

„Angenommen, morgen stellt sich ein Wunderthäter ein, der wirklich begründete Ansprüche auf unsere Beachtung erhebt; angenommen, er erklärt sich im Stande, z. B. einen Todten zu erwecken — was hätte zunächst zu geschehen? Eine Commission müßte ernannt werden, bestehend aus Physiologen, Physikern, Chemikern, in der Geschichtskritik erfahrenen Männern. Diese Commission wählt einen Leichnam, sie versichert sich auf's Gewissenhafteste des eingetretenen Todes, sie bezeichnet für das bevorstehende Experiment einen Saal, sie vereinbart ein ganzes System von Vorsichtsmaßregeln, so viele deren nöthig sind, um jeden Zweifel abzuschneiden. Würde dann, unter solchen Bedingungen, die Todtenerweckung wirklich stattfinden, so wäre allerdings eine einer Gewißheit beinahe gleichkommende Wahrscheinlichkeit gewonnen. Da indessen ein Versuch nach Belieben wiederholt werden kann; da man im Stande sein muß, was man einmal vollbracht hat, wieder zu vollbringen; und da überhaupt, in Hinsicht auf das Wunderbare, der Unterschied zwischen Leicht und Schwer wegfällt: so wäre alsdann der Thaumaturgus aufzufordern, sein Wunder unter veränderten Umständen, an anderen Leichnamen, in anderer Umgebung zu wiederholen.“

Herr Professor, soll ich Ihnen eingestehen, daß ich Ihre Idee ganz vortrefflich finde? Eine Commission, ein Leichnam — was ist leichter zu beschaffen, als diese beiden Dinge! Ein Wunderthäter — wird sich am Ende auch noch auftreiben lassen. Und diese Drei beisammen in der Klinik zu Paris, unter den Augen der Akademie, im Augapfel der Welt: wo könnte der Wahrheit ein glorreicherer Sieg, wo dem Irrthum eine empfindlichere Niederlage werden? Also einverstanden, Herr Professor; und damit die Sache desto schneller von Statten gehe, lassen Sie uns die Arbeit theilen: sorgen Sie für den Leichnam und den Wunderthäter, derweilen ich mich nach der Commission umsehe.

Die Commission mag dann den ganzen Span ausfechten. Sie wählt den Saal, setzt die Bedingungen fest, bestimmt die Zahl der Sitzungen, sie veranstaltet das Cadaver-Experiment. Mittlerweile mischen wir Beide uns unter die Zuschauer, und je nach dem Ausfalle des Versuches ist dann entweder Ihr Buch oder mein Essay detestabel, entweder jenes gelogen oder dieser. So soll es sein.

Bevor ich mich indessen heute von Ihnen verabschiede, Herr Professor, lassen Sie mich ein paar Worte an Ihr Gefolge richten, an die Krethi und Plethi des Unglaubens, welche hinter Ihnen einhermarschiren oder gar an Ihren Rockschößen hängen.

Da finde ich den „gemeinen Mann" in der Blouse: Arbeiter in Kohlengruben, in Eisenwerken, in Glasöfen, in Seidenspinnereien, Hutmacher, Tapetenwirker, Kunstschreiner. Da finde ich den „gebildeten Laien": Schreiber — Kanzleischreiber, Dorfschreiber, Stadtschreiber; Beamte — Maires, Unterpräfecten, Präfecten; Soldaten — Unteroffiziere, Offiziere, Kapitäne; Minister — werdende, seiende und gewesene; Schullehrer und Literaten, Börsenmänner und Demagogen, all die Flitter- und Jammergestalten unserer Civilisation. Ihnen allen ist durch Flugschriften, Vorträge oder Aftererziehung im Geiste der Vie de Jésus der Kopf verdreht worden; sie alle schreien: Es gibt kein Wunder, keine Übernatur, kein Jenseits!

Gemach, ihr Guten! — Habt ihr's nicht vorhin aus dem Munde des Altmeisters vernommen, daß über dergleichen Dinge abzusprechen nicht Jedermanns Sache sei? „Hierin ist weder der gemeine Mann noch der gebildete Laie competent." Habt ihr's gehört? „Hier thut die äußerste Vorsicht Noth." Habt ihr diese auf die Prüfung des Übernatürlichen angewendet, ihr Blousenmänner bei eurer Arbeit, ihr Schreiber hinter euren Pulten, ihr Beamte hinter euren Acten, ihr Soldaten unterm Gewehr, ihr Minister in euren Verlegenheiten? — „Hier thut eine durch andauernde Übung gewonnene Vertrautheit mit wissenschaftlichen Untersuchungen Noth." Habt ihr's gehört? Hattet ihr jemals Muße, euch diese zu erwerben? Also fort mit euch Allen in den für die Zuschauer reservirten Raum, und da harret schweigend und aufmerksam dessen, was die Commission zu Tage fördern wird.

* * *

Ich habe über unser Commissions-Project geschlafen und, aufrichtig gesagt, herzlich schlecht geschlafen. Die Sache ist so einfach gar nicht, wie sie sich auf den ersten Blick darstellte. Hören Sie, Herr Professor, wie's mir erging.

Da hatte ich soeben die Augen zugedrückt und war im Begriffe — wenn man das überhaupt noch einen Begriff nennen kann —, auch die Klappen meines Denkvermögens zuzudrücken, da stellte sich knapp vor Thorschluß eine Sextaner-Reminiscenz ein. Commission, summte es

mir im Kopfe, kommt von committo, commisi, commissum, committere. Ist's nicht so, Herr Professor? Eine Commission ist also kein sich selbst setzendes Ding, sie muß von sonst Jemand commissionirt, ernannt, gewählt oder eingesetzt werden. Genau so verhält es sich mit unserem deutschen „Ausschuß", der, secundum etymon, von sonst Jemand „ausgeschossen" werden muß. Und sagen Sie mir nicht, Herr Professor, daß es Schüsse gibt, die von selber losgehen, denn auch diese müssen vorher wenigstens von sonst Jemand geladen worden sein. Zudem sagen Sie ja selbst in der citirten Stelle: „Eine Commission müßte ernannt werden."

Wer nun soll die von uns projectirte Wunderprüfungs-Commission ernennen?

Die nächstliegende Antwort wäre allenfalls die, daß wir Beide das am besten selber besorgen könnten. Indessen, von anderen nicht unwichtigen Erwägungen abgesehen, empfiehlt uns, dünkt mir, schon die Rücksicht der Bescheidenheit, dieses Auskunftsmittel nicht an die erste Stelle zu rücken; auch dürften über dasselbe die folgenden Erörterungen ein Licht verbreiten, welches uns der Nothwendigkeit einer specielleren Besprechung enthöbe.

Daß ich Ihnen etwa gar den Papst für die gewünschte Liebewaltung vorschlage, dessen versehen Sie sich, Herr Professor, doch sicherlich nicht. Und wirklich, einer derartigen Bosheit bin ich nicht fähig.

Wer kommt dann aber in Betracht? Beginnen wir mit der weltlichen Obrigkeit. Die ist freilich verschieden in den verschiedenen Ländern: weiß-blau-roth, weiß-roth-schwarz, hie schwarz, dort roth, und dazwischen fast farblos in zahllosen Schattirungen. Doch klopfen wir einmal an der Thüre des Präsidenten der französischen Republik, Herrn Jules Grévy. Überreicht er ja Cardinalshüte, ernennt und entläßt Ministerien und geht eben jetzt, wenn ich mich recht entsinne, damit um, eine Commission von wegen des Sahara-Meeres zu ernennen: warum sollte er nicht ebensowohl unsere Wunderprüfungs-Commission einsetzen?

Aber genauer betrachtet ist eben doch ein Wunder eine vom Sahara-Meer, von einem Ministerium und selbst von einem Cardinalshute himmelweit verschiedene Sache, und es läßt sich nicht einfach sagen: Wer das Eine kann, kann auch das Andere.

Und dann — praktisch genommen hat die Sache eine Unzahl Haken und Häkchen. Meinen Sie, der Präsident werde sich trotzdem uns zu-

liebe auf so etwas einlassen? Nimmermehr! Höflich bedanken wird er sich für das ihm von uns entgegengebrachte Vertrauen.

Aber an wen sollen wir uns wenden? an den Fürsten Bismarck? an den Premier Gladstone? Nein, nein: wir kommen mit einem einzelnen Lande oder Potentaten nicht aus; wir brauchen eine breitere Basis für unsere Bestrebungen, und die wäre — daß uns der Gedanke doch erst jetzt einfallen mußte! — die wäre der Congreß. Fürwahr, es ist etwas Großes um die Congresse; schreibt sich doch alles Gute und Herrliche auf dem Continente eben von den Congressen her: Friede, Freiheit, Ruhe, Wohlstand, aber auch gar Alles. Also der nächste Congreß könnte, neben Regelung der türkischen Staatsschuld und der armenischen Reformen, obendrein wohl auch der ehrenvollen Aufgabe sich unterziehen, unsere Wunderprüfungs-Commission zu ernennen. Doch warum erst auf den nächsten Congreß warten? Haben wir doch eben jetzt die in Konstantinopel tagende und sich vertagende Conferenz [1].

Aber nein, ein gewöhnlicher Congreß reicht hier nicht aus. Ist doch die Frage nach dem Übernatürlichen keine solche, die einzig die paar Großmächte anginge, sie ist eine allgemein menschliche. Wir brauchen also einen Weltcongreß im weitesten Sinn des Wortes. Nicht bloß die Bevollmächtigten der Großmächte hätten an demselben theilzunehmen: auch Portugal und Dänemark, Serbien und Rumänien, S. Marino und Andorra, der Großtürke und der Negus, Haiti und Cetewayo — sie alle, alle, Große und Kleine, Weiße und Schwarze — welch eine kunterbunte, kauderwälsche Versammlung!

Fast möchte ich glauben, Herr Professor, daß wir mit unseren Projecten in ein falsches Geleise gerathen sind. Wir gingen die ganze Zeit von der Voraussetzung aus, es stehe der weltlichen Obrigkeit gar wohl an, die Einsetzung unserer Commission zu besorgen; aber was kann im Grunde die weltliche Obrigkeit mit der Sache zu schaffen haben? Nichts, durchaus nichts. Haben Sie uns nicht selber gesagt, daß weder der gemeine Mann noch der gebildete Laie competent sei, wo es gelte, zu entscheiden, was Wunder ist und was nicht; daß hierzu die äußerste Vorsicht vonnöthen sei und eine durch andauernde Übung gewonnene Vertrautheit mit wissenschaftlichen Untersuchungen? Also Fachleute brauchen wir, bedächtig und wohlerfahren; nur solche dürfen der Commission zugetheilt werden. Nun ist es aber für ein Laienauge außerordentlich

[1] Geschrieben wurden diese Worte am 16. August d. J.

schwierig, ja, sagen wir lieber unmöglich, stets mit Sicherheit den bescheidenen Meister vom zudringlichen Dilettanten, die äußerste Vorsicht von einer bloß großen Vorsicht, den gewandten Experimentirer vom kecken Charlatan zu unterscheiden. Also müssen diejenigen, welche die Commission ernennen, selbst wieder Fachleute von seltener Umsicht und Erfahrung sein. Und nun lassen Sie mich die unverblümte Frage aufwerfen: Entsprechen unsere Präsidenten, Minister und anderen obrigkeitlichen Personen dieser Anforderung? Sicherlich nicht. Sie erforschen des Staatskörpers Säfte und Kräfte, und sind doch keine Physiologen; sie atomisiren die Völker, und sind doch keine Chemiker; sie sind keine Physiker; sie sind keine Kritiker; Staatsmänner sind sie, auf dem Gebiete der Wissenschaft aber meistens Laien.

Also Sache nicht der Obrigkeit ist es, unsere Commission zu ernennen, sondern der Gelehrten; nicht einen Congreß der Staatsmänner brauchen wir, sondern einen Areopag der Weisen.

Ich schreibe dieses Wort nieder mit einem Gefühle der Andacht. Es ist etwas Großes um die Weisheit. Wie Sterne in stiller Nacht, so leuchten die Weisen droben am Firmamente der Menschheit, indessen tief unter ihnen das Gemeine wird und vergeht. Wie herrlich leuchtet nicht durch die Jahrtausende Zoroaster, von dessen ganzem Lebenslauf man doch eigentlich nichts weiß, als daß er ein Weiser gewesen, und Konfucius und Solon und Numa Pompilius und Buddha und Plato, und dann, freilich nach mehr als anderthalb Jahrtausenden lichtloser Finsterniß, ja dann eine ganze Milchstraße von Weisen — Philosophen, Astronomen, Mathematiker, Physiker, Chemiker, Physiologen, Philologen, Kritiker, und andere —iker und —ogen. O selig, in solchem Jahrhundert auch nur ein Jesuit sein zu dürfen!

Aber so ganz simpel ist die Sache nun doch nicht. Ein Tribunal, welches ein nicht nur richtiges, sondern auch rechtskräftiges Urtheil fällen soll, bedarf außer der Sachkenntniß, die seinem Ausspruche Wahrheit, auch noch der Autorität, die demselben Rechtskraft verleiht; und um so mehr ist eine solche Autorität bei jenen Factoren erforderlich, welche das Tribunal, die Commission einzusetzen haben. In den guten alten, gläubigen Zeiten hatte man es hierin leicht. Der Papst war allgemein anerkannt als der oberste Schiedsrichter nicht allein in Glaubensfragen, sondern überdieß in solchen wissenschaftlichen Fragen, welche den Glauben berühren. Sein Ausspruch, sowie derjenige irgendwelchen von ihm eingesetzten Schiedsgerichtes, galt als allgemein bindend. Aber wo findet

sich gegenwärtig eine in Sachen der Wissenschaft allgemein anerkannte Autorität? Gegenwärtig, sage ich, wo den Meisten und Ihnen vor Allen, Herr Professor, der wissenschaftliche Fortschritt gleichbedeutend ist mit dem Überdenhaufenwerfen des früher Gewußten und Geglaubten? Nein, unsere Commission müßte nothwendig dastehen ohne genügende Autorität, zunächst den Gelehrten selbst und dann folgerichtig auch den Laien gegenüber. Oder sollte nicht von den zur Commission nicht herangezogenen Gelehrten wenigstens die Hälfte aus gekränkter, vielleicht auch nicht ganz unberechtigter Eigenliebe dem Commissions-Erkenntniß mißtrauisch, wenn nicht gar übelwollend gegenübertreten?

Sie werden mir erwiedern, Herr Professor, daß das Urtheil der Commission gerade in seiner eigenen Wissenschaftlichkeit die unanfechtbare Gewähr seiner Autorität finden werde; daß alle ernsthaften Gelehrten sich demselben als einem in lauterster Vorurtheilslosigkeit und nach den strengsten Anforderungen der Kritik erflossenen willfährig beugen werden. Wirklich? Zweifelsohne haben Physik, Chemie, Physiologie, Medicin und andere Wissenschaften in unserem Zeitalter Fortschritte, zum Theil ganz erstaunliche Fortschritte gemacht; aber die Grenzen menschlichen Wissens haben wir doch nicht erreicht, wir stehen denselben noch ferne. So viel Fortschritt wir gemacht, so viel bleibt uns noch zu machen, und wenn unsere Zeit die nach bestem Wissen abgegebenen Gutachten älterer Gelehrten über wunderbare Vorgänge im Leben der Heiligen als dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht genügend verwirft, so wird höchst wahrscheinlich und mit gleichem Rechte das zwanzigste Jahrhundert unser und unserer Gelehrten-Commission fachmäßiges Gutachten als unwissenschaftlich bei Seite legen. Es ist etwas ganz Eigenthümliches um die Wissenschaftlichkeit!

Von der noch ungelösten Schwierigkeit, wer unsere Commission zu bestellen und zu bevollmächtigen habe, wende ich mich vorläufig zu einem weiteren Bedenken, welches Ihre eigenen Worte in mir wachgerufen haben: Wer sollen die Mitglieder der Commission selbst sein? Sie sagen: „Eine Commission müßte ernannt werden, bestehend aus Physiologen, Physikern, Chemikern, in der Geschichtskritik erfahrenen Männern. Diese Commission wählt einen Leichnam u. s. w." Die programmmäßige Aufgabe der Commission wird es sein, einmal festzustellen, daß der vorliegende Cadaver ein wirklicher Cadaver und nicht etwa bloß ein Scheintodter ist; sodann festzustellen, daß dieser Cadaver nachträglich wieder lebendig geworden ist. Ich sehe

die Berechtigung der Physiologen, Physiker und Chemiker ein, zu dieser Untersuchung herangezogen zu werden. Die Mediciner vermisse ich nur ungern, und sogar ein paar besonnene Philosophen (womöglich keine Deutschen) könnten durch ihre Mitwirkung mehr Nutzen als Schaden stiften. Aber wie in aller Welt, Herr Professor, kamen Sie dazu, die „in der Geschichtskritik erfahrenen Männer" mit auf die Liste zu setzen? Daß ein Mensch todt ist, ist allerdings eine recht traurige, und daß ein Todter wieder lebendig wird, eine hocherfreuliche Geschichte — aber was hat mit alledem der Geschichtskritiker zu schaffen? Er kann ihn weder todt noch lebendig machen, er kann weder Tod noch Leben constatiren; er vermag die Zersetzung der Texte nachzuweisen, nicht die der Leiber. Auf welchen Titel hin wollen Sie ihn denn in die Commission einschmuggeln? Etwa darum, weil er Ihr Zunftgenosse ist und Sie so hoffen dürfen, selber in die Commission zu gelangen? Das will ich nicht annehmen.

Hatte ich so gar Unrecht, wenn ich vorhin mit der Bemerkung begann, die Sache mit der Commission sei so einfach nicht, wie sie sich auf den ersten Blick darstelle?

(Schluß folgt.)

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die katholische Kirche und die akatholische Ehe.

Nachdem die Wogen der erregtesten Leidenschaft, welche der Frage über die kirchliche Stellung zu den Mischehen und zur Ehe überhaupt vor einiger Zeit sich bemächtigte, nunmehr allmählich sich gesenkt und die künstlich heraufbeschworenen Nebel sich mehr und mehr zerstreut haben, mag es an der Zeit sein, die wichtigsten Streitpunkte in ruhiger Erörterung nochmals in's Auge zu fassen.

Aus Allem, was maßloser Zorn und verbitterter Haß als Anklage der Kirche in's Gesicht geschleudert, oder was gemäßigtere Mißstimmung ihr zum Vorwurfe gemacht hat, lassen sich kurzgefaßt zwei greifbare Einwände herauslösen, zu deren Beseitigung der confessionelle Haß geschürt und die eiserne Staatsgewalt zur Hilfe aufgerufen ward. Der eine Einwand ist die Anklage, welche man gegen die Principien der

Kirche über die Ehe erhebt; der andere richtet sich gegen die praktische Handhabung der Principien und deren Folgerungen.

Zwar könnten wir hier an das Wort erinnern, welches vor wenig Jahren an hoher Stelle gesprochen wurde, daß nämlich, um ein Verständniß anzubahnen zum friedlichen Ausgleich zwischen Kirche und Staat, von Schlichtung des Principienstreites abzusehen sei, und daß über diesen hinweg sich ein thatsächliches praktisches Einvernehmen bilden müsse. So könnten auch wir in dieser Sache unsern Gegnern sagen: Wenn ihr nicht zur Anerkennung unserer Principien kommen könnt, so laßt diese ruhen; die Handhabung der Principien von Seiten der Kirche — und das ist denn doch die praktische Seite, welche euch möglicherweise mehr oder weniger berührt — kann euch nicht im Mindesten Stoff zu Klagen bieten.

Doch da einmal die Principienfrage an die Öffentlichkeit gezogen ist, dürfen wir es nicht scheuen, auch über sie Rede und Antwort zu stehen. Wir werden daher zuerst das Principielle und dann das Praktische am Verfahren der Kirche in Ehesachen, soweit die Akatholiken davon betroffen werden, einer Besprechung unterziehen.

I.

Es ist als eine unerträgliche Anmaßung der katholischen Kirche hingestellt worden, welche den ganzen Zorn des Protestantismus wachrufen müßte, daß sie es wagt, gewisse Ehebestimmungen zu treffen und zu glauben, es könnten davon unter Umständen auch protestantische Ehen berührt werden. Daß die kirchlichen Lehren wie in andern Punkten, so auch in Ehesachen den Zorn desjenigen wachrufen müssen, welcher der Wahrheit widerstrebt, geben wir zu; daß dieselben aber auch einen wissentlich wahrheitsliebenden Protestanten in Harnisch bringen sollten, können wir nie und nimmer annehmen. Die katholische Kirche ist vom Bewußtsein beseelt, die einzige von Christus gestiftete Kirche zu sein und durch rechtmäßige Nachfolge der Amtsträger im Vollbesitz jener Gewalt und Auctorität sich zu befinden, welche Christus selbst den Aposteln übertragen hat; sie ist sich bewußt, allein als rechtmäßige Hüterin und Verkünderin der göttlichen Offenbarungen und als Spenderin der göttlichen Heilsmittel dazustehen. Darum kann sie nicht umhin, alle Menschen auf der ganzen Welt aufzufordern und an die Pflicht zu mahnen, sich ihr anzuschließen, unter Wiederholung der Worte Christi: „Wer euch hört, hört mich, und wer euch verachtet, verachtet

mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, welcher mich gesandt hat." Den Beweis ihrer alleinigen göttlichen Sendung und das von Gottes Hand in die Weltgeschichte hineingeschriebene und besiegelte Document breitet sie vor Aller Augen aus. Wer sich die Mühe nicht nimmt, dasselbe anzusehen und auf seine Echtheit zu prüfen, oder wer mit offenen Augen die unbequeme Wahrheit nicht sehen will: der mag der Kirche den Vorwurf der Anmaßung machen — ein Recht, gehört zu werden, hat er nicht. Aus dem Bewußtsein der Alleinberechtigung vor Gott und der Alleingewalt in Sachen der geoffenbarten Religion, für welche die Kirche, das heißt alle ihre echten Kinder, wenn es sein muß, selbst unter das Henkersbeil sich zu beugen bereit sind, folgt mit unerbittlicher Nothwendigkeit, daß die katholische Kirche sich das Recht zuschreibt, die göttlich verordneten Gesetze, auch die Verordnungen über die Ehe, zu verkünden und zu erklären. Mag davon wer immer betroffen werden, er kann über die Kirche nicht Klage führen; er mag, wenn er gottlos genug ist, Gott selbst anklagen, der dafür hielt, die sittliche Ordnung und das Gesammtwohl der Menschheit sei über die Launen und die Leidenschaft des niedern Theiles des Menschen zu stellen. Daher verkündet die Kirche vor aller Welt die Einheit der Ehe und die Unauflöslichkeit der Ehe. Es genügt, an den durch den „Syllabus" verurtheilten Satz (67) zu erinnern: „Nach dem natürlichen Sittengesetz ist das Eheband nicht unauflöslich, und in verschiedenen Fällen kann eine eigentliche Ehescheidung durch die bürgerliche Auctorität festgesetzt werden."

Mit welcher zähen Festigkeit die Kirche an diesen Sätzen stets festgehalten hat, zeigt deutlich genug die Geschichte. Man denke nur an Heinrich VIII. von England und an den Prinzen Hieronymus, den Bruder Napoleons I. Die Kirche zog es das eine Mal vor, eher die Wuthausbrüche eines lüsternen Tyrannen über sich ergehen und ein ganzes Reich von sich, wie ein Glied vom eigenen Leibe, abschneiden zu lassen, als an der Wahrheit zur Verrätherin zu werden. Und in dem anderen Falle trat sie mit derselben Entschiedenheit für die Heiligkeit einer Mischehe ein, indem sie auch diese, anscheinend gegen ihren eigenen Vortheil, dem neuen Cäsar gegenüber aufrecht hielt, selbst auf die Gefahr hin, daß zu ihrem eigenen höchsten Leidwesen etwa halb Europa in ein Zwangsschisma gestoßen würde.

Die Gesetze der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe, welche die Kirche proclamirt, treffen nicht nur die Ehen der Katholiken, sondern auch die der Protestanten, die Ehen der Getauften und Ungetauften, die

der Juden und der Heiden. Im Einklange mit diesen Gesetzen fordert die Kirche streng von jedem Heiden, und sei es der mächtigste Fürst, die Entlassung der nach der ersten ihm angetrauten Frauen. Sie erklärt auch die neue Ehe eines geschiedenen Protestanten als eine nichtige, unerlaubte Verbindung — und mag auch der Staat und selbst ein akatholischer Religionsdiener seinen Segen dazu geben; vor Gott und in Wahrheit gilt ihr eine solche Verbindung nicht höher, als ein fortgesetzter Ehebruch. Aus diesen Principien hat die katholische Kirche nie Hehl gemacht. Ist das gehässig? Dann muß sie den Haß auf sich nehmen, den Christus als einen Grund der Freude erklärt hat: „Selig seid ihr, wenn die Menschen euch hassen . . . um des Menschensohnes willen", den Haß, welchen derselbe Christus als sein Erbstück den Aposteln zuwies: „Mit grundlosem Hasse haben sie mich verfolgt."

Die Kirche anerkennt sich und sich allein als die rechtmäßige Hüterin der Sacramente; ihr ist nach Christi und der Apostel Lehre die Ehe ein wahres Sacrament des Neuen Bundes. Unter Getauften gibt's nach ihrer Lehre entweder keine wahre, vor Gott und dem Gewissen giltige Ehe, oder die Ehe trägt zugleich den Charakter der Heiligkeit, den Charakter eines Sacramentes. Diese Lehre hat in neuerer Zeit durch Pius IX. und Leo XIII. einen besonders klaren Ausdruck gefunden. So in der Allocution Pius' IX. vom 27. September 1852 und im 66. Satze des Syllabus; deßgleichen in der Encyclica Leo's XIII. „Arcanum divinae sapientiae" vom 10. Februar 1880.

Ist es nun etwa gehässig, daß die Kirche nicht bloß den Ehen ihrer Kinder, sondern auch denen der Protestanten, eine solche Heiligkeit und eine solche Bedeutung im übernatürlichen Haushalt der göttlichen Gnaden zuerkennt, wie es auch von dem gläubigsten Prediger bei Weitem nicht geschieht? Wir lehnen es freilich ab, die Kirche in erster Linie für den Inhalt ihrer Lehren und für das anscheinend Gehässige oder Gefällige derselben verantwortlich zu machen — es ist ihr unmöglich, das nicht zu reden und zu lehren, was Gott ihr in den Mund legt —: aber will man sie einmal verantwortlich dafür machen, dann verdient sie wahrlich nicht den Tadel, sondern das Lob der Protestanten; sie hat Anspruch auf Dank dafür, daß sie den hohen Werth auch ihrer Ehen festhält, welchen die eigenen Lehrer preisgegeben haben. Im Munde der Kirche ist ein Sacrament eben kein leeres Wort; es ist ein Vehikel der kostbarsten Gabe, deren der Mensch hier auf Erden fähig ist, der gottverähnlichenden Gnade. Als ein Medium dieser Art sieht die Kirche

auch den Eheabschluß der Protestanten an. Wenn diese daher in schuldlosem Irrthum zwar, aber mit genügender Reue und Liebe zu Gott, die Ehe eingehen, so kann es nicht ausbleiben, daß sie vermöge des Ehesacraments, auch ohne es zu wissen oder speciell zu wollen, eine Vermehrung der heiligmachenden Gnade empfangen; unter Umständen ist es sogar wahrscheinlich, daß sie gerade der nothwendigen Verzeihung der Sünden und des Standes der rechtfertigenden Gnade so theilhaftig werden. Das ist in der That etwas Anderes, als die Ehen der Protestanten herabdrücken, ihnen Schimpf und Schande anthun.

Ist die christliche Ehe nun, wie wir es nicht läugnen können, ein Sacrament, dann liegt darin jedenfalls ein durchschlagender Grund, weßhalb die Kirche dieselbe, soweit das Eheband berührt wird, als eine ihrem Forum zustehende Angelegenheit reclamirt, mag sie nun bloß als authentische Erklärerin des göttlichen Gesetzes auftreten, oder kraft eigener von Christus erhaltener Machtbefugniß ihre Gesetze erlassen. Solche Befugniß hat unter Anderem das Trienter Concil beansprucht, solche hat Pius IX. und der gegenwärtige Statthalter Christi beansprucht. Dieses Verfahren hat hie und da Conflicte veranlaßt, Competenzstreitigkeiten hervorgerufen: gehässig aber hat man dasselbe nicht gefunden, sondern die Regierungen, welche der Kirche ihre Anerkennung versagten, haben sich schließlich dabei beruhigt, in diesem Punkte der Kirche den Scheidebrief zu geben und sich selbst mit der Civilehe und der Regelung der civilen Folgen eines Eheabschlusses zu begnügen. Weiter nahmen sie nicht Act von den Ansprüchen der Kirche, indem sie sehr wohl einsahen, daß sie von dieser keine Bedrohung in ihren Rechten zu befürchten hatten. Wie kann man es also jetzt auf einmal gehässig finden, daß die Kirche ihrerseits von ihrem Standpunkte aus ihr Gebiet durch Gesetze, d. h. durch schon lange bestehende Gesetze, geregelt hat? Wer diese Gesetze nicht anerkennt, den läßt sie ja seiner Wege ziehen.

Besonders ist die kirchliche Form der Eheschließung, wie sie das Trienter Concil geregelt hat, in neuester Zeit der Zankapfel und der Stein des Anstoßes geworden. Sehr mit Unrecht. Die Kirche sagt: Die christliche Ehe, soweit das sacramentale Band vor Gott und dem Gewissen in Frage kommt, untersteht meiner Sorge und Auctorität. Sie hat gute Gründe gehabt, die heimlichen Ehen nichtig zu erklären und die Eingehung der Ehe vor Pfarrer und Zeugen als die der Regel nach zur Giltigkeit erforderliche Form vorzuschreiben. Ob und wie weit etwa akatholische Ehen hiervon betroffen werden, soll später untersucht werden.

Aber gesetzt, es würden diese Ehen vor Gott und dem Gewissen davon betroffen — läge nun bei solcher Eheschließung von Seiten der Betreffenden keine Schuld vor, so wäre darin ein so großes Übel gar nicht zu finden, weil vor Gott und dem Gewissen keine weitern Folgen entständen; würde aber die Ehe mit dem Bewußtsein schwerer Versündigung geschlossen, dann gehörte ein hohes Maß von Heuchelei oder Frechheit dazu, gegen den Gesetzgeber wegen solcher Folgen die Anklage der Gehässigkeit zu erheben.

Wenn ein protestantischer Prediger die Taufe nicht mehr spendet unter förmlicher Anrufung der drei unterschiedenen Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, oder wenn er nicht Sorge trägt, den Täufling hinlänglich mit dem Taufwasser zu begießen, so ist eine solche Taufe nach der Erklärung der Kirche auch ungiltig oder zweifelhaft, und die Kirche läßt dieselbe eventuell wiederholen — aber dennoch kann ein vernünftiger gläubiger Christ darin nichts Gehässiges finden: erklärt doch die Kirche zu gleicher Zeit, daß die Taufe eines Akatholiken deßwegen, weil der Spender akatholisch sei, ebenso wenig ungiltig genannt werden dürfte, wie die Taufe durch einen katholischen Priester.

Also die Principien der Kirche über die christliche Ehe im Allgemeinen sind höchst harmloser Natur; sie werden nur verhängnißvoll für denjenigen, welcher der anerkannten Wahrheit widerstrebt und grundsätzlich der von Christus gewollten und bestellten Auctorität mit feindlicher oder gleichgiltiger Gesinnung entgegentritt. Ein Solcher wird aber auch auf unsere Hochachtung keinen Anspruch erheben. Weit anders stehen in unseren Augen diejenigen da, welche im Glauben an Christus redlich der Wahrheit nachstreben, und wenn wir sie auch für Irrende halten müssen in der vitalsten Angelegenheit des menschlichen Lebens, so nöthigt uns doch ihr guter Wille eine Hochschätzung ab, welche durch die von ihrer Seite ausgehende ehrliche Befehdung der katholischen Lehren und Einrichtungen mehr gehoben wird, als durch einen blasirten Indifferentismus, dem jede Religion, weil gleich gut, im Grunde eben gleich schlecht ist. Ein Saulus, auch auf dem Wege nach Damaskus, ist ehrenwerther, als ein Religionsspötter mit dem Friedenslächeln auf den Lippen.

Wenden wir uns nun von der Ehefrage im Allgemeinen zu den Mischehen im Besondern, läßt sich da etwas Verletzendes, etwas Vernunftwidriges in den Principien der Kirche entdecken? Wir verstehen hier unter Mischehe, wie es meistens geschieht, eine Ehe unter Christen,

d. h. Getauften, von denen der eine Theil katholisch, der andere akatholisch ist, oder kurz christliche Ehen gemischter Confession, zum Unterschied von solchen, bei denen der eine Ehetheil christlich oder getauft, der andere nicht getauft, unchristlich ist. Die principielle Auffassung der Kirche über die so verstandenen Mischehen ist in dem einen Satze enthalten: Die Verschiedenheit christlicher Confessionen macht die Ehe nicht ungiltig, wohl aber in der Regel unerlaubt. Wir sagen erstens, die Verschiedenheit der christlichen Confessionen mache die Ehe nicht ungiltig; dennoch kann bei solchen Ehen unter Umständen ein anderer Grund vorliegen, aus dem sie etwa ungiltig werden. Wir sagen zweitens, solche Ehen seien in der Regel unerlaubt; denn in Ausnahmefällen können sie durchaus gerechtfertigt und erlaubt sein.

Die erste Behauptung enthält sicher nichts Verletzendes, da ja die Kirche nicht den leisesten Unterschied macht zwischen solchen Ehen und den Ehen der Katholiken, sondern ihnen an sich die gleiche innere Heiligkeit und die gleichen göttlich garantirten Vorrechte einräumt. Daß sie aber gerade diese vor ihr Forum zieht, ist erst recht begreiflich. Wollten wir auch nicht auf den oben besprochenen Charakter der christlichen, sacramentalen Ehe zurückgreifen, so läge doch hier der eigenthümliche Grund vor, daß ein Theil der Eheschließenden ganz unbestritten der Auctorität der katholischen Kirche untersteht, und somit das untheilbare Ehebündniß von ihrer Gewalt abhängig wird. Findet ja doch Keiner etwas Ungereimtes darin, wenn die Kirche ihre gesetzgebende Gewalt in der Art auf die Mischehen zwischen Christen und Juden ausübt, daß sie dieselben für ungiltig erklärt. Denn wenn auch die Juden nicht Unterthanen der Kirche sind, so ist es doch der Katholik, welcher es wagen wollte, eine solche Mischehe einzugehen; diesen kann die Kirche zum giltigen Eheabschluß unfähig machen: ist aber einer der beiden contrahirenden Theile unfähig, dann ist nach allen Regeln des Rechts der betreffende Act null und nichtig. Es kann also gar nichts Anfechtbares darin gefunden werden, wenn die katholische Kirche sich die Berechtigung beilegt, an den Ehen gemischter Confessionen ihre Gerichtsbarkeit auszuüben.

Aber sie hält dieselben in der Regel für unerlaubt. Ja, sagen wir's noch schärfer, sie hält sie für verderblich und unheilvoll. Und das soll nicht gehässig sein gegen die Protestanten? Wir sagen dennoch: nein. Wir geben gerne zu, es ist eine Verurtheilung des Protestantismus, d. h. seiner Lehren, und eine Läugnung seiner Gleichberechtigung; es

liegt darin auch eine scharfe Spitze gegen diejenigen, welche wissentlich der geoffenbarten Wahrheit den Rücken kehren — gegen redlich gesinnte Protestanten keineswegs. Diese verurtheilen mit uns gemischt confessionelle oder confessionslose Schulen, weil dieselben thatsächlich religionslose und gottlose Schulen werden. Wem aber Religion für sich und seine Kinder noch Bedürfniß des Geistes, Bedürfniß des ganzen denkenden und wollenden Menschen ist, der kann einer Veranstaltung das Wort nicht reden, welche naturgemäß die Religion im Herzen erstickt. Nun, sehen wir bei den Mischehen von den Folgen für die Eltern selber ab, wenn für die Kinder die Erziehung in einer confessionslosen Schule verderblich ist, wie weit mehr wird die Erziehung Schaden leiden, wenn in der Familie selbst die Religion gar nicht oder nur in indifferenter Weise zur Sprache kommt. Es sollte dort der Keim der Religion, insbesondere warme Liebe zu ihr in's Herz des Kindes gepflanzt und dieser Keim sorgsam geschützt, gepflegt, entwickelt werden. Wie kann das aber für's Gewöhnliche gedeihlich geschehen, wenn das Kind bei seinen Eltern, an denen Beiden es mit Liebe hangen muß, solche Gegensätze erblickt, die bis in's Heiligste hineingreifen? Da muß es jeder vernünftig Denkende begreiflich finden, daß die Kirche die Mischehen an sich verwirft, und daß sie, falls wichtige Gründe die Eingehung einer solchen Ehe räthlich machen, unverbrüchlich festhält an der Forderung der unbehinderten Religionsübung des katholischen Ehetheils und der Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion. Da jeder Katholik seine Kirche für die einzig wahre hält, so läge in der Preisgebung dieser Bedingungen ein Verrath an seiner Religion, ein Seelenmord an seinen Kindern; und wollte die Kirche zustimmen, so wäre das ein Verbrechen, welches dem geistigen Selbstmord gleichkäme. Der Protestant und der Protestantismus ist in dieser Beziehung auf laxeren Principien basirt. Er tritt nicht ein für seine eigene ausschließliche Rechtmäßigkeit in Sachen der Religion — welche Consequenz oder Inconsequenz sich daran heftet, ist hier nicht zu untersuchen —, der Protestantismus in einer beträchtlichen Anzahl seiner heutigen Vertreter räumt dem Katholicismus eine wenigstens relative Gleichberechtigung ein: daher kann er, ohne seinen Principien und religiösen Überzeugungen untreu zu werden, jene Bedingungen vollführen, die der Katholik fordern muß, die jedoch dieser in umgekehrtem Sinne dem protestantischen Theile nie leisten darf. Wenn an diesen Forderungen des Katholiken und der katholischen Kirche die Mischehen scheitern, nun so ist's eben kein Schaden; meistens gibt es trotz aller Versprechen doch

nur Halbheit in der Religion; das mag einem Ungläubigen recht sein, einem gläubigen und eifrigen Christen nicht.

So viel über das Principielle der Ehesachen vom kirchlichen Standpunkte aus. Wenden wir uns jetzt zur praktischen Seite der Frage, zur Handhabung der Ehesachen von Seiten der Kirche. Wenn in den Principien für vernünftig Denkende etwas Gehässiges und Verletzendes nicht zu finden ist, dann noch weit weniger in der praktischen Handhabung der Principien.

II.

Die Kirche kann die nothwendigen Folgerungen, die sich aus dem Rechtsbewußtsein ihrer von Gott verliehenen und ausschließlichen Auctorität ergeben, nicht verläugnen, so wenig wie sie läugnen kann, daß die Taufe, von jedem Beliebigen gespendet, zum Mitgliede der wahren Kirche Christi macht. Was allein in ihrer Gewalt liegt, ist, in der Ausübung ihrer Machtbefugnisse Rücksicht auf Zeit und Ort zu nehmen und je nach Umständen mögliche Milderungen eintreten zu lassen. Indessen ist es im höchsten Grade selbstverständlich, daß sie dergleichen Milderungen niemals Einem geradezu aufzudrängen hat, zumal nicht demjenigen, welcher eben darin eine Anmaßung und Überhebung erblicken wollte. Dennoch läßt die Kirche sich selbst durch solch eine gesteigerte Undankbarkeit nicht abhalten, nach weisem Ermessen und in Erstrebung allgemeinen Wohles ihre Vergünstigungen zu ertheilen, unbekümmert um Lob und Tadel: sie wandelt eben in den Fußstapfen ihres Herrn, der auch unbekümmert um Dank oder Undank „einherging und Wohlthaten spendete“.

Beleuchten wir diese Milde und Uneigennützigkeit durch die kirchlichen Ehebestimmungen, soweit andersgläubige Christen, sei es in akatholischen Ehen, sei es in Mischehen, davon betroffen werden.

Die Kirche konnte ohne Zweifel christliche Ehen gemischter Confession einfachhin ungiltig machen, so wie sie die Mischehen zwischen Getauften und Ungetauften ungiltig gemacht hat. Allein sie hat darin Schonung geübt. Die Ehen zwischen Getauften und Ungetauften sind durch göttliches Gesetz noch nicht ungiltig; aber auch nach kirchlichem Rechte blieben sie lange Zeit giltig. Doch mit Ausbreitung des Christenthums mußte die sittliche Unerlaubtheit solcher Verbindungen sich steigern, und die christliche Gewohnheit drückte ihnen mit der Zeit, ohne förmliches Gesetz, selbst den Charakter der Ungiltigkeit auf. Daß jedoch

diese uralte Gewohnheit rechtskräftig geworden sei und nicht nach Belieben durchbrochen werden könnte, fand seine feierliche Anerkennung im 16. und 17. Jahrhundert anläßlich der neu entstehenden christlichen Gemeinden in den heidnischen Ländern China und Japan [1]. So hoch hält die Kirche den christlichen Namen und den christlichen Charakter, daß sie ihn, wo es geht, vor einer so intimen Berührung mit dem Unglauben bewahren will: wir möchten das eher eine Vergünstigung nennen, welche die Kirche gewährt, als eine Last, die sie aufgelegt hat. Und so hoch hält sie auch den Tauscharakter bei den Protestanten, daß sie deren Ehen mit Juden oder Heiden ebenfalls für ungiltig ansieht, wie Benedict XIV. es in dem eben angezogenen Schreiben förmlich erklärt. Ja, sie macht bezüglich all der Vorrechte, welche der christlichen Ehe zuerkannt sind, keinen Unterschied zwischen Katholiken und Akatholiken.

Die Unauflöslichkeit der Ehe erleidet gemäß der heiligen Schrift (1 Cor. 7, 15) zu Gunsten des Glaubens eine Ausnahme. Wenn von zwei ungläubigen Eheleuten der eine Theil sich durch Annahme der Taufe zum Christenthum bekehrt, der andere aber nicht mehr friedlich ohne Gefährdung des christlichen Glaubens mit ihm zusammenwohnen will, so steht es dem neuen Christen frei, den Ungläubigen ziehen zu lassen und durch Eingehung einer neuen Ehe das erste Eheband zu trennen. Diese Gunst verneint die Kirche auch nicht bei den Akatholiken. Obwohl eine förmliche kirchliche Entscheidung nach dieser Richtung nicht vorliegt, so stimmt doch wohl die Mehrzahl der angesehensten Theologen der Vorzeit und der Neuzeit durchaus für diese Auffassung des genannten Privilegiums [2].

So viel haben wir also schon erkannt, daß die Vergünstigung, welche die Kirche für die christlichen Ehen ertheilt oder als Auslegerin göttlichen Rechtes festgestellt hat, durch sie den andersgläubigen Christen nicht vorenthalten oder entzogen wurde. Allein mehr noch hat sie direct zu deren Gunsten gethan.

Bekannt ist, wie viele Mühen und Berathungen und Widersprüche es kostete, bis das Tridentinische Gesetz der Verungiltigung der geheimen Ehen und der Nothwendigkeit des Eheabschlusses vor dem Pfarrer und zwei Zeugen, wie es heutzutage vorliegt, zu Stande kam. Diese mühevollen Berathungen und jene die Rechtskräftigkeit erschwerende Clausel,

[1] S. Benedict XIV. in seinem Schreiben „Singulari Nobis" vom 9. Februar 1749, § 19.

[2] Vgl. Dr. Braun im „Archiv für Kirchenrecht", Bd. 46. S. 402 ff.

nach welcher das neue Gesetz in jeder einzelnen Pfarrei verkündigt werden müßte, waren großentheils das Resultat der vorsorglichen Rücksicht und Gunst, welche man den Ehen der Andersgläubigen zuwandte. Gerade als die Wogen der kirchlichen Revolution am höchsten aufschäumten, als noch beständig Gemeinde um Gemeinde, Land um Land von der bisher anerkannten kirchlichen Auctorität sich losriß, konnte es Keinem beifallen, für diese, welche sich selber lossagten, ein förmliches Privileg aufzustellen — das wäre höchstens für eine spätere Zeit thunlich gewesen, wo die längere Dauer bei gutem Glauben den Charakter des Abfalles verwischt hätte —; allein die Kirche wollte trotzdem auch jetzt schon sich günstig und milde erweisen, wenn es auch nur auf Umwegen möglich sei. Der General der Gesellschaft Jesu, Jak. Laynez, hatte, wie Pallavicini berichtet [1], auf die folgenschwere Bedeutung des in Vorschlag gebrachten Gesetzes aufmerkam gemacht, und das gerade mit Rücksicht auf die von der Kirche abgefallenen protestantischen Länder, für welche die Hoffnung auf Wiedervereinigung und Annahme des Concils verschwunden schien. Dieß bewog die Väter des Concils, die Rechtskräftigkeit des Gesetzes von einer Bedingung abhängig zu machen, welche bei Protestanten voraussichtlich nicht in Erfüllung ginge, nämlich von der Verkündigung des Gesetzes in jeder einzelnen Pfarrei. Damit waren schon damals die protestantischen Länder vom Gesetze eximirt; daß anderswo vereinzelt Protestanten davon betroffen werden konnten, war zufällig.

In demselben Sinne der Schonung ging man um so mehr in der Folgezeit voran. Wo Protestanten die Spaltung von der katholischen Kirche vollendet und im friedlichen oder garantirten Besitz eigener Pfarreien ihre eigenen Gemeinden gebildet hatten, da wurden, selbst wenn das Trienter Gesetz zur Verkündigung kam, nur die Katholiken gebunden. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung die Erklärung Benedicts XIV. vom 4. November 1741 über die protestantischen und die gemischten Ehen in den vereinigten Staaten von Holland und Belgien. Der Papst erklärte beide für giltig: nur die rein katholischen Ehen hingen in ihrer Giltigkeit von der Beobachtung der Trienter Form ab. Und in dem vorhin schon erwähnten Schreiben vom 9. Februar 1749 hebt derselbe Papst betonend hervor: „Aus unzweifelhaften Gründen und Vermuthungen erhellte es, daß, als die Kirchenversammlung von Trient dieses neue trennende Ehehinderniß aufstellte, dieselbe ihre Vorschrift

[1] Geschichte des Concils von Trient, Buch 22, Kap. 4 u. 8.

nicht auf solche Ehen ausgedehnt hat, welche zu unserer endgiltigen Entscheidung vom Jahre 1741 den Anstoß gaben." Und doch war vor den Wirren in den Niederlanden und deren Losreißung von der spanischen Krone die Tridentinische Ehevorschrift an den meisten Orten verkündigt worden: um wie viel mehr gelten also die Worte Benedicts von denjenigen Gegenden, wo jene Vorschrift nie zu allgemeiner Verkündigung gelangte. Reiner Unverstand gehörte deßhalb dazu, wenn Tagesblätter in ihrem Culturkampfseifer sich in der Hitze soweit versteigen konnten, um zu behaupten: „Also wenn die katholische Kirche das Tridentinum in Brandenburg und Pommern eingeführt hat, so hat sie damit erklärt, daß daselbst alle evangelischen Ehen und alle gemischten, bei denen nicht ein katholischer Geistlicher mitgewirkt hat, null und nichtig, daß die Kinder, die aus diesen Ehen hervorgehen, Bastarde sind — vom Kaiser bis zum Bauern."

Jene sogenannte Benedictinische Erklärung ist später auf manche andere Gegend ausgedehnt worden, sei es als einfacher Entscheid, sei es als Dispens, auch auf solche Gegenden, welche an sich von dem Trienter Gesetz wären betroffen gewesen: so besonders von Clemens XIII. auf Quebek und Canada in Amerika (29. November 1764), auf den preußischen Antheil der Diöcese Breslau (27. Februar 1765), von Pius VI. auf Russisch-Polen und auf das Preußen einverleibte Herzogthum Cleve, u. s. w. — Pius VII. gab noch betreffs derselben Ehen eine andere höchst wichtige Erklärung ab, die freilich für denjenigen, welcher mit der kirchlichen Gesetzgebung und ihrer Praxis vertraut ist, sich von selbst versteht. Im Briefe an den damaligen Mainzer Erzbischof v. Dalberg schreibt er unterm 8. October 1803: „Sehr wohl mußt Du wissen, ehrwürdiger Bruder, daß solche Ehen fest und giltig sind überall da, wo die Tridentinische Vorschrift entweder niemals als solche beobachtet ist oder wo sie durch langjährige entgegenstehende Gewohnheit in Wegfall kam."

Was aber hier besonders hervorgehoben zu werden verdient, und was die vernünftig denkenden Protestanten um so versöhnlicher gegen die Kirche stimmen muß, ist dieß, daß bei all diesen Verordnungen und Erklärungen zwar protestantische und gemischte Ehen gemeint sind, daß aber in erster Linie die Kirche gerade die Ehen der Protestanten berücksichtigte und ihnen milde und günstige Praxis angedeihen lassen wollte. Aus der Giltigkeit der protestantischen Ehen wurde auch auf die Giltigkeit der gemischten Ehen geschlossen, auch wenn die vom Trienter Concil

vorgeschriebene Form nicht beobachtet sei. Diese Schlußfolgerung ist unter Anderem zu lesen in dem Gutachten der Gelehrten, welches der oben genannten Erklärung Benedicts XIV. voraufging und welches der Papst zu dem seinigen gemacht hat. Die innern bestimmenden Gründe finden sich in zahlreichen moral-theologischen und kirchenrechtlichen Schriften; sie sind kurz in dem allgemein anerkannten Princip enthalten: Wenn bei einem untheilbaren Contracte dem einen Theile eine rechtliche Vergünstigung zukommt, so wird diese auch auf den andern Theil übertragen. Wir begnügen uns, statt aller andern Autoren die Worte Benedicts XIV. selbst in seinem Werke de synodo dioecesana (l. 6 cap. 6 n. 12) anzuführen, wo derselbe mit Rücksicht auf die von ihm als Papst erlassene Erklärung über die Ehen in Holland sagt: „Nach Feststellung des Fragepunktes wurde in der Berathung mit Einmüthigkeit entschieden, daß ebenso, wie die von zwei Protestanten ohne Gegenwart des Pfarrers eingegangenen Ehen für giltig erklärt seien, auch diejenigen für giltig erachtet werden müßten, welche zwischen einem katholischen und einem protestantischen Ehetheil in derselben Weise an gleichem Orte geschlossen würden: denn wenn der eine Ehetheil wegen seines Wohnsitzes und wegen der (religiösen) Gesellschaft, der er angehört, von dem Trienter Gesetze ausgenommen ist, so wird diese Ausnahme, welche zu seinen Gunsten da ist, dem andern Ehetheile mitgetheilt, und zwar auf Grund der Untheilbarkeit des Vertrages, gemäß welcher die Ausnahmevergünstigung, die dem einen Contrahenten zukommt, auch nach bürgerlichen Gesetzen, auf den andern Contrahenten ausgedehnt und übertragen wird.“

Wenn wir daher unsere Meinung sagen sollen über die Mischehen, welche den mehrwöchentlichen Zeitungsstreit hervorgerufen haben, die Mischehen in der sogenannten Delegatur, die der Breslauer Diöcese zugewiesen ist, so glauben wir, daß, trotz der in den siebenziger Jahren erfolgten Verkündigung der Tridentinischen Vorschrift, nicht nur die rein protestantischen, sondern auch die gemischten Ehen ohne Gegenwart des katholischen Pfarrers wahre und giltige Ehen im vollen Sinne des katholischen Begriffes wurden und blieben. Wenn daher der Römische Stuhl die Ermächtigung gab, die Clementinische Vergünstigung auf den Delegaturbezirk auszudehnen, so dürften wir wohl nicht fehlgreifen, wenn wir für diese Gegenden den Sinn der Clementinischen Vergünstigung genau nach der „Erklärung Benedicts XIV.“ verständen, als dessen Ausdehnung sie sich einführt, nämlich als eine authentische Erklärung

dessen, was schon rechtsgiltig war, nicht als eine neue Rechtsvergünstigung, die bisher noch nicht vorgelegen. Will aber Jemand sie absolut als eine neue Rechtsvergünstigung ansehen, so mag er sie als eine sogenannte **dispensatio ad cautelam** betrachten, die nur zur größeren Beruhigung, nicht aus eigentlicher Nothwendigkeit ertheilt zu werden pflegt.

Später, um die Zeit der Kölner Wirren unter dem Erzbischofe Grafen v. Spiegel, wo der Streit zwischen Kirche und Staat sich formell auf die gemischten Ehen zuspitzte, hat der Römische Stuhl sowohl für die Diöcesen der von Preußen neu erworbenen Landestheile Rheinland und Westfalen wie für andere Länder in der ertheilten Dispens einfach bloß die Mischehen genannt. Diese Dispens wurde eben dem Heiligen Stuhle fast mit Gewalt abgezwungen, wie Pius VIII. in seinem denkwürdigen Schreiben, das der Dispensertheilung vom 25. März 1830 beigefügt wurde, ausdrücklich erklärt; unter solchen Umständen aber pflegt man dem Dränger nicht noch etwas Überschüssiges nachzuwerfen.

Wir dürfen also wohl sagen, die Kirche sei in Behandlung der Protestanten, wo ihre Ehen und die gemischten Ehen in Frage kamen, bis zu einem Grade der Milde und Rücksicht vorgegangen, der etwas Anderes als den Zorn und die Verunglimpfungen von Seiten der Andersgläubigen verdient hätte. Vollständig grundlos erscheint die Entrüstung, wenn auch die Folgerungen hinfällig werden, um derentwillen das Geschrei erhoben wurde. Was kümmert einen Protestanten und was kann ihn kümmern das sacramentale Band der Ehe? Er glaubt ja nicht an ein solches Sacrament. Es handelt sich also nur um die Folgen einer als legitim oder illegitim geltenden Verbindung. Die vermögensrechtlichen Folgen müssen aber wiederum gestrichen werden; denn diese zieht der Staat, und er zieht sie unbekümmert um jede kirchliche Norm nach der staatlichen Anerkennung oder Nichtanerkennung der Ehe. Das fühlte die Zeitungshetze auch heraus, und deßhalb klammerte sie sich schließlich an den emphatisch ausposaunten Satz an: „Die katholische Kirche hat damit erklärt, daß . . . die Kinder, die aus diesen Ehen hervorgehen, Bastarde sind — vom Kaiser bis zum Bauern.“

Wohin versteigt sich doch ein gar zu blinder Eifer! müssen wir da antworten. Solchen Eiferern können wir getrost sagen: Wenn euch nichts Anderes fehlt, so würde solche Bastardeigenschaft euch nicht einmal von den höchsten kirchlichen Würden ausschließen; und doch sind diese

ganz besonders den illegitimen Sprößlingen verschlossen. Diejenigen, welche wissentlich in wilder Ehe leben, oder welche in wissentlichem Übermuthe gegen die kirchlichen Gesetze sich in eine ungiltige Ehe gestürzt haben, drücken freilich ihren Kindern das Mal der Illegitimität auf. Allein wenn nur der eine Ehetheil in gutem Glauben lebte, dann pflegt die Kirche zu Gunsten dieses einen als unschuldig erwiesenen Theiles auch für die Kinder die Legitimität festzuhalten; um wie viel mehr, wenn beide Eltern in gutem Glauben sich für wahre Eheleute ansehen! Schon ein flüchtiger Einblick in das katholische Kirchenrecht könnte darüber Belehrung verschaffen [1]. Unterstellen wir indessen einmal den allerungünstigsten Fall, der von der thatsächlichen Wahrheit freilich weit abliegt, daß nämlich die in Frage stehenden protestantischen und gemischten Ehen vor Gott ungiltig seien: wollen in diesem Falle jene Hetzer wirklich sagen, all die Protestanten, welche in solchen Ehen ohne Zuziehung des katholischen Pfarrers lebten, führten mit ausgesprochenem schlechten Gewissen eine wilde Ehe? Wenn wirklich, dann hätten sie auch Recht, daß die Sprossen solcher Ehen von der katholischen Kirche für Bastarde gehalten würden.

Wer die Wahrheit haßt, wohlan, der mag, wie gegen Christus, so auch gegen die Kirche seinen Haß ergießen, der mag, wie gegen Christus, so auch gegen die Kirche ankämpfen: wenn auch sein Kampf noch so gute Aussichten haben und sich zeitweilig in Triumph verwandeln sollte, der endliche Ausgang ist dennoch schon entschieden, die Niederlage bis zur Vernichtung wird der Abschluß sein. Wer aber die Wahrheit liebt und sucht, der wird weder an der Kirche noch an ihren Lehren und deren praktischer Verwerthung einen Grund zu Unwillen oder Haß entdecken. Um die Kirche lästern zu können, muß man ihre Lehren und Thaten entweder entstellen oder mißkennen.

A. Lehmkuhl S. J.

---

[1] S. Decretal., Buch 4, Tit. 17, Kap. 2 u. 14; vgl. z. B. Phillips, Lehrbuch des Kirchenrechts, § 282.

Die Mechanik des Erdballs.

(Fortsetzung.)

XII.

Auch der Unterschied von Continentalklima und Seeklima beruht wesentlich auf dem Weniger und Mehr des Wassergehaltes in der Atmosphäre. Das Continentalklima ist um so ausgeprägter, je weniger Dünste die Luft enthält oder, besser gesagt, je mehr sie davon bei ihrer Temperatur aufnehmen könnte, bevor sie mit Dämpfen gesättigt ist. Wenn man nämlich verschiedene Erdgegenden mit einander vergleicht, kommt es dabei nicht so sehr auf die absoluten Mengen der atmosphärischen Wasserdämpfe an, als auf die relativen, welche zur Sättigung der Luft erfordert werden. So hat z. B. England ein ausgezeichnetes Seeklima, weil seine Atmosphäre mit oceanischen Dünsten stark erfüllt ist und nur geringer Abkühlung bedarf, um dieselben als Nebel erscheinen und als Regen herabfallen zu lassen. Würde aber die britische Atmosphäre nach der Sahara gebracht, so vermöchte sie deren continentales Wüstenklima wohl etwas zu mildern, jedoch nicht zu beseitigen. Denn die kräftigere Erwärmung, welche sie in jenen südlichen Breiten erlitte, würde sie fähig machen, noch bedeutend mehr Dämpfe aufzunehmen, und deßhalb müßte sie auch relativ mehr erkalten, wenn sie dort ebenfalls ihre Dünste in Nebel und Regen umwandeln sollte. Die Niederschläge wären demnach spärlicher und seltener, als in England, wofern sie überhaupt vorkämen. Ebenso ist möglich, daß die Atmosphäre der Sahara genug Dämpfe besäße, um damit im hohen Norden ein Seeklima verursachen zu können; die Temperaturverminderung, welche sie in der Nähe des Poles erführe, dürfte wohl ausreichen, daß sie dort Ströme von Regen ergösse.

Das Continentalklima zeichnet sich durch starke Temperaturschwankungen aus, und zwar sind in der Gegend des Äquators die täglichen Schwankungen sehr groß, die jährlichen sehr klein, indeß weiter vom Äquator entfernt die täglichen Veränderungen der Luft- und Bodentemperatur kleiner, die jährlichen größer werden. Auch ist bei uns und überall, wo die Tageslänge erheblich wechselt, das tägliche Schwanken im Sommer viel stärker, als im Winter. All dieß ergibt sich einfach aus der mehr oder minder großen Höhe, welche innerhalb

eines Tages die Sonne über dem Horizont erreicht; je näher sie Mittags um 12 Uhr dem Zenith kommt, desto mannigfaltiger sind die Richtungen, in welchen sie ihre Strahlen niedersendet, desto veränderlicher die Bodenerwärmung und die Stärke der atmosphärischen Absorption.

Das Seeklima hingegen weist viel kleinere Temperaturschwankungen auf, mögen dieselben von der täglichen oder jährlichen Veränderung des Sonnenstandes herrühren. Wo es herrscht, arbeitet der Dunstgehalt seiner Atmosphäre wie der Regulator einer Dampfmaschine. Dieser sucht den Gang der Maschine, jener den des Thermometers oder die Luft- und Bodentemperatur möglichst gleichförmig zu machen.

Das Wüstenklima der Sahara und des australischen Innern ist im Grunde nichts weiter, als ein stark ausgeprägtes oder sehr trockenes Continentalklima von tropischen und halbtropischen Ländern; Madeira hingegen, dessen wir um des Contrastes willen im Vorigen gedacht haben, besitzt das entschiedene Seeklima einer auf dem 33. Grad nördlicher Breite im freien Ocean liegenden Insel. Natürlich sind die Temperaturschwankungen des Seeklimas in der Nähe des Äquators noch geringer. Zu Singapore in Hinterindien, am Südende der malaiischen Halbinsel und nur 1½ Grad vom Äquator entfernt, hat man während einer Reihe von Jahren das Thermometer im Schatten niemals höher als bei 31,75°, und niemals niedriger als bei 21,75° gesehen; die äußersten Schwankungen der Lufttemperatur betrugen also nicht mehr als 10° und waren um 8,8° kleiner, als auf Madeira. Das Meiste davon kommt auf die täglichen Wechsel, indem die jährlichen 2° nicht übersteigen; der kälteste Monat, Januar, hat nämlich in Singapore eine mittlere Temperatur von 25,8°, und der wärmste, Juli, eine solche von 27,8°. Zu Palembang auf Sumatra schwankt die mittlere Monatstemperatur während des ganzen Jahres sogar nur um ¾°, weil dort ein noch vollkommeneres Seeklima herrscht.

Wenden wir uns aber jetzt zu den beiden großen nordischen Continentalmassen.

Das Innere von Asien und das angrenzende Südosteuropa haben ein entschiedenes Continentalklima, sehr heiße Sommer und sehr kalte Winter, und während der ersteren wieder sehr warme Tage und kühle Nächte; Regen und Schnee fällt im Ganzen wenig, und die Luft ist meistens klar und trocken. Das westliche Europa dagegen hat ein mehr oder weniger entschiedenes Seeklima, im Sommer mäßig warme Tage und linde Nächte, im Winter keinen oder schwachen Frost; Regen sind

häufig, und noch häufiger ist das Blau des Himmels durch Dunstmassen und Wolken verschleiert.

Um hier wenigstens den Temperaturunterschied klar hervorzuheben, welchen das See- und Continentalklima für sich im Gefolge haben können, seien die Wärmeverhältnisse von Bergen in Norwegen und von Jakutzk in Sibirien erwähnt. Beide Städte liegen fast gleichweit vom Äquator entfernt; wie sehr aber ihre Klimate verschieden sind, zeigen die folgenden Angaben über die mittleren Temperaturen des Jahres, sowie des kältesten und wärmsten Monats in Graden des hunderttheiligen Thermometers:

	Jahr.	Januar.	Juli.	Differenz.
Bergen	+ 8,1	+ 1,7	+ 15,8	14,1
Jakutzk	— 10,3	— 43,0	+ 20,5	63,5

Darnach ist Bergen im Januar um 44,7° wärmer und im Juli um 4,7° kälter als Jakutzk; auch ist in Folge des überaus milden Winters seine mittlere Jahrestemperatur 18,4° höher. Seine mittlern Monatstemperaturen schwanken dabei nur um beiläufig 14°, die von Jakutzk dagegen um mehr als 63°.

Auch in Bezug auf den Unterschied der absolut höchsten und absolut niedrigsten Temperatur, welche sich im Lauf eines Jahres einstellt, beobachtet man ein ähnliches Gesetz. Leider vermochte ich gerade für Bergen das absolute Minimum nicht aufzufinden; deßhalb stelle ich hier die Angaben für Jakutzk und Reikiavik auf Island neben einander, wobei zu bemerken, daß die letztere Stadt ein paar Grade nördlicher liegt und, wenn sie kein Seeklima hätte, stärkeren jährlichen Temperaturschwankungen ausgesetzt sein müßte:

	Maximum.	Minimum.	Unterschied.
Reikiavik .	+ 20,5	— 20	40,5
Jakutzk . .	+ 30	— 58,2	88,2

Die absoluten Temperaturdifferenzen in Jakutzk, wie in jenen Gegenden Sibiriens und ganz Mittelasien überhaupt, sind also noch größer als in der Sahara und der australischen Wüste[1].

[1] Die niedrigsten Temperaturen, die man beobachtet hat, sind: in Jenissëisk — 59° (Januar 1872), in Jakutzk — 60° (21. Januar 1838), in Nischne Udinsk, nordwestlich von Irkutzk, — 62½°, in Wierchojansk im Tschuktschenlande — 62⅔°, bei Kiringa — 66⅔° (von Gmelin auf seiner Reise notirt). In Nordamerika beobachtete man die Minima: — 55,8° im Smith-Sunde und — 56,7° in Fort Reliance. Peschels Phys. Erdkunde, Bd. II. S. 197.

Wie der Name besagt, entsteht das Continentalklima im Innern großer Festländer. Die mit Feuchtigkeit beladenen Winde kommen vom Ocean und verlieren ihren Wassergehalt um so mehr, je weiter sie auf ihrer Bahn in's Innere der Continente vordringen. Die Abkühlung, welcher sie da im Spätherbst, Winter und ersten Frühling unterliegen, die steigenden Luftströme der erhitzten und meist vegetationsarmen Landflächen im Sommer, der Widerstand zahlreicher Gebirge, wodurch sie selbst zu steigen gezwungen werden, und das Hineinstürzen kalter nordischer Winde, dieß alles beraubt sie nach und nach ihrer Feuchtigkeit, welche als Regen und Schnee zu Boden sinkt und durch die zahllosen Bäche, Flüsse und Ströme zum Ocean wieder zurückkehrt. Man wandere einmal von Lissabon oder Bordeaux in der Richtung des herrschenden West- und Südwestwindes über Wien, Kiew und Kasan nach Tobolsk in Westsibirien und zähle die ungeheuren Mengen strömender Gewässer, die man auf dem langen Wege zu überschreiten hat, und man wird einen Begriff davon bekommen, wie viel Feuchtigkeit die genannten Winde auf der nämlichen Strecke verlieren, und um wie vieles die sibirische Atmosphäre dampfärmer als die westeuropäische sein muß. Wenn Bergen in Norwegen einen um 45° wärmeren Januar und um 5° kühleren Juli als Jakutzk besitzt, so hat es auch eine so dunstreiche Atmosphäre, daß derselben im Lauf eines Jahres 83 Pariser Zoll (224,7 Centimeter) Regen entströmen, während Barnaul in Sibirien davon nur etwa 9 Zoll (24 Centimeter), und Nertschinsk, weiter gegen den Stillen Ocean hin, nicht ganz 15 Zoll (40,6 Centimeter) erhält.

Die dunstarme Atmosphäre des östlichen Europa und des ganzen Innern von Asien vermag nun während des Sommers die Einstrahlung der Sonnenwärme und während des Winters die Ausstrahlung der Erdwärme[1] nicht gehörig zu hemmen; darum hat sie starke Temperaturschwankungen des Bodens und ihrer selbst, ein so entschiedenes Continentalklima zur Folge, und was noch wichtiger als das ist, sie bewirkt ein ungemein großartiges Zu- und Abströmen der ganzen benachbarten Atmosphäre.

Denn in den heißen Sommermonaten bekommt die dunstarme Luft vom Erdboden, über welchen sie langsam dahinstreicht, viel Wärme, löst

[1] Unter der Erdwärme wird hier nicht so sehr die Wärme des tiefen Erdinnern, als vielmehr die der obersten Erdschichten verstanden, welche in die letzteren während des Sommers von oben her eindringt.

ihre Nebelbläschen, wenn sie deren hat, völlig auf, vermindert ihre wärmeabsorbirende Kraft, verursacht eine noch stärkere Erhitzung des Bodens, und indem auch sie von ihm noch mehr Wärme annimmt und sich ausdehnend emporschwillt, steigt sie sowohl mit ihrer ganzen tieferen Masse zugleich, als auch in zahllosen Einzelströmen, vom Innern des Festlandes zu höheren Regionen der Atmosphäre auf. Im Winter dagegen erkaltet sie stark, wird schwer und geräth in sinkende Bewegung. Ihr Antheil an Wasserdünsten ist zu dieser Zeit noch viel kleiner, als im Sommer; denn nicht bloß vermag sie ihrer niedrigen Temperatur wegen nur eine geringe Menge von Feuchtigkeit aufzulösen und zu behalten, sondern sie besitzt davon auch in den untersten Schichten überhaupt nicht mehr, als sie beim Sinken aus den dunstarmen oberen Lufträumen herabbringt. Das innere Asien strahlt deßhalb während des Winters so viel Wärme aus, daß seine mittlere Jahrestemperatur unter dem normalen Werthe bleibt, welcher der Entfernung vom Äquator an und für sich entspricht.

Wo die Luft ihrer Wärme und Leichtigkeit halber in großer Menge steigt, verursacht sie einen niedrigen Barometerstand und saugt zugleich unten, über die Erdfläche fort, aus allen Nachbargegenden andere Luft zum Ersatze heran, welche kühler und schwerer ist und in Folge ihres stärkeren Druckes in ihrem Ausgangsgebiet einen höheren Barometerstand bewirkt. Die sommerliche Erwärmung von Asien-Europa führt also zur Bildung einer stehenden Cyklone von sanftem Charakter und ungemein großer Ausdehnung, einer Cyklone mit steigendem Kern, untern Zuflüssen und obern Abflüssen, welch letztere beide etwas spiralig gekrümmte Bahnen verfolgen. Wir wollen diese neue Art von Cyklonen zum Unterschiede von den übrigen, welche über die Erdfläche fortwandern und bei viel kleinerem Durchmesser heftig toben, einfachhin „festländische Luftfluthung" nennen. In der That besteht ihr Wesen darin, daß ihr Kern von einem außerordentlich breiten, aber nur sanft gehobenen Fluthberg atmosphärischer Luft gebildet wird, in welchen die letztere von allen Seiten, und zum Theil bis zur Mitte selbst, hineinfluthet, um in der Höhe ebenso allseitig abzuströmen. Wir können sie aber auch in einem übertragenen Sinne mit dem Namen eines stehenden barometrischen Minimums bezeichnen. Schon lange nämlich haben die Meteorologen sich daran gewöhnt, jede cyklonenartige Bewegung der Luft, wenn sie einige hundert Meilen Durchmesser hat und nicht gar zu heftig auftritt, ein barometrisches Minimum zu nennen, weil ein tiefes

Sinken des Barometers beim Herannahen und Vorbeigehen dieser atmosphärischen Aufwallung immer beobachtet wird.

Wo hingegen die Luft ihrer Kälte und Schwere halber in großer Menge niedersinkt, verursacht sie einen hohen Stand des Barometers, auf dessen Quecksilbersäule sie im kurzen, offenen Schenkel drückt; zugleich fließt sie unten über der Erdfläche nach allen Gegenden ab, wo die Luft wärmer und leichter ist, also gern steigen möchte oder wirklich steigt und durch ihren aufwärtsgerichteten Zug einen niedrigen Barometerstand veranlaßt. Die winterliche Erkaltung des combinirten Festlandes Asien-Europa führt demnach zur Bildung einer stehenden Gegen- oder Anticyklone mit sinkendem Kern, untern Abflüssen und obern Zuflüssen. Wir nennen sie einfach „festländische Luftebbung", oder das stehende barometrische Maximum des europäisch-asiatischen Winters.

Wegen ihrer ungemein großen Wichtigkeit war es nothwendig, auf diese Luftcirculationen kolossalsten Maßstabes etwas näher einzugehen. In ihrer Form unterscheiden sie sich wesentlich von den eigentlichen Cyklonen. Nicht nur sind sie viel ausgedehnter, sondern auch von höchst unregelmäßiger und schwankender Begrenzung, worin sie von den Umrissen des Festlandes abhängen, ohne denselben sich irgendwie genauer anzuschließen. Der wechselnde Stand der Sonne innerhalb des Jahres, die Umwandlung der continentalen Luftfluthung in die darauffolgende Ebbung, die Fähigkeit der verschiedenen Bodensorten und Pflanzenbedeckungen verschieden stark zu erwarmen oder zu erkalten, die Vertheilung, Richtung, Größe und Höhe der Gebirge, die Temperatur der umgebenden Oceane und benachbarten Meeresströmungen, wie endlich die Nothwendigkeit für die obern und untern Passate, nach dem Pol oder Äquator sich Wege bahnen zu müssen, beeinflussen diese Form so sehr, daß man ein klares Bild davon nur aus eigens hierzu gefertigten Karten zu erlangen vermag, die übrigens für jeden Monat andere sein müssen [1].

---

[1] Es sind dieß die Karten der sogenannten Isobaren oder der Linien, welche die verschiedenen Erdpunkte mit gleichem Barometerstande unter einander verbinden. Die Barometerstände müssen, wie es oben im Text überall verstanden wird, auf die Meeresfläche reducirt sein, indem sie von der Höhe der Orte über dem Meeres-Niveau wesentlich abhängen. Leider ist gerade die Höhenlage vieler innerasiatischen Gegenden nicht genau bestimmt. Zweckmäßig werden in die Isobaren-Karten noch die Richtungen der vorherrschenden Winde eingetragen, in welcher Beziehung unsere Kenntnisse freilich noch mehr einer Ergänzung bedürfen.

Wir beschränken uns daher auf die allgemeine Bemerkung, daß von den oceanischen Küstengebieten nach einer gewissen Gegend des innern Festlandes der Barometerstand während des Sommers, hier langsamer, dort schneller, hier weniger, dort mehr, bis zu einem geringsten Betrage abnimmt. So trifft man das kleinste oder eigentliche barometrische Minimum des Juli und die ihm entsprechende höchste Erhebung der asiatischen Sommerluftfluth in jener breiten, von Nordost nach Südwest gestreckten Zone, welche die Wüsten der Mongolei und Ost-Turkestans, sowie die Hochebenen von Tibet umfaßt. Wenn man jedoch die Barometerstände mitrechnet, welche schon erheblich tief sind und einer bereits ansehnlichen Höhe des Luftfluthberges entsprechen, so erstreckt sich das in einem weitern Sinne genommene Juliminimum von den nordöstlichen Küstengebieten Sibiriens über alle Wüsteneien Asiens und Nordafrika's hinweg bis in die Nähe des Atlantischen Oceans am Senegal und Cap Verde.

Das barometrische Maximum des Januar hat eine ähnliche Lage und Form, was die Umrisse seiner sinkenden Strömung betrifft, ist aber zum Theil um 10—20 Grad nach Nord und Nordwest verschoben und verbreitert. In seinem innersten Kern steigt das Barometer bis 774 Millimeter, während es in den nämlichen Gegenden zur Zeit des Sommerminimums auf 748 Millimeter herabsinkt. Dieß jährliche Schwanken des Barometerstandes um beiläufig 26 Millimeter ist das stärkste seiner Art auf der Erde überhaupt [1].

Fast um den gleichen Betrag würde das Barometer sinken, wenn man es im Juli von den Azoren nach der östlichen Mongolei und im Januar vom Baikal-See in Sibirien nach Island brächte [2]. Mit Rück-

[1] In Norddeutschland beträgt das jährliche, von ganz allgemeinen Ursachen abhängige Schwanken des Barometerstandes sehr wenig, für Berlin z. B. nur drei bis vier Millimeter; stark sind dagegen die unregelmäßigen oder nicht periodischen Schwankungen, welche von einer Cyklone oder einem wandernden barometrischen Minimum hervorgerufen werden.

[2] Jenseits der Azoren steht über dem Atlantischen Ocean im Winter und Sommer ein barometrisches Maximum von ungefähr 768 Millimeter. Da nämlich sinkt fortwährend ein Theil jener Luft nieder, die im heißen Erdgürtel aufsteigt. Hingegen trifft man bei Island immer einen niedrigen Barometerstand, im Juli von ungefähr 756 Millimeter und im Januar sogar ein Minimum von 746 Millimeter. Hauptursache ist die warme See, wozu im Hochsommer die Erwärmung der Insel durch die Sonnenstrahlen, im Winter aber die starke Erkaltung der Landumgebung des Isländischen Meeres hinzukommt. Die Luft über demselben muß nämlich steigen, weil sich andere kältere und schwerere Luft herbeidrängt, ja auch die warme des Südwest-Passats durch den Gegendruck in die Höhe zu gehen nöthigt.

sicht auf die ungeheure Weglänge, welche die zu- und abfluthenden Winde zwischen diesen Endstationen zurückzulegen haben, ist das aber nicht viel, und demnach die winderregende Kraft des barometrischen Minimums und Maximums Asiens verhältnißmäßig klein. Denn bei den gewöhnlichen westindischen Cyklonen fällt vom Außenrande bis zum Centrum, auf Wegstrecken von oft nur 40—60 Meilen, das Barometer nicht selten 40—50, ja 60 Millimeter.

Daher sind die Winde, welche vom innerasiatischen Minimum angehaucht werden, durchschnittlich sanfter Natur. Sie kommen von allen Oceanen in der Runde, besonders den kalten, dem Eismeer und den nördlichen Theilen des Stillen und des Atlantischen Oceans, und sonst noch aus jenen Meeresgebieten, worüber eine Luftebbung gegen die benachbarten Continente, also auch wo ein starker Luftdruck vorhanden ist. Ein solcher findet sich auf dem Atlantischen Ocean als permanentes barometrisches Maximum zwischen Südwest-Europa und den Bahama-Inseln und treibt uns die untern West- und Südwestwinde zu. Diesen gesellt sich noch der Südwestpassat bei, der obere Abfluß der im heißen Erdgürtel steigenden Luftströme und zugleich derjenige Wind, dem Europa seine klimatische Bevorzugung verdankt. Denn neben und auf den Atlantischen Gestaden Europa's, etwa von Bordeaux an bis zum Nordcap, beginnt der Südwest aus seinen Höhen herabzusteigen oder reißt wenigstens strichweise die tieferen Luftschichten vom Ocean mit sich fort.

All diese Winde bringen bis in das innerste Festland, verlangsamen sich jedoch immer mehr, weil ihre Luft sich erwärmt und allmählich in's Steigen geräth oder auch durch Tausende von Einzelströmen in die Höhe geführt wird. Wo ihre Bahnen lang genug sind, da laufen sie in sanft gekrümmten Bögen, indem sie wegen der täglichen Drehung des Erdballs um seine Axe von ihrer jedesmaligen Richtung nach rechts abgelenkt werden[1].

Dem gleichen Gesetz der Rechtsbiegung unterliegen auch die vom barometrischen Maximum des asiatischen Winters kommenden Luftströmungen; doch würden ihre Bahnen, auf eine Landkarte gezeichnet, dort convex erscheinen, wo die andern concav sind, eine Folge des

---

[1] Die Windspiralen der eigentlichen Cyklonen sind links gekrümmt, so daß diese links rotiren, in einer Richtung, welche der Bewegung des Uhrzeigers entgegengesetzt ist. Beides gilt indessen nur für die nördliche Halbkugel. Auf der südlichen biegen die großen Luftströmungen nach links und die der Cyklonen nach rechts.

umgekehrten Laufes. Diese fortebbenden Winde fließen natürlich zu den barometrischen Minima, die alsdann über den Oceanen stehen, und sonst nach allen Seiten, wo die Luft wärmer und leichter ist, nach der Wüste Sahara, gegen die Sunda-Inseln und Australien, nach dem Indischen und dem Stillen Ocean im Süden und Südosten, aber auch nach den nördlichen Theilen des letztern und selbst nach dem Eismeer, dessen Gewässer im Winter wärmer als der Boden Sibiriens sind. Schwerer gelangen sie über Europa hinweg auf den Atlantischen Ocean. Denn hier übt gerade während der kalten Jahreshälfte der Südwestpassat unbestritten seine Herrschaft aus; in dem engen Raum zwischen der asiatischen und nordamerikanischen Winter-Anticyklone preßt er mit Gewalt seine warmfeuchten Luftmassen durch, um dieselben nach Norden zu schaffen.

Jetzt wird erklärlich sein, weßhalb Europa's Westhälfte mit einem so warmen Seeklima begabt ist. Seine Atlantischen Küstenländer haben vor Allem einen ausgezeichnet milden Winter, viel milder, als die Entfernung vom Äquator und der Zusammenhang mit so großen Continentalgebieten erwarten lassen. Wenn wir die Tage des Winterhalbjahres nach der herrschenden Windrichtung in Procenten ausdrücken, so kommen

auf	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	
	6	8	9	11	13	25	17	11	Procent,

und man bemerkt, daß 55 Procent allein dem Süd, Südwest und West angehören, lauter warmen Winden, die uns regenfeuchte tropische Luft zutragen. Denn auch der Südwind pflegt vom Atlantischen Ocean seinen Ursprung zu nehmen, indem er meist ein Spiralstück einer mit dem Südwestpassat anrückenden Cyklone bildet. Selbst der Nordwest mit seinen 11 Procent ist für die Jahreszeit nicht kalt zu nennen, da er die gemäßigte Temperatur mitbringt, welche der warme Golfstrom im Westen von England und Norwegen verbreitet. Weiter erkennt man, daß die winterlichkalte Luft der asiatischen Anticyklone oder der sogenannte Polarstrom nur mit Mühe bis Westeuropa vordringt; immer wird sie von Neuem durch den Südwestpassat und dessen Anhang oder den Äquatorialstrom zurückgeschoben und das klare, frostige Wetter, welches mit ihr kommt, durch Thauwetter, Regen oder einen wolkigen Himmel ersetzt. Ihr gehören die 8 Procent Nordost, die 9 Procent Ost und ein Theil der 11 Procent Südost an. Denn der letztere entspringt häufig der Umgebung des Schwarzen und des Kaspischen Meeres, welche ein strenges Winterklima hat. Der Nordwind mit seinen 6 Procent ist

so besonders kalt nicht, weil seine Luft, bevor sie zu uns gelangt, über den warmen Strömungen des Atlantischen Oceans ausgebreitet lag [1].

Im Sommerhalbjahr ändern sich die Windverhältnisse von Westeuropa nur wenig und haben ein warmes Seeklima zur Folge. Denn es treten auf

N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	mit
9	8	7	6	10	22	21	17	Procent.

Abermals sind die Westwinde den übrigen Strömungen weit überlegen, schieben die heißtrockene Continentalluft zurück und ersetzen sie durch kühlere Oceanluft, die indessen von den Tropen kommt oder mit den warmen Gewässern des Golfstromes in Berührung stand.

Man muß nicht denken, daß die Nähe eines Oceans für sich allein genüge, um einem Lande das Seeklima, und wenn das der Fall ist, ein warmes Seeklima zu verschaffen. Ein belehrendes Beispiel liefert in dieser Beziehung Ostasien längs dem Stillen Ocean. In China und im Amurlande betragen während des Winterhalbjahres die continentalen und polaren Windrichtungen, also West, Nordwest und Nord 70 Procent gegen 14 Procent der oceanischen und äquatorialen Richtungen Ost, Südost und Süd. Auch da walten, wie in Europa, die Westwinde vor, kommen jedoch aus der kalten asiatischen Anticyklone. Die Folge davon ist, daß all jene Landgebiete im Winter ein ausgeprägtes Continentalklima haben. Während des Sommers jedoch tritt ein Umschwung der Windverhältnisse ein. Die im Winter vorherrschenden Landwinde sind durch Seewinde (Ost, Südost und Süd) verdrängt, deren Zahl von 14 auf 55 Procent gestiegen ist. Damit hat das Seeklima die Übermacht gewonnen, ist aber nördlich von China bei Weitem nicht so warm, als in Westeuropa. Denn längs der Küste sind alle Randmeere mit kalten Meeresströmungen erfüllt, so daß die Seewinde weniger Wärme und Feuchtigkeit mitbringen. Daher ist auch die mittlere Jahrestemperatur im nördlichen Theil von Ostasien niedriger, als bei uns. Peking auf dem 40. Breitengrad gleicht hierin London, das um 11½ Grad weiter nach Norden liegt, und der mittlere Amur auf dem 50. Breitengrad hat eine Temperatur wie die Gegend des Nordcaps und der russischen Tundren jenseits Archangel.

---

[1] Man denke an das oben angeführte Gesetz, wonach all diese Winde im Bogen laufen, also der Nord vorher Nordwest, der Südost vorher Ost gewesen ist. Die Orkane machen eine Ausnahme, da ihre Spiralstücke die umgekehrte Krümmung haben.

Schreitet man von den europäischen Küsten des Atlantischen Oceans gegen Osten vor, so findet man, daß das Seeklima allmählich in das Continentalklima übergeht. Im Norden geschieht es nur langsam; denn die warmfeuchten Äquatorialströme walten noch im ganzen nördlichen Rußland vor und jenseits des Ural am untern Ob und Jenissëi. Im Süden dagegen hat schon Ungarn und das Steppengebiet Rußlands am Schwarzen Meer sehr heiße Sommer und strenge Winter, und dieß ausgeprägte Continentalklima findet man dann weiterhin in Armenien, in ganz Turkestan und Tibet bis China. Während des Winters erleiden all diese ausgedehnten Gebiete eine Überfluthung durch die trockene und kalte Luft des asiatischen Maximums, welche sich mit Vorliebe nach südlichen Richtungen wendet; im Sommer dagegen wird einestheils Afrika und anderntheils die Höhe des Landes über dem Meeresspiegel zur Ursache der Trockenheit und übermäßigen Erwärmung von Luft und Boden [1].

Klar ist, daß so verschiedene Klimata und deren unregelmäßige Vertheilung auf die Art und Verbreitung der Vegetation von wesentlichem und oft sehr merkwürdigem Einfluß sein müssen. In vielen sehr kalten Gegenden Sibiriens wird in dem kurzen, aber heißen Sommer Weizen und Roggen auf einem Boden gebaut, welcher in einer Tiefe von einem Meter beständig gefroren ist. So noch bei Jakutzk, wo die mittlere Jahrestemperatur — 10,3° und die des Januar sogar — 43° C. beträgt. Darin besteht ein Vorzug des Continentalklimas. Auf der Insel Island, welche freilich etwas nördlicher liegt, ist bei ungleich höherer Jahrestemperatur und bei einer unbedeutenden Winterkälte an den Bau von Getreide nicht mehr zu denken, weil die niedrige Sommertemperatur nicht ausreicht, es zur Reife zu bringen; statt dessen finden aber die Herden ihre Nahrung beinahe das ganze Jahr hindurch im Freien.

Im nordöstlichen Irland, wo im Winter Eis eine Seltenheit ist, auf gleicher geographischer Breite mit Königsberg und Tomsk in Sibirien, gedeiht des warmen Seeklimas wegen die Myrthe so kräftig wie

[1] Verbindet man auf einer Weltkarte alle Erdpunkte miteinander, welche zu gleicher Zeit gleiche Temperaturen haben, so erhält man die sogenannten Isothermen. Es gibt Karten der Jahres-Isothermen, in welchen die mittleren Jahrestemperaturen, und von Monats-Isothermen, in denen die mittleren Monatstemperaturen zum Vergleich kommen. Ein Blick auf sie macht sofort den Unterschied der klimatischen Verhältnisse aller Erdgegenden deutlich.

in Portugal; aber der Weinbau gedeiht weder da noch in irgend einem Theile von England, weil die Rebe wohl eine ziemlich starke Winterkälte ertragen kann, jedoch eines heißen Sommers bedarf, wenn die Trauben reifen und einen trinkbaren Wein liefern sollen. In Astrachan am Kaspischen Meer, wo die Winterkälte des Nordcaps herrscht, reifen die herrlichsten Trauben. Ebenso bringt Ungarn ausgezeichneten Wein hervor, obgleich seine Winter kälter sind, als die im nördlichsten Schottland, wo der kühlen Sommer wegen nicht einmal der Obstbaum gedeiht[1].

Die klimatischen Verhältnisse Nordamerika's gleichen denen von Asien-Europa, und es gelten dafür auch die nämlichen Gründe. Die Trockenheit des Innern verursacht im Sommer ein sehr ausgedehntes barometrisches Minimum bis zum Betrage von 756 Millimeter; der Mittelpunkt desselben liegt im Juli neben den Quellen des Missouri, wohin zu der Zeit die Luft aller umgebenden Oceane und kalten Länder heranfluthet. Im Winter bringt dafür die Kälte eine stehende Anticyklone oder Luftebbung gegen die Oceane, und ein barometrisches Maximum, von 768 Millimeter größten Betrages im Westen der Hudsonsbai-Länder, gibt dazu die nöthige Kraft. Deßhalb herrscht ein entschiedenes Continentalklima im größten Theil von Britisch-Amerika und den Vereinigten Staaten.

Die Pacifische Küste Nordamerika's, von Südcalifornien bis Aljaska, hat wie die Atlantische Küste Europa's ein ausgeprägtes Seeklima während des Sommers und Winters; doch ist dasselbe wegen der nahen Cordilleren auf eine schmale Zone beschränkt und im Ganzen viel kühler als bei uns, weil die vorherrschenden westlichen Winde über einen minder warmen Ocean sich fortbewegen, ehe sie das Land erreichen.

An der gegenüberliegenden Seite Nordamerika's bilden in klimatischer Beziehung die östlichen Vereinigten Staaten einen scharfen Gegensatz zu Westeuropa, indem sie mehr Ähnlichkeit mit Ostasien haben, ohne jedoch im Sommer jene häufigen Seewinde wie China zu bekommen. Als solche treten der Ost, Südost und Süd, zusammen mit nur 34 Procent auf. Entschiedene Landwinde sind Nord, Nordost, West und Nordwest mit 43 Procent. Hierzu gesellt sich für die meisten Staaten noch der vorherrschende Südwest, dem allein 23 Procent angehören. Nur in der Nähe des Mexicanischen Golfes ist er ein

[1] Joh. Müller, Kosmische Physik, 2. Aufl., S. 334.

feuchter Seewind; später verliert er seinen Dunstgehalt und wird beinahe ebenso trocken wie der dortige Westwind. Die Sommer sind also heiß und entsprechen dem Continentalklima noch viel mehr, als es in China der Fall ist. Das kleinere Nordamerika hat eben weniger Kraft, den Südost an sich zu ziehen. Im Winter kommt dagegen der Nordwest mit ganzen 25 Procent direct aus dem innersten Kern der nordamerikanischen Anticyklone, und ihm gesellen sich als kalte Winde noch bei der West, Nord und Nordost, mit zusammen 38 Procent, so daß für die wärmeren Luftströmungen nur 37 Procent übrig bleiben, darunter 15 für den in den nördlichen Staaten schon trockenen, also mit schönem und kaltem Wetter verbundenen Südwest. Daher die strengen, continentalen Winter der Vereinigten Staaten, trotz der Nähe des warmen Atlantischen Oceans.

Natürlich wird auch die mittlere Jahrestemperatur durch solche Verhältnisse herabgedrückt. New-York und Halifax liegen beziehungsweise wie Neapel und Bordeaux, haben jedoch mittlere Jahreswärmen wie London und Drontheim, oder wie Mainz und Riga.

Diese klimatischen Verhältnisse fallen den deutschen Auswanderern sehr auf und nöthigen sie zu manchen Änderungen ihrer Gewohnheiten. Die Wäsche trocknet rascher; die Brodvorräthe, welche man in Europa längere Zeit aufbewahren kann, werden schnell unbrauchbar. Die Ernten sind weniger unsicher als bei uns. Ohne Nachtheil für die Gesundheit kann man in ein eben erst vollendetes Haus einziehen; man hat nicht nöthig, erst auf das Austrocknen der Wände zu warten. Dagegen haben die Schreiner mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem zu Boston und New-York in kurzer Zeit das Holz zerreißt, welches man in Europa für hinlänglich trocken halten würde, um es für Möbel zu verwenden. Auch müssen die Schreiner in Amerika viel stärkeren Leim anwenden, als bei uns.

Alle diese Erscheinungen deuten darauf hin, daß die Luft an den Ostküsten von Nordamerika im Durchschnitt weit trockener ist, als in den westlichen Gegenden von Europa.

Da nun aber weder die Regenmenge noch die Anzahl der Regentage in Nordamerika geringer ist, so kann der Unterschied nur dadurch bedingt sein, daß dort bei schönem Wetter die Atmosphäre weniger Dämpfe enthält. Die Luft bleibt nicht, wie in England und Westeuropa, immer ihrem Sättigungspunkte nahe. In Nordamerika herrschen eben die westlichen Winde gerade so vor, wie in Europa, sind aber im Winter

und Sommer trockene Landwinde, während die Westwinde uns von dem warmen Atlantischen Ocean viel Wasserdampf bringen.

Der Einfluß dieses Klima's auf die Bewohner von Nordamerika ist auffallend. Selten findet man dort, was man wohlgenährt nennt. Die Nordamerikaner sind meistens hager und zeichnen sich namentlich durch einen langen Hals aus. Europäer, welche nach Amerika gehen, verlieren alsbald von ihrer Beleibtheit, während die Nordamerikaner in Europa vollere Formen annehmen. — Der Europäer, welcher in New-York, Boston oder Baltimore landet, erstaunt über die fieberhafte Regsamkeit, die ebenfalls eine Folge des Klima's ist. Jedermann hat Eile; die Leute auf der Straße laufen mehr, als sie gehen. Allerdings bemerkt man in den großen Städten Englands etwas Ähnliches; aber die Thätigkeit des Engländers scheint mehr überlegt, die des Yankee mehr instinctmäßig, mehr das Resultat einer natürlichen Ungeduld, als der Nothwendigkeit. Der Amerikaner gönnt sich kaum die Zeit zum Speisen, selbst wenn er nichts zu thun hat. Trotz seiner anscheinenden Kälte ist er weit reizbarer als der Europäer, und seine Empfindlichkeit ist weltberühmt geworden [1].

Weiter im Norden, östlich von Neu-Braunschweig, rings um Neu-Fundland, Labrador und Grönland, begegnet man in immer größerer Breite sehr kalten Meeresströmungen, welche dort überall auch die Seewinde kalt und dunstarm machen. Daher die Unwirthlichkeit jener Länder in geographischen Breiten, welche in Europa die fruchtbarsten Gegenden, die glücklichsten Völker und reichsten Städte umfassen. Der mittlere Theil von Labrador liegt vom Äquator nicht weiter entfernt als Belgien und Holland; aber wie verschieden sind nicht die Wärmeverhältnisse dießseits und jenseits des Atlantischen Oceans! Die Julitemperatur Labradors stimmt mit derjenigen Lapplands und der russischen Einöden zwischen dem Weißen Meer und der Petschora überein, während die des Januars erst auf Nowaja Semlja und dem nordöstlichen Spitzbergen angetroffen werden kann!

Das ist die Bedeutung der atmosphärischen Wasserdünste in Bezug auf die Continente und deren Klima; welches ist sie in Bezug auf die Gebirge?

Um diese Frage in einer richtigen und klaren Weise zu beantworten, wollen wir uns die gesammte Atmosphäre mit so viel eigentlichen Wasser-

[1] Desor in J. Müllers Kosmischer Physik, S. 449—450.

dämpfen erfüllt denken, daß sie davon nicht mehr aufzunehmen vermag; zugleich soll sie keine Nebelbläschen oder Eiskryställchen enthalten, sondern überall genau in jenem Zustande sich finden, welchen man den der *Sättigung* nennt. Niemals erscheint sie reiner, durchsichtiger und mit tieferem Blau, als gerade unter den hier vorausgesetzten Bedingungen. Würde sie aber nur ein wenig steigen, so müßte sie gleich einen guten Theil ihrer Dämpfe in Nebelbläschen verwandeln, während sie umgekehrt beim Sinken und der damit verbundenen Wärmeaufnahme noch mehr Dünste aufzulösen fähig würde.

Unter dieser Voraussetzung eines mit Wasserdünsten eben gesättigten Zustandes enthält im Niveau des Meeres ein Luftraum von 10000 Kubikmeter bei einer Temperatur von

-5^0	0^0	$+5^0$	$+10^0$	$+15^0$	$+20^0$	$+25^0$	$+30^0$ C.
32	48	72	104	152	216	300	410

Kubikmeter Wasserdampf. Wie man sieht, nimmt die Menge desselben mit der Lufttemperatur in einem außerordentlich starken Grade zu und ist z. B. bei $+26^0$ fast zehnmal größer als bei -5^0. Klares Wetter in der Umgebung des Nordpols ist daher auch nur möglich, wenn die dortige Atmosphäre im Vergleich zu der des Äquators einen sehr geringen Betrag von Wasserdünsten enthält.

Man beachte nun den wichtigen Umstand, daß die Dampfmenge, die ein bestimmter Raum fassen kann, *lediglich von der Temperatur abhängt*, welche darin herrscht, und von gar nichts anderem. Sie nimmt mit der Temperatur des dampfhaltigen Raumes zu und ab, und zwar genau so wie in der obigen kleinen Tabelle verzeichnet steht; denn in Gemäßheit des Diffusionsgesetzes der Gase bleibt es sich gleich, ob der betreffende Raum mit dichterer oder dünnerer Luft angefüllt, oder ob derselbe ganz luftleer ist.

Vom Äquator aus hat man an die 1000 Meilen weit nach Norden zu wandern, wenn man im Niveau des Meeres statt der Temperatur von $+30^0$ C. eine solche von 0^0 haben will; es bedarf aber am Äquator nur einer Steigung von ein paar tausend Meter Höhe, um Luftschichten von 0^0 anzutreffen, und in diesen müssen bei schönem Wetter die Wasserdämpfe ebenso spärlich vorhanden sein, wie in jener weit vom Äquator entfernten Meeresgegend bei gleich schönem Wetter.

Die Folgerung, welche wir hier zu machen haben, ist einfach. Erhebt sich an einem hohen äquatorialen Gebirge mit Dampf gesättigte Luft aus einer Region, worin eine Temperatur von 30^0 herrscht, bis zu

einer andern, worin dieselbe nur 10° warm ist, so muß sie auf diesem kurzen Wege von ihren 410 Kubikmeter Dampf, die sie in einem Raum von 10 000 Kubikmeter enthält, fast genau drei Viertel zu Wolken verdichten und als strömenden Regen fallen lassen; nur ein Viertel oder 104 Kubikmeter Dampf bleiben ihr übrig. Sie wird noch mehr Dampf verlieren, wenn sie höher steigt, dagegen weniger, wenn sie nicht so hoch kommt, oder beim Beginn des Steigens mit Dämpfen nicht gesättigt war.

Ähnliches gilt von jedem Gebirge, und daher kann man in einem gewissen Sinne sagen, daß alle Gebirge ein feuchtes Seeklima haben, so oft an ihnen hinlänglich mit Dampf erfüllte Luft in die Höhe getrieben wird. Denn schnell gelangt man unter dieser Voraussetzung beim Steigen in eine ausgedehnte Region, wo die Luft mit Dünsten übersättigt ist und sogar schwerere Wolkenmassen enthält, als über den Rändern der Continente unter gewöhnlichen Umständen. Nirgends auch tritt das Seeklima entschiedener und mit ergiebigerem Regen auf als dort, wo neben dem Ufer eines warmen Oceans eine hohe Gebirgskette den Seewinden sich in den Weg stellt. Wenn zu Bergen in Norwegen 83 Zoll (224,7 Centimeter) Regen fallen, so ist das zum größten Theil eine Wirkung des norwegischen Gebirges, welches jäh aus dem Meere sich emporhebt. Zu La Rochelle neben der Atlantischen Küste Frankreichs, wo es mehr regnen sollte, die Gegend aber flach ist, beträgt die Regenmenge nur 24¼ Zoll (65,6 Centimeter). Selbst im tiefen Innern eines Continents, wo die Luft durch allmählichen Verlust ihrer Wasserdünste schon verhältnißmäßig trocken geworden, bringen hohe Gebirge die nämliche Wirkung hervor wie niedrige Küstengebirge: sie zapfen vermittelst ihres Widerstandes gegen die daranstoßenden Winde auch einer schon dampfarmen Atmosphäre noch Ströme von Regen ab und bilden mit ihrem feuchten Klima gleichsam quellenreiche Inseln im trockenen Gebiet des Continentalklimas, vegetationskräftige Oasen mitten in einer vor Hitze ausgedörrten Wüste.

Wo aber die Gebirge hoch und breit genug sind, pflegt ihr feuchtes und regnerisches Klima sich auf die eine oder die andere Seite und da wieder auf die tieferen Gegenden zu beschränken, weil die an den Abdachungen emporsteigenden Winde den größten Theil ihres Wassergehaltes schnell verlieren. Auch herrschen diese Winde nicht zu jeder Jahreszeit. In allen Fällen aber sind jene Hochebenen, welche bei großer Meereshöhe eine mächtige Ausdehnung besitzen, mit einer dunstarmen

Atmosphäre bedeckt, die selten neblig ist und in ausgezeichneter Weise Licht und Wärme durchläßt; nur zur Zeit der periodischen Gewitter wird die Plateaulandschaft für einzelne Stunden in Wolken gehüllt, und diese sind meistens nicht die Wirkung eines weit herkommenden, allgemeinen Windes, sondern der luftsaugenden Kraft, welche das von der Sonne stark erwärmte Gebirge in einem noch höheren Grade als das innerste Tiefland des betreffenden Continents zeigt.

So wenigstens in der tropischen Zone und während des Sommers in unseren geographischen Breiten. Die kalte Jahreszeit aber, wo eine solche eintritt, macht die Atmosphäre der Hochebenen und der innern Gegenden aller breiten Gebirge doppelt trocken, verursacht eine starke Wärmeausstrahlung des schattigen oder in Nachtdunkel eingehüllten Bodens und bewirkt, daß mehr abgekühlte Luft in die Thäler niedersinkt, als erwärmte von den Gipfeln aufsteigt.

Große Gebirge haben folglich in ihren oberen Gegenden, welche oft den meisten Raum einnehmen, ein ausgezeichnetes Continentalklima, das jedoch überall, wo die Luft des umgebenden Tieflandes mit Dämpfen erfüllt ist, viel mehr Gewitter bringt, als im flachen Innern des Continents aufzutreten pflegen.

Schon über den verhältnißmäßig kleinen Alpen bildet sich im Winter eine Luftebbung oder Anticyklone mit sinkendem Luftstrom aus, so daß am Nordfuß in Vorarlberg das Barometer im Winter zuweilen 1—2 Monate ohne zu schwanken 8 bis 12 Millimeter höher steht als im Sommer. Während dieses aber schwankt das Barometer fortwährend um 10 bis 15 Millimeter auf und nieder, ein Zeichen, daß steigende und sinkende Luftströme ohne Unterlaß mit einander wechseln. Doch sind die sinkenden Ströme nicht eine Folge von Wärmeausstrahlung des Bodens, sondern der zuvor aufsteigenden Luftströme, welche bei schönem Wetter sich bilden und zu Gewittern oder gewitterartigen Regen werden: hierbei verdichten sich die Wasserdünste hoch in den kältesten Regionen der Atmosphäre, und wenn sie darauf als Schnee und Regen niederfallen, verursachen sie eine allgemeine Abkühlung und sinkende Bewegung der Luft.

Sozusagen ein einziges Gebirge von wahrhaft kolossaler Ausdehnung und Höhe bildet der ganze südliche Theil von Innerasien; die Mongolei, Tibet, Ostturkestan sind die von den verschiedenen Gebirgszweigen umschlossenen Hochebenen. Nicht zu verwundern ist also, wenn die dortige Atmosphäre schon wegen der Höhe des Landes so geringe Mengen von

Wasserdünsten enthält, im Sommer nur wenige Sonnenstrahlen absorbirt, im Winter jedoch ebensogut die Wärmeausstrahlung begünstigt, und daß in Folge davon das barometrische Minimum Asiens mit seinem steigenden Luftstrom so weit nach Norden, das winterliche Maximum aber so weit nach Süden gerückt, ja die ganze luftsaugende und luftfortpressende Kraft Asiens wesentlich vermehrt wird.

Ähnliches läßt sich von Nordamerika sagen. Dort nehmen die Cordilleren mit ihren vegetationsarmen Hochebenen Breiten bis zu 200 geographischen Meilen an, entwickeln auf diesen gewaltigen Plateaus im Sommer eine erstaunliche Hitze und im Winter eine ebenso unerträgliche Kälte. Darum steht sowohl das barometrische Maximum als Minimum des Continents unabänderlich im fernen Westen, ganz anders als in Asien-Europa, wo beide durch noch größere Gebirgsmassen so weit nach Osten gerückt sind.

Die geringe Absorptionskraft der Gebirgsatmosphäre verursacht natürlich an allen schönen Tagen eine stärkere Wärmestrahlung der Sonne, und in allen klaren Nächten eine stärkere Wärmeausstrahlung des Bodens, als nebenan im Tieflande beobachtet wird. Wer jemals kurz nach einem schweren Gewitter, zur Zeit, wo die Gebirgsluft am reinsten ist, einen 2000 bis 3000 Meter hohen Alpengipfel erstiegen hat, weiß von dem stechenden Wärmegefühl zu erzählen, welches er empfand, so oft er in den höheren Gegenden, vor dem Winde geschützt, die Sonne ungestört auf sich einwirken ließ. War er das Bergsteigen nicht gewöhnt, so konnte es sogar geschehen, daß in Folge einer längeren Wanderung neben kahlem Felsgehänge ihm die Gesichtshaut stellenweise sich losschälte. Unten, am Fuß des Berges, wo die Lufttemperatur viel höher war, hätte er diese Unannehmlichkeit nicht zu erleiden gehabt. Auf den öden, mit mächtigem Büschelgrase bewachsenen Páramos von Ecuador, in Meereshöhen von 3400 bis 4200 Meter habe ich regelmäßig gefunden, daß es zwischen 10 und 3 Uhr am Tage im hellen Sonnenschein unmöglich war, auch nur ein paar Minuten an einem windgeschützten Orte sitzen zu bleiben; und doch war an den nämlichen Stellen des Nachts die Empfindung der Kälte ebenso unerträglich. Selbst inmitten des ewigen Schnees kann man zuweilen die Sonnengluth unausstehlich finden. So erzählt Tyndall von sich, daß er in seinem Leben nie mehr vor Hitze gelitten als auf einer Wanderung auf den Höhen des Montblanc, wobei er mit jedem Schritt bis über die Kniee in den Schnee einsank. Es rührt dieß nicht von der hohen Luft-

temperatur her, sondern von der directen Sonnenstrahlung und der Rückstrahlung des Schnees.

Diesen Erfahrungen entspricht der äußerst wechselnde Stand des Thermometers bei Tag und Nacht in freier Luft. In Quito, in einer Meereshöhe von 2850 Meter, habe ich oft gesehen, daß ein Metallthermometer, welches ich vor das Fenster legte, Nachts bis auf +4 oder +2° C. zurückging, in der Sonne aber schon gegen 10 Uhr Vormittags einige 40 Grade angab. Der Unterschied wäre noch größer gewesen, hätte das Thermometer nicht unter dem Einfluß der gleichmäßigeren Temperatur der umgebenden Luft und nahen Wände gestanden. In meinem Zimmer betrug die Temperatur Jahr aus Jahr ein unabänderlich 15—17° C.

Wenn man ein Thermometer im Freien aufhängt, so daß es nach allen Richtungen den blauen Himmel über sich hat, steigt es am Tage weit über die Temperatur der umgebenden Luft, wie es Nachts tief darunter sinkt. Am Tage saugt es nämlich mehr Sonnenstrahlen ein als die Luft, während es Nachts mehr Wärme ausstrahlt. Auf hohen Bergen, wo kein Dampfschirm von genügender Dichtigkeit das Thermometer schützt, wird es am Tage höher steigen und des Nachts tiefer sinken als unten im Thal. Martius und Bravais haben nun sowohl auf dem Grand Plateau des Montblanc als auch am Fuße desselben zu Chamouni je zwei Thermometer aufgestellt, das eine im Freien, das andere an gedeckter Stelle, und so wenigstens den Unterschied der nächtlichen Ausstrahlung beider Orte zu bestimmen gesucht. Auf dem Montblanc zeigte das freie Thermometer 13,3° C. weniger als das geschützte, welches die Lufttemperatur angab; unten in Chamouni betrug diese Differenz nur 5,6° C.[1]

Die stärkere Wärmestrahlung der Sonne am Tage sollte auch die Oberfläche des Erdbodens auf einem Gebirge wärmer machen als unten im Thal. Das ist jedoch im Allgemeinen nicht der Fall, wenn man einfach die beiderseitigen Temperaturgrade mit einander vergleicht, und anders kann es auch nicht sein. Oben ist der Höhe wegen die Luft kälter als unten und entzieht deßhalb dem Boden auch mehr Wärme, so daß er kälter sein muß; außerdem findet sich die Luft oben bei schönem Wetter fast unablässig in schnell steigender Bewegung, wodurch sie eine zu starke Erwärmung des Bodens über ihre eigene Temperatur gleich-

[1] J. Tyndall, Die Wärme, S. 456.

falls nicht aufkommen läßt. Richtig muß aber sein, daß der Unterschied zwischen der Boden- und Lufttemperatur in der Höhe größer ist als derjenige, welchen man unten beobachtet, oder mit andern Worten: es muß die von der Sonne bestrahlte Gebirgsoberfläche in Bezug auf die sie bedeckende Luft mehr Heizkraft besitzen als die Fläche des tief unten liegenden Thalgrundes. Martius hat gezeigt, daß es sich hiermit in der That so verhält. Auf der Spitze des Pic du Midi fand er, daß die Wärme des der Sonne ausgesetzten Erdbodens nicht nur größer als die Wärme der Luft war und dieselbe vermehren konnte, sondern er vermochte auch zu constatiren, daß der Wärmeunterschied zwischen dem Boden und der Luft oben doppelt soviel betrug als unten am Fuß des Berges[1]. Und der Beobachter fügt die Bemerkung hinzu: „Die bedeutende Erwärmung des Bodens im Vergleich zur Erwärmung der Luft auf hohen Bergen ist um so auffallender, als die Abkühlung während der Nacht durch Ausstrahlung dort viel größer ist, als in der Ebene".

Die Heizkraft der Gebirge nimmt mit der Höhe zu. Hooker[2] beobachtete am Himálaja gleichzeitig den Stand eines den Sonnenstrahlen ausgesetzten Thermometers mit geschwärzter Kugel und eines gewöhnlichen, im Schatten aufgestellten, welches die Lufttemperatur angab. In der Meereshöhe von 2250 Meter stieg das erstere im Durchschnitt auf 52° C. und um 37,2° C. höher als das zweite. Dieß Resultat übertraf das in Calcutta, in feuchter Küstengegend, gefundene bei Weitem, war aber kaum größer als in den trockenen Ebenen des Innern von Indien. Im December, um 9 Uhr Morgens, in einer Höhe von 3050 Meter, gab das berußte Thermometer 55,5° C. an, während die Temperatur des beschatteten Schnees dicht daneben — 5,6° C. betrug. Bei 3960 Meter Höhe stand es im Januar (während des kältesten Wintermonates) um 9 Uhr Morgens auf 36,7° C. und um 10 Uhr Morgens auf 45,6° C., beziehungsweise um 37,9° C. und 45,2° C. höher als das andere Thermometer, welches die Lufttemperatur bestimmte. Kurz vor Sonnenaufgang aber hatte das gegen den freien Himmel ausstrahlende Thermometer — 18,2° C. angegeben.

Wie hier die berußte Thermometerkugel, verhalten sich schwarze Felsmassen gegenüber der Ein- und Ausstrahlung von Wärme; nur saugen sie letztere tiefer in sich ein und zeigen darum geringere Schwan-

[1] J. Tyndall, Die Wärme, S. 471.
[2] A. a. O. S. 468.

kungen ihrer Oberflächentemperatur. Demnach folgt aus diesen Beobachtungen, daß im Sommer, wo die Wärmeeinstrahlung überwiegt, solch schwarze und in niederem Grade auch alle anderen Felsmassen und Bodensorten auf einem Gebirge mehr Wärme von der Sonne empfangen als in einer Ebene, und zwar um so mehr, je höher sie liegen.

Damit wäre der dritte besondere Grund für die Richtigkeit unseres im Eingange aufgestellten Satzes hinreichend bewiesen: die Oberfläche eines Gebirges erhält an sonnigen Tagen mehr Wärme als der Boden des Flachlandes nebenan. Daher ist denn auch ihre heizende Kraft in Bezug auf die Luft größer. Vergleicht man also die Temperatur der Gebirgsluft mit der Temperatur jener Luftschichten, welche in einiger Entfernung davon in gleicher Meereshöhe schweben, so wird unter den angegebenen Bedingungen unseres Satzes die erstere nothwendig höher sein.

Wo aus ebener Gegend ein mächtiger Bergkegel vereinsamt hoch in die Atmosphäre emporragt, ist er in den Tropen an allen schönen Tagen, bei uns aber wenigstens an allen schönen Sommertagen, wenn die Winde still stehen oder sanft genug fließen, von unten bis oben in eine warme und leichte Luftmasse gehüllt, die zwischen der kälteren und schwereren der weiteren Umgebung gleich einem Luftballon das Bestreben hat, in die Höhe zu schweben. Und sie schwebt in der That empor, sobald die Luft der Ebene warm geworden ist und nachsteigend in deren Platz einrückt, um darauf ihrerseits wieder von anderer Luft der Ebene ersetzt zu werden. So entstehen bei schönem Wetter die steigenden Luftströme mit Vorliebe gerade an den isolirten Berggipfeln, welche als Ventilatoren für die ganze Umgegend dienen und Ausgangspunkte zahlreicher Gewitter sind.

Dieses fortwährende Nachrücken der Luft von unten ist Ursache, daß solche vereinsamte Berge unter der Wirkung der Sonnenstrahlen sich nicht so stark erwärmen, als andere, welche gedrängt zusammenstehen oder als Hochebenen von selbst größerer Erhebung. In den mexicanischen Gebirgen zwischen dem 18. und 19. Grad nördlicher Breite hört schon in einer Höhe von 4400 Meter alle phanerogamische Vegetation auf; die Schneegrenze findet sich in einer Höhe von 4700 Meter. In Peru dagegen wohnt, bei gleicher südlicher Breite, eine zahlreiche ackerbauende Bevölkerung in ebenso großen Höhen; Potosi liegt 4400 Meter über dem Meeresspiegel, und die Schneegrenze trifft man erst in einer Höhe von 5970 Meter. Dieß erklärt sich nur durch die ungemein

große Ausdehnung und Höhe der peruanischen Hochebenen, welche den zusammenhängenden Grundstock bilden, woraus die einzelnen Bergketten und Gipfel noch weiter emporsteigen. Das Plateau, in dessen Mitte der Titicaca-See liegt, hat zu beiden Seiten wallartige Einfassungen, mächtige Gebirgszüge, und es nimmt schon für sich eine mittlere Höhe von mehr als 4000 Meter ein; bei einer Breite von 60 geographischen Meilen erstreckt es sich vom 16. bis zum 20. Grad südlicher Breite, so daß es eine Oberfläche von 3600 Quadratmeilen hat. Die Höhe der mexicanischen Hochebene beträgt nur 1950 bis 2600 Meter.

Ein anderes Beispiel des wärmenden Einflusses allgemeiner Landeserhebung bietet die Hochebene von Tibet und der chinesischen Tartarei. In einer Höhe von 3800 Meter wird dort in einer geographischen Breite von 32 Grad mit Erfolg Weizen gebaut. Die Cultur der Gerste steigt noch weit höher hinauf, während auf dem südlichen Abhange des Himálaja, in den Thälern des Ganges schon in einer Höhe von 3090 Meter alle Cultur ein Ende hat. Ja selbst unter dem Äquator auf den kleinen Plateaus von Quito und Caxamarca ist die Grenze der Weizencultur 750 Meter tiefer gelegen als auf den Hochebenen von Tibet[1]. Ja hier scheinen sogar die höchsten Lufttemperaturen des Erdballs vorzukommen; denn man hat solche bis zu 65° C. beobachtet, mehr als in der Sahara und der australischen Wüste[2]; das scheint um so wunderbarer, als die Entfernung des Landes vom Äquator schon so beträchtlich ist und seine mittlere Erhebung über den Meeresspiegel 3400 Meter beträgt. Aber gerade diese Höhe ist es, was bei der geringen Wärmeabsorption der trockenen Atmosphäre eine so erstaunliche Hitze verursacht, wenn Windstille herrscht. Dafür sind natürlich die Winter ebenso kalt, und dieß gewaltige Auf- und Abschwanken der Temperatur ist eben ein Beweis, daß ungeheure Gebirgsmassen die Luftventilation der Erde noch energischer betreiben als die weit größeren Continentalmassen selbst. Erkalten sie durch ihre kräftigere Ausstrahlung, so pressen sie die Luft mit Lebhaftigkeit von sich fort; erwarmen sie aber unter der kräftigeren Wirkung der Sonne, so saugen sie die Luft mit noch größerer Geschwindigkeit zu sich heran.

Wie dieß letztere im Einzelnen geschieht, bleibt uns noch zu untersuchen übrig. Der gewärmte Continent als Ganzes hat seinen steigenden Luftstrom, in welchen die oceanische Luft hineinfließt; auf den Fest-

[1] Joh. Müller, Kosmische Physik, S. 351—352.
[2] Nature. Vol. VI. no. 166, 2. January 1873, p. 170.

landsmassen ruhen gewaltige Gebirgsmassen mit ausgedehnten Plateaus, und auch sie haben als Ganzes einen steigenden Luftstrom, welcher die erwärmte Atmosphäre der continentalen Niederungen einsaugt; von den Hochebenen der Gebirge aber fließt die Luft wieder zu den einzelnen Bergketten, und von da endlich zu den höchsten Gipfeln, über denen sie stromartig und breiter als die mächtigsten Dampfsäulen der Vulkane, bis in die höchsten Regionen der Atmosphäre aufsteigt. Furchtbare Stürme umtoben deßhalb die höchsten Gebirgsgipfel nach anhaltend schönem Wetter, wenn es der steigenden Luft an Feuchtigkeit gebricht; ist sie aber damit versehen, so erhebt sie sich leichter und nach kürzeren Pausen in der Form von Gewittern.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Altirische Sagen und Geschichten.

Nicht umsonst führt Irland in seinem Wappen eine goldene Harfe in blauem Feld. Durch Jahrhunderte schrecklichster Leiden und drückendster Verfolgung trug es nicht bloß unversehrt den heiligen Schatz seines Glaubens, sondern auch den unbesieglichen Frohmuth eines jugendkräftigen Geistes, die Harfe erschütternder Klage, die Harfe aber auch lebensfreudiger Dichtung. Weit über alle Meere hin sind Moore's Irische Melodien gedrungen und haben den stolzen Herrschern Erins selbst Theilnahme und Mitleid abgepreßt. O'Connels Reden und Burke's glänzende Kanzelberedsamkeit ist vom Hauche jener Poesie durchglüht, welche im Charakter des irischen Volkes wurzelt, unzertrennlich mit seinem tragischen Loose verbunden ist und dasselbe liebenswürdig verklärt hat. Sein Loos gemahnt nicht wenig an das Loos des Dichters, dem Phantasie und Gefühl ebenso wohl die Quelle reinster Freude als tiefsten Schmerzes sind. Ohne dieses mächtige Vorherrschen des Gefühls und leichter, unruhiger Erregbarkeit wäre Irland wohl nie in so hohem Grade der kalten, nüchternen Berechnung seines gewaltigen Nachbarn zum Opfer gefallen, hätte nie so viel gelitten, hätte aber auch nie so viel Spannkraft behalten, um allen Stürmen des Mißgeschicks zu trotzen, hätte vielleicht auch nie jene Begeisterung des Glaubens bewährt, welche seinen Namen mit dem Glorienschein des Martyriums umgeben hat. Manche seiner ersten Apostel waren Sänger und Barden, und ohne gewaltsamen Umschwung trat das Christenthum friedlich und freundlich an die Stelle des alten Naturcultes und der mit ihm verschwisterten Sage. Letztere war großentheils so harmlos

daß die Mönche ihr nicht feindlich entgegenzutreten brauchten. Sie lebte weiter und verschmolz sich vielfach mit den Legenden der ältesten christlichen Zeit.

Während die celtischen Sagen von Wales und Schottland einen nicht unerheblichen Einfluß auf die continentale Literatur erlangten, jene hauptsächlich durch die Abenteuer des Königs Artus und seiner Tafelrunde, diese durch den Macpherson'schen Ossian (dem wenigstens Namen und Stoffe alter celtischer Volksdichtung zu Grunde liegen), ist die celtische Sage der Iren nur mittelbar und in sehr beschränktem Grade über die Inselgrenze ihrer Heimath hinausgedrungen. Sie wird vielleicht auch nie eine Macht erlangen, wie sie die Artus-Sage über die Gemüther der mittelalterlichen Dichter erlangt, oder wie sie Ossian vor einem Jahrhundert, wenn auch nur vorübergehend, auf die Begründer der neueren deutschen Literatur ausübte. Dennoch verdient sie Interesse. Sie bildet mit altirischen Ortsnamen und Erinnerungen ein anziehendes poetisches Ganze. Viele der schönsten Dichtungen Moore's sind ihr entsproßt und weisen auf sie hin, nicht wie auf gelehrte Reminiscenzen, die der Dichter aus dem Staub der Bibliotheken gerettet hat, sondern wie auf echt poetische Erinnerungen, die im Volksbewußtsein noch fortleben und darum, von poetischer Hand berührt, elektrisch zünden. Dann wirft die altirische Sage manches bedeutende Streiflicht auf die alte Streitfrage über die Macpherson'schen Gedichte, die zur Untersuchung der älteren celtischen Literatur in Irland entscheidende Anregung gab. Sie ist auch ein nicht zu unterschätzendes Element zur Charakteristik des Volkes, dem sie angehört, und ihre weitere Untersuchung, welche von gelehrten Gesellschaften in Irland noch immer betrieben wird, kann vielleicht später dazu beitragen, die dunkle Geschichte des Landes vor der christlichen Ära mehr aufzuhellen. Erschöpfend ist das Material bisher weder zusammengestellt noch erforscht[1].

Dunkel und phantastisch reicht die altirische Sage bis in die Zeiten der großen Fluth hinauf, deren Andenken sich in den Sagen aller Völker erhalten hat. Parthalon hieß nach den celtischen Barden der Erste, welcher nach der großen Fluth die grüne Insel in Besitz nahm und bevölkerte. Ihm folgte Nemed und sein Volk, diesem die Firbolgs und diesem hinwieder die Dedannans, ein wandernder Völkerstamm, der in Griechenland mit magischen Künsten vertraut wurde, dann nach Lochlann (Dänemark und Schweden) zog, von dort aus Schottland besuchte und endlich in Irland bleibend sich niederließ. Etwa 200 Jahre schalteten und walteten sie hier, als die letzte und

[1] Reiche Mittheilungen enthalten die Transactions of the Ossianic Society, die Proceedings of the Royal Irish Academy, das Journal of the R. Histor. and Archeol. Association of Ireland, die Atlantis. Eine Unzahl dieser Sagen veröffentlichte schon im vorigen Jahrhundert Miß Brook als Reliques of Irish Poetry, in neuerer Zeit Dr. Drummond (Ancient Irish Minstrelsy, 1852). Eine größere Sammlung veranstaltete Dr. Joyce (Old Celtic Romances, translated from the Gaelic. London 1879). Vgl. Lady Ferguson, The story of the Irish before the Conquest, 1868. — Standish O'Grady, History of Ireland. Vol. I (The Heroic Period). 1878.

größte Einwanderung stattfand und das Volk des Miled oder Milesius — die Milesier genannt — sie in zwei Schlachten überwand und verdrängte. Die eine dieser Schlachten wurde zu Tailltenn am Flusse Blackwater in Meath geschlagen, die andere zu Druim-Lighean bei Lifford in Donegal. Die Sieger versetzten hinterher die besiegten Dedannan's unter die Götter; als „Elfen" (Fairies) lebten dieselben noch lange im Volksglauben fort.

Von literarischem Interesse sind hauptsächlich zwei dieser Einwanderungen: jene der Dedannan's und jene der Milesier, weil sich an sie zwei unterscheidbare, wenn auch nicht völlig getrennte Sagenkreise anschließen: jener der Dedannan's und jener der Feni's, welch letztere der Periode der Milesier angehören. Beide Sagenkreise weisen auf Ereignisse zurück, welche der Einführung des Christenthums lange vorangehen, beide reichen aber in den erhaltenen Denkmalen auf die Einführung des Christenthums durch die Mönche des Abendlandes herab. Helden beider Sagen treffen noch mit den ersten Verkündern des Evangeliums zusammen. Da aber die ältesten Fassungen dieser Sagen noch aus christlicher Zeit stammen, so ist es im Einzelnen schwer zu bestimmen, wie weit sie gerade älterer, vorchristlicher Überlieferung angehören.

Die Dedannan's waren vorzugsweise Zauberer, dann Krieger; die Feni's vor Allem Krieger, aber nicht ohne Zauberkunst. In der Dedannan-Sage waltet darum das Wunderbare vor, in der Feni-Sage das Kriegerisch-Heroische. Jene steht dem bunten Märchenkranze näher, mit dem die Walisische Sage die Abenteuer ihrer Helden umwoben, diese nähert sich in Namen und Stoff dem Macpherson'schen Ossian, in ihrem phantasiereichen Charakter aber ebenfalls den celtischen Sagen von Wales.

1. Sagenkreis der Dedannan's.

Wenden wir uns zunächst dem Kreise der Dedannan's zu, so treffen wir hier auf eine Sage, in welcher der Schwanenmythus in seltsame Verbindung mit der Einführung des Christenthums in Irland gebracht ist. Es ist die Sage vom „Schicksal der Kinder des Lir". Ihr Inhalt ist kurz folgender.

Lir war einer der fünf Fürsten, welche nach der Schlacht von Tailltenn sich um die Königskrone der Dedannan's bewarben. Er ward indeß nicht zum König erkoren, wie er gehofft, sondern Bove Derg, Sohn des Dagda. Lir ertrug diese Zurücksetzung nicht, sondern verließ grollend die Versammlung, ohne dem neuen König zu huldigen.

Die andern Häuptlinge wollten ihn dafür umbringen; Bove Derg widersetzte sich indeß diesem Vorhaben und bot Lir sogar, als dessen Gattin starb, eine seiner drei Pflegetöchter, Eve, Eva und Alva, zur Frau an. Lir hielt Eve, die älteste, für die würdigste und zog mit ihr nach Shee Finnaha, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Auch sie starb jedoch, nachdem sie ihm zweimal Zwillinge geboren: Finola und Aed, Ficra und Conn. König Bove Derg gab nun dem verwittweten Häuptling die zweite seiner Pflegetöchter, Eva, zur

Gemahlin, und diese zog anfänglich die vier Kinder mit vieler Liebe und Sorgsamkeit auf. Die Kinder aber waren so schön und lieblich, daß ihr Vater Lir, wie auch der König Bove Derg sie innig liebgewannen und das ganze Volk der Debannan's stolz auf sie war. Das erweckte den Neid der Stiefmutter und verwandelte ihre Liebe in Haß; sie stellte sich krank, verließ ein ganzes Jahr ihr Lager nicht und sann auf einen Plan, die vier Kinder zu verderben. Eines Tages stellte sie sich, als ob sie mit ihnen den König Bove Derg besuchen wollte. Die drei Knaben ahnten nichts Arges; aber Finola, ihre Schwester, wollte nicht mit, weil sie im Traum eine Warnung bekommen. Allein sie konnte ihrem Schicksal nicht entgehen. Unterwegs befahl Eva ihren Dienern, die vier Kinder zu tödten. Als jene sich der That weigerten, griff Eva selbst zum Schwert; allein sie brachte es nicht über sich, die blutige That zu vollführen. Also führte sie die Kinder weiter zum See Darvra (Lough Derravaragh in Westmeath), hob sie vom Wagen, berührte sie mit ihrem Zauberstab und verwandelte sie in vier wunderschöne, schneeweiße Schwäne. Da wandten die vier Kinder Lir's ihr Antlitz nach ihrer Stiefmutter, und Finola sprach:

„Böse ist die That, die du gethan, o Eva! Deine Freundschaft gegen uns war eine Freundschaft des Verraths. Du hast uns ohne Grund in's Verderben gestürzt. Doch die That wird gerächt werden; denn die Macht deiner Zauberei ist nicht größer, als die Zaubergewalt unserer Freunde, dich zu strafen; und der Fluch, der deiner harrt, ist schlimmer als der unsrige."

Und wiederum sprach Finola: „Sag' an, wie lange sollen wir in Gestalt von Schwänen leben, auf daß wir wissen, wann unsere Noth ein Ende hat."

„Besser wär' es dir, du hättest diese Frage nicht gestellt," sagte Eva, „aber ich will dir die Wahrheit sagen, da du mich gefragt hast. 300 Jahre auf dem glatten See Darvra; 300 Jahre auf dem See von Moyle, zwischen Erin und Alban; 300 Jahre zu Irros Domnann und zu Inis Glora in der Westsee. Bis zur Hochzeit Largnen's, des Fürsten vom Norden, mit Decca, der Fürstin vom Süden; bis der Tailkenn nach Erin kommt, bringend das Licht des reinen Glaubens; und bis ihr hört den Klang der Christenglocke. Und weder durch eure Macht noch durch meine, noch durch eurer Freunde Macht könnt ihr erlöst werden, bis die Zeit kommt."

Da bereute Eva, was sie gethan; und sie sagte: „Da ich euch keinen andern Trost geben kann, so erlaube ich euch, eure Gälische Muttersprache zu behalten, und ihr möget singen süße, klagende Zauberlieder, die alle Lieder dieser Welt übertreffen und in Schlummer einlullen werden einen Jeglichen, der ihnen lauscht. Überdieß werdet ihr eure menschliche Vernunft behalten, und ihr werdet nicht darob trauern, in der Gestalt von Schwänen zu sein."

Darauf verließ Eva die vier trauernden Kinder. Umsonst versuchte sie, nach Hause zurückgekehrt, den Vater über das Geschehene zu täuschen. Lir zog aus, um seine Kinder aufzusuchen und fand sie auf dem See Darvra. Finola redete ihn an und erzählte ihm, was geschehen. Der Vater lud sie ein, mit ihm nach Hause zu kommen; doch dieses war ihnen durch den Zauber

verwehrt. Sie sangen den trauernden Vater und seine Mannen mit ihrem süßen Klagelied in den Schlummer. Aber am andern Morgen verließ Lir seine Kinder und suchte Eva auf. Er fand sie im Königspalast bei ihrem Pflegevater Bove Derg und warf ihr ihre Unthat vor. Bove Derg ergrimmte darob und verwandelte die grausame Stiefmutter zur Strafe in das, was sie am meisten verabscheute: in einen Dämon der Luft. Sie öffnete ihre Fittige und flog mit einem Schrei empor und über die Wolken hinweg; und sie ist noch ein Dämon der Luft und wird ein Dämon der Luft bleiben bis an's Ende der Zeiten.

Bove Derg und sein Volk zogen indessen an den See Darvra, um bei den vier Schwänen zu sein. Denn diese sangen so schön, wie noch Niemand bis dahin in Erin gesungen. Auch der Stamm der Milesier wurde von dem süßen Liede angezogen und schlug am andern Ufer des Sees sein Lager auf.

So führten die vier Schwäne auf dem See Darvra ein nicht ganz unfreundliches Leben. Des Tages sprachen sie mit den Männern von Erin, den Dedannan's und den Milesiern; des Nachts sangen sie dieselben durch ihre sanften Klagelieder in süßen Schlaf, so daß sie alle Sorge und Noth vergaßen und froh und fröhlich am folgenden Morgen erwachten. Aber endlich kam der letzte Abend der 300 Jahre, und trauernd mußten sie von ihren lieben Freunden scheiden. Sie breiteten ihre Fittige aus, hoben sich in die Lüfte empor, blickten noch einmal auf die Männer von Erin herab und entschwebten dann nach dem See von Moyle.

In dem düsteren Sund von Mull geriethen sie in große Angst und Noth. Wilder Sturm peitschte die See und trieb sie auseinander. Erst nach schrecklicher, banger Nacht trafen sie sich in Carricknarone wieder, aber alle erschöpft und kalt und todesmüde. Finola, die treue Schwester, nahm Conn und Ficra unter ihre Flügel und schirmte Aed, den jüngsten, mit dem Flaume ihrer Brust. Aber Leid und Noth nahm kein Ende, und der Winter kam, der strenge, kalte Winter, und Finola sprach:

„Unser Leben ist Noth und Weh,
Wir finden nicht Rast, nicht Ruh';
Wie eisig weht der Schnee,
Wie kalt pfeift der Nordwind dazu!

„Vor des Meeres frostigem Schaum,
Vor des Nordwinds grimmiger Pein
Schirm' ich unter Schwingen und Flaum
Meine drei Brüderchen klein.

„Uns're Stiefmutter sandte uns her —
Elend ward uns tägliches Brod,
Im öden, eisigen Meer
Ward Qual uns das Leben und Noth."

Nur mit Mühe erwehrten sie sich im folgenden Jahre des um sie starrenden Eises, rissen sich, wund und mit zerfetztem Gefieder, von den Klippen los und erreichten die Küste. Abwechselnd besuchten sie nun die Gestade von

Erin und Alban (Irland und Schottland), mußten aber ihrem Loose gemäß immer wieder in den Sund von Mull zurückkehren, wo neues Leid und neue Qual, Sturm und Frost und Schmerz ihrer harrten.

Eines Tages sahen sie an der Nordküste von Erin, an der Mündung des Bann, einen stattlichen Reiterzug. Es waren Leute von ihrem Stamm, Debannan's. Zwei Söhne Bove Derg's führten sie: Aed, der Scharfsinnige, und Fergus, der Schachspieler. Von diesen hörten sie, daß die Debannan's alle froh im Hause Lir's, ihres Vaters, zum Feste versammelt wären, und daß zur vollen Freude des Festes nur sie fehlten. Da sang Finola ein unendlich schmerzliches Lied von der Heimath Freude, von der Verbannten Leid.

Nach diesem Liede aber mußten sie von einander scheiden. Denn die Kinder Lir's durften nicht fern bleiben dem See von Moyle. Da litten und duldeten sie die vollen 300 Jahre.

Als diese um waren, schwammen die vier Schwäne nach der Westsee bei Irros Domnann und bei der Insel Glora. Hier erneuerten sich bald die Leiden, welche sie im Meere von Moyle ausgestanden. Ein ganzer Theil der See fror ein, und der Nordwestwind trieb den Schnee über das Eisfeld hin. Besonders in einer Nacht schien es den drei Brüdern, daß sie ihre Leiden nicht länger ertragen könnten, und sie begannen laut und zum Erbarmen zu klagen. Finola suchte sie zu trösten, aber es gelang ihr nicht; denn sie jammerten immer mehr, und sie selbst begann mit ihnen zu jammern.

Nach einiger Zeit sprach Finola zu ihnen und sagte: „Meine lieben Brüder, glaubet an den großen und herrlichen Gott der Wahrheit, der die Erde mit ihren Früchten und die See mit ihren Wundern gemacht hat; setzet euer Vertrauen auf Ihn, und Er wird euch Hilfe und Trost senden."

„Wir glauben an Ihn", sagten sie.

„Und ich auch," sagte Finola, „ich glaube an Gott, der in Allem vollkommen ist und Alles weiß."

Und auf die bestimmte Stunde glaubten sie Alle, und der Herr des Himmels sandte ihnen Hilfe und Schutz, so daß fürder weder Kälte noch Sturm sie quälte von dieser Zeit an, so lange sie auf der westlichen See wohnten.

Endlich verstrichen auch hier die langen 300 Jahre. Da mahnte Finola ihre drei Brüder: „Meine lieben Brüder, das Ende unserer Zeit hier ist gekommen; wir werden jetzt unsern Vater und unser Volk wieder besuchen."

Dann erschwangen sie sich in die Luft und flogen ostwärts in freudiger Hoffnung, bis sie Shee Finnaha erreichten. Aber als sie sich niederließen, fanden sie die Stätte verlassen und einsam; die Hallen waren zerstört und überwuchert mit wildem Gras und mit einem Walde von Nesseln; keine Häuser, kein Herd, kein Zeichen von menschlicher Wohnung. Da drängten sich die vier Schwäne zusammen und stießen ein trauerndes Jammergeschrei aus. Sie blieben diese Nacht in den Trümmern des Palastes — der Heimath ihrer Väter, wo sie selbst aufgezogen worden waren, und sangen mehrmals in der Nacht ihr süßes, trauriges Lied.

Am andern Tag flogen sie nach Innis Glora auf der westlichen See zurück, und lebten dort, bis der hl. Patrick nach Erin kam mit dem reinen Glauben, und bis Sanct Kemoc kam nach Inis Glora.

In der ersten Nacht, als Kemoc auf die Insel kam, hörten die Kinder des Lir früh zur Mettezeit seine Glocke läuten dumpf in der Ferne. Und sie zitterten sehr, sprangen auf und rannten wild herum; denn der Klang der Glocke tönte ihnen fremd und schreckvoll und erfüllte sie mit großer Furcht. Die drei Brüder waren mehr erschrocken, als Finola, so daß diese ganz allein blieb; aber nach einiger Zeit kamen sie zu ihr, und sie fragte sie: „Wißt ihr, meine Brüder, was dieß für ein Klang ist?"

Und sie antworteten: „Wir haben eine dumpfe, schreckliche Stimme gehört, aber wir wissen nicht, was es ist."

„Das ist die Stimme der Christenglocke," sagte Finola, „und jetzt ist das Ende unseres Leidens nahe; denn diese Glocke ist das Zeichen, daß wir bald von dem Zauber erlöst und von unserem Leidensleben befreit werden; denn Gott hat es beschlossen."

Da beruhigten sich ihre Brüder; und die vier Schwäne lauschten der Musik der Glocke, bis der Mönch seine Mette geendigt hatte. „Laßt uns nun unser Lied singen", sagte Finola. Und sie sangen eine leise, süße, wehmüthige Weise, um den hohen, großen König des Himmels und der Erde zu preisen und ihm zu danken. Kemoc hörte das Lied, von wo er stand, und er lauschte mit großer Verwunderung. Aber nach einiger Zeit wurde ihm geoffenbart, daß die Kinder des Lir es wären, die dieses Lied sängen, und er war froh; denn um sie zu suchen, war er gekommen.

Am andern Morgen sah er sie auf den Wogen schwimmen und rief sie zu sich an's Land. „Ich danke Gott, daß ich euch gefunden habe," sagte er, „denn um euretwillen bin ich zu diesem kleinen Eiland gekommen, vor allen andern Inseln von Erin. Kommt an's Land und vertraut auf mich; hier sollt ihr befreit werden von eurer Verzauberung." Und sie folgten ihm freudig in sein Haus, und er ließ durch einen Meister zwei feine, glänzende Ketten von Silber machen, und er festigte die eine Kette zwischen Finola und Aeb und die andere zwischen Ficra und Conn.

So lebten sie mit ihm und lauschten seinen Unterweisungen Tag für Tag und nahmen Theil an seinen Andachten. Sie waren die Freude und Wonne des Mönches, und er liebte sie von seinem ganzen Herzen, und die Schwäne waren so glücklich, daß die Erinnerung an all das Elend, welches sie während ihres langen Lebens auf dem Wasser erlitten hatten, ihnen weder Leid noch Kummer machte.

Unterdessen war Largnen, der Sohn des Colman, König über Connaught geworden, und seine Gemahlin war Decca, die Tochter Finnin's, Königs von Munster, wie Eva vorhergesagt. Die Königin hatte von den redenden Schwänen gehört und wünschte sie zu haben. Als Kemoc sie herzugeben sich weigerte, wollte sie selbst sie holen. Aber Largnen holte sie ein und ging statt ihrer zu Kemoc. Kemoc bestand auf seiner Weigerung. Der König aber drang gewaltsam in seine Zelle ein, faßte die Schwäne an den zwei Silber-

ketten und zog sie vom Altare weg, um sie zur Königin zu bringen, während Kemoc ängstlich ihm folgte.

Der König war noch nicht weit des Weges gekommen, als plötzlich das weiße Federkleid dahinschwand und die Schwäne wieder Menschengestalt annahmen. Finola ward in ein uraltes Mütterchen verwandelt und die drei Söhne in drei schwache Greise, mit schneeweißem Haar, hager und voll Falten.

Als der König das sah, starrte er erschrocken auf und eilte davon, ohne ein Wort zu sagen, während Kemoc ihm bittere Vorwürfe machte.

Die Kinder Lir's aber wandten sich zu Kemoc, und Finola sprach:

„Komm', heiliger Mönch, und taufe uns ohne Verzug; denn unser Tod ist nahe. Du wirst um uns trauern, o Kemoc; aber fürwahr, es wird dir nicht schmerzlicher sein, uns zu verlassen, als es uns ist, dich zu verlassen. Mach' uns ein Grab hier und begrabe uns zusammen; und wie ich oft meinen Brüdern Schutz gab, als wir Schwäne waren, so lege uns in's Grab: Conn zu meiner Rechten, Ficra zu meiner Linken und Aed vor meinem Angesicht.

„Komm', Priester, mit dem heil'gen Buch,
Tauf' und begrab' uns hier.
Komm' schnell, komm' schnell, die Stunde drängt,
Des Todes harren wir.

„Grab' uns ein Grab — ein tief', tief' Grab:
Laß ruh'n uns ungestört
Bei deinem Kirchlein, wo zuerst
Wir Christi Ruf gehört.

„Und wie ich meine Brüder lieb
Beschirmt im Meeresschaum,
Conn, Ficra unter'm Flügelpaar
Und Aed im weichen Flaum:

„So leg' sie rechts und links von mir,
Ich bitte dich, recht nah',
Und Aed vor meinem Angesicht,
Daß mich ihr Arm umfah'.

„Wie auf der langen Wanderschaft,
Vereinigt ruhen wir.
Komm', Priester, schnell! Es drängt der Tod —
Tauf' und begrab' uns hier!"

Dann wurden die Kinder Lir's getauft, und darauf starben sie alsbald. Und als sie starben, schaute Kemoc auf, und siehe, er schaute ein Gesicht: vier liebliche Kinder mit leichten Silberschwingen und freudestrahlendem Antlitz. Sie schauten einen Augenblick auf ihn; aber während sie ihn anblickten, schwebten sie empor, und er sah sie nicht mehr. Und er ward mit Freude erfüllt, denn er wußte, daß sie gen Himmel gegangen waren; aber als er niederwärts blickte auf die vier Leiber, die vor ihm lagen, wurde er betrübt und weinte.

Und Kemoc ließ neben der kleinen Kirche ein weites Grab graben; und die Kinder Lir's wurden zusammen begraben, wie Finola angeordnet hatte — Conn zu ihrer Rechten, Ficra zu ihrer Linken und Aed vor ihrem Angesicht. Und er schüttete einen Grabhügel über ihnen auf und errichtete einen Leichenstein, mit ihren Namen in Oganschrift darauf eingegraben, worauf er die Klage für sie anstimmte, und die Leichengebräuche wurden vollzogen.

So weit haben wir berichtet die traurige Geschichte des Schicksals der Kinder Lir's. —

Viel reicher an Handlung, Leben und Farbe ist „das Schicksal der Kinder Turenn's“. Bove Derg, der König der Debannan's, ist noch am Leben, aber nicht mehr oberster Herrscher. An seiner Statt regiert Nuaba mit der silbernen Hand, auf dem Hügel von Usna, jedoch auch er nicht als unabhängiger König. Denn die Fomorier aus dem Lande Lochlann haben die Debannan's unterjocht und tributpflichtig gemacht. Jeder Mann der Debannan's muß ihnen jährlich eine Unze Gold entrichten; dazu lastet eine Steuer auf dem Flechten der Mulde, auf den Mühlsteinen, auf dem Backen der Brodkuchen, und wer die Steuer verweigert, dem wird von den Tyrannen die Nase abgeschnitten. König und Volk sind schon an diese Abhängigkeit gewöhnt und stehen ehrfurchtsvoll vor den neunmalneun Steuereinnehmern auf, welche erschienen sind, die Jahressteuer einzutreiben. Ja, der freie Mann wagt nicht, den eigenen Sohn zu züchtigen, ehe er ihre Einwilligung eingeholt.

Da steht plötzlich ein Befreier auf, Luga mit den langen Armen, der Schützling Mannanan Mac Lir's, angethan mit Mannanan's undurchdringlicher Rüstung, geschützt durch Mannanan's unverletzlichen Brustschild — er reitet Mannanan's Stute, Enbarr mit der fliegenden Mähne; an seiner Seite hängt Mannanan's Schwert, der „Antworter“, das unheilbare Wunden schlägt, und von seinem Helm blitzen zwei Edelgesteine, der Sommersonne gleich.

Er dringt in die Volksversammlung ein und schlägt vor König und Volk die Steuerbeamten nieder, bis auf neun; diese sollen Botschaft bringen nach Lochlann von dem, was sie geschaut. Dann hebt er sein Banner und ruft die Stämme Erins zum gemeinsamen Befreiungskampfe auf.

Doch während seine Schaaren sich sammeln, begegnen die drei Söhne Turenn's, Brian, Ur und Urcar, seinem Vater Kian auf der Haide. Alte Feindschaft trennt sie. Sie benützen die Gelegenheit, den Vereinzelten anzufallen. Umsonst verwandelt er sich mittelst Druidenkunst in ein Schwein. Brian besitzt ähnliche Künste und verwandelt seine beiden Brüder in scharfspürende Jagdhunde. Bald ist Kian entdeckt und aufgespürt. Ur und Urcar nehmen dann wieder Menschengestalt an. Auch Kian wird Zeit gegönnt, sich wieder in einen Menschen umzuwandeln; aber dann morden ihn die drei grausamen Brüder, aber nicht mit Schwert und Lanze, sondern sie werfen ihn mit runden Steinen, bis er als unförmliche Masse zusammensinkt.

Unterdessen besiegt Luga der Held die Fomorian's in gewaltiger Feldschlacht — er kämpft zuletzt Mann gegen Mann wider Bras, ihren König,

bis dieser die Waffen streckt und ihm bei Sonne, Mond und allen Elementen schwört, nie wieder gegen ihn die Waffen zu tragen. Herrlich ist der Sieg, reich die Beute, Erin frei. Aber Luga's Vater fehlt unter den triumphirenden Helden. Vor König und Volk fordert Luga Rache an dem Mörder. Doch die Söhne Turenn's stehen am Königsthron, gestehen ihren begangenen Mord und bieten sich an, den Mord durch einen Lösepreis zu sühnen. Luga geht darauf ein und fordert als Lösepreis: drei Äpfel, die Haut eines Schweines, einen Speer, zwei Stuten und einen Wagen, sieben Schweine, einen jungen Hund, einen Bratspieß, dreimaligen Ruf auf einem Hügel.

Die Parteien werden einig und beschwören den Vertrag. Dann erklärt Luga näher seine Forderung:

„Die drei Äpfel, die ich verlange, sind die Äpfel des Gartens Hisberna im Osten der Welt, und andere will ich nicht haben. Keine andern Äpfel in der Welt gleichen ihnen an Schönheit und an den geheimen Kräften, die sie besitzen. Ihre Farbe ist die Farbe geglätteten Goldes; sie schmecken wie Honig, und wenn ein verwundeter Krieger oder ein Mann in tödtlichem Siechthum davon ißt, so ist er alsbald geheilt. Und sie nehmen nicht ab beim Essen; sie bleiben so groß und so vollkommen am Ende wie am Anfang. Überdieß mag der Held, der sie besitzt, mit ihnen jedwede Heldenthat verrichten, die er will, indem er sie wirft, und der Apfel wird von selbst zu ihm zurückkehren. Und obwohl ihr drei wackere Krieger seid, ihr Söhne Turenn's, so glaub' ich, werdet ihr's nicht leicht finden, diese Äpfel zu entführen; denn es ist lange vorausgesagt, daß einst drei junge Krieger von dem Eiland im Westen kommen werden, um sie gewaltsam zu rauben, so daß der König Wachen ausgestellt hat, um eurer Ankunft zu harren.

„Die Schweinshaut, die ich begehre, gehört Tuis, dem König von Griechenland. Als das Schwein am Leben war, wurde das Wasser, durch das es ging, in neun Tagen in Wein verwandelt, und alle Kranken und Verwundeten, welche seine Haut berührten, wurden auf einmal gesund, so lange noch ein Funken des Lebens in ihnen war. Nun sagten die Druiden dem König, daß die Kraft nicht in dem Schwein selbst läge, sondern in seiner Haut; so ließ der König es tödten und abhäuten, und er hat jetzt die Haut. Auch sie, ihr tapfern Recken, ist ein Theil meines Lösepreises, den ihr schwer erringen werdet, sei's mit Freundschaft oder Gewalt.

„Der Speer, den ich von euch verlange, ist der vergiftete Speer Pezar's, des Königs von Persien. Sein Name ist „der Schlächter". Zur Friedenszeit wird seine glühende, feurige Spitze allzeit in einem großen Kessel Wasser aufbewahrt, um zu verhindern, daß er des Königs Palast niederbrennt; und zur Kriegszeit kann der Kämpfer, der ihn zum Schlachtfeld trägt, jegliche Heldenthat vollbringen, die ihm beliebt. Und es wird nichts Leichtes sein, diesen Speer von dem König von Persien zu erlangen.

„Die zwei Stuten und der Wagen gehören Dobar, dem König von Sigar. Der Wagen übertrifft alle Wagen der Welt an Schönheit der Gestalt und an Tüchtigkeit der Arbeit. Die zwei edeln Stuten haben ihres

Gleichen nicht an Stärke und Schnelligkeit, und sie fliegen mit gleicher Behendigkeit über die See dahin, wie über das Land.

„Die sieben Schweine, die ich verlange, sind die Schweine Asal's, des Königs der Goldenen Säulen. Wer immer davon ißt, wird weder Siechthum noch Krankheit leiden; und wenn man sie heute schlachtet und ißt, so sind sie morgen wieder lebendig und heil.

„Der junge Hund gehört dem König von Iroda, und sein Name ist Failinis. Er strahlt so herrlich wie die Sonne am Sommerhimmel; und jedes wilde Thier des Waldes, das ihn sieht, fällt vor ihm machtlos zur Erde.

„Der Bratspieß gehört den kriegerischen Weibern der Insel Fincara. Sie sind dreimal fünfzig an der Zahl, und wehe dem Krieger, der ihrem Hause naht; denn ihrer jede hält im Einzelkampf drei wackern Mannen Stand; und sie gaben noch Keinem einen Bratspieß, ohne erst im Kampf überwältigt zu sein.

„Der Hügel, auf dem ihr dreimal rufen müßt, ist der Hügel Midkena's im Norden von Lochlann. Midkena und seine Söhne bewachen allzeit diesen Hügel; denn sie stehen unter dem Gelübde, Keinen darauf rufen zu lassen. Überdieß waren sie es, die meinen Vater in der Kriegerkunst und in Waffenthaten unterrichteten, und sie liebten ihn gar sehr; so daß, wenn auch ich seinen Tod euch vergäbe, sie es nicht thun würden. Und wenn es euch gelingen sollte, alles Übrige des Lösepreises zusammenzubringen, wird euch dieß, glaube ich, nicht gelingen; denn sie werden sicherlich meines Vaters Tod an euch rächen. Und dieß, ihr Söhne Turenn's, ist der Lösepreis, den ich von euch fordere."

Umsonst verlangen die Söhne Turenn's von Luga zur Vollbringung der geforderten Heldenthaten Enbarr mit der fliegenden Mähne, die Stute Mannanan's; aber Mannanan's Canoe, den „Wogenkehrer", kann er ihnen nicht abschlagen, denn das ist ihm verwehrt. Mit Hilfe dieses wunderbaren Bootes bestehen sie dann glücklich die geforderten Abenteuer, entführen, erst in Habichte, dann in Schwäne verwandelt, die drei Äpfel Hesperien's, erkämpfen sich die wunderbare Schweinshaut und ebenso den Speer des Königs von Persien, nachdem sie zuvor vergeblich versucht, den beiden Königen ihre Zauberkleinodien als Gastgeschenk mit ihrer Sangeskunst abzulocken. Den Wagen des Königs von Sigar erringt Brian theils mit List, theils mit Gewalt. Der König der Goldenen Säulen liefert ihnen darauf gutwillig ohne Widerstand die sieben Schweine aus, der König von Iroda nach kurzem Kampf den jungen Hund Failinis. Dann kehren die Söhne Turenn's zu Luga zurück und bringen ihm ihre bisherige Beute. Obwohl Luga nun selbst anerkennt, daß sie als Lösegeld angenommen werden könnte für Jeden, der bisher erschlagen wurde und noch erschlagen werden wird bis an's Ende der Zeiten, beharrt er doch auf seinen zwei übrigen Forderungen.

Den Bratspieß erlangt Brian mühelos, indem er in das Haus der nordischen Amazonen eindringt, und diese, von seinem Muth und seiner Schönheit eingenommen, ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Aber auf Midkena's

Hügel entwickelt sich ein schrecklicher, blutiger Kampf. Zwar fallen Midkena und seine Söhne von der Hand der drei Söhne Turenn's; aber auch diese sind tödtlich verwundet. Nur mit Mühe gelangt Brian zur Spitze des Hügels und thut mit erlöschender Stimme den dreimaligen Ruf.

Die drei verwundeten Helden werden nach Erin gebracht zu Turenn, ihrem Vater. Es stände in Luga's Macht, sie noch zu retten. Allein er verweigert die goldenen Äpfel, die ihnen Leben und Gesundheit zurückbringen könnten. „Du und deine Brüder, ihr habt eine ruchlose und herzlose That gethan," ruft er in ungesättigter Rache den drei Sterbenden zu, „als ihr meinen Vater umbrachtet. Für diese That müßt ihr leiden, und nur mit eurem Tode werde ich mich befriedigen."

Da sterben die drei Helden dahin; Turenn und Ethnea, Vater und Schwester, halten ihnen die Todtenklage und sinken dann selbst entseelt an den drei Leichen nieder. Ein Grab umfängt sie alle. —

„Das Schicksal der Kinder Turenn's", „Das Schicksal der Kinder Lir's" und „Das Schicksal der Kinder Usna's" bildeten eine Art Trilogie unter dem Namen: „Die drei traurigsten Geschichten". Die älteste Fassung der ersteren Erzählung ist in dem Buche von „Lecan" enthalten und datirt schon aus dem Jahre 1416. Sie ist theils in Versen, theils in Prosa ausgeführt, enthält indeß bloß die Angabe des „Lösepreises", nicht die Ausführung der einzelnen Abenteuer. Während diese späterer Zeit anzugehören scheint, ist der Kern der Geschichte unzweifelhaft noch viel älteren Ursprungs; denn Bezüge auf die drei Söhne Turenn's finden sich schon im Buche von Leinster (1130), in einem Gedichte Flann's von Monasterboice (welcher 1056 starb) und in Cormac's Glossar (das um 900 geschrieben wurde).

Wenigstens ebenso alt sind drei andere der von Dr. Joyce mitgetheilten Sagen: „Das Überfließen des Sees Neagh und Geschichte Liban's der Seejungfer", „Connla der Goldhaarige und die Elfenmaid", und „Die Reise Maildun's". Alle drei sind dem ältesten gälischen Sammelcodex entnommen, der bis jetzt vorhanden ist, dem sogen. „Buch der dunkelbraunen Kuh" (Leabhar na h-Uidhre). Das Buch ist eine Abschrift von älteren Büchern und stammt von Maelmuire Mac Ceilechair, welcher 1106 starb.

Am merkwürdigsten ist wohl „die Reise Maildun's", eine kleine Odyssee von sehr phantastischem Charakter. Der celtische Forscher O'Curry nimmt an, daß der Dichtung eine wirkliche Reise zu Grunde liege, und setzt dieselbe, nach innern Gründen, in das achte Jahrhundert. Maildun ist ein Waisenkind, dessen Vater von Piraten getödtet worden, und das die Mutter nun der Königin des Stammes Owenaght übergibt. Der wunderschöne Knabe wird von der Königin wie ihr eigen Kind großgezogen und von Jedermann bevorzugt. Eifersucht anderer Knaben führt ihn auf die Frage, wer sein Vater sei, und so wird ihm das bisherige Geheimniß eröffnet, sein Vater sei von Piraten gemordet worden. Mit 60 Mann zieht er auf einem Kahne aus, seinen Vater zu rächen. Die Reise ist weniger eine Kette lebhafter, spannender Abenteuer, als ein Panorama phantastischer Gestalten. Denn nachdem die Reisenden gleich bei der ersten Ausfahrt den Mörder ent-

deckt, verschlägt ein plötzlicher Sturm sie vom Gestade, weil Maildun die Vorschriften der Druiden nicht genau beobachtet, sondern außer seinen 60 Mann noch seine drei Pflegebrüder mitgenommen hatte. Drei Tage werden sie auf hoher See umhergetrieben; dann fahren sie zwischen einer mit Ungeheuern bevölkerten Inselwelt dahin — die Insel der Riesenenten, die Terrassen-Insel der Vögel sind die ersten Stationen; dann kommt eine Insel mit nur einem Ungeheuer, halb Pferd, halb Hund, mit blauen Klauen — auf einer andern halten die Dämonen ein Wettrennen. Darauf landen sie am Palaste des Stillschweigens, erquicken sich nach langer Hungerqual an dem wunderbaren Apfelbaum und beobachten die Insel der blutdürstigen Thiere. Weiter erscheint ein Ungeheuer, dessen borstiges Fell festsitzt, während der Leib drinnen sich unaufhaltsam wie eine Windmühle dreht — dann die Insel der feuerglühenden Thiere, der Palast der kleinen Katze, die Insel, wo Alles sich weiß oder schwarz färbt, die Insel des brennenden Flusses, die Insel des Höllenmüllers, die Insel der Weinenden, die Insel mit den vier kostbaren Mauern, der Palast der Krystallbrücke.

Wieder auf andern Inseln begegnen sie redenden Vögeln und riesigen Schmieden; dann lenkt ihr Kahn in die Krystallsee. Unter den Wogen schauen sie ein liebliches Land, etwas weiter staut sich die See wie eine Mauer um eine Insel auf, bildet auf einer andern Insel einen breiten Wasserbogen. Darauf folgt die Insel, die auf einer Säule steht, die Insel der verzaubernden Weintrauben, die Insel mit dem Wundersee, die Insel der Lachenden, die Insel der Seligen. Das Ganze ist ein rechtes Märchenland, aus dem sich kaum eine Allegorie herausphilosophiren läßt, ein Kranz von Phantasieträumen, wie sie wohl ein einsamer Wanderer in der Inselwelt der Hebriden erträumt haben mag. Nur zweimal machen die Seefahrer längeren Halt: zuerst bei der „Königin mit dem magischen Fadenknäuel", welche Maildun stete Jugend verspricht und ihn zum Verdruß der Gefährten ein ganzes Jahr auf ihrer Insel festhält; dann bei dem alten Eremiten auf dem Felsen, der ihnen die Geschichte seiner Schuld und Buße erzählt:

„Ich wurde geboren und aufgezogen auf dem Eiland Tory. Als ich zum Mann erwachsen war, wurde ich Koch bei der Brüderschaft des Klosters, und ein böser Koch war ich; denn täglich verkaufte ich einen Theil der mir anvertrauten Nahrung und kaufte insgeheim auserlesene und seltene Dinge mit dem Gelde. Ja, ich that noch Schlimmeres; ich machte geheime unterirdische Zugänge zu der Kirche und den dazu gehörigen Häusern und stahl von Zeit zu Zeit große Mengen goldener Gewänder, gold- und erzgeschmückter Bücherdeckel und andere heilige und kostbare Dinge. Ich wurde bald sehr reich und hatte meine Zimmer gefüllt mit kostbaren Pfühlen, mit Gewändern jeglicher Farbe, leinenen und wollenen, mit ehernen Krügen und Kesseln und mit goldenen Agraffen und Armbändern. Nichts fehlte in meinem Hause an Ausstattung und Schmuck, wie man's von einem Mann von hohem Rang im Leben erwartet, und ich wurde sehr stolz und übermüthig."

Für diese Finanzoperationen an den Gütern todter Hand mußte der Klosterkoch aber harte Buße thun. Nachdem er eines Tages glücklich alle

seine Schätze auf ein Schiff gebracht und einige Tage ruhig auf dem Meer vorangeschifft, wird sein Schiff plötzlich von einem geheimnißvollen Greise festgehalten, der auf dem Kamme einer Welle daherfährt.

„Wohin gehst du?" fragte er.

„Ich weiß nicht," antwortete ich; „aber das weiß ich, ich habe meine Freude daran, wie mein Kahn so sanft, so artig über die Wellen dahinschwebt."

„Du würdest dich nicht freuen," erwiederte der Greis, „wenn du die Schaaren sähest, welche dich in diesem Augenblick umlagern."

„Was für Schaaren?" fragte ich, und er antwortete:

„All der Raum um dich, so weit der Blick reicht über die See und hinauf zu den Wolken, ist eine gewaltige, drohend aufragende Masse von Dämonen, wegen deines Geizes, deines Diebstahls, deines Stolzes und deiner übrigen Verbrechen und Laster."

Dann fragte er mich: „Weißt du, weßhalb dein Boot innehielt?"

Ich antwortete: „Nein", und er sagte: „Ich habe es angehalten, und es wird sich nicht vom Platze bewegen, bis du mir zu thun versprichst, was ich dich heiße."

Ich antwortete, daß es vielleicht nicht in meiner Macht stehe, seinem Geheiß zu entsprechen.

„Es steht in deiner Macht," antwortete er, „und wenn du's mir verweigerst, so werden die Qualen der Hölle dein Antheil sein."

Dann kam er hart an mein Boot, hielt seine Hand auf mich und ließ mich schwören, das zu thun, was er fordere.

„Was ich verlange," sagte er, „ist, daß du in diesem Augenblick alle die übelerworbenen Schätze, die du im Boote hast, in die See wirfst."

Das that mir sehr leid, und ich erwiederte: „Es ist ein Jammer, daß all diese köstlichen Dinge verloren gehen sollen."

Hierauf antwortete er: „Sie werden nicht verloren sein. Es wird Jemand kommen und sie aufheben. Jetzt thue, was ich sage."

So warf ich denn, gar sehr gegen meinen Willen, all die schönen, kostbaren Dinge über Bord und behielt bloß einen kleinen Holzbecher, daraus zu trinken.

Für die Weiterreise erhält der nun verarmte Klosterkoch sieben Brodkuchen und einen Becher Wasser. An einer öden Felseninsel hält der Kahn. Die magere Kost reicht für sieben Jahre; dann muß der Büßer drei Tage fasten. Von da ab bringt ihm ein Fischotter täglich einen Salm, wieder sieben Jahre lang — dann wieder dreitägiges Fasten; dann bekommt er abermals etwas Fisch und etwas Brod dazu. Bei dieser zweiten Bußperiode treffen ihn Maildun und seine Genossen.

Ältere Sagen, wie die Reise selbst und die Erzählung von der Königin mit dem wunderbaren Fadenknäuel, haben sich hier offenbar mit Mönchslegenden vermischt. So wird denn auch am Schluß das ursprüngliche Motiv der Geschichte, die Blutrache, verlassen, indem Maildun dem Mörder seines Vaters verzeiht und unter seinem gastlichen Dache ausruht, während Diuran Lekerd, einer der Fahrtgenossen, das Silber, das er von dem großen Netz der Silbersäule abgeschnitten, als Votivgeschenk am Hochaltar von Armagh niederlegt.

Einen ähnlichen legendenhaften Abschluß hat die „Geschichte Liban's der Seejungfer", der Tochter des Königs Ecca, welche bei dem Überfluthen

des Sees Neagh am Leben bleibt und auf ihren Wunsch zur Hälfte in einen Fisch verwandelt wird. Nachdem sie so 300 Jahre, d. i. von der Zeit Ecca's, des Sohnes Marid, bis auf die Zeit Compall's von Bangor, im Meere herumgeschwommen, wird sie endlich vom heiligen Mönche Beoc bei einer Romfahrt durch ihren Gesang erkannt und durch Fergus von Miluc mit einem Netz an's Land gezogen. Sie erhält die Wahl, entweder noch 300 Jahre auf Erden zu leben, oder unmittelbar nach der Taufe zu sterben und sofort in den Himmel einzugehen. Sie wählt das Letztere, wird getauft und stirbt, und das Volk widmet ihr fürder eine Art frommer Verehrung.

Die Geschichte „Connla der Goldhaarige und die Elfenmaid" dagegen hält sich ganz im Gebiet der Märchenpoesie. Vor Connla, dem Erbprinzen Conn's des Hundertbezwingers, steht plötzlich eine Elfenmaid, die ihn einladet in das Land, wo ewige Jugend blüht. Ihr erster Blick bezaubert ihn. Anhänglichkeit an Vater, Familie und Heimath schwinden vor ihrer Einladung dahin, ihr in's Land der Feen zu folgen:

„Ich komme aus dem Lande der Lebenden — einem Land, wo weder Tod noch Alter noch Unrecht ist. Die Bewohner der Erde nennen uns Aesshee, denn wir haben unsere Wohnstätte zwischen großen, lieblichen, grünen Hügeln. Fröhlich vertreiben wir uns die Zeit bei festlichen Mahlen und unschuldigen Freuden, wir werden nie alt; und unter uns gibt es weder Feindschaft noch Streit."

Der König und sein Gefolge vernehmen ihre Worte, doch ohne ihre Gestalt zu sehen. Da der König seinen Sohn frägt, mit wem er rede, antwortet sie an dessen Statt:

„Connla spricht mit einer lieblichen, edelgeborenen Maid, die wird nie sterben und nie altern. Ich liebe Connla den Goldhaarigen und ich bin gekommen, ihn mit mir zu nehmen nach Moy-mell, auf die Wiese nie endender Freude. An dem Tage, da er mit mir kommt, wird er König werden, und er wird für immer herrschen im Feenland, ohne Weinen und ohne Trauer. Komm' mit mir, geliebter Connla, und du sollst bewahren die Schönheit und Würde deiner Gestalt frei von des Alters Falten bis zum schrecklichen Tag des Gerichts."

König Conn fordert nun seinen Druiden Coran auf, den Zauber der Sirene zu brechen. Zweimal gelingt es ihm. Er nöthigt die Feenmaid, zu entweichen. Doch jedesmal wirft sie Connla einen Apfel zu. Und einen ganzen Monat ißt und trinkt der Prinz nicht mehr, außer von dem wundersamen Apfel, der ihm Leben und Kraft erhält, durch das Essen sich nicht vermindert, sondern immer voll und ganz bleibt. Am Ende des Monats erscheint die Fee abermals und wiederholt ihre bezaubernde Lockung vor dem König und seinem ganzen Hof. Connla, sonst in Gegenwart der wunderbaren Maid still und schweigsam, klagt jetzt dem Vater seinen Jammer:

„Vater, ich bin sehr unglücklich; denn obwohl ich mein Volk über Alles liebe, bin ich doch in Trauer um diese Maid.

„Ein Land der Jugend, ein Land der Ruh',
Von Kummer frei und Weh,
Liegt fern dem gold'nen Westen zu
An den Grenzen der goldenen See.
Hell wie Krystall, ein leichter Kahn —
Kein sterblich' Aug' ihn sah —
Bringt uns hinüber auf kurzer Bahn,
Vor Abend sind wir da.
Bald sind wir am Strand,
In dem sonnigen Land,
Frei von Dämonen und Weh,
In dem Land der Ruh',
Gen Westen zu,
Am Rande der bläulichen See.

„Ein lieblich Land in ewigem Grün;
Licht schlängelt der Bach sich zum Thal.
Der Sommer währet das ganze Jahr
In leuchtendem Sonnenstrahl.
Ein friedlich Land voll sanfter Lust,
Ein Lenz voll Lieb' und Licht.
Nicht Kummer, nicht Trauer ängstigt die Brust,
Wir sterben, wir altern nicht.
Das Land der Jugend,
Der Liebe, der Tugend,
Frei von Schmerzen und Weh,
Das Land der Ruh',
Gen Westen zu,
Am Rande der bläulichen See."

Connla vermag dem Zaubergesang nicht zu widerstehen. Plötzlich eilt er hinweg von seines Vaters Seite, steigt in das festgebaute, strahlende, blitzende Krystallboot und entschwebt auf demselben mit der Fee langsam, vor den erstaunten Blicken des Königs und des ganzen Volkes, über die leuchtende See gen Westen hin. Niemand weiß, was aus Connla geworden ist; denn er ward seitdem nie mehr in seiner Heimath gesehen.

Der Sage, die sich in manchen andern Liedern und Erzählungen wiederfindet, liegt der weitverbreitete Aberglaube zu Grunde, daß es in der Macht der Fairies stehe, Menschen von dieser Erde in ein unsichtbares und sonst unnahbares Land zu entrücken.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Der Singschwan[1].

„Da bin ich wieder, wo die düstern Tannen
Geheimnißvoll am Saum der Haide steh'n;
Hier laßt mich ruh'n und still und ungeseh'n
Den flücht'gen Traum in holden Zauber bannen.
Rings Alles noch wie sonst, nichts neu, nichts alt:
Weit dehnt sich hin die alte Osenhaide,
Und mitten drin, ihr blitzend Brautgeschmeide,
Erglänzt der See, von hohem Schilf umwallt,
Und jenseits ragt, zerklüftet und verwittert,
Der Felsenkranz, von blauem Duft umzittert."

Als müder Pilger heimkehrend von irren Wegen, läßt sich der Dichter unter den Tannen nieder, ob ihr Flüstern ihm noch einmal verlorene Kunde zurückrufe. Und weiter, immer weiter schaut er träumend zurück in

„längst vergang'ne Tage,
Da schwer die Zeit und schwach die Herrscherhand,
Da Glaubenszwist die Leidenschaft entband
Und rohe Willkür hielt die Richterwaage;
Da Hussens Geist die Kriegsdrommete blies
Und grimm die Fackel schwang auf deutschen Fluren;
Da Mahom's Söhne Tod den Christen schwuren
Und herrlich sich des Kreuzes Kraft erwies . . ."

Aus jenen Zeiten steigt ihm ein leuchtendes Bild entgegen und begeistert ihn zu dem frommen Liede vom „Singschwan".

In einem einsamen Föhrengrund des westphälischen Nordens lag ein Jägerhaus,

„vom Volke bang gemieden.
Die Sage ging, daß hier, zu Drei im Bund,
Falschmünzer einst dem Teufel sich verschrieben
Und Jahr und Tag ihr Höllenhandwerk trieben,
Bis sie der Böse schlug in nächt'ger Stund':
Im Nacken grimm das Antlitz, graus geschunden,
So fand man Zwei, der Dritte war verschwunden."

Ein halbes Jahrhundert hatte das unheimliche Haus leergestanden, und bildete darum jetzt so recht die Wohnung eines wildfremden, finstern Mannes, den man zwar in der Umgegend nicht kannte, aber doch mit dem seltsam richtigen Instinct des Volkes als einen verfluchten, geächteten Mann völlig mied und floh. Erst später erfahren wir die Geschichte des Armen:

„. . . ich war des heil'gen Bund's Genoß,
Da reizte mich des Stuhlherrn einz'ger Sproß,

[1] Der Singschwan. Lyrisch-epische Dichtung von F. F. Brill. Münster, Nasse, 1882.

Ich stieß ihn nieder, daß im Staub er kauert!
Für Mord geheischt, dreimal nach Recht und Brauch,
Bat zwanzig ich der Freunde, mich zu schützen
Durch Eideshülf' — ich wähnt' sie treue Stützen;
Nur Einer kam. Weh! bei den Neunzehn auch
Der Graf von Alt. Da floh mit dir (seinem Weib) ich eilig
Und dankte Gott, daß dir mein Schweigen heilig." (31)

Wer die Gerechtsamen und Gepflogenheiten der Vehme kennt oder sie hier im Gedicht angedeutet findet, weiß, welche Leidensgeschichte in dieser kurzen Strophe enthalten ist. Einsam die Welt meidend, aus Furcht, von einem Diener des geheimen Gerichtes erkannt und gerichtet zu werden, von der Welt gemieden ob seines unheimlich scheuen Wesens; zur Unthätigkeit und Armuth verdammt, quält den Ärmsten auch noch der Gedanke, ein treues, unschuldiges Weib und die theuren Kinder einem Leben des Jammers und der Schande überantwortet zu haben. Sogar die Tröstungen der Religion glaubt der Geächtete meiden zu sollen, und sein Herz verbittert sich mit der Zeit so sehr, daß er nicht bloß die willkürliche und leidenschaftliche Rechtspflege des ausgearteten Vehmgerichtes, sondern auch die ewige Gerechtigkeit des göttlichen Richters anzuklagen — überhaupt an jeder Gerechtigkeit zu zweifeln beginnt. Vor dem äußersten Schritt des Selbstmordes bewahrt ihn nur noch die Liebe zu seiner Familie, besonders zu dem ältesten Sohne Raimund, der trotz seiner düstern, freudelosen Umgebung sich immer mehr zu einem ritterlichen Jüngling entwickelt und, ohne seine edle Abkunft zu ahnen, sich derselben dennoch in jeder Hinsicht würdig zeigt. Die fromme Mutter hat ihm das beste Erbtheil einer Christin, Glauben und Unschuld, tief in's Herz gelegt und ihn so vorbereitet, der Retter der Seinen nach Gottes Rathschluß zu werden.

Nur mühsam hatte sich nach langen innern Kämpfen der Vater endlich entschlossen, den Sohn auf die Flotte ziehen zu lassen, welche sich zum Kampfe gegen die Türken rüstete. Schon stand der Tag der Abreise Raimunds bevor, da erschien ein neuer Helfer in der Noth: der Graf von Alt, der Freund des Vervehmten, der endlich nach jahrelangem Suchen durch Gottes Fügung den Geächteten wiedergefunden hatte. Dessen Bitten, der Freund möge ihm auf sein Schloß an der Donau folgen, wo er unerkannt und sicher seinem Stande gemäß leben könne, weist der stolze Werth zurück: er will kein Gnadenbrod, selbst nicht von seinem Freunde; wohl aber gestattet er, daß dieser seinen Sohn Raimund mit sich nehme und als Ritter zu edlem Thun erziehe. So kommt denn der Haideknabe aus dem stillen Försterhause hinab an die blaue Donau, sich nicht bloß in edlem Waffenwerk, sondern auch im Studium auszubilden und zu vollenden.

Der siebente Gesang führt uns nach Wien; ein großartiges Schauspiel entrollt sich vor unsern Augen:

„Ha, welch ein Zug! voran, in weißem Linnen
Und Stolaschmuck, die Diener am Altar;
Im rauhen Kleid der Mönche fromme Schaar,

Der Stadt hochweiser Rath mit ernstem Sinnen.
Und die der Lehr' und Wissenschaft sich weih'n,
Vereint mit Jenen, die nach Weisheit dürsten;
Die Meister edler Zünfte, stolz wie Fürsten,
Und stahlbewehrt der Krieger kühne Reih'n;
Und wachsend drängt — kein Auge kann es fassen —
Dem Zuge nach das Volk in bunten Massen . . ."

Der Heilige tritt auf:

„Wie Moses, segnend mit erhob'nen Händen,
Am Nebo stand, bereit zum Todesgang:
So steht der Rufer ernst am Hügelhang.
Im Bußgewand, den Gürtel um die Lenden.
O sel'ge Augen, die solch Wunder sah'n!
Die Jünglingskraft im Schmucke weißer Locken,
Ein gottentflammter Streiter, unerschrocken,
Zieht barfuß durch die Lande Capistran
Und ruft zum Kampf gen wilde Türkenhorden,
Die drohend nah'n, das Christenvolk zu morden." (98)

Unter denen, welche, durch die Predigt des Heiligen begeistert, das Kreuz nehmen, finden wir auch Raimund wieder, dem es unterdessen ganz eigen ergangen. Sein Gönner, der Graf von Alt, war dem Urtheil der Vehme zum Opfer gefallen, und der Knabe, wieder arm und auf sich allein angewiesen, hatte sich doppelt ernst dem Studium gewidmet. Auch ein Freund war ihm geworden in der Person Raphaels von Frankenfels, des Sprößlings jenes Mannes, den Raimunds Vater im Zorn erschlagen hatte und durch dessen Mord er der Vehme verfallen. Zwar ist Raphael von seinem Großvater in den Grundsätzen der Feindesrache erzogen worden und kennt ganz genau die Geschichte vom Untergang seines Vaters und der Flucht seines Mörders; allein er kann unmöglich in dem Freunde Raimund von Toulouse den Sohn seines Todfeindes ahnen, und auch Raimund, der absichtlich von seinem Vater in Unkenntniß über sein Herkommen gehalten wurde, verkehrt in der größten Unbefangenheit mit seinem Freunde, und rührend ist es, zu vernehmen, wie er Raphael zu christlicheren Gedanken der Feindesliebe erheben will, ohne zu ahnen, daß sein eigener Vater der Gegenstand allen Hasses ist. Auch Raphael möchte jetzt das Kreuz nehmen; allein der alte Frankenfels, sein Großvater, bangt nicht allein um das Leben seines einzigen Erben, sondern er, der alte Ritter, hat auch einen solchen Abscheu gegen das neue Kriegführen mit Feuerwaffen 2c. gefaßt, daß er seinem Enkel jede Betheiligung am Kriege unter Androhung seines Fluches verboten hat. So scheiden denn die beiden Freunde traurigen Herzens; doch Raimund empfängt noch von Capistran die Versicherung, daß er gerade durch die Theilnahme am heiligen Krieg die Prophezeiung des Singschwans erfüllen und seine Eltern erlösen werde. Auf dem Weg zum Kreuzheer rastet er eines Tages im Walde am Ufer eines Sees und rettet durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart eine dort mit der Reiherjagd beschäftigte Jungfrau aus den Tatzen eines Bären. Bald er-

scheint auch die männliche Jagdgesellschaft, an ihrer Spitze ein Greis, der Großvater des geretteten Mädchens — welcher wiederum kein Anderer ist, als der alte Frankenfels. Natürlich muß Raimund mit auf das Schloß, nur für einen Tag, wie er meint, allein wie die Sachen kamen, für eine verhängnißvoll lange Zeit. Am Abend nämlich führt ihn der alte Frankenfels zu seinem Gastgemach durch einen langen Gang, der mit allerlei Bildnissen geziert ist. In einem derselben steckt der symbolische Dolch an der Herzstelle. . . . Raimund glaubt zu erkennen, hält sich indessen und gelangt in sein Gemach. Sobald er jedoch meint, daß der Alte sich zurückgezogen, kehrt er in die Halle zurück, erkennt wirklich das Bild seines Vaters, und Alles ist ihm jetzt so entsetzlich klar geworden. Er verfällt in ein tödtliches Fieber, und nur langsam erholt er sich aus den Gefahren der Krankheit, um in die noch gefährlicheren der Liebe zu verfallen. Anfangs kämpft er nur schwach gegen die allzu süße Lockung, da erschallt im Augenblicke der höchsten Gefahr der warnende Ruf des Singschwans — und der Held erinnert sich seines Berufes und Schwures. Er reißt sich los — und trotz seiner Offenbarung, daß er der Sohn des verhaßten Mörders sei, der Liebe Selindens sicher, eilt er zum Kreuzheere. Hier trifft er Raphael, der es schließlich lieber mit dem Zorn seines Großvaters aufnehmen wollte, als noch länger ein Feigling zu scheinen, und beide Freunde vereint nehmen nun Theil an der glorreichen Vertheidigung Belgrads unter Huniady's Leitung. Der Sieg blieb den Christen, und nicht bloß zeichnete sich Raimund durch besondere Tapferkeit aus, sondern er hatte auch hier wieder das Glück, seinem Freunde Raphael das Leben zu retten.

Der elfte Gesang entführt uns an den Rhein, wohin der alte Frankenfels wieder gezogen ist. Hier stand die Burg seiner Väter, die er nach dem Tode seines Sohnes geflohen, die er aber jetzt wieder aufsucht, um zu sterben. Die Geschichte mit Raimund, dann der Ungehorsam seines Enkels, den er im Krieg gefallen wähnt, haben des alten Mannes letzte Kraft gebrochen: er harrt jetzt in düsterer Vereinsamung auf den Tod wie auf einen Erlöser. Selinde tröstet ihn, so gut sie es vermag, sucht auch die Hoffnung auf die mögliche Wiederkehr Raphaels nicht ganz ersterben zu lassen, und erbittet zum Voraus die Verzeihung für den Schuldigen. Wie die Beiden einmal wieder so sich unterhalten, tritt Raphael herein — gesund und schön — kräftig und edel — wie der Frankenfels seinen Neffen kaum zu träumen gewagt. . . . Das Übrige ist leicht zu errathen. Es kommt zur Verzeihung nicht bloß für Raphael, sondern auch für Raimund und dessen Vater, und zu dem, was kommen mußte: der Verlobung Selindens mit dem Helden. Der letzte Gesang führt uns denn auch wieder auf die westphälische Haide und schildert uns noch einmal das Leid des alten von Werth, das inzwischen den höchsten Grad der Verzweiflung angenommen. Dann aber erscheint mit Raimund die Erlösung und Versöhnung. . . . Doch das Alles läßt sich nicht in kurzem Auszug geben, es will im Gedichte selbst gelesen sein.

Jetzt ein Wort über den Titel des Gedichtes, der aus Vorstehendem kaum zu erklären sein dürfte. Der Dichter knüpft an eine in der bei Bent-

heim gelegenen Genhaide erhaltene Sage an, welche Folgendes berichtet. Wo jetzt der See seine Wogen ergießt, stand früher in einem dunklen Walde ein Götzenbild. Doch mit dem eindringenden Christenthum geschah in diesem Walde ein Wunder:

„Hoch ob dem Götzenstein im finstern Haine,
Aus mächt'ger Eiche wuchs im Glorienscheine
Der heil'gen Jungfrau und des Kindes Bild,
Und strahlt hinaus gleich einem Wundersterne
Und lud die Christen her von Nah und Ferne." (9)

Doch wie sich in einer Nacht wieder die Christen um das Bild versammelt hatten, wurden sie von den fanatischen Heiden überfallen, und eine Jungfrau blieb in den Händen der Wüthenden zurück — doch nein, auch sie entschwebte zugleich mit dem Bilde als Schwan „zu heitern Lüften". Der Wald versank, der See quoll empor, und auf seinen Wogen

„schimmernd zog . . .
Der heil'ge Schwan, daß Gottes Lob er sänge."

Ob solchem Wunder erstaunt, bekehren sich die Sachsen, und zum Lohn kehrt auch das Wunderbild der Madonna wieder zurück. Man erbaut ihm ein Kirchlein, Schwanhilge genannt, und rund um dieses Heiligthum siedeln sich dann die bekehrten Heiden an. In der Gemarkung dieses Dorfes, in der Nähe dieses Schwanensees, ließ sich der alte Graf von Werth nieder, und so kam es, daß die Sage vom Singschwan auch dem Knaben Raimund nicht verborgen blieb. In seiner kindlichen Einfalt glaubt er an die buchstäbliche Wahrheit dessen, was ihm der Vater in gemüthlichen Abendstunden von der märchenhaften Erscheinung des Schwanes und seinen Liedern erzählt. Der Dichter benutzt aber die poetische Legende nicht allein, um seinem Lied auch das Element des Wunderbaren einzuweben, sondern symbolisirt auch in dem Schwan den geheimnißvollen Mahner und Wecker, den Genius des Knaben, der ihn zu allem Großen und Edlen anfeuert und als Stimme des Gewissens in Stunden der Gefahr zu warnen hat:

„Doch mußt du rein des Herzens Schrein bewahren,
Nur Reinen will der Geist sich offenbaren."

Aus dieser höchst gedrängten Übersicht des Inhaltes möge der Leser sich annähernd ein Bild von der Handlung des Gedichtes machen. Wir sagen annähernd; denn Brill hat es verstanden, diese großen Etappen der Handlung durch sanfte, oft äußerst poetische Nebenmotive zu verbinden. So treten außer den Hauptfiguren des Vervehmten, seines Weibes und Sohnes, des Grafen von Alt, der beiden Frankenfels und Selindens noch mehrere höchst fein gezeichnete Nebenfiguren auf, unter denen wir nächst der großartigen Erscheinung des Capistran besonders den Pfarrer von Schwanhilge und vor Allem den ungarischen Hirten hervorheben, welch Letzterer ungemein wirksam verwendet wird, um nicht bloß die beiden Hauptschauplätze der Erzählung zu verbinden, sondern auch kleinere Verwicklungen zu schürzen und zu lösen.

Sehen wir uns nun im Ganzen die Handlung an, so ist ihr nicht allein der poetische Charakter durchaus zuzusprechen, sondern sie ist auch überreich an den herrlichsten Situationen, buntfarbigsten Bildern und verschiedensten Seelenstimmungen. Sie bildet so recht eine Erfindung geläuterter Romantik, in der bei Abwicklung einer bewegten, wechselvollen Geschichte doch hauptsächlich die ganze Skala der Gemüthsempfindungen zur Geltung kommt und harmonisch ausklingt. Neben der rührendsten, bald hoffnungsfrohen, bald schmerzensbittern Gatten= und Mutterliebe bringt der Singschwan die treue Freundesliebe in den verschiedensten Abstufungen zum Ausdruck; herrlich sehen wir die begeisterte Gottesliebe des hl. Capistran in jenen kräftigen Kreuzzugspredigten ihre schönsten Blüthen treiben, während sich unser Glaube und unser Herz an dem lieblichen Siege erfreut, den treue Braut= und Kindesliebe über die langjährige tödtliche Feindschaft der Väter davonträgt. Gleich vielfältig ist der Stimmungswechsel in den einzelnen Gesängen und Bildern. Von der schlichtesten gemüthlichen Erzählung erhebt sich das Gedicht bis zur glühendsten Kampfeslust, vom Idyll der westphälischen Haide zum unheimlichen Grausen des geheimen Gerichtes, zu den aufregenden Jagdscenen im Triester Walde, wie zu den blutigen Angriffen vor Belgrad. Auch in den Charakteren, welche uns die Fabel vorführt, haben wir eine ähnliche Reichhaltigkeit der Nuancirung festzustellen, und glauben deßhalb wohl mit Recht die Erfindung der Fabel eine außerordentlich glückliche nennen zu dürfen. In der Verwerthung, resp. der künstlerischen Ausbildung derselben dürfte indeß die strenge Kritik einen Rückhalt am Platze finden. Vorerst ist es den Regeln epischer Composition wohl kaum entsprechend, wenn wir im ersten Gesang den Helden als Knaben finden, ihn dann als Studenten antreffen und schließlich als Sieger und Bräutigam verlassen. Bedenklicher als diese immerhin noch mäßige Beiseitesetzung der zeitlichen Einheit will uns indeß ein gewisser Mangel in der inneren Einheit der Entwicklung vorkommen. Den eigentlichen Kern des Gedichtes drückt uns zwar der dritte Gesang in doppelter Weise aus: zuerst wenn die fromme Mutter, den Gatten tröstend, erzählt, wie ihr nach inständigem Gebet im Traume die Gottesmutter erschienen sei und gesagt habe:

„Den Gatten ... rettet dir der Sohn
Und führt dereinst euch All' aus Noth und Kummer."

Als Variante zu dieser religiösen Prophezeiung finden wir dann nachher die mysteriöse Andeutung des Singschwans an den träumenden Knaben:

„Heil dir ...
Zu hohem Werk der Himmel dein begehrt!
Mit frommem Lied und gottgeweihtem Schwert
Sollst du der Rache finstern Geist beschwören." (34)

Niemand, der noch einen Rest poetischen Verständnisses hat, wird diese Ankündigung und Variation des Themas für nicht überaus künstlerisch erklären; wir halten sie geradezu für einen äußerst glücklichen Wurf. Indessen dürfen wir uns doch nicht verhehlen, nicht bloß, daß diese Ankündigung des

eigentlichen Vorwurfes etwas spät, im dritten Gesange, kommt, wo das Interesse des Lesers bereits Gelegenheit hatte, sich für andere Fragen als Hauptmotive zu erwärmen, sondern auch, daß der Ankündigung an dieser Stelle das eben durch ihre Verspätung doppelt nöthige Relief fehlt, um das bisher vagirende Interesse auf diesen einen Hauptpunkt zu concentriren. Nehmen wir die berühmtesten Epen des Alterthums, so geht dem Satze, welcher das Thema enthält, gewöhnlich eine kurze, kräftig malende Inhaltsangabe des Gedichtes voran oder folgt ihr unmittelbar, was gleich den Leser auf den richtigen Standpunkt stellt, von dem aus die Einblicke in das Kunstwerk die rechte Perspective treffen. So das unvermittelte:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος

so das: Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον

oder umgekehrt das abschließende:

Tantae molis erat, Romanam condere gentem.

Hier haben wir, um technisch zu reden, gleich bei der Thesis das Argumentum, unmittelbar neben der Frage wenigstens die summarische Andeutung der Lösung. Letzteres fehlt beim Singschwan, wenn wir von dem freilich Alles sagenden, aber allzu dunklen:

„Mit frommem Lied und gottgeweihtem Schwert"

absehen wollen. Der Dichter nämlich fügt selbst an jener Stelle hinzu:

„O frage nicht! (d. h. wie das geschehen solle) nur heilig
Schweigen frommt,
Kein Menschenwitz kann Gottes Rath ergründen.
Hab' frohen Muth, dir wird der Himmel künden
Des Rufes Deutung, wenn die Stunde kommt."

In diesen Versen finden wir bezeichnend das enthalten, was wir als eine Schwäche der Composition ansehen möchten. Nicht will uns der Dichter einen dem Helden klar vorgezeichneten Weg führen, dessen einzelne Etappen der Leser schon aus geheimnißvollen Andeutungen kennt und auf deren weitere Entwicklung er gespannt ist; nicht der Held ist entscheidend für die Entscheidung, nicht *sein* Wille verknüpft die Handlungen zur *Handlung*, die einzelnen Thaten zur großen That des Epos — sondern Schritt um Schritt, Stunde um Stunde wird eine äußere höhere Macht die jedesmalige Einzelhandlung herbeiführen, Gelegenheit und Kraft zur Ausführung bieten und so, auch das Einzelne zum Ganzen verbindend, „Gottes Rath", die Pläne der Vorsehung, zu einer höheren Einheit emporheben. Das ist nicht künstlerisch, weil im Kunstwerk, soll es uns fesseln, der Held sich zu einem *bewußten* Ziele, zu einer *bestimmten* Handlung frei — wenn auch von außen angeregt — entschließen und den Gang der Handlung auf diese Weise selbst bestimmen muß. Aus dem Kampfe dieser Selbstbestimmung mit den entgegenstehenden Schwierigkeiten oder aus dem vom Helden nicht beabsichtigten, aber von einer höheren Macht herbeigeleiteten Erfolg *seiner* Hand-

lungen entwickelt sich dann das dramatische Interesse, dessen auch das Epos nicht entrathen kann. Hier hat sich der fromme Sinn des Dichters ganz gewiß durch eine berechtigte Nebenabsicht allzusehr in ein unkünstlerisches Extrem hinleiten lassen. Es ist nicht zu läugnen, daß aus der jetzigen Composition der Fabel auch dem Blödesten der Gedanke nahetreten muß, den der Verfasser sowohl am Anfang als am Schluß seiner schönen Dichtung wiederholt ausspricht: daß dieß Lied nur der göttlichen Vorsehung Preisgesang sei, daß es „enthülle der Fürsicht dunkle Pfade", welche zu Gunsten des Gerechten Alles zum Besten lenket.

Wir sind gewiß die Letzten, welche diese Nebenabsicht dem Dichter zum Fehler anrechnen; nur meinen wir, dieselbe habe sich nach den berühmten Mustern des Alterthums auch sehr künstlerisch erreichen lassen. Auch Homer und Virgil tragen Sorge, dem Leser den Parallelismus der Handlung des Helden und der Götter gleich von Anfang an klar darzuthun, und das kurze „Διὸς δ'ἐτελείετο βουλή" der Ilias wirkt geradezu überwältigend dadurch, daß es die kurz angedeuteten Schicksale des Helden und ganzer Völker plötzlich in die höhere Region der göttlichen Weltregierung emporhebt.

Wir glaubten etwas länger bei dieser Auseinandersetzung verweilen zu müssen, um nicht dem Vorwurf der Voreingenommenheit gegen eine Dichtung ausgesetzt zu sein, die wir im Übrigen für eine höchst erfreuliche Bereicherung unserer Literatur halten.

In der Ausführung der einmal angenommenen Fabel können wir den Dichter nur loben.

Von einigen Ungenauigkeiten, oder sagen wir lieber Übertreibungen, abgesehen, haben wir es mit einer ausnehmend reinen, reichen und melodiösen Dichtersprache zu thun. Was uns gleich auffällt und freudig überrascht, ist die von Brill, wie es scheint, neuerfundene Strophe von äußerst glücklicher Bauart und Klangwirkung. Die Reimstellung dieser Zehnzeilen mit fünffüßigen Jamben (a b b a, c d d c, e e) trägt deutlich das Gepräge der im Mittelalter so beliebten Dreitheilung der Strophe in zwei Aufgesänge und einen Abgesang. So bildet jede Strophe ein abgeschlossenes Gedicht für sich, eignet sich trefflich für eingestreute Reflexionen, Beschreibungen &c., und gestattet doch auch wieder ein rasches Fortschreiten der Handlung. Sollte auch dem Leser anfangs eine gewisse Furcht kommen, als werde eine künstlerische Durchführung dieser Form für ein längeres Gedicht ihre Bedenklichkeiten haben, so überzeugt ihn doch jede Seite immer mehr davon, daß Brill seiner selbstgeschaffenen Form absoluter Meister ist. Das Metrum ist mit Feinfühligkeit und sicherem Tact gehandhabt; unreine Reime dürften im ganzen Gedichte nur mit Mühe gefunden werden. Außer den bereits angeführten Proben der Sprache lassen wir zum Beweise des eben Gesagten noch eine „Beschreibung" und eine „Apostrophe" folgen, weil uns beide in ihrer Abrundung am besten die Eigenart des Dichters zu zeichnen scheinen.

Da ist zuerst die herrliche Beschreibung des Abends (32):

„Die Erde ruht. Die schlanken Fichten neigen
Das müde Haupt, gewiegt vom sanften West.

Die Turtel suchte längst ihr einsam Nest,
Und auch der Kukuk träumt schon auf den Zweigen.
Die Haide dampft, vom Nachtthau reich getränkt,
Bleich schaut der See aus zartem Nebelschleier,
Die fernen Felsen steh'n in stummer Feier,
Und Alles ist in Schweigen tief versenkt.
Die Sterne treu am Himmelsstrome wachen,
Drin segelt kühn des Mondes gold'ner Nachen."

Schmeichelt hier vorzüglich eine weiche Melodie dem Ohr des Lesers, wie der süße Klang eines Wiegenliedes, so ist es in der folgenden Strophe, die wir für eine der schönsten Perlen des ganzen Gedichtes halten, hauptsächlich die Gedankenfülle und Erhabenheit, welche das gläubige Herz erfassen. Kürzer und schöner dürfte wohl niemals der Tag des Herrn in allen seinen Beziehungen besungen worden sein (80):

„O Sonntag, du, der Gottheit lichter Spiegel,
Du wiederstrahlst des ew'gen Vaters Macht,
Kündest des Sohnes Lieb', die Heil gebracht,
Und zeigst des Geistes Kraft, der Wahrheit Siegel. —
O Sonntag, du, der Menschheit Segenshort,
Der Müde mild zu heil'ger Ruhe bettet,
Zur Freiheit freundlich Sklaven selbst entkettet,
Und Freud' und Frieden spendet fort und fort:
Du trägst den Himmel auf die Erde nieder
Und führst die Erd' hinauf zum Himmel wieder!"

Ohne den Text hier mitzutheilen, heben wir ferner die begeisterten Strophen der Kreuzrede Capistrans hervor, als den besten Beweis, wie nicht bloß der Dichter, sondern auch seine Strophe der männlichen Kraft und des hinreißenden Pathos fähig sind. Wir sagen das Letztere nicht ohne besondere Absicht. Der vorwiegende Charakter der Darstellung im Singschwan ist nämlich eine gemüthliche Ruhe. „Aus dem Ganzen weht uns ein so lieblich jungfräulicher Ton in der Erfindung sowohl als in der Ausführung entgegen, daß es uns durchaus an die glaubensfrohen Werke der mittelalterlichen Dichtkunst gemahnt. Fern von jedem Haschen nach Effecten, sogen. Kraftscenen oder leeren Wortmalereien, schreitet die Erzählung mit einer ruhigen Objectivität, strengen Einfalt und edlen Größe von der ersten Scene bis zur letzten stetig voran und weiß sich nicht bloß die Aufmerksamkeit der Phantasie, sondern, was mehr ist, die wärmste Sympathie des Herzens zu gewinnen. Das ist, fern von jeder Aufdringlichkeit, eine wahre, man möchte sagen, naive, christliche, katholische Atmosphäre, in der auch der Andersdenkende sich wohl fühlen muß." Diese durchaus zutreffende Charakterisirung des Durchschnittstones der Dichtung deutet eine andere allgemeine Eigenheit an. Die schönsten Stellen der Dichtung sind unläugbar die lyrisch-beschreibenden Theile derselben. Man hat schon wiederholt in anderen Blättern auf die eingeflochtenen Haidebilder hingewiesen und sie — wohl mit einiger Übertreibung — das Beste dieser Art in unserer Literatur genannt. Thatsächlich sind sie schön,

lassen indeß einigemal den Mangel an Treue in der Beobachtung des Details etwas fühlen, welche z. B. bei der Droste-Hülshoff so überraschend hervortritt. Bisweilen durchbricht der lyrische Affect auch die allgemeine Form und macht sich in Liedern Luft, von denen einzelne außerordentlich gelungen und von hohem, selbständigem Werthe sind. Wir theilen hier noch das kurze Kampflied der Kreuzritter mit, welches durch seine kräftige, wir möchten sagen, wuchtige Kürze sich vortrefflich zum Massenchor eignet (182):

„Krone, du, der Büßerinnen,
Heil'ge Magdalen!
Höre vor des Kampf's Beginnen
Gnädig unser Fleh'n!

„Starke, die beim Kreuz gestanden
In dem schwersten Streit,
O errett' aus Türkenbanden
Heut' die Christenheit.

„Ersterkor'ne, du, der Frommen,
Christ verklärt zu seh'n,
Laß uns deine Hilfe kommen,
Heil'ge Magdalen!"

Man kann das ganze Gedicht wohl nicht ein archäologisches nennen, in der Weise, daß es uns durch ein künstlich zusammengestelltes Mosaik ein photographisches Zeitbild gebe; dafür athmet es, was mehr ist, den naiven, schönen Geist jener Zeiten und entrückt auch den Leser unvermerkt in jene vom Qualm der Fabriken und dem ganzen Treiben des heutigen Materialismus noch nicht entweihten Sphären idealer Poesie und Gesinnung. Als durchaus moderne Eindringlinge müssen wir indeß die Selbstmordgedanken des Vaters im letzten Gesang und einige sogen. Liebesscenen bezeichnen und hätten sie lieber fortgewünscht.

Der Leser wird unwillkürlich an den Kritiker die Frage richten: In welchem Verhältniß stehen „Singschwan" und „Dreizehnlinden"? Fast in keiner der vielen kleineren Empfehlungen des Singschwans, welche uns zu Gesicht gekommen, fehlte der Hinweis auf die Dichtung Webers; in einer derselben wurde sogar die Anregung zum Singschwan auf das Erscheinen Dreizehnlindens zurückgeführt. Letzteres können wir nun förmlich in Abrede stellen, da wir durch Vermittlung eines gemeinsamen Freundes bereits ein oder gar zwei Jahre vor Dreizehnlinden die erste Kenntniß von einer Bearbeitung des Singschwans erhielten. Mit Ausnahme kleinerer Partien — wir meinen die Lieder im neunten und zwölften Gesang — hat Brill sich fast mit fühlbarer Absichtlichkeit von Weber entfernt; die Rettung Selindens im Wald, sowie das Fehlen eines Eideshelfers vor der Vehme sind wohl nur zufällige Anklänge. Im Übrigen möchten wir jede Vergleichung der beiden Dichtungen als unzutreffend und ungerecht gegen den Singschwan bezeichnen. Weber hatte sich eine erhabenere Aufgabe — ein National-Epos — gestellt und diese Aufgabe meisterhaft gelöst; den Kranz ihm dafür! Aber

auch Herrn Brill seinen Kranz! Er hat eine Episode, die mit merkwürdigen Ereignissen der großen Weltgeschichte verflochten, bis in ihre stillsten, zur Idylle sich abschwächenden Ausläufer verfolgt. Dreizehnlinden ist das Lied des Mannes und des Denkers; der Singschwan hat trotz seiner tragischen Intermezzo's und des wilden Kriegslärms der Türkenschlachten etwas durchaus Jugendliches, jungfräulich Naives. Daß Webers Sprache ein Muster von Kraft und Originalität ist, kann man ja ebenfalls zugeben, ohne dadurch an der melodiösen Schönheit der Brill'schen Strophen das Mindeste zu tadeln. Und so, meinen wir, sollte sich Niemand den Genuß am Singschwan verkümmern, indem er in ihm ein zweites Dreizehnlinden zu suchen sich in den Kopf setzt.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Manuel Biblique, ou Cours d'Écriture sainte à l'usage des séminaires. Ancien Testament. Par *F. Vigouroux*, Prêtre de Saint-Sulpice. Troisième édition, revue et augmentée. Tome premier. Introduction générale — Pentateuque. Kl. 8⁰. p. XII et 588. Paris 1882.

Der Name des Herrn Verfassers von La Bible et les découvertes modernes, eines ebenso lehrreichen als zeitgemäßen Werkes, ist den Lesern dieser Blätter jedenfalls schon vortheilhaft bekannt (vgl. Bd. XVIII S. 219 u. f., Bd. XXII S. 448). Er bürgt von vornherein für die Brauchbarkeit und Gediegenheit des oben angezeigten Manuel Biblique. Das Manuel soll ein Leitfaden sein zu einem fruchtbringenden Studium der heiligen Schrift mit besonderer Rücksicht auf die in der Gegenwart auftauchenden Fragen und Einwürfe. Durch eine, oft recht reiche Literaturangabe, die neben französischen Werken und Zeitschriften auch ausgiebig die deutschen heranzieht, werden Mittel und Wege geboten für Jenen, der mit den einzelnen Fragen eingehender sich beschäftigen will. Die Vertheilung des Stoffes, die Ab- und Unterabtheilungen, die Druckeinrichtung tragen zur Übersichtlichkeit recht viel bei. Das Manuel beginnt mit praktischen „Rathschlägen zum Studium der heiligen Schrift". Die allgemeine Einleitung behandelt die Inspiration, den Canon (nebst den Apokryphen), Text und Übersetzungen der Bibel, Regeln der Auslegung, Kalender, Maße und Gewichte der Hebräer und schließt mit einem Grundriß der Geschichte der Exegese. Die Darstellung ist, wie für einen solchen Leitfaden erforderlich, klar und durchsichtig, in knapper Form inhaltsreich und über den Stand der einzelnen Fragen gut orientirend. Daß nicht alle Partien gleich eingehend behandelt sind, mag zum Theil an der Masse des unterzubringenden Stoffes liegen. Einzelnes, z. B. die Geschichte der

Vulgata, die Hermeneutik, die syrische Übersetzung, dürfte doch etwas zu mager ausgefallen sein. — Treffend sind die Bemerkungen über beauté littéraire de la Bible (p. 32). In der Abhandlung über die Ausdehnung der Inspiration wird gut darauf hingewiesen, daß die heilige Schrift in wissenschaftlichen Fragen sich der volksthümlichen Redeweisen bedient und für ihren Zweck bedienen mußte. Wollte Gott einmal durch das Medium der Menschen und in menschlicher Sprach- und Denkweise zu den Menschen reden, so kann es unmöglich sonderbar erscheinen, daß auch die inspirirten Schriftsteller über astronomische und geographische Sachen in den eben gebräuchlichen volksthümlichen Redensarten sprechen. Es hieße Sinn und Tragweite solcher Ausdrucksweisen verkennen, wollte man sie unrichtig nennen; bezeichnet man sie als wissenschaftlich ungenau oder unrichtig, so übersieht man, daß man eben an die gewöhnlichen menschlichen Anschauungen, Eindrücke und deren unmittelbare Wiedergabe durch die Sprache einen Maßstab anlegt, der, weil er von einem ganz andern Genus hergenommen ist, hier weder berechtigt noch proportionirt ist. Man darf die Ausdrücke nicht ihrem natürlichen Boden entheben und von einem ganz anderen Gebiete aus beurtheilen wollen; sonst macht man sich einer ignoratio elenchi oder einer transitio in aliud genus schuldig.

Bei der Frage über die Septuaginta hätte ausführlicher und mit Angabe der Belegstellen darauf hingewiesen werden können, daß die Annahme ihrer Inspiration aus der als zweifellos vorausgesetzten wunderbaren Entstehung jener Übersetzung erwuchs, und keineswegs aus apostolischer Lehrüberlieferung. Sobald man diesen Grund eingesehen hat, ist eine Widerlegung jener Ansicht theologisch überflüssig.

Der zweite, specielle Theil dieses Bandes behandelt den Pentateuch. Gut gelungen ist besonders der Nachweis des einheitlichen, festgegliederten Planes der Genesis. Damit ist den Zerstückelungstheorien der Boden schon entzogen. Dann folgen die hauptsächlichsten Beweise für die Echtheit des Pentateuchs und dessen mosaische Abfassung. Die folgenden Kapitel sind einer ziemlich eingehenden und auf den gegenwärtigen Stand der Fragen berechneten Erörterung der mosaischen Kosmogonie und jener Probleme gewidmet, welche den ersten Menschen, dessen Zeit und Abstammung, die Sündfluth und das genealogische Gemälde des zehnten Kapitels der Genesis betreffen. Daran schließen sich noch Untersuchungen über die Patriarchen und deren Gottesverehrung, über Moses und dessen Gesetzgebung. In diesem Abschnitte kommen Fragen zur Behandlung, die wir nach unseren Begriffen einer Einleitung in die heilige Schrift gewiß nicht erwarten, z. B. über die sog. Ewigkeit der Materie, über die generatio spontanea, über den Darwinismus, die Einheit des Menschengeschlechtes, biblische Zeitrechnung u. dgl. Mögen auch diese Fragen und ähnliche der Art nicht in den eigentlichen Rahmen einer biblischen Einleitung gehören, so ist es doch gewiß, daß sie heutzutage von besonderer Bedeutung sind und deßwegen dem Priester und Seelsorger unentbehrlich sich aufdrängen. Deßwegen kann es sicher nur lobenswerth sein, daß sie in diesem Manuel in einer so übersichtlichen und

im Ganzen gediegenen Weise besprochen werden. Auch die Hinweisungen auf die messianischen Weissagungen im Pentateuch sind gediegen und lehrreich. Aus der Inhaltsangabe des Deuteronomiums erhellt, daß F. Vigouroux die bekannte Stelle Deut. 18 vom prophetischen Amte erklärt, wie es auch der Zusammenhang gebieterisch fordert. Das Manuel kann bestens empfohlen werden.

J. Knabenbauer S. J.

Della conoscenza sensitiva trattato del P. *Francesco Salis Seewis*, D. C. D. G. 8⁰. p. VIII et 559. Prato, Tipografia Giachetti, Figlio E. C., 1881. (Über die Sinneserkenntniß. Abhandlung von P. Franz Salis Seewis aus der Gesellschaft Jesu.)

Die Theorie der Sinneserkenntniß hat von jeher in der Wissenschaft eine hervorragende Stelle eingenommen. Und das mit Recht. Denn der Mensch, berufen, die große Welt um sich herum und die kleine in seinem Innern zu entziffern, ist in erster Linie auf die sinnliche Wahrnehmung angewiesen. Diese Thatsache steht so fest, daß der extravaganteste Idealist gerade so gut mit ihr rechnen muß, wie der Pseudo-Philosoph, welcher dem krassesten Materialismus huldigt. Diese Bedeutung wurde auch stets von der scholastischen Philosophie anerkannt und allgemein dahin formulirt, daß die sinnliche Erfahrung der letzte Ausgangs- oder Stützpunkt aller intellectuellen Erkenntniß sei (nil est in intellectu, quod non fuerit in sensu). So konnte es denn nicht ausbleiben, daß auch der Natur der Sinneserkenntniß, was ihr Wesen, wie ihr Verlauf, welches ihre Producte seien, ein reges Interesse entgegengebracht wurde. Zu natürlich ist es aber, wenn sich dasselbe, besonders in letzter Zeit, erheblich steigerte, namentlich aus zwei Gründen. Da es sich bei der sinnlichen Wahrnehmung auch um Vorgänge in Organen handelt, welche bestimmten physikalischen Gesetzen unterliegen, so konnte begreiflicherweise von der modernen Physik viel zur Förderung und Klarlegung der Sinnesthätigkeit erwartet werden. Nicht minder bedeutsam war die zweite Ursache. Schon öfter war in dem mannigfachen Ausbau philosophischer Systeme die intellectuelle Erkenntniß des Menschen nur für eine gesteigerte sensitive ausgegeben worden, noch nie aber wurde dieser Versuch mit so viel wissenschaftlichem Apparat umgeben, als heutzutage. Von der einen Seite versucht man im Sinne der alten Sensualisten und des Materialismus die Verstandesthätigkeit des Menschen entweder auf eine feine Combination sensitiver Wahrnehmungen oder wenigstens auf ein complicirtes Organ zurückzuführen; von der anderen dagegen steht man nicht an, auf Grund „exactester Beobachtungen“ hin den Thieren dieselbe Höhe geistiger Begabung wie dem Menschen zuzuerkennen. Beides dient natürlich demselben Zweck, die von Alters her giltigen Grenzen beider Erkenntnißweisen zu verwischen und auch auf diesem Gebiete die geistige Seele des Menschen zu verdrängen. Alle diese Gründe machen es daher sehr erwünscht, im Lichte der neueren Forschungen den Grundsätzen, welche die altbewährte Schule in Betreff der Sinneserkenntniß aufgestellt hatte, nachzugehen. Daß hierbei

Einiges zu verbessern, Anderes zu ergänzen, ein Drittes auszumerzen sein würde, konnte wohl Niemand verkennen; aber ebenso sicher konnte man von vornherein sagen, die Grundlinien der Auffassung durften nicht nur, ja mußten bleiben, sollte es überhaupt zur Klarlegung der Sinneserkenntniß kommen.

Eine eingehende Bearbeitung der gesammten Sinneserkenntniß in der angegebenen Richtung, d. h. in den Pfaden der Scholastik, aber zugleich im Lichte der neueren Physik, bietet uns das vorliegende Werk des P. Salis Seewis. Dasselbe entstand aus einer Reihe von Abhandlungen, die der Verfasser vom Jahre 1876 an in der Civiltà cattolica veröffentlichte. Die ganze Arbeit zeugt von großer Klarheit und Präcision der Auffassung; zugleich ist die Einfachheit und Übersichtlichkeit in Anordnung und Ausdruck die beste Empfehlung für die Vertrautheit des Verfassers mit seinem Gegenstand. Am Schlusse werden die Früchte der Untersuchungen in 42 Sätzen zur leichteren Übersicht zusammengestellt. Directer Gegenstand der Behandlung ist stets die Sinnesthätigkeit des Menschen; von selbst entfallen da die nöthigen Streiflichter auf die sinnlichen Wahrnehmungen der Thiere.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Theile, von denen der erste „über die Sinneserkenntniß im Allgemeinen", der zweite „über die äußeren Sinne im Besonderen" handelt.

Die drei ersten Kapitel des ersten Theiles erörtern einen heute ungemein wichtigen Gegenstand — das Verhältniß der Sinneserkenntniß zur intellectuellen Erkenntniß im Menschen. Nächst der allgemeinen Beziehung, welche die Einheit des Lebens mit sich bringt, wird vorzüglich die Abhängigkeit der intellectuellen Erkenntniß von der sensitiven in Bezug auf Erwerb und Gebrauch der allgemeinen Begriffe erörtert (S. 7 u. ff.) und sodann die Natur der Sinnesthätigkeit, insofern sie Erkenntniß, Wahrnehmung ist, eingehender besprochen (Kap. 2). Das hier gewonnene Resultat wird noch bedeutend klarer gestellt durch einen allseitigen Vergleich beider Erkenntnißarten im Menschen. Vor Allem ist das den beiden Fähigkeiten entsprechende Erkenntnißbild (species impressa) ein durchaus verschiedenes. Da nämlich jedes Erkennen eine Verähnlichung der erkennenden Fähigkeit mit dem erkannten Gegenstand ist, so muß diese Ähnlichkeit anders ausfallen bei einer geistigen und anders bei einer organischen Erkenntnißkraft. Jene sieht ab von den zufälligen Eigenthümlichkeiten, von den Einzelheiten und Differenzen der äußeren Erscheinung, sie bildet allgemeine (abstracte) Begriffe; diese dagegen ist wegen ihrer eigenen körperlichen Construction ganz und gar an die sinnenfälligen Merkmale des äußeren Seins gebunden. Hieran kann eine sogen. Verfeinerung im Bau der Organe oder eine größere Übung im Gebrauche nichts ändern. Und das ist der Hauptsatz, der heutzutage den verschiedensten Forschern gegenüber immer wieder und wieder betont werden muß. Innerhalb des Rahmens der richtigen Anschauung versteht es sich dann von selbst, daß die Ausnützung und Verwerthung des durch Sinneserkenntniß Erworbenen im Menschen, bei dem gleich überall die überlegende Vernunft eingreift, eine durchweg allseitigere und reichere ist, als beim Thier, welches auch hierin

im Wesentlichen nur auf ererbte, allerdings oft sehr detaillirte organische Triebe angewiesen ist.

Im fünften Kapitel geht der Verfasser zur Frage nach dem unmittelbaren Object der sinnlichen Wahrnehmung über. Hier liegt der Schwerpunkt vor Allem in der Bekämpfung idealistischer und skeptischer Grundlagen. Alle Gegner derselben einigen sich ja unbedingt auf diese zwei Sätze: daß wir durch unsere Sinne (es kommen besonders die äußeren in Betracht) wirklich mit der Außenwelt in Verbindung stehen — und daß wir hierdurch positive Gewißheit über die Dinge um uns erlangen. Für Aristoteles und die ältere Scholastik barg die Erklärung dieser Sätze keine weitere Schwierigkeit. Sie dachten sich alle Gegenstände der Körperwelt umkleidet mit eben den Eigenschaften, wie sie dieselben als ruhende Qualitäten an denselben wahrnahmen. Nun kamen aber schon seit Descartes neue Theorien über die Natur des Lichtes in Umlauf, welche dann besonders in neuerer Zeit durch den Ausbau der mechanischen Theorie im Gebiete der Wärme, des Lichtes und Schalles alle hergebrachten Vorstellungen umzuwerfen drohten. In der That fehlte es auch bald nicht an solchen — selbst unter hervorragenden Physikern —, welche die ganze Sinnesthätigkeit z. B. des Sehens nur mehr als einen rein mechanischen Proceß betrachten wollten, indem sie etwas voreilig die Einwirkung des Lichtes auf das Organ schon als Sensation ansahen. Andere waren besonnener, aber auch sie konnten sich nicht verhehlen, daß die berechtigten Vorstellungen, welche sich die Optik z. B. von dem Grün eines Blattes macht, thatsächlich nicht mehr dem zu entsprechen scheinen, was unser Auge wahrnimmt. Die Physik lehrt, daß jeder Körper grünes Licht ausstrahlt, dessen kleinste Theilchen relativ gemessen eine Bewegung von 600 Billionen Schwingungen ausführen, daß also das grüne Licht die Wirkung einer Bewegung sei, keineswegs aber eine ruhende Qualität, die als grüne Farbe schon dem Körper eigne. Der Schluß schien nahe zu liegen: Also sehen wir die Körper nicht so, wie sie außer uns sind. Ebenso leicht entsprang hieraus die weitere Frage: Sehen wir denn überhaupt die Körper selbst und nicht vielmehr bloß deren Einwirkung auf unser Auge? Würde man dieses aber ernstlich in Frage stellen wollen, so wäre gegen Skepsis und Idealismus gar kein Halt mehr. Aber so weit drängen auch die Resultate der Physik den ganzen Fragepunkt gar nicht hinaus. Als Hauptsatz ist demnach an erster Stelle festzuhalten (S. 135): Der sensitive Erkenntnißact repräsentirt die äußere sinnliche Qualität und nicht die im Organe hervorgebrachte Modification. Jetzt kann dann nach den Ergebnissen der Physik bestimmt werden, was die sinnliche Qualität a parte rei sei.

Sehr eingehend behandelt der Verfasser dann noch in den weiteren Kapiteln die unvollkommene Reflexion der Sinnesfähigkeiten, Wahrheit und Täuschung in denselben und endlich die Gewißheit, die wir durch dieselben erlangen — alles Gegenstände, auf die wir hier nur in Kürze hinweisen können.

Gleicherweise können wir den interessanten Stoff des zweiten Theiles nur flüchtig streifen, in welchem die einzelnen äußeren Sinne näher besprochen werden. Als Formal-Object des Tastsinnes wird in Übereinstimmung mit

dem hl. Thomas und der neueren Physik die Impenetrabilität bezeichnet. Der von den Physiologen eingebürgerte Ortssinn, welcher besonders zur Localisirung der Tastempfindungen dient, kann dann nur der innere Sinn sein. Vorzüglich glauben wir auf die Darlegungen in Artikel 9 u. 10 des vierten Kapitels hinweisen zu müssen, in denen der Verfasser vom scholastischen Standpunkt aus eingehend erwägt, worin eigentlich nach der modernen Akustik der Schall bestehe, und ebenso auf die entsprechenden Ausführungen in Artikel 12, 13 u. 14 des fünften Kapitels über das Licht. Aus beiden geht zur Genüge hervor, daß die Grundlinien der modernen Anschauungen auch schon früher bestanden und der Objectivität unserer Wahrnehmungen in keiner Weise widersprechen. Wenn wir von der neueren Physik belehrt werden, Licht und Schall seien nichts als Schwingungen, so dürfen wir, da diese Erfahrung ja auch nur durch die Sinne erworben wurde, den Satz vorläufig dahin modificiren: Die Zuleitung zu unserem Organe erfolgt nach jenen genau gefundenen Schwingungswerthen. Daraus ließe sich dann freilich folgern, daß die sinnlichen Qualitäten z. B. des Lichtes auch in der That nichts Anderes wären, als eine bestimmte Bewegungsgröße, in der die kleinsten Massentheilchen eines ausgedehnten Körpers sich befinden; denn die sinnlichen Qualitäten sind ja im Grunde nichts Anderes, als derjenige stoffliche Zustand, der die Körper außer uns auf unsere Sinnesorgane wirken läßt. Dabei bleiben dieselben in Wirklichkeit etwas Objectives a parte rei, Eigenschaften eines quantum — freilich, wenn man so sagen soll, etwas anders construirt, als es den Sinnen scheint. Darin liegt jedoch gerade so wenig eine positive Täuschung, als so manche Berichtigungen, welche das Mikroskop uns gibt, für die Unzuverlässigkeit unseres Auges Zeugniß ablegen. Ist es zudem nicht Thatsache, daß schon mit Hilfe der gewöhnlicheren Größen beschleunigter Bewegung discontinuirliche Farbenbilder allmählich in continuirlich bewegte Bilder und endlich in solche Bilder übergeführt werden können, denen es absolut nicht anzusehen ist, daß sie die ganze Continuität der Erscheinung einzig der Bewegung verdanken? Demgemäß läßt der Verfasser auch die berührte Frage offen.

Die große Vertrautheit des Verfassers mit den Resultaten oder sogen. Forderungen der Physiologie und seine intime Kenntniß der Scholastik haben ihn in hohem Grade befähigt, einen Beitrag zur Sinneserkenntniß zu liefern, der weit über die Grenzen des Landes hinaus, in dessen Sprache derselbe geschrieben ist, bekannt werden sollte.

Hermann Jürgens S. J.

Beiträge zur Glockenkunde. Festgabe zur Weihe der von Petit und Gebr. Edelbrock in Gescher umgegossenen Marienglocke der Münsterkirche in Aachen. Von **H. Böckeler.** Mit 28 lithographischen Tafeln. 8°. 151 S. Aachen, Albert Jacobi & Co., 1882. Preis: *M.* 3.

Schellen waren schon im Orient bei Heiden und Juden im Gebrauch. Die Römer hatten Glocken, mit denen das Zeichen zur Eröffnung der Bäder gegeben wurde. Es war also nach Beendigung der Verfolgungen nur ein

Schritt zu thun, um die Glocken auch für den christlichen Gottesdienst zu verwerthen. Nichtsdestoweniger scheint der Gebrauch größerer Kirchenglocken erst gegen 600 aufgekommen zu sein. Noch Walafrid Strabo († 849) sagt, die (größern) Glocken gehörten nicht zu den alten Gebräuchen. Die Frage nach der Zeit ihrer Einführung in den christlichen Ritus bleibt jedenfalls noch dunkel und einer erneuten kritischen Untersuchung bedürftig, ebenso der Antheil, den der hl. Bischof Paulinus von Nola in Campanien an ihrer Verbreitung nahm, sowie die Ansicht des Mittelalters, das ihn als Erfinder der Glocken ansah, weil die kleinern nolae, die größeren campanae hießen. Der Verfasser der in Rede stehenden Schrift berührt all diese Fragen nur kurz, ohne das reiche Material und die mit jedem Jahre wachsende Literatur anzuzeigen oder zu verwerthen, weil seine Absicht auf die Aachener Glocken und die Marienglocke des dortigen Domes insbesondere gerichtet ist, und die geschichtliche Übersicht seines ersten Kapitels nur als Einleitung zu seinen Specialstudien dienen soll.

Nach Deutschland kamen unter dem hl. Bonifacius Glocken aus England, und Karl der Große ließ die erste (?) größere deutsche Glocke in Aachen gießen durch den Benedictiner Tanco von St. Gallen. An diese Notiz knüpft der Herr Verfasser die Aufzählung und genaue Beschreibung der Glocken, die Aachen und Burtscheid besitzen, von denen die älteste, aus dem Jahre 1261, mit Recht als eine der bemerkenswerthesten deutschen Glocken eingehend gewürdigt wird. Die folgenden Ausführungen zeugen von dem Fleiße und der Liebe, mit welcher der Verfasser seinen Stoff bearbeitet hat, indem es ihm gelungen ist, in Aachen und seiner Umgebung nicht weniger als 98 Glocken aufzufinden, welche die Glockengießerfamilie von Trier 1410 bis 1761 hergestellt hat. Die Geschichte der deutschen Kunstindustrie hat so eine werthvolle Bereicherung erlangt, und es steht zu hoffen, daß mit der Zeit auch die Werke anderer Glockengießer in ähnlicher Weise zusammengestellt werden.

Ein weiteres Kapitel verspricht laut der Überschrift eine „chronologische Tabelle der bis jetzt bekannten Glockengießer vom 6. bis zum 19. Jahrhundert". Man findet indessen fast nur Namen aus der Gegend des Unterrheins, der Niederlande und einige aus Westfalen und Norddeutschland. Zahlreiche Glockengießer, die in deutschen und außerdeutschen Zeitschriften bekannt gemacht sind, fehlen. Die Überschrift des Kapitels muß wohl schon deßhalb als Versehen betrachtet werden, weil der Verfasser früher (S. 9) sagte: „Ich werde eine chronologische Reihenfolge der mir bekannten Glockengießer folgen lassen." Es ist übrigens auch nicht abzusehen, wozu die nur äußerst mühsam und nie vollständig herzustellende Tabelle aller bekannten Glockengießer dienen soll. Eine Beschränkung auf Deutschland, ja auf einen Theil Deutschlands wird weit gerathener und vortheilhafter sein, weil es möglich ist, für einen kleinern und bestimmten Theil des Vaterlandes die Reihenfolge der Glockengießer in relativer Vollständigkeit festzustellen und so einen Einblick in den Betrieb dieser Kunstindustrie zu eröffnen. Sehr dankenswerth ist die reiche Sammlung von Glockeninschriften, unter denen

manche mit classischer Kürze einen so tiefen poetischen Gehalt vereinen, daß sie für neue Glocken als Muster gelten dürfen. Nachdem ferner in anziehender Weise eine große Reihe von Glockensagen erzählt ist, folgt ein Kapitel, in dem der Verfasser, durch eigenes Studium und durch Besprechung mit den competentesten Fachmännern belehrt, eine Reihe praktischer Fragen bespricht. Er handelt in demselben zuerst über das Material der Glocken. Man nimmt dazu heute 78 % Kupfer und 22 % Zinn. Wir können die interessante Nachricht hinzufügen, daß nach Layard schon die alten Schellen aus Ninive, die jetzt im Britischen Museum sind, 84,79 % Kupfer zu 14,10 % Zinn enthalten, während die Bronzetische 89,51 % Kupfer zu 10,63 % Zinn haben, also unserm Kanonenmetall (90—93 % Kupfer zu 10—7 % Zinn) sich nähern, und daß Theophilus, ein deutscher Mönch des elften Jahrhunderts, in seiner Diversarum artium schedula, wo er weitläufig (lib. 3. c. 85—86) vom Glockenguß handelt, anräth, für Glocken vier Theile Kupfer zu einem Theil Zinn zu nehmen, also 80 % Kupfer zu 20 % Zinn, wie es heute geschieht, für Schellen aber $^1/_5$—$^1/_6$ Zinn, also 20 % bis 16 %, d. h. so viel, als man vor fast 3000 Jahren in Ninive brauchte.

Sehr lehrreich sind die klaren Auseinandersetzungen über die Tonverhältnisse der Glocken, wobei Böckeler berichtet, daß schon Vincentius von Beauvais im 13. Jahrhundert von einer guten Glocke drei Töne verlangte, einen Hauptton unten am Schlagring und zwei Nebentöne: den ersten in ihrer Mitte, den andern oben am Halse, und daß im 17. Jahrhundert der berühmte niederländische Glockengießer F. Hemony an P. Kircher schrieb: „Eine gute Glocke muß so proportionirt sein, daß aus ihr drei Octaven, zwei Quinten und eine große oder kleine Terz hervorgelockt werden können.“ Für weitere Einzelheiten, sowie für das Urtheil über Gußstahlglocken und die richtige Aufhängung (welche der Kölner Kaiserglocke fehlt) muß auf das Buch selbst verwiesen werden. Dasselbe bringt noch einen lehrreichen Bericht über die Verhandlungen, welche dem Umguß der Aachener Domglocke vorangingen, sowie über ihre glückliche Fertigstellung und schließt mit einer Tabelle der größten bis jetzt bekannten Glocken.

Der Leser wird mit uns dem Verfasser für die klare, lichtvolle Darstellung und die sehr brauchbaren Winke über Anschaffung neuer Glocken, sowie über Erhaltung und Umguß alter Glocken dankbar sein. Wenn man seine Rathschläge befolgen wollte, würde man manche werthvolle alte Glocke retten und den Kirchenvorständen bedeutende Ausgaben ersparen, die so oft für neue Glocken aufzubringen sind, weil man die alten nicht mit der nöthigen Vorsicht vor dem Zerspringen hütete.

St. Beissel S. J.

Leben und Wirken der gottseligen Mutter Maria Anna Josepha a Jesu Lindmayr, unbeschuhte Carmelitin im Dreifaltigkeits-Kloster zu München. Nach authentischen Quellen bearbeitet von P. **Franz Joseph Nock** O. S. B., Capitular des Stiftes St. Bonifaz in

München. Mit Erlaubniß der Ordensobern. Kl. 8⁰. XIII u. 492 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: *M.* 3.20.

Das Buch bildet eine willkommene Festgabe zum dritten Centenarium der hl. Theresia; es will eine heiligmäßige Tochter der seraphischen Jungfrau wieder zu Ehren bringen, welche wegen der Gemeinschaft des Vaterlandes für uns Deutsche und speciell für Bayern desto mehr Interesse erweckt. Die gottselige Maria Anna, geboren 1657, war eine Freundin der kirchlicherseits ehrwürdig gesprochenen Crescentia Höß. Beider Leben ist nicht unähnlich. Bei einem Vergleich der Lebensbeschreibungen Beider hat freilich das der gewandten Feder des P. Jeiler O. S. F. entstammende Lebensbild der ehrwürdigen Crescentia den Vorzug, daß sein Verfasser es verstand, in höchst ungezwungener Weise aus den einzelnen Abschnitten der Schilderung des außergewöhnlichen Lebens das für ein gewöhnliches Christenleben Nachahmbare kurz zu erheben — ein Vorzug, der für eine zur ascetischen Lesung berechnete Beschreibung nicht hoch genug angeschlagen werden kann —: vorliegende Biographie hingegen hat den Vorzug der Originalität, insofern der Bericht über das wunderbare Leben der gottseligen Frau fast ganz ihren eigenen Aufzeichnungen, welche sie aus Gehorsam niederschrieb, entnommen ist. Eines vermissen wir. Der Herr Verfasser setzt sich zwar mit den Decreten Urbans VIII. insofern in Einklang, daß er all den erzählten wunderbaren Thatsachen nur eine menschliche Glaubwürdigkeit beigelegt wissen will; doch hätten wir gewünscht, daß dem Werke selbst die bischöfliche Approbation nicht fehlte. Die leise Furcht des Verfassers aber, als „möge sich der Leser stoßen an der veralteten Schreibweise des Werkes", wird kaum bei irgend einem Leser zur Wirklichkeit werden. Die mäßig angewandte Correctur hat alles Stoßende entfernt, aber so viel von dem alten der gottseligen Carmeliterin selbst eigenen Stil beibehalten, als erforderlich war, um die Aufzeichnungen derselben recht wahrheitsgetreu wiederzugeben: würde das Alles umgewandelt, so fehlte ein bedeutender Factor, um in den Geist des Lesers ein vollständiges Bild der Dienerin Gottes einzuprägen.

Den Inhalt des Buches auch nur in kurzen Zügen darzulegen, ist uns nicht möglich. Wir beschränken uns auf die Angabe einiger doctrineller Punkte, durch welche das Interesse des Lesers an vorliegendem Werke, wie wir glauben, nicht unerheblich geweckt wird.

Nur im Vorübergehen machen wir aufmerksam auf die Erwägung, welche der Verfasser S. 443 an die prophetische Gabe der gottseligen Maria Anna anknüpft. Er mahnt nämlich an die beachtungswerthen Bemerkungen eines hl. Johannes vom Kreuz, der zu den besten kirchlich anerkannten mystischen Schriftstellern gehört, und der in vollem Einklange mit der so kurzen, aber inhaltreichen achten Regel des Ignatianischen Exercitienbüchleins über die Unterscheidung der Geister die Nothwendigkeit betont, das von Gott Mitgetheilte wohl zu unterscheiden von der Interpretation dieser Mittheilung. Wenn auch ersteres göttlich und darum unfehlbar richtig sei, so sei das darum noch nicht der Fall mit letzterer; auch die heiligmäßigsten Personen seien

gegen eine fehlerhafte Auslegung nicht immer sichergestellt, es sei denn, daß Gott auch jene Auslegung vermittle oder etwas dem Sinne nach ganz Bestimmtes Andern mitzutheilen auftrage. Die Beachtung dieser goldenen Regel dürfte zweifelsohne manchmal in dem Haschen und dem Sichanklammern an wahre oder vorgebliche Prophezeiungen eine weise Ernüchterung hervorrufen.

Jene übernatürliche Gabe der frommen Klosterfrau und ihr darauf fußender Eingriff in's öffentliche Leben erwuchs nur auf dem Fundamente eines gottinnigen Gebetslebens, in welchem fast all ihre Tage dahinflossen. Auf den so heiß ersehnten Eintritt in den Orden hat sie lange, lange warten müssen; erst im 56. Lebensjahre ward ihr das Glück beschieden, als Novizin bei den unbeschuhten Carmeliterinnen eintreten zu können; doch ihr hoher Gebetsgeist datirt sich von der frühesten Jugend. Sie wurde mit ganz außergewöhnlichen Gnaden dießbezüglich von Gott überhäuft. Das Gebet war zeitweilig für sie eine unbeschreibliche Wonne, doch anderweitig auch eine heroische Selbstüberwindung und Anlaß zu unsäglichen Opfern.

Die übernatürlichen Vorgänge bei der gottseligen Jungfrau bestanden nicht bloß in süßem Verkehre mit dem Himmel, sondern auch in dem regsten Verkehre mit den leidenden Seelen. Wie vielen derselben sie durch ihre Gebete und Bußwerke geholfen hat, ist Gott allein bekannt. Belehrend sind besonders ein paar Stellen aus den Erzählungen, in welchen sie über ihren Verkehr mit den armen Seelen berichtet. So heißt es unter Anderm S. 125: „Gott hat mir ein großes Licht gegeben über jene Seelen, welche in dem Lutherthum gelebt und auch darin gestorben sind. Gar viele derselben sind nicht ewig verloren, sondern zur Seligkeit gelangt, weil sie nicht genugsam Verständniß gehabt oder gar unschuldig gewesen sind, weßhalb ihnen Gott am Ende des Lebens Gnade gegeben hat zu einem Acte, der zur Seligkeit genügend war, und sie dann so in der Gnade Gottes gestorben sind." Wir finden diese Worte dogmatisch sehr correct und der Barmherzigkeit Gottes angemessen: dieselben geben eine gute Illustration zu dem Sinne des so oft in's Gehässige gezogenen katholischen Satzes: „Außer der Kirche kein Heil." An diesem Satze hält der Katholik unerbittlich fest, dennoch verdammt er Keinen. Es können eben selbst solche, welche anscheinend außerhalb der Kirche leben und sterben und sicher außerhalb des äußern Verbandes mit der Kirche geblieben sind, durch eine vollkommene Liebesreue, welche sich auf die nothwendigsten Glaubenswahrheiten stützt, innerlich in die Kirche eintreten, falls sie in unverschuldetem Irrthum sich befinden: sterben sie in solchem Zustande, dann sind sie gerettet für das ewige Leben. Die katholische Kirche und jeder katholische Theologe ist weitherzig genug, um selbst solchen, die unverschuldet außerhalb des Christenthums stehen, auf Grund des Glaubensactes an die allernothwendigsten Wahrheiten und einer auf denselben fußenden vollkommenen Liebesreue, wenn solche stattfindet, den Himmel offen zu stellen.

Andererseits setzt Maria Anna doch auch den unschätzbaren Segen, als Kind der katholischen Kirche in ihrem äußern Verbande gestorben zu sein, in helles Licht. „Nachdem ich gebetet habe", sagt sie weiter, „ist mir geoffenbart

worden, diese Seelen wären ganz ohne Hilfe. Sie sagten zu mir, ich sollte und könnte ihnen helfen; denn weil sie nicht in der wahren Kirche gelebt haben, seien sie auch von allen Hilfsmitteln abgeschnitten und nehmen nun ihre Zuflucht zu mir." Das Abgeschnittensein von allen Hilfsmitteln muß nicht zu sehr betont werden; sonst hätte ja auch die Gottselige selbst durch Gebete, heilige Communion u. s. w. nicht helfen können: aber es ist wohl wahr, diejenigen, welche als Katholiken gestorben sind, haben Verwandte und Freunde, welche für sie die Hilfsmittel der Kirche flüssig machen und persönliche gute Werke aufopfern, die als Akatholiken Gestorbenen schwerlich. Erstere nehmen von selbst an vielen Gnadenschätzen der Kirche Theil, da die Kirche durch ihre Diener beständig flehen läßt für ihre verstorbenen sowohl, als lebenden Kinder, letztere hingegen nicht in der Weise. Dennoch können wir den Gedanken kaum unterdrücken, daß die Sorgfalt der Kirche und die unergründliche Barmherzigkeit Gottes Mittel und Wege gefunden zu haben scheint, um gerade den verlassensten armen Seelen besondere Hilfeleistungen der streitenden Kirche zu Theil werden zu lassen, wir meinen namentlich durch den „heroischen Liebesact", durch welchen Manche alle ihre genugthuenden Werke durch die Hände und nach Wahl der seligsten Jungfrau Maria für die Seelen des Fegefeuers darbringen.

Eine andere nicht unwichtige Bemerkung, welche uns zugleich die Strenge der göttlichen Gerechtigkeit und Gottes unendlichen Haß gegen die Sünde zeigt, haben wir auf Seite 132. Es ist dort die Rede von einem Kinde, das in einem Alter von noch nicht vier Jahren gestorben war. Es wird der Ordensfrau geoffenbart, daß, weil Ignaz (so hieß das Kind) so verständig gewesen, er schon gesündigt und darum in's Fegefeuer gekommen sei. Es heißt dann weiter: „Ich habe viele Kinder von 4—7 Jahren im Fegefeuer gesehen, und habe bemerkt, daß, wenn solche Kinder dem Tode nahekommen, man mit ihnen eine Beichte vornehmen, sie absolviren und mit der letzten Ölung versehen soll." Diese beigefügte Mahnung mag wohl noch in ausgedehnterer Weise für unsere hypercultivirte Zeit gelten, in welcher gewiß weniger, als vor einigen Jahrhunderten, eine frühe oder gar vorreife Verstandesentwicklung zur Seltenheit gehört.

Das Gesagte möge genügen, um das Interesse der Leser an vorliegendem Werke in mehr als einer Hinsicht anzuregen.

A. L.

Rheinische Lieder aus der schweren Zeit. Von Dr. **Heinrich Lauer.** Kl. 8⁰. 148 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 2.

Wird einst die „schwere Zeit" des „Culturkampfes" für die künftigen Generationen zur Geschichte geworden sein, so kann es nicht ausbleiben, daß diese Tage der Noth auch auf ihre poetische Ausbeute untersucht werden. Ist nun auch der gewaltige Einfluß nicht zu verkennen, den die jetzige seltsame Culturepoche auf die nie geahnte Entwicklung der katholischen Belletristik geübt hat; sind auch in den meisten schöngeistigen Werken des katholischen Deutschlands unserer Tage die deutlichsten Spuren der gegenwärtigen Kämpfe

für alle Zeiten klar eingetragen: so ist es doch fast zu verwundern, daß Sammlungen wie die vorliegende zu den Seltenheiten gehören. Welche Unmasse von revolutionärer Fachdichtung hat nicht das Jahr 1848 gezeitigt? Wie schossen nicht 1870 die Kriegslieder aus dem Boden? Und doch war es in beiden Fällen nur immer die eine Idee der Freiheit oder des Sieges, welche in all den tausend Variationen ausklang. Auf die Untersuchung der Gründe jener anscheinend befremdenden Seltenheit wollen wir uns indeß hier nicht weiter einlassen, sondern näher auf das Büchlein selbst eingehen. Von besonderem Interesse sind die zwei ersten Abtheilungen: „Zeitgedichte", und „Religiöse und Sittengedichte. Lebensweisheit". Der Leser hat noch keine vier Seiten dieser Lieder überflogen, so ist er sich einer Sache überzeugend inne geworden — aus diesen Liedern redet nicht an erster Stelle ein Dichter zu ihm, sondern ein Mann und Priester. Ein seltsamer Ernst, eine religiöse Weihe wie bei einer Predigt überkommt ihn, und er muß manche halbe Gedanken an Welt und Zeit aufgeben, um diese Worte aus dem Heiligthum in sich aufzunehmen. Herr Lauer sagt dieß zum Überfluß noch selbst in seiner Einleitung „An den Leser":

„Nimmst du mit Liebe dieses Buch zur Hand
Und ohne Scheu vor ernstem Wort und Sinn,
Dann bringt es dir wohl besseren Gewinn,
Als schöner Worte auserwählter Tand.
Es ist ein ernstes Lied in ernster Zeit . . ."

Wir geben zu, daß es vom künstlerischen Standpunkt keine Unmöglichkeit gewesen wäre, „den ernsten Sinn" auch „in schöner Worte auserwählter" Form zu bringen; wir bedauern selbst, daß es dem Dichter nicht gefallen hat, sich diese für ihn sogar leichte Aufgabe zu stellen. Indeß müssen wir auch jetzt diese „Lieder" sehr willkommen heißen und sie eben als das betrachten, als was der Dichter sie uns anbietet: als ernste, der Eindringlichkeit halber in das poetische Gewand gekleidete Mahn-, Trost- und Warnrufe eines um das Wohl der Kirche, des Vaterlandes und der unsterblichen Seelen tiefbekümmerten Priesterherzens. Der Culturkampf tritt uns in manchen dieser Lieder in einer Auffassung entgegen, die sehr beherzigenswerth und deßhalb um so mehr zu betonen ist, als sie im Gedränge des Kampfes nur zu leicht außer Acht gelassen wird. Wie schön spricht sich diese aber in dem „Geheimniß unserer Stärke", trotz des etwas prosaischen Anfanges, aus! Nachdem der Dichter gezeigt, wie dieses Geheimniß der Stärke für uns „im Kreuz und dem, der daran gehangen, in Schmach, Leiden und Entbehrungen" besteht, ruft er zum Schluß mit dem Apostel:

„Woran denn wollen uns die Gegner fassen?
Was sie bedrohen, können wir entbehren,
Vergnügen, Reichthum und die eitlen Ehren:
Die Liebe Gottes müssen sie uns lassen." (8)

Echt poetisch ist die Betheuerung, daß es unmöglich sei, das rheinische Land dem Glauben untreu zu machen:

... „Ein Blick hinab zum alten treuen Rhein,
Ein Blick hinauf zum blauen Himmelszelt,
Ein Blick zur Kirche dort im Abendschein,
Ein Blick hinüber in die and're Welt,
Ein Blick zuletzt in's eig'ne Herz hinein,
Wo Christus eine Wohnung sich erbaut —
Wer könnte da noch ein Verräther sein
An Gottes Kirche, Christi reiner Braut?" (4)

Immer und immer wieder kommt der Dichter auf die Nothwendigkeit zurück, bei dem Toben des äußeren Kampfes den ebenso wichtigen Culturkampf im Herzen nicht zu vergessen. Wie ängstlich lautet die Klage: „Wie lange noch?"

„Kommt bald nicht Hilfe, wird die Blutvergiftung,
Die uns ergriffen, immer weiter dringen,
Und Rettung später schwerlich mehr gelingen.

„Bei dieser Krankheit helfen Zimmerlüftung
Und leichte Mittel nicht; schon das Verweilen
Ist voll Gefahr: wer retten will, muß eilen." (19)

Und was soll er thun?

„Uns von der Welt und ihrer Lust zu scheiden,
Erinnert uns der Herr jetzt an die Zeit
Der glaubensstarken ersten Christenheit,
Und läßt es zu, daß wir Bedrängniß leiden ..."

Selbstverständlich will der Dichter auch ein männliches Eintreten in den äußeren, uns aufgedrungenen Kampf; er verlangt Entschiedenheit:

„Die da gehen wie auf Eiern,
Milde Leute, mag man feiern
In des Friedens schönen Tagen;
Doch wenn's gilt, auf Tod und Leben
Für die Wahrheit Zeugniß geben,
Taugen nicht die Milden, Zagen." (68)

Wir müssen uns mit diesen kurzen Andeutungen und Auszügen bescheiden, indem wir noch einmal betonen, daß eine Betrachtung des vorliegenden Büchleins vom bloß poetischen Standpunkt eine Ungerechtigkeit gegen den Verfasser wäre. Poetischer auch in der Form sind die früher erschienenen Lieder desselben Dichters: „Rheinische Lieder". Viele dieser Gedichte sind die unumstößlichsten Beweise, daß Dr. Lauer ein ganzer Dichter ist, und lassen daher die unkünstlerische Fassung der Culturkampfs-Lieder um so schmerzlicher empfinden.

W. L.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Der hl. Franziskus von Assisi,** Christi Nachbild und des Christen Vorbild. Eine Festgabe für alle Verehrer des seraphischen Vaters zu seinem siebenhundertsten Geburtsfeste. Von P. P. P. Außerer ꝛc. Mit einem Stahlstich. Mit Approbation des fürsterzbischöfl. Ordinariats Salzburg und Erlaubniß der Obern. 16°. VIII u. 292 S. Innsbruck, Rauch, 1882. Preis: *M.* 1.20.

2. **Blüthen aus Assisi's seraphischem Paradiesesgarten.** Ein Communionbuch für die Mitglieder des dritten Ordens vom hl. Franziskus. (Zum siebenten Centenarium.) Von P. P. Osborne. Mit Erlaubniß der geistlichen Obrigkeit. 16°. 224 S. Dülmen, A. Laumann. Preis: broschirt 75 *Pf.*; geb. in Calico *M.* 1.

3. **Introductio ad vitam seraphicam** pro Novitiis, Clericis et junioribus Patribus Ordinis Fratrum Minorum S[ti] F., auctore P. Fr. Gaudentio O. M. S. F. Definitore generali. Cum approbatione R[mi] P. Ministri Generalis totius Ordinis. 12°. p. XXIV et 784. Friburgi, sumptibus Herder, 1882. Preis: *M.* 5.

4. **Beati Fr. Bertholdi a Ratisbona Sermones ad Religiosos XX** ex Erlangensi codice unacum sermone in honorem S. Francisci e duobus codicibus Monacensibus, in centenarium septimum familiae Franciscanae edidit Fr. Petrus de Alc. Hoetzl Ord. FF. Min. Ref. Prov. Bavar. 4°. p. VIII et 111. Monachii, typis et sumptibus instituti literarii Dr. Max Huttler. Preis: *M.* 6.

Vier Festgaben zur Säcularfeier des hl. Franziskus von Assisi.

Die erste derselben hat 82 hervorstechende Züge oder Ereignisse aus dem Leben des seraphischen Patriarchen herausgegriffen, oder vielmehr das Leben des Heiligen um solche Lichtpunkte gruppirt und es in sinniger Weise mit ebenso vielen Zügen aus dem Leben des Erlösers zusammengestellt. Wenn auch nicht alle Parallelen gleich gut und geschmackvoll sich darstellen, so ist doch durchgängig der hl. Franziskus als ein wahres Abbild Christi treffend gezeichnet; die ganz natürlich und ohne Überschwenglichkeit gehaltenen Nutzanwendungen machen das Büchlein zu einer für die Heiligung des gewöhnlichen Christenlebens sehr geeigneten Lectüre und lassen den heiligen Patriarchen auch jetzt noch mit dem hl. Paulus in die Welt rufen: „Seid meine Nachfolger, wie ich Nachfolger Christi bin!“

Die zweite Festgabe, ein Gebetbüchlein, ist wohl deßhalb speciell für die Mitglieder des dritten Ordens überschrieben, weil bei der Auswahl der Gebete die Heiligen des Franziskaner-Ordens besonders berücksichtigt sind: auch die recht anmuthigen Communion-Andachten lehnen sich an diese Heiligen und ihre hervorstechenden Tugenden an. Das verhindert jedoch keineswegs die allgemeine Nützlichkeit des Büchleins. Die im Anhange gebotenen Gebete sind sorgfältig gewählt; die stattliche Reihe von 13 verschiedenen Communion-Übungen gibt den häufig Communicirenden durch ihre Abwechslung Nahrung zum Wachsthum der Andacht, und zwar eine gesunde

Nahrung, welche die heilige Communion zugleich eine Schule solider Tugenden sein läßt. Schade, daß in den Ablaßangaben bei den entsprechenden Gebeten nicht überall die volle Richtigkeit und Genauigkeit sich findet.

Das dritte der angegebenen Werke ist ohne Zweifel ein bedeutenderes Festgeschenk, nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Gehalte nach, wiewohl Inhalt und Anlage des lateinisch verfaßten Buches sich direct nur an die Kleriker des ersten Ordens des hl. Franziskus wenden. Was sein Titel verspricht, leistet es in der That: es führt allseitig in ein wahres Ordensleben ein und ist ein richtiger Wegweiser zu vollendeter Tugend und Heiligkeit, deren Idee, Übung, Mittel und Hindernisse es nach bewährten Meistern in schlichter Sprache entwickelt, unter häufigem Hinweis und näherer Ausführung der besonderen Gestalt, welche die christliche Vollkommenheit durch die Form des seraphischen Ordens annimmt. Die zweite, geringere, doch nicht unbedeutende Hälfte gibt eine reiche Auswahl schöner Gebete und Betrachtungen. Das Werk ist ein sehr nützliches Erbauungsbuch für alle Priester, denen das Streben nach Vollkommenheit am Herzen liegt.

Das an vierter Stelle verzeichnete Werk ist eine wahre Prachtausgabe, welche in einem würdigen Sohne des hl. Franziskus den Vater selbst feiert. Vorliegendes Bruchstück aus den Reden des Bruder Berthold ist, wie der hochw. Herausgeber mit Recht bemerkt, „eine reiche Rüstkammer von inhaltsschweren Sätzen und Gedanken"; dieselben sind mehr zu ausführlichen Skizzen, als zu völlig ausgearbeiteten Reden zusammengefügt. Es offenbart sich in ihnen eine große Originalität und Tiefe der Auffassung, so daß das Werk in hohem Grade geeignet ist, für eigenen und fremden geistlichen Nutzen eine fruchtbare Lectüre zu sein.

Vida y escritos del beato Alonso Orozco, del orden de San Agustín, predicador de Felipe II, por el P. Fr. Tomás Cámara de la misma orden. (Leben und Schriften des seligen Alphons Orozco aus dem Orden des hl. Augustin, Hofprediger Philipps II., von P. Fr. Thomas Cámara aus demselben Orden.) Gr. 8⁰. p. XVI et 636. Valladolid 1882.

Gelegentlich der am 15. Februar d. J. erfolgten Seligsprechung des ehrw. Alonso Orozco veröffentlichte sein Ordensmitbruder T. Cámara in obigem Werke eine überaus würdige Festschrift. Hatte der Verfasser kürzlich erst, durch seine gelungene Widerlegung Drapers [1] ehrenvoll in den Kreis der Schriftsteller sich einführend, sattsam bewiesen, wie sehr Darstellungsgabe und positive Kenntnisse ihn befähigen, die Profanliteratur mit schönen, vollgiltigen Gaben zu bereichern, so hat er in obigem Buche eine glänzende Probe von der Meisterschaft abgelegt, mit der er sich auf religiösem Gebiete zu bewegen versteht. Es ist dasselbe in der That nicht eine Lebensbeschreibung der gewöhnlichen Art mit vorwiegend ascetischer Tendenz. Auf Grund eines gewissenhaften, fleißigen Quellenstudiums, unter Benutzung eines reichen historischen, theologischen und ascetischen Wissens entwirft uns der Autor ein detaillirtes, scharf und bestimmt ausgeprägtes, wahrheitsgetreues Bild des Seligen. Die große Wärme und pietätsvolle Hingabe, die er sichtlich seinem Gegenstande entgegenbringt, die elegante, reine Diction und der mustergiltige Stil, welchem bereits spanische Kritiker ihr Lob gezollt, hauchen dem Bilde begeistertes Leben und gewinnende Anmuth ein. Mit der

[1] Contestacion á la „Historia del conflicto entre la religion y la ciencia de Juan Guillermo Draper". 2ª edicion. Valladolid 1880.

genauen Kenntniß jener alten glorreichen Zeit Spaniens, der Zeit seiner großen Helden und Heiligen, in welche unser Seliger, ganz hervorragend situirt, mit tausend Fäden nach allen Seiten hineingewebt ist, verbindet der Verfasser ein richtiges Verständniß für die Gebrechen und Nöthen der dermaligen Zeitlage und den sehnlichen Wunsch, nach Kräften zu deren Hebung beizutragen, indem er der Mitwelt ein leuchtendes Vorbild der Vergangenheit vorhält und auf dessen Thaten, Lehren, Grundsätze sie eindringlich hinweist. — Das Buch hat drei Theile. Der erste umfaßt in streng chronologischer Ordnung den Zeitraum von 1500—1554 oder von der Geburt des Seligen bis zu seiner Rückkehr nach Spanien von der vereitelten Mission nach Meriko; der zweite die Jahre von 1554—1591 oder seine reiche Wirksamkeit als Hofprediger, seine apostolischen Thaten, seine Tugenden und übernatürlichen Gaben; der dritte gibt zunächst die genaueste Auskunft über die zahlreichen Schriften des sel. Orozco, mit Angabe der Titel, Druckorte und anderer interessanter Notizen, schildert ihn dann, unter eingehender Berücksichtigung seiner Zeit, als Schriftsteller, Gelehrten und Redner, und macht zum Schluß Mittheilungen über die Wunder nach seinem Tode, über die ihm gewordene Verehrung, über seine Reliquien und Seligsprechung. Die „Apéndices" (S. 579—630) bringen werthvolle Quellenangaben, Erläuterungen und Zusätze. — Seinem Inhalte nach eine Zierde der neueren spanischen Literatur, ist das Buch auch typographisch schön und geschmackvoll ausgeführt, und wir zweifeln nicht, daß es im katholischen Spanien viel Gutes stiften wird. Es verdient aber auch außerhalb desselben bekannt und gelesen zu werden und dürfte den Historikern überhaupt manchen schätzenswerthen Beitrag zur Bereicherung ihrer Kenntnisse liefern.

Das Leben Mariens. Ein Bilderkreis von 28 Contourzeichnungen aus dem Nachlasse von Joseph Ritter von Führich. Für den Lichtdruck mit der Feder übertragen von Eduard Lüttich von Lüttichheim. Einsiedeln, Benziger, 1882. Preis: *M.* 28.

Die Blässe des Stiftes, mit dem die Künstlerhand des alternden Führich zitternd diese Zeichnungen entwarf, nöthigte dazu, Copien in schwärzeren Linien, also in Tinte, herzustellen, die hier wiedergegeben sind. Unter der spröden Feder haben sie etwas von der leichten Weise verloren, die das Original hat, weil es unmittelbar hervorging aus der reichen Phantasie des Meisters, der seine Gedanken rasch in Umrissen niederschrieb. Aber auch so bleiben diese Umrisse ohne Farbe und Schatten angenehme Gäste; denn es sind Bilder voll Gedanken, weil sie die alte Geschichte treu darstellen, welche jedes neue Kirchenjahr dem Christen wieder vorführt, damit er den Fall und die Erlösung seines Geschlechtes tiefer erfasse. Doppelt lieb sind uns diese Bilder, weil Führich sich an die alte Weise der Vorfahren anschließt, weil er den Reichthum der alten Legenden von Joachim und Anna und vom Leben Mariä verwerthet, und weil er neben den Legenden auch noch die tiefe Symbolik, welche sich in den Armenbibeln gesammelt findet, zum Ausdruck bringt. Hätte er sich noch etwas mehr an die traditionelle Darstellungsweise angeschlossen, so wäre sein Werk noch bedeutender geworden. Jetzt sind einzelne Bilder beinahe verfehlt, weil sie eine neue Darstellungsweise versuchen. So wird es sehr schwer, unter den sieben kräftigen Mädchen, welche weben, waschen, zuschneiden und nähen, die allerseligste Jungfrau im Tempel zu erkennen, und wenig erbaulich ist der Aufzug, in welchem dieselbe vom Engel der Verkündigung überrascht wird. Dafür sind aber andere Bilder hochpoetisch. Großartig ist das Bild, auf welchem die heiligen drei Könige den aufgehenden Stern begrüßen. Rührend ist die Darstellung des Todes des hl. Joseph: der abnehmende Mond sieht durch's Fenster hinab auf den Sterbenden und gießt himmlischen Frieden über die

ganze Gruppe; zwei reine Tauben, die zu seinem Haupte sitzen, erinnern an seine jungfräuliche Ehe; der göttliche Sohn neben dem Bette des sterbenden Vaters ist ein Bild hoher Majestät und doch auch der tiefsten Trauer. Solche Bilder könnten genügen, um dem gereiften Meister, der schon durch so viele tüchtige Arbeiten sich einen Namen in der christlichen Kunstgeschichte erwarb, sein Ansehen auf's Neue zu sichern, ja zu erhöhen.

Miscellen.

Randglossen zu einer „Geschichte der deutschen Literatur". Vor einiger Zeit veranlaßte uns das Studium irgend einer literarischen Frage, behufs schnellerer Orientirung die beiden letzten Bände der großen „Geschichte der deutschen Literatur" von H. Kurz rasch zu durchblättern. Bei diesem Gange durch die dichten „kritischen Wälder" des berühmten Literarhistorikers fiel uns gar Manches seltsam, ja bisweilen ganz belustigend auf, und wir möchten wohl Einiges davon noch als nachträgliche Charakteristik des Werkes in derselben bunten Unordnung hier folgen lassen, wie es uns eben aufstieß. Es sei jedoch gleich von vorneherein bemerkt, daß wir in Nachstehendem durchaus keine erschöpfende Kritik des Werkes geben wollen, und daß wir bei allem gegründeten Tadel über ganz wesentliche Punkte dennoch das wirkliche Verdienst dieser Literaturgeschichte keineswegs verkennen. Kurz verfügt über ein Material, daß es wahrhaft zum Erstaunen wäre — wenn man nicht bedächte, daß diese Kenntniß doch im Grunde nur eine eisenfeste Geduld und viel Zeit erfordert, aber noch keineswegs mit intellectueller Beherrschung des Stoffes gleichbedeutend ist. Diese Stoffbeherrschung nach festen, klaren Normen aber scheint uns bei Kurz sehr oft zu fehlen. Sein Werk mag daher für biographische und literarhistorische Daten eine ziemlich brauchbare Fundgrube sein, als Charakteristik der Autoren und Werke aber möchten wir die Ausführungen Kurz' im Durchschnitt keineswegs ohne Controle hinnehmen. Die Auswahl der Proben hat uns ebenfalls in vielen Fällen durchaus nicht befriedigt. Doch wir wollten ja nur Randglossen und keine Kritik bieten, und darum zur Sache!

Das Bild vom „rothen Faden" ist leider zu abgedroschen, sonst würden wir es hier mit Recht anwenden können, um das Überwiegen eines seltsam bestimmten Gedankens in diesen beiden Bänden Literaturgeschichte zu bezeichnen. Wir wollen daher lieber sagen, daß der Autor bei gewissen Ideen aus Rand und Band kommt, etwa wie der spanische Toro beim Anblick des rothen Sacktuchs. Zu diesen „reizenden" Ideen gehören vor Allem „Jesuitismus — Mysticismus — Hierarchie — Heuchelei" u. dgl. Nun sollte man freilich glauben, eine so monumentale Literargeschichte, wie die vorliegende, werde dergleichen starke Ausdrücke nicht in dem Sinne von halbverstandenen, willkürlich geprägten Schlagwörtern gebrauchen, wie es etwa ein „intellec-

tueller" Parlamentarier oder ein Konitz-Zeitungsredacteur sich erlauben dürfen. Bei einem „wissenschaftlichen" Werke scheint doch wohl die Forderung von klaren Begriffen, leidenschaftsloser Prüfung und unparteiischer Darstellung nicht allzusehr das Maß des Erlaubten zu überschreiten. Auch dürfte eine oberflächliche Kenntniß der Gesammtgeschichte nicht gerade zu den entbehrlichsten Eigenschaften eines Literarhistorikers gehören. Nun aber möchten wir, unbeschadet unseres Armuthsgelübdes, kühn einen Preis auf den Quellenbeleg folgender „historischen" Ausführung setzen, mit der Heinrich Kurz seinen dritten Band, d. h. die Besprechung unserer classischen Literaturperiode eröffnet: „Das wichtigste Ereigniß auf dem kirchlichen Gebiete war die Aufhebung des Jesuitenordens (1773), welcher sich durch den beinahe unumschränkten Einfluß, den er sich in der Kirche wie im Staate allmählich erworben hatte, zu solchem Mißbrauch seiner Macht hatte hinreißen lassen, daß selbst die Fürsten vor ihm zu zittern begannen und sie endlich den Papst bewogen, die Auflösung desselben anzuordnen. Aber wenn auch äußerlich aufgelöst, blieb er nichtsdestoweniger im Geheimen bestehen. Um sich eine künftige Wiedereinsetzung durch die Kirche vorzubereiten, ging er auf seine ursprüngliche [?] Thätigkeit zurück und verbreitete sich daher zunächst über die protestantischen Länder, um in denselben für den Katholicismus zu werben, ohne jedoch die katholischen Länder aus den Augen zu lassen. Diese geheime Wirksamkeit, die sich bald bemerklich machte, rief den Gedanken hervor, ihm auf ähnliche Weise entgegenzuarbeiten. So entstand im Jahre 1776 der Illuminatenorden, den der Professor Weishaupt in Ingolstadt stiftete, das heißt gerade in dem Lande, wo der Jesuitismus noch am mächtigsten war, mit der ausgesprochenen Absicht, diesem entgegenzuwirken, sowie überhaupt religiöse und politische Aufklärung zu verbreiten . . . Dieser (Orden) nahm überhaupt rasch zu, aber er konnte den geheimen Umtrieben der Jesuiten nicht widerstehen, die in ihm den gefährlichsten Feind schon darum erkannten, weil er sich, was sein Hauptfehler war, ihrer eigenen Mittel bediente. Er wurde im Jahre 1784 durch den Kurfürsten von Bayern aufgehoben, der auch den edlen Weishaupt absetzte und verbannte. Der Illuminatenorden hatte dadurch namentlich an Ausbreitung gewonnen, daß er die Freimaurerei in sein Interesse zog. Dieß war hinreichend, den Jesuitismus auch auf diese Gesellschaft aufmerksam zu machen. Es gelang ihm um so leichter, sich in denselben einzuschleichen, als gerade damals der ursprüngliche Zweck derselben in Spielereien und Abenteuerlichkeiten aller Art untergegangen war . . . Ebenso drängte er (der Jesuitismus) sich an den protestantischen Pietismus, und so gelang es ihm, manche bedeutende Persönlichkeit für die katholische Kirche zu gewinnen und seinen Geist in solchem Maße auf die von ihm Gewonnenen zu verpflanzen, daß unter Anderen der bekannte Oberhofprediger Stark in Darmstadt viele Jahre bis zu seinem Tode (1816) im Geheimen Katholik war und trotzdem eine der höchsten Stellen in der evangelischen Kirche zu bekleiden fortfuhr. Gewiß [!] war er nicht der Einzige, der sich diese Täuschung erlaubte . . . Bei diesen Umständen war es zu entschuldigen, daß der protestantische Norden wegen der geheimen

Umtriebe des Jesuitismus in Schrecken gerieth und sich eine entschiedene Opposition gegen den andringenden Katholicismus bildete, als deren Führer F. Nicolai und Biester zu nennen sind. Man wirft ihnen vor, daß sie in ihrer Opposition zu schroff gewesen, daß sie dem Katholicismus zu viel Thätigkeit und Einfluß zugeschrieben, und daß sie sich oft durch leere Einbildungen hätten hinreißen lassen; allein wenn Letzteres auch zum Theil wahr sein mag, so finden sie im Zusammentreffen dieser [?] jesuitischen Einflüsse mit dem Hervorbrechen pietistischer und mystischer Schwärmerei im protestantischen Deutschland ihre wohlbegründete Entschuldigung; denn sie mußten glauben, daß diese [?] Erscheinung eine Folge des katholischen Einflusses war, oder daß wenigstens die Ausbreitung des Katholicismus durch dieselbe mächtig gefördert wurde" (III, 4).

Für solche „wissenschaftliche" Beiträge zur Geschichte des Jesuitismus und seiner Affiliation mit Freimaurerei und Pietismus ist gewiß jeder dem gefeierten Literarhistoriker zum Dank verpflichtet. Freilich könnte man sagen, Herr Kurz ließe sich hier „durch leere Einbildungen hinreißen", allein „wenn Letzteres auch wahr sein mag", so ist doch anzuerkennen, daß er sich erst auf der vierten Seite zu diesem Ausfalle gegen den furchtbarsten Feind der deutschen Literatur „hinreißen" ließ, wo er es doch schon früher hätte thun können.

Wenn wir nun Herrn Kurz weiter begleiten, so kommt er uns wahrhaft vor wie der bekannte im Faust verherrlichte Jesuitenriecher:

„Er schnopert, was er schnopern kann,
Er spürt nach Jesuiten."

So hat er es natürlich nicht unterlassen, unter den ganzen fünf Proben der Lyrik Chamisso's das „Nachtwächterlied" gegen die Jesuiten zu geben. Item wäre es eine zu starke Zumuthung gewesen, bei Lavater nicht die Beschreibung des Jesuiten in den „Physiognomischen Fragmenten" mitzutheilen, trotzdem dieselbe ein wahres Muster nichtssagender Schwätzerei ist. Wir wollen sie der Erheiterung wegen etwas tiefer hängen. Lavater also schreibt und Kurz druckt nach:

„Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomien keine leichter erkennbar, als die jesuitische. Jesuitenaugen sind zum Sprichwort geworden. Und in der That, ich getraute mir fast Umrisse [!] jesuitischer Augen angeben zu können, und nicht nur der Augen, sondern auch beinahe [!] der Form des Kopfes. Ein Jesuit möchte beinahe, in welchem Kleide er wollte, erscheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blick für den gemeinen, in dem Umrisse seines Kopfes für den geübten Physiognomen. Zu diesem Umrisse gehören dann vornehmlich drei Stücke: die Stirn, die Nase und das Kinn. Beinahe immer stark gewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meist gebogene und vorn scharf knorpelige Nasen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorstehende Kinne; immer fast etwas zusinkende Augen, bestimmt gezeichnete Lippen. [Ist das Alles außerordentlich bestimmt und wirklich zum Malen gezeichnet!] Merkwürdig [ja wahrlich!], daß unter allen so gelehrten Jesuiten so wenig Beispiele sind, vielleicht nicht Ein entscheidendes ist von einem wahrhaft philosophischen Kopfe.

Mathematiker, Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. [Also gar nicht merkwürdig!] Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredsamkeit, die Übungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen! Also, wo das Eine mußte gesetzt werden, ward das Andere eben dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen; wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affectation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen, niemals in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt; aber ihre Kühnheit war Geheimniß, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist" (III, 738).

Wie manche unserer Leser werden bei der breiten Stirn, den knorpeligen Nasen und dem runden Kinn nicht bang den Spiegel befragt haben, ob sie nicht selbst etwa diese so scharf gezeichneten Stigmata des Jesuitismus in ihrem Antlitz trügen! Wir wollen darum sofort zu ihrem Troste ein anderes Jesuiten-Porträt vorführen, wie es uns Herr Kurz im IV. Band an die Hand gibt:

„Es geht ein finst'res Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es lächelt nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Schritt.

„Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh',
Und hat ein bleich' Gesicht,
Und drückt am Tag' die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

„Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurzgeschor'nes Haar,
Und bringt die Nacht in jedes Land,
Wo schon die Dämm'rung war.

„Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und blickt es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang. . . ."

Nachdem wir hoffentlich durch diesen poetischen Steckbrief alle unsere lieben Leser, des Schreibers Mitbrüder einschließlich, beruhigt haben, daß sie keine Jesuiten sind, erlauben wir uns die bescheidene Ansicht auszusprechen, daß das Tactgefühl des Herrn Kurz sich wohl als „unbegrenzt", aber durchaus als „Geheimniß" darstellte. Sonst sehen wir nicht ein, wie er so absurde Proben blinden Parteihasses in eine Mustersammlung aufnehmen konnte.

W. K.

Zur

Encyklika Papst Leo's XIII.

auf das

siebente Centenarium der Geburt des hl. Franz von Assisi.

Quando lo'mperador che sempre regna
Provvide alla milizia ch'era in forse . . .,
. . . a sua sposa soccorse
Con duo campioni, al cui fare, al cui dire
Lo popol disviato si raccorse.
Dante, Paradiso XII.

Die katholische Welt hat innerhalb zweier Jahre die mehrhundertjährige Jubelfeier drei der erlauchtesten Ordensstifter begangen. Der hl. Benedict von Nursia (geb. 480), die hl. Theresia von Avila (gest. 1582), der hl. Franz von Assisi (geb. 1182) tauchten nach einander aus dem Dunkel irdischer Geschichte und aus der Herrlichkeit ewiger Verklärung vor unserer Generation auf. Wie Gott, so ist es ja seinen Heiligen eigen, ein stets lebendiger Segen der Menschheit zu bleiben, dessen wir uns freilich immer, aber in gewissen, durch göttliches Gesetz oder menschliche Tradition bestimmten Momenten mit größerer Dankbarkeit bewußt und froh sind.

Das siebenhundertjährige Centenarium der Geburt des hl. Franz von Assisi erhielt, mit Bevorzugung vor den beiden anderen Jubelfesten wie auch vor den fünf vorausgegangenen Säcularfeiern desselben Heiligen, durch die Encyklika Leo's XIII. v. 17. Sept. 1882 eine Auszeichnung, welche uns zu ernsterer Erfassung seiner Bedeutsamkeit für unsere Zeit und zu raschem Umsatz der gebotenen Gnade in das Leben derselben mahnt. Was mag den Hirten der Christenheit veranlaßt haben, bei der siebenten Säcularwende der Geburt des „armen und demüthigen Franziskus" das Schweigen zu brechen, das zu heilig ist, um in anderen als den wichtigsten Augenblicken des Lebens der Menschheit gebrochen zu werden? Sprach etwa nur der Sohn Italiens, um einen Italiener

zu feiern, der unter den größten Erscheinungen der Weltgeschichte der großartigsten eine ist? Sprach nur der Sohn des Heiligen, um den Patriarchen zu verherrlichen, „dessen Genossenschaft anzugehören er sich rühmt"? Es sprach der Papst zu den hierarchischen Fürsten des Reiches Gottes. Eine große Reichsangelegenheit mußte es somit sein, welche die Zunge löste, auf die die Welt ihre größten Anliegen und Gott sein rettendes Wort zu legen pflegt.

Leo XIII. erblickt in dem Eintritt der siebenhundertjährigen Jubelfeier des Bettlers und Seraphs von Assisi in die letzten Jahre unseres Säculums eine große Lection und eine große Gnade für dessen Geschlecht, die ihm bedeutsamer zu sein scheinen, als die mit den Centenarien St. Benedicts und St. Theresia's verknüpften.

Der Patriarch des abendländischen Ordenslebens trat in die Trümmer und Erschütterungen der Völkerwanderung, trat in eine Zeit ein, welche zumeist durch ihn und seinen Orden aus heidnischem Dunkel und häretischem Zwielicht zur katholischen Klärung und Civilisation geführt werden sollte. St. Benedicts Centenarium warf somit aus der Ferne von anderthalbtausend Jahren minder congruente Zeitconturen auf den Spiegel der Gegenwart.

St. Theresia's jungfräuliches Centenarium war eine ermuthigende Illustration zu der Wahrheit der Offenbarung und der Geschichte, daß die wehrlose Macht des Gebetes und des Opfers oft genug in die unentwirrbar gewordenen Wege der Geister und Völker von Oben Lichtung bringe, und daß, wenn der zerstörende Dämon einer Zeit nicht mehr auf Abwehr zu stoßen fürchtet, Gott oft durch das Schwächste dem Ansturme des Verderbens Stillstand und für Verlorenes Ersatz bereite. St. Theresia's Heiligkeit bewahrte Spanien vor dem Abfalle von der Kirche und ergoß einen Strom von Gnade über ihre ganze Zeit. Ihr Centenarium war ein überraschendes Schlaglicht auf die „unerforschlichen Wege Gottes" in der Geschichte.

Beide Centenarien haben zweifelsohne der äußeren wie inneren Anregung zum Besseren unermeßlich viel in die Gegenwart getragen, aber bedeutsam für diese wie das Säcularfest des hl. Franz waren sie nicht. Der Papst schwieg.

Der hl. Franz wuchs aus dem Volke und wuchs sich in das Volk, sein Orden war das Volk seiner Zeit. Aber gerade diese Zeit spiegelte ihr Bild bis zur gegenseitigen Deckung, der Schattenlinien wenigstens, in dem Bilde unseres dem Ende zuneigenden Jahrhunderts wieder.

Deßhalb ist dem Papste das Centenarium des hl. Franz eine Quelle des Lichts und Lebens für unsere Zeit, kann auf weite Strecken hin zur Regeneration der christlichen Menschheit werden, soll für die Einzelnen ein Wendepunkt ihrer Wege und Ziele sein.

Dieser Gedanke erfüllt die päpstliche Encyklika, haucht ihr den Ernst, die Wärme und Majestät ihrer Sprache ein. Wir können nichts Besseres thun, als diesen Kerngedanken aus seiner prachtvollen Umwebung herauszuheben und durch Zergliederung und Beleuchtung den Kindern des 19. Jahrhunderts näher zu bringen.

I. Congruenz der Jahrhunderte.

Mit wenigen großen Zügen entwirft die päpstliche Encyklika nach Licht- und Schattenseite das religiös-sittliche und sociale Charakterbild des zur Neige gehenden zwölften Jahrhunderts.

„Genugsam bekannt ist jenes Zeitalter mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen. Tief lebte der katholische Glaube in den Geistern. Es war ein schönes Schauspiel, sehr Viele, von Frömmigkeit getrieben, nach Palästina eilen zu sehen, um dort zu siegen oder zu sterben. Aber schon war Zügellosigkeit eingerissen, hatte die Sitten verdorben und eine Erneuerung des christlichen Geistes nöthig gemacht. ... Nur allzu Viele, von Liebe zu irdischen Genüssen beherrscht, strebten nach Ehren und Reichthum oder brachten in Luxus und Vergnügungen ihr Leben hin. Diesen Gebrechen erlagen sogar solche, welche den Übrigen mit gutem Beispiele hätten vorleuchten sollen. Dem Schwinden der christlichen Liebe aber entwuchsen verschiedene und gemeine Laster: Neid, Eifersucht, Haß. So sehr hatten diese die Geister umstrickt, daß Nachbarstädte aus der geringsten Ursache sich gegenseitig befehdeten und Bürger gegen Bürger auf unmenschliche Weise mit dem Schwerte wütheten. In diese Zeit fiel das Leben des hl. Franziskus."

Bei allen Vorzügen und bei allen Gegensätzen zwischen Gutem und Bösem war nach Leo's XIII. Schilderung jene Zeit doch in sittliche Üppigkeit und gesellschaftliche Zerrissenheit gerathen. Die Wollust und Tyrannei Heinrichs II. von England, die Gewaltthätigkeiten Philipp Augusts von Frankreich gegen seine Gemahlin Ingeburga, die Greuel des Johann ohne Land während der letzten Kämpfe gegen die Kirche, die wilden Grausamkeiten Heinrichs VI. und das Serailleben des apostatischen Friedrich II. in Sicilien bestimmten von den Höhen der Gesellschaft aus den in ihren Abdachungen und Niederungen herrschenden Ton. Während die Magnaten Europa's die christlich-ritterliche Kraft in geweihter Rüstung nach Asien trugen und von dort heimkehrend

vielfach die elende Versunkenheit des byzantinischen Reiches und die sittlichen Schrecknisse der muhammedanischen Harems als Erbstück auf ihre Burgen und in die Ringmauern der mit Königshöfen in Üppigkeit und Streitbarkeit wetteifernden Städte importirten, sammelte sich in den Tiefen des Volkslebens der Abschaum des Treibens in Burgen, an Höfen, wälzten die fortschreitenden Ketzereien der Waldenser und Albigenser die sittlichen Ungeheuerlichkeiten und Grausamkeiten einer socialen Revolution immer weiter und breiter vor und hinter sich her, wurden die Klagen über Erschlaffung der Zucht im Klerus und in den Orden, wie über bedenkliche Verweltlichung der höheren Hierarchie immer lauter und immer erfolgloser. Das Alles bekundete das Vorhandensein eines gefahrvollen Übels im Schooße der bürgerlichen Gesellschaft wie der Kirche selber. Eine Reaction mußte eintreten gegen die Üppigkeit und Zerrissenheit der damaligen Generation.

Durch diese divergente Ausrankung eines ungeschlachten Egoismus ist jene Zeit ein Miniaturbild der unserigen. Wir müssen es in Wahrheit ein Miniaturbild nennen; denn die Dimensionen des zweigestaltigen Übels sind heute in dem Maße zum Riesenhaften ausgewachsen, als die treibende Tiefenkraft der menschlichen Leidenschaftlichkeit des bändigenden und veredelnden Gegendrucks idealer Glaubensinnigkeit wie der äußeren Schranken entbehrt, welche eine im Princip noch christliche Socialordnung und der maßgebende Einfluß des Papstthums auf die äußeren Gebilde und inneren Gesetze jener Periode ziehen und aufrecht erhalten konnten. Von dorther vorwärts schauend durch die Perspective der nun verflossenen sieben Jahrhunderte, sehen wir die damaligen Maße und Conturen des Bösen ausgewachsen in fast unermessene Weiten.

Wir würden fürchten, den Leser auf Gemeinplätze zu führen und trivial gewordene Klagen zu wiederholen, wenn es nicht die traurigste Signatur unseres Geschickes wäre, daß das riesenhafte Mißverhältniß zwischen christlichem Ideal und concreter Zeitgestaltung heute fast alltäglich und trivial geworden zu sein scheint.

Gott, der Heiland aller Zeiten, stellte in jenes Geschlecht den hl. Franz als Leuchtthurm zur Orientirung und Mahnung, als Kern zur Bildung einer neuen Menschheit. Das Feuersignal rettender Providenz, aufflammend von den Höhen Assisi's und Alveria's, und weithin den Horizont der Zeit beleuchtend, wurde von der sinkenden Welt gesehen und verstanden. Die Neubildung vollzog sich mit der souveränen Energie und Raschheit, die welthistorischen Gnadenspenden Gottes innezuwohnen pflegt.

Heute tritt dieser Bettler wieder rettend in eine ähnliche Zeit. Der Horizont seiner Aufgabe aber ist unendlich weiter geworden.

Was vor sieben Jahrhunderten zumeist orientalischer Import war, ist heute zumeist eigenes Product. Die traditionellen Grenzlinien zwischen keuscher Lebensordnung christlicher Nationen und der Ungebundenheit der Chalifen und Harems des Ostens haben sich verwaschen. Die Schlammfluth geht ruhig und tief hin über die Marksteine aller Culturvölker, aller Racen, aller Continente. „Alles Fleisch hat seinen Weg verdorben" (Gen. 6, 12). Wo sie anschlagend sich zu bäumen scheint, da ist es der unentwurzelte kirchliche Fels alter christlicher Weltordnung, welcher protestirt; aber seine Proteste sind wie der Widerstand des Sandkorns der Düne, das wohl den einzelnen Tropfen, nicht aber die Hochfluth aufzuhalten vermag.

Und wie die Fläche, so ist die Tiefe unermessen.

Was ist denn unsere große Idee und Leidenschaft? Habsucht — Genußsucht.

Habsucht macht die große und die kleine Weltgeschichte des Jahrhunderts. Den göttlichen Hort christlicher Rechtsordnung unter den Völkern lieferte Habsucht aus an die Mäklergilde machiavellischer Realpolitiker, und was diese gewinnen, schirmt Habsucht durch die blutigste Knechtung, welche je die Menschheit erduldet, durch den Militarismus. — Die Großmächte, innerlich so vielseitig bankerott, suchen mit Kanonen und Lügen, Flotten und Armeen mehr Boden, mehr Geld, mehr Absatz. Vergangenes möge ruhen, aber was zeigt die laufende Tagesgeschichte? Rußland verschlingt ein Land nach dem andern und schließt seine Grenzen immer fester gegen fremde Waaren. England, schon im Besitze der besten Theile Asiens, legt sich den Norden Borneo's bei, nimmt Südafrika, sichert sich durch Ägypten „das Protectorat" über die besten Handelsstraßen und die beste strategische Position der alten Welt, um Weiteres seinem Riesenleibe angliedern zu können. Frankreich gewinnt an Afrika's Nordküste Tunis; an der Westküste sichert es sich in den Flußgebieten des Senegal, des Niger und des Congo neues Gebiet und wird dort bald ein ungeheures und unausgebeutetes Colonialland von schwarzem Teint zur „großen Nation" schlagen, während es auch bereits in Cochinchina nach neuem Erwerb sich ausreckt. Habsucht im großen Stile ist das Mobil unserer großen Geschichte.

Und die kleineren Herren? Habsucht expropriirt, was in der socialen Ordnung der Culturwelt ererbtes Eigenthum von fast Jahr-

tausenden ist, die Rechte der Stände, der Gewerbe und Gewerke; saugt wie ein Riesenpolyp Thätigkeit und Bestand des Kleinvolks und des Kleinbesitzes auf; spannt die Hälfte der Menschheit, Jung und Alt, in die Stränge der „Großindustrie", bis sie verbraucht ist im Sklavendienst und verkommen in Sklavensinn und Sklavengrimm. Habsucht zerreißt Fleisch und Blut der einen menschlichen Familie und spaltet sie in „Kapitalismus" und „Pauperismus" — zwei Worte und ein Gedanke, zwei geschändete Menschheiten und eine Schande, ein Delirium: Habsucht. Diese regulirt durch ihre „Börse" den Krieg und den Frieden, die Geschicke der Czaren und der Fellahs. Sie treibt durch ihren „Wucher" das Volk in den Selbstmord an sich und an der gesammten gesellschaftlichen Ordnung. Sie zerstört durch den Paroxysmus „loyaler und illoyaler Concurrenz" den Frieden der Familien, der Firmen, der Staaten, der Welttheile, wie das Leben der Einzelnen. Sie fälscht die Leckerbissen der Schlemmer, das harte Brod des Mannes, die Milch des Kindes und den Glauben der Menschheit an sich selber. Sie thut die idealen Wissenschaften in den Bann lächerlicher Unfruchtbarkeit, die empirischen Wissenschaften aber behufs möglichst schneller und massenhafter Production von Kapital und Stoff in den monopolisirten Sold ihrer Maschinen; die schamrothen Künste jocht sie in den Frohndienst nackter Natur oder kaufmännischen Klatsches.

Was Habsucht gewonnen, setzt Genußsucht in reißenden Ab- und Umsatz. Dieß Geschlecht will genießen, wie und was nie genossen worden. Daher Emancipation aller Geschlechter, Stände, Alter von allen Rücksichten und Gesetzen Gottes und der Geschichte. Obrigkeitlich patentirt, hygienisch garantirt oder in selbstmörderischer Wildheit verübt, wälzt sich durch die Gassen und die Salons, durch die Sphären alles Lebens, aller Künste, durch die Asyle des christlichen Gewissens Wollust und tausendfache Cultur des Fleisches. Ein Jahrhundert mit einer Physiognomie, welche an den Ausspruch des Propheten Isaias erinnert: „Canes impudentissimi nescierunt saturitatem" (Is. 56, 11). Lebenspraxis und Lebensphilosophie sollen sich decken. Darum dociren die Katheder: Was wollt ihr denn? Geist und Gedanken gibt es ja nicht, Nichts gibt's als Stoff und Fleisch. Stoff ist die Welt, Gährung und Umsatz des Stoffes ihre Geschichte und Moral. Unfähig von Natur zum geistigen Denken, zum freien Wollen, zum Guten daher wie zum Bösen —, ist uns Niedertracht angestammtes Recht, verfluchte Schuldigkeit.

Und, großer Gott, dieß cynische Geschlecht vergreift sich stolz wie kein früheres an dem Heiligsten und Theuersten, was das Herz Gottes und der Menschheit auf Erden besitzt, an der Freiheit der Kirche, an der Majestät ihrer Jungfräulichkeit, Demuth und Milde, an ihrer Wahrheit, ihrer Gnade.

Doch, was wollen wir ihm zürnen? Die Canaille treibt es ja nicht besser mit sich selber. Der Wüstling und der Tyrann wohnen neben einander in derselben Seele und in derselben Zeit. Ein Jahrhundert der sittlichen Versunkenheit ist immer ein Jahrhundert socialer Zerklüftung. Ewiger Genuß erzeugt ewigen Kampf. Das ist Naturnothwendigkeit. Der Egoismus, der den Einzelnen sich selber zum Schwerpunkt seiner Liebe und seiner Werke setzt, ist im Socialleben ein separatistisches, atomisirendes Princip, löst oder lockert ihr Gefüge, indem er den bindenden Geist ertödtet und Einzelinteressen an die Stelle des Gesammtwohles rückt. In consequenter Verfolgung dieser centrifugalen Bahn wird dann unter dem Drängen wachsender Leidenschaft aus der Entfremdung Befeindung wie der Individuen so der Massen unter einander.

Auch unter diesem Gesichtspunkte parallelisirt die päpstliche Encyklika unsere Zeitgestaltung mit derjenigen des hl. Franz; aber welcher Contrast waltet zugleich auch hier ob zwischen damals und jetzt, wie haben sich die Grenzen des Übels ausgeweitet und fast verloren in's Grenzenlose! Freilich war die Zeit des letzten Fünftheils des zwölften Jahrhunderts eine vielbewegte, vielzerrissene. Drohender standen sich Christenthum und Islam im Westen und Osten nie gegenüber, und mächtiger wogte kaum je durch's Abendland die ringende Bewegung, wessen die Herrschaft der Welt sein solle: kaiserlichen Schwertes oder päpstlicher Schlüssel. Zersetzender hatten Irrlehren nie im Socialorganismus Europa's gewühlt, als bis zur Neige des zwölften und zur Dämmerung des dreizehnten Säculums. Vielfach sich durchkreuzend und immer schnell sich entzündend waren besonders die Kämpfe im Süden. „Guelfen und Ghibellinen" war die Parole, welche von der Nordkante der Alpen bis zu den drei Zacken des sicilischen Südens das Land im Gewoge der Fehde erhielt. Dazu durchfurchte und durchwühlte eine beständige Guerilla zwischen Burgen und Burgen, Städten und Städten und Burgen und Städten die Thalsohle des Volkslebens und den Gesammtfrieden Europa's. Aber trotz Allem stand doch noch in der Höhe anerkannt als hehre, von oben herniedersteigende, zuletzt Alles bewältigende und

sänftigende Macht — das Papstthum, der Schiedsrichter der Menschheit, der Anwalt ihres ehrwürdigen Gewissens.

Dehnen wir diese Miniaturzeichnung zu riesigen Conturen, wenn wir darin das Spiegelbild der Gegenwart finden wollen.

Was ist geworden aus der socialen Einheit der Menschheit von ihren weitesten und losesten Gebilden bis hinab zu ihren subtilsten und vitalsten Zellengeweben? Was ist die Spannung zwischen Kreuz und Halbmond, Guelfen und Ghibellinen im Vergleich zu den Rissen und Spalten, welche heute Fläche und Tiefe des Erdkreises zerklüften, zu den Racenkämpfen und dem Racenhasse, zu den großen Kriegen und dem bewaffneten Frieden unserer Nationen? Wo ist der Erdtheil, wo das Land, die in diesem Jahrhunderte nicht das Blut ihrer Söhne und Väter in Strömen getrunken? Kaum sind diese abgeflossen und versickert in Spanien, Portugal, Dänemark, Ungarn, in Italien, Deutschland, Frankreich, in der Krim, im Balkan, in Syrien, in beiden Indien und beiden Amerika's, im Süden, im Norden und in den Flanken Afrika's, im Herzen und am Saume Asiens, auf jeder Quadratmeile, möchte man sagen, Europa's. Und was nicht gekämpft, das hat geknirscht und knirscht noch. Polen knirscht, Irland knirscht, Arabien, Ägypten knirschen. Niemals hat ein Jahrhundert in seinem ersten Drittheil soviel geschlachtet, in seinem zweiten Drittheil soviel gezürnt, gedroht, gerüstet, in seinem letzten Drittheil wiederum soviel geschlachtet, gerüstet und geflucht. Und doch sind wir „das Jahrhundert der Humanität", haben nach 15 Jahrhunderten der Reisen und nach drei Jahrhunderten der Entdeckungen und Erfindungen alle Schlagbäume aufgezogen, alle Gebirge durchstochen, alle Flüsse und Meere überbrückt. Die Continente reden mit einander vom Fauteuil aus, umarmen sich auf Congressen und Weltausstellungen in Frack und weißer Cravatte — und gießen alle Jahre hundert Armstrongs mehr, sinnen tausend Intriguen mehr, drillen Hunderttausende von Soldaten mehr. Niemals weniger Einheit, weil niemals mehr Leidenschaft, gierig nach Besitz und nach Genuß.

Und prüfen wir den Einbau der Staatsgebäude: welche Zerklüftung, welcher Krieg! Ewiger Krieg im buntscheckigen Gewirre der politischen, socialen, religiösen Parteien. Ewiger Krieg des „Constitutionalismus", der „Parlamente", der „Presse", der „Börse", des „Wuchers", der „Concurrenz", der „Programme der Regierungen" und der „Programme des Volkes", der „vier Stände", der tausend „Confessionen"! —

Dazu und dazwischen das ungeheuerliche Unicum der Weltgeschichte — die große „socialistische Revolution", die „internationale Verschwörung", welche im Dunkel brütet über allen Ländern, und bis sie die Vernichtung alles Bestehenden ausgebrütet hat, den permanenten Belagerungszustand verhängt über Kaiser, Könige und Kanzler, über die Metropolen der Intelligenz, Macht und Cultur.

Sollen wir noch den organischen Zusammenhang der kleineren Socialgebilde bürgerlicher und privater Natur auf seine Haltbarkeit prüfen? Umschließt noch treu und fest bis zum Tode der goldene, vom Altar genommene Ring Bund und Schicksale der Gatten und der Kinder, wenn Entchristlichung der Ehe und Schule ihn zum verfluchten Bann der Freiheit und Gelüste stempelt? Muß nicht jeder der großen Risse, die das Ganze spalten, sich tausendfach auszittern in der Scholle, die das Einzelleben trägt und nährt?

Aber gibt's denn der „Vereine" nicht gerade heute so viele, wie noch nie? Welche Frage! Die großen schöpferischen Gedanken Gottes, wie sie dem Aufbau der christlichen Staaten-, Gemeinde-, Innungs- und Familienordnung zum Plane und Kitte dienten, sind verloren gegangen, und an ihre Stelle sollen, gleich Pilzen aus dem chaotischen Boden der Zeit aufschießend und die große Einheit meist als Parteiwerkzeug erst recht gefährdend, tausend Vereine zu tausend Zwecken, ephemere Gebilde ephemerer Einfälle, treten können? So löst sich in das ekle Gewirr von gefräßigen Reptilien und Insecten die organische Einheit der großen Werke göttlicher Hand auf. Das zweite Stadium der Fäulniß!

Diese Zerrissenheit, deren launenhafte Kreise und Secanten sich selber unzählbar oft des Neuen schneiden, berühren und aufheben, so daß sie ein chaotisches Gewebe darzustellen vermöchten, quillt ewig sich erneuernd aus dem Urgrund aller Unordnung. Uns ist ja der tiefste Einigungsgrund, — der Principe erstes und letztes, in das jede Analyse und jede Synthese gipfelnd auslaufen muß, — uns ist der eine ewigfeste Punkt, der alle Bewegung und alle Distanz messen und an sich schließen muß, — uns ist das Centrum, in dem der Zirkelfuß wurzelhaft stehen soll, wenn die Millionen socialer und individueller Peripherien von Freiheit, Interesse, Pflicht und Recht sich nicht verwirren sollen, — der Schutz und Hort aller Ordnung: Gott, Gott ist aus Erkenntniß und Bekenntniß der modernen Menschheit entschwunden. Die religiöse Einheit ist vernichtet. Pantheismus, Materialismus, Deismus, Atheismus, Indifferentismus, Nihilismus und Satanismus haben das sublime

Erbe der Jahrtausende, die Gotteserkenntniß, auf dem Markte der modernen Völker zerzaust und verhaust und in jedem neuen Systeme neuem Spotte und neuem Hasse hingeworfen. Compacte positive Confessionen hat die Schärfe der modernen Luft zersetzt in eine Myriade von nebelhaften, sich gegenseitig verneinenden Denominationen. Der eine massive Kolossalbau der katholischen Kirche, in dem göttliche Logik jede Quader und jedes Atom unter einander und mit dem Ganzen zu solidarischer Existenzweise hat verwachsen lassen, — er allein steht noch heute, wie immer, unverrückt und unverwittert; aber er steht im Banne der Gesetze und Gewalten der neuen Zeit, steht außerhalb der Erde der Lebendigen, sieht als Mumienpyramide den Strom des Lebens an sich vorüberfluthen, statt ihn, wie ehemals, wie immer durch seine Herzkammern ziehen und dort Lebenselemente und Lebensgesetze erhalten zu sehen.

Es fehlt die Einheit in Gott, und darum fehlt uns alle Einheit.

Machen wir Halt. Leo XIII. findet traurige Geistesverwandtschaft zwischen dem Ausgange des zwölften und des neunzehnten Jahrhunderts. Die Schattenrisse decken sich in ihren Formen, überragen sich in ihren Maßen. Wie unreif und unmündig, wie harmlos, möchten wir sagen, nimmt sich die derbe Sinnlichkeit der Alten aus zu der raffinirten Verkommenheit der Epigonen! Wie vortheilhaft stellt sich der ungeschlachte Simson des Ritterthums, berauscht durch die Parfüms der orientalischen Dalila, neben die Canaille, die sich kannibalisch wohl sein läßt im heimischen Pfuhl, so weit und breit wie die Culturwelt! Wie wühlt heute das selbstmörderische Geschlecht in den eigenen Eingeweiden! Wie furchtbar rächt es seine Apostasie von Gott durch eine unselige Apostasie von sich selber!

Wie ist die rettende Arbeit der Gnade schwer geworden! Wie weit ist der Himmel heute von der Erde — der erbarmende Gott von diesem Jahrhundert!

Nicht so weit, als wir glauben.

„Der Erlöser des menschlichen Geschlechtes, Jesus Christus," so spricht Leo's XIII. Encyklika, „ist die unvergängliche Quelle aller Güter, welche uns die grenzenlose Liebe Gottes geschenkt. Er, der einmal die Welt gerettet hat, ist ihr Retter für alle Zeiten; denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, in welchem sie selig werden können. Wenn daher die Menschheit durch Schwäche der Natur oder eigene Schuld auf Abwege geräth und einer Hilfe bedarf . . ., dann erweckt Jesus Christus zu der von Gott bestimmten Zeit des Trostes einen großen Mann auf Erden . . ., dem er die Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt überträgt. Das geschah auch

am Ausgange des zwölften Jahrhunderts. Der Vollbringer dieses großen Werkes war Franziskus."

So belehrt uns die päpstliche Encyklika über Vergangenes, und fährt, zu Gegenwärtigem und Künftigem sich wendend, also fort:

„Unverkennbar ist von diesem einen Manne aus eine wahre Fülle von Segen über die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft ausgegangen. Da aber sein Geist wunderbar für alle Orte und Zeiten paßt, so wird sein Wirken in unserem Jahrhundert um so mehr von höchstem Nutzen sein, als es mit demjenigen des hl. Franziskus vielfache Ähnlichkeit besitzt. Wie damals verzehren auch heute gar Viele ihr Leben in Erjagung irdischer Güter und im Haschen nach Vergnügungen. Im Überfluß schwelgend, vergeuden sie das Eigene und strecken nach fremdem Gute die Hände aus. Das Wort ‚Brüderlichkeit' heben sie in den Himmel, aber ihre Thaten sind nicht so brüderlich, wie ihre Worte; denn Egoismus leitet sie und täglich mindert sich die Liebe zu den Schwachen und Hilflosen. Damals hatte die vielverzweigte albigensische Irrlehre, die Kirche verwirrend und den Staat bedrohend, eine Wendung zum Socialismus genommen. Heute sind in ähnlicher Weise die Förderer des Naturalismus an Zahl und Einfluß gewachsen. Hartnäckig läugnen sie die Nothwendigkeit der Unterordnung unter die Kirche, und verschonen ebenso wenig die bürgerlichen Gewalten. Sie bedrohen das Eigenthum, schmeicheln den Leidenschaften des Pöbels und erschüttern die Grundlagen des öffentlichen und des Familienlebens. Ihr werdet nicht verkennen, ehrwürdige Brüder, daß in dieser Lage große Hoffnung auf den segensreichen Einfluß der Schöpfungen des hl. Franziskus zu setzen ist. Wenn sie blühen, dann wird auch Glaube und Frömmigkeit und jegliche christliche Tugend zur Blüthe gelangen; gebrochen wird die rand- und bandlose Gier nach vergänglichen Dingen; die christliche Abtödtung, den Meisten die größte Last, wird freudiger geübt werden. In brüderlicher Eintracht verbunden, werden die Menschen einander lieben und den Armen jene Ehrerbietung erzeigen, welche ihnen als Christi Ebenbildern gebührt. In unserer Generation wird Gewaltthätigkeit, Unbild, Neuerungssucht und Klassenhaß, diese Quellen und Waffen des Socialismus, schwinden. Auch das für die Staatsmänner so schwierige Problem des Verhältnisses der Armen und Reichen wird seiner Lösung entgegengeführt, indem man sehen wird, daß der Armuth nicht Würde fehle, daß der Reiche barmherzig und freigebig, der Arme mit seinem Loose und seiner Arbeit zufrieden sein könne, daß der Eine durch Geduld, der Andere durch Großmuth in den Himmel kommen müsse. . . .

„Dann wird," so gelangt die Encyklika zu einem großartigen Schlusse, „dann wird 700 Jahre nach der Geburt des hl. Franziskus die ganze christliche Welt den Weg von der Verwirrung zur Ruhe, vom Untergange zur Rettung durch den Mann von Assisi finden."

Soweit der Papst. — „Der Mann von Assisi" tritt wieder als Retter in unsere Zeit, wie er als solcher in die seinige trat. In gleich

geschlungenen Kreisen legen sich dunkel um ihn die beiden unglücklichen Jahrhunderte. Als rettender „Seraph“ steigt der „Bettler“ in beide nieder.

II. Franziskus.

Wir haben gesehen, wie die beiden Jahrhunderte sich in gleicher Ausgestaltung ihres Charakters, zwei concentrischen Kreisen ähnlich, der eine den andern nur in der Weite überholend, um ihren gemeinsamen Retter legen. Aus dem dunklen Doppelhorizonte treten wir nun in die lichte Kernmitte, aus welcher die vollzogene Regeneration des zwölften Säculums strömte, die erhoffte in's neunzehnte, wenn auch nur mit ähnlichen Resultaten, strömen soll. Wir treten an den hl. Franz heran.

Das Heilverfahren, welches Gott bei der Erkrankung ganzer Generationen anzuwenden pflegt, indem er aus ihrem eigenen Fleisch und Blut die großen welterneuernden Heiligen entwachsen läßt, ist eine Consequenz und Verjüngung des göttlichen Erlösungsgedankens. Durch den Menschen als Gottes Werkzeug kommt der Menschheit Heil. Es ist „der Eingeborne“ so „voll der Gnade und Wahrheit“, daß für jede Zeit und für jede Krankheit jeder Zeit im rechten Manne die rechte Wahrheit verkörpert, die rechte Gnade niedergelegt und, mit sieghafter Anziehungskraft wirkend, von dem einen Welterlöser Jesus Christus gesandt werden kann. *Seine* göttliche Mission wirkt der Gesandte als *sein* Werkzeug aus.

In prophetischen Gesichten hatten die Päpste Innocenz III. und Honorius III. die einstürzende Mutterkirche der Christenheit, die lateranensische Basilika, jetzt von einem spanischen Priester, jetzt von einem italienischen Bettler gestützt gesehen. Der Spanier war der hl. Dominicus von Guzman (1170—1221). Barfuß war er — dem bei der Taufe ein Stern über der Stirne, das prophetische Zeichen seines Lebens, geleuchtet — von den Kämmen der Pyrenäen in den Süden Frankreichs, den die religiös-socialistische Irrlehre der Waldenser und Albigenser durchtoste, herabgestiegen, hatte, abweichend von dem traditionellen Typus des alten Mönchthums, einen mobilen Orden von „Predigern“, die überall den Unglauben aufsuchen und bekämpfen sollten, geplant und theilweise schon gestiftet, und war eben pilgernd nach Rom gezogen, dort sich und seinem Werke Sanction und Segen holend. In der ersten Nacht erblickt er den Heiland, der sich über der sündigen Zeit zum Strafgerichte erhebt; aber die jungfräuliche Mutter stellt, um Gnade

flehend, ihrem erzürnten Sohne den Dominicus sammt einem Gefährten vor, den dieser nie gesehen hatte. Wer ist dieser Fremde? Als Dominicus früh Morgens in eine Kirche tritt, fällt sein Auge auf einen zerlumpten Bettler. Da ist er — sein Gefährte! „Du bist mein Genosse," ruft Dominicus, den Bettler umarmend, „wir gehen denselben Weg; lasse uns vereinigt bleiben, dann sind wir unbesiegbar!" Von dieser Zeit an hatten Dominicus und Franziskus nur ein Herz und eine Seele vor dem Herrn[1].

Franziskus war der italienische Bettler. In dem jugendlichen Alter von 24 Jahren hatte er, nachdem die Gnade vorbereitend ihre geheimnißvolle Arbeit vollendet, alle irdischen Bande zerrissen, und halbnackt stieg er von dem Berge Asi am Ende des Thales von Spoleto hernieder, um der Welt ein Muster der Thorheit des Kreuzes zu geben, so vollkommen, wie sie es wohl nie zuvor gesehen hatte. Aber statt durch diese Thorheit die Welt zu ärgern, zu empören, gewinnt und unterjocht er sie.

Für beide Männer und ihren doppelten Krieg gegen das einreißende Verderben hatte die Zeit Platz. Die reine Lehre und die reine Wissenschaft sollte der Eine, die reine, die höchste Liebe sollte der Andere zurückführen; beide (Wissenschaft und Liebe) sollten zu jenem Bunde vereinigt werden, der die Lebensbedingung der einen wie der andern ist. Den „Cherub" nennt die dankbare Christenheit Dominicus, ihren — „Seraph" den Franziskus.

L' un fu tutto serafico in ardore
L' altro per sapienza in terra fue
Di cherubica luce uno splendore.
Dante, Parad. c. XI.

Über den gottgelegten Grundlinien der gesammten Welterlösung vollzog Franziskus die Regeneration seiner Zeit. Die Welterlösung ward vollbracht in dem Opfer des Gottmenschen; alles Aneignen des Erlösungssegens muß für den Einzelnen wie für eine Generation in der Auswirkung und Verjüngung des göttlichen Opfergedankens im individuellen Leben des Einzelnen wie der Generation sich vollziehen. Das Ordensleben aber ist principiell die vollste Ausprägung und Darstellung dieses Gedankens. Er muß in allem Reichthum und Wandel der zufälligen Formen der dieselben bildende, beherrschende und belebende Geist

[1] Bollandisten, Aug., I. 576.

sein. Die Schäden jener üppigen Zeit ermessend, zeigte Gottes Geist dem hl. Franziskus im Opferleben eine Seite, die, wie früher minder beachtet, so damals die fast ausschließliche Aufmerksamkeit und Hingabe des zur Regeneration berufenen Mannes forderte.

Es war die Armuth.

Vor der Herniederkunft des Gottes, „der, da er reich war, für uns arm ward, damit wir durch seine Armuth reich würden" (2 Cor. 8, 9), abstoßend, gehaßt, ein Schrecknis für die Menschheit — war sie in Christus der Gegenstand göttlicher Bewerbung und Liebe geworden. Es stieg „der Erbe aller Dinge", der ewige Sohn, hernieder, um diese ärmste Sklavin der antiken Welt als Braut und Lebensgefährtin sich zu wählen, sie in diesem Bunde zu vergöttlichen und denen schön und aller Liebe würdig darzustellen, welche, arm von Natur, der armen Sklavin ebenbürtig waren. Getragen im Schooße der Armuth, als Findelkind geboren und auf der versunkenen Herrlichkeit seines verarmten königlichen Ahnenhauses in einem Stalle liegend, von der Armuth getränkt, gekleidet, gebettet und geflüchtet, das harte Brod der Armuth 30 Jahre sich verdienend, drei Jahre sich erbettelnd, begleitet während seines Lebens von den Armen als seines Reiches ersten Fürsten: stirbt der Gott der Welt am Kreuze, besitzend nur noch die Schmach und Schmerzen der Armuth. Und es salbte den göttlichen Leichnam mit dem Almosen der Aloë und Myrrhe die Armuth, und die Armuth barg ihn unter dem Schutze des letzten Almosens — eines fremden Grabes. Unlösbar blieb die Armuth angetraut dem Gotte. Er hinwiederum legte in das Herz und in die Hände seiner Braut seine unsichtbaren Schätze zum eigenen Besitze und zur Spende an Andere. Sie ward die Wonne der Heiligen, der höchste Adel der Kinder Gottes, die erobernde Kraft der Apostel.

Seit Christi Tod irrte die verwittwete Braut umher, fand, gewohnt an die Hingabe und Tröstungen eines Gottes auf Erden, nicht Seelengröße genug, um sich ihr antrauen zu können. Die Paläste der Kaiser, die Meere der Dogen, die innere Herrlichkeit der Heiligen waren ihr zu klein, zu eng, zu wenig hochgeboren. Da, nach elf Jahrhunderten, am Ende des zwölften, wird der Bräutigam gefunden — der hl. Franziskus — „il glorioso poverello di Christo"!

> Questa, privata del primo marito
> Mille e cent' anni e più dispetta e scura
> Fino a costui si stetti senza invito.
>
> Dante, Parad. c. XI.

„Glücklich, tausendmal glücklich der arme Franziskus," ruft vor Frankreichs Königen Bossuet aus, „der glühendste, der begeistertste, ja der verzweifeltste Liebhaber der Armuth, den wohl je die Kirche gesehen!" [1]

Kühnen, hochstrebenden Sinnes, nicht niedrig und bettelhaft, als „Blume der Jugend" gefeiert bei Spiel, Gelage und Kampf, vielfach ritterlich bewährt in den steten Fehden zwischen Assisi und Perugia, war er im Schmucke der Waffen dem heldenhaften Walther von Brienne gen Neapel gefolgt, sich wiegend in Träumen von Ehre und Ruhm. Er ahnte nicht, daß ihn Gott auf die Brautfahrt geführt. In Spoleto schon hält ihn die Gnade auf; ein wunderbares Gesicht war ihm geworden — er kehrt um — ist umgewandelt. Ernst und schweigend sitzt er im Kreise zechender Gäste bei dem Bankette, das seine Heimkehr feiern soll, und als man ihn endlich scherzend fragt, ob er etwa eine Braut gefunden, ruft er, tief erregt: „Ja, ich habe eine Braut, adeliger, reicher, schöner, als ihr je eine gesehen habt!" Diese Braut war die Armuth Christi. Aus der Ferne nur leuchtet sie ihm, er sucht sie zu gewinnen. Er pflegt die Aussätzigen, dient in den Spitälern, pilgert nach Rom, steht zerlumpt an den Thoren der Basiliken, gibt das Erbettelte den Bettlern, kehrt nach Assisi zurück. Von seinem Vater geschlagen, eingekerkert, enterbt, verstoßen, von den Mitbürgern mit Hohn und Koth bedeckt, wählt er sich zum Vater Gott im Himmel und auf Erden einen Straßenbettler, letzterem in Allem zu gehorchen. Dann führt er, in Lumpen gehüllt und entblößt von Allem, in dem zerfallenen Kirchlein „Maria zu den heiligen Engeln" ein Leben der Buße, der Thränen, des Gebetes. Als er dort eines Tages beim heiligen Opfer die Worte hörte: „Ihr sollt weder Gold noch Silber noch anderes Geld in euren Gürteln haben, auch keine Tasche auf dem Wege, noch zwei Säcke, noch Schuh', noch Stab" (Matth. 10, 9—10) — da war der Hochzeitsmorgen aufgegangen, der große Moment der Gnade da. Franz wirft auch noch die erbettelten Pfennige weg, zieht seine Schuhe von den Füßen, ersetzt den Ledergürtel durch einen Strick, das Einsiedlergewand durch den rauhen Kittel der Apenninenhirten, erhebt sich jubelnd und ruft: „Das ist's, was ich suche; das ist's, was mein ganzes Herz ersehnt!"

Hatte sich Franz in die Schmach der Armuth gehüllt, so umleuchtete sie ihn sofort mit den Glorien Christi. Die großen Charismen der

---

[1] Bossuet, Panégyr. de S. François.

Wissenschaft der Heiligen, der Wunder- und Prophetengabe, die Gabe der Thränen, die höchsten Ekstasen umstrahlen schon von diesem Momente an den „glorioso poverello di Christo". Italien durchfliegt sein Ruhm, durcheilt sein Fuß; ein nie gesehener Prediger der Buße, erscheint er bei den Turnieren, Festen, Fehden mit dem gewohnten Gruße: „Der Herr gebe euch den Frieden!" Von da kehrt er immer wieder zurück in die Einsamkeit seiner Ekstasen und Thränen. Die ersten Jünger klopfen an die Thür seiner zerfallenen Hütte längs den Windungen des Rivo-Torto; bald sind ihrer elf. Er gibt ihnen eine Regel, trägt diese selbst nach Rom, wohin ihm prophetische Gesichte des Statthalters Christi vorausgeeilt waren und dem Bettler die apostolischen Thore geöffnet hatten. Was Innocenz III. damals nur mündlich billigte — nach sorglichem Sträuben ob allzu großer Strenge der Armuth — das erhob Honorius IV. 1225 zum Ordensgesetze.

Dessen Grundacte in einem Rahmen der einfachsten, aber mit tiefstem Ernst erfaßten Grundsätze des Evangeliums ist die Armuth, so streng, wie sie noch nie vor ihm ein Ordensstifter als Gesetz zu denken und aufzustellen gewagt hatte. Das war das verjüngende Lebenselement, welches er in die Verschlammung und Zersplitterung der Zeit hineintrug, war der Nerv seiner zwingenden Obmacht über sein Jahrhundert, war der Eckstein, auf dem er seine Institutionen zu welt- und culturhistorischer Größe aufbaute, war die neue Pforte, die er in's Heiligthum des Ordenslebens brach, war die erlauchte Physiognomie seines seraphischen Ordens.

Es möge uns gestattet sein, zur richtigen und vollen Auffassung der Sache hier näher auf die Schilderung des originellen Charakters der Ordensschöpfung des hl. Franz einzugehen.

Der Formenreichthum des Ordenslebens schien beim Ausgang des zwölften Jahrhunderts erschöpft. Unter vielgradiger Beschränkung der menschlichen Bedürfnisse und Ansprüche, unter mannigfacher Übung des Gebetes und körperlicher wie geistiger Beschäftigung war dem Einzelnen nach Beruf und Trieb der schmale Weg vorgezeichnet. Mochte man sich den Cluniacensern anschließen, um die Regel des hl. Benedictus in ursprünglicher Strenge zu üben, oder noch größere Strengheiten bei den Karthäusern suchen; mochte man mit den Cisterciensern den Boden der Erde oder mit den Prämonstratensern die Seelsorge cultiviren; mochte man mit Johann von Matha die Befreiung christlicher Gefangenen aus maurischer Haft, oder mit Guido von Montpellier die Pflege der Kran-

ken als die höchste Aufgabe eines die eigene Heiligung mit werkthätiger Liebe verbindenden Lebens ansehen, oder endlich mit Dominicus sich der Reinerhaltung des Glaubens und dem Aufbau der Wissenschaften widmen: es war für Alle Platz, und wesentlich Neues, so schien es, ließ sich nicht erfinden. Farbe und Schnitt der Kleider, Wechsel zwischen Psalmodie, Arbeit, Schweigen, alle diese Äußerlichkeiten hätten wohl noch immer neue Combinationen und Schattirungen zugelassen; zuletzt jedoch wäre, mehr oder minder kenntlich, aus allen Variationen ein Thema, aus allen Formationen wieder ein Typus hervorgetreten, welcher vom hl. Benedictus und vom hl. Augustinus aufgestellt worden war. Franz aber eröffnet eine neue, weite Perspective, trägt in das Mönchsleben neue Elemente und diese in neue Formen, die in Kürze sich zu bedeutsamster und in mehr als einer Richtung selbständiger Ausgestaltung emporgehoben und als originelle Eigenart durch die Jahrhunderte erhalten haben.

Schon seit den Anfängen des Mönchthums war nämlich das Gelöbniß der Armuth eines aus der Trias der Ordensgelübde; aber dasselbe wurde nur den Einzelnen für ihre Person als freiwillige Verzichtleistung auf Besitz- und Verfügungsrecht, nicht den Klöstern als socialen Einheiten oder der Gesammtheit des ganzen Ordens auferlegt. Der hl. Dominicus selbst nahm um diese Zeit für seine Klosterstiftung in Parouille noch Schenkungen an. Franz dagegen versagte durch seine Gesetzgebung dem ganzen Kloster und dem ganzen Orden jedes Besitzrecht, wies sie Alle, Brüder und Convente, für alle Bedürfnisse auf das freiwillig zu spendende Kleinalmosen der Mitmenschen an. Er wollte nicht bloß Bettler, so abhängig wie andere, er wollte einen Bettelorden. So ward er der Gründer des ersten Mendicantenordens; Andere folgten ihm im Laufe der späteren Jahrhunderte. Das war der geniale Gedanke und der gewaltige Griff des leidenschaftlichen Liebhabers der Armuth, so überraschend, fast möchte man sagen, betäubend für seine Zeit, daß er selbst denjenigen, welche ihn zuerst hätten verstehen und begrüßen sollen, unverstanden blieb. Die prüfenden Auctoritäten der Kirche versagten ihm lange die bedingungslose Billigung, weil er von der menschlichen Natur zu große Selbstentäußerung und zu kühnes Gottvertrauen zu fordern scheine.

Noch frappanter und rührender erscheint, um sachlicher Klarheit wegen der historischen Entwicklung vorzugreifen, dieses Grundgesetz in dem zweiten Orden des hl. Franz, dessen Mutter die hl. Clara war.

Vergebens bitten die Päpste sie, wenigstens Etwas als Ordenseigenthum gelten lassen zu wollen, ihre Abgeschlossenheit in lebenslänglicher Clausur mache es ihnen ja unmöglich, den Brüdern gleich auszuziehen, um die Barmherzigkeit der Mitmenschen — ohnehin ein sehr launenhaftes Kapital — anzusprechen; ob sie denn, hinter ewigen Mauern verborgen, lediglich Alles vom Zufall erwarten wollten? Clara widersteht demüthig aber fest den hohen Mahnungen, und Innocenz IV. gewährt endlich den hochherzigen Seelen „das Vorrecht immerwährender Armuth", das einzige, sagt er, um das ihn nie ein Mensch angegangen habe. „Aber," fügt er bei, „der die Vögel nährt, der die Erde mit Blumen kleidet, er wird auch euch wohl zu nähren und zu kleiden wissen, bis er selbst sich euch zur ewigen Speise geben und mit seiner Glorie wie mit einem Gewande umleuchten wird."

Dieses Grund- und Kerngesetz vollkommenster Armuth wirkt der Heilige mit consequenter Hand im ganzen Aus- und Einbau seines Ordens aus.

Nicht wohlfeile Theorie, ein abstractes Rechtsverhältniß nur durfte dem „verzweifelten" Liebhaber heiliger Armuth diejenige seiner Brüder und Söhne sein. Die Männer im geflickten rauhen Wollgewande, barfuß und barhaupt gehend, in Klöstern, niedrig und eng, wie die Hütten der Bettler, wohnend, — essend aus irdenem oder hölzernem Napf, — betend in Kirchen, deren Tabernakel allein edleren Schmuck tragen darf, — sterbend im Gewande der Buße, — begraben auf einem Brett oder im niederen Sarge der Armen: was glänzt an ihnen noch Anderes, als der Friede, den die Selbstlosigkeit, und die Freude, welche die Zuversicht ewigen Lohnes gibt? Welch andern Namen konnte Franz diesen Söhnen geben, als den der „Minderen Brüder" (Fratres minores), sie dadurch lehrend, daß sie, ihre Größe nur in der Thorheit des Kreuzes Christi mit festem Auge erschauend, auf Erden sich als die Letzten anzusehen hätten, die ärmer als die Ärmsten, weil des Besitzrechtes für sich und ihre ganze Familie unfähig, seien.

Aber diese Demuth soll nicht durch die Wucht der Wahrheiten, vor denen jeder Geist sich unmündig fühlt, erzeugt werden und bestehen: es ist die Demuth, deren Stirne leuchtet, deren Aug' und Wort der heitere Ausklang inneren, in Selbstlosigkeit wurzelnden Friedens, Stirn und Aug' der Kinder göttlicher Vorsehung ist. Was ist denn heiterer und sprudelnder, als der Freund und Liebling des Volkes, der Kapuzinerbruder, der „terminirt" von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus?

Wo ist der Gegensatz zwischen Reich und Arm so verwischt, so aufgehoben, so umgekehrt, wie zwischen der Welt, stolz im Reichthum oder grollend in der Armuth, und diesen Armen, so reich, so fürstlich, so glückselig? In unserer Zeit, wo Alles frühreif sein muß, wo die heitere Einfalt im Privatleben wie im öffentlichen, der welkenden Knospe gleich, erstorben oder eingeschüchtert ist, kann man diese Erscheinungen repristinirter Kindlichkeit, wie sie früheren Generationen eigenartig war, nicht ohne Rührung, fast nicht ohne Neid, gewiß nur ohne Sättigung anschauen. Ihr langes Leben ist nur eine lange himmlische Kindheit, nur eine Verwirklichung des Wortes, das der Herr sprach, als er ein Kind auf seine Kniee nahm, es segnete und canonisirte: „Wahrlich, sage ich euch, wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, so könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich."

Arm, aber nicht niedrig, nicht bettelhaft. Welche Würde, Größe, Majestät eigenen Bewußtseins vererbt nicht vom großen Vater auf die Söhne das eine geniale Wort des erstern: „Des Bettelns dürft ihr euch nicht schämen; das Almosen ist des Armen heiliges Erbe, ihm durch Christus erworben, wobei, wer gibt, nicht wer empfängt, der Beschenkte ist." Dieß Wort verstand die Zeit noch leicht, der oft genug der Heiland in der Gestalt des Bettlers oder des Aussätzigen sich zeigte; die Zeit, in der hinwieder Fürsten, wie Ludwig der Heilige, Fürstinnen, wie Deutschlands „liebe heilige Elisabeth", die Hand des Armen voll Ehrfurcht küßten, in die sie ihr Almosen gelegt hatten, oder wie Elisabeths mütterliche Tante, die hl. Hedwig, Polens Herzogin, den Kranken auf den Knieen dienten.

Zu dieser wunderbaren Mischung von Niedrigkeit und Größe, von Ernst der Buße und Heiterkeit des Kindes, von Tod und Leben gesellt sich endlich ein dritter origineller Zug in der Physiognomie des seraphischen Ordens. Es ist die Liebe — Ausstrahlung und Schutzwehr der Armuth zugleich. Die freiwillige, aus Liebe Christi geübte Armuth hat allein das göttliche Privileg, wie Christi Armuth, Andere reich zu machen. Bettelnd für die Nothdurft des eigenen Lebens, und von der Barmherzigkeit, die am liebsten und reichsten der Selbstlosigkeit gibt, weil sie der guten Verwendung der Gaben gewiß ist, den Überfluß empfangend, spenden die Armen Christi jederzeit an das nothgedrungene Elend mit den weiten Händen der Liebe. Umlagert ist ja von den Armen der Welt am meisten die niedrige Thüre der Armen Christi, und an dem braunen Kreuze von Holz, das als Glockenzug dient, zieht am ver-

trauensvollsten seit siebenhundert Jahren das Elend der Bettler wie die Noth der Gewissen.

Das sind die beiden schützenden Begleiterinnen der königlichen Armuth des hl. Franz: Demuth und Liebe. Philosophen und Nationalökonomen würden vielleicht sagen, es beabsichtige der Gesetzgeber, durch die Demuth den bekannten Bettelstolz, durch die Liebe den Bettelgeiz von seinem Orden fernzuhalten. Mag sein, daß der Geist Gottes dem Heiligen die Weisheit verliehen, zu erkennen, was immerhin die göttliche Physiognomie freiwilliger Armuth entstellen könnte und menschliche Armuth nur zu oft entstellt: Bettlerstolz und Bettlerhärte. Wahr ist jedenfalls, daß die vollkommenste Armuth der Grundzug im Gepräge ist, welches Franziskus seinem Werke gab, und daß Demuth und Liebe die complementären und folgerichtigen Ausführungen dieses Grundzuges sind, sich mit diesem zu einem Ganzen einend, das in der gegenseitigen Durchschlingung und Durchlebung aller Theile die Hand des wirkenden Gottes verräth, der, wie er selbst in jeder seiner unendlichen Vollkommenheiten alle anderen besitzt, so auch in der erschaffenen Heiligkeit seiner Auserwählten jede Tugend für sich den wurzelnden Stamm anderer Tugenden sein läßt. Wahr ist endlich, daß diese dreielementliche Mischung dem Orden seine große Popularität und bei aller Ausbreitung alle innere Tüchtigkeit gewährleistete.

Nehmen wir endlich einen letzten eigenartigen Zug desselben in das Bild auf — seine Aufgabe, im Gegensatze oder Abstande zu den älteren Genossenschaften, Missionsorden zu sein, so ist das Rüstzeug vollendet; Gott kann die „sagitta electa“ aus dem Köcher nehmen, sie auf die Sehne legen: die Eroberung der Welt ist ihr sicher. „Zertreten wird sie der Fuß des Armen, die Sohle des Bettlers“ (Js. 26, 6).

Was so Franziskus den Seinen zum Gesetze machte, illustrirte sein eigenes Leben im Stil und Maß höchster Idealität. In Liebe zur Armuth überflügelte er Alles, was vor ihm in Christi Armuth Wonne und Reichthum gesucht hatte. Sie war die eine Leidenschaft, der göttliche Instinct, die Poesie, „der Irrsinn“ möchten wir mit ihm selber sagen, seines Lebens.

Es kommt uns kleinlich vor, zu erzählen, er habe beständiges Fasten geübt, nur, wenn krank, gekochte Speisen, die er mit Asche mischte, genossen, nur Wasser, und dieß in möglichst geringem Maße, getrunken; nur Lumpen, mit Lumpen geflickt, habe er getragen; nur auf Stein, Holz oder Schnee geschlafen, und habe jeden Bettler, der ärmer aussah

als er, beneidet, ja gefürchtet als einen Ankläger seines ungerechten Reichthums bei Gott. — Wenn Gassenbuben ihn, als Irrsinniger in der heiligen Originalität seines Lebens erscheinend, mit Steinen und Koth bewarfen, lächelte er und grüßte: „Der Herr gebe euch seinen Frieden!" Als aber Otto IV. zur Kaiserkrönung bei seiner armen Hütte am Rivo Torto vorüberzog, würdigte er den Erdenglanz keines Blickes, schickte nur einen Bruder dem Weltbeherrscher entgegen, ihn gemahnend an das Verrauschen all dieser Herrlichkeit. — Als er die Länder zur geistigen Eroberung unter seine Brüder vertheilte, zeichnete er, stolz wie kein Cäsar, die Theilung und die Wege mit seinem armen Stabe in Kreuzesform auf den Sand und schickte sie dann aus mit der Mahnung, wie demüthiger sie kein Heiliger gegeben: „Werfet euer Elend in den Schooß des Herrn; er wird euch ernähren. Fragt man euch, wer ihr seid, so saget: wir sind Büßer, kommen von Assisi; Almosen sind unser Brod, Mißhandlungen unsere Leckerbissen." — Welch eine Größe und welche Sprache, wenn er, 1223 vom Cardinalprotector seines Ordens zum Bankett geladen, im Kreise der kirchlichen und weltlichen Fürsten das erbettelte Brod aus seinem Ärmel zog, vor sich auf die prunkende Tafel legte, nur davon aß und, als der Cardinal erklärte, es sei das eine Beschimpfung seines Hauses, ihm ruhig entgegnete: „Eine Ehre wollte ich deinem Hause erweisen, indem ich darin einem höhern Herrn diente, als du selber bist."

Die Liebe zur Armuth war ihm Liebe Christi, Heiligkeit, war ihm alles Göttliche in seiner Seele und in seinem Orden. Er feiert sie als „Wurzel, Eckstein, Königin aller Tugenden", als „das Band seiner Brüder", „die Quelle, aus der ihre Nahrung fließen werde" [1]. — Er wird zum Sänger und „Troubadour" seiner Königin; seine Strophen lassen an Flug und Farbe Dante und Petrarca in weitem Abstand hinter sich, wenn er die Armuth besingt als seine „Braut und Gebieterin", seines „Lebens Quell und Krone" [2]. Da all seine Begeisterung kunstlos aus dem Herzen quoll, so ließ er seine Verse von Bruder Pacificus, der sich früher als Friedrich' II. Dichter Marsigniano den Lorbeer verdient hatte und dann Franzens Jünger geworden war, berichtigen. Nun gingen Beide die Straßen auf und nieder, sangen dem Volke die neuen Weisen und nannten sich des Allerhöchsten Troubadoure, die keinen andern Lohn begehrten, als daß man seine Sünden bereue.

[1] Wadding, I. 100.

[2] S. Franc. Oper. I. 19.

Wir besitzen noch manche dieser himmlischen Gesänge, in denen der seraphische Bettler in seines Volkes süßer Sprache und mit einer Begeisterung, von der er selber fürchtete, sie werde als Irrsinn angesehen werden, die Wunder seiner Liebe feierte. Am berühmtesten ist der „Sonnengesang", den er nach einem ekstatischen Gesichte von der seiner Armuth harrenden Glorie des Himmels dichtete. Er eilte strahlenden Antlitzes auf den öffentlichen Platz, wo eben die bischöfliche und bürgerliche Partei zu den Waffen gegriffen hatte; aber bei den Klängen des „Sonnengesanges" erstirbt aller Haß, und weinend umarmen sich die Feinde.

Was die Ekstase geschaut und der „Sonnengesang" gefeiert, sollte 1224 auf dem Arverner Berge „durch Christi letztes Siegel", wie Dante singt, besiegelt werden. In Gestalt eines Seraphs in verklärter Kreuzigung erscheinend, drückt Christus dem in Contemplation versunkenen „Liebhaber der Armuth" durch eine Ausstrahlung seiner eigenen Wunden deren glorreiches Bild in Hände, Füße und Seite. Es sollte die vollzogene innere Verähnlichung der Seele mit dem Heilande darstellen und besiegeln. Noch zwei Jahre trug der Heilige die Wundmale auf Erden, dieser nicht mehr angehörend, vom christlichen Volke ihretwegen der „Fahnenträger Christi", und drei Jahrhunderte später von der Kirche „der Engel" genannt, „der vom Aufgange mit dem Zeichen des lebendigen Gottes gekommen sei" [1].

Sein „Sonnengesang" fand ein wunderbares Finale in seinen letzten Augenblicken. Das Kirchlein „Maria de ss. Angelis", die arme Metropole seines Ordens, die ihn der Gnade geboren, sollte ihn am 4. October 1226 im 45. Lebensjahre zum Himmel steigen sehen. Auf dem Steinboden fast ohne Gewand liegend, froh, entblößt von Allem sterben zu können, nur die vor Schmerz zitternde Haut noch um die Gebeine, erblindet von beständigem Weinen, die Wundmale Christi in Händen, Füßen, Seite, stimmt bei der Kunde seines nahen Endes der „glorioso poverello di Cristo" ein letztes Loblied an. Als ihn die Brüder fragen, wo er beerdigt sein wolle, ist das letzte Wort der Christi Armuth gehaltenen Treue: „Auf dem Colle d'inferno." Es war die Richtstätte der Verbrecher über Assisi. Darauf enteilte der Seraph, seinen Platz am Throne Gottes einzunehmen. O wie wenig weit ist es doch von diesem Testamente bis zum „Sonnengesang"!

---

[1] Bull. Leon. X. Ite et vos. — Raumer, III. 386.

Das war Franziskus, der lichte Mittelpunkt einer in Üppigkeit und Zerrissenheit dunklen Zeit.

Wir haben nun zu zeigen, wie aus ihm das Licht in vielfachen und immer weiter um einander geschlungenen Kreisen einströmte in die Zeit und sie in neuem Leben verjüngte.

(Schluß folgt.)

Philipp Löffler S. J.

Erfolge des Darwinismus.

Seit dem 26. April des zur Neige gehenden Jahres ruhen die sterblichen Überreste Darwins in Westminster an der Seite von Newton und Herschel. Eine Parallele, an die bisher wohl Wenige gedacht hatten, ist zur Thatsache geworden. Darwin und Newton! Sind nicht Beide die Heroen ihrer Zeit, ja die Urheber weltumfassender Probleme für Generationen von Forschern? Newtons unsterbliches Verdienst ist es, in der jedem Körper eigenen Schwere die treibende Kraft aller Bewegung der Himmelskörper erkannt zu haben. Sollte es da minder genial sein, die Mannigfaltigkeit der organischen Lebewesen aus deren eigener innerer Triebkraft herzuleiten? An Kühnheit der Auffassung sind beide Gedanken ebenbürtig; aber sind sie auch gleich kräftig an innerem Gehalte? Beim ersten Anblick liegt etwas Bestechendes darin, der lebendigen Entwickelungskraft, welche unter unseren Augen die ganze Formvollendung des Einzelorganismus, sei es Thier oder Pflanze, aus einzelligen Anfängen hervorbringt, auch die Entfaltung der Arten selbst zuschreiben zu können. Allein wir dürfen es nie vergessen, daß im Brillanten und Genialen des Gedankens nicht auch das Unterpfand seiner Wahrheit liegt. Es wäre freilich nach vielen Seiten hin ungerecht, wollten wir für Darwins Hypothese einen Beweis derselben Art verlangen, wie Newton ihn geliefert. Die Welt der organischen Lebewesen hat sich bis heute trotz aller Bemühungen noch nicht den Gesetzen der todten Materie fügen wollen; und wenn auch manche Erscheinung einer mechanischen Auffassung zugänglich ist, so dürfte doch selbst der verwegenste Darwinist davor zurückschrecken, all' seine Entwickelungsideen als rein mechanische Probleme mathematischen Aufgaben gleich zu be-

handeln. Die Aufstellung einer astronomischen Formel für sämmtliche Weltvorgänge scheitert nicht bloß an der Beschränktheit des Genies, sie ist ein wissenschaftliches Unding.

Als Newton seine Hypothese aussprach, hatte er vor sich Galilei's Beobachtungen der Jupitersmonde, und Keplers bekannte Gesetze warteten nur auf den Entdecker der nach ihnen geregelten Kraft. Newtons Satz ist der Versuch, einen soliden Bau durch Einfügen eines entsprechenden Schlußsteines zu vollenden. Ganz anders stehen die Verhältnisse für Darwin. Hier liegt freilich der Plan eines Baues vor, Erdarbeiten für Fundamente sind in Angriff genommen, hier und da ist auch bereits ein Stück Mauerwerk aufgeführt; trotz alledem aber harrt die Fundamentalfrage, ob der Bau überhaupt architektonisch durchführbar sei, noch der Beantwortung. Der Urheber des Planes, Darwin selbst, ist darüber zu Grabe gegangen. Die Wissenschaft steht, wie in den letzten 20 Jahren, so auch heute noch vor dem ungelösten Problem. Programmartig, so wurde richtig bemerkt, stellt Darwin in seinem Hauptwerk „The Origin of Species“ nur zusammen, „was noch zu entdecken und zu erklären bleibt“ — aber deßhalb ist es auch unrichtig, daß wir Darwin eine „exacte Begründung“ des Satzes: Schöpfung ist Entwickelung, eine Durchführung seines Planes, eine Vollendung seines Baues verdanken.

Kaum eine andere Frage ist daher wohl mehr am Platze, als die nach dem gegenwärtigen Stand des von Darwin unternommenen Werkes. Wie weit wurde dasselbe zu seinen Lebzeiten gefördert? welchen Erfolg hat Darwin noch erlebt? Einen in der Geschichte der Wissenschaften geradezu beispiellosen, antwortet uns Professor Haeckel. Denn Darwin sei es vergönnt gewesen, nach einem nahezu 20jährigen Kampfe den vollständigen Sieg seiner Ansichten zu sehen.

Die Natur eines wissenschaftlichen Problems ermöglicht einen zweifachen Erfolg, einen inneren und einen äußeren. Der innere Erfolg besteht darin, daß dasselbe entweder als Ganzes oder in einzelnen Theilen allmählich seiner Lösung entgegengeführt wird. Äußerer Erfolg ist dagegen der Anklang, das wachsende Interesse, welches ein derartiges Problem hervorruft. Beide Arten von Erfolg haben wir zu berücksichtigen. Wir beginnen mit dem äußeren Erfolg der Popularität.

Wenn wir die Anhänger des Darwinismus über die Leistungen ihres Meisters hören, so hat Darwin nicht nur die Kenntniß einer großen Summe einzelner Beobachtungsfälle gefördert, er hat geradezu

der Naturwissenschaft und Philosophie „ganz neue Bahnen gewiesen". Mit Darwin soll erst die einzig wahre und berechtigte Naturforschung inaugurirt worden sein; er soll den Anstoß zu einem völligen Umschwung des gesammten Culturlebens der Menschheit gegeben haben, ja ihm soll es vergönnt gewesen sein, „die Menschheit wie mit einem Schlage zu einer höheren und richtigeren Erkenntniß ihrer selbst wie der ganzen Natur emporzuheben" [1]. In diesen und ähnlichen Worten ist allerdings ein Erfolg verzeichnet, den wir sonst an wissenschaftlichen Problemen nicht gewohnt sind, am allerwenigsten an denen aus der Naturwissenschaft. Es wird sich also der Mühe lohnen, auf die Natur und Ursachen dieses Erfolges näher einzugehen.

Gern gestehen wir den Verehrern Darwins zu, daß es wohl kaum einen Namen gibt, der in den letzten Decennien mit unserem ganzen intellectuellen Leben inniger verflochten gewesen wäre, als jener Darwins. Sämmtliche Naturwissenschaften werden von den Grundsätzen seiner Theorie beeinflußt und in ihrer Methode vielfach nach diesen umgestaltet; ja es gibt kaum eine Wissenschaft, in die man nicht diese Principien hineinzuziehen versucht hätte, um sie dort als einzige Kriterien wahrer Wissenschaftlichkeit wirken zu lassen. Aber so wenig das sogen. Recht der vollendeten Thatsache auf socialem Gebiete als Richtschnur der Moralität gelten kann, ebenso wenig darf im Bereiche der Wissenschaft die Popularität einer Lehre als Kennzeichen ihrer Wahrheit gelten. Beide mögen betäuben, Überzeugungskraft besitzen sie nicht. An Wahrheit ist gerade so viel vorhanden, als die Gründe, innere oder äußere, nachzuweisen im Stande sind.

Allerdings hat man hiergegen wiederholt eingewandt: Ist denn aber eine so große und so nachhaltige Bewegung der Gemüther auch nur denkbar ohne einen Kern von Wahrheit in den Gedanken, die sie hervorriefen? Sehr richtig antwortet Virchow auf diesen Einwurf: Nein, nicht die Wahrheit wird hierdurch documentirt, wohl aber legt jene Bewegung klar, daß „diese Gedanken überall anknüpfen an gewisse Forderungen, welche der menschliche Geist erhebt und welchen sich Niemand ganz entziehen kann — die Frage: Wo kommen wir her? wie sind wir geworden? was war der Mensch ursprünglich? was wird aus

[1] Benjamin Vetter, Charles Darwins Vermächtniß (Wochenblatt der Frankfurter Zeitung, 7. Mai 1882). — Dr. Ernst Krause, Charles Darwin, ein Erinnerungsblatt („Kosmos", 6. Jahrg., 3. Heft). — Ernst Haeckel, Vortrag auf der 55. Naturforscher-Versammlung zu Eisenach.

ihm werden?"[1] In der eigenen Brust trägt der Mensch das unverkennbare und unauslöschliche Siegel seiner Abstammung und seiner Bestimmung; die große und nachhaltige Bewegung entsteht deßhalb in letzter Instanz nur dadurch, daß der vergebliche, aber dennoch stets erneute Versuch gemacht wird, Ursprung und Ziel der Menschen anders aufzufassen. Virchow selbst bietet uns hierfür das merkwürdigste Beispiel. Er sagt: „Daß der Mensch aus einem andern Thiere hervorgegangen sei, ist ein logisches Postulat, wenn man nicht annimmt, daß der Mensch direct aus dem Erdenkloß gemacht wurde." Von letzterer Annahme ist aber Virchow ebenso weit entfernt, als sein Antagonist Haeckel. Das „logische Postulate" indessen veranlaßt den Herrn Professor nicht, der Sache weiter auf die Spur zu gehen. Er fragt nur: „Was mache ich mit dem bloßen Postulat?" Die Logik hat eben keine ernstlichen Postulate zu erheben — stat pro ratione voluntas. Auch die Geschichte des Darwinismus bezeugt, daß seine Verbreitung, dieser Erfolg im modernen Sinne, hauptsächlich deßhalb so groß ist, weil das Darwin'sche System zu der Frage hindrängte: Woher stammt der Mensch? Dem großen Publikum war der Inhalt des Darwin'schen Hauptwerkes „On the Origin of Species" äußerst gleichgiltig. Was konnte es selbst den „Gebildeten" unserer Tage so sehr kümmern, ob Gott alle einzelnen Pflanzen- und Thierarten oder aber nur vier oder fünf Stammformen in jedem Reich erschaffen habe? Solche Meinungsverschiedenheiten konnten ja an sich zunächst nur in Kreisen philosophirender Naturforscher Interesse erregen. Sie boten wohl Veranlassung, etwaige Ursachen aufzusuchen, welche einen solchen Reichthum der Gestalten hervorbringen könnten; allenfalls konnten sie auch zu exegetischen Auseinandersetzungen über die biblische Urkunde des Sechstagewerkes führen; aber das alles sind Fragen, welche engere Kreise, nicht Massen bewegen. Von Bedeutung wurden indessen alle diese gelehrten Discussionen dadurch, daß auch der Mensch mit in den Kreis dieser Entwicklungen hineingezogen, daß auch er als Product der organischen Entwicklung aus einer Urform angesehen wurde. Hierdurch hat der Darwinismus thatsächlich allen wissenschaftlichen Theorien an Popularität die Palme abgerungen. Karl Vogt wurde ein berühmter Mann, als er aus der ganzen Kette von Abstammungen dasjenige Glied, welches den Menschen und den Affen verbindet, loslöste und unter das Volk warf. Denselben Ruhm eines eifrigen Vor-

[1] Rede auf dem 13. Anthropologen-Congreß zu Frankfurt a. M.

kämpfers für die neue Wissenschaft sicherte sich auf ähnliche Weise Huxley in England und bald darauf in noch höherem Grade der „geniale" Haeckel in Deutschland. Darwin selbst hatte diesen Punkt seines Problems anfangs wenig berührt. Nichtsbestoweniger lag es völlig im Bereich der Grundsätze, wie sie in dem Werk „Die Entstehung der Arten" vorlagen, daß auch der Mensch, soweit man vorläufig von seiner Seele absehen wollte, ein Product dieser Entwicklung sei [1]. Aber Darwin zog es noch 1867 vor, dieses nur prophetisch anzudeuten: „In einer fernen Zukunft," sagte er, „sehe ich Felder für noch wichtigere Untersuchungen sich öffnen ... Neues Licht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen." [2] Erst als die Sätze der Entwicklungslehre auf dem Gebiete des Pflanzen- und Thierlebens Anklang gefunden hatten, als Darwin sich von einer großen Schaar der „jüngeren und aufstrebenden" Naturforscher umgeben sah, da wagte er selbst den Hauptschritt und fragte ganz verwundert, wie man jemals habe an seiner Überzeugung betreffs des Menschen zweifeln können. Im Jahre 1871 erschien das Werk: „Die Abstammung des Menschen und die natürliche Zuchtwahl", allerdings wohl die schwächste aller Darwin'schen Leistungen, aber dennoch diejenige, in welcher thatsächlich wenigstens Zweck und Interesse der ganzen Richtung gipfelten.

Erfolg im modernen Sinne des Wortes hat der Darwinismus allerdings einen beispiellosen. Allein die Natur und die Ursache dieses Erfolges haben uns sattsam überzeugt, daß derselbe keineswegs ein Prüfstein der Wahrheit ist. Sehen wir jetzt zu, ob seit dem ersten Vorlegen des Problems mit Erfolg an der Lösung desselben gearbeitet wurde. Wir fragen demnach: Ist es gelungen, die aufgestellten Grundsätze und etwaigen Voraussetzungen thatsächlich zu beweisen? Hier halten wir also Ausschau auf den wahren Erfolg, wie die Wissenschaft ihn kennt.

Doch vorher eine Bemerkung. Die erste Auffindung des Problems, die naturwissenschaftlichen Arten des Pflanzen- und Thierreiches aus innerer Stammes-Entwicklung zu erklären, ist nicht die That, das Ver-

[1] Vergleiche hierüber: Darwin, Abstammung des Menschen, Einleitung: „Es schien mir hinreichend, in der ersten Ausgabe meiner ‚Entstehung der Arten' darauf hinzuweisen, daß durch dieses Buch Licht auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte geworfen werden würde, und dieß schließt doch den Gedanken ein, daß der Mensch mit anderen organischen Wesen bei jedem allgemeinen Schluß in Bezug auf die Art seiner Erscheinung auf der Erde inbegriffen sein müsse."

[2] Entstehung der Arten, 3. Aufl., S. 570.

dienst Darwins. Auch wenn man dem Satze, daß, wie das ganze Weltall, so besonders das organische Leben auf der Erde einem Schöpferacte Gottes das Dasein verdanke, die volle Kraft, welche Vernunft und Glaube ihm geben, zugestand, so konnte man doch angesichts der Mannigfaltigkeit der organischen Wesen leicht zur weiteren Frage vorschreiten: Sind alle einzelnen Arten der organischen Wesen unmittelbar von Gott geschaffen, oder aber dürfen wir den erstaunlichen Formenreichthum auf eine Entwicklung zurückführen, welche wie das Wachsthum den Einzel-Organismus, so ganze Gruppen von Organismen beherrscht? In dieser allgemeinen Fassung war das Problem thatsächlich schon öfter aufgetaucht, und auch der Naturwissenschaft war dasselbe nicht neu. Denn die alte Frage nach der Beständigkeit der Arten besagt im Wesentlichen nichts Anderes. Dennoch soll nicht geläugnet werden, daß Darwin sich in das vor Alters gestellte Problem mehr vertieft hat, als alle seine Vorgänger. Ausgehend von einer Verwandtschaft, welche nicht die Glieder einer Reihe, sondern die verschiedenen Reihen mit einander verbände, sucht er in der beobachteten Individual-Entwicklung Anhaltspunkte zur Darlegung der Stammes-Entwicklung. Wie die Entfaltung des Einzelwesens ein inneres Wachsthumsgesetz zur Ursache hat, so verlegt auch Darwin, glücklicher darin als Lamarck, den Anstoß und die Kraft zur Entwicklung der mannigfaltigsten lebenden Wesen in innere Anlagen der ersten unter ihnen. Die wichtigsten Veranlagungen sind die Veränderlichkeit und die Fähigkeit der Vererbung. Zwischen beiden steht ein nicht weniger bedeutendes Element, der Kampf um's Dasein, mit der Aufgabe, stets aus allen Erzeugnissen der Veränderlichkeit nur diejenigen der Vererbung zu überantworten, welche den Umständen am besten entsprachen. Das ist in Kürze Darwins Gedanke. Mit großem Geschick, das ist unläugbar, hat er denselben in seinem ersten Werk: „Die Entstehung der Arten“, vorgelegt und mit seltener Ausdauer und Schärfe ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgt.

Wie steht es um die Begründung der neuen Theorie? Ist es Darwin gelungen, den Beweis für die Wahrheit, für die Thatsächlichkeit derselben zu erbringen? Von einem auf unmittelbare Beobachtung gestützten Nachweis, von einer etwa beobachteten Entstehung neuer Arten auf dem beschriebenen Wege wollen wir von vornherein absehen, da es hier an der nöthigsten Grundlage fehlt — historisch nachweisbar sind keine neuen Arten aufgetreten. Dafür bleibt aber ein anderer, wenn auch nicht unmittelbarer, doch einer reichen Beobachtung zugänglicher Beweis-

gang offen. Darwin hat in seinem Werk „Die Entstehung der Arten" so gut wie möglich die Richtung, auch die Stärke verzeichnet, in der die drei Fundamentalkräfte: Veränderlichkeit, Kampf um's Dasein und Vererbung, thätig sein müssen, soll es zur Entwicklung neuer Arten kommen. Wir können also immerhin eine Probe auf den thatsächlichen Werth der Theorie selbst machen, wenn wir die Leistungsfähigkeit der drei Fundamentalkräfte näher in's Auge fassen. Aber auch hier mahnt uns Darwin nochmals, daß die durchschlagende Bedeutung derselben keineswegs in ihrer momentanen Leistung bestehe, sondern in der „Häufung einer Menge kleiner Abänderungen während einer fast unendlichen Anzahl von Generationen" [1]. Andere Darwinisten gehen sogar noch weiter. Das, was die ganze Theorie schließlich noch in etwa aus dem Gebiet der reinen Theorie herabziehen und mit dem Thatsächlichen in Verbindung bringen könnte, die Variabilität und Vererbung, gehören eingestandenermaßen zu den unnachweisbaren Grundlagen des Darwinismus [2]. Derartige Erklärungen können nur danach angethan sein, uns im höchsten Grade mißtrauisch zu machen; denn ihre ganze Wirkung, beabsichtigt oder nicht, läuft darauf hinaus, uns dem Resultat der Beobachtung gegenüber gleichgiltig zu stimmen, und doch — dieser Nachweis wäre die einzige stichhaltige Legitimation der Darwin'schen Theorie.

Die Veränderlichkeit oder Variabilität stellt im Sinne Darwins den eigentlich schaffenden Factor bei Hervorbringung der Mannigfaltigkeit dar. Das Variiren ist in gewisser Hinsicht eine Eigenthümlichkeit lebender Wesen. Freilich unterscheiden sich auch Körper der anorganischen Natur, wie die Minerale, obwohl in starre Formen gebannt, dennoch unter einander durch die mannigfaltigste Ausbildung der Flächen. Weit auffallender ist aber die verschiedenartige Gestaltung der Organismen. Die Keime, die Eier mögen die größte Ähnlichkeit besitzen: die Endresultate der Entwicklung liegen nicht selten desto weiter auseinander. Und doch auch die Variabilität hat ihre Grenzen, wie das Pendel seine Ausschlagweite. Diese Grenzen sind unserer Beobachtung zugänglich in

[1] Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 562.

[2] Preyer, Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme, S. 327. Variabilität und Vererbung sind seiner Ansicht nach deßhalb unnachweisbar, weil, was vererbt wird, sich verändern muß, und was sich verändert hat, nicht mehr als ererbt angesehen werden kann. „Aber diese speculativen Seiten (!) des Concurrenz-Princips sind an sich nicht etwa Schwächen desselben, sondern die Hauptbebel seiner Leistung." (!)

den übereinstimmenden Organ-Ausbildungen der Individuen, die wir daraufhin in Arten, Gattungen, Familien gruppiren; sie zeigen sich constant wieder als Producte der Fortpflanzung, trotz allem Wechsel, dem der Proceß der Individual-Entwicklung sie oft unterwirft; sie treten, obwohl zuweilen recht unbedeutender Natur, dennoch als Erbgut auf von Geschlecht zu Geschlecht. Vorhanden sind sie stets, die Grenzen der Variabilität, mag auch ihre Mannigfaltigkeit, ihre verschiedene Steigerung uns eine scharf mathematische Bezeichnung nicht erlauben. Oder dürften wir etwa aus der unabsehbaren Schwingungsweite eines mächtigen Pendels schließen, dieselbe sei ohne Grenzen? Wie aber, wenn Jemand diesen Schluß dennoch wagte, um auf demselben eine nagelneue Pendeltheorie unter Bekämpfung der Schwerkraft aufzubauen? Dann hätten wir in der That aus dem Reich der leblosen Natur ein Analogon zu dem, was Darwin bei den Lebewesen versucht. Die große Mannigfaltigkeit, welche in der Variabilität einzelner Organe und ganzer Organismen auftritt, veranlaßt ihn, grundsätzlich alle Schranken der Veränderlichkeit einzureißen. Kein Wunder, wenn es dann theoretisch ein Leichtes ist, alle Organismen mit einander in verwandtschaftliche Beziehung zu setzen. Aber die Wirklichkeit! Wie, soll Darwin, „der ernsteste Forscher der Neuzeit", diese außer Acht gelassen haben? Wir gestehen gern zu, daß fast alle seine Schriften, vorzüglich aber das Werk: „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication", eine Fülle von Material über unsern Fragepunkt zusammenstellen. Ja, selbst das ist außer Zweifel, daß es Darwin gelungen ist, in scharfsinniger Weise große Reihen von Einzelfällen unter allgemeinen Gesichtspunkten zu erfassen, die man nicht mit Unrecht „Gesetze der Abänderung" nennen mag. Aber schon die Thatsache der regelmäßigen Wiederkehr, der Gesetzmäßigkeit, sollte auch über die Grenzen der Variabilität belehren.

Deutlicher spricht jedoch für diese der Inhalt jener Gesetze. Wenn Darwin uns in Übereinstimmung mit seinen Versuchen versichert, daß die Gattungscharaktere constanter sind, als die Artcharaktere, daß secundäre Eigenschaften leichter ändern, als primäre, daß rudimentäre oder in ungewöhnlicher Weise entwickelte Organe sehr veränderlich sind, was bezeugt das anders, als die vorher betonte, durch verschiedene Schranken geordnete Mannigfaltigkeit bei der Variabilität einzelner Organe? Was Darwin „Correlation und Compensation des Wachsthums" nennt, umfaßt Reihen merkwürdiger Eigenthümlichkeiten bei Ab-

änderungen, deren nächste Ursache noch völlig dunkel, deren bloßes Vorhandensein aber feste Grenzen verräth. Das berüchtigte „Gesetz des Atavismus“ oder des Rückfalles zu längst verlorenen Charakteren ist nichts Anderes als die Thatsache von der „Constanz der Arten“, die doch auch ein Plätzchen im Darwin'schen System finden mußte. Kurz, alle diese sogenannten Gesetze beleuchten in ganz wünschenswerther Weise die wirklich vorhandene Veränderlichkeit; aber als Gesetze sind sie zugleich auch der concrete Ausdruck für deren Grenzen. Nur wenn man von der vorgefaßten Meinung, „Abstammung der Arten von einander“, und deren Grundbedingung, „Variabilität derselben“, ausgeht, dann und nur dann lassen sie sich mit Darwin'schem Gepräge und in Darwin'scher Fassung in die neue Theorie einfügen. In Wirklichkeit hat also Darwin keine Beweise für seinen Satz aus der Natur erhoben, sondern ein Abfinden seiner Forderungen mit den Thatsachen versucht, und auch dieses auf rein hypothetischer Basis. Für die Darwin'sche Theorie sind die genau studirten „Abänderungsgesetze“ mit allen dahin gehörigen Beobachtungen der reinste Prunk und eitel Schein; von einem kernhaften Beweis ist keine Spur zu entdecken. Daß die Organismen ihre typischen Gestalten und Anlagen in mannigfacher Weise zur Entfaltung bringen, war von jeher bekannt; daß aber dieser allgemeinen Veränderlichkeit auch der Typus selbst unterliege oder doch unterliegen könne, dafür hätte Darwin den Beweis erbringen müssen — er hat ihn nicht erbracht. Die beobachteten Erscheinungen der Variabilität lassen erkennen, daß die Veränderlichkeit der Arten zur Bildung neuer mitwirken könnte, wenn dieselbe sich auch auf wesentlichere Organe und Einrichtungen, als es in der That der Fall ist, erstreckte. An diesem Punkte, bei dieser Cardinalfrage hatte vor Allem die Beobachtung einzusetzen. Hier aber verläßt Darwin die Beobachtung — und verhängnißvoller: die Beobachtung verläßt ihn. Über den gähnenden Abgrund will Darwin allerdings eine Brücke schlagen; aber es ist eine Brücke ohne Halt. Sein Trugschluß lautet: Es gibt Variabilität im Nebensächlichen, also auch im Wesentlichen.

Nicht besser steht es um den zweiten Factor, den Darwin zur Erklärung der Artenbildung vorführt. „Kampf um's Dasein“ hatte er ihn genannt. Derselbe hat seitdem einen solchen Anklang gefunden, daß man ihn in die Welten des Himmelsraumes, wie in den Tanz der Molecüle und Atome, ja schier in alle Gebiete des menschlichen Wissens hineingetragen hat. Es soll gewiß nicht geläugnet werden, daß die

lebenden Wesen, Pflanzen und Thiere, derselben oder verschiedener Art, in Folge ihrer Lebensumstände und Lebensbedingungen in den mannigfachsten, ja complicirtesten Beziehungen zu einander stehen. Was Darwin uns hierüber im dritten Kapitel seiner „Entstehung der Arten" und gelegentlich in vielen seiner anderen Schriften vorführt, hat im Allgemeinen Fundament in der Wirklichkeit. Jedoch auf die Existenz und Ausdehnung eines Kampfes dieser Art kommt es weniger an. Es fragt sich: leistet der Kampf um's Dasein wirklich das, was er im Systeme Darwins leisten sollte? Die Aufgabe, welche er hier zu lösen hat, ist keine geringe. Wie der Rassenzüchter durch Auswahl zum Zwecke der Nachzucht allmählich kleine aber nützliche Abweichungen häuft und so organische Wesen seinen Bedürfnissen anpaßt, so muß das Resultat dieses Kampfes um's Dasein nach Darwins Lehre ein Überdauern dessen sein, der unter seinen Mitconcurrenten Sieger blieb. Diese Auslese nennt Darwin „natürliche Zuchtwahl"; und er sowohl wie seine ganze Schule thun sich nicht wenig auf diesen „glücklichen Griff" zu gute. Offenbar konnte, so meint Darwin, unter all' den streitenden Individuen nur derjenige Organismus siegen, dessen individuelle Eigenschaften — die wesentlichen waren ja bei allen gleich — den Umständen am besten entsprachen [1]. In diesem „Überleben des Passenden" soll dann der Schlüssel zur definitiven Lösung des teleologischen „Räthsels" gefunden sein. Denn eine unbegrenzte Steigerung und Vererbung soll keine Schwierigkeit mehr machen, nachdem einmal das Passende seine Existenz und Herrschaft gesichert hat. Und dennoch übertrifft dieser Schluß an Mißachtung aller Inductionsregeln wo möglich noch den vorigen. Sehen wir das im Einzelnen.

Es liegt noch keine Übertreibung darin, wenn Darwin schreibt: „daß die Structur eines jeden organischen Wesens auf die innigste, aber oft verborgene Weise mit der aller anderen organischen Wesen zusammenhängt, mit welchen es in Concurrenz um Nahrung oder Wohnung steht, vor welchen es zu fliehen hat, und von welchen es lebt" [2]. Obwohl der erste Anstoß zur Illustration dieses Satzes schon im Jahre 1793

---

[1] „Wenn wir über diesen Kampf um's Dasein nachdenken, so mögen wir uns mit dem vollen Glauben trösten, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im Allgemeinen schnell ist und daß der Kräftigere, der Gesundere und Geschicktere überlebt und sich vermehrt" (Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 101).

[2] Entstehung der Arten, S. 99.

von Conrad Sprengel gegeben wurde, so läßt sich doch nicht läugnen, daß wir es größtentheils der Anregung Darwins und seiner Schule verdanken, wenn wir heute mit umfassender Einsicht und voller Überzeugung behaupten können, „wir sehen schöne Anpassungen überall und in jedem Theile der organischen Welt“ [1]. Unter den Arbeiten Darwins in dieser Richtung sind vorzugsweise zu nennen „die Einrichtungen zur Befruchtung britischer und ausländischer Orchideen“ [2], ein Werk, welches mit Recht eine Ehrenrettung des „Sprengel'schen Namens genannt werden kann“ und für ganze Reihen der herrlichsten Beobachtungen auf diesem Gebiete Grundlage wurde [3]. Hierher gehören ferner außer zahlreichen Aufsätzen auch die Arbeiten „über insektenfressende Pflanzen“, „über Bewegung und Lebensweise der kletternden Pflanzen“ und „über das Bewegungsvermögen der Pflanzen“.

So herrlich nun aber der eröffnete Ausblick in diese Welt voll „schöner Anpassungen“ ist, so sehr enttäuscht die Zumuthung, die Darwin im Namen der exacten Wissenschaft stellt. Nach Art und Größe stimmt sie völlig überein mit jener, die Entstehung einer Ilias aus dem Zusammenwürfeln von Buchstaben herzuleiten. Solch ein „wissenschaftlicher“ Destillationsprozeß, welcher den Geist aus seinen Erzeugnissen vertreiben und die Entstehung des Zweckmäßigen ohne Absicht, die Schöpfung ohne Gott erschließen soll, bedarf natürlich, je ungeheuerlicher die Aufgabe, desto mehr der Stütze. Was thut Darwin? Er speist uns mit Phrasen ab. „Es ist so leicht,“ meint er, „unsere Unwissenheit unter Ausdrücken wie ‚Schöpfungsplan‘, ‚Einheit des Zweckes‘ u. s. w. zu verbergen und zu glauben, daß wir eine Erklärung geben, wenn wir eine Thatsache wiederholen.“ [4] Während unsere vernünftige Natur uns dazu drängt, die Fülle der schönen Anpassungen, denen wir überall und in jedem Theile der organischen Welt begegnen, als ein Erzeugniß erhabenster Weisheit anzuerkennen, sagt Darwin: Nein, es besteht kein Plan, es besteht kein Zweck; es gibt nur planlos wirkende Ursachen. Selbst ein v. Hartmann hat uns in einem Rechenexempel bewiesen, daß man des Gewinnes noch sicher ist, wenn man 2 gegen 1 auf das Bestehen des Zweckes wettet. „Ganz besonders,“ sagt derselbe, „können solche Wir-

---

[1] Ebendas. S. 83. [2] Deutsch, 2. Aufl. Stuttgart 1877.

[3] Die Untersuchungen von Hildebrand, von Delpino und Hermann Müller. Leider hat Letzterer den Eindruck seiner Leistungen durch maßlose Ausfälle à la Haeckel sehr getrübt.

[4] Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 562.

kungen mit Sicherheit als Zwecke erkannt werden, welche einen größeren Complex von Ursachen zu ihrem Zustandekommen brauchen, deren jede eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, Mittel zu diesem Zweck zu sein." [1] Hat die mechanische Erklärung auch nur einer einzigen passenden Einrichtung durch den absichtslosen Zufall alle Wahrscheinlichkeit gegen sich, um wie viel größer wird die Unwahrscheinlichkeit angesichts einer Welt voll der schönsten Anpassungen! Noch mehr; was Darwin will, ist geradezu unmöglich. Darwin zeigt uns im besten Fall wohl frühere Entwicklungsphasen, die dem jetzigen passenden Zustand vorangehen; alle diese aber sind schon passend, jede ihren Verhältnissen entsprechend. Und würde auch der Übergang von einer Phase in die andere so wenig Schwierigkeiten machen, wie die Metamorphose des Schmetterlings, eine Überleitung des Passenden in neue Verhältnisse ohne Plan und Absicht ist undenkbar und daher auch unausführbar. Und dennoch sollen die zufälligen Launen der Variabilität die letzte Ursache des Passenden sein; etwas Anderes bleibt eben nicht übrig [2]. Ist es nicht ein wahrer Hohn auf die wissenschaftliche Forschung, hier ganze Museen anzufüllen mit Feuersteingeräthen und ähnlichen Dingen, weil diese in ihrer zwar rohen, aber doch planmäßigen Bearbeitung menschliches Schaffen verrathen, dort aber die ganze Schöpfung mit all' ihren Wundern einem glücklichen Wurfe des Zufalls zu überantworten? „Mentita est iniquitas sibi" (Ps. 26, 12).

Ohne allen Zweifel verbleibt dem dritten Factor, der Vererbung, in der Descendenztheorie eine wichtige Rolle: sie soll die allmählich durch Variabilität und Kampf um's Dasein erworbenen Eigenthümlichkeiten auf die Reihe der Nachkommen übertragen. Indessen, so wichtig diese Aufgabe für den Ausbau der Darwin'schen Theorie ist, so leicht könnten wir uns mit derselben abfinden, handelte es sich nur um das Vererben schon erworbener Organe. Die Abänderung und die sog. natürliche Zuchtwahl sind die unmotivirt angenommenen Grundlagen der Theorie. Wird nun aber selbst bei der Vererbung von Gesetzen geredet, so heißt das buchstäblich „eine Erklärung geben, wenn wir eine Thatsache wiederholen"; denn hier ist die Beobachtung nirgends über die

---

[1] Die Philosophie des Unbewußten. 4. Aufl. Berlin 1872. S. 46.

[2] Gewöhnlich enthalten sich die Darwinisten jeder concreten Erklärung über das erste Auftreten neuer Bildungen. Doch findet sich z. B. im „Jubelband der Poggendorff'schen Annalen für Physik" das Geständniß, die Leitung bei den Neubildungen führe der Zufall. Vgl. das. Pfaundler, Kampf um's Dasein unter den Molecülen.

äußeren Erscheinungen hinausgekommen. Aber auch auf diesem so zugänglichen Gebiete hat Darwin mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. Individuelle Eigenthümlichkeiten — denn nur Abänderungen dieser Art führen in allmählicher Häufung zur Divergenz der Charaktere — werden thatsächlich entweder nicht vererbt oder aber verschwinden bald wieder. Darwin selbst bietet uns hierfür im Kosmos [1] interessante Beispiele. In einem der Fälle ist frühzeitiges Haarerbleichen eine Familieneigenthümlichkeit; in einem anderen Falle dagegen erstreckt sich eine individuelle Fingerkrankheit erblich bis auf einige Enkel, um dann völlig zu verschwinden. Soweit die Thatsachen reden, stellt sich heraus, daß die erbliche Weiterführung von Eigenthümlichkeiten auf allgemeine, übereinstimmende Charaktere gerichtet ist, die sie conservirt, während alle Besonderheiten und Divergenzen gerade auf diesem Wege sich ausschleißen und wieder verlieren. Aber gerade diese sind es, von deren Steigerung der Darwinist endgiltig Alles erwarten muß. Nichts ist leichter, als durch die neuerdings so betonte „wissenschaftliche Phantasie" die Vererbung mit der wichtigen Aufgabe zu betrauen, einmal erworbene Eigenschaften sofort auch auf späte Geschlechter zu übertragen; aber nichts ist auch leichtfertiger, als von derselben Vererbung in einem Athemzuge Erhaltung des status quo und zugleich eine stetige schrittweise Divergenz zu erwarten. Die Wahrheit ist, daß unter den Eigenschaften der mit Fortpflanzungsfähigkeit begabten lebenden Wesen es vorzüglich die Vererbung ist, welche geradezu eine der Darwinistischen entgegengesetzte Auffassung der Organismen und ihrer Entstehung fordert. Die Sphäre ihrer Thätigkeit ist von den bestimmten Grenzen der Gattung oder Art umschrieben. Ihre wesentliche Leistung ist in erster Linie die Bewahrheitung des Satzes: Gleiches wird von Gleichem erzeugt. Ihr ständiges Ziel ist Beibehaltung des Artcharakters und Reinigung desselben von zufälligen Anhängseln, wie sie hie und da auftreten. Denn es ist nicht zu verwundern, wenn dieselbe Kraftfülle, welche im Wachsthum den Individuen derselben Art ein so verschiedenartiges Gepräge aufdrückt, auch in der Vererbung stark genug ist, neben wesentlichen auch gelegentlich auftretende Eigenthümlichkeiten hie und da fortzupflanzen. Aber es ist durchaus verfehlt, nach derartigen Bravourstückchen der Natur, wenn wir so reden dürfen, die eigentliche Aufgabe der Vererbung bestimmen und sie so in ihr gerades Gegentheil verkehren zu wollen: das geschieht

---

[1] Kosmos, Zeitschrift für Entwicklungslehre. 5. Jahrg., 6. Heft, S. 458.

aber im Darwinismus. Daß er in Folge dessen gezwungen ist, Erscheinungen, welche in der Natur der Vererbung begründet sind — wie z. B. der Rückschlag in eine frühere Eigenthümlichkeit —, welche aber mit der Darwinistischen Auffassung eigentlich im Widerspruch stehen, daß er solche Erscheinungen als Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten auszugeben gezwungen ist, liefert einen klaren Beweis dafür, welch' gewaltsamer Verrenkungen der Thatsachen er sich schuldig macht.

Man sagt, der große Gedanke: Schöpfung ist Entwicklung, sei nicht neu; schon der helle Geist des hl. Augustinus habe denselben erfaßt. Das ist in gewissem Sinne wahr. Aber eine Entwicklung, welche eine erste Schöpfung zur Voraussetzung hat und fortwährend eine weise Vorsehung walten läßt, stellt sich doch in anderem Lichte dar, als eine Entwicklung im Sinne Darwins. Wir wollen gewiß nicht läugnen, daß Darwin es selbst ausspricht[1] und es sich auch von einem Geistlichen bestätigen läßt[2], es sei eine „erhabene Vorstellung", eine „großartige Ansicht", zu glauben, „daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß ... aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe immer schönerer und vollkommenerer Wesen entwickelt hat und noch fortentwickelt". Indessen zu welch einem Schemen muß thatsächlich der Darwin'sche Schöpfer zusammenschrumpfen, wenn „Schöpfungsplan", „Einheit des Zweckes" nur Ausdrücke sind, unsere Unwissenheit zu verbergen[3] — wenn es für einen guten Naturforscher geboten ist, vor der Annahme eines wunderbaren Schöpfungsactes zurückzuschrecken[4] — wenn endlich diejenigen Forscher, „welche an die Schöpfung von nur wenigen Urformen oder von irgend einer Form von Organismen glauben", noch selbst bezüglich dieses Restes von Schöpfungsglauben ihre Unwissenheit bescheinigt erhalten?[5] Man sei doch aufrichtig und rede nicht mehr von einem Schöpfer, wenn man jeden wirklichen Schöpfungsplan läugnet. Daher ist es ein völliges Mißkennen der Selectionstheorie, von ihr zu hoffen, daß sie die Schöpfungslehre nur von ungesunden, exegetischen Auswüchsen reinige und die Idee der Weisheit des höchsten Wesens zum klareren Ausdruck bringe. Das Wesen des Darwinismus ist Zurückdrängen des Schöpfers in der Schöpfung, die Tendenz geht geradezu auf das Hinausdrängen des Schöpfers aus der Schöpfung. Statt aller

[1] Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 571.
[2] Ebendas. S. 561. [3] Ebendas. S. 562.
[4] Ebendas. S. 563. [5] Ebendas. S. 564.

weiteren Beweise hierfür möge der kürzlich veröffentlichte Brief Darwins in seinem Wortlaute hier folgen: „Down, 5. Juni 1879. Lieber Herr! Ich bin sehr beschäftigt; ein alter Mann und von schlechter Gesundheit, kann ich nicht Zeit gewinnen, Ihre Frage vollständig zu beantworten, vorausgesetzt, daß sie beantwortet werden kann. Die Wissenschaft hat mit Christus nichts zu thun, ausgenommen insofern, als die Gewöhnung an wissenschaftliche Forschung einen Mann vorsichtig macht, Beweise anzuerkennen. Was mich betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung stattgefunden hat. In Betreff eines zukünftigen Lebens muß Jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen zwischen widersprechenden, unbestimmten Wahrscheinlichkeiten. Ihr Wohlergehen wünschend, bleibe ich, lieber Herr, Ihr hochachtungsvoller Charles Darwin." Wenn im Darwin'schen Systeme dem Schöpfer nicht bloß der Name, sondern auch irgend eine nennenswerthe Bedeutung bliebe, nie und nimmer hätte dieser Brief aus Darwins Feder fließen können.

Ja, ein Erfolg des Darwinismus, aber ein grauenerregender, ist es, daß er den Glauben an den Schöpfer und die ewige Vergeltung untergraben, daß er zahllosen Menschen ihren Gott und ihre Religion geraubt hat.

Hermann Jürgens S. J.

Ernst Renan.

Ein neues Buch und eine alte Vorrede.

(Schluß.)

Herr Professor!

Mit Genugthuung entnehme ich Ihrer geschätzten Zuschrift, daß Sie Ihrerseits meinen Plan aufgenommen haben, und daß es Ihnen bereits gelungen ist, sich in den Besitz eines wirklichen Cadavers, von der Species „jam foetet, quatriduanus est enim", zu setzen. Empfehlen möchte ich Ihnen nur, denselben mit der von Dr. Barff in London neuerfundenen, die Zersetzung sistirenden Flüssigkeit wohl zu imprägniren, da sonst wirkliche Gefahr vorhanden ist, daß die kostbare Acquisition buchstäblich in Staub zerfalle, noch bevor sich irgend ein Thaumaturgus willig finden läßt.

Denn hier, wie ich aus Ihrer Zuschrift entnehme, liegt augenblicklich die Schwierigkeit. Sie haben, klagen Sie, einen qualificirten Thaumaturgen noch nicht ausfindig machen können. Aber sollten Sie nicht in etwa selber hieran Schuld sein? Sie sprechen in Ihrem Buche von „einem Wunderthäter, der wirklich begründete Ansprüche auf Beachtung erhebt" — avec des garanties assez sérieuses, pour être discuté. Die Nothwendigkeit einer genauen Präcisirung von Garantiefragen liegt auf der Hand. Und doch finde ich in allen sieben Bänden Ihres Werkes die von Ihnen verlangten Garantien nirgendwo namhaft gemacht; Sie mögen sich also nur selbst die Schuld beimessen, wenn die Herren zu Ihnen kein rechtes Zutrauen fassen können; Niemand stellt sich gerne selber bloß. Und welches sind denn eigentlich diese Garantien, die Sie fordern? Soll der Thaumaturgus jederzeit zugleich Professor und Akademicus sein?

Indessen, aufrichtig gestanden, besorge ich, Sie werden, selbst nach genauer Statuirung der erforderlichen Garantien, den gesuchten Wunderthäter nicht finden: scheint mir doch Ihre Auffassung der christlichen Wundergabe arg verschroben. Sie stellen sich dieselbe anscheinend vor wie eine Pistole, die man in der Tasche herumträgt und beliebig abfeuern kann. Die christlichen Thaumaturgen hingegen betrachteten jederzeit die Kraft, Wunder zu wirken, als ein freies Gottesgeschenk, als eine Wirkung des Gottesgeistes, der da weht, wo und wann er will, als ein Ding, das man nicht in der Tasche hat. Bei gewissen Heiligen war die Gottesmittheilung eine so überschwängliche, daß der Laie sich versucht fühlte, die Wunderwirkungen als Bethätigungen einer innehaftenden Anlage aufzufassen, während sie der Thaumaturg selbst jederzeit als freies, aus freier göttlicher Initiative hervorgehendes Gottesgeschenk betrachtet wissen wollte. Der christliche Thaumaturg kann daher die Zumuthung, er möge heute ein Wunder thun, weil er es ja gestern auch gethan habe, nur belächeln. Wie würde nicht der Justizminister über die Zumuthung schmunzeln, er möge doch heute ein paar Unterthanen aufknüpfen lassen, weil er es ja gestern auch so gemacht habe! Unser Thaumaturg würde nicht einmal das Verlangen verspüren, von Gott in den Stand gesetzt zu werden, eine derartige Zumuthung zu erfüllen, weil sie ihn als dasjenige müßte erscheinen lassen, wofür Sie, Herr Professor, ihn halten, wofür er aber um Alles in der Welt nicht möchte gehalten werden — als einen Charlatan.

Gestatten Sie mir, Sie hier auf einen Zug der Leidensgeschichte

aufmerksam zu machen, welchen Sie auf S. 422 der Vie de Jésus allerdings in's Reich der Legende verweisen, aber doch als den Ausdruck der urchristlichen Auffassung der Wundergabe werden gelten lassen. König Herodes Antipas hielt eben Hof in Jerusalem — es war das auch so eine Art Commission. Der König hatte schon lange den Wunsch genährt, Augenzeuge eines Wunders zu sein — ungefähr wie Sie, Herr Professor. Als darum der große Thaumaturg aus Nazareth ihm vorgeführt wurde, empfing er ihn äußerst herablassend und redete ihm freundlich zu, doch einmal eine Probe seiner Wundermacht zu geben — freundlicher, als wohl die Commission es thun würde. Christus jedoch verharrte in Stillschweigen und ließ eher alle Schmach über sich ergehen, als daß er von der Würde eines Gottesgesandten, die er beanspruchte, zu der zweideutigen Stellung eines Hof-Tausendkünstlers herabgestiegen wäre. Jedweder richtige Thaumaturg wird es ebenso machen.

Fast will es mich bedünken, als müsse sich unser so freudig aufgegriffenes Commissions-Project wegen verschiedener Unzuträglichkeiten als unausführbar herausstellen. Der Cadaver ist da; aber der Thaumaturg will nicht, und die Commission bekommen wir nicht zusammen. Lassen Sie mich daher rundweg die Frage stellen: Brauchen wir überhaupt die Wunderprüfungs-Commission? Ist das Axiom ganz unanfechtbar, daß „kein einziges Wunder sich namhaft machen läßt, das sich vor Zeugen zugetragen hätte, die fähig gewesen wären, es zu constatiren"? Kann hier niemals und unter keinerlei Umständen das Zeugniß des „gemeinen Mannes" oder des „gebildeten Laien" genügen?

Lassen Sie uns nur gleich nach einem concreten Beispiele die Probe machen. Ich wähle eines, auf das ich bereits im Vorhergehenden angespielt habe: die Auferweckung des Lazarus. Es mag absolut möglich sein, Herr Professor, daß die Familienangehörigen sich anfänglich allenfalls über die Thatsache, ob Lazarus todt oder scheintodt sei, täuschen, daß sie in aller Einfalt einen Scheintodten begraben und dann den schweren Stein vor die Gruft wälzen konnten. Aber hier hört dann auch die Möglichkeit der Täuschung auf. Oder vermochte etwa ein Scheintodter jenen charakteristischen Geruch zu entwickeln, von dem es heißt: „Jam foetet, quatriduanus est enim"? Reichten Martha und Maria, die Vettern und Freunde nicht aus, um jenen Geruch zu constatiren und auf seine wahre Ursache zurückzuführen? Was brauchen wir da noch den Chemiker, jenen Geruch auf eine Formel zu reduciren? oder den Physiologen, uns die genetische Abfolge des Zersetzungsprocesses ausein-

anderzusetzen? oder den Geschichtskritiker, um zu bezeugen, daß die Geschichte von dem Geruch und den vier Tagen ihre Richtigkeit habe?

Doch wenden wir uns einem anderen Wunder zu: der Speisung der Fünftausend, welche alle vier Evangelisten berichten. Sehen wir uns den Hergang etwas näher an.

Die Volksmenge — fünftausend Männer an Zahl, Weiber und Kinder ungerechnet — ist Christo zu Fuß (pedestres) in die Wüste gefolgt und hat bis zum Abend seinem Unterrichte gelauscht, seine Heilungen geschaut. Möglich, daß eine Anzahl dieser Leute am Morgen etwas stärker gefrühstückt, als gewöhnlich, daß einige einen Imbiß zu sich gesteckt; wohl niemals wird es der Kritik gelingen, diesen Geheimnissen vorschauender Selbstliebe auf den Grund zu sehen. Soviel steht indessen fest, die gewohnte Zeit der abendlichen Hauptmahlzeit war bereits verstrichen; das Bedürfniß war ein derartiges, daß es sich der Aufmerksamkeit sowohl des Heilandes wie auch der Apostel aufdrängte. Chemiker, Physiologen, Geschichtskritiker waren allem Anscheine nach keine zur Stelle; doch können wir, scheint es, mit Bestimmtheit annehmen, daß sich bei allen Betheiligten ein gesunder Appetit geltend machte.

Nun fand sich zu rechter Zeit ein Knabe ein; merken Sie, Herr Professor, nicht eine ganze Proviantcolonne, sondern ein einziges Knäblein, „puer unus“. Sollte die Annahme allzu gewagt sein, daß die fünftausend Männer, welche keine Akademiker waren, bis Eins zählen konnten?

Doch ich thue Unrecht daran, diesen „puer unus“ ein Knäblein zu nennen. Er mag ein Knabe gewesen sein, ein Jüngling, ein Mann, ein Löwenwürger, wie weiland der Hirtenknabe David. Jedoch die Grenze, bis zu welcher dießmal seine Muskelkraft in Anspruch genommen wurde, ist genau verzeichnet: er trug fünf Roggenbrode und zwei Fische; doch wohl keine Walfische und keine Meilenwecken, sondern Brodscheiben, wie sie im Haushalte allerorten in Gebrauch waren, und Fische, wie man sie zum Verkaufe auszubieten pflegte.

Der Heiland segnet die Speise und läßt sie unter Alle vertheilen, „divisit omnibus“. Die Vertheilung geht vor sich nach Maßgabe, nicht der Menge der zu Speisenden und der Kargheit der Speise, sondern nach einziger Maßgabe der Eßlust: „quantum volebant“. Dem Genusse setzt wiederum einzig die Eßlust ein Ziel: „manducaverunt et saturati sunt“. Und am Schlusse der Mahlzeit füllen noch die Überbleibsel

zwölf Körbe. Man denke sich diese Körbe so klein, als man will, ist es nicht schon ein helles Wunder, daß überhaupt etwas aufzusammeln erübrigte, daß weit über fünftausend Menschen sich an fünf Broden und zwei Fischen sattessen konnten? Freilich, ein Chemiker war nicht zur Hand, der das Brod untersuchen und allenfalls hätte feststellen können, wie viel Kreide dem Mehl sei beigemischt worden. Es fehlte der Physiologe, der uns den Hunger-Coefficienten der Betheiligten hätte angeben können. Der Geschichtskritiker fehlte und wurde von Niemandem vermißt.

Aber waren die Anwesenden — Männer, Weiber und Kinder — nicht vollkommen im Stande, die Umstände richtig zu erfassen? Können wir ihr Zeugniß abweisen, wenn sie betheuern, daß sie erst hungrig waren und dann satt wurden? Muß man nachgerade ein Akademiker sein, um die Disproportion einzusehen, die zwischen einer Sättigung von fünf Tausenden und zwischen fünf Broden obwaltet? Kann man bloß in Paris die Wahrheit des Satzes erfassen: „Haec quid sunt inter tantos?“ „Was macht das auf so Viele aus?“ Nicht doch, nicht doch, Herr Professor; der gemeine Mann, das Büblein in der Wüste sind hinsichtlich aller dieser Fragen durchaus competent.

Aller guten Dinge sind drei: lassen Sie uns noch ein drittes der evangelischen Wunder vornehmen, dasjenige des wunderbaren Fischfanges. „Kein einziges Wunder,“ meinen Sie, „läßt sich namhaft machen, das sich vor Zeugen zugetragen, die fähig gewesen wären, es zu constatiren.“ Sehen wir einmal genauer zu.

Die Apostel hatten die ganze Nacht hindurch sich vergeblich beim Fischfang abgemüht. Voll Vertrauen auf das Wort des Herrn werfen sie nochmals die Netze aus, und siehe, sie fangen auf einen Zug nicht einen Weißling, nicht zwei, nicht zehn, sondern eine solche Unzahl Fische, daß das Netz zu reißen droht, daß ein zweites Boot zu Hilfe gerufen werden muß, daß die Last beide Boote dem Untersinken nahebringt. Die Leute in den Booten schreien laut auf, es sei ein Wunder geschehen; sie fallen vor dem Wunderthäter nieder; sie geben sich und all das Ihre ihm zu Diensten dahin. Und nun kommen Sie, Herr Professor, Sie winken vom Ufer hinüber, man solle still sein, man solle genauer untersuchen, man solle das Urtheil competenter Richter abwarten; der Chemiker sei von Paris her auf der Reise, und der Geschichtskritiker seien Sie selbst; man möge mit einem der Boote Sie und Ihren kritischen Taucherapparat hinüberholen, auf daß Sie den Seeboden abschnüffeln und ein competentes Gutachten auf Stempelpapier aufsetzen könnten.

Aber, wohlgelehrter Herr, sehen Sie denn nicht, wie im Boote Simon, des Jonas Sohn, Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, lächeln ob der Grille eines Professors, der besser wissen will als sie, wo und wann man die Netze auswerfen soll, und wie weit beim Fischfang die Grenzen des Natürlichen reichen. Haben sie nicht zeitlebens das Fischerhandwerk betrieben auf dem See Genesareth, sie und ihre Altvordern? Wer ist competenter, wer fähiger als sie?

Zu wem Gott redet, dem gibt er auch die Competenz, seine Stimme zu hören. Er weiß sich vernehmbar und verständlich zu machen den Kleinen wie den Großen, den Weniger- wie den Mehrwissenden. Sie sind ein Göthe-Verehrer, Herr Professor (Vie de Jésus, XXV); ist Ihnen des Altmeisters Ausspruch unbekannt: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt"? — ein Ausspruch, der sich zumal bewahrheitet an allem irdischen Wissen. All unser Wissen ist behaftet mit Unwissenheit, all unser Fortschritt mit Verirrung. Wir lächeln herab auf die Weisen der Vorzeit, die Weisen der Zukunft hinwiederum werden uns belächeln; bis zum Tage, wo alle Eitelkeit der Eitelkeiten vergeht und wir Alle, hoffentlich auch Sie nicht ausgenommen, die Wahrheit schauen werden, nicht im Gleichniß, nicht im Zerrbild, noch als Stückwerk, sondern von Angesicht zu Angesicht, ganz und rein. Bis dahin aber beanspruche keine Stufe beschränkten und verschrobenen menschlichen Wissens eine ausschließliche Competenz, die Worte und Werke des Allerhöchsten zu beurtheilen.

Lassen Sie mich zum Schlusse eilen. Sie stellen die Apostel dar zwar als einfältige, aber keineswegs als auf Täuschung ausgehende Männer. Sie räumen ein, daß sie Wunder berichten wollten und selbst Wunder zu wirken glaubten. Sie vermögen nicht in Abrede zu stellen, daß die Apostel oder die von ihnen angerufenen Zeugen durchaus competent waren, wenigstens über einzelne Wunder sich vernehmen zu lassen, daß somit wenigstens diese Wunder hinlänglich erhärtet sind. Sie räumen Les Apôtres S. XLIII f. ein, daß, „wäre auch nur ein Wunder erwiesen, so dürften schon nicht mehr die Wunder insgesammt in Bausch und Bogen verworfen werden". Welche Folgerung ergibt sich aus diesen Voraussetzungen für Ihr Buch, welches auf die unterschiedslose Verneinung sämmtlicher Wunder gegründet ist?

S. 200 Ihres Antéchrist erörtern Sie die Zulässigkeit der Annahme, es sei der hl. Paulus nicht zu Rom während der Verfolgung des Jahres 64, sondern in Folge eines Schiffbruches vergessen und ver-

schollen in irgend einer Einöde umgekommen. „Wie sagt uns nicht die Vorstellung zu," rufen Sie aus, „Paulus durch Schiffbruch verschlagen, von den Seinen verlassen und verrathen, nach all den Enttäuschungen des Greisenalters zum Skeptiker geworden; und dann die Schuppen ein zweites Mal von seinen Augen fallend! Der dogmatisirendste aller Menschen, wie er gebrochen, verzweifelnd — nein, sagen wir lieber: ruhig — verscheidet auf irgend einem Flecke Hispaniens, am Gestade oder an der Heerstraße, sein Ergo erravi auf den Lippen! Ja, das wäre so ein kleiner Trost für unseren harmlosen Unglauben."

Herr Professor, wie wäre es, wenn Sie sich irgendwo an der spanischen Küste niederließen, um da in den Gesinnungen, welche Sie dem Völkerapostel zumutheten, Ihr siebenbändiges Werk von A bis Z umzuarbeiten?

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Zeitenmesser der Weltgeschichte.

Die Art und Weise, auf die ein Volk seine Ära[1] berechnet, ist nichts Zufälliges; sie ist ein Bekenntniß seiner Anschauungen, seines

---

[1] Wie Periode der regelmäßig wiederkehrende Kreislauf von Zeiten ist, die auf ihren Anfangspunkt — eine meistens astronomische Grundlage — zurückgehen, so bezeichnet Ära dagegen eine fortlaufende und nach vorn immer zusetzende Jahreszählung, die zu ihrem Ausgangspunkt eine wichtige historische Begebenheit nimmt. Solche Ären sind, chronologisch geordnet:

1. die der Weltschöpfung — nach der alt- und neu-jüdischen (4179 und 3762), sowie nach der kirchlich römischen (5199) und vulgär christlichen (4004) Version;
2. die der olympischen Spiele (Juli 776);
3. die nach Erbauung der Stadt Rom — nach capitolinischer, varronischer und catonischer Schätzung (751[2][3]);
4. die Ära Nabonassars in Babylon (747);
5. die seleucidische Ära, regnum Graecorum (312);
6. die makkabäische (143);
7. die nach Christi Geburt;
8. die Ära Diokletians oder die der Martyrer (August 284; noch jetzt bei den Kopten im Gebrauch);
9. die türkische nach der Flucht Muhammeds — Hedschra — (Juli 622);
10. die persische oder jezdescherdische (um zehn Jahre jünger);
11. die französische Revolutions-Ära der Einen und untheilbaren Republik (22. September 1792 bis 1805).

Glaubens. Denn offenbar legt es ihr nach dem Sinnen und Denken, von dem es im Innersten bewegt wird, dasjenige als Ausgangspunkt zu Grunde, was ihm als das wichtigste Ereigniß, als der Tragpfeiler seines dermaligen Lebens und Wesens, seines glücklichen oder unglücklichen Looses erscheint. Von dieser Veranschlagung des Gegenstandes sehen wir auch die Kirche durchdrungen, wenn sie uns kurz vor der Jahreswende die Setzung des Ecksteins auf Sion, im Geschlechte Davids, die Geburt Christi, nach welchem sie ihre Jahre zählt, im psalmodisch erhobenen Tone des Martyrologiums, an ihrer neuen Zählung die abgelaufenen Zeitalter messend, in erhabenster Weise verkündet. Ja, ein Blick auf die Ära eines Volkes belehrt uns über etwas mehr noch, als über die Zifferhöhe einer beliebigen Anzahl von Jahren und deren Verhältniß zu nebenanliegenden Jahrberechnungen und Ziffersystemen: er läßt uns in den Gedankengang und die Überzeugungen der Völker schauen und den Geistesgrund erkennen, der durch alles, was sich in ihrem geschichtlichen Wirken und Werden daraufhin erbaut, hindurchschießt, und der das Ganze wie das Einzelne nach der treibenden Kraft, mit welcher der anfänglich gesetzte Keim sich entwickelt und geltend macht, gestaltet und durchdringt.

Überblicken wir die Gesammtzahl der angegebenen Ären, so können wir, von der im Bluttaumel der französischen Revolutionszeit auf zwölf Jahre hin versuchten Umwälzung Umgang nehmend, zuerst die drei religiösen Ären der drei monotheistischen Religionsbekenntnisse unterscheiden, von denen jede wieder einen historischen Nebensprossen zur Seite hat — und hierauf dann die drei profanen jener drei Hauptvölker, auf denen die äußere Cultur- und Weltgeschichte der Alten Welt beruht.

Die drei monotheistischen Religionen sind: die jüdische, die christliche, die muhammedanische — Thora, Evangelium, Koran — Synagoge, Kirche, Chalifat. Ihre Ären ordnen sich nach dem überweltlichen Schöpfungsact, nach der innerweltlichen Erlösungsthat und nach Muhammeds weltverheerendem Auftreten mit den Waffen, unmittelbar nach seiner Flucht.

Unter- und beigeordnet diesen Ären sind: im Gefolge der jüdischen Ära die der Makkabäer, vom Jahre 143 an, nachdem die staatliche Unabhängigkeit des Volkes Gottes siegreich erstritten worden und die Fürstenwürde über das Volk des Bundes in Simon mit der hohenpriesterlichen verbunden worden war. Es ist das die vom

Kampf ausruhende Martyrerzeit des Alten Bundes, nach der Läuterung die schönste des reinsten Gesetzeseifers. Ihr Land ist Syrien. — Die christliche Ära hat im Gefolge die diokletianische vom 29. August 284, oder die Martyrerzeit; erst von Dionys dem Kleinen durch die Ära nach Christi Geburt ersetzt. Sie erinnert an die längste, letzte und strömendste Bluttaufe der Christenheit, unmittelbar vor ihrem bleibenden Weltsieg durch den in der Kreuzeserscheinung zum Triumph berufenen großen Konstantin. Sie hat sich längs des koptischen Nillaufs erhalten. — Im Gefolge der türkisch-muhammedanischen Ära: die jezdescherdische in Persien — vom zehnten Jahre der Flucht Muhammeds. Mit diesem Jahre (dem Todesjahre Muhammeds) beginnt die Gründung des schiitischen Muhammedanerreichs in Iran, in seinem Gegensatz zum sunnitischen von Damaskus, dann von Bagdad, hierauf in Ägypten, jetzt zuletzt in der hohen Pforte. Damit beginnt gleichzeitig das Nationalunglück der Parsen, das sie nur noch mit den Juden nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels theilen, und die Verdrängung ihres heiligen Feuers aus dem Stammgebiet des Zend-Avesta in's Sanskritland zwischen Sind und Ganges. Doch auch das Schiitenreich betrachtet sich als ein Martyrergebiet, als das zu fortwährender Blutrache berufene Reich Ali's, des von den Sunniten verfolgten und getödteten schuldlosen Schwiegersohns des großen Propheten.

Gehen wir nun von den drei Religionsären der drei monotheistischen Bekenntnisse zu den drei profanen der drei Hauptvölker der Alten Welt über, so erhalten wir folgende Ordnung: die Römer, die Griechen, der syrische Orient — mit den spätern, an die bestehenden Synagogenverhältnisse sich anschließenden Patriarchatsitzen von Rom, Alexandrien, Antiochien.

Ob der Orientale seinen Sitz am Euphrat nehme, wo Birs Nimrud mit der Sternwarte zu dem südlichen Himmel emporragt, oder am Orontes in der Nähe des Mittelmeers und der hellenischen Welt: es verpflanzt sich mit ihm überall hin die Anbetung (προςκύνησις) der thronenden Majestät, der scheue Aufblick zum Diadem und die zur Natur gewordene sklavische Unterwürfigkeit unter den despotischen Willen eines Herrschers, dessen Person er mit oder ohne Weihrauchkorn die Ehren eines Gottes zollt. Was ist daher natürlicher, als die Berechnung der Zeit an die Thronbesteigung des Herrschers

zu knüpfen, dessen Familie ihm Alles, der Schooß seiner irdischen Gottheit und das Unterpfand des eigenen nationalen Daseins ist?

Zu ganz anderen Ziel- und Mittelpunkten, als das Semitenland, bekennen sich die zwei südlichen Hauptvölker des japhetidischen Welttheils — Hellas und Rom.

Dem Volk mit dem hellen, sonnigen Namen, der klaren Verständigkeit und dem rasch beweglichen Auge schwebt als Ideal seiner Menschheit — denn eine andere gilt ihm nichts — der Gott der Sonne vor, sein Apoll. Er ist ein gottmenschliches Bild vollendeter Mannesschönheit in kräftigem, gesundem Körper, gliedergelenkig, sangeskundig, trefflich als Schütze, gewandt in der Rede, siegreich im Kampf. Dieses Ideal zu erreichen, danach geht das Ringen und Rennen des hellenischen Jünglings. Dieses Ideal vor der Nation als erreicht, das Ziel als ein errungenes zu zeigen, ist das Streben seiner kühnsten Ehrbegier. Auf freiem Feld, von keinen Stadtmauern eingeengt, in einem Umkreis von Hügeln und Bergen, den in einem dem obersten Gott zu unverletzlichem Tempelfrieden geweihten Erbgut der Landesfluß durchströmt, unweit des bläulichen Meeres, aus dessen Fluth der Griechen Heimathstätte, wie vom poseidonischen Dreizack gehoben, emportaucht — versammeln sich seine Jünglinge und Männer, um vor ganz Griechenland Beweise von Muth und Kraft, geistiger Überlegenheit und körperlicher Übung abzulegen. Zwar ist's nur ein Ölzweig, mit dem die jeden barbarischen Prunkreiz verachtende Nation den Sieger belohnt; aber es ist frisches, grünes Reis, vom heimathlichen Baum genommen, und sollte es einmal verwelkt sein, so wird der Athlet bereits im Marmor leben, der unter der Hand eines die Natur belauschenden Künstlers nach dessen Zügen und Gliedern sich geformt hat. Wie der Orientale die Rechnungen seiner Jahre mit dem Diadem seiner ersten Könige beginnt, so der Grieche vom ersten Ölzweig, der im ersten Wettspiel von Olympia einem vielleicht namenlosen Kinde eines seiner Stämme verliehen worden ist. Mit diesem Ölzweig kränzte und vergötterte die hellenische Menschheit sich selbst — im Cult des körperlich-geistig Schönen.

Fest und starr, wie der Wall seines Lagers, wie der Thurm seines Castells, wie der unzerstörbare Kitt und Bau seiner sozusagen gemauerten Heerstraße, friedet der Römer das Gebiet seiner Stadt ein. Das pomoerium derselben erweitert er fortwährend nach allen Seiten zu, bis die Mauer des Rechtsstaates mit weltbeherrschendem Umfang als Reich und imperium die ganze ost- und westeuropäische Civilisation

umschließt. Von der urbs quadrata der Patriciercurien auf dem Palatin bis zum agger und zur Centurienverfassung des tarquinischen Bürgerkönigs — vom Capitol, das allein dem keltischen Zerstörungsbrande widerstand, bis zum Piktenwall in Britannien, den der baulustige Hadrian gegen die Bergvölker des äußersten Nordens von einer Furt zur andern zieht — von der Stadtmauer Aurelians, gegen die gefürchteten Germanen errichtet, bis zur anastasischen, die, von einem Meer zum andern reichend, das östliche neue Rom gegen die Slaven vertheidigen soll: welch ein planmäßiges und geordnetes Fortschreiten im gemessenen Schritt einer taktisch gebauten Legion zur Eroberung und Beherrschung der Welt; welch ein bienenfleißiges und organisches Fortbauen zugleich am ursprünglichen Zellengewebe des königlich-patricischen Stadtwesens bis zur Tyrannis der Weltstadt über den Erdkreis und des sieggekrönten Imperators über die Herrscherin selbst! Indem der Erdkreis zur Stadtwelt wurde, ward Rom zur Weltstadt, und in dem Maße, als sie sich Millionen unterwarf, kam sie immer mehr dahin, einem Einzigen, oft der schlimmsten und verächtlichsten Art, zu gehorchen. Kein Wunder, daß ein solches Volk mit solcher Geschichte und Bestimmung in den Fundamenten seines Triumphtempels ein bluttriefendes Haupt findet und seinen Beruf darin erkennt, auf blutiger Siegesbahn Haupt der Welt zu werden; aber ebenso natürlich, daß es, auf der Höhe seiner Bestimmung angelangt, von der Zinne seiner Macht und Größe auf die städtischen Maueranfänge seiner Gründung herunterblickend, die Annalen der ihm durch Eroberung zugefallenen Menschheit stolzen Bewußtseins nach der Zeit berechnet, in welcher Romulus mit der Pflugschar die Furche zum Umkreis einer Stadt zog, welche in den besten Tagen ihrer Kriegskraft die Feldherren vom Pflug zum Schwert berief.

Von Griechenland wurde der Orient erobert, Griechenland von Rom. Das erste Babel mit seiner Weltpracht und dem tausendjährigen Erbe einer Weltmacht ist über Syrien vom Euphrat an den Orontes und, ähnlich wie sein Gegensatz, die Statthalterschaft Christi aus Jerusalem, vom Orontes an den Strand der Tiber, nach Rom, gewandert, als das Babylon der Apokalypse und des Fürstapostels. Was ist hoheitlicher als ein Großkönig des Morgenlandes? was sinniger, schöner und maßvoller, als hellenische Kunst, Wissenschaft und Darstellungsgabe? was größer, mächtiger und besser gefügt, als Roms Heer, Gesetzgebung, Weltherrschaft? Das Christenthum, die Person Christi und sein Reich.

Von keines Menschen Hand, von keinem Windhauch, nur vom Geist des Allerhöchsten selbst berührt, löst sich von einer Bergspitze, die in den Schleier der Wolken ragt, das Steinchen, das, den Fuß des Kolosses treffend, ihn zertrümmert, seine Stelle einnimmt und zum Berge wird. Das ist die Herrschaft des heiligen Volkes, die Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Und dieses Reich, dessen kein Ende sein soll, keine Grenze, weder nationaler noch geographischer Beschränkung, keine Grenze, weder in der Ausdehnung noch in der Dauer — mit dem Throne Davids in der Felsenwürde Petri gegen jeden Umsturz gesichert, nicht nach Apollo's Bild, sondern nach dem des Gottmenschen zu dessen geistigem Leibe gestaltet, von keinem Brudermörder im Blute seines Opfers, sondern von den beiden Apostelfürsten, nach dem Muster ihres Meisters, im eigenen, einträchtig vergossenen Bruderblut zur Stadt Gottes gegründet — dieses Reich rechnet die Jahre seines Bestandes nach der Menschwerdung Christi des Herrn, Jahre des Heils.

Das Reich Christi, der als Gottmensch das Haupt der Kirche, seines geistigen Leibes, ist — erfüllt, wie schon der sterbende Patriarch in den ältesten Tagen der Menschheit geweissagt hat, „die Erwartung der Völker" und befriedigt all' die in der großartigsten Weise vertretenen Richtungen und all' die mit weltgeschichtlichem Ernst gestellten Forderungen, welche durch die drei von uns vorhin angegebenen Culturvölker zum Ausdruck oder zur Andeutung gelangt sind[1]. Suchen wir dieß etwas eingehender auseinanderzusetzen.

In seiner katholischen Anlage und in seiner katholischen Berücksichtigung jedweder Natureigenthümlichkeit und jeglicher Creatürlichkeit (praedicate evangelium omni creaturae) läßt das Christenthum, zuerst in die Hütte Sems und dann erst zur Völkerfamilie Japhets getragen, gewiß auch dem Stammeszug der Semiten — der zähen und unverbrüchlichen Heilighaltung des Geblütes, und der dynastischen Anhänglichkeit an Regentenstamm und Thron, sowie dem Bedürfnisse nach anbetender Huldigung und stummer Ergebenheit an den einen Höchsten und höchsten Einen — volles Recht und volle Befriedigung widerfahren. Vom geheimnißvollen Stern am wolkenreinen sabäischen Himmel zur

---

[1] Dem Messias, lehrt Paulus im Epheserbrief, hat Gott Alles unterthan gemacht; ihn selber jedoch gab er der Kirche zum Haupt. Sie ist sein Leib, und insofern Alles nur durch ihn seine rechte Stellung und seine volle Bedeutung erhält, ist sie die Entwicklung der Fülle, die in ihm enthalten ist.

Prophetenstadt des Priesterkönigs und von dort in das königliche Geburtsstädtchen des lebendigen Brodes geführt, huldigen sie dem Sprößling Davids in der Krippe mit den bedeutungsvollen drei Gaben des Morgenlandes. Durch die Anbetung der Person Christi als des lebendigen Gottessohnes, durch die wirkliche Mittheilung seines Leibes und Blutes im täglichen Geheimniß und durch das immerwährende reine Speiseopfer vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang zeigt sich das Christenthum dem syrisch-chaldäischen Christen von Antiochien und Jerusalem und dem Orientalen, für den die drei hebräistischen Evangelisten zunächst ihre Evangelien geschrieben haben, überhaupt als Übernatur in leibhaftiger, reeller Wesenheit.

Dem Hellenen, den nach mündlicher Rede und Belehrung seines Gottes verlangt, der nichts so sehr als das göttlich Hohe und Schöne in menschlichem Bilde zu sehen begehrt und dieses gottmenschliche Bild selbst dann wieder in Marmor oder in Farbentönen idealistisch auszudrücken und zu vervielfältigen strebt — ihm wird vom Evangelisten, der von seiner Art und Sprache ist, im Auftrag des Hellenenapostels der Heiland vorgeführt. Mit derselben Hand, die den kunstreichen Pinsel zu führen versteht, wird das herzgewinnendste Lebensbild des Erlösers entworfen, von der Gestaltung seiner allerheiligsten Menschheit durch den göttlichen Geist bis zu deren Darbringung an demselben Kreuz, das ihm ein Mann aus Cyrene tragen geholfen — mit den umständlichsten Zügen seines irdischen Wandels unter den Menschen. Sein Apostel, der ihm zu Ephesus und Korinth, auf Cypern und in Athen predigt, hält ihm ein über das andere Mal die höhere Sittenpflicht und Lebensübung des Evangeliums als einen Ringkampf und Wettlauf des Stadiums um unvergänglichen Siegeskranz vor und richtet fast all seine Aufforderungen, das Bild Christi und sein eigenes in sich nachzugestalten, mit der Wärme eines himmlischen Pygmalion, wenn wir so reden dürfen, an die bekehrte Hellenenwelt. — Diese ethische Seite des Christenthums mit seiner sittlichen Reinheit und Schöne, dieses Streben nach vollkommener Darstellung derselben in ausgeschiedenen Lebensständen, die ihrerseits am meisten dazu beitrugen, bei jenem Volk zarte und begeisterte Liebe zur jungfräulichen Gottesmutter zu erzeugen, ihm liebende Verehrung der heiligen Engel einzuflößen und sein Vertrauen in die Fürsprache der Heiligen durch die Verehrung ihrer Bildnisse auszudrücken — ist eines der zwei hervorragenden Merkmale des griechischen Kirchenlebens. Darauf dringt, wie keiner mehr, gerade jener Kirchenlehrer, der als Bischof

seiner kaiserlichen Hauptstadt mit dem Strome goldener Beredsamkeit den Geist und die Liebe des Weltapostels verband. — Das andere Merkmal hellenischen Kirchenthums ist, seitdem ein Paulus dasselbe gepflanzt und ein Apollo es begossen hat, die theologisch-wissenschaftliche Erfassung und Ausgestaltung des von Gott gegebenen Inhaltes der Lehre in platonischer Weise und philosophischem Gewande. Diese Palme schoß, Konstantinopel gegenüber, im hellenisirten Nilland, in Alexandrien, auf. Dort, am Gelehrtensitz grammatikalischer Forschung, mathematischer Genauigkeit, astronomischer Berechnung und dialectischer Weisheit, vertiefte sich die Katechetenschule in die Lehre vom Logos, von dem Ursprung und der Natur der Seele, von der Erschaffung und dem Endziel der Welt. Erscheinungen wie Origenes und Clemens, Arius und Athanasius, Dioskur und Cyrill, strahlen in so hellem Licht, werfen aber auch so dunkle, unheilvolle Schatten, daß sie wohl am besten geeignet sind, die Vorzüge, aber auch die Gefahren dieser Seite des christlichen Hellenismus mit ihrem Beispiel zu belegen.

Rom ist und bleibt die Erbin der Zeiten und der Welt, ad quam fines saeculorum pervenerunt. In seinem Felsen, der Petrus ist, das Grundgemäuer der Kirche tragend, ein Bau-Volk für und für, ruht es unbeweglich in sich selbst, oder richtiger auf den göttlichen Fels Christus gegründet, der in Petrus ist und den schwachen Simon zum felsenstarken Petrus macht. Zum Mittelpunkt, zur Felsgrundlage der Kirche ernannt, ging Petrus nach Rom, um sich dort, angesichts des Capitols und des Palatins, wie der Meister Moria gegenüber, anheften zu lassen. — Von Rom war über Antiochien nach Jerusalem das kaiserliche Machtwort ergangen, durch das der König der Juden und der Herr der Menschheit in der Davidsstadt geboren werden sollte. An den Kaiser von Rom zahlte der Messias für sich und den künftigen Souverän von Rom willigen Tribut, und niemals ließ er sich ein Wort entgehen, um gleich den übrigen Landes- und Zeitgenossen die römische Weltherrschaft zu mißbilligen oder ihre Berechtigung in Zweifel zu ziehen. Hat das erste Babel den ersten Tempel und die Stadt des götzendienerischen Volkes zerstören und das widerspenstige Volk selbst in die Läuterung der siebenzigjährigen Gefangenschaft schleppen müssen: so hat das zweite Babel den zweiten Tempel, wegen der Zerstörung des lebendigen, vom Geist Gottes gebauten, mit der zweiten Stadt auf immer zerstört und das gottesmörderische Volk bis zum Weltende in alle vier Winde zerstreut. Späterhin hat sich griechische Bitterkeit gegen die

Abendländer den beißenden Spott erlaubt, daß es zu den Vorzügen Roms gehöre, Christum durch römische Kriegsknechte mit römischer Ermächtigung haben kreuzigen zu lassen. Dieser Auslassung treten wir mit dem Bemerken entgegen, daß ein römischer Hauptmann in aller Aufrichtigkeit und Demuth vor dem Herrn das Knie beugte und nach dessen eigenem Zeugniß durch seinen Glauben die Hartnäckigkeit Israels beschämte; daß es ein römischer Hauptmann war, der nach den Lästerungen der vornehmen Juden den am Kreuz Verschiedenen als Sohn Gottes bekannte, und daß es wieder ein römischer Hauptmann war, ein Italiker, in dessen Person die noch für unrein gehaltene Heidenwelt vor Petrus stand und vom künftigen Herrn Roms Einlaß in die Kirche und durch die gläubige Annahme seines Wortes die Erstlinge des Geistes erhielt. Der Erstgeborne des Weltapostels ist ein Römer, nach dessen Sohnesnamen sich fortan sein geistlicher Vater nennt, zu römischem Stadtrecht römischen Namen fügend. Wie er sich rühmt, Hebräer zu sein, so macht er geltend, daß er auch ein Römer sei. Römisches Bürgerrecht bewahrte ihn vor unwürdigen Streichen oder verschaffte ihm Genugthuung für zugefügte Schmach; römisches Bürgerrecht machte ihn auf längere Zeit vom Kerker frei, verschaffte ihm Gelegenheit zur Verkündigung und brachte ihn — eine Erfüllung längst gehegten Wunsches — nach Rom. Δεῖ με Ῥώμην ἰδεῖν. Dem alten Rom war's beschieden, wie so schön der große Kirchenlehrer von Neu-Rom es sagt, als Haupt des Erdkreises die zwei Lichtsterne der Apostelfürsten als hellstrahlendes Augenpaar eingesetzt zu erhalten. Ihm war's und bleibt es beschieden — dazu ward vom obersten Lenker aller Dinge der ganze Gang der Weltgeschichte geordnet —, die staatliche Einheit der durch sein Schwert und Gebot verbundenen Völker durch den Hirtenstab seines Apostelfürsten in die friedlich sanfte Einheit der Kirche Gottes umzusetzen und die in der Weltbeherrschung geübte und bewährte Gabe, Widerstrebendes zu vereinen und den Erdkreis bei aller Vielgestaltigkeit inneren Lebens nach einheitlichem Recht und Gesetz zu verwalten, auf die Gesellschaft der Kirche zu übertragen, die das Symbolum der Apostel eine Gemeinschaft, der Prophet Daniel das Volk der Heiligen nennt. Dogmatische Ausprägung des treu und rein überlieferten, aber auch folgerichtig entwickelten und in vielseitig praktischer Anwendung geübten Lehrinhaltes zu festen, körnigen Artikeln und Sätzen — strenge Durchführung kirchlicher Zucht und Ordnung, bei steter Fortbildung ihrer wechselnden Formen durch das Leben — in beiden Beziehungen Aufrechthaltung einer

geschlossenen Einheit des Gottesstaates auf Erden als eines nach fester Norm gebauten hierarchischen Gesellschaftskörpers —: das ist die vornehmste und wesentliche Aufgabe der Kirche von Rom.

Jos. Krieg S. J.

Weihnachten in der Provence.

So weit das Gloria von Bethlehems Flur erschallte nach Nord und Süd, nach Morgen und Abend, wo immer der Friedensgruß der Engel ein friedebedürftiges Herz traf — wird die Weihnacht ein gesegnetes, hochgefeiertes Fest sein. Trotzdem aber wird sich je nach dem Charakter des Volkes und der Zeit ein merklicher Unterschied finden in der Art der Feier und dem Einfluß wie der Stellung, die das Wiegenfest des Erlösers auch in der außerkirchlichen Hantierung des Volkes beansprucht.

Der deutsche Weihnachtsbaum ist bekannt; die altenglische Feier des Weihnachtsfestes ist schon oft beschrieben worden, und so glauben wir denn auch unsere Leser einige Augenblicke über die Eigenthümlichkeiten des provençalischen Noël unterhalten zu dürfen, die in einzelnen Punkten neu, in andern sich an die nordischen Gebräuche anschließen. Vor Allem aber war es uns darum zu thun, einen Einblick in die ganz eigene Weihnachtspoesie des katholischen Südens zu gestatten, von der wir an anderer Stelle einige neuere, gewissermaßen classische Muster gegeben haben [1].

„Ich habe gesehen das Piemont,
Italien kenn' ich und Aragon,
War schon in Persia und Türkei:
Durchwandert' Arabiens Wüstenei —
Hab' China bereiset und auch Japan,
Und legte mein Schiff bei England an,
Besuchte Polen und Dänemark:
Und zu Lande
Wie zu Meer —
Ohne Lügen —
Beschaut' ich der Länder und Städte noch mehr:
Und doch sah ich bei alledem
Schöneres nimmer, als Bethlehem!"

Natürlich heißt es in diesem Liede wohl „Bethlehem", der alte Saboly aber wußte, daß jedes echte Kind der Provence darunter nur sein eigenes Dorf

[1] Vgl. Bethlehem. Aus den neuprovençalischen Weihnachtsliedern des Pfarrers Lambert. Ausgewählt und frei übertragen von W. Kreiten S. J. Freiburg, Herder, 1882.

oder Avignon, Aix, Arles und Beaucaire verstehen würde, wenn diese alle sich zur Stunde der Weihnacht in ein wirkliches Bethlehem mit Stall und Krippe verwandeln. Wie auf seine Ölbäume, seine Weinberge und Melonen, seine Crau und Camargue, sein Land und seine Sonne, so ist der Provençale auch stolz auf sein Weihnachtsfest; dieses wie alles Andere gehört zu seiner Heimath, zu seiner einzigen Provence.

Es dürfte denn auch wohl schwerlich irgend ein Land geben, wo die Feier des Weihnachtsfestes sich so mit dem Volkscharakter verschmolzen hätte und so specifisch national aufträte, als gerade an den Ufern der Durance und der unteren Rhône, wie denn sicherlich keine Sprache so reich an originellen Weihnachtsliedern ist, als die Langue d'oc.

Freilich macht sich heute auch bis in die entlegensten Thäler der Provence der geläufige Klageruf der Alten vernehmbar:

„Lou bèu tèm di reire passa"
(Der Ahnen schöne Zeit verging);

allein es erhielt sich bis in die neueste Zeit aus jenem „beu tèm" jedenfalls noch genug, was uns hier mehr als anderswo an die kindlich gläubigen Tage des Mittelalters erinnert und wie Heimathklänge aus Bethlehem durch den Sturm der Zeiten herüberschwebt.

Weihnacht ist das Fest der Kinder und der Armen im Geiste. Das gläubige Gemüth fühlt sich nothgedrungen klein und demüthig in Gegenwart des Gottes, der ein Kind ward. Mit einem gewissen Standesgefühl drängt der Kleine und Arme sich vor bei der Krippe; denn Seinesgleichen liegt darin zur Anbetung, Seinesgleichen waren die Erstberufenen und Hofleute des Königs in der Krippe. Je mehr sich daher bei einem Volke der einfache Charakter, die kindliche Gläubigkeit und ehrbare Armuth bewahrt hat, um so lieber, eigener und wichtiger wird ihm dieses Fest mit der Zeit geworden sein, ja sich förmlich mit seinen Lebensgewohnheiten verwoben haben. Der Provençale, d. h. der wahre Sohn des Landes zwischen Durance, Rhône, Meer und Alpen, ist gleichsam ein Nachkomme jener Hirten von Bethlehem, wie denn auch seine Heimath an manchen Stellen in ganz überraschender Weise den Orient und zumal das heilige Land in's Gedächtniß ruft. Nimmt man noch hinzu, wie diese Leute durch ununterbrochene Tradition die frohe Botschaft des Heiles von der Geburt und dem Leben des Erlösers aus dem Munde seiner Jünger und Freunde: Lazarus, Martha und Magdalena, empfangen haben wollen und mit einer heiligen Eifersucht dieses unmittelbare Anknüpfen der Provence an das heilige Land in Anspruch nehmen und vertheidigen: so kann es nicht länger Wunder nehmen, wie das Christfest zu einer wahren Nationalfeier gerade in der Provence geworden ist.

Treffend schildert uns der berühmte Dichter F. Mistral in seinem Meisterwerke „Mireio" die hervorragende Wichtigkeit des Weihnachtsfestes für die provençalische Familie. Der alte Ramon, ein reicher Bauer, hat zu seinem größten Schrecken die Liebe seiner einzigen Tochter zu einem armen, landstreichenden Korbflechterssohn entdeckt und, was noch schlimmer ist, bei

der Tochter kein Gehör für seine väterlichen Rathschläge und Abmahnungen von so unziemender Liebe gefunden. Da wird es ihm denn doch schließlich zu arg, und das Verderb der jetzigen Zeiten gegen früher und seine väterliche Autorität gleichmäßig hervorhebend, sagt er:

„Ein Vater ist ein Vater doch; sein Wille
Wird doch und muß gescheh'n, denn weh' der Heerde,
Die ihren Hirten führt, um bald mit ihm
Zugleich in Wolfes Rachen sich zu stürzen.
Ha, daß zu uns'rer Zeit ein Sohn dem Vater
So widerspenstig sich gezeigt — bei Gott!
Ich glaub', der Alte hätte ihn getödtet. —
Dafür denn sah'n wir auch Familien blüh'n,
Stark, einig und gesund; sie widerstanden
Wie ein Platanenstamm fest jedem Sturm.
Ich weiß, auch sie wohl hatten ihre Zwiste,
Doch zog die Christnacht in ihr Sternenzelt
Und sammelte den Ahn und sein Geschlecht
Zahlreich um den geweihten Weihnachtstisch,
Dann war verraucht der alte Groll und Kummer,
Sobald des Greisen abgezehrte Rechte
Den Enkeln seinen heil'gen Segen gab." [1]

Diesen Charakter des großen Familien- und Versöhnungsfestes hat denn die Weihnacht auch bis in die Gegenwart treu bewahrt. Am heiligen Abend nicht am väterlichen Herde erscheinen, wäre gleichbedeutend mit heimathlos, aus der Familie ausgestoßen, enterbt und verwandtschaftlich todt sein. Es ist darum auch ein altes Herren- und Landesrecht, daß jeder entbehrliche Dienstbote für die Festtage Urlaub erhält, um das „calendau", den Weihnachtskuchen, mit den Verwandten zu essen. So heißt es in einem Saboly'schen Weihnachtsliede:

„Behüt' dich Gott, mein Meister,
Gib meinen Urlaub mir;
Dein Hirt mag ich nicht bleiben,
Such' einen andern dir.

Will meine Reis' nun machen
In's Land von Bethlehem,
Als Zehrgeld sollst du geben
Den Lohn mir, wenn's genehm.

Schon kommen die Kam'raden,
Sind alle wegbereit,
Der Mond schon steht am Himmel,
Das ist die Wanderzeit." [2]

Es bietet einen wirklich ganz festlichen Anblick, diese verschiedenen Gruppen in ihrer malerischen Tracht den steilen Bergpfad oder den einsamen

---

[1] Mireio. Canto VII.
[2] Lou libre calendau, Nouvè 16.

Thalweg zwischen den hellgrünen Ölbäumen und den schlanken schwarzen Cypressen dahinziehen zu sehen. In der Hand ein Bündel mit dem Festtagsanzug, auf dem Hut einen blühenden Rosmarin, Freude im Herzen und ein Lied auf den Lippen — so geht's weiter in's liebe Heimaththal zur alten Mutter, zum weißen Ahnvater. Und ein sonniger Winterhimmel blaut über den kahlen Höhen und fruchtbaren Thälern der Provence; man weiß nicht, soll man es einen letzten Sommerblick oder einen verfrühten Lenztag nennen, und die blühende Rosenhecke drüben am Nachbarsgarten weiß darüber auch keine Auskunft zu geben. Wahrlich, bringt da nicht ein Mägdlein blühende Kirsch- und rosige Apfelzweige für die Krippe? Wirklich gehört das Alles zu einer vernünftigen classischen Weihnachtsfeier, wie bei uns der knirschende Schnee und der funkelnde Sternenschein. Daheim im Hause des reichen Heerdenbesitzers wie in der Traßhütte des kleinsten Kötters herrscht ein reges Leben; keine Hand ist unthätig, kein Antlitz traurig. Alles wird von seiner Stelle gerückt, an der es das ganze Jahr so ruhig gestanden — Alles wird gewaschen, gescheuert, und in die Südländer selbst scheint ein Geist niederländischer Reinlichkeit gefahren zu sein, der um so mehr auffällt, als er selten ist. Während das Kind beim Vater steht und voll Ungeduld fragt, ob das Calendau (Weihnachtsbrod) und die Kuchen bald gargebacken seien, ob der Nougat (weißer Mandelkuchen aus Eiern, Honig, Mandeln und Pistazien) gelungen ꝛc., kann es die Mutter nicht unterlassen, zwischen ihrer harten Arbeit bisweilen einen Blick auf die Straße oder den einsamen Bergpfad zu werfen, denn sie weiß, wen sie erwartet. — Der Großvater — man kann sich eine provençalische Familie ohne Großvater (reire) kaum denken — hat auch sein Geschäft, um das er in jüngeren Jahren seinen Ahn wohl still beneidet und Gott im Grunde seines Herzens als Lohn seiner harten Tage gebeten hat. Er sitzt in einem sonnigen Eckchen des Hofes oder der Veranda und weidet den feisten Truthahn aus, der auf den heutigen Tag schon seit Wochen gemästet wurde, und als dindon de Noël dieselbe Rolle spielt, wie sie in manchen Gegenden Deutschlands der Martinsgans bestimmt ist. Es ist eigenthümlich, wie in der traditionellen Weihnachtsfeier hier der Küchenzettel eine so feste und hohe Stellung einnimmt und zudem die Eigenschaft hat, seit Jahrhunderten für Reich und Arm so ziemlich der Hauptsache nach dasselbe vorzuschreiben. Weil angeblich die Hirten dem Jesuskinde einen „Cochinchinesen“ (!) zum Geschenke darbrachten, gehört der Truthahn nothwendig auf den Weihnachtstisch. Selbst die Städter entziehen sich diesem Gebrauche nicht, und ist es ein überaus lustiger Gang, in einer größeren Stadt an den Tagen vor Weihnachten den Markt zu besuchen und die schwarzen Opfergäste zu Hunderten mit gebundenen Füßen daliegen zu sehen und schreien zu hören.

Allgemach wird es Abend. Das flackernde Herdfeuer, welches die feingewaschene Stube erhellt und trocknet, wird bald der Mittelpunkt der Familie, die sich, Eines um's Andere, dabei einstellt, je nachdem die Arbeit sie freigibt. Zu spät kommt heute Keiner. Man plaudert, singt ein altes Noël und wartet; endlich kommen die Ersehnten, ein Sohn, eine Tochter — wohl-

behalten, heiter, sonnengebräunt und duftend von dem Kräuterhauch der durchwanderten Berghaiden. Der Empfang ist freudig und laut, wie ihn die schlichten Kinder der Berge lieben. Nun ist die Zahl voll und die Ceremonien können anheben. Über das, was nun folgt, muß mich der geneigte Leser nicht um Ursache, Bedeutung und Entstehen fragen; er mag selbst seinen Scharfsinn anwenden, um den tieferen Kern aus der einfachen Schale zu lösen. Für mich ist Manches ein Räthsel geblieben.

Der Tisch aus Pappelholz ist hell gescheuert, er erhält nun sein blüthe-weißes Tuch, vielleicht das einzige Mal im Jahr. Die Hausfrau und die Mägdlein sind geschäftig zwischen Küche und Wohnzimmer; die gelben, schwarzgetüpfelten Teller werden hereingebracht. In drei weißen Schalen sprießt und grünt das Korn der hl. Barbara, so genannt, weil an dem Festtag der heiligen Martyrin die Fruchtkörner zum Keimen in's Wasser geworfen werden und nun als Erstlinge der Feldfrucht auf dem Tische und später bei der Krippe stehen. Auf drei Leuchtern mit feingezackten Papierdillen brennen in der Mitte des Tisches (nach anderer Observanz sind es vier an den vier Ecken) drei gesegnete Kerzen, deren „Feuerrosen", d. h. der brennende Theil des Dochtes, eine prophetische Eigenschaft besitzen und für das nächste Jahr der Familie Glück oder Unglück verheißen. So heißt es, daß derjenige, gegen welchen sich diese Rose wendet, das nächste Jahr beim Nougat fehlen werde [1]. Das Tischtuch soll weiß und unversehrt bleiben, selbst wenn eine glühende Kohle darauf fiele — sicherlich eine Anspielung auf die vor, in und nach der Geburt unverletzte Jungfräulichkeit Maria's. Seltsam ist auch die Meinung, daß die Katzen — Sinnbild des Teufels — diese Nacht stumm sind.

Aus dem Ofen wird das Calendau auf den Tisch gebracht; ein Zweiglein der immergrünen Stechpalme prangt mit ihren korallrothen Beeren inmitten des Kuchens, rundum schlingen sich Kränze allen möglichen Grüns, das die Jahreszeit noch bietet [2].

Unterdessen hat der älteste Sohn des Hauses das Zimmer verlassen.

---

[1] Vergleiche hierzu das auch im heidnischen Norden übliche Beobachten des Licht- oder Herdbrandes. So in Nr. 17 des indiculus Conc. Liftin.: „de observatione paganorum in foco."

[2] Es ist zweifelsohne in dem Gebrauch des Grüns als Zierde der Speisen ein tieferer Sinn zu suchen. In England wurde von Alters her das Haus mit Grün geschmückt und vorzüglich die in der nordischen und celtischen Mythologie so bedeutsame Mistel hierbei verwendet. Auch das perennirende Gebüsch der Stechpalme oder die immerfrische Epheuranke waren sehr beliebt. An den deutschen Weihnachtsbaum braucht bloß erinnert zu werden. Bei dieser allgemein giltigen Sitte des Gebrauches von grünen Zweigen bei der Weihnachtsfeier dürfen wir wohl mit Recht die Meinung Jener als begründet ansehen, welche darin zwar Anklänge an die heidnische Vorzeit erkennen, diese heidnische Vorzeit aber als mit Ahnungen in die Zukunft blickend auffassen. Was auf diese Weise die Mythologie mit dem Licht in der Julnacht, dem Grün in der todten Winterszeit ausdrückt, war die Ahnung von einem neuen, ewigen Frühling, dem siegenden Lichte, das in die Finsterniß scheinen würde. Und wie könnte die Frucht der Menschwerdung knapper und einfacher symbolisirt werden?

Ein alter Ölbaum oder ein wilder Birnbaum waren schon seit Monaten zum Fällen ersehen, und nun liegt ein gewaltiger, roh behauener Wurzelstock davon vor der Thüre. Diesen gilt's nun in die Stube zu wälzen und vor die Füße des Großvaters zu schieben. Alle erheben sich und bilden um den Alten einen Halbkreis. Der Greis hält darauf, die Gebräuche der Väter nicht in Vergessenheit kommen zu lassen, und er hat für diesen Abend seine reichsten Festkleider angelegt. Die breite Vorderkrämpe des Hutes ist aufgeklappt; das lange Camisol von weißem Kadis (einer Art Wollenzeug) umschlingt der buntgestickte Gurt; die kurzen Hochzeitshosen und die gelben Ledergamaschen sind mit Silberschnallen befestigt. Auch die übrigen Glieder der Familie haben sich in Feierstaat geworfen zu der „heiligen" Handlung des Boutofio. Sie stehen erwartungsvoll und harren des ersten Glockentones von der Dorfkirche, welche Weihnachten einläutet. Kaum schwebt der erste Schlag über das Thal, so gibt der Großvater ein Zeichen, Alt und Jung erheben ihre Stimmen und nach einer freudig feierlichen Melodie singen sie den alten Spruch:

„Quand nouvè ven
Tout bèn ven."
(Mit Weihnacht kommt
Alles, was frommt.)

Dann fragt der Großvater:

„Kinder, sollen wir legen das Weihnachtsscheit?"

Alle antworten:

„Ja, wir wollen es legen zur heil'gen Zeit!"

Darauf der Alte:

„Freude, Freude, Freude!
Füll' uns das Kind mit Freude —
Und sind wir dereinst nicht mehr an Zahl,
So laß uns, Herr, auch nicht wen'ger sein.
Komm', Feuerhalt; komm', Feuerdeck!
Komm', Freude, Freude, Freude!"

Die Umstehenden wissen wohl, was der Alte nach diesem Spruch aus der tiefen Camisoltasche zieht, ein Glas wird vom Tische genommen und der Großvater füllt es aus seiner Flasche mit weißem, klarem Wein [1] bis zum Rande — dann gießt er dreimal aus dem Glase über den Holzpflock, den nun der Jüngste der Familie an dem einen, der Alte am andern Ende anfaßt, während die Übrigen suchen, ihn zwischen Beiden zu berühren, bezw. zu

[1] Es ist dieß sogenannter „vin cuit", ein eigens zubereiteter Gewürzwein vom Most des letzten Herbstes. Wenn man Alles in Allem nimmt, so bleibt kein Zweifel, daß die Bestandtheile des Weihnachtsmahles an erster Stelle auf ein Opfer aller Früchte des Landes an das Jesukind deuten. Daher das Streben, möglichst alle Erzeugnisse in den Bereich des Speisezettels zu ziehen, das Übrige wenigstens zum Schmuck des Tisches oder der Krippe zu verwenden.

tragen. Dreimal ziehen sie nun Alle mit dem Scheit um den Festtisch, darauf durch die einzelnen Räume des Hauses und Hofes. An den Herd zurückgekehrt, erhebt der Alte, freudig gerührt, das Glas und spricht den alten Segen:

„Feuer, Feuer, heil'ges Feuer!
Gib uns Glück und schönes Wetter;
Gib den Schafen glücklich Lammen, u. s. w.
Deckefeuer,
Zünd' nun Feuer!“ [1]

---

[1] Für die Philologen und Culturhistoriker von Fach lassen wir hier die seltsame alte Besprechungsformel im Urtext folgen:

„O fio, fio sacra! fai qu'aguen de bèu tèm!
E que ma fedo bèn agnelle
E que ma trueio bèn poucelle
E que ma vaco bèn vedelle,
Que mi chato e mi noro enfanton touti bèn!
Cachafio, bouto fio!“
(cfr. Mistral, Mireio, notes du Ch. VII.)

Daß diese Formel, sowie die ganze Ceremonie, durchaus an heidnische Gebräuche erinnert und auch wahrscheinlich auf solche zurückzuführen ist, darf Niemand Wunder nehmen. Daß die Sommersonnenwende bei den Meisten durch große Freudenfeuer gefeiert wurde, ist durch unser Johannisfeuer allbekannt. Das Wintersolstitium, welches um die Weihnachtszeit fällt, wurde ebenso vom Volke hochgehalten und gab zu Feierlichkeiten Anlaß. Wie im Sommer um gute Saatzeit gefleht wurde, so im Winter um eine gute Ernte. Männer wie Dupuis oder Volney glaubten in ihrer Gelehrsamkeit „den christlichen Aberglauben bereits untergraben“ zu haben, weil sie dargethan, wie zur Winterwende ein Sonnenfest bei den meisten alten Völkern gefeiert worden sei und somit die Kirche nothgedrungen auch ein Fest hätte erfinden müssen, das sie auf jene Tage verlege, um sich so beim Volke Eingang zu verschaffen. Freilich, um solche Weisheit zu Tage zu fördern, muß man „Philosoph“ sein, und wir wollen daher auch lieber hier anführen, was der hl. Augustinus schon im Voraus auf einen solchen Einwand geantwortet hat: „Freuen wir uns, meine Brüder,“ ruft er am Weihnachtstage seinen Christen zu, „freuen wir uns, denn dieser Tag ist heilig nicht wegen der sichtbaren Sonne, sondern wegen der Geburt des unsichtbaren Schöpfers der Sonne. Der Sohn Gottes hat diesen Tag zu seiner Geburt auserkoren, wie er sich eine Mutter erwählt hat, da er sowohl seiner Mutter wie seines Geburtstages Schöpfer ist. Dieser Tag, an dem das natürliche Licht sein Wachsthum beginnt, bezeichnet in der That die Aufgabe und Sendung des Heilandes, der durch seine Gnade unablässig den inneren Menschen erleuchtet und erneuert“ (Sermo III. in Nat. Dom.). Ein anderes Mal nimmt derselbe Heilige Bezug auf die Beziehung der beiden natürlichen Jahressolstitien und der an ihnen gefeierten kirchlichen Feste, und sagt: „Johannes kam zur Welt um die Zeit, da die Tage kürzer werden; der Herr ward geboren, da die Tage sich verlängern, so daß auch hier das Wort des Vorläufers gilt: „Jener muß wachsen, ich aber abnehmen“ (Joh. 3, 30). Wer wollte irgend eine Schwierigkeit darin finden, daß der Schöpfer der Natur, welcher auch zugleich der Urheber der übernatürlichen Heilsordnung ist, diese beiden Schöpfungen in eine wunderbare Harmonie und mystische Verwandtschaft gebracht

Nun wird der Holzklotz langsam in's Feuer geschoben. Es ist Sache des Hausherrn, ihn so geschickt zu legen und zu dämpfen, daß er die Festtage hindurch das Feuer unterhalte. Wehe der Familie, die ihr cachofio nicht „gesegnet", nicht angezündet oder schlecht bewacht hätte! Hundert Unfälle ständen ihr bevor, auch abgesehen davon, daß das cachofio der Mittelpunkt des Familienkreises und die Freude der Weihnachtsvigil ist, mithin schon eine tiefe Störung des Familienlebens oder ein bedenkliches Ablassen von den althergebrachten Gebräuchen der Grund solcher Unterlassung wäre[1].

hätte? Wer wollte ferner die Kirche tadeln, wenn sie Gebräuche, die nun einmal beim Volke nicht auszurotten waren, und die in sich nichts Böses hatten, ihrer heidnischen Beziehungen zu entkleiden suchte, sie bloß auf das bürgerliche Leben beschränkend oder womöglich auf irgend eine christliche Wahrheit hinlenkend? Weil trotz aller Vorkehrungen und Vorsicht die Gefahr des Aberglaubens doch immer, besonders für die ersten Generationen, nahelag, hat freilich die Kirche sich auch eher für völlige Unterdrückung solcher Gebräuche entschieden bemüht; allein Manches ließ sich beim besten Willen nun einmal nicht gleich beseitigen und verlor mit der Zeit auch den gefährlichen Charakter für die späteren, im Christenthum schon geborenen und erzogenen Geschlechter, die in diesen Übungen nur noch einen christlich-frommen Gebrauch der Altvordern sahen. So ist uns denn auch nirgends eine Äußerung der Kirche gegen den Gebrauch des Cachofio begegnet, eben weil keine Gefahr des Aberglaubens mehr vorlag.

[1] Auch in England finden wir dieses Cachofio unter dem Namen des Weihnachts- oder Julblockes (Christmas-block, Yule-log), der als festliches Kaminfeuer während der Weihnachtstage unterhalten wird. Ein Stückchen desselben muß womöglich übrig bleiben, um den nächstjährigen anzuzünden. Zu Shakespeare's Zeiten lag der große Block gewöhnlich in der Mitte der Halle, die Glieder des Hauses setzten sich der Reihe nach auf ihn, sangen ein „Jullied" und tranken auf fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr (Weinhold, Altnordisches Leben, S. 12). — Das Herumtragen des „geweihten" Blockes hat einige Ähnlichkeit mit dem Umzug des „Schimmelreiters", wie er noch heute in einigen nord- und süddeutschen Gegenden zur Weihnachtszeit üblich sein soll und als eine Darstellung des umreitenden Gottes Odin auf seinem weißen Rosse Sleipnir erklärt wird. Dieser Ritt des Gottes sollte nach der Mythologie zur Zeit des bestellten Winterfeldes stattfinden, um Opfer zu nehmen und Segen zu spenden. Wir deuten diese und ähnliche Beziehungen und Anklänge nordischer und romanischer Gebräuche zu- und aneinander nur oberflächlich an; vielleicht sind sie geeignet, den Ultragermanisten etwas Nachdenken zu verursachen, welche alle Gebräuche der Weihnachtszeit auf nordisch-germanische Mythologie zurückführen möchten. Weil es z. B. in einem alten Volksliede heißt:

„Maria, die konnt' spinnen . . .",

so muß „Göttin (Berchta) und Königin (Bertha) sich mit der Jungfrau Maria in den hausmütterlichen Ruhm theilen", ja „in sehr naiver Weise wird in manchen Gegenden aus dieser leuchtenden heidnischen (Spinn-) Göttin die Jungfrau Maria" (vgl. Dr. A. Freybe, Weihnachten in deutscher Dichtung, S. 25). Soll doch sogar nach diesen Gelehrten in dem französischen Wort Noël das altdeutsche „Jul" fortleben. Wie sie es wohl mit der Zurückführung des altprovençalischen gleichbedeutenden nouvè fertig bringen, dürfte interessant genug sein, da dieser Form so unverkennbar als nur wünschenswerth das lateinische novellus resp. novus zu Grunde liegt.

Nun hat die Festzeit begonnen. Vom Herd geht es an den Tisch. Alle Anwesenden ordnen sich dem Alter nach um den Großvater, der wie immer in diesen echt conservativen Familien den Ehrenplatz einnimmt. Freudenthränen füllen oft bei dieser Gelegenheit sein Auge, wenn er die Kinder und Enkel so zahlreich, so froh und friedfertig um sich versammelt sieht. Zitternd erhebt er die abgemagerte Rechte über den Tisch und segnet im Namen des himmlischen Vaters die Festspeisen. Es ist kein gewöhnliches Abendbrod, welches bevorsteht; auch haben von Mittag an Alle bis zum jüngsten Kinde strenges Fasten gehalten bis zum „Nougat" oder „Calènos" [1], wie die Mahlzeit des Weihnachtsabends genannt wird.

Nach dem Gebet und Tischsegen beginnt das Mahl, und Keiner läßt es an Fröhlichkeit und gesundem Appetit fehlen. Man ißt übrigens langsam, denn bis 2 Uhr Nachts hat man ja Zeit, und geschlafen wird diese Nacht nicht.

---

[1] Nougat ist eigentlich der Name eines Kuchens aus gestoßenen Mandeln, die in Honig gekocht und mit Backwerk (gaufres) bedeckt sind. So die gewöhnliche Zubereitung des nougat rouge; der nougat blanc besteht aus geschlagenen Eiern, Zucker und Mandeln. Häufig fügt man auch noch gestoßene Pistazien und andere Nüsse dazu, daher der Name „nougat de nose". Die bekannten Nougats von Montélimart sind ja auch im Norden als Delicatesse berühmt, und bilden das erste „Geschenk", welches dem Reisenden auf der Fahrt von Lyon in die Provence um theures Geld feilgeboten wird.

Calènos bezeichnet ursprünglich ein Geschenk, ein Festmahl, wird aber fast nur für das Weihnachtsgeschenk oder das Christnacht-Festmahl gebraucht; so heißt z. B. fan calènos = Weihnacht beim Mahle feiern. Daher auch die Bedeutung Weihnacht überhaupt. Häufiger ist die Benennung calendau mit derselben Bedeutung. Gewöhnlich werden beide Wörter von calen (Hängelampe oder auch Küchenpfanne) abgeleitet; wahrscheinlicher scheint uns die Ableitung von Calendae zu sein. Dieser altrömische Ausdruck scheint uns durchaus geeignet, als Fingerzeig für die Entstehung vieler Eigenthümlichkeiten der provençalischen Weihnachtsfeier zu dienen. Auf den 5. December fielen in Rom die faunalia — wohl nachklingend in der Sitte des Barbara-Kornes. Am 19. folgten die Opalia zu Ehren der Ops, dann zumal am 20. die Sigillaria während zweier Tage, mit ihren Kuchen in Form von Götterbildern, die man sich gegenseitig zuschickte, wie heute die provençalischen Calènos oder Calendau. Im Französischen heißt ja auch oft das Weihnachtsfest Fête des Calendes, das Calendenfest, wobei freilich zu bemerken, daß Weihnachten nicht auf den Tag der Calendae, sondern auf den achten Tag vor den Calenden des Januar fällt. Interessant ist auch hier wiederum der Anklang an nordische Gebräuche. So finden wir unter Nr. 26 des bekannten Indiculus Concilii Liftinensis den Titel: „De simulacro de conspersa farina", den sehr viele Gelehrte auf die Heidenwecke deuten, von denen die Nikolaus-, Christ- oder Neujahrskuchen herrühren sollen. Bei Burchard von Worms finden wir ebenfalls in einem Beichtspiegel: „Fecisti aliquid tale, quod pagani faciunt in Calendis Januarii in cervolo? Si fecisti: 30 dies in pane et aqua poeniteas." Die Panes sigillares haben sich zweifelsohne in den provençalischen fougasso erhalten, einem dünnen Weizenkuchen, dessen obere Seite mit allerlei Linien gezeichnet ist.

„Ha, wie heult der Nordwind draußen
Gar so grimmig und so heiser!
Wirf in's Feuer diese Reiser,
Daß sie geben Licht und Gluth.
Drinnen bei des Holzes Knistern,
Bei dem hellen Schein der Flammen
Wollen feiern wir zusammen
Weihnacht, unsres Herrn Geburt.
Du besorg' das Mahl, Elise —
Wird denn heute Nacht gewacht? —
Eine heil'ge Nacht ist diese,
Nicht zum Schlaf ist diese Nacht!" [1]

So denkt mit dem Spanier der Provençale. Daß es bei diesen langen Mahlzeiten namentlich in Städten auch oft zu Ausschreitungen kommt, besonders heute, wo die Sitte des häuslichen Calènos vom männlichen Theile der Bevölkerung gegen nächtliche Wirthshaussitzungen eingetauscht wird, wollen wir gerne zugestehen, und klagen deßhalb mit dem Dichter:

„Ach, daß sie's nicht wissen,
Wer heute geboren,
Ob Bacchus, ob Christus!"

In den alten patriarchalischen Familien geht es aber auch heute noch erbaulich und gemüthlich zu. Sind alle Neuigkeiten des ersten Wiedersehens aus- und durchgesprochen und die Köpfe und Zungen durch den süßen Wein etwas geweckt, so stimmen die jungen Leute eines der schönen alten Weihnachtslieder an, wie es ihnen eben einfällt; denn Auswahl ist vorhanden wie nirgendwo. Ohne Übertreibung kann wohl das anscheinende Paradox aufgestellt werden, daß der provençalische Liederschatz ebenso viel volksthümliche Weihnachts- als Liebeslieder aufweist. Wie sich im Volkslied überhaupt der Charakter eines Geschlechtes ausdrückt, so auch in diesen Noëls. Es sind Dichtungen, sangbar und malerisch, einfach und doch bewegt und reich, bald ernst betrachtend, bald scherzhaft spielend; bald zart, bald derb; erzählend, dialogisirend, apostrophirend, bittend — vor einer Trivialität ebenso wenig bangend, wie vor dem erhabensten Gedankenflug — das Alles aber in einer Sprache, die wie kaum eine andere so reich ist an Vocalen — wir hätten fast Noten gesagt. Hirten und Schäferinnen gehen nach Bethlehem, Reiseunfälle stoßen ihnen zu, Engel ermuntern sie u. s. w., und durch alles das hindurch klingt das ewige Lied der Liebe von dem kleinen Kindlein im marrit jas, dem Gottessohn, geboren von einer maire piéucello.

„Ai! quouro tournara lou tèm,
Bregado?
Ai! quouro tournara lou tèm?

[1] Stimmen der Weihnacht, von Dr. Johann Fastenrath, S. 11.

Qu'erian ensèn aquelo vesprenado,
Sus lei coutau de Betelèn?
Que veguerian tan de flamado
Que l'ange dou cèu vengue d'uno voulado!"

„Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit,
O Hirtin?
Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit?

Wie dazumal, als wir zusammen waren
Zur Abendstund' auf Bethlems Höh'n?
Als wir die vielen Lichter schauten
Und Engel vom Himmel im Fluge sich nahten?

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit ꝛc.

Da wir dem schönen Abendständchen lauschten
Von Stimm' und Instrumentenklang:
Ha, welche Triller, welche Lieder!
Nein, Schöneres nimmer ein Ohr noch hörte.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit ꝛc.

Wie lachten wir an jenem klaren Morgen,
Als wir die Mutter gingen seh'n!
Wir kletterten hinan die Berge
Und tanzten und sprangen in's Thal hinunter.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit ꝛc.

Kein Rößlein je lief besser um sein Futter,
Dem Winde gleich wir flogen hin,
Und schwangen kräftig unsre Füße,
Daß so aus den Steinen die Funken nur stoben.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit ꝛc.

Als wir die Hochgebenedeite fanden
Mit ihrem Kindlein auf dem Heu,
Das eine Wärmflasch' wohl verdiente,
Denn ganz erbärmlich hatt' es gefroren.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit,
O Hirtin?
Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit?" (IV)

Wir geben mit Absicht dieses Lied als erste Probe der provençalischen Noëls, weil es uns Gelegenheit zu einer allgemeinen Bemerkung bietet. Bedenkt man, daß ein gläubiges Volk auch außerhalb der Kirche der religiösen Feststimmung Ausdruck geben will und seiner Andacht in weniger strengen Formen Luft machen möchte; nimmt man die Familiarität hinzu, in welche ein einfaches Geschlecht durch die Überlieferung der Jahrhunderte mit den erhabenen Glaubensgeheimnissen sich hineingelebt hat — so dürfen wir einer Verschmelzung des Heiligen und Profanen, ja in gewissem Grade einem

Herabziehen des Religiösen in das Alltägliche eine Berechtigung nicht absprechen, so lange die allgemein giltigen Linien nicht überschritten werden. Zudem bietet ja, wie bereits angedeutet wurde, das Volksleben in der Provence der außerkirchlichen Gelegenheiten genug, für welche auch solche religiöse Zwitterlieder recht gut passen. Gerade weil das Volk sich dieses Genus geschaffen, muß dieses Genus ihm ein Bedürfniß gewesen sein. Daß in dem einen oder anderen Falle das richtige Maß überschritten wurde, die Realistik zur Trivialität, die Naivetät zur Lächerlichkeit entartet, wird ja bereitwillig zugestanden. Andererseits bietet dieser Literaturzweig auch wiederum das Zarteste und Schönste vereint mit einer großen Einfalt. Man denke sich nur die folgende Probe in der schönen, weichen Ursprache:

„Hirten, kommt und schaut im Stalle,
Welch ein liebes Kindelein
Uns die Jungfrau hat geboren:
Wundervoll'res kann nicht sein.

Ach! es einet zwei Naturen —
Gottessohn ist Menschensohn;
Und wenn's alt wird, wär's ein Wunder:
Kind noch — muß es leiden schon.

Freilich nicht mit Wahrheit könnt' ich
Sagen, daß ich's weinen sah,
Auch nicht seufzen oder klagen:
Immer liegt es lächelnd da.

Joseph nimmt es oft und herzt es,
Schließt es selig an die Brust;
In so stets erneuter Wonne
Bricht sein Herz ihm noch vor Lust.

Seine Mutter, die Madonna,
Kost und herzt es tausendmal,
Nennt's ihr Herzlein, ihre Liebe,
Ihrer Seele Sonnenstrahl!

Und in wachsendem Entzücken
Redet sie ihm lauter zu:
‚Lieber als mein eig'nes Leben,
Als mein Herzblut bist mir du!'" (LII)

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Altirische Sagen und Geschichten.

(Schluß.)

2. Sagenkreis der Feni's.

Der zweite Sagenkreis der altirischen Heldenbücher ist die Sage von Finn und den Feni's; man könnte ihn auch den Sagenkreis der Fenier nennen. Denn von jener alten Heldenzunft hat der berüchtigte neuere Geheimbund sich seinen Namen hergeholt.

Dieser Name bezeichnet nicht, wie jener der Debannan's, einen gesonderten Volksstamm, sondern den Kriegerstand Irlands während seiner letzten vorgeschichtlichen Periode. Während nämlich jede der irischen Provinzen ihr eigenes kleines Heer unter gesonderter Anführung besaß, waren diese vereinzelten Wehrkräfte zugleich zu einem größeren gemeinschaftlichen Heere unter einem Oberfeldherrn vereinigt. Das geschah allerdings hauptsächlich zu größeren kriegerischen Unternehmungen gegen gemeinsame äußere Feinde, führte aber auch zur Zeit des Friedens eine gewisse Gemeinsamkeit herbei. Die Feni's waren die reguläre Kriegsmacht der Iren in jener mythischen Zeit. Galt es Krieg, so rief sie der König durch ihren Oberfeldherrn unter die Waffen. War Frieden, so erzählt die Sage, „theilten sie das Jahr in zwei Theile. Während der ersten Hälfte, nämlich vom Beltane (1. November) bis zum Samin (1. Mai), jagten sie jeden Tag mit ihren Hunden, und während der zweiten Hälfte, vom Samin zum Beltane, lebten sie in den Häusern und Betas (Herbergen) von Erin, so daß in dem ganzen Land kein Häuptling, oder großer Herr, oder Besitzer einer Herberge war, der nicht während der Winterhälfte des Jahres neun der Feni's im Quartier hatte". Geschlossene Einheit hielt sie nur bei Kriegen nach Außen zusammen, sonst stand öfters Clan gegen Clan und befehdete sich im eigenen Lande. So trennte z. B. eine alte, erbitterte Feindschaft den Clan Baskin von Leinster von dem Clan Morna in Connaught, und wenn Letzterer auch einem Anführer aus dem Clan Baskin zeitweilig sich fügte, war es nur gezwungener, widerwilliger Weise.

Ihre Blüthezeit erlebten die Feni's unter dem König Cormac Mac Art, der nach alten Chroniken von 226—266 über Irland geherrscht haben soll und als eine Art von irischem Alfred geschildert wird, d. h. als ein zugleich sehr tapferer und gelehrter, weiser König. Er schrieb selbst eine „Unterweisung für Könige" (Teguse Righ), wovon noch Abschriften in den Büchern von Leinster und Ballymote vorhanden sein sollen, ließ die Annalen des Reiches sammeln und aufschreiben, und errichtete in der Königsstadt Tara drei Schulen: eine für Kriegskunst, eine für Gesetzeskunde und eine für Geschichte. Unter ihm lebte der größte und berühmteste Feldherr der Feni's, Finn, der Sohn Cumals, der seinerseits wieder der volksthümlichste Held der

vorigen Sagenperiode war. Finns Palast stand auf dem Hügel von Allen, eine Stunde rechts von der Bahn, wenn man von Newbridge nach Kildare fährt. Neuere Patrioten haben den Hügel mit einer Säule geziert, zu dankbarer Erinnerung an den sagenhaften Helden.

Um Finn, den Helden und Feldherrn, gruppiren sich die übrigen Helden der Feni-Sagen: Oisin (Ossian), sein Sohn, zugleich Held und Barde; Oscar, sein Enkel, der Jugendschöne; Dermat O'Dyna mit dem glänzenden Angesicht; Kylta Mac Ronan, der Schnellfüßige; Dering, der Mann des Wissens; Ligan Lumina, der Schnellläufer; Fergus Finvel, der Dichter; Gaul Mac Morna, der kühne Häuptling des Clan Morna; Conan Mail oder Conan der Kahle, die lustige Person der kriegerischen Tafelrunde.

Einige dieser Namen sind durch Macphersons Ossian allgemein bekannt, so Ossian selbst, der König Cormac, Finn oder Fingal und der einst von den Damen vielbetrauerte junge Oscar. Wie aber die Gleichheit der Namen dafür spricht, daß Macpherson Stoffe und Namen seiner Dichtungen wirklich zum Theil aus alten celtischen Sagen geschöpft hat, die durch mündliche Überlieferung im schottischen Hochlande fortlebten, so weist auch die Verschiedenheit zwischen seinem Ossian und den altirischen Sagen darauf hin, daß er die schlichten, alten Heldenlieder ganz nach seiner subjectiven Richtung umgemodelt und daß höchst wahrscheinlich alle Sentimentalität, Thränenseligkeit, Nebelhaftigkeit und Verschwommenheit seines Ossian von ihm selbst herrührt. Ja, Cormac, Finn, Ossian, Oscar sind in den altirischen Heldenbüchern ganz andere Gestalten, als bei Macpherson: bei dem Ossian des 18. Jahrhunderts vage, unbestimmte, in Nebel gehüllte Traumgestalten, zwischen ihren Kämpfen beständig seufzend und klagend, von Minona, Selma und einer ganzen Schaar sentimentaler Bardenfräulein begleitet; in den Volksbüchern der Vorzeit dagegen klar, bestimmt gezeichnete, faßbare Menschenkinder, mit Fleisch und Blut, mit Haut und Haar, mit ausgeprägter Eigenthümlichkeit, nicht klagend, sondern handelnd, und soweit von aller Sentimentalität entfernt, daß Kraft, Jugendmuth und wilde Thatenlust entschieden die Signatur der Sage bildet, froher Humor und Komik nicht selten in echt volksthümlicher Weise die Tragik der Aventüren begleitet und unterbricht.

Der tiefere Grund, weßhalb Macpherson so ganz im innersten Wesen von dem Charakter der alten Sage abgewichen, mag wohl darin zu suchen sein, daß er als erleuchtetes Kind des 18. Jahrhunderts wohl eine sentimentale Verehrung für einen halb-rousseau'schen Naturzustand, für eine allgemein menschliche Liebe, Tugend und Heldentapferkeit besitzen mochte, aber den naiven Wunderglauben nicht verstand, aus welchem die Volksdichtung hervorgegangen, von dem sie wesentlich bedingt wird, ohne den sie ebenso wenig bestehen kann, als die homerische Dichtung ohne die Götter des Olymps und ihr Eingreifen in's Menschenleben. Allerdings entbehren die Heldenbücher der Iren einer in bestimmten Persönlichkeiten ausgestalteten Mythologie; aber um so mehr ist dem schlichten Naturvolke Wald und Feld, Land und See, die ganze Natur voll wunderbarer Mächte und geheimnißvoller Gewalten, von deren Wirkung das Menschenleben bedingt ist. Nicht List und Gewalt, nicht kluge Berech-

nung und persönliche Tapferkeit allein entscheiden das Glück der Jagd oder das Loos der Schlacht, sondern eine geheimnißvolle Fügung, die nicht in des Menschen Macht steht, verborgene Zauberkräfte, die ihm angeboren oder wunderbar mitgetheilt sind, prophetisches Wissen, das zum Voraus sein Handeln leitet, unerklärliche Hilfe, die ihn plötzlich dem Untergang entreißt. Vermöge solcher außerordentlicher Gaben können die Helden Vieles vorauswissen, sich unsichtbar machen, sich verwandeln, Andere bezaubern und entzaubern, die See zu Pferde durchreiten, vom Wasser unverletzt unterseeische Länder besuchen, sich gegen Wunden stichfest machen und Andern diesen Vortheil entziehen; aber all das hat wiederum seine Grenze, und gerade diese Begrenzung führt im bunten Zusammentreffen mit den natürlichen Kräften, mit List und Berechnung, Leidenschaft und Tapferkeit ein stets lebendiges, mannigfaltiges, phantasiereiches Bild, Verwicklung und Spannung herbei. Indem Macpherson diese Wunder- und Märchenwelt vernachlässigte und aufgab, nahm er der celtischen Sage gerade ihr Hauptlebenselement. Statt des bunten, farbenreichen Teppichs blieb ihm nur ein Nebelflor in den Händen, um „edle Wilde" damit zu umhüllen. Statt der lebhaften Verwicklung, die sich aus dem Zusammenstoß freien Willens und unausweichlicher Nothwendigkeit, bewußten Handelns und verborgener Zauberkraft ergab, blieb nur das dunkle Gefühl einer entschwundenen Heldenwelt und die Todtenklage um ihre Schönheit und Größe. Um Letzterer nachzuhelfen, gab Macpherson den Helden einen hohen Kothurn, malte sie mit künstlichen, beschreibenden Beiworten und Vergleichen und legte ihnen überschwängliche, pathetische Reden in den Mund, welche zu der Einfachheit der ursprünglichen Sage im schroffsten Gegensatze stehen. So ist Fingal vor Allem ein langweiliger Kothurnheld geworden:

> „Es ist Fingal, Fürst der Wüsten, der kommt und Hilfe
> Dem grünen, beströmten Erin verleiht." — „Ich sah,"
> Sprach Moran, „den Feldherrn, gleich dem schimmernden Fels,
> Sein Lanzenschaft ist die wettergetroff'ne Fichte,
> Sein Schild ist der Mond im Aufgang; er saß am Gestade,
> Wie Nebelgewölk in schweigender Höh' — —
> Es scholl sein Wort, wie die Fluth an den Felsen braust.
> Wer ist in diesem Lande mir gleich? Es besteh'n
> Die Helden mich nicht! Sie fallen, von meinem Arm
> Gestürzet! Wer mag in dem Kampf begegnen Swaran,
> Als Fingal, der Fürst der umstürmten Selma? Einst,
> Da auf Malmors Höh' wir kämpften, stürzten wir hin
> Mit den Fersen den Hain! Es sanken umgekehrt
> Die Felsen, Bäch' entfloh'n, mit verändertem Lauf
> Errauschend, fort von uns; wir erneuten den Kampf
> Drei Tag'; es standen entfernt die Helden und bebten." [1]

Die alte Sage hat nichts von diesem beschreibenden Apparat, keinen schimmernden Fels, keinen Mondschild, keine wettergetroffene Fichte, kein

[1] Die Gedichte von Ossian, nach Macpherson übersetzt von Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg. Hamburg, Perthes, 1806. S. 4 u. 5.

Nebelgewölk — sein Wort tönt nicht wie Brandung am Felsen, noch wirft er Wälder und Felsen um. Das Charakteristische an Finn ist nicht persönliche Tapferkeit — darin thut es ihm Sohn und Enkel und mancher seiner Mannen gleich —, sondern der Feldherrnberuf und das Feldherrntalent. Er ist der Erste im Rath und der Erste im Feld, er steht an der Spitze aller gemeinsamen Unternehmungen, er hat die Klugheit und Weisheit, die Berechnung und das Ansehen, dessen es zur obersten Kriegsleitung bedarf. Er ist dazu aber auch schon von früher Jugend an durch außerordentliche Gaben ausgerüstet. Als Knabe lebte er bei dem alten Dichter Linn-Fec und war dessen Diener, unter dem falschen Namen Demna; denn Linn-Fec gehörte dem Stamme Morna an, mit welchem Finn's Geschlecht in alter Zwietracht lebte. Als Diener Linn-Fec's aber angelte er den „Salm der Erkenntniß", der in dem Teiche Linn-Fec's schwamm, und berührte den Fisch beim Braten mit dem Daumen. Hierdurch erlangte er, einer alten Weissagung gemäß, die Gabe der Ahnung und Voraussicht und ward ein „Mann der Erkenntniß". Wie er unwillkürlich beim Braten des Fisches den angebrannten Daumen in den Mund steckte, um ihn zu kühlen, so brauchte er fürder nur den Daumen an den Zahn der Erkenntniß zu legen, um die Zukunft vorauszuschauen. Dieser naiv-märchenhafte Zug zerstört schon ganz die pathetische Gestalt Fingal's, wie sie Macpherson gezeichnet. An die Stelle eines künstlichen Epenhelden tritt ein echter Volksheld, den die Seinen mit Ehrfurcht als eine Art von Propheten betrachten. Eine zahlreiche Heldenfamilie stützt mit ihren Waffenthaten sein Ansehen und erweitert seinen Ruhm. Von etwas Anmaßung und Eifersucht ist er nicht frei; der Held ist ein Mensch, und zwar ein kräftiger Naturmensch; aber eben dieß entrückt ihn den Macpherson'schen Wolken und bringt ihn seinem Volke näher. Seine Gabe der Voraussicht schneidet nicht alle Fährlichkeiten ab, noch überwindet sie alle Schwierigkeiten; er bleibt an die eigene Tapferkeit und an den Beistand Anderer gewiesen. Hieraus ergibt sich dann die phantasiereiche, tragische Verwicklung der Sage.

Merkwürdig ist gerade in dieser Hinsicht die „Sage von dem Königspalast bei den Eibischbäumen". Sie hebt mit einer großen nordischen Invasion an, mit welcher Colga, der König von Lochlann, ganz Irland überzieht. In gewaltiger Feldschlacht stehen sich beide Völker gegenüber. Den Entscheid derselben führt weder der König Cormac Mac Art, noch der Oberfeldherr Finn herbei, sondern Finn's Enkel, der tapfere Oscar. Dieser stürzt sich im Kampfgewühl auf den feindlichen König und erschlägt ihn, worauf die Männer von Lochlann entfliehen. Aber sie werden alle erschlagen, bis auf Colga's Sohn, Midac, dessen Finn seiner Jugend wegen schont. Ja, er läßt ihn sorgfältig erziehen, nimmt ihn in das Heer der Feni's auf und gibt ihm einen ansehnlichen Posten, wie es einem Fürsten gebührt, so daß Midac die ganze Kampfweise der Feni's, all ihre Schlupfwinkel und Kriegsgeheimnisse kennen lernt.

Finn ist zu edel und hochgesinnt, um von seiner großherzigen Handlungsweise irgend etwas Schlimmes zu befürchten. Erst nachdem Midac sich

bei den Feni's schon völlig eingebürgert, macht der dicke, kahle, realistische Conan Mail bei einem Kriegsrath der Anführer darauf aufmerksam:

„Es scheint mir, o König, du und die Feni überhaupt befinden sich gegenwärtig in großer Gefahr. Denn ihr habt in eurem Hause und unter eurem Volke einen Jüngling, der guten Grund zur Feindschaft gegen euch hat, d. i. Midac, den Sohn des Königs von Lochlann. Wurden nicht durch euch sein Vater und seine Brüder und viele seiner Freunde erschlagen? Nun bemerke ich, daß dieser junge Prinz schweigsam ist und sich zurückzieht und wenig mit denen spricht, die um ihn sind. Und überdieß sehe ich, daß er Tag für Tag sich Mühe gibt, Alles über die Feni zu erfahren; und da er Freunde in Lochlann hat, mächtige Männer mit Heeren und Schiffen, so fürchte ich, der Tag könnte kommen, wo der Prinz sein Wissen zu unserem Untergang benützt."

Auf Conan's Vorschlag wird beschlossen, dem Prinzen ein eigenes kleines Territorium zu übertragen und ihn so von der Gemeinschaft der Feni in anständiger, ehrenvoller Weise zu trennen. Er bekommt die freie Wahl, sich in ganz Irland zwei Cantreds (Bezirke von 100 Dörfern) auszusuchen, wo er will. Er wählt den District Kenri am Flusse Shannon und den daranstoßenden District der Inseln, beide sehr reich und wohlhabend und trefflich geeignet, eine Flotte aus Lochlann landen zu lassen und einen Einfall in Irland zu ermöglichen. Da baut er sich zwei Paläste, den Palast an den Eibischbäumen und den Palast auf den Inseln, lebt ganz abgeschlossen für sich und nimmt an den Feni's gar keinen Antheil mehr.

Erst nach 14 Jahren findet er sich wieder einmal bei Finn und seinen Helden ein, die auf der Ebene von Hy Conall Gavra jagen — in herrlichem Rittergewand, mit prächtiger Rüstung angethan. Finn erkennt ihn nicht, löst aber die Räthselgedichte sofort, welche der unbekannte kriegerische Sängerheld ihm vorträgt. Conan Mail jedoch hat den Prinzen sofort erkannt.

„Du bist, o König, der weiseste und weitsichtigste der Feni, und du hast die schweren Dichterräthsel dieses Kriegers gelöst und erklärt. Doch in diesem Falle unterscheidest du nicht einen Freund von einem Feind; denn dieser Mann ist Midac, den du mit viel Ehren in deinem eigenen Haus aufgezogen und dann reich gemacht hast und der jetzt dein bitterer Feind ist und der Feind aller Feni. Hier hat er 14 Jahre gelebt ohne Gemeinschaft oder Verbindung mit seinen früheren Gefährten. Und obwohl er in die Schaar der Feni aufgenommen, hat er während dieser ganzen Zeit dich nie zu einem Festmahl eingeladen, nie einen seiner alten Freunde besucht, noch irgend einem der Feni, Meister oder Mann, Nahrung oder Lebensunterhalt gegeben."

Finn ist abermals zu großherzig, um ernstlicher auf Conan's Warnung zu achten. Er läßt nicht nur Midac's Entschuldigungen gelten, sondern nimmt sofort seine Einladung zu einem Festmahle an, das er ihm im Palast der Eibischbäume geben will. Die Helden berathschlagen nur, wer mit Finn in den Palast gehen und wer an ihrem augenblicklichen Standort, dem Hügel von Knockfierna, bleiben soll, um sowohl die von der Jagd noch nicht zurück-

gekehrten Feni, als auch Finn und seine Begleiter zu erwarten. So sind die Feni in drei Schaaren getheilt, und das gereicht ihnen erst zu harter Bedrängniß, dann aber auch zur Rettung.

Unter den Helden, welche Finn zu dem Palast begleiten, sind sein junger Sohn Aed, der dicke, gemüthliche Conan Mail und Gaul, der tapfere Führer des Clan Morna. Der Palast ragt auf einem Felsen empor, an dessen Fuß ein breiter Strom dahinfließt. Ein steiler Pfad führt hinab zu einer Furt an dem felsigen Ufer. Um den herrlichen Palast breiten sich liebliche Wiesen aus und prangen Eibischbäume mit ihren scharlachrothen Beeren. Der Palast selbst ist ganz leer. Kein Diener, keine lebendige Seele, die Gäste zu empfangen. Sie fürchten einen Hinterhalt; doch die Pracht der stolzen Bankettballe lockt sie durch die weite offene Thür. In der Mitte lodert ein helles, behagliches Feuer, ohne allen Rauch, und füllt das Gemach mit süßem Wohlduft. Rundum liegen weiche Pfühle mit reichen Decken und sanften, wolligen Fellen; die kreisförmige Wand des Gemachs ist mit Schnitzwerk geziert, gut gefügt und glatt wie Elfenbein; jedes Brett hat eine andere Farbe von oben und unten, von der Flur bis zur Decke, und so strahlt das ganze Gemach in wunderbarem Farbenwechsel. Das Alles ladet sie ein, trotz ihrer Besorgniß, Platz zu nehmen.

Doch jetzt tritt Midac schweigend ein, entfernt sich wieder — und der ganze Saal ist plötzlich umgewandelt. Finn klagt, daß Midac nicht zurückkehrt. Gaul Mac Morna bemerkt, daß das Feuer raucht und abscheulich dampft. Die stattlichen, geschnitzten Wände verwandeln sich in schlechtgefügte, rohe Bretter — statt der sieben großen Thore hat der Saal nur noch ein kleines, enges Pförtchen nach Norden — statt auf weichen Pfühlen sitzen die Gäste auf der feuchten, kalten Erde — und wie sie aufspringen wollen, um dem Zauberpalast zu entrinnen, da fühlen sich Alle fest an ihren Platz gebannt. Finn berührt nun mit dem Daumen den Zahn der Erkenntniß und verkündet seinen Gefährten das schreckliche Loos, das ihnen droht.

Vierzehn Jahre lang hat Midac nur den Untergang der Feni geplant, und er ist jetzt nahe am Ziel. In seiner andern Wohnung, dem Inselpalast, beherbergt er ein Heer von Fremdlingen, um die Feni auszurotten. An ihrer Spitze steht Sinsar, der Schlachtenkönig aus Griechenland, der Herrscher der Welt; an seiner Seite sitzt sein Sohn Borba, der Stolze, und sechzehn ihm unterthane Fürsten. Mit ihnen verbunden sind die drei Könige von der Insel des Stromes, gewaltig und blutdürstig wie Drachen und zugleich die gefährlichsten Zauberer. Sie haben durch ihre Hexerei die Helden der Feni jeden an seinen Platz gebannt, und der Zauber kann nur dadurch gelöst werden, daß der Platz mit dem Blute dieser drei Herrscher bespritzt wird. Bald werden Sinsar's Leute kommen und die Hilflosen dahinmorden.

Während einige der Feni über das schreckliche, ihnen drohende Loos in Klagen und Thränen ausbrechen, rafft Finn sich zusammen:

„Es ziemt uns nicht, meine Freunde, da wir Helden sind, gleich Weibern zu jammern und zu weinen, auch wo uns der Tod bedroht; denn Klagen und Thränen werden uns nichts nützen. Laßt uns lieber den Dord-Fian singen,

süß und trauervoll, nach unserer Gewohnheit, daß er uns ein Trost sei, eh' wir sterben."

Da hörten die Andern zu weinen auf und Alle sangen insgemein den Dord=Fian in sanfter, trauernder Melodie.

Das ist vorläufig ihre Rettung. Denn, beunruhigt von dem langen Ausbleiben Finn's und seiner Gefährten, sind Ficna, der Sohn Finn's, und Innsa, ein Pflegesohn Finn's, auf Oisin's Aufforderung ausgegangen, ihren Vater und Führer zu suchen. Schon bricht die Nacht herein, als der Klang des Dord=Fian sie auf die rechte Fährte lenkt. Mit Schrecken sehen sie Finn und seine Genossen an die Erde festgebannt; mit noch größerem Erstaunen hören sie von der drohenden Gefahr. Finn fordert sie zur schleunigen Flucht auf. Aber die beiden treuen Söhne wollen ihren Vater nicht verlassen. Eines kann vielleicht noch retten — die enge Furt, durch welche der Feind allein den verzauberten Palast erreichen kann, diese läßt sich allenfalls von Wenigen gegen Viele vertheidigen. Hier stellte sich also Innsa auf, während Ficna über die Furt dringt, um des Feindes Macht und Stellung auszukundschaften.

Zuerst erscheint ein Irla (Häuptling) des Herrschers der Welt an der engen Furt. Er hofft durch einen kühnen Handstreich der Hauptarmee zuvorzukommen und unsterblichen Ruhm zu verdienen. Innsa hält ihn glücklich auf, erschlägt alle Gefährten, die der Irla vorausschickt, unterliegt aber, von Wunden und Müdigkeit erschöpft, dem Irla, der zuletzt auf ihn eindringt. Der Irla schlägt ihm das Haupt ab, wagt aber nicht, allein weiter vorzudringen, sondern bringt Innsa's Haupt nach dem Inselpalast. Unterwegs fällt er aber Ficna in die Hände, der ihn nach kurzem Kampfe überwältigt und sein Haupt mit dem Haupte Innsa's zugleich zu Finn in den Palast bringt. Trauernd über den Tod seines geliebten Sohnes, schöpft Finn doch einige Hoffnung auf Entsatz.

Ficna geht an die Furt zurück und besiegt den zweiten Irla, der sich ihrer bemächtigen will. Aber nun erhebt sich Midac selbst mit einer auserlesenen Schaar, um die Furt zu erzwingen. Ficna hält sich tapfer, er haut ein wie ein Habicht unter die Schaar kleiner Vögel, wie ein Wolf unter die Schafheerde. Aber dem Ermattenden treten stets neue Schaaren gegenüber, zuletzt Midac, der, noch ganz frisch und unversehrt, mit tödtlicher Hast und Grimm auf ihn einstürmt. Sie kämpfen Mann gegen Mann an der mit den Leichen der Erschlagenen überhäuften Furt. Ficna, schwer verwundet, droht zu unterliegen, als im fahlen Mondschein Dermat O'Dyna und Fatha Conan herbeieilen zum Entsatz.

Dermat's Speer trifft Midac tödtlich; aber fast im selben Augenblick von Midac's Schwert getroffen, sinkt der tapfere Ficna zur Erde. Dermat bringt die Häupter Beider zu Finn in den Palast. Der betrübte Vater trauert tief um den wackern, treuen Sohn; doch erwacht neue Hoffnung in ihm, wenn es nur Dermat O'Dyna gelingt, die Furt bis zum Morgen zu vertheidigen.

Eine halb komische Episode mischt sich jetzt in die einfachen, großartigen

Kampfscenen. Der dicke Conan Mail, sonst ein gewaltiger Esser, fühlt nämlich einen schrecklichen Appetit:

„Unglücklich war die Stunde, in der ich in diesen Palast kam, und kalt und unbehaglich ist der Lehm, auf dem ich sitze, der Lehm der Insel des Stromes. Aber das Schlimmste von Allem ist, so lange ohne Speise und Trank zu sein. Und während ich hier sitze, von Hunger und Durst gequält, ist Fülle von Bier und Wein und schmackhafter Speise drüben im Inselpalast. Ich halt' es nimmer länger aus, und ich beschwöre dich, Dermat, bring' mir aus dem Palast so viel zu essen, als ich kann, und ein Trinkhorn voll Wein."

„Verflucht sei die Zunge, welche diese selbstischen Worte sprach," antwortet Dermat. „Ein Heer von Fremden sucht euren Tod zu vollführen, und Niemand ist zu eurer Vertheidigung da, als Fatha und ich. Das ist doch wahrhaft Arbeit genug für zwei wackere Männer! Und nun soll ich meinen Posten verlassen und ein Werk voll Gefahr auf mich nehmen, um Speise zu bringen dem gefräßigen Conan Mail!"

„Ach, Dermat Na-Man," antwortete Conan, „wär' es eine liebliche Maid mit strahlenden Augen und goldenem Haar, die diese kleine Bitte stellte, schnell und diensteifrig würdest du hinfliegen, um ihr zu gefallen, und du würdest dir wenig machen aus Gefahr und Müh'. Aber mir versagst du's, und der Grund ist leicht zu sehen. Denn früher hast du viermal meine Freierspläne durchkreuzt, und jetzt freut es dich, mich in diesem Kerker Hungers sterben zu sehen."

Dieser bittere Spott trifft. Während Fatha die Furt bewacht, schleicht Dermat zu dem Inselpalast, wo die Herrscher und Krieger noch immer wohlgemuth und siegesgewiß tafeln. Er erschlägt einen Diener, der eben ein neues Gericht auftragen will, vor der Thüre des Saales, erschlägt einen zweiten, der mit einem vollen Trinkhorn Wein herbeikommt, eilt mit der Beute zurück und bringt Conan zu essen und zu trinken. Dann wacht er an der Furt, wo Fatha eingeschlafen.

Inzwischen wird der Tod Midac's im Inselpalaste ruchbar. Die drei Könige der Insel des Stroms ziehen aus, um ihn zu rächen und Finn zu tödten; doch Fatha und Dermat halten ihre Schaaren auf an der verhängnißvollen Furt, Dermat erlegt die drei Könige, bringt ihre Köpfe in den verzauberten Palast, ihr Blut löst den Zauber, Finn und seine Begleiter sind befreit, nur ihre Kraft ist noch gebunden bis zum Morgengrauen. Bis dahin vertheidigen Fatha und Dermat die Furt gegen den Prinzen Borba den Stolzen, der mittlerweile mit gewaltiger Heeresmacht ausgezogen, um die drei Könige zu rächen. Es sind zu Viele gegen nur zwei. Fatha und Dermat kommen hart in's Gedränge; doch beim ersten Morgengrauen kehrt den verzauberten Helden ihre volle Kraft wieder und Gaul Mac Morna erlegt Borba den Stolzen im erbitterten Zweikampf.

Nun kommt es zur großen, entscheidenden Feldschlacht. Oisin mit den übrigen Feni treffen ein. Finn als Oberfeldherr ordnet die Truppen. Von der andern Seite zieht der Herrscher der Welt herbei, ergrimmt und rache-

schnaubend über den Tod seines Sohnes. Lange wogt die Schlacht hin und her. „Der große König Finn selbst eilte hoch und herrlich von Schaar zu Schaar, jetzt kämpfend in den vordersten Reihen, jetzt seine Freunde und Gefährten ermuthigend, und seine mächtige Stimme drang klar empor über das Dröhnen der Waffen und über den Kriegsruf der Kämpfenden. Und wo immer er hindrang, da wuchs der Muth der Feni hoch empor, und ihre Tapferkeit und ihre Kühnheit schwoll an, so daß die Reihen ihrer Feinde gelichtet und zerstreut vor ihnen zurücksanken."

Mitten im Waffengetümmel der Schlacht aber erspäht der jugendliche Oscar den Herrscher der Welt, dringt bis zu ihm vor und ficht mit ihm einen lange schwankenden Zweikampf.

„Es schien, als müßten Beide fallen; denn Jeder brachte dem Andern viele Wunden bei. Des Königs Wuth kannte keine Grenzen wegen des langen Widerstandes; denn beim ersten Blick verachtete er Oscar wegen seiner Jugend und seiner Schönheit; und er machte einen Anfall auf ihn, daß Oscar's Freunde, die es schauten, für ihn zitterten; denn während dieses Anfalls vertheidigte der junge Held sich gar nicht mehr. Aber jetzt, nachdem er eine Weile gewichen war, gedachte er der Thaten und des Ruhmes seiner Vorväter und griff selbst den König an, und mit einem Schlag, dem kein Schild widerstehen konnte, schlug er das Haupt von des Königs Rumpf."

Damit ist die Schlacht entschieden. Nur wenige der Feinde entkommen an's Gestade, lösen ihre Schiffe und segeln hinweg, um in der Heimath den Tod ihres Königs und den Untergang ihres Heeres zu verkünden.

Während das komische Element in der erzählten Sage mehr episodisch und begleitend auftritt, gelangt es dagegen in der Erzählung vom Gilla Dacker zu entschiedener Herrschaft, indeß das Wunderbare und Heldenhafte mit naiver Ernsthaftigkeit die Handlung begleitet. Don Quijote hat in dieser Erzählung eine hübsche Anzahl Vorreiter gefunden, und der romantische Klepper Rosinante ein höchst würdiges Stammthier.

Die Geschichte beginnt ganz kühl und trocken mit einer allgemeinen Angabe über das Leben der Feni's, daß sie nämlich die Hälfte des Jahres der Jagd widmeten, die andere Hälfte zu Hause zubrächten. Auf einer Rathsversammlung wird beschlossen, zunächst in Munster zu jagen. Ganz Munster, von Ardpatrick bis Cratloe am Shannon, wird abgejagt: ein langer Katalog von Eigennamen gibt die Versicherung, daß bei der Jagd keine bedeutendere Jagdstrecke außer Acht geblieben. Bei einer der Jagdpartien, an welchen Finn mit all den früher erwähnten Hauptthelden theilnimmt, fällt es dem Kriegerfürsten plötzlich ein, daß man vor den Dedannan's und ihrer Arglist nicht sicher sei. Er stellt einen seiner Leute auf dem höchsten Hügel als Wächter aus — — und richtig, kaum ist für Recognoscirung gesorgt, da fehlt es auch nicht an dem erwarteten Abenteuer. Während der König und die Seinen sich am Schachspiel ergötzen wollen, erscheint plötzlich der nordische Don Quijote.

Es war der abscheulichste Riese, den man je gesehen. Er hatte einen mächtigen, dicken Leib, aufgebläht und aufgedunsen zu gewaltiger Größe. Seine

Beine waren plump und krumm, seine Füße breit, platt, nach innen gebogen. Seine Hände, Arme und Schultern waren knochig und dick und sahen kräftig aus; sein Hals war lang und dünn. Er hatte dicke Lippen, lange, gebogene Zähne, und sein Gesicht war über und über mit buschigem Haar bewachsen. Er war vollständig gewaffnet, aber alle seine Waffen waren rostig, schmutzig und erbärmlich. Ein breiter Schild von schmutziger, rußiger Farbe, rauh und zerschlagen, hing über seinem Rücken; er hatte ein langes, schweres, gerades Schwert an seiner linken Hüfte, und er hielt in seiner linken Hand zwei dickstielige und breitspitzige Speere, alt und rostig, sie sahen drein, als ob sie seit Jahren nie mehr gebraucht worden wären. In seiner rechten Hand hielt er eine Eisenkeule, die er auf dem Boden nach sich herschleppte, und während sie dahinging, zog sie eine so tiefe Spur wie die Furche eines mit Ochsen bespannten Pfluges. Das Pferd, das er führte, war verhältnißmäßig noch größer als der Riese selbst und ebenso häßlich. Sein großer Leib war über und über mit spärlichem, wirrem Haar bewachsen, rußig schwarz; man konnte durch seine Haut hindurch alle seine Rippen zählen und alle Ecken seiner massigen Knochen; seine Beine waren krumm und knotig; sein Hals war schief, und was sein Maul betrifft, so war es so lang und schwer, daß der Kopf zweimal zu groß für den Leib aussah.

Der Riese hielt das Thier an einem dicken Zügel und schien es mit Gewalt voranzureißen; denn es war so faul und kaum voranzubringen. Von Zeit zu Zeit suchte es still zu stehen. Dann gab ihm der Riese mit seiner ehernen Keule einen Schlag auf die Rippen, daß es schallte wie der dumpfe Donner einer großen Woge gegen die rauhen Klippen am Meeresstrand. Wenn er es am Zügel vorwärts zog, so war es zu verwundern, daß er dem Pferd nicht den Kopf vom Leibe riß, und anderseits gab das Pferd dem Zügel bisweilen einen so schrecklichen Stoß nach hinten, daß es gleichfalls ein Wunder war, daß dem Riesen der Arm nicht vom Leibe gerissen wurde.

Bei der Ankunft des Riesen schlägt der Wächter sofort Alarm. Die Helden versammeln sich und Finn fragt den Riesen, wer er sei und was er wolle. Dieser beugt vor dem König Haupt und Kniee und antwortet sodann:

„König der Feni's! Ich will dir auf Alles antworten, soweit ich kann. Ob ich von edlem oder unedlem Stamme bin, das kann ich wahrhaftig nicht sagen; denn ich weiß nicht, wer mein Vater und meine Mutter waren. Was meine Heimath betrifft, so bin ich ein Fomor (Riese) von Lochlann in dem Norden; aber ich habe keinen besondern Wohnplatz, denn ich reise beständig von einem Land zum andern, diene den großen Herren und Edeln der Welt und erhalte Lohn für meine Dienste.

„Im Verlaufe meiner Wanderungen habe ich oft von dir gehört, o König, und von deiner Größe, deinem Glanze und deiner königlichen Güte, und ich bin gekommen, dich zu besuchen und dich zu bitten, daß du mich für ein Jahr in deine Dienste nimmst, und nach Verlauf dieser Zeit will ich meinen Lohn fordern nach meinem Gebrauch.

„Du fragst mich auch, weßhalb ich keinen Diener für dieses mein großes Pferd halte. Der Grund ist dieser: Bei jeder Mahlzeit die ich nehme, muß mir mein Herr so viel Speise und Trank geben, als für hundert Menschen ausreichten, und was immer für ein Herr oder Häuptling mich in seine Dienste nimmt, ist es genug für ihn, daß er für mich zu sorgen hat, ohne daß er mir auch noch einen Diener ernähren muß.

„Ferner bin ich so schwer und faul, daß ich nie im Stande wäre, auf dem Marsch irgend einem Begleiter Schritt zu halten, und das ist der Grund, weßhalb ich überhaupt ein Pferd halte.

„Mein Name ist Gilla Dacker (fauler Kerl), und nicht ohne Grund werde ich so genannt. Denn niemals war ein trägerer oder schlechterer Diener, als ich bin, oder einer, der bei der täglichen Arbeit für seinen Meister so viel brummt wie ich. Und mit Niemanden in der ganzen Welt ist es so schwierig fertig zu werden, als mit mir. Denn so gut und edel ich mir auch meinen Herrn denken mag, oder wie freundlich er mich auch behandeln mag, ich werde ihm wahrscheinlich am Ende nur mit harten Worten und elenden Vorwürfen vergelten.

„Das, o Finn, ist, was ich dir über mich zu sagen habe, und das ist meine Antwort auf deine Fragen."

Dieser wunderlichen Selbstanklage ungeachtet, nimmt Finn den Gilla Dacker in seinen Dienst auf. Der kolossale Gaul wird ausgeschirrt und zu den Pferden der Feni's auf die gemeinsame Weide gebracht. Doch anstatt zu fressen, rennt er wie behext auf der ganzen Weide herum, schlägt nach vorn und hinten aus, beißt, stößt und treibt es so arg, daß zuletzt keines der andern Pferde mehr heil bleibt. Eben will das Unthier auch auf die Pferde des dicken Conan Mail losgehen, als dieser den Riesen zur Hilfe ruft. Dieser bringt es zum Stehen; aber nun steht es auch bockſteif wie Holz. Conan Mail steigt hinauf und sucht es aus dem Bereiche seiner eigenen Pferde wegzubringen. Doch das Thier rührt sich nicht. Auf einen spöttischen Zuruf Fergus Finnvels, des Poeten, beginnt Conan dasselbe mit Füßen und Fäusten zu bearbeiten. Alles umsonst. Conan ruft die Helden der Feni's zu Hilfe. Ihrer vierzehn steigen auf den Gaul und schlagen ihn mit Händen und Füßen. Auch das ist vergeblich. Da klagt der Gilla Dacker über Mißhandlung seines Thieres, nimmt seinen Abschied und geht, erst langsam, dann schneller, endlich eilig wie der Sturm. Hinter ihm drein setzt sich alsbald auch das Riesenpferd in Bewegung, erst im Schritt, dann Trab, Galopp, endlich in sausendem Hurrah, wie eine Windsbraut, durch Fermore nach der Höhe Slieve Lougher, nach Corca Divna bis Cloghan Kincat an der tiefen, grünen See. Der Schnellläufer Ligan Lumina, der ihm nachrennt und es glücklich noch an der Küste beim Schweif erfaßt, wird mitgerafft in die Wogen hinein. Conan schreit vergeblich um Hilfe; die fünfzehn Feni's sind wie festgenagelt auf dem Rücken des schnaubenden Pferdes und ebenso Ligan an dessen Schweif. Alle verschwinden im Meer; doch dasselbe weicht vor dem Pferde zurück und keiner der Reiter wird von dem Schaume seiner Wogen benetzt.

Wie soll nun König Finn der entführten Leute wieder habhaft werden? Zur rechten Stunde kommen zwei junge Königssöhne herbei, Feradach und Foltlebar, der eine Schiffsbaumeister, der andere Pilot, aber beide für ihr Geschäft mit wunderbaren Kräften ausgerüstet. — Mit einer Axt und einer Art Schleuder (Crann-tavall) hext Feradach gleich ein Schiff herbei, König Finn steigt mit fünfzehn erlesenen Helden ein, und Foltlebar findet durch seine Zauberkraft alsbald die Fährte des Wunderpferdes. Die Fährte lenkt bis zu einer riesigen Felsklippe, die glatt wie Glas aus dem Meere aufragt. Da wird guter Rath wieder theuer.

In den Vordergrund der Erzählung tritt nun der jugendliche Held Dermat O'Dyna mit dem strahlenden Angesicht, der Liebling der Frauen. Er leistet das unbegreifliche Kunststück, den glatten Felsen in voller Rüstung emporzuklimmen, gewinnt oben die Aussicht in ein neues, wunderbares Land, gelangt zu einem einsamen Brunnen im Walde, besteht einen dreimaligen Ringkampf mit dem Zauberer, der den Brunnen hütet und sich nach jedem Kampf in den Brunnen stürzt und verschwindet. Das vierte Mal aber umschlingt Dermat O'Dyna den Zauberer so fest, daß er mit ihm in den Brunnen stürzt. Da thut sich vor ihm ein neues, herrliches Land auf — das Land Tir-fa-tonn — das Land unter den Wogen. Nach vielen glorreichen Kämpfen und Abenteuern, welche Dermat O'Dyna in dem unterseeischen Reiche, Finn mit den Seinen am Meeresstrande bestehen, treffen die Helden endlich zusammen und finden, unter Führung Foltlebars, endlich auch die entführten Freunde wieder im Lande der „Verheißung", im Palaste des Zauberers Avarta. Es wird Friede geschlossen. Finn fordert von dem Zauberer nicht einmal eine Enschädigung. Der dicke Conan Mail jedoch erhebt Einsprache dagegen:

„Wenig hast du erduldet, o Finn! bei dieser ganzen Geschichte, und du magst wohl deine Entschädigung aufgeben. Doch hättest du, wie wir, gelitten von den scharfen Knochen und von dem rauhen Rücken des entsetzlichen Riesengauls, auf einer langen Reise von Erin in das Land der Verheißung, durch weite Meere, struppige Wälder und über rauhe Felsspitzen, so würdest du wohl eine Entschädigung fordern."

Avarta bietet, sehr erheitert, eine Entschädigung an. Conan fordert, daß der Zauberer mit fünfzehn seiner besten und edelsten Leute denselben Ritt auf dem Pferd des Gilla Dacker nach Erin machen solle. Avarta geht hierauf ein, und nachdem die Feni's auf ihren Schiffen in ihr geliebtes Erin zurückgekehrt, sehen sie eines Tages den Gilla Dacker durch das Meer herankommen — hinter ihm her das gewaltige Pferd und auf demselben die erlesene Ritterschaft des Zauberers Avarta.

Eine nicht viel günstigere Rolle ist dem beleibten Helden Conan Mail in einer andern Erzählung zugetheilt, deren Verwickelung wesentlich auf dem Gesetz der Blutrache beruht. Es ist die „Jagd von Slieve Fuad". Ailna, die Wittwe Mergah's von den scharfen Speeren, sinnt unaufhörlich auf Rache an den Feni's, welche ihren Gatten getödtet haben, verwandelt sich in eine Hirschkuh und lockt unter dieser Gestalt den König Finn und

seine Gefährten in die Gewalt ihres Bruders Dryantore, eines Riesen und Zauberers, der sie in Fesseln schlägt, um sie in einem Kerker dem Hungertode zu überantworten. Um die süße Musik Dara's zu hören, hebt er zwar für einige Frist den Zauber auf, welcher die Feni's kraftlos und elend in seine Gewalt gibt. Die Feni's kommen auf den Klang der ihnen bekannten, lieblichen Melodie herbei; aber auf ihren Schlachtruf verzaubert der Riese seine Gefangenen wieder und beginnt sie hinzumorden, jeden Tag ein paar. Bei Conan Mail verfehlt er den sichern Schlag und schindet ihn bloß über den ganzen Rücken hin. Doch diese Frist rettet Conan und mit ihm die übrigen Gefangenen. Durch eine List gelingt es ihm, dem Riesen sein Trinkhorn zu entführen und damit erst Finn und Oscar von dem Zauber zu lösen. Ailna sinkt todt dahin. Der Riese Dryantore versucht einen letzten Kampf mit dem jungen Oscar, der ihn aber mit seinem langen, glatten Speer an der Pforte des Palastes durchbohrt. Finn verhält sich bei der ganzen Geschichte völlig passiv. Conan Mail wird zum Schluß noch einmal als Feigling gekennzeichnet, indem er dem Riesen durchschlüpft und nur durch Oscar's Dazwischenkunft Rettung findet.

Auch in der „Jagd von Slieve Cullinn" wird König Finn völlig machtlos der Gewalt eines feindlichen Zaubers überlassen. Die zwei schönen Töchter des Debannan-Schmiedes Culand, Milucra und Aina, wünschen beide Finn zum Gemahl. Bei einem Spaziergange verräth Aina ihrer Schwester, daß sie nie einen Mann mit grauen Haaren heirathen würde. Nun ist Milucra's Plan gefaßt: sie behext einen See bei Slieve Cullinn, so daß jeder, der darin badet, grau wird. Bei einer Jagd wird Finn in diesen See gelockt, indem die schönste Maid unter vielen Thränen ihn bittet, ihr in den Fluthen des See's einen verlorenen Goldring herauszufischen. Finn wird durch dieses Bad zum welken, schwachen, schneelockigen Greis. So finden nach langer Suche die Feni's ihren König an dem Ufer liegen. Der Zauber wird zwar theilweise gelöst; er erhält seine Kraft wieder; aber sein Haar bleibt zeitlebens silbergrau. Die theilweise Entzauberung vermittelt Oscar, dessen Anmuth Milucra bewegt, König Finn das rettende goldene Trinkhorn zum Trunke zu reichen.

Zu einem vollständigen kleinen Roman dehnt sich die Dichtung von der „Flucht und Verfolgung Dermat's und Grania's" aus, in welcher die zwei Haupthelden der Feni-Sage, Finn und Dermat O'Dyna, sich als Rivalen gegenüberstehen. Finn, der schon alternde, aber kluge, mächtige, allen Zauber durchschauende, gewaltige König — und Dermat, der noch blühende, die Frauen bezaubernde, von magischen Kräften beschirmte jugendliche Held.

Finn hat sich nach dem Tode seiner ersten Gattin Manissa, auf den Rath Derings, eine neue Braut auserseben, Grania, die Tochter des Königs Cormac, eine Großenkelin Conns, des Hundertbezwingers. Cormac verspricht seinem Gesandten ihre Hand; doch als Finn selbst in Tara, der Königsstadt, erscheint, um unter glänzenden Festlichkeiten die Braut heimzuführen, reicht diese ihm und seinen ergebensten Freunden beim Mahle einen Schlaftrunk

und erklärt dem jugendlichen Dermat O'Dyna ihre Liebe. Dermat schwankt lange zwischen der Treue gegen seinen Herrn und zwischen der Liebe zu Grania, willigt aber endlich doch ein, sie zu entführen. Noch einmal warnt er sie:

„Übel wird diesem bräutlichen Bunde entsprießen, beiden, dir und mir. Viel besser würde es dir sein, Finn zu wählen und auf mich zu verzichten; denn von Stunde an werden wir wandern, heimathlos und ruhelos, stets fliehend vor seinem Zorn. Kehre darum zurück, kehre zurück; denn die Schläfer sind noch nicht aufgewacht, und Finn wird nie erfahren, was geschehen ist."

Doch die Liebe ist blind gegen alle Gefahren; Grania besteht auf ihrem Entschluß und nun gibt Dermat nach, wird ihr Gemahl und Beschützer. Was er aber vorausgesehen, das trifft in reichem Maße ein. Es gibt für die Flüchtigen nicht mehr Ruhe, nicht mehr Rast. Jeden Augenblick ist Finn mit den Seinen ihnen auf der Ferse; wenn wunderbare Zauberkräfte sie ihm verhüllen oder entziehen, spürt er sie von Neuem auf — und die Liebe Dermats zu seiner Braut läßt die Gluth seiner Eifersucht von Neuem auflodern. Der ganze weitere Roman webt sich aus den Leiden und Abenteuern des fliehenden Paares; trotz der vielen wunderbaren Interventionen bringen die einfachen Motive der Handlung eine natürliche Spannung hervor. Nach all den vielen Leiden der Verfolgung ist den beiden Liebenden nur eine kurze Zeit der Ruhe und des Friedens gewährt. Dann tritt das Schicksal dazwischen, das dem edelsten, schönsten und liebenswürdigsten Helden einen frühen Tod zudenkt. Mit der Haupthandlung ist die Katastrophe durch Finn's unauslöschliche Eifersucht und Rachsucht verbunden. Er könnte Dermat retten; aber er will nicht. Er brauchte dem von seinen Wunden todesmatten Helden nur einen Trunk Wasser aus dem naheliegenden Quelle zu reichen und Dermat würde gesunden. Aber er verweigert es.

Vergebens entschuldigt der Sterbende, so gut er kann, die Entführung Grania's; vergebens zählt er dem König alle ihm geleisteten Dienste auf. Selbst als Oscar für ihn Fürbitte einlegt, leugnet Finn, daß ein Quell in der Nähe sei. Erst da Dermat ihn der Lüge überführt, tritt er an die Quelle, schöpft, gießt aber das geschöpfte Wasser alsbald wieder aus. Er schöpft ein zweites Mal; aber beim Gedanken an Grania gießt er es wieder aus. Da kann Oscar sein Herzeleid und seine Wuth nicht mehr bezähmen. „Ich schwöre dir, o König!" ruft er aus, „wenn du das Wasser nicht bringst, so kommt nur einer von uns zweien — du oder ich — lebendig von diesem Hügel." Auf diese Worte, und eingeschüchtert durch die zürnenden Blicke der Andern, taucht Finn seine hohle Hand zum dritten Mal in den Quell; aber bevor er Dermat erreicht, läßt dieser sein Haupt rückwärts sinken und stirbt. Dreimal erheben die anwesenden Feni's ihren schmerzlichen Klageruf und Oscar spricht, mit zornfunkelndem Blicke gegen Finn:

„Daß du doch selbst hier lägest an Stelle Dermat's! Denn das edelste Herz der Feni's hat aufgehört zu schlagen und unser Hort in Kampf und Gefahr ist dahin."

Und Oscar weinte, und Oisin und Dering und Mac Luga weinten auch; denn Dermat wurde von Allen sehr geliebt. Finn verstummt bei der allgemeinen Trauer und flieht wie ein Feigling von der Todesstätte, um nicht von Dermat's Beschützer, dem greisen Angus von Braga, überrascht zu werden. Die weitere Klage Grania's und Angus' um den todten Helden ist mit derselben rührenden Einfachheit erzählt.

Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, wie sehr diese anschauliche Einfachheit der Erzählung von dem Macpherson'schen Ossian abweicht. Finn und Dermat O'Dyna, Grania und Angus sind in verhältnißmäßig wenigen Zügen so deutlich charakterisirt, wie man es nur von einem Volksepos wünschen kann. Aus ihrem Charakter heraus entwickelt sich die Handlung mit natürlicher Wahrheit und Lebendigkeit — in ebenso ungesuchter Weise schreitet sie ihrem tragischen Abschluß entgegen, ohne daß das Wunderbare einer unsichtbaren Zauberwelt das Interesse an der Schilderung rein menschlicher Verhältnisse, Leidenschaften und Verwickelungen zerstört.

Auch da, wo die Sage sich der christlichen Ära nähert und die frühere Heldenwelt allmählich entschwindet, nimmt sie nicht in übertriebenen bombastischen Klageaccorden von Land und Volk Abschied, sondern kleidet sich abermals in's Gewand der schlichtesten Erzählung. Finn's Sohn, Oisin, überlebt den Untergang der Feni's in der Schlacht von Gavra noch um volle zwei Jahrhunderte und trifft so noch mit dem hl. Patrick zusammen, der ihn nach der Ursache seines so hohen Alters fragt.

Die Erzählung, welche sich an diese Frage knüpft, gleicht in ihrem Grundmotiv und manchen Zügen derjenigen von Connla dem Goldhaarigen und der Elfenmaid. Während Oisin mit Finn und den übrigen Helden an einem duftigen Frühlingsmorgen an dem See von Killarney jagt und die Bäume blühen und die Vögel singen, erscheint plötzlich vor ihnen die schönste aller Jungfrauen, Niam mit dem goldenen Haar, die Tochter des Königs von Tirnanoge am Westmeer. Auf einer schneeweißen Stute reitet sie daher, in dunklem Gewande mit goldenem Geschmeide, von dem reichen Schmuck ihres wallenden Haares umflattert. Auf Finn's Frage, was sie wolle, ob ihr Gemahl sie verlassen, oder welches Übel sie betroffen habe, erwiedert sie:

„Mein Gemahl hat mich nicht verlassen; denn ich war nie einem Manne getraut, noch verlobt. Aber ich liebe deinen edeln Sohn Oisin, und das ist's, was mich nach Erin geführt. Nicht ohne Grund habe ich ihm meine Liebe geschenkt und diese lange Reise unternommen; denn ich habe oft von seiner Tapferkeit, seiner Anmuth und seinem Edelsinn gehört. Viele Fürsten und Häuptlinge haben um mich gefreit; doch ich war gleichgiltig gegen alle Männer und wollte nie heirathen, bis mein Herz von Liebe bewegt ward zu Oisin, deinem lieben Sohn."

Ihre Verheißungen an Oisin lauten ebenso glänzend, als jene der Elfenmaid. Er soll König werden in Tirnanoge, dem Lande der Jugend. Da ist Fest und Jubel alle Tage des Jahres. Hundert Krieger sollen sein Geleit sein und Harfner ihn beständig mit den süßesten Liedern erfreuen. Sein Diadem wird ihn vor jeglicher Gefahr beschirmen, kein Tod und kein

Alter ihm nahen, sondern unverwelkliche Schönheit und Kraft sein Antheil sein.

Wie Connla fühlt auch Oisin sein Herz alsobald gefangen, nimmt trotz aller Abmahnung Abschied von Vater und Freunden und reitet mit Niam, auf demselben Pferd, über Land und Meer dahin in's Land der ewigen Jugend. Während die andere Sage indeß hier abbricht und nur die Aussicht in ein unbekanntes Feenland eröffnet, läßt diese uns Oisin's Schicksale weiter verfolgen. Glänzend besteht Oisin unterwegs ein ritterliches Abenteuer, indem er eine unglückliche Königstochter aus der Gewalt eines Riesen befreit. Glücklich langt er dann im Lande Tirnanoge an, feiert ein herrliches Hochzeitsfest mit Niam und lebt und herrscht an ihrer Seite dreihundert Jahre lang. Da befällt ihn Heimweh nach seinem Vater, nach seinen Freunden, nach dem grünen Erin. Niam und ihr Vater geben, obwohl nur mit Widerstreben, ihre Einwilligung zu einem Besuche daselbst; Niam aber warnt ihn, nie von der weißen Stute herabzusteigen; sonst könne er niemals mehr zu ihr zurückkehren.

Wohlbehalten erreicht Oisin die Gestade von Erin und reist im ganzen Land herum. Aber Niemand kennt ihn mehr. Finn und die übrigen Feni's ruhen längst im Grabe. Nur dunkel hat sich die Erinnerung an sie erhalten. Das neue Geschlecht, das Irland bewohnt, ist klein und schwach. Oisin wird wie ein Riese angestaunt. An einem Stein, den Oscar mit der rechten Hand gefaßt und fortgeschleudert haben würde, arbeitet eine ganze Volksschaar und kann ihn nicht vom Fleck bewegen. Oisin will ihnen helfen; aber während er mit einer Hand den Stein wegschleudert, bricht des Pferdes Sattelgurt, der Sattel fällt herab, Oisin steht auf dem ebenen Boden und im selben Augenblick entflieht das wunderbare Pferd, die Kraft weicht aus Oisin's Sehnen, die Schönheit aus seinem Angesicht, das Licht aus seinen Augen — als armer, welker Greis, tiefgefurcht, schwach und blind, liegt er am Boden.

„Die weiße Stute," so erzählt er St. Patrick, „ward nicht mehr gesehen. Das Licht der Augen, meine Jugend und meine Kraft erhielt ich nicht mehr zurück, und so habe ich fürder gelebt, ohne Unterlaß trauernd um die traute, goldhaarige Niam, mein Weib, und immer sinnend an Finn, meinen Vater, und an die verlorenen Gefährten meiner Jugend."

Das ist das letzte Lebewohl der altirischen Sage an die Helden- und Zauberwelt der Feni's. Ihre Gestalten verschwinden vor dem Lichtstrahl des Christenthums. Die irische Harfe geht an neue Barden über.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Die innere Entwicklung des Pelagianismus. Beitrag zur Dogmengeschichte. Dargestellt von Dr. theol. **Franz Klasen.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8⁰. IV u. 303 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 4.50.

Mit großer Erudition und emsigem Fleiße hat der Verfasser es versucht, die innere Entwicklung der so verderblichen Pelagianischen Irrlehren zu zeichnen. Er unterscheidet das Formale und das Materiale dieser Häresie. Das Formale liegt ihm in den Beweisgründen und Beweisquellen der aufgestellten Irrlehren: es ist rationalistische Erklärungsweise der Offenbarungsquellen und Überordnung der Vernunft über den Glauben, die bei Pelagius und Cölestius noch nicht so klar zum Bewußtsein kommen, bei Julian von Eclanum aber um so deutlicher ausgesprochen werden (S. 90. 98). Freilich ist hiermit das Formale jeder Häresie bezeichnet, wie es auch nicht anders sein kann: darin besteht ja gerade die schwere Sünde, welche durch Häresie gegen den Glauben verübt wird, daß die individuelle Vernunft sich zum Meister und zum positiven Richter der göttlich bezeugten Offenbarung aufwerfen will, da sie doch vor Allem nur demüthige Schülerin sein muß. Darin läßt sich auch wohl ein Grund finden, weßhalb bei der dogmengeschichtlichen Behandlung des Pelagianismus diese formale Seite bisher vernachläßigt ist. Allein der Verfasser unserer Schrift hat gerade darum mit dem gründlichen Nachweise dieser rationalistischen Tendenz und Vernunftüberschätzung nichts Überflüssiges gethan, weil durch ein eclatantes Beispiel das geschichtlich erhärtet wird, was aus dem Begriff der Häresie schon von selbst hergeleitet werden muß.

Der größte Theil des Werkes fällt natürlich auf die Auseinandersetzung der Pelagianischen Lehren, resp. deren Entwicklung. Verfasser hat sich in der That mit großer Schärfe daran gemacht, die Doctrinen der Pelagianer zu systematisiren. Das ist natürlich bei einem sich erst allmählich entwickelnden Complex von Häresien nur möglich, wenn man bei Verfolgung der einzelnen Irrlehren nachzuspüren sich bemüht, welches der Grundgedanke war, aus welchem die verschiedenen Irrthümer folgerichtig sich entwickeln mußten. Dieser Grundgedanke liegt eben im Beginne einer Häresie sehr oft nicht deutlich vor; noch weniger wird er von den Häresiarchen in den Vordergrund geschoben. Die Wurzel mehrerer anderer Irrlehren kann eben in einer noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommenen irrigen Auffassung liegen, und doch ist es von großem Nutzen, diese Wurzel aufzudecken.

Zum verständnißreicheren Erfassen der Pelagianischen Irrthümer dient nicht wenig die Gruppirung um die drei Angelpunkte: Erbsünde, Anthropologie, Gnade, wie sie der Verfasser der Reihe nach in verschiedenen Abschnitten zur Sprache bringt. Alle von den Pelagianern beigebrachten Scheinbeweise sind sehr gut zusammengestellt. Was wir dabei jedoch noch zu wünschen hätten, wäre, daß mit einigen Worten die Beweiskraft der Augustinischen Erwiederung regelmäßig hervorgehoben wäre: wie es jetzt geschehen ist, hat der nicht völlig bewanderte Leser den Spitzfindigkeiten des Julian von Elcanum gegenüber vielfach nicht die gehörige Lösung zur Hand — dieß vielleicht nicht immer ohne Gefahr, da ja gegen diesen geistreichen und zweifelsohne ungewöhnlich begabten Häretiker die ganze Schärfe des Genies eines hl. Augustin herausgefordert wurde, um dessen Angriffe gegen den heiligen Glauben unschädlich zu machen.

Sachlich hätten wir eine klarere Darstellung des Pelagianischen Freiheitsbegriffes gewünscht. Es hätte mehr hervorgehoben werden sollen, wie nothwendig es sei, zu unterscheiden zwischen der Befähigung, irgendwie zwischen Gut und Bös zu wählen, und der Ausdehnung dieser Befähigung auf alles die Erreichung des Endzieles bewirkende Gute, zwischen der physischen Fähigkeit zum Guten und der psychologischen Leichtigkeit, sich zum Guten wie zum Bösen zu entscheiden. Dann würde kaum das Urtheil Petau's, der den Freiheitsbegriff des Pelagius als „nicht irrig" bezeichnete, „sonderbar" genannt sein (S. 227). Ebenso möchte es nicht so schwer halten, nach der vom Verfasser freilich beanstandeten Ansicht von Schätzler (S. 85) gerade aus der Nichtanerkennung der Übernatur als aus der tiefsten Wurzel alle übrigen Häresien des Pelagianismus zu erklären. Übrigens wird von dieser Verschiedenheit des Ausdruckes oder der Auffassung die sonstige Exposition des Verfassers nicht besonders berührt.

A. Lehmkuhl S. J.

Del comunismo, esame critico filosofico e politico del P. *Valentino Steccanella* D. C. D. G. Roma, tipografia poliglotta della S. C. di Propaganda Fede, 1882. (Der Communismus, eine philosophisch-politisch-kritische Untersuchung, von P. Valentin Steccanella, Priester der Gesellschaft Jesu.) Gr. 8°. VIII u. 608 S.

Die wissenschaftliche Widerlegung ist gewiß weder die einzige noch die wichtigste Waffe zur Bekämpfung des Socialismus und Communismus. Nicht unter den Jüngern der Minerva finden sich ja die Hauptmassen der Anhänger der Emancipationsbewegung, sondern im vierten Stand, unter den Blousenmännern, deren letzte Leidenschaft das Lesen und Schreiben ist. Trotzdem muß heute auch eine gründliche w i s s e n s c h a f t l i c h e Widerlegung der communistischen Theorien als eine unumgängliche Nothwendigkeit bezeichnet werden.

So lange die Socialisten sich in träumerischen Phantasiegebilden ergingen und an der „Stadt der Sonne" Campanella's, am „Ikarien" Cabet's und

an den „Phalanstèren“ Fourier's ihr kindliches Wohlgefallen fanden, mochte man über das communistische Treiben als harmlose Spielerei lachen. Auch die wilden Rufe eines Brissot de Warville und Proudhon: „Eigenthum ist Diebstahl“, welche in dem Lassalle'schen: „Eigenthum ist Fremdthum“ einen Nachklang in Deutschland fanden, verhallten zu ihrer Zeit als ungefährlich.

Ganz anders steht aber heute der Socialismus und Communismus da. Er hat greifbare Gestalt angenommen; er hat ein bestimmtes, klar formulirtes Programm aufgestellt, für welches eine weitverzweigte, wohlorganisirte Gesellschaft Propaganda macht; er verfügt schon über eine nicht unbeträchtliche Literatur, über zahlreiche Tagesblätter und Zeitschriften in verschiedenen Ländern. Noch mehr. Er sitzt schon im Rathe vieler Großstädte, er hat Sitz und Stimme in manchen Parlamenten, ja er docirt im schwarzen Frack auf dem Katheder und bildet unsere Jugend, er hat sogar Zutritt in die Cabinette der leitenden Staatsmänner gefunden.

Angesichts dieser unläugbaren Thatsache ist es wohl klar, daß sich der Socialismus nicht mehr vornehm ignoriren oder mit ein paar Kraftsprüchen bei Seite schieben läßt. Er steht kampfgerüstet und herausfordernd da; man muß sich offen mit ihm messen — nicht mit Bayonnetten, denn mit materiellen Waffen lassen sich Ideen nicht bekämpfen, sondern mit den Waffen des Geistes.

Mit Recht hat deßhalb Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 28. December 1878 als oberster Lehrer der Christenheit den Socialismus feierlich verurtheilt und die katholischen Bischöfe zur allseitigen Bekämpfung desselben aufgefordert. Dank dieser Anregung ist seither katholischerseits in verschiedenen Werken und Zeitschriften recht viel Beachtenswerthes über den Socialismus erschienen. Wir erinnern beispielsweise an Hitze's „Kapital und Arbeit“, an Ratzingers „Volkswirthschaft“ und Anderes mehr. An einer einheitlichen und allseitigen Behandlung des Socialismus fehlte es uns aber bis heute; eine solche existirte unseres Wissens noch gar nicht. Denn die älteren Werke genügen den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr oder sind bloße Parteischriften. Wir freuen uns deßhalb, endlich eine derartige Besprechung des Socialismus in dem vorliegenden Werke des P. Steccanella zu besitzen.

Der Verfasser, seit vielen Jahren Mitarbeiter an der Civiltà cattolica, macht gleich von vornherein darauf aufmerksam, daß Communismus und Socialismus, trotz einiger, scheinbarer Unterschiede, im Grunde dasselbe besagen. Beide wollen das Privateigenthum, wenigstens an Productionsmitteln, abschaffen und auf Grund der Gütergemeinschaft die Gesellschaft umgestalten, damit Gleichheit und Gerechtigkeit auf Erden walte. Man braucht nur diese unzweifelhafte Wahrheit im Auge zu behalten, um zu sehen, daß im Communismus fast alle brennenden Tagesfragen, welche wir unter dem gemeinsamen Namen der „socialen Frage“ zusammenzufassen pflegen, wie in einem Brennpunkte zusammenlaufen und daß eine gründliche Behandlung des Communismus eine eingehende Besprechung der gesammten socialen Frage enthalten muß. In der That erörtert denn auch P. Steccanella unter dem

bescheidenen Titel „Vom Communismus" fast alle Fragen, die heute sonst wohl unter dem Namen „Kapital und Arbeit" besprochen zu werden pflegen.

Das Werk zerfällt in vier Theile. Der erste (S. 1—114) zeigt uns in zwölf Kapiteln den Communismus in seiner geschichtlichen Entwicklung von den Tagen der communistischen Staatsformen auf Kreta und in Sparta, durch die religiös-communistischen Systeme der christlichen Zeit hindurch bis herab auf die Theorien der neueren Socialisten, eines Proudhon, Lassalle und Marx. Die Darstellung lehnt sich enge an die Quellen an und bekundet die große Belesenheit des Verfassers, wenn derselbe auch mit einer gewissen Absichtlichkeit die Anhäufung von Citaten vermeidet. Den verschiedenen socialistischen Systemen ist, wo nöthig, eine kurze Kritik oder ein Hinweis auf ihren Grundirrthum beigefügt. Dürfen wir uns hier die Äußerung eines Wunsches erlauben, so hätten wir gerne die Kundgebungen des deutschen Socialismus seit 1873 eingehender entwickelt gesehen. In dieser Beziehung hätte dem Verfasser das Programm dienen können, welches kein Geringerer als der berühmte Nationalökonom und österreichische Staatsminister a. D. A. Schäffle in seiner „Quintessenz des Socialismus" entworfen hat und welches die Socialisten mit lautem Jubel begrüßten und emsig verbreiteten. Wie aus der „Quintessenz" erhellt, wollen die Socialisten bloß die Productionsmittel vergesellschaften. Mit den Genußmitteln soll im socialistischen Staate Jeder frei schalten und walten dürfen. Die Socialisten bauen darauf die weitgehendsten Folgerungen. Schäffle behauptet sogar, im Socialistenstaate könne „die individuelle Freiheit des Haushaltes, der Familienerziehung, der Unterhaltsmittel-Vererbung" bestehen, ebenso die Wohlthätigkeit, die Gastfreundschaft, die freie Verfolgung humanitärer und wissenschaftlicher Zwecke in Vereinen u. dgl. Hier ist nun freilich nicht wenig Schönfärberei mit im Spiele; aber das müßte im Einzelnen gezeigt werden, um den Socialisten die Ausrede zu nehmen, man widerlege nicht ihre Theorien. Auf Grund der genannten Unterscheidung thun sich ferner die Socialisten nicht wenig zu gute darauf, daß sie nicht die absolute Gleichheit herstellen wollen, sondern bloß die Gleichheit in Bezug auf den Besitz und die Benutzung der Arbeitsmittel. Im Übrigen soll der Arbeiter nach seiner Arbeitsleistung belohnt und dem Fleißigen der Vorzug vor dem Trägen zugestanden werden. Das eigentliche Grundprincip des neuen deutschen Socialismus, der seit einigen Jahren auch in Frankreich immer mehr Eingang findet, ist die Marx'sche Werththeorie; diese hätten wir daher gerne eingehender berücksichtigt gesehen. Für Italien, und der Verfasser schrieb ja zunächst für sein eigenes Land, war dieß allerdings nicht so nothwendig.

Der Hauptsturm der Socialisten gilt dem Privateigenthum. Dieses ist der Thurm Malakoff, mit dem die heutige Gesellschaftsordnung steht oder fällt. Daher muß die Widerlegung des Communismus mit der Sicherstellung des Privateigenthums beginnen. Dieser Aufgabe wendet sich der Verfasser im zweiten Theile (S. 116—398) zu. Beginnend mit der Begriffsbestimmung des Eigenthumsrechts, als einer Befugniß eines Individuums, frei, mit Ausschluß aller Andern, über äußere ihm zugehörige Dinge und

deren Nutzbarkeit zu verfügen, zeigt er, daß dasselbe gewissermaßen als eine Erweiterung und Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit gedacht werden müsse, insofern der Mensch das Eigenthum zur Bethätigung und Entfaltung seiner Kräfte bedarf. Das Eigenthumsrecht ist somit ein Ausfluß aus dem Naturrecht. Aber hiermit ist die Thatsache des Eigenthums noch nicht genügend erklärt. Überall und zu allen Zeiten sehen wir das Eigenthum bestehen. Wie ist es entstanden? Darüber bestehen verschiedene Ansichten. Von den älteren Theologen scheinen einige das Eigenthum aus dem Völkerrecht herzuleiten, wobei wir freilich das Völkerrecht nicht im heutigen Sinne, sondern als eine Art Mittelglied zwischen dem Naturrecht und dem positiven, rein menschlichen Recht zu denken haben. Grotius, Pufendorf und ihre Anhänger geben dem bestehenden Eigenthum einen stillschweigenden oder ausdrücklichen Vertrag zur Grundlage. Nach neueren Rechtslehrern seit Montesquieu und Kant verdankt das Eigenthum den Staatsgesetzen seinen Ursprung. Noch Andere endlich lassen mit J. Stuart Mill das Eigenthum aus dem Nutzen entstehen, den es der Gesellschaft bringt. Alle diese Ansichten sehen das Eigenthum nur als eine Institution des positiven menschlichen Rechtes an. Dasselbe gilt zum Theil von der Meinung, welche den ursprünglichen und einzigen Erwerbstitel in der Arbeit findet.

So kommt der Verfasser zum Schluß, daß nur die Occupation auf Grund des allen Menschen verliehenen Rechtes, Eigenthum erwerben zu können, der ursprüngliche Erwerbstitel ist. Freilich genügt nicht jede Occupation. Es muß vielmehr durch äußere Merkmale die Absicht kundgegeben und gewissermaßen den Dingen aufgedrückt werden, sie als Eigenthum in Beschlag nehmen zu wollen. Die gegen die angedeutete Begründung des Eigenthums von Proudhon, Mirabeau, Brissot de Warville, L. Blanc u. A. vorgebrachten Einwände zu widerlegen, ist dem Verfasser eine leichte Aufgabe. Auch die Einwürfe der neueren Socialisten finden Berücksichtigung. Steccanella theilt die heutigen Socialisten mit Recht in zwei Hauptgruppen: die Anhänger der Marx'schen Schule, welche er politische Communisten, und die Schüler Bakunins, welche er Anarchisten oder Collectivisten nennt. Als Vertreter der Erstern läßt er Liebknecht ausführlich zu Worte kommen, um an ihm ein Beispiel zu statuiren. Noch leichter wird ihm die Widerlegung der Anarchisten, welche nicht den Staat, sondern die föderirten Arbeitergruppen zu Eigenthümern der Productionsmittel erheben wollen. Mit den Socialisten werden auch ihre Freunde auf den Kathedern, wie Laveleye, Held u. A., berücksichtigt. Endlich finden noch die socialistischen Schlagwörter, welche die Kapitalisten als Diebe und Schmarotzer bezeichnen, eine treffliche Würdigung. Ganz naturgemäß reiht sich hieran eine ausführliche Besprechung des Verhältnisses zwischen Arbeitsherren und Arbeitern, und besonders eine eingehende Prüfung der Lohnfrage. Die Erlaubtheit der Coalitionen der Arbeiter gegen die Arbeitgeber und dieser gegen die Arbeiter, sowie der Arbeitseinstellungen, werden gründlich und allseitig erörtert. Nur ein erfahrener und tüchtiger Moralist konnte alle diese schwierigen und verwickelten Fragen so klar und gediegen behandeln. Am Schlusse des zweiten

Theiles wird noch das Erbrecht bewiesen und gegen die socialistischen Einwände in Schutz genommen.

Bisher hielt sich der Verfasser auf der Defensive. Er begründete das Eigenthumsrecht und wies die socialistischen Angriffe gegen dasselbe zurück. Im dritten Theile (S. 399—466) geht er nun zur Offensive über und zeigt die Unhaltbarkeit der socialistischen Systeme und die traurige Verwirrung, in welche sie die Gesellschaft stürzen müßten. Einer eingehenden Kritik unterzieht er auch die socialistischen Grundprincipien, besonders die von ihnen verlangte Gleichheit.

Die Betrachtung der Ursachen des Socialismus und der gegen ihn anzuwendenden Heilmittel bildet den Gegenstand des vierten und letzten Theiles des Steccanella'schen Werkes (S. 467—604). Die tiefste Quelle aller communistischen Bestrebungen ist der Rationalismus oder die völlige Emancipation der Vernunft von Gott. Aus dem Rationalismus ergibt sich der politische Liberalismus, und dieser muß in seiner schließlichen Entwicklung zum Socialismus führen. Steccanella begnügt sich nicht damit, dieß theoretisch zu beweisen, sondern begründet es auch an der Hand der neueren Geschichte. Ist somit der Rationalismus die eigentliche Quelle (causa generatrice) des Communismus, so ist der politische Liberalismus oder der Constitutionalismus die vorbereitende Ursache (causa disponente). Die Rolle der ausführenden und verwirklichenden Ursache (causa attuante) des Communismus übernimmt die Internationale [1]. Ihr gegenüber ist die liberale Gesellschaft völlig wehrlos, da sich die Socialisten der liberalen Principien bemächtigen, sich an dem Beispiele des Liberalismus aufrichten und vielfach sogar seiner directen Unterstützung erfreuen. Dieses Letztere hauptsächlich durch die Freimaurerei, diese echte und höchste Blüthe des humanitären Liberalismus. Der Verfasser weist an der Hand der officiellen Kundgebungen der Logen nach, daß die Freimaurerei nicht nur vielfach socialistischen Principien huldigt, sondern auch wirksame Propaganda für den Communismus macht.

Aus der Schilderung der Ursachen des Communismus ergeben sich nun auch die gegen denselben anzuwendenden Heilmittel von selbst. Vor Allem muß der in sich unhaltbare und in seinen Folgen verhängnißvolle Rationalismus beseitigt werden (S. 549—579). Wir müssen wieder zur Religion, zum Christenthum zurückkehren und zwar zum ganzen und vollen Christenthum, wie es der Sohn Gottes in der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche niedergelegt hat. Diese allein vermag die Gesellschaft vor einem gewaltsamen Zusammensturz zu bewahren und die sociale Harmonie unter den verschiedenen Gesellschaftsschichten dauernd zu begründen (S. 579 bis 599). Aber wie? Hat der Staat den Kampf gegen den Socialismus allein der Kirche zu überlassen? Nein, das wäre gefehlt. Auch er soll in negativer und positiver Weise den Socialismus bekämpfen und die nöthigen Re-

[1] Nebenbei sei bemerkt, daß wir uns die Internationale seit 1876 nicht mehr als eine einheitlich organisirte, sich über verschiedene Nationen erstreckende Gesellschaft denken dürfen.

formen herbeiführen; besonders aber der Kirche, diesem festesten Bollwerk gegen den Communismus, die freie Entfaltung gewähren und den nöthigen Schutz angedeihen lassen (S. 599—604).

Wer den vorstehenden, flüchtigen Überblick über das Werk Steccanella's gelesen, wird anerkennen, daß dasselbe eine reichhaltige, allseitige und methodische Beurtheilung des Communismus und Socialismus enthält. Uns ist kein anderes Werk bekannt, welches alle auf den Communismus bezüglichen Fragen von einem einheitlichen Standpunkt in so eingehender und erschöpfender Weise behandelte, wie das vorliegende. Doch dieses Lob wäre nicht allzu hoch anzuschlagen, wenn die Ausführungen bloß in die Breite und nicht zugleich in die Tiefe gingen. Aber die Gründlichkeit und Gediegenheit der Arbeit Steccanella's zeichnet sie vor allen ähnlichen aus. Der Verfasser tritt ausgerüstet mit der ganzen Fülle theologischen und philosophischen Wissens an seinen Gegenstand und verbindet mit scholastischer Schulung und durchdringendem Verstande eine umfassende Literaturkenntniß in Bezug auf alle sein Thema berührenden Fragen. So wird es ihm möglich, die Socialisten bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen und mit unerbittlicher Logik niederzuwerfen. Dabei ist die Behandlung keineswegs abstract und trocken, sondern durchsichtig, klar und lebendig. So können wir denn nur wünschen, das treffliche Werk des P. Steccanella möge sich bald in deutscher Tracht dem deutschen Publikum vorstellen.

Nur eine Bemerkung möchten wir uns noch zum Schlusse erlauben. P. Steccanella polemisirt (S. 159) gegen gewisse Scholastiker, welche das Eigenthumsrecht dadurch begründen, daß sie die Theilung der Güter (divisio dominiorum) für sehr nützlich oder nothwendig erklären, weil sie mit sehr großen Vortheilen, die Gütergemeinschaft dagegen mit den größten Nachtheilen verbunden sei. Sofern diese Polemik bloß jenen gilt, welche das Privateigenthum etwa für mehr oder weniger nützlich, nicht aber für wenigstens moralisch nothwendig erklären — und vielleicht ist der Verfasser so zu verstehen —, haben wir durchaus nichts dagegen einzuwenden; sollten damit aber auch jene getroffen werden, welche das Eigenthumsrecht aus der Nothwendigkeit der Theilung der Güter beweisen, so könnten wir ihr nicht beitreten. Auch der hl. Thomas bedient sich dieses Argumentes (Summa 2. 2. q. 66. a. 2) nach dem Vorgange des Aristoteles (Politic. II. c. 5). Ja ohne schließlich auf diese anerkannte Nothwendigkeit der Theilung der Güter zurückzukommen, scheint uns sogar der Beweis, mit dem Steccanella das Eigenthumsrecht begründen will (S. 117), nicht völlig stichhaltig, wenigstens in Bezug auf Grund und Boden.

Victor Cathrein S. J.

Bethlehem. Aus den neuprovenzalischen Weihnachtsliedern des Pfarrers Lambert ausgewählt und frei übertragen durch **W. Kreiten** S. J. Class.-Oct. 128 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 1.50; geb. in Original-Leinwandband mit reicher Deckenpressung *M.* 2.40.

Von nichtkatholischer Seite ist schon mehrfach der Versuch gemacht worden, die so reichen und lieblichen Weihnachtsblüthen des katholischen Südens auch

in unseren kälteren Norden zu verpflanzen und uns durch kunstgerechte Übertragungen in's Deutsche einen Begriff zu geben von der Innigkeit, dem lebendigen Glauben und der kindlichen Vertraulichkeit, womit der Südländer dieses hohe Geheimniß und lieblichste Fest des Christenthums umfaßt, eine alte Liebe, die ja der noch gläubige Protestant des Nordens mit dem Katholiken des Südens gemein hat. Bei solchen von Andersgläubigen herausgegebenen Lieder-Sammlungen überwog freilich das Kunstinteresse das religiöse und gab bei der Auswahl den Ausschlag; um so mehr freut es uns, zu sehen, daß bei der vorliegenden Sammlung die christliche Erbauung der Leser als leitender Gesichtspunkt berücksichtigt und außerdem durch die Reihenfolge der aufgenommenen Lieder das Ganze zu einer Art Epopoe der Kindheit Jesu verschmolzen wurde.

Den Lesern dieser Zeitschrift (vgl. Jahrg. 1875, Bd. IX., S. 392 ff. u. 502 ff.) ist das große Werk des neuprovenzalischen Dichters, Abbé Lambert, durch die literarhistorischen Studien des P. Kreiten bereits im Allgemeinen bekannt. Auch wurden bei jener Gelegenheit schon einige Proben der Übertragung in's Deutsche mitgetheilt, und es erinnert sich vielleicht der Eine oder Andere noch jener bald naiv kindlichen, bald sinnig tiefen, bald erhaben gewaltigen Dichtungen, mit welchen sich der leider allzu früh verstorbene südfranzösische Priester auf immer einen Platz unter den hervorragenderen Sängern christlicher Geheimnisse errungen hat. Jedoch den ganzen Reichthum dieser Dichterseele haben wir erst aus der vorliegenden Sammlung kennen gelernt. Denn wer zum Beispiel den ganzen Abstand zwischen dem schlichten „Herrgottsblümlein“ und der hymnenartigen Vision des „Kreuzweges“ mißt, muß staunen, daß ein Dichter in einem, wie uns versichert wird, noch ungeformten Idiom die vielfachen Abstufungen und Töne zwischen zwei solchen Extremen in gleicher Vollkommenheit zum Ausdruck bringen konnte. Was uns P. Kreiten in der biographischen Einleitung über Lambert erzählt, ist geeignet, auch die Persönlichkeit des früh heimgegangenen Krippenliedersängers dem Herzen des Lesers nahe zu bringen und so bereits eine gewisse Liebe für die Dichtung anzubahnen.

Mit der Auswahl der Stücke und den Principien der Übersetzungsweise, wie P. Kreiten sie (6—7) entwickelt, können wir uns nur einverstanden erklären. Was aber beabsichtigt wurde, ist sicher in den meisten Fällen auch gut gelungen, und die Übersetzung dürfte wohl kaum durchfühlen lassen, daß der Leser etwas Fremdländisches, künstlich ihm Nahegebrachtes vor sich habe.

Durchgehen wir die einzelnen Nummern, so fesselt uns gleich die herrliche Fassung der Legende von der Vermählung der Jungfrau mit St. Joseph. So zart und sinnig, dabei so ernst und streng konnte nur ein Priester schreiben. „Die Trauer des hl. Joseph“ ist aus diesen Blättern hinlänglich bekannt. Erzählungen wie „Rama“ mit seinem prophetischen Schluß, das Zwiegespräch des hl. Joseph und der lieben Mutter Gottes u. s. w. muß man selbst lesen, um ihren ganzen frommen Zauber zu empfinden. Bei dem erhabenen „Mitternacht“ bewundern wir die Kühnheit, mit welcher sich der Dichter an eine Aufgabe gewagt, deren Lösung fast unmöglich hätte scheinen

können, und wir begreifen es recht gut, daß der Übersetzer hier auf den Reim verzichtete, um auch seinerseits seiner Aufgabe gerecht zu werden. Mit den folgenden Nummern beginnt wohl die Glanzpartie der Sammlung. Es ist wirklich schwer, aus diesen kühnentworfenen, gedankentiefen und figurenreichen Bildern das eine oder andere als besonders gelungen hervorzuheben. Freilich erinnern einige derselben an bekannte Muster; aber diese Muster heißen: Dante, Milton, Homer, und es besteht die Ähnlichkeit mehr in der Gleichartigkeit der Auffassung, als in einer auch nur leisen Nachahmung. In diesen wahrhaft classischen Dichtungen wetteifert der Gedankenreichthum mit der größten Gedankenklarheit. Wie herrlich ist in dieser Beziehung das tiefe Lied von „Adam und Eva in Bethlehem", in welchem das Verhältniß von Natur und Gnade, Schöpfung und Erlösung unter dem Bilde der Königsmäntel zum Ausdruck gebracht wird. Ebenso großartig gedacht und ausgeführt, wie reich an christologischen Anspielungen, ist das meisterhafte „Die Schatten der Vorbilder". Und wer könnte „Der Tod" und „Die Sibylle in Bethlehem" lesen, ohne von dem Grauen des Geheimnißvollen ergriffen zu werden? Äußerst angenehm wechseln mit diesen großen epischen Bruchstücken die zarten und sinnigen Klänge der Wiegenlieder, die wehmüthig lyrischen Bilder der „Mutter" — „Dora" — „Der Alte mit dem Kreuz" u. s. w. ab. Ein Prachtstück in seiner Art und überaus zeitgemäß ist das große, derb-realistisch gehaltene Gedicht „Die Arbeiter", welches die Lösung der socialen Frage vom christlichen Standpunkt aus versucht und die Ascese der Arbeit in anziehendster Weise zum Ausdruck bringt. Wir übergehen so manches andere Gedicht, um nur auf die hauptsächlichen Gedichte über den Aufenthalt in Ägypten aufmerksam zu machen. Schon das erste: „Rast unter den Palmen", athmet einen himmlischen Frieden und die reinste Poesie. Dann folgt jene allerliebste Idylle, welche uns die allerseligste Jungfrau inmitten der kleinen Ägyptier vorführt, wie sie ihnen die Kenntniß des wahren Gottes und des Heiles vermittelt. Übertroffen wird diese Pièce in Bezug auf rührende Frömmigkeit nur durch „Ein Abend in der heiligen Familie", ein Gedicht, das jeder Literatur zur Ehre gereichen würde. Als Perle der ganzen Sammlung möchten wir indeß persönlich das großartige Schlußbild „Der Kreuzweg" bezeichnen, dem wir nur das erhabene Gedicht Heine's: „Frieden", an die Seite zu stellen wüßten, wie es diesem vom Übersetzer auch in der äußeren Form, dem freien Rhythmus, gleichgebildet ist. Überhaupt scheint ein Hauptaugenmerk des P. Kreiten dahin gegangen zu sein, die äußere Gestaltung der Verse und Strophen nicht so sehr vom Original, als von dem inneren Charakter des jeweiligen Stoffes abhängig zu machen. Wie sehr hierbei eine Verschmelzung von Inhalt und Form vor sich gegangen, beweist ein oberflächliches Durchblättern der Sammlung, in welcher die verschiedensten Formen, vom Blankvers bis zur verwickeltsten Reimverschlingung, in Anwendung kommen.

Überrascht hat es uns in etwa, daß bei der Auswahl der Stoffe die Hirten sowohl als die hl. drei Könige so karg oder so gar nicht berücksichtigt wurden. Sollte sich wirklich bei Abbé Lambert so geringe Ausbeute ergeben

haben? Die eine mitgetheilte Probe: „Der Zug der Hirten", ist freilich nicht banach angethan, der Spielerei viele Freunde zu erwerben.

Einige Verstöße gegen den Rhythmus sind offenbar auf einen Druckfehler zurückzuführen.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung eine sehr vornehme, der Originaleinband äußerst einfach und elegant. Wegen seines der Festzeit angepaßten herrlichen Inhaltes und dieser äußern Ausstattung wüßten wir kaum ein schöneres Geschenk für alle Stände auf den Weihnachtstisch zu legen.

Adolph v. Berlichingen S. J.

Die älteste Tafelmalerei Westfalens. Beitrag zur Geschichte der altwestfälischen Kunst von **Cl. Freiherr Heereman von Zuydwyk.** Mit vier Tafeln. Münster, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 15.

Das vorliegende Buch bietet drei Tafelmalereien, die aus Soest stammen und sich durch ihr Alter auszeichnen. Die erste wurde 1165 für das Soester Walburgiskloster angefertigt; die beiden andern gehörten der dortigen Kirche Maria zur Wiese und sind um 1215 und um 1260 gemalt. Da die beiden älteren Bilder in allen Büchern besprochen werden, die sich mit der Malerei und Ikonographie des Mittelalters eingehend befassen, und ebendaselbst oft, aber immer mangelhaft, abgebildet worden sind, so kam es dem Verfasser vor Allem darauf an, gute Abbildungen und zwar mit treuer Wiedergabe nicht nur der Zeichnung, sondern auch der Farbe herstellen zu lassen. So bieten denn die beiden ersten Tafeln wirklich ausgezeichnete, bunte Nachbildungen des Bildes der Walburgiskirche, welche alles das, aber auch nur das bringen, was der Zahn der Zeit von der ursprünglichen Arbeit des alten Meisters übrig ließ. Alle Kunstfreunde werden dem Vorstand des Museums von Münster Dank wissen, daß er dieß werthvolle Bild, das älteste bedeutende Tafelgemälde, welches die christliche Kunst des Abendlandes aufzuweisen hat, bis heute vor einer Restauration bewahrte und so für die Kunstgeschichte rettete. In gleicher Weise werden sie dem Verfasser dafür danken, daß er ein unverfälschtes Denkmal der vaterländischen Kunst treu wiedergibt und so einen festen Anhaltspunkt zur Datirung und Beurtheilung anderer Bilder aus dem Mittelalter bietet. Die dritte Tafel zeigt das ältere Bild der Wiesenkirche in bunter Ausführung auf reichem Goldgrund, und vermittelt endlich eine genügende Idee von dem großen Werthe dieser Perle altwestfälischer Kunst. Die vierte Tafel bringt in einfacher, charaktervoller Federzeichnung das andere, jüngere Bild der Wiesenkirche, das sich mit dem älteren lange unbeachtet im Berliner Museum befand und jetzt dort öffentlich aufgestellt wurde. Ist dem Verfasser der erste Theil seines Planes in dankenswerther Weise gelungen, indem er in der That drei durch Alter und inneren Werth hochbedeutende Werke heimischer Künstler in guten Nachbildungen herzustellen vermochte, so ist dasselbe Lob dem zweiten Theile seiner Aufgabe zu spenden. Er wollte nämlich im Texte das Verständniß dieser Bilder auch weiteren Kreisen vermitteln. — Da das älteste Bild von 1165 als Antependium eines Altares diente, die beiden andern aber als Altar-

aufsätze, so benutzte er diesen Umstand, die Geschichte des christlichen Altars zu erzählen. Die auf den Bildern dargestellten Personen und Scenen boten dann Anlaß, die wichtigsten Gegenstände der christlichen Ikonographie zu behandeln, die Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit, des thronenden Weltheilandes, des Gekreuzigten, seiner Mutter, seiner Evangelisten, seines Vorläufers, seiner Engel u. s. w. Eine ausgebreitete Kenntniß der einschlägigen deutschen und französischen Literatur setzte den Verfasser in den Stand, alle diese Gegenstände so zu besprechen, daß er den Leser, der mit solchen Fragen sich zu beschäftigen erst anfängt, in leichter und gefälliger Weise in ihr Verständniß einführt, dem Kundigen aber nicht wenige neue Notizen und Bemerkungen zur Bereicherung seiner Kenntnisse bietet.

Einige kleine Versehen sind durch die Schwierigkeit und Weitschichtigkeit der behandelten Stoffe zu entschuldigen. So wird S. 16, Anm. 1 und S. 19 gesagt, das geschlossene Buch oder die Buchrolle deute den Alten Bund an; es fänden sich jedoch auch Ausnahmen von dieser Regel. Indeß wird es sich kaum erweisen lassen, daß eine solche Regel im 12. und 13. Jahrhundert, über die der Verfasser doch nicht herausgeht, bestanden habe. Noch Durandus lehrt ausdrücklich (l. I. c. 3. n. 11), diejenigen Apostel, welche nichts Geschriebenes hinterlassen hätten, würden mit Rollen abgebildet. Derselbe Durandus führt in der vom Verfasser S. 16 Anm. 1 angeführten Stelle aus, Christus werde mit einem offenen Buche dargestellt, damit man aus der Schrift des Buches lesen könne, was der Herr sei, nämlich das Licht, der Weg u. s. w. S. 23 wird erwähnt, daß auf dem ältesten Soester Bilde der Evangelist Matthäus ein geschlossenes Buch trägt; S. 87, daß Johannes eine Rolle in der Hand hält; S. 34, daß der hl. Augustin, und S. 27, daß die hl. Walburgis ein geschlossenes Buch hat: lauter Beweise gegen die vorgebliche Regel, die freilich in vielen Büchern aufgestellt wird. Gegen dieselbe kann man noch anführen, daß alle Spruchbänder nichts anderes als geöffnete Rollen sind, also etwas Analoges zu dem geöffneten Buche. — S. 18 Anm. 8 wird die Palla d'oro von Aachen angeführt, weil auf ihr die gewöhnliche Reihenfolge der Evangelisten anders sei, als auf dem Soester Bild; aber diese andere Reihenfolge ist nur das Ergebniß einer ungeschickten Restauration, wie die Stellung der Köpfe der evangelischen Thiere klar beweist. Der kleine Kreuzesstab des hl. Johannes (S. 31) wird in ähnlicher Weise auf alten Denkmälern vom hl. Laurentius getragen, hat also zu dem Amte des Vorläufers, wenigstens im 12. Jahrhundert, keine Beziehung. Die Stelle der Apokalypse Kap. 5, Vers 12, die S. 25 Anm. 2 beigezogen wird, bezieht sich nicht auf die „sieben Gaben oder (?) Tugenden“. In der Inschrift (S. 42) hat der Drucker in der ersten Zeile decem ausgelassen, wodurch die Bemerkungen, in denen sie erläutert wird, unverständlich werden. — Eine eingehendere Hinweisung auf die Malereien im Patrokli-Dome und in der Nikolai-Kapelle von Soest und eine Besprechung der dortigen Malerschule ist wohl nur deßhalb unterblieben, weil Aldenkirchen und Nordhoff dieselben in letzter Zeit ausführlich behandelten, oder weil der Verfasser sie für spätere Zeit aufsparen wollte.

Wir hoffen, daß das Buch in weiten Kreisen eine freundliche Aufnahme finden wird, die es durch seinen innern Werth durchaus verdient; wir hoffen das um so mehr, weil der Herr Verfasser verspricht, daß er daraus gerne die Anregung schöpfen würde, auch andere heimathliche Kunstwerke in ähnlicher Weise einer näheren Besprechung zu unterziehen. Westfalen, dem dieß Versprechen vorzüglich gilt, wird zeigen, daß die Liebe zur Kunst seiner Vorfahren in ihm wirksam auflebt und daß es sich freut, für sie einen begeisterten und würdigen Herold gefunden zu haben.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Evangelium des hl. Matthäus nach seinem inneren Zusammenhang, auch für gebildete Laien zur andächtigen Betrachtung des Lebens unseres Heilandes, in Kürze erklärt von Joseph Kleutgen, Priester der Gesellschaft Jesu. Nebst einer Abhandlung über das Wunderbare. Mit Gutheißung der Obern. 12°. 286 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 2.80.

Vorliegendes Schriftchen ist eine Jugendarbeit des hochverdienten Verfassers aus den dreißiger Jahren. Obwohl es in erster Linie der Erbauung dienen will, so enthält es doch auch des Lehrreichen sehr viel. Die den Text begleitenden Anmerkungen sind mit Recht nur sparsam angebracht und meistens knapp gefaßt. Der Übersetzung einiger Kapitel, die mit einander als einzelne Abschnitte vorgeführt werden, folgen jedesmal Erklärungen, welche theils homiletischer, theils exegetischer Natur sind. Dieselben regen sowohl zu frommen Betrachtungen über das Leben Jesu an, als sie auch über den Plan und die Anlage des Evangeliums manches neue Licht verbreiten. Der Gedanke, welcher nach den Darlegungen des P. Kleutgen dem ganzen Evangelium zu Grunde liegt, ist dieser: „Das Reich Jesu Christi ist nicht von dieser Welt; wir werden in ihm nicht vom Ungemach dieses Lebens befreit, sondern vielmehr durch dieses zu den geistigen Gütern und dem ewigen Reiche in den Himmeln geführt: nichtsdestoweniger ist Jesus Christus jener Messias, der den Vätern verheißen und von den Propheten vorherverkündigt wurde." — Die Abhandlung über das Wunderbare, welche in zweiter, erweiterter Auflage als Anhang beigegeben wird, tritt der Wunderscheu unserer Zeit und der Leichtgläubigkeit in gleicher Weise entgegen. Die Erörterungen fußen überall auf klaren und festen Principien der Vernunft und des Glaubens; zudem sind sie so überzeugend geschrieben, daß ihre Lectüre gewiß manches Vorurtheil zerstreuen wird.

Lehrbuch des katholischen, orientalischen und protestantischen Kirchenrechts, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, Österreich und die Schweiz. Von Dr. Friedrich H. Vering, ord. Professor der Rechte an der k. k. Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. Zweite, umgearbei-

tete und vermehrte Auflage. 8°. 1002 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 14.

Die erste Auflage dieses trefflichen Werkes wurde bereits früher in dieser Zeitschrift (1877, Bd. XII, S. 217) so eingehend besprochen, daß wir von einer eigentlichen Recension des Werkes Abstand nehmen können. Dieß um so mehr, als wir unsere günstige Beurtheilung der ersten Auflage auch auf diese zweite ausdehnen müssen. Wenn wir dennoch auf diese zweite Auflage zurückkommen, so geschieht es wesentlich deßhalb, weil sich dieselbe nicht bloß als eine umgearbeitete ankündigt, sondern sich auch in Wirklichkeit als eine solche erweist. Als einen besonders glücklichen Griff müssen wir es bezeichnen, daß der Verfasser eine ausführlichere Darstellung des Kirchenrechts der orientalischen Riten in der neuen Auflage bietet. Dem Verfasser standen zu seiner Aufgabe die ausgezeichneten Vorarbeiten des Cardinals Jos. Hergenröther über die orientalischen Riten im Archiv zu Gebote, während die Collectio Lacensis ein reiches Quellenmaterial lieferte. Doch begnügte sich der Verfasser mit diesen Hilfsmitteln nicht, sondern noch weitere, bisher ungedruckte oder nur schwer zugängliche Quellen wurden von ihm für die Bearbeitung des orientalischen Kirchenrechts benützt, mit dem sichtlichen Bestreben, so weit als möglich die vigens disciplina unter den Orientalen darzustellen. Dieses Streben war um so mehr gerechtfertigt, da ein hervorragender Kenner der orientalischen Rechtsverhältnisse uns versichert, nicht Weniges stehe in den „Quellensammlungen", was im praktischen Rechtsleben der Orientalen schwer zu entdecken sei, und da Quellen vielfach nur kanonistische Archäologie enthalten. — Auf viele Einzelheiten einzugehen, müssen wir bei dem kurz zugemessenen Raum uns leider versagen. Nur einige Punkte möchten wir noch kurz hervorheben. Überall ist der Verfasser bemüht, das Werk auf dem neuesten Stand der Wissenschaft zu erhalten und den gemachten Ausstellungen billige Rechnung zu tragen. Zu unserer Freude sind auch manche — freilich nicht alle — der in dieser Zeitschrift notirten Versehen beseitigt. Sehr gefreut hat es uns, daß der Verfasser die in der ersten Auflage viel zu niedrig angeschlagene dogmatische Bedeutung des Syllabus und sogar der Encyklika Quanta cura stillschweigend aufgab; denn es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Encyklika Quanta cura eine eigentliche dogmatische Entscheidung ex cathedra war, und auch vom Syllabus kann man unbedenklich dasselbe schon von seiner ersten Publikation behaupten, wenngleich bei ihm die Cathedralentscheidung weniger deutlich hervortrat. In keinem Falle aber durfte man die Bedeutung des Syllabus so herabdrücken, wie dieß von Newman und Martens geschehen ist. Ebenso zeigte § 8, III. die verbessernde Hand. Doch bleibt es uns immer noch zweifelhaft, ob der Verfasser in hinlänglicher Weise den berechtigten Ausstellungen der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie (1877. S. 279 ff.) Folge gegeben habe. Ein eingehendes Studium der ältern theologischen Literatur dürfte den Verfasser überzeugen, daß er für die der Kirche principiell beizulegende Straf- und Zwangsgewalt noch nicht den präcisen theologischen Ausdruck gefunden. Nach den Definitionen und der frühern Praxis der Kirche verlangt diese eine umfangreichere Gewalt, als der Verfasser ihr zugestehen möchte, wenn auch die Kirche gegenwärtig bei Anwendung derselben sich mit einer geringeren Ausdehnung begnügt. Wir vermögen deßhalb auch nicht dem Herrn Verfasser beizustimmen, wenn er die Zusammenstellung von Bouix (de judiciis eccles. part. I. sect. 2. cap. 4) als „sehr verwirrt" bezeichnet. Ungenau scheint es ferner zu sein, wenn der Verfasser Bouix (l. c.) die Excommunication zu den Körperstrafen rechnen läßt. Nach Bouix (l. c. p. 50) ist die Excommunication

zunächst und in sich eine geistliche Strafe; nur fügt er (p. 51) ganz richtig bei: „Excommunicatio autem erat simul et indivisim poena temporalis", da mit der Excommunication nicht bloß als einfache, zufällige Folge, sondern nach der Absicht und dem Willen der Kirche zeitliche Nachtheile als Strafe verknüpft waren. Wenn wir noch einen Wunsch äußern dürften, so wäre es der, daß der Verfasser die Principien über die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche im Erwerbe von zeitlichen Gütern etwas schärfer und eingehender in einer hoffentlich bald erscheinenden dritten Auflage entwickeln möchte. Wir glauben ihn zu diesem Behufe auf die ausgezeichneten Artikel, welche Herr Professor Hirschel über das Kirchenvermögen im Archiv veröffentlicht hat, aufmerksam machen zu sollen. Doch unsere Bemerkungen und Wünsche sind länger geworden, als wir eigentlich beabsichtigten. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, die zweite Auflage möge dieselbe, ja eine noch bessere Aufnahme und Verbreitung finden, als die erste; denn das Werk des Herrn Verfassers verdient es voll und ganz.

Das erste Friedenswerk im badischen Culturkampfe. Die Beilegung des Examenstreites auf Grund des Quellenmaterials in ihrem geschichtlichen Verlaufe erzählt von Th. Wacker. 8°. VIII u. 118 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 1.60.

Wie Siegfried und Schulte den ganzen bisherigen „Culturkampf" actenmäßig beleuchtet haben, so unternimmt es Wacker in dieser höchst verdienstvollen Schrift, auf die gleiche Weise eine Episode aus dem badischen Culturkampf zu schildern. Quellenmäßig sind nun hauptsächlich folgende Thatsachen dargelegt. Durch das badische Gesetz vom 19. Februar 1874 ward nach Vorgang der vom Minister Jolly am 6. September 1867 erlassenen Verordnung den katholischen Theologen vorgeschrieben, vor ihrem Eintritt in's Priesterseminar eine staatliche Prüfung über allgemein wissenschaftliche Gegenstände zu machen. Dagegen hatte das erzbischöfliche Generalvikariat sofort nach Erlaß der Jolly'schen Verordnung am 14. September 1867 den Theologen verboten, dieses Examen zu machen oder Dispens von demselben nachzusuchen, und dieses Verbot auch nach Einholung einer römischen Instruction vom Jahre 1872 mehrmals erneuert. So wurde der Streit acut, da in Baden kein neugeweihter Geistlicher mehr angestellt werden konnte und der Priestermangel immer mehr um sich griff. Seine Königl. Hoheit der Großherzog selbst gab den ersten und energischen Anstoß, daß seine Regierung durch Änderung des für die Kirche völlig unausführbaren Gesetzes die Lösung des Streites in Angriff nehme. Mochte nun auch die kirchliche Behörde jeden ihr möglichen Schritt zum Entgegenkommen machen, so schien doch die in der Kammer dominirende liberale Partei Anfangs keineswegs geneigt, zur Beilegung des unseligen Streites mitzuwirken. Hierzu kam noch ihre Opposition gegen den Ministerpräsidenten Stösser. So fiel der erste von diesem eingebrachte Gesetzentwurf, obwohl die kirchliche Behörde sich bereit erklärt hatte, einen staatlichen Commissar zur theologischen Fachprüfung zuzulassen. Aber die liberale Partei mußte einsehen, daß sie dem lebhaften Verlangen des Landesherrn und des badischen Volkes nach Beilegung des Streites auf die Dauer nicht widerstehen könne. Unter dem Einfluß Lamey's, ihres Berichterstatters, erklärte sie sich deßhalb bereit, das vom Gesetz vorgeschriebene Examen fallen zu lassen und auch von der Gegenwart eines staatlichen Commissars bei der Fachprüfung abstehen zu wollen, wenn nur der Erzbischöfliche Capitelsvikar die Verbote der Dispensgesuche zurücknähme. Von Rom aus ward das Letztere (den 2. Februar 1880) zugestanden; doch müsse die Abänderung des Gesetzes vom Jahre 1874 untrüglich gewiß sein, und man dürfe der Zurücknahme der Dispensverbote nicht die Bedeutung einer Anerkennung

jenes Gesetzes beilegen. So konnte die kirchliche Behörde, da die Abänderung des Gesetzes sicher war und die Zurücknahme der Verbote eben wegen dieser sichern Derogation keine Anerkennung des Gesetzes in sich schloß, in einem Schreiben vom 12. Februar die Dispensverbote zurücknehmen, und demgemäß ward der bezügliche Gesetzentwurf in der zweiten Kammer einstimmig, in der ersten Kammer mit allen gegen eine Stimme angenommen und bereits den 5. März 1880 als Gesetz publicirt. — Eine objective, actenmäßige Geschichtschreibung ist die beste Vertheidigung der katholischen Kirche.

Leben des ehrwürdigen Pater Hermann im Kloster Augustin-Maria vom heiligen Sacramente, unbeschuhter Carmelite. Autorisirte Übersetzung nach der französischen Ausgabe des Abbé Karl Sylvain, Ehren-Canonicus, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. 8°. X u. 264 S. Aachen, A. Jacobi & Co., 1882. Preis: *M.* 3.

Wiewohl diese Lebensbeschreibung keine Originalschrift ist, so wird doch der Leser, von ein paar sinnstörenden Druckfehlern abgesehen, recht selten den unliebsamen Eindruck einer Übersetzung empfinden. Inhaltlich ist das treffliche Buch eine wahre Verherrlichung der göttlichen Gnade und der heiligen Eucharistie, welche in diesem Leben aus der Neuzeit ihre Triumphe feiern. Sie haben aus einem verzärtelten Weltkind einen heiligmäßigen Ordensmann gemacht: aus dem gefeierten Pianisten Hermann Cohen wurde der ehrwürdige Pater Hermann. Wahrhaft erhebend ist es, den so sehr in Eitelkeit und Sinnlichkeit der Welt verstrickten Mann auf einmal von der Gnade getroffen, ja tief in's Herz hinein getroffen zu sehen: es war die Liebesflamme des eucharistischen Heilandes, welche dem Herzen des an nichts weniger als an Bekehrung denkenden Juden sich mittheilte, Verstand und Willen in gläubigem Gehorsam gefangen nahm und alsbald zur Wiedergeburt in der heiligen Taufe führte. Die Liebe zum eucharistischen Heilande blieb wie ein unvertilgbarer Charakterzug des Neubekehrten. Vom Tage der ersten heiligen Communion an kannte sie keinen Rückhalt mehr; der Neophyte wurde ein Opfer und ein Apostel der Eucharistie. Noch in der Welt, wo ihn äußere zwingende Gründe noch eine Zeit lang in seiner Stellung zurückhielten, begann er all' seinen Einfluß aufzubieten, und zwar mit unglaublicher Entsagung und Verdemüthigung, um das Werk der nächtlichen Anbetung des hochheiligen Sacramentes einzuführen. Durch Erwählung des Ordenslebens besiegelte er seine Selbsthingabe an den Heiland, indem er in den Orden des Karmel eintrat. Er war von Gott auch zu apostolischen Arbeiten berufen, denen er sich mit dem glühendsten Seeleneifer unterzog. Nach vielen Mühen, die er in Ausübung seiner Missionsthätigkeit und in den Sorgen für die Ausbreitung seines Ordens zu ertragen hatte, endete er sein Leben als Martyrer der Liebe. In dem deutsch-französischen Kriege war er in Berlin als Militärgeistlicher zur Besorgung der französischen Kriegsgefangenen zugelassen worden; nach kurzem, segensreichem Wirken daselbst wurde er in Folge einer tödtlichen Ansteckung dahingerafft.

Johannes Busch, Augustinerpropst zu Hildesheim. Ein katholischer Reformator des 15. Jahrhunderts. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Windesheimer und Bursfelder Congregationen. Von Karl Grube. (Sammlung historischer Bildnisse.) VI u. 302 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 1.80.

Die Herder'sche Sammlung historischer Bildnisse scheint seit einiger Zeit in's Stocken gerathen zu sein. Indem wir auf die letzte Nummer der Sammlung zurück-

greifen, können wir nur versichern, daß wir es sehr bedauern würden, wenn das so zeitgemäße und bisher so glücklich geförderte Unternehmen nicht weitergeführt werden sollte. — Die vorliegende Arbeit ist jedenfalls diejenige der ganzen Sammlung, welche am meisten auf Quellenforschung und Selbststudium beruht; dabei besitzt die Schrift die richtige populäre Darstellung, sie liest sich leicht und angenehm. Das Leben des großen Klosterreformators Norddeutschlands aus der Windesheimer Congregation, J. Busch (geb. 1400, gest. nach 1479), bietet einen tiefen Einblick in die religiösen, namentlich klösterlichen Verhältnisse um die Mitte des 15. Jahrhunderts. In wie vielen von den 86 Manns- und 16 Frauenklöstern der Augustinerregel, welche sich allmählich der Windesheimer Congregation anschlossen, Busch gewirkt, wissen wir nicht; jedenfalls war die Zahl eine beträchtliche, was schon daraus hervorgeht, daß der Verfasser ein Verzeichniß von 43 Augustiner-, Benedictiner-, Cistercienser- und Prämonstratenser-Klöstern außerhalb jener Congregation mittheilen kann, an deren Reform Busch mitgewirkt hat. Schon das erste Kapitel ist sehr lesenswerth und lehrreich; es zeichnet in aller Kürze, aber kräftig und wahr die Ursachen mannigfachen Verfalls in der Kirche. Aus dem Ganzen gewinnt man den Eindruck, daß die Klöster zwar reformbedürftig, doch nicht so gänzlich verfallen waren, als sie gewöhnlich geschildert werden; auch stimmt es nicht mit der ziemlich allgemein angenommenen Unwissenheit, wenn man ganze Nonnenklöster findet, in denen alle Nonnen Latein verstanden und sprachen. Wir können indeß dem Verfasser nicht beipflichten in dem, was er S. 158 ff. äußert. Allerdings ist die dort erzählte Scene eine widerwärtige; aber einen widerrechtlichen Eingriff vermögen wir nicht darin zu sehen, daß der Herzog Wilhelm von Calenberg, vom päpstlichen Delegaten aufgefordert, denselben sogar mit Waffenmacht und gegen den Willen des Bischofs in der Vornahme der Visitation widerspenstiger Klöster unterstützte. Noch weniger können wir das allgemeine Princip (S. 160) unterschreiben: „Im Interesse der Sache Gottes ist es jedenfalls, den weltlichen Arm ... für rein geistliche Sachen niemals (!) anzurufen.“ Damit würde man zu sonderbaren Auffassungen der Kirchengeschichte, namentlich der mittelalterlichen, gelangen.

Dr. Heinrich Hahn. Lebensbild eines seeleneifrigen Arztes. Von Joseph Spillmann S. J. Mit einem Titelbild. (Separatabdruck aus den „Katholischen Missionen“). Der Reinertrag für Missionszwecke. 12°. 51 S. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1882. Preis: 50 *Pf.*

Es gibt so viele Perlen, die verborgen bleiben unten im tiefen Meeresgrund. Die Kunst ist, sie zu finden und sie zu fassen. So gibt es auch noch in unseren Tagen tüchtige, große Männer, deren Leben verfließt, ohne daß man sie erkennt. Dem hochw. Verfasser ist es gelungen, das Leben eines solchen Mannes in würdiger Weise zu schildern, die Perle in ihrer rechten Fassung Allen darzubieten. Möchten auch Jene, welche das Lebensbild noch nicht aus den „Missionen“ kennen, es lesen, um daraus die Überzeugung zu gewinnen, daß auch unsere Zeit noch Charaktere besitzt; möchten sie aus ihm Muth und Kraft schöpfen, auch in ihrem Kreise das Gute zu wirken, das einem Jeden sich darbietet, der es opferwillig fördern will. Wir glauben, daß kein Mitglied des Xaverius-Vereins das Schriftchen ohne Freude und Nutzen lesen wird, und daß es sich in Vincenz-Vereinen zum Vorlesen wie kaum eine andere Schrift eignet, weil es das Leben eines Mannes erzählt, der in unserer Zeit lebte und segensreich wirkte, in einer Frömmigkeit, die seinem Berufe nicht nur keinen Schaden brachte, sondern ihn adelte.

Erinnerungen eines alten Lutheraners. Von L. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. 8°. VIII u. 176 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 2.

In recht anziehender Weise versteht es der Verfasser, die eigenen Erlebnisse des äußeren und inneren Lebens zu erzählen und die Wege der göttlichen Gnade zu beschreiben, welche ihn dem Protestantismus entrissen und zur Wahrheit der katholischen Kirche geführt hat. Ohne oder vielmehr gegen seine Absicht hat der Verfasser sich selber als eine Seele gezeichnet, die aufrichtig der Wahrheit nachgeht und bei erkannter Wahrheit sich nicht scheut, die unerbittlichen praktischen Folgerungen zu ziehen und dabei vor keinem noch so schweren Opfer zurückzubeben. Zugleich aber muß der aufmerksame Leser auch in anscheinend geringfügigen Umständen die wunderbaren und lieblichen Führungen der göttlichen Vorsehung verehren und anbeten, welche den redlich Suchenden in kritischen Momenten aufzurichten und zu ermuntern weiß: einen besonders wohlthuenden Eindruck machen in dieser Hinsicht Partien aus Abschnitt 10 u. 12. Die Beziehungen, in welche der Verfasser zu mehreren der hervorragendsten, vielfach noch lebenden Persönlichkeiten trat, erhöhen das Interesse des Werkes: alles irgendwie Verletzende ist jedoch mit der zartesten Gewissenhaftigkeit vermieden. Der volle Werth vorliegender Schrift aber würde ganz verkannt werden, wollte man sie nur als Selbstbiographie auffassen. Sie ist weit mehr; denn sie gestaltet sich zu einer eigenartigen Apologie der katholischen Kirche. Der Verfasser hat gewußt, die Schwierigkeiten eines unter protestantischen Vorurtheilen gebildeten Geistes und eines in protestantischen Vorurtheilen gefangenen Herzens trefflich an's Licht zu ziehen und dieselben ebenso psychologisch fein wie dogmatisch richtig zu entwirren. Für Freund und Feind bietet die Schrift eine höchst anregende und belehrende Lectüre. — Zu S. 132 wäre die Bemerkung nicht überflüssig gewesen, daß ein anderer Brief des Cardinals Bellarmin, welcher an den Provinzial der oberdeutschen Ordensprovinz gerichtet war und dem hier publicirten sehr ähnlich ist, bereits auszüglich im Leben des gottseligen Nikolaus von der Flüe von Ming mitgetheilt wurde.

Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—*1803*. Von Heinrich Weber, Professor am königl. Lyceum. Zweite Abtheilung und Beilagen. 8°. 315—782 S. Bamberg, Reindl, 1882. Preis: *M.* 4.

Zur Würdigung der ersten Abtheilung dieser Schrift ist in den „*Stimmen*" (1880, Bd. XIX. S. 550) schon das Nöthigste gesagt worden. Den Kern des ganzen Werkes bildet die Geschichte der Hochschule. Nachdem nun im ersten Theile noch über die allgemeine Organisation und den Lehrkörper gehandelt war, wird hier die Charakterisirung und historische Entwicklung der Akademie und Universität nach denselben Quellen und in demselben Geiste fortgeführt. Die eingehende Besprechung der Lehrmittel, der rechtlichen und sittlichen Zustände, sowie der materiellen Verhältnisse der Hochschule bietet in einem anschaulichen Einzelbilde sehr Vieles, was auch denen willkommen sein muß, welche zu Stadt und Bisthum Bamberg in keiner näheren Beziehung stehen. Wohl fühlt man, daß es bei den immerhin dürftigen Notizen der Quellen über Verhältnisse und Zustände von theilweise sehr eigenartigem Charakter große Vorsicht braucht, um nicht ein unzutreffendes, ja ungerechtes Urtheil über alte Zeiten zu fällen. Dennoch bekunden die Nachrichten über die Bibliothek, die Cabinette für Physik und Naturgeschichte und die dramatischen Festspiele ein stetiges und ziemlich allseitiges wissenschaftliches Streben. Auch über den sittlichen und religiösen Cha-

rakter des akademischen Lebens wird soviel Detail beigebracht, daß man in Stand gesetzt wird, sich eine befriedigende Gesammtanschauung darüber zu bilden. Jedoch überläßt der Verfasser die Verallgemeinerung des Vereinzelten, bezw. die Ausfüllung der von den Quellen gelassenen Lücken der Umsicht des Lesers. — Nächst der Universität werden noch die verschiedenen anderen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten besprochen, in denen sich gleichfalls ein reger wissenschaftlicher Eifer offenbarte. Eine Reihe interessanter Urkunden und artistischer Beilagen bilden den Abschluß des Buches, das des Erfreulichen und Belehrenden für jeden Leser so viel bietet, als man von einer Specialforschung nur immer erwarten kann.

Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699. Von Onno Klopp. Kl. Fol. 380 S. Graz, Styria, 1882. Preis: *M.* 12.

Dieses ausgezeichnet geschriebene und in jeder Hinsicht herrlich ausgestattete Geschichtswerk empfehlen wir allen unseren Lesern auf's Wärmste, indem wir uns eine eingehende Besprechung desselben für die nächste Zeit vorbehalten. Schon jetzt können wir versichern, daß Eltern kaum ein werthvolleres und passenderes Weihnachtsgeschenk für ihre reiferen Söhne und Töchter finden können, als diesen Prachtband aus der Feder des verdienstvollen und berühmten Verfassers.

Miscellen.

Pusey und Puseyismus. Am 16. September starb in England Dr. Pusey im 83. Jahre seines Lebens. Wir dürfen uns getrost der Mühe überheben, seinen Lebenslauf im Einzelnen darzustellen; hat es ja doch in der ganzen civilisirten Welt kaum ein einziges bedeutenderes Blatt gegeben, welches es unterließ, einen längeren oder kürzeren Nekrolog des Verstorbenen mitzutheilen. Schon aus dieser Thatsache erhellt zur Genüge, daß der alte Doctor ganz allgemein für einen bedeutsamen und merkwürdigen Mann galt. Es war nicht seine officielle Stellung, welche ihm in so hohem Grade die öffentliche Beachtung zuwendete; in der anglikanischen Staatskirche besaß er nur die verhältnißmäßig bescheidene Würde eines Kanonikus, die ihm keinen Anspruch auf Theilnahme an der Kirchenverwaltung gab, und an der Universität Oxford hatte er zeitlebens bloß die Professur der hebräischen Sprache inne. Seinen berühmten Namen und seinen großen Einfluß hat Pusey sich erworben durch sein persönliches und unofficielles Wirken und zwar auf dem Gebiete der anglikanisch-protestantischen Staatskirche. (Vgl. über die verschiedenen Denominationen des englischen Protestantismus diese Zeitschrift, Bd. VIII, S. 467—477.) Die Tendenz zugleich mit dem Erfolge seiner Wirksamkeit ist bezeichnet, wenn wir constatiren, daß die öffentliche Meinung Englands ihm persönlich und der Bewegung, die für alle Zukunft seinen

Namen tragen wird, „die Wiedergeburt des hochkirchlichen Glaubens und Lebens" zuschreibt, welche in den dreißiger Jahren begann. Fragen wir nun, worin im Einzelnen die auf Pusey's Rechnung geschriebene „Wiedergeburt" bestanden habe und bestehe, so heben wir am besten mit dem „Standard" drei Hauptresultate der Puseyitischen Bewegung hervor.

Das erste Hauptresultat ist die Verbreitung und allgemeine Annahme der Theorie, daß die anglikanische Kirche einer der drei gleichberechtigten Zweige der allgemeinen Kirche Christi sei. Die jetzigen Hochkirchler behaupten, diese Lehre sei bereits von den englischen Theologen des 17. Jahrhunderts aufgestellt worden und sei überhaupt die ursprüngliche Theorie der Kirche Englands gewesen; deßhalb sehen sie die Befürwortung und erfolgreiche Verbreitung derselben durch die Oxford-Bewegung eben als eine Wiederherstellung des echten anglikanischen Kirchengedankens an. Mag dem nun sein wie ihm wolle, am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts war diese Idee aus dem Bewußtsein der Anglikaner jedenfalls entwichen, und mit dieser Grundlehre schien, wie der Cardinal Newman sich in seiner Apologie ausdrückt, „die alte Religion fast gänzlich aus dem Lande verschwunden zu sein". Nach den religiösen Parteikämpfen des 17. Jahrhunderts nämlich war eine lange Zeit völliger Erschlaffung und Gleichgiltigkeit in Religionssachen für das protestantische Britannien eingetreten, während welcher der Gegensatz der Parteien so ziemlich erlosch. Man hat diese Periode den langen Frost des 18. Jahrhunderts genannt. Gegen Ende des Jahrhunderts aber rief die Stiftung des Methodismus auch eine Bewegung in einem Theile der englischen Staatskirche hervor und bewirkte eine Art von Wiederweckung der fast ausgestorbenen calvinischen Doctrinen. Hieraus resultirte die sogen. „Evangelische Schule", welche deßhalb so heißt, weil man in England die Anhänger der calvinistischen „Niederkirche" als „Evangelicals" zu bezeichnen pflegte. Die Hochkirche aber verharrte wie zuvor in ihrer lethargischen Erstarrung und wurde in ihrem Fortbestande um so ernstlicher bedroht, als die Gefahren von mehreren Seiten heranzogen. Denn nicht allein war jetzt der calvinische Geist der feindlichen Low Church wieder erwacht, sondern ferner griff das Sectenwesen immer weiter um sich, und begannen religiöser Liberalismus und antichristlicher Rationalismus, namentlich durch den verderblichen Einfluß des deutschen protestantischen Unglaubens, Aufnahme und Anklang zu finden in den Reihen der englischen Geistlichkeit, welche sich mit theologischen Studien kaum beschäftigte. Von dem Ernste der Lage bewogen, faßten eine Anzahl edlerer junger Leute an der Universität Oxford den Entschluß, der bedrohten Religion zu Hilfe zu eilen und eine Restauration des christlich-religiösen Sinnes zu versuchen durch Wiederbelebung dessen, was sie für den alten englischen Kirchenglauben ansahen. Auf diese Weise entstand Anfangs der dreißiger Jahre die sogen. „Oxford-Bewegung" (Oxford Movement), die auch bekannt ist als „Tractarian Movement", weil die Betheiligten als Hauptförderungsmittel für ihre Absichten die Herausgabe von Abhandlungen (Tracts) unternahmen. Unter den leitenden Ideen dieses Unternehmens war nun wohl der Centralgedanke der, daß die in

England bestehende Kirche ein vollberechtigter Hauptzweig der wahren und katholischen Kirche sei, die Christus gestiftet habe. Derjenige, welcher damals diese Theorie zuerst wieder lebendig erfaßte und zuerst wieder energisch in die englische theologische Welt einführte, war aber nicht Dr. Pusey, sondern der jetzige Cardinal Newman, welcher sich zu jener Zeit als protestantischer Theologe an der Universität Oxford aufhielt. Es ist heutzutage allgemein anerkannt, daß er der eigentliche Vater und Urheber der Oxford-Bewegung gewesen ist und seinen Geist und seine Ideen derselben einhauchte. Über seine damaligen Vorstellungen in Bezug auf diesen Punkt läßt er sich in seinem berühmten Buche „Apologia pro vita sua" weitläufig aus. Er glaubte nämlich, die katholische Kirche sei ursprünglich für mehrere Jahrhunderte in allen Ländern Eine gewesen; darauf hätten einzelne Theile ihre eigenen Wege eingeschlagen. Dieser Theile oder Zweige habe es hauptsächlich drei gegeben: den griechischen, den lateinischen und den anglikanischen. Jeder Zweig habe die ursprüngliche ungetheilte Kirche in solido als sein eigenes Besitzthum ererbt und sei somit identisch mit der ursprünglichen Kirche. Kraft derselben Consequenz seien aber auch die drei Zweigkirchen unter einander identisch, wenigstens in Bezug auf alles Wesentliche und abgesehen von späteren accidentellen Irrthümern. Der anglikanische Zweig habe die ursprüngliche Lehre in unverfälschterer Reinheit bewahrt als der römische; denn letzterer weise in seinen geltenden Dogmen und kirchlichen Übungen menschliche Zusätze und skandalöse Irrthümer auf, wie die Idololatrie im Cultus der Heiligen und namentlich der Jungfrau Maria. Außerdem sei Rom zu verdammen wegen seiner ketzerischen Beanspruchung des autoritativen Primates über die ganze katholische Kirche Christi. Wir sehen, daß dieses anglikanische System Front macht nicht nur gegen den religiösen Liberalismus durch Betonung eines festen von Christus herrührenden Dogmenschatzes, sondern zweitens auch gegen die Low Church durch Aufrechthaltung des kirchlichen Charakters der christlichen Religion, und endlich drittens nicht minder gegen die römisch-katholische Kirche, welche zu einem bloßen Zweige der allgemeinen Kirche Christi herabgedrückt und noch dazu als häretisch an den Pranger gestellt wird. — Dem genialen Newman und den übrigen Vorkämpfern dieser Theorie schloß sich erst später Pusey an. Nachdem er aber einmal dem Unternehmen beigetreten war, identificirte er sich so gänzlich mit der angeführten Grundidee und hielt dieselbe mit so unveränderlicher Zähigkeit sein ganzes langes Leben hindurch fest, daß er der Hauptrepräsentant dieser sogen. anglo-katholischen Richtung geworden und auch als solcher allgemein anerkannt ist. Darum wurde auch nach ihm, dem damals bereits auf das Beste bekannten und höchst einflußreichen Doctor an der Universität, die ganze Bewegung benannt. Es offenbart sich eine bewundernswerthe Vorsehung Gottes in dem Umstande, daß jener Mann, der bekanntlich der wahre Vater des Unternehmens war, doch demselben seinen Namen nicht gegeben hat; der liebreiche Lenker der Geschicke ließ aber nicht zu, daß eine zwar aus gutem Willen hervorgegangene, aber in sich selbst durchaus trügerisch falsche und dem Katholicismus feindliche Theorie in der

Geschichte den Namen jenes edlen Convertiten führe, den dereinst nicht bloß die Würde eines katholischen Priesters heiligen, sondern auch der Purpur eines erhabenen Kirchenfürsten schmücken sollte. — Pusey und seine Partei haben in der Verbreitung ihrer trügerischen Theorie Erfolg gehabt. Der „Standard" schreibt es ihrer Thätigkeit zu, daß „gegenwärtig nur wenige Kirchenmänner [soll wohl heißen Hochkirchler] zu bestreiten geneigt sind, was vor 50 Jahren nur sehr wenige anzuerkennen bereit waren, nämlich, daß die anglo-katholische Kirche einer von den drei großen Zweigen der allgemeinen Kirche ist". Gemäß dieser Behauptung wäre also gegenwärtig die dargelegte Zweigtheorie in der Hochkirche zu fast allgemeiner Geltung gelangt, und dieß wäre das erste Hauptresultat der langen Wirksamkeit des Verstorbenen.

Als zweite Hauptfrucht des Einflusses Pusey's wird bezeichnet die entschiedene Verbesserung, welche Platz gegriffen hat im Leben der Geistlichen, in der Abhaltung des Gottesdienstes und im Zustande der anglikanischen Pfarrkirchen. — Bevor der Reformator sein Werk begann, war es unter den englischen Geistlichen Sitte, sich fast um keine anderen kirchlichen Obliegenheiten zu kümmern, als um die gottesdienstlichen Verrichtungen der Sonntage. An diesen Tagen legten sie als Kirchendiener das Chorhemd an und lasen die Gebete und die obligate Predigt ab; die anderen Tage der Woche aber betrachteten sie als ihr persönliches Eigenthum, als eine Zeit, welche sie genau auf dieselbe Weise verwenden konnten wie alle anderen Gentlemen: sie jagten, schossen, fischten, ritten, spielten, tanzten, und trieben Ökonomie, Viehzucht und die Gemeindegeschäfte. Dieß ist gegenwärtig mit einem großen Theile der hochkirchlichen Geistlichkeit ganz anders geworden: der Schule wird viele Zeit und Aufmerksamkeit geschenkt; der Werktag-Gottesdienst wird abgehalten; die Kranken und Gebrechlichen werden in ihren Häusern besucht und besorgt; die Armenpflege und die übrigen Werke der Liebe und Barmherzigkeit werden pflichtgemäß überwacht, geleitet und befördert. Diese und manche ähnliche Beschäftigungen betrachten jetzt die hochkirchlichen Reverends als Pflichten ihres geistlichen Amtes und bestreben sich, dieselben zu erfüllen. Die Aenderung zum Bessern ist in der That bedeutend, und die öffentliche Meinung schreibt sie auf Rechnung der anregenden Thätigkeit Pusey's und seiner Partei. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Abhaltung des Gottesdienstes und mit dem Aussehen und Zustande der gottesdienstlichen Gebäude. Bei den letzteren ist die Verbesserung wirklich sehr auffallend und allgemein. Seit der Puseyitischen Bewegung hat man durch das ganze Land hindurch die alten, vielfach noch aus katholischen Zeiten stammenden Pfarrkirchen, die bisher vernachlässigt und verunstaltet waren, mit staunenswerthem Eifer gereinigt, restaurirt, vergrößert, verschönert und geschmückt. Daneben sind viele neue Kirchenbauten aufgeführt worden, durchgängig nach gutem Geschmacke. Zahlreiche anglikanische Kirchen in Stadt und Land glänzen jetzt weithin mit den eleganten Formen ihrer äußeren Architektur, und strahlen im Innern mit dem farbenreichen Schmucke der geschmackvoll decorirten Wände und der herrlichen gemalten Glasfenster. Kanzel, Taufstein, Communionbank, Chorstühle, Lese-

pult und Kirchenbänke sind mit Sculpturen und Schnitzwerk bedeckt, und das übrige Kirchengeräth funkelt in tadelloser Reinlichkeit. Wenn nur die Hauptsache nicht fehlte! Immerhin ist es erfreulich, daß die der Verehrung Gottes gewidmeten Tempel auch von der Häresie jetzt wieder mehr geehrt und sorgfältiger gepflegt werden, und da die öffentliche Stimme auch diesen Fortschritt für ein Verdienst der von Pusey und seiner Partei hervorgerufenen Bewegung erklärt, so stimmen wir in Bezug auf diesen Punkt gerne in das Lob des Verstorbenen ein.

Das dritte Hauptresultat der Puseyitischen Erneuerung ist der bekannte „Ritualismus". Da unsere Leser wissen werden, worin diese Entwickelung des anglikanischen Geistes besteht, ist es überflüssig, hier auf eine nähere Beschreibung desselben einzugehen. Pusey selbst war zwar niemals Ritualist; er hat dieses mehrfach öffentlich erklärt, wie namentlich in dem bekannten Briefe vom Jahre 1874, worin er versicherte, im Vorgehen der Ritualisten stets Vieles gefunden zu haben, was er zu verurtheilen sich verpflichtet fühlte. Trotzdem muß der Ritualismus als eine natürliche Frucht des Puseyismus bezeichnet werden; denn er ist eine logische Consequenz des Grundprincipes desselben. Der Oxforder Reformator hatte ja die Wiederbelebung der anglikanischen Kirche abhängig gemacht vom Zurückgehen auf die ganz oder theilweise vergessene alte Kirche mit ihrem Glauben, ihren Lehren, ihren Übungen; sein Unternehmen trug die Devise: Antiquam exquirite matrem! Und in der consequenten Anwendung dieses Principes auf Einzelnes war der Doctor selbst eine gute Strecke weit vorgegangen. Wie Manches, was in der damaligen Staatskirche unbekannt und unerhört war, hatte er selbst durch Zurückgreifen auf die alte Mutter zum Staunen Aller, zum Entsetzen Vieler wieder eingeführt. Dem Glauben an eine Art wirklicher Gegenwart Christi in der heiligen Eucharistie redete er im Jahre 1843 öffentlich vor der ganzen Universität das Wort und wurde zur Strafe für sein Unterfangen durch Urtheilsspruch für drei Jahre des Rechtes beraubt, vor der Universität zu predigen. Dadurch nicht im Mindesten beirrt, war er es wiederum, der zuerst die Übung der Privatbeichte erneuerte, verbunden mit individueller Seelenleitung durch den Beichtvater. Er wiederum war es, der aus der alten Kirche das Klosterleben in die anglikanische hinübernahm und im Verein mit Miß Sellon die erste religiöse Schwesterngenossenschaft stiftete, deren geistlicher Leiter er auch bis zum Tode blieb. Er war es auch, der die altkirchlichen Übungen der Frömmigkeit und der körperlichen Abtödtungen der langen Vergessenheit entriß, in einer Reihe ascetischer Schriften und Andachtsbücher erklärte und empfahl. Soweit ging Pusey selbst; aber hierbei blieb er auch hartnäckig stehen. Die Ritualisten nun wollten es sich bei dieser theilweisen Wiederbelebung der alten Kirchenformen nicht genügen lassen: sie behaupteten, nicht einzusehen, welcher vernünftige Grund ihnen ein weiteres Zurückgreifen verbieten könnte; sie hielten es im Gegentheile für eine logische Consequenz, ja für eine nothwendige Principientreue, nun auch das ganze gottesdienstliche Rituale der „alten Mutter" wiederum zu Ehren zu bringen. Konnte der alte Doctor seinen jungen Schülern

in einer so weitgehenden Anwendung seines eigenen Grundprincipes einen wirklichen Fehler nachweisen? Nein. Das Einzige, was der arme Mann, der sich hier von den Consequenzen seiner eigenen Lehre überholt sah, der jüngeren Generation vorzuhalten vermochte, war die Warnung: „Ihr macht euch durch diese Änderungen das Volk abwendig!" Doch die Ritualisten ließen sich dadurch nicht beirren; sie griffen thatsächlich weiter zurück, als der willkürliche Pusey, und führten, wie bekannt, in ihren Gottesdienst den ganzen rituellen Apparat der alten Kirche wieder ein. In diesem wie in anderen Punkten ist die Inconsequenz Pusey's eine handgreifliche. Dennoch ist es eine ganz andere Frage, ob Pusey sich seiner Inconsequenz selbst so bewußt geworden, daß er persönlich schlechten Glaubens gewesen sei. Wir wagen nicht, diese Frage zu entscheiden. Soviel wir sehen konnten, hat bisher Niemand den guten persönlichen Glauben und die Aufrichtigkeit Pusey's in Zweifel gezogen. Auch die Nekrologe, welche aus katholischen Federn geflossen und von wohlunterrichteten, gewissenhaften Priestern geschrieben sind, stimmen trotz ihres oft scharfen Tadels des Verstorbenen darin überein, daß sie zugeben, er habe an der objectiven Richtigkeit seiner Stellung und seiner religiösen Anschauungen nicht gezweifelt. Möge es so gewesen sein!

A. M. B.

Luise Michel und Dr. Beyschlag von Halle. — Das Europa des 19. Jahrhunderts braucht den classischen Zeiten eines Perikles und Augustus nicht gram zu sein. Athen rühmt sich zwar mit Recht seines Demosthenes, und Rom ist noch stolz auf seinen Cicero. Was ist aber der „Stotterer" Demosthenes gegen eine Luise Michel, was der „Schwätzer" Cicero gegen seinen Collegen Herrn Professor Dr. Beyschlag in Halle? Sollten dereinst wieder die Finsternisse der Barbarei hereinbrechen über Europa, so werden doch diese zwei Namen hinüberleuchten als Muster jetziger Redekunst, als höchste Blüthen unserer Cultur.

Der Ruhm und das Rednertalent der großen Bürgerin, der mannhaften Wanderpredigerin des Petroleums und der Füsilladen, die wie eine rasende Megäre sich erhebt und um sich tobt gegen jedes Eigenthum und jede Autorität, Luisens Name wird Jahrhunderte überdauern.

Auch Deutschland hat auf einem andern Gebiet endlich sein phänomenales Rednergenie in dem Säcularmenschen Dr. Beyschlag erhalten und entdeckt. Dank der Magdeburger Zeitung, welche diesen „berühmten Redner" schaubarlich dem überraschten deutschen Publikum vorgestellt hat, eilt gegenwärtig sein Ruhm auf Windesflügeln bis an die äußersten Grenzen des Vaterlandes, und tönt betäubend, zerschmetternd wie ein Nebelhorn sogar in den Ohren der katholischen Obscuranten.

Der ruhmgekrönte Mann soll sich zwar hoch und theuer verschworen haben, Wochen lang kein ultramontanes Blatt lesen zu wollen. Einige meinen, es geschehe dieses aus übergroßer Bescheidenheit und in Vorahnung, die katholische Presse dürfte seinen Namen über Verdienst verherrlichen; andere bösartiger angelegte Naturen aber wollen auch darin eine Ähnlich-

keit mit der Luise entdecken, die sich bekanntlich hier und da vor den zu handgreiflichen Demonstrationen bei Nacht und Nebel versteckt: so meinen sie, Dr. Beyschlag solle sich den Antworten, die er aus katholischem Lager erhalten könnte, wenig gewachsen fühlen. Zum Glück erscheinen diese „Blätter“ erst nach so vielen Wochen, daß wir hoffen, bis dahin sei die tiefe Bescheidenheit oder die nicht unbegründete Furcht des wackern Professors bereits in etwas verdampft und verraucht, und er habe bis dahin die katholische Presse aus seinem Index librorum prohibitorum gestrichen.

Übrigens bemüht sich der „berühmte Redner“ sehr, die Redekunst Fräulein Luisens nachzuahmen, in einer gewissen Vernachlässigung der Logik, in einer vornehmen Ignorirung unliebsamer Thatsachen, in einer durchaus primitiven Geschichtskenntniß, vor Allem aber in blindem Eifer, in der furia feminina. Der Gegner jedoch, auf den Beide anstürmen, ist verschieden. Luise will die gesammte sociale Ordnung stürzen, sie will den Weltplan Gottes verbessern; darum soll es keine Obrigkeit und keine Regenten, keine Unterthanen und Gehorchenden geben, keine Reichen, keine Armen, keine Gebote und kein Gesetz. Herr Professor Beyschlag dagegen schließt sich mehr dem Scherbendoctor Schlottmann an und dem confusen Dr. Jacobi. Diese drei edeln Telle der Universität Halle haben sich zusammengethan in dem schwellenden Hochgefühl und in dem gebieterischen Bewußtsein ihres Berufes, mit ihren Herkules-Schultern die wankenden Mauern Wittenbergs gegen den antichristlichen Romanismus und gegen die grundbösen Katholiken zu stützen; sie wollen den Katholicismus mit Stumpf und Stiel ausrotten, vertilgen. Namentlich fühlt Dr. Beyschlag in seinen stärkeren Lungen die Eigenschaften einer Trompete Jericho's, vor deren Getön die festen Zinnen Roms zusammenstürzen werden.

Dr. Beyschlag also hat am 23. Oktober auf dem vierten Vereinstag der „landeskirchlichen evangelischen Vereinigung“ oder in der „evangelischen Mittelpartei“ seine Rede geredet über das Thema: „Was ist Rom gegenüber der evangelische Christ seiner Kirche und seinem Vaterlande schuldig?“ Lange vorher hatte er das große rednerische Ereigniß in den Zeitungen dieser Partei ausposaunen lassen. Das Ereigniß ist in der That so groß, daß gewaltige Vorzeichen und Naturerscheinungen dasselbe vorherverkündeten, begleiteten und ihm nachfolgten: der hohe Norden hüllte sich in ein Nordlicht, ein großer Komet mit mächtigem Schweif erschien am nächtlichen Himmel, verheerende Überschwemmungen folgten in halb Europa, der Föhn wüthete auf Grindelwald, Orkane zerstörten die Städte auf den Philippinen. So kann denn Dr. Beyschlag mit mehr Wahrheit als Soliman der Prächtige ausrufen: „Als ich auftrat, hat die Welt gezittert.“

Keinem der versammelten ehrwürdigen Gottesmänner fiel es ein, zu fragen, ob es nicht besser und nothwendiger wäre, das Thema zu besprechen: „Wie ist Einheit in die arg zerklüftete evangelische Union und in ihre vielen Parteien zu bringen?“ Dr. Beyschlag kannte seine Pappenheimer, er wußte, daß ein Tamtam gegen die katholische Kirche nie seine Wirkung verfehle, daß der „gesunde Haß gegen Rom“ der beste Bindekitt sei zur Vereinigung

der widerhaarigsten Elemente. So wurde denn der Inhalt seiner Rede von der Predigerschaft der Mittelpartei als Programm ihres Handelns und Strebens, ihrer Hoffnungen und Wünsche hingenommen. Es lohnt sich darum der Mühe, zu vernehmen, wie der Herr Professor in seiner furia neben der Wahrheit, dem gesunden Menschenverstand, dem Recht und der Billigkeit vorbeigeschlagen hat.

Ein schwarzes Gespenst geht um in der Wohnung des Herrn Professors, welches ihn aufschreckt in schlaflosen Nächten; es ist die Möglichkeit eines modus vivendi zwischen Rom und Wittenberg, ein Zusammengehen evangelischer Christen mit den erzfeindlichen Katholiken im Kampfe gegen den Unglauben, den Materialismus, den Naturalismus und Socialismus. Ein solcher Bund ist ihm ein Greuel vor dem Herrn. Er entrüstet sich daher, wenn ein Jünger des Catechismus romanus von den Evangelischen als von einer „Schwesterkirche" redet. Auch uns gefällt der Ausdruck nicht; Dr. Beyschlag indessen bestreitet nicht mit uns die Schwesterschaft der beiden Kirchen überhaupt, sondern er behandelt die römische als eine unwürdige, verkommene, bluttriefende Schwester. „Wäre die Schwesterhand, in die wir einschlagen sollen, nur nicht so blutgefärbt, daß wir mit Lady Macbeth ausrufen müssen: ‚Alle Wohlgerüche Arabiens versüßen diese kleine Hand nicht mehr.'" Freilich, wenn es gilt, aus dieser blutgefärbten Hand schwere Steuern zu empfangen, wenn sie den Blutzins an Rekruten entrichten soll, dann erscheint sie gerade rein genug, und Arabiens Wohlgerüche sind nicht nöthig zur Desinficirung: aber einschlagen in diese Hand zum Bürgerfrieden, zum Wohl des gesammten Vaterlandes — nimmermehr, dagegen schleudert die fromme Mittel-Predigerschaft Interdict und Bann.

Der Herr Professor wird nun sehr tragisch, wenn er die blutgefärbte Hand beschreibt; ein „zahlloses Geisterheer" läßt er aufmarschiren, daß es kalt und gruselnd alle Anwesenden überläuft. Seine magische Laterne zeigt „300 000, die allein in Spanien im Rauche der Scheiterhaufen und in den Kerkern der Inquisition erstickt sind, Myriaden von Glaubensgenossen in Italien, die sie erwürgt hat, die Opfer der Bluthochzeit und der Dragonaden". Es ist merkwürdig, daß diese Professoren von Halle, einer nach dem andern, so wie sie auftreten, Dr. Schlottmann, Dr. Jacobi und jetzt wieder der „berühmte Redner", von Geschichtskenntniß so blutwenig besitzen. Schon früher haben wir (s. diese Zeitschrift, 1882, Bd. XXIII. S. 208) die geschichtlichen Stümpereien Schlottmanns gewürdigt; wir haben den Verfasser des Erasmus redivivus aufgefordert, zu beweisen, daß der sel. Peter Arbues, den er einen Blutmenschen schalt, einen einzigen Menschen zum Tode verurtheilt habe; wir haben diese Aufforderung ihm persönlich zugeschickt mit Namensunterschrift. Herr Schlottmann hat es vorgezogen, zu schweigen, natürlich in dem beschämenden Gefühl, daß er hier wieder Scherben aufgerafft; daß der Herr Professor seinen Irrthum schweigend bekennt, ist zwar schön; aber schöner und ehrenhafter wäre es, öffentliche Falschheiten auch öffentlich zu widerrufen.

Nach alledem hat Professor Beyschlag noch den Muth, die ebenerwähnten

Schaudermärchen dem **Erasmus redivivus** nachzuerzählen und einer hohen Prediger-Versammlung vorzutragen. „Doch wer lernt aus der Geschichte?" fragen nun auch wir mit Herrn Beyschlag; jedenfalls, wie der Augenschein lehrt, keiner dieser genannten Professoren von Halle. Aber auch nach den in Berlin versammelten Gottesmännern schauten wir vergeblich forschend aus, ob keiner zweifelnd frage: „Sind denn diese haarsträubenden Geschichten wahr und wissenschaftlich begründet?"

Woher zunächst hat Dr. Beyschlag seine Ziffern genommen, die 300 000 in Spanien, die Myriaden von Glaubensgenossen in Italien? Hätte er doch gleich 30 Millionen gesetzt und, statt Spanien und Italien zu nennen, gleich mit Zedlitz citirt:

„Und die im tiefsten Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,
Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand. . . ."

Das Papier hätte das Alles ebenso geduldig angenommen und die sehr gelehrte, sehr urtheilsfähige Versammlung wahrscheinlich ebenso blindgläubig verschluckt. — Wir selbst wollen indessen so galant sein und diese Zahlen ohne Nergelei so zulassen, wie Herr Beyschlag sie bietet. Aber sogar einem Professor von Halle sollte es nicht unbekannt sein, daß der Gerichtsbarkeit der Inquisition anheimfielen: die Gotteslästerer, Zauberer, Sodomiten, verkappte Juden, die unter christlicher Larve gottesräuberische Handlungen begingen, Kirchendiebe, Sacramentsschänder, Meineidige, kurz die traurigsten und schmählichsten Verbrecher. Wenn nun der Herr Professor Beyschlag alle diese Menschen als liebe Glaubensgenossen beansprucht und beweint, so wollen wir ihm natürlich diese Ehre nicht streitig machen; ehrliche Protestanten werden sich aber doch dafür bedanken, daß das „Evangelium" solche Früchte zu Hunderttausenden und Myriaden gezeitigt.

Die Bluthochzeit und die Dragonaden haben mit der römischen Kirche gar nichts zu thun; das waren politische und tyrannische Acte absoluter Könige. Es wundert uns gerade nicht, daß diese Sachlage der Dinge über den Horizont der Geschichtskenntniß Dr. Beyschlags hinausliegt. Derselbe hat aber gnädigst und großmüthigst zu erklären geruht, er würde die Todten ruhen lassen, diese alten Thatsachen nicht aufwärmen, wenn die römische Kirche auch nur durch ein einziges Wort der Reue und Buße diese Frevel gesühnt hätte. Wir aber fragen den „berühmten Redner": Weßhalb soll die Kirche die Frevel der Könige und Regenten bereuen und sie durch Buße sühnen? Herr Beyschlag hat wahrscheinlich noch nie ein katholisches Geschichtswerk gesehen, sonst hätte er gefunden, daß Bluthochzeit und Dragonaden kräftig verurtheilt und mißbilligt werden. Da also würde er das von ihm geforderte Wort der Sühne von Seiten der Römischen finden. Warum aber spricht der Herr Professor nicht auch von den Tausenden Katholiken, die in

England, Irland, Schweden, Holland, Ungarn u. s. f. grausam gefoltert, gehängt, geviertheilt, ausgehungert oder sonst barbarisch getödtet wurden? War hier sein Latein zu Ende?

In der Geschichte also könnte Dr. Beyschlag wie sein Freund Schlottmann von den Seminaristen noch Vieles lernen. In der Gegenwart ist er aber nicht besser zu Hause. Darum hat er in Berlin die Herren Prediger mit folgender Ungeheuerlichkeit angepredigt: „In unseren Tagen hat das Vaticanum es fertig gebracht, den Papst aussprechen zu lassen: ‚Die Tradition bin Ich, die Kirche bin Ich, die Wahrheit bin Ich.‘ ‚Wenn Du denkst, so denkt Gott in Dir, Du bist neben dem Gottmenschen und dem Altarssacrament die dritte Incarnation der Gottheit.‘ Das sind authentische Aussprüche an den Papst.“ Wo und in welcher Hallucination der Mann diese Blasphemien nur gelesen oder erdacht haben mag? Im Vaticanum steht natürlich kein Wort davon. Dennoch entstand in der gottesfürchtigen Versammlung kein „allgemeines Schütteln des Kopfes“, wie einst beim Examen des „Candidaten Jobses“. Keinem der Prediger fiel es ein, die mit Aplomb servirten Citate zu bezweifeln, oder auch nur den lateinischen Text der haarsträubenden Stellen zu verlangen. Herr Beyschlag hatte unmittelbar vorher darüber sich geärgert, daß die Synode von Trient den Jesuitenorden mit seinem Cadavergehorsam geboren und großgezogen habe. Welche Cadavergläubigkeit setzt nun derselbe Herr Doctor bei seinen hochgelahrten Zuhörern voraus? Gleichwohl hat er sich nicht verrechnet; denn diese lauschten zu mit einer Naivität, wie ein Kind bei den Märchen seiner Amme. Mit solcher Waare also bedient man nicht nur das einfache Volk, sondern eine ganze Schaar theologisch gebildeter Männer, wie doch diese Prediger sein wollen und sein sollten. Und so wird verfahren, nachdem Freund Schlottmann so salbungsvolle Predigten in seinem Erasmus redivivus über den Inhalt und die Pflichten des achten Gebotes losgelassen.

Weiterhin macht Dr. Beyschlag der römischen Kirche zum Vorwurf, sie habe alle besseren evangelischen (d. h. protestantischen) Regungen in ihrer Mitte erstickt. Das gerade ist ja der Controverspunkt zwischen Katholiken und Protestanten, ob diese Regungen gut und heilsam, oder verwerflich und unchristlich seien. Das Ersticken dieser Regungen also zum Ausgangspunkt des Tadels gegen die römische Kirche machen, als Princip hinstellen, was erst bewiesen werden muß, das heißt man in gesunder Logik circulus vitiosus. Für einen geschulten Universitätsprofessor aber ist es keineswegs ehrenvoll, in solchen circulis sich ertappen zu lassen.

Auch den innern Hader unter den Protestanten bespricht der „berühmte Redner“ ganz oberflächlich; das aber ist eine Sache, die uns kalt läßt, weil sie uns nichts angeht. Ob sie die Irrgänge der Freiheit geduldig tragen, wie Dr. Beyschlag anräth, oder nicht; ob eine Summe von Kirchenlehren oder nur „die vertrauende Hingabe an den einen Herrn des Heils“ (der Name Christus wird sorgsam vermieden) im Sinne Dr. Beyschlags zum Wesen ihres Glaubens gehöre, das ist ihre Sache; sie haben ja die Freiheit, ihren Glauben zuzustutzen, wie es ihnen beliebt; denn jeder Einzelne hat das Recht

der freien Forschung. Wir jedenfalls fühlen die Lust nicht, ihre Angelegenheiten zu regeln, wie sie stets ein Bedürfniß haben, die katholische Kirche zu schulmeistern und über diese Synoden abzuhalten. Wollen sich Christusgläubige und Christusläugner als Brüder Eines Glaubens umarmen, so ist das wieder ihre Sache; Herr Beyschlag würde dann freilich den von ihm so sehr ersehnten Trost haben, Tausende, die jetzt als Ungläubige gelten, als Brüder im Glauben zu erkennen. Vielleicht finden dann auch noch Mormonen und Türken in absehbarer Zeit freundliche Aufnahme in dem großen Schafstall, wenn diese selbst sich nicht zu widerborstig dagegen zeigen.

Der eigentliche Zweck und der Schwerpunkt der Beyschlag'schen Rede betrifft aber das politische Gebiet. Dr. Beyschlag will, daß selbst in politicis keine Einigung sei zwischen conservativen Protestanten und Katholiken. „Vaterlandsfreunde sollten mit ausgesprochenen Vertretern römischer Grundsätze in vaterländischen Dingen niemals einen Bund flechten." Also in der Frage des Tabakmonopols, der Steuern und des Militärs, der Arbeiterversicherungen, der Zölle, der zwei- oder dreijährigen Kammerberufung u. dgl. ist der evangelische Christ es dem Vaterlande schuldig, nie mit den Katholiken zusammen zu gehen. Das also ist der Witz, der einem Professor von Halle in den Kopf gefahren ist: ewiger Haber, ewige Zwietracht bis in die kleinsten Dinge hinein soll im Deutschen Reiche systematisch zum Princip erhoben werden. Und der Mann, der vor einer gebildeten Versammlung solches Zeug schwätzt, nennt sich einen Vaterlandsfreund und möchte sich zum Rathgeber der Regierung aufdrängen, die ohne ihn und seinen Rath in Gefahr ist, falsche Wege in gewissen Stunden der Schwäche einzuschlagen.

Ein echter Mittelpartei-Redner muß den Grad seiner Befähigung besonders durch Klagelieder bewähren. „Durch die preußische Verwaltung," so wird lamentirt, „geht ein breiter Strom von Unwissenheit und Charakterschwäche dem Romanismus gegenüber." Der preußische Staat hat bisweilen schwache Stunden im Verhältniß zur römischen Kirche, und doch weiß der große Staatsmann Beyschlag, „daß ein wirklicher Friede mit Rom unmöglich ist". Es ist tief zu beklagen, daß die 15 Millionen römischer Katholiken mehr Rücksicht vom Staate genießen, als die wenigen Hunderte lieber und getreuer Altkatholiken. Darum auf, ihr Vaterlandsfreunde alle: „Es gilt heute, des Staates müde Hände und wankende Kniee zu stärken und ihm zuzurufen: Opfere nicht die große ernste Zukunft, nicht die Sache für den Schein." Ein solcher Beyschlag'scher Ruf, mit polyphemischen Lungen ausgeschrieen, wird sicher den preußischen Staat retten und „die wankenden Staatskniee" stärken. „Wir sind dem Staate und unserer Kirche Protest schuldig gegen das Paritätsprincip." „Die evangelische Kirche hat das Recht, zu fordern, anders vom Staate behandelt zu werden, als die katholische." Und warum denn nicht? Sind denn die Katholiken nicht als Heloten, als Parias, als Sklaven der Evangelischen in den preußischen Staat eingetreten? Ist das nicht eine Anmaßung von ihnen, Parität mit den Protestanten, gleiches Recht und gleiche Behandlung mit ihnen zu beanspruchen? Freilich hat man mit ihnen Verträge geschlossen, man hat ihnen Freiheit der Religion, Gleichstellung mit

den Protestanten versprochen und beschworen; was verschlägt aber das? „Der evangelische Christ (der Mittelpartei) ist seiner Kirche und seinem Vaterlande schuldig", alles das für nichts zu achten; denn sein omnipotenter Staat darf und soll über Recht und Versprechen den obscuranten, staatsfeindlichen Katholiken gegenüber wegschreiten.

Solche Staatsweisheit also wird unter dieser Zunft von Professoren gezüchtet und großgezogen. Ob wohl der Fanatismus der französischen Bacchantin Luise Michel weiter reicht, als der des Herrn Predigers und Professors Beyschlag? Der Bericht aber fügt hinzu: „Allgemeinster Beifall folgte dem ergreifenden Vortrage, für den die Versammlung ihren Dank durch Aufstehen bekundete." Und warum auch nicht? Zahlen denn die Katholiken ihre schweren Steuern für etwas Anderes, als um sich von den durch ihr Geld genährten Professoren abkapiteln zu lassen? Schade ist es, daß der „berühmte Redner" Homers, der

„frechmaulige Thersites, der ewige Schwätzer,
der sich verstand auf viel und ungebührliche Worte",

zu früh gestorben ist; er würde sicher in den gegenwärtigen romfeindlichen Versammlungen mitschreien. Ob er indessen gegen deren Redner die Concurrenz aushalten könnte?

R. B.

Digitized by Google